

# *Die Inseln des Indischen und Stillen Meeres*

W. F. A. Zimmermann

# Die Inseln

## des indischen und stillen Meeres.

---

Erster Theil.

# Die Inseln

## des indischen und stillen Meeres.

---

Erster Theil.

# Die Inseln

## des indischen und stillen Meeres.

---

Erster Theil.



Für die Sennores Padres zu Manilla

# Die Inseln

## des indischen und stillen Meeres.

Reise eines holländischen Arztes und Naturforschers

von

Java über Timor, die Molucken, Neu-Guinea und Neu-Seeland durch den Tonga- und Fidji-Archipel, durch Celebes und Borneo, über die Carolinen-, Philippinen-, nach den Sandwichs-Inseln, Otaheiti, Pitcairn ꝛc. und zurück nach Batavia.

### Ein Natur- und Sittengemälde

der tropischen Regionen des großen Oceans.

Nach brieflichen Mittheilungen, den neuesten Quellen und eigenen Anschauungen

von

Vollmer, Carl Gottfried W

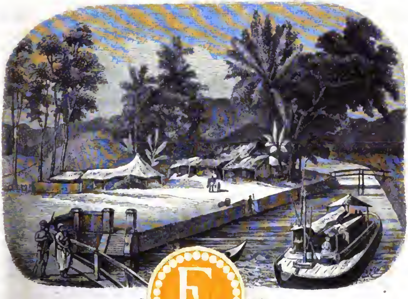
Dr. W. F. A. Zimmermann.

I. Theil.

Mit 1 Titelbilde und 96 Abbildungen.

Berlin 1863.
Verlag von Theodor Thiele.

# Inhaltsverzeichniß.



Di … atavia.

# Erstes Kapitel.

**Ein Handelsschiff wird mit wissenschaftlichen Aufträgen in die weite Welt geschickt. — Was sich in der Person des Erzählers vereinigen mußte wegen Raumersparniß. — Der Supercargo des Schiffes und einiges aus seiner Lebensgeschichte. — Die neunschwänzige Katze als Vorbereitung zu einem Ehebündniß. — Petechien von ungewöhnlicher Größe**

Der „van der Kapellen", ein schönes, kupferbeschlagenes Schiff, von bedeutender Tragekraft lag im Hafen. Es galt nunmehr den Staub von den Schuhen zu schütteln und sich dem Meere anzuvertrauen für eine Reihe von Jahren. Der reiche van der Kapellen, so war der Name des Besitzers eben jenes Schiffes, was er nach sich hatte taufen lassen, fühlte das Bedürfniß für den Handel, d. h. für seinen Beutel etwas zu thun, er fühlte das Bedürfniß dem Staate aufzuhelfen, denn seine Reichthümer, die doch höchstens 10 bis 12 Millionen Gulden betrugen, wollten sich nicht in dem Grade mehren, wie sie eigentlich gesollt. Der „van der Kapellen" war daher vom Herrn van der Kapellen ausgerüstet worden, um für den Handel von Batavia und den möglichst großartigsten Umschwung seines, des reichen Kaufmanns Vermögen eine Reise längs der Küsten der alten

und neuen Welt zu machen, und vor allen Dingen die Inselvölker mit Kaffee und Zucker eventualiter mit blauem Tuch und rothen Tüchern, mit blanken Knöpfen und stumpfen Messern bekannt zu machen. Das Schiff war mit dergleichen Gegenständen reichlich versehen und man durfte wohl hoffen, daß der Handel von Java (immer stillschweigend darunter den des Herrn van der Kapellen verstanden) auf diesem Wege eine glückliche Reform erhalten werde.

Damit aber die Welt erfahre, welch großmüthiges Herz in dem Busen des Herrn van der Kapellen schlage, so hatte er der an sich rein kaufmännischen Expedition den Namen einer rein wissenschaftlichen gegeben und wie Don Ranudo de Colibrados, der berühmte spanische Grande, einen Koch, einen Kutscher, einen Kellermeister, einen Tafeldecker, einen Bereiter, einen Kammerdiener, einen Haushofmeister, einen Zahlmeister, einen Gutsinspector, alles in der Person seines Bedienten Pedrillo hatte, so war durch Herrn van der Kapellen, ein Botaniker, ein Astronom, ein Geolog, ein Phrenolog (was kann einander näher liegen als die Erhöhungen der Kugel, welche wir den menschlichen Kopf nennen und derjenigen, welche Erde heißt), ein Bergmann und ein Physiolog eventualiter Anatom, alles in der bescheidenen Person meiner Wenigkeit auf dem Schiffe angestellt worden.

Dieses war eine höchst weise Vorsicht zu nennen. Alles so vereinigt, nahmen die vielen Personen doch mit einer einzigen Coje vorlieb, und ich nun gar, ich hatte den unbeschreiblichen Vortheil nicht bloß eine Coje, sondern ein ganzes Zimmer mein zu nennen, welches volle 7 Fuß Länge bei 5 Fuß Breite hatte und die Annehmlichkeit bot, daß, wenn ich den Kopf zum Fenster hinausstreckte, ich mich ungenirt mit den Haifischen oder andern freundlichen Meeresbewohnern unterhalten konnte, mein Zimmer lag nämlich senkrecht unter dem des Capitains, so wie dieses senkrecht unter dem des Supercargo lag, aus welchem Umstande man mit vollkommenem Recht wird schließen dürfen, daß es zur Hälfte unter Wasser lag, denn das Gallion des Schiffes hatte 18 Fuß über Wasser und da 21 Fuß erforderlich sind, damit drei Menschen in drei Etagen grade über einander stehen können, so ergiebt sich, daß 3 Fuß von meiner Wohnung unter Wasser lag.

Dies hat im Allgemeinen nicht viel zu sagen. Auf einem solchen Schiffe können die Höhen der Zimmer nicht bedeutend sein und die quer laufenden Balken, welche die Rippen des Schiffes auseinander halten, fordern doch auch Platz. Feuchter als eine andere war meine Wohnung auch nicht, denn sie hatte durch zwei vergitterte mit enorm dicken Glasscheiben versehene Fenster genügend Luft und auch genügend Licht, die Gitter waren von innen zu entfernen, und ich konnte daher nach Belieben den Kopf zum Fenster hinausstrecken. Von außen aber waren eben diese Fenster durch sehr derbe Klappen verschließbar, damit Abends, wenn man Licht angezündet hatte, die Leute einem nicht in die Fenster sehen konnten. Dies war ein Witz vom Herrn van der Kapellen, den

er machte, als er mir mein Zimmer überwies, es sich nicht nehmen lassend, mich selbst darin einzuführen. Weit entfernt ein Plagiat an ihm zu begehen, will ich seinem Geiste hiermit ein ehrenvolles Denkmal gesetzt haben.

Die äußeren Laden hatten übrigens noch einen anderen durchaus nicht gering zu achtenden Zweck. Stürme werfen die schäumenden Wogen nicht selten über das ganze Verdeck eines hohen Schiffes; welch ein Wunder würde es sein, wenn sie in die 2 Fuß über dem Wasserspiegel liegenden Fenster schlügen, dazu sind nun diese Laden angebracht, welche dergleichen Unfreundlichkeiten verhindern, und da das Wasser dennoch in die Fugen und Ritzen dringt, wenn sie nicht kalfatert sind, d. h. mit getheertem Werg zugeschlagen, so machte ich von der vortrefflichen Erfindung Gebrauch, die sich jetzt überall hin Bahn gebrochen hat, von der Erfindung des vulkanisirten, des mit Schwefel verbundenen Kautschuks, von welchem man Platten von allen Größen bekommt, und in allen Dicken, so daß es mir also leicht wurde die Fugen der Luke so zu verschließen, daß nicht Luft, viel weniger Wasser hätte durchdringen können.

Das Schiff hatte bedeutenden Tiefgang, wie sich schon aus seiner Höhe über Wasser entnehmen läßt, die 12 Fuß betrug, wenn man die Cajüte des Supercargo in Abzug bringt, welche sich um etwa 7 Fuß über das Verdeck erhob, es hatte auch eine schöne Breite und verbarg unglaubliche Mengen von denjenigen Waaren, welche den Inselvölkern theils wirklich nützlich, theils aber auch als Spielwerk oder Schmuck angenehm und werthvoll sind. Aus deutschen und engländischen Fabriken werden immerfort dergleichen nach dem holländischen oder englischen Indien gebracht, und Herr van der Kapellen hatte selbst mehrere Schiffsladungen kommen lassen, um sein großes zu dem vorliegenden Behuf ausgerüstetes Schiff damit reichlich zu versehen. Die ganzen Waarenräume der sämmtlichen Verdecke unter dem ersten, welches der Mannschaft zur Wohnstätte diente, waren vollgestaut mit solchen Gegenständen, wie man sie zum Handel mit den rohen Völkern braucht. Nur eine mäßige Abtheilung war für die Lebensmittel bestimmt, und obwohl die Zahl der Matrosen eine für ein Handelsschiff sehr bedeutende war und nebst einigen Dutzend Musketenträgern, welche man Seesoldaten titulirte, 100 bei weitem überstieg, so mochte dies doch gerechtfertigt erscheinen, indem vorauszusehen war, daß der van der Kapellen zu jeder Zeit Lebensmittel würde genug bekommen können, da er nur von Insel zu Insel, von Land zu Land gehen sollte, und man nicht im Sinne hatte, ihn gleich den spanischen Galionen quer über das Stille Weltmeer zu führen, gerade an einer Stelle, wo keine einzige Insel gefunden wird, und man das Vergnügen hat, fünf bis sechs Monate lang nichts als Himmel und Wasser zu sehen.

Der Kapitain Waterhocker, war ein sehr braver Mann, einer jener wenigen Leute, welche glauben: für das Wohlbefinden ihrer Untergebenen zu sorgen, sei ihre erste Pflicht und welche es daher auf eine Hand voll Glaskorallen nicht

ansehen, wenn es sich darum handelt, die Mannschaft acht Tage lang mit frischem Fleisch zu versehen. Mitunter hätte dieses wohl dem Vorrath an Handelswaare einigen Abbruch thun können, wenn nicht glücklicher Weise in der Person des Supercargo ihm ein wirksames Gegengewicht gegenüber gestellt worden wäre.

Dieser Supercargo hieß Meyer, war ein gutmüthiger Schwabe, war als Hausknecht nach Rotterdam gekommen, um dort in irgend einem Wirths- oder Kaufmannshause Unterkunft zu finden. Ein halbes Jahr später war er von seinem Herrn nach dem Cap mitgenommen worden, woselbst, obschon die Engländer bereits ihre Hand darauf gelegt hatten, Herr van der Kapellen doch eine Commandite besaß. Hier hatte der zum Comptoirdiener avancirte Hausknecht sich in die Tochter seines Herrn verliebt, oder vielmehr sie in ihn. Die natürliche Folge davon war, daß er den engländischen Behörden überliefert wurde, welche ihn zuerst durch die neunschwänzige Katze infamirten, und dann unter die Soldaten steckten.

Die Tochter wurde darüber sehr krank, der Vater dachte die jugendliche Schwärmerei würde sich geben, aber sie gab sich nicht, dann reiste er mit ihr und mit seinem ganzen Haushalt nach Java, wo er eines der reichsten Kaufmannshäuser ausmachte; er dachte durch eine Luftveränderung würde sich das geben, aber es gab sich nicht.

Dann reiste er allein nach dem Cap zurück, kaufte den Hausknecht los von den Soldaten, und nahm ihn mit nach Java, wo er dann mit schwerem Herzen ihn seiner Tochter vorstellte als ihren Verlobten, als ihren künftigen Gatten. Das Mädchen blühte wieder auf und ehe noch zwei Monate vorüber waren, sah Herr Meyer sie als glückliche Gattin in seinen Armen, und fand sich für dreijährige Unterweisung in dem englischen Soldatendienst durch dieses Glück reichlich entschädigt; aber die vielmals gekostete neunschwänzige Katze, schien so nachtheilig auf seinen Geist und sein Gemüth gewirkt zu haben, wie die dreijährige Trennung von ihrem Geliebten auf den Körper des jungen Mädchens, dieser nämlich siechte nach einer ziemlich kurzen Glücksperiode von neuem und immer mehr und mehr, sie schenkte ihrem Gatten ein Söhnlein, aber sie starb anderthalb Jahre nach ihrer Verheirathung an tiefen inneren Schmerzen, die Leichenwäscherin wollte behaupten auch an äußeren, denn es sollten an dem schönen Körper eine Menge ganz eigenthümlicher blauer und grüner Streifen zu sehen gewesen sein. Der Arzt erklärte aber, diese fingerbreiten und oft fußlangen Striemen seien Petechien, Folgen eines Faulfiebers, dem die junge Dame erlegen.

Der Schwiegervater nahm das Söhnlein zu sich, und der trostlose junge Gatte war von da ab sehr häufig in Batavia, sah nach den Geschäften seines Schwiegervaters, dessen Erbe er ja werden mußte, und suchte sich bei dem

Zuckerrohr der malayischen Rongings zu trösten. Der Schwiegervater fühlte ganz den gerechtfertigten Schmerz seines Sohnes und übertrug ihm die Stelle eines obersten Aufsehers über die Geschäfte, da er ihm nicht die eines Buchhalters überweisen konnte, weil es ihm an Kenntnissen der Rechen- und Schreibekunst fehlte, allein er entwickelte sehr viel körperliche Thätigkeit und ließ was Aufrechterhaltung der Ordnung betraf, in der That seinem Schwiegervater nichts zu wünschen übrig, so machte er denn auch verschiedene Reisen nach Indien, nach dem Cap, nach Europa, ließ auch bei einer zweiten Reise nach der Capstadt zwei seiner ehemaligen Corporale durch Neger todtprügeln und verwickelte zwei seiner Offiziere in ein tödtlich ausfallendes Pistolenduell, worauf er wieder nach Weltevreden zurückkehrte.

---



Das Besuchzimmer des van der Kapellen.

## Zweites Kapitel.

Eine wohl eingerichtete Cajüte. — Geistreiches Verfahren bei Beschaffung der wissenschaftlichen Apparate und Bücher. — Batavia, die stolze Königin des Ostens. — Das chinesische Stadtviertel.

Als Herr van der Kapellen den „van der Kapellen" ausrüstete, war Herr Meyer noch immer ein junger Mann zu nennen, er zählte vielleicht 40 Jahre, vielleicht auch noch nicht einmal so viel. Er bat nunmehr seinen Schwiegervater ihm die Stelle des Supercargo auf dem Schiffe zu geben, was denn wie begreiflich, keinen Anstand finden konnte, da wohl niemand geeigneter sein mochte, ein solches Unternehmen zu führen, als der präsumptive Erbe des ganzen un-

geheuren Vermögens, denn das Söhnlein war etwa 17 Jahre alt, und der Großvater hatte zwar genau dieselben Zahlen, aber in umgekehrter Ordnung als sein Alter anzugeben. Für diesen Enkel lebte und webte der alte Mann, für ihn wollte er seine Millionen verdoppeln, und wer konnte dazu geeigneter erachtet werden als der Vater selbst.

So kam es denn, daß Mynheer Meyer auch die ganze Ausrüstung des Schiffes, und vor allen Dingen die seiner Cajüte überwachte. Nichts was irgend zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gereichen konnte, wurde da vermißt. Die Möbeln waren von den kostbarsten Hölzern mit den theuersten Stoffen überzogen, die Spiegel, Leuchter, das ganze Tischservice konnte beinahe königlich genannt werden, und die Küche war so reichlich und mit so feinen Vorräthen versehen, daß auch hier nichts zu thun übrig blieb, nur eines setzte mich in die äußerste Verwunderung. Bei dem ganzen Arrangement war nicht ein Buch zu finden. Ob dies die tödtliche Feindschaft gegen die schwarze und weiße Farbe der gedruckten Bücher, oder ob dieses in der Schwierigkeit zu finden sei, mit welcher der Supercargo sich schriftlich ausdrückte, was dann möglich machte, daß er des Lesens nicht vollkommen kundig, wollen wir ungesagt lassen, doch fehlte es auch an Unterhaltung für den Geist innerhalb der 32 Wände, seiner acht Salons, Zimmer, Boudoirs, Schlafgemächer &c., so fehlte es doch darin nicht im geringsten an den feinsten und theuersten Weinen, an den seltensten und theuersten Speisen.

Die naturwissenschaftliche Expedition des „van der Kapellen" sollte übrigens auf jede mögliche Weise unterstützt werden, und so hatte denn der alte Herr dafür gesorgt, daß ich mit vielen sehr theuren, theils zweckmäßigen, theils gänzlich unbrauchbaren, aber trotzdem sehr kostbaren und sehr schön aussehenden Instrumenten versorgt wurde, auch eine Bibliothek war expreß für mich verschrieben worden; er hatte einem Handelsfreunde in Rotterdam aufgetragen eine wissenschaftliche Bibliothek von 1000 Bänden zu besorgen. Dieser, welcher davon nicht Giks noch Gaks verstand, hatte den Auftrag weiter nach England befördert, und der Kaufmann hatte sich an einen Buchhändler gemacht, der natürlich nichts Eiligeres zu thun hatte, als die sämmtlichen verlegenen Bücher seiner Handlung in Maroquin-Bände fassen, mit goldenen Titeln versehen und sich dafür 1500 Pfund Sterling auszahlen zu lassen.

Als die Kisten in Batavia ankamen, war ich höchst begierig auf deren Inhalt, ich fand aber unter den juristischen, theologischen, parlamentarischen Streit- und Schmähschriften so wenig Erbauliches, als in ein paar Dutzend Exemplaren des Corpus juris oder in den Criminalgeschichten, Raub- und Mordgeschichten der Londoner Verbrecherkolonie, jener berüchtigten Abtheilung dieser großen Hauptstadt, welche die Constabler und Diebsfänger, die Spione und Bluthunde mit großer Umsicht pflegen und aufrecht erhalten, weil sie selbst niemals

überflüssig werden, so lange noch genug Räuber, Diebe und Mörder sich dort sicher wissen.

Der gute Herr van der Kapellen hatte eine wissenschaftliche Bibliothek verlangt — nun eine solche konnte man dieses Sammelsurium allenfalls nennen und ein engländischer Advokat hätte bei einer Klage dieses gewiß siegreich aufrecht erhalten, da aber der Herr van der Kapellen sehr wohl wußte, weshalb die jüngeren Söhne aller vornehmen Häuser in England Advokaten zu werden pflegen, weil es die schönste und sicherste Methode ist auf Kosten anderer reich zu werden, so klagte er durchaus nicht, sondern überließ mir nun, an Büchern anzuschaffen, was ich für nöthig erachten würde; so brachte ich nun zwar nicht 1000 Bände zusammen, aber doch wenigstens 50 ganz gediegene naturwissenschaftliche Werke, worauf ich mich denn auch noch mit einer dreifach größeren Zahl von Werken aus der Unterhaltungslectüre, die ich noch nicht kannte, versah, um in müßigen Stunden, deren es auf dem Schiffe so viele giebt, die lange Weile zu verscheuchen und ich hielt mich auf diese Weise für reichlich versehen, um so sicherer als die Seefahrten nirgends lange dauern, nur selten die Zeit von acht Tagen übersteigen konnten und am Lande die wissenschaftlichen Untersuchungen, denen ich mich mit Ernst hinzugeben gedachte, mich hoffen ließen, daß ich eher zu wenig als zu viel Zeit haben würde.

Auch einige Dutzend von jenen kleinen musikalischen Instrumenten, welche den Namen Harmonika, Ziehharmonika führen, hatte ich mir als Privateigenthum angeschafft, ich hoffte damit auf die Gemüther der Einwohner jener vielen Inseln, die wir besuchen sollten, einen vortheilhafteren Eindruck hervorzubringen als Herr Meyer von seinen Kanonen irgend erwarten konnte. Das Schiff war ein Zweidecker und war auswendig nach Art der Kriegsschiffe angestrichen, so daß man glauben konnte dasselbe führe 45 Kanonen, in der That aber führte es nur 15, nämlich 6 auf jeder Breitseite, zwei lange Dreißigpfünder in der Cajüte des Kapitains und einen langen Achtundvierzigpfünder im Vorderbug. Für einen Kauffahrer eine formidable Bewaffnung und vollkommen genügend um die vielen Piraten, die das Inselmeer von Süd-Asien noch immer unsicher machen, in Respect zu halten, wenn man nur Vorsicht genug übt, sich die Burschen so fern zu halten, daß sie nicht entern können. Da dieses nun in der Regel zur Nachtzeit geschieht, so thut man sehr wohl, während der Nacht das Weite zu suchen und in solcher Entfernung vom Lande zu bleiben, daß sie es nicht wagen so weit zu gehen, daß ein Sturm sie fassen könnte. Ihre Boote nämlich, obschon oft von 200 tapfern Leuten bemannt, sind doch alle offen und können hohem Seegange durchaus nicht widerstehen.

Endlich war auch das Letzte, was noch etwa für die Equipage nöthig gewesen wäre, besorgt und ich verließ Batavia fröhlichen Herzens.

Batavia, welch ein Zauberwort! die Königin des Ostens, die stolzeste Stadt

der Erde wie die Holländer sagen — nun ja die Holländer, sonst würde wohl niemand dergleichen gesagt haben auch zu den Zeiten der höchsten Blüthe dieser wunderbaren Stadt.

Die Holländer sind nämlich Frösche, ihnen ist nur im Sumpfe wohl. Auf dem Niederschlag des Rheins sind die Städte in Holland gebaut und auf dem Niederschlag des Tschiliwung, des großen Flusses, ist Batavia gebaut, in eine völlig freie Ebene, nur im fernsten Hintergrunde von den Bergen, der südlich durch Java laufenden Kette begrenzt. Der ganze Boden ist aufgeschwemmtes Land, der Fluß von den Bergen herabkommend, verläuft in diesem aufgeschwemmten Lande und er selbst schwemmt immer noch mehr heran, so daß die großen Schiffe noch alle weit im Meere liegen müssen.

Auf diesem Boden ist ein neues Amsterdam entstanden; viele Stockwerk hohe Häuser, zum Theil von Stein, zum Theil von Fachwerk sind hier dicht an einander gebaut worden, wie es so Sitte ist in den nordischen Städten, in denen jeder Quadratfuß sicheren Baugrundes tüchtig bezahlt werden muß. Durch die schnurgeraden Straßen laufen Kanäle, aber nur einer ist fahrbar, nur einer wird gebaggert und von der Versumpfung frei erhalten, die andern sind grün überwachsen mit einer trüglichen Decke von Wurzelwerk und Blättern, welche an den Ufern wohl einen Menschen tragen, dem Verwegenen aber der hinüber gehen wollte, sicherlich den Untergang bereiten würden, denn tiefer, träge fließender Schlamm von einem dichten Wurzelgeschlinge durchflochten, würde jedes Versuches sich zu retten, spotten und unzähliches giftiges Gewürm, auch Crocodille in ganz hübscher Anzahl würden den Unglücklichen bald genug unter die grüne Decke ziehen, so daß man nicht einmal ahnen würde in welcher Gegend er untergegangen.

Giftige Nebel lagern sich allabendlich über Batavia und verjagen die weiße Bevölkerung und sie haben auch verursacht, daß die stolzen Häuser gar bald ihre Bewohner verloren. Die erste Generation war zu träge, war zu sehr wirklich holländisch, als daß sie hätte entweichen sollen. Nebel kennt man ja, so weit Holland reicht, davor fürchtet sich niemand, aber allerdings sind die Nebel von Batavia, in dem heißesten Theile der Aequatorialzone gelegen, von etwas böserer Beschaffenheit, als die Nebel von Amsterdam und so kam es denn, daß Batavia ausgestorben wäre, wenn nicht fortwährend aus Europa ein überreichlicher Nachschub ersetzt hätte, was die Cholera, was giftige tropische Fieber hinwegrafften.

Jetzt sind die meisten jener schönen Häuser verschlossen oder verfallen, man würde den Ort menschenleer nennen müssen, wenn nicht die Chinesen und der Auswurf des Malayenvolkes die Straßen bevölkerte. Die Häuser sind sämmtlich Magazine geworden, die reichen Kaufleute kommen gegen 10 zur Stadt in ihre Comptoirs und verlassen zur Zeit des Sonnenunterganges die-

selbe wieder, um sich nach den höher gelegenen Stadttheilen Ryswyk, Molenvliet und Weltevreden zurückzuziehen, wo auf mäßigen Höhen, erhaben über den schrecklichen Nebeln, elegante Villen mit allen Bequemlichkeiten des raffinirtesten Luxus ausgestattet, sich aus den sie umgebenden Gärten erheben.*)

Sonderbar, Batavia, das alte und das neue, hat eine Bevölkerung von höchstens 70,000 Seelen und es hat doch eine beträchtlich größere Ausdehnung als Paris, aber die natürliche Folge von dieser Bauart ist auch eine solche Verödung der Straßen in diesem schönen gesunden Stadttheile, daß keine Straße eines mittelmäßigen Dorfes in Deutschland weniger Leben zeigt als diese Stadttheile der „üppigen Königin des Ostens." Von einem Hause bis zum andern hat man immer ein paar hundert Schritt zu gehen. Nun geht dort allerdings niemand, ein jeder reitet, fährt oder läßt sich tragen, aber außer zu den Zeiten der Völkerwanderung, Abends zwischen 5 und 6, wo Alles Batavia flieht und Morgens von 9 bis 10, wo Alles dahin strömt was Geschäfte macht, sind die Straßen leer, am Tage wegen der furchtbaren Sonnenhitze, bei Nacht wegen der gänzlich fehlenden Beleuchtung und der daraus leicht hervorgehenden Unsicherheit, daher auch ein streng aufrecht erhaltenes Gesetz verordnet, daß ein jeder nach Sonnenuntergang mit einer brennenden Fackel versehen sein muß. Die reichen Leute, welche fahren oder sich der Pickelkasten (Palankin) bedienen, lassen sich die Fackeln oft dutzendweise vortragen.

So viel Umstände hindern natürlich die Geselligkeit, und wo man sie findet, ist sie von dem allersteifsten, widerwärtigsten Ceremoniel begleitet, dessen Befolgung sich der reich gewordene Hausknecht noch mehr am Herzen sein läßt, als der von Hause aus reiche Kaufmann. Im Hause des Herrn van der Kapellen hatte ich mich allerdings sehr wohl gefühlt, aber der arme und junge Arzt, dessen Praxis noch keine goldene ist, hatte in allen andern Häusern, in welche der Zufall ihn führte, nur zurückstoßende, frostige Vornehmthuerei erfahren und war daher zufrieden als der folgende Morgen zur Abreise bestimmt war.

*) Wer sich über das merkwürdige Land Java und die merkwürdige Stadt Batavia genauer unterrichten will, findet die Mittel dazu in „Das Todesthal auf Java" von Zimmermann. Berlin bei Th. Thiele.



Der chinesische Kampong in Batavia.

# Drittes Kapitel.

Abreise von Batavia. — Der Kanal. — Wir gehen unter Segel. — Die Insel Bali. — Handel mit den eignen Kindern, der einzige Reichthum, den die Einwohner besitzen. — Die Insel steht jetzt unter einem Fürsten, welcher alle anderen besiegte. — Verbot, die Kinder zu verkaufen, und Folgen dieses Verbots.

Auf dem großen Kanale wurde unsere Schuite nach der See geführt. (S. die Vignette, S. 1). Ohne alle Masten, weil sie eine Menge niederer Brücken zu passiren hat, muß das schwerfällige Boot langsam durch Batavia gerudert werden bis man an den, von zwei mächtigen Dämmen eingeschlossenen großen Fluß kommt, der zum Theil bereits dem Meere abgerungen ist, wo denn von 6 bis 8 auch wohl mehr Leuten gezogen, die Schuite mit mäßiger Geschwindigkeit dem Meere zugeht. Bei ganz ruhigem Wetter kann ein solches Schiff mittelst einiger aufgerichteter Stangen und ziemlich schlecht gestellter Segel bis an das Schiff gelangen, andren Falles sendet man von diesem so viele Boote als man hat, nach dem Lande hin, um die Schuite auszuladen.

Das Werk war vollbracht, die bereits sehr herangeholten Anker wurden eingenommen, die Segel entfalteten sich im mäßigen Winde, und vorwärts ging es längs der Nordküste von Batavia immer nach Osten hin, denn unsere erste Anlandung sollte auf der Insel Madura gemacht werden, welche ganz nahe an der flachen Küste von Java liegt. Wir gelangten schon am nächsten Tage

dahin, denn der Wind war frisch und vollständig günstig, allein trotz meines Wunsches, mich wenigstens einen Tag lang dort aufhalten zu können, wurde nur eine Depesche an den holländischen Residenten, dem die ganze Insel unterthan ist, abgegeben und dann weiter nach Bali gezogen, welches gewissermaßen eine Fortsetzung von Java genannt werden kann, wie überhaupt die nächsten Inseln Lombock, Sumbava, Floris, Timor &c. dergestalt in einem Strich mit Java liegen, daß man sich schon dadurch überzeugt halten muß, sie sämmtlich seien ein zu Hinterindien gehöriger und durch Sumatra damit verbundener Gebirgszug gewesen.

Hier war es mir erlaubt, den Fuß an's Land zu setzen, ach! es hat mich schwer gereut, daß ich es gethan. Ein Elend solcher Art habe ich nie gesehen und ich hoffe, es wird mir auch nicht wieder begegnen.

Bali ist eine schöne, gebirgige Insel. Von einer sehr üppigen, reich bebauten Küste erhebt sich der fruchtbare Boden nach der Mitte zu bis zu einer gewissen Höhe, dann steigt er schroffer an und gipfelt aus in einen 4 bis 5000′ hohen Berg, der felsig ist und nur in Spalten den Bäumen Nahrung bietet. Die Bevölkerung ist durchweg malayischen Ursprunges, diese Leute kennen nur ein Nahrungsmittel, Reis, sie bauen denselben vortrefflich wo es Boden dafür giebt; das ist auf der ganzen nördlichen Hälfte von Java so gut der Fall, wie an dem schmalen Küstenstriche, der das Centralgebiet von Bali umgiebt. Aber hier wächst nicht genug, um eine so bedeutende Bevölkerung wie die Insel dieselbe birgt, zu erhalten, sie betrug nahezu eine Million Seelen. Weiter an den Bergen hinauf kann kein Reis gebaut werden, weil dieser sehr viel Nässe fordert und ein anderes Getreide kennen die armen Leute so wenig als die Irländer eine andere Nahrung kennen wie die Kartoffeln. Von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht, sandte man ihnen viele Schiffsladungen voll Roggen, Reis, Erbsen, Linsen &c.. Sie wußten nicht was sie damit anfangen sollten, sie verhungerten trotz der reichen Vorräthe; so würde es den Bewohnern von Bali auch gegangen sein, wenn man ihnen etwas anderes als Reis, dessen sie gewohnt sind, hätte bieten wollen, aber diesen wußten sie sich auch zu verschaffen, sie brachten ihren Ueberfluß nach Java und nahmen von dort Ueberfluß an Reis mit zurück.

Man wird nun wohl fragen, worin dieser Ueberfluß bestand und man wird sich nicht wenig entsetzen wenn man erfährt, daß es die eigenen Söhne und Töchter waren die man verkaufte, aber dort in dem indischen Meere und unter den heißblütigen Malayen findet niemand etwas unrechtes darin, die Kinder, die uns Gott geschenkt hat, gegen Lebensmittel auszutauschen, hatten doch zugleich die Verkauften oder Vertauschten ein besseres Loos als die Zurückgebliebenen, und häufig sogar ein äußerst glänzendes.

War die junge zwölfjährige Malayin schön, so kam sie an den Hof eines

javanischen Fürsten, sie wurde eine seiner Dienerinnen, Freundinnen, nur nicht seine Sclavin, denn der Begriff den wir mit dem Wort verbinden, ist dort unbekannt. Hier im Harem, der weit entfernt ist einem türkischen zu gleichen, war sie freier und glücklicher als sie je zu Hause werden konnte, hier stand ihr noch in Aussicht, die Geliebteste der Geliebten zu werden, sich mit Gold und Juwelen überschüttet zu sehen und nach zwei oder drei Jahren einem jungen Javanen aus der Leibgarde des Fürsten die Hand zu reichen, und dann noch immer die Freude zu haben, so lange sie lebte für die Ihrigen zu sorgen.

Aber schon durch ihren Verkauf war das geschehen, denn der malayische Priester, welcher den Kauf schloß, um sie späterhin unterrichtet in allen Künsten der Liebe einem Fürsten zu übergeben, hatte sich verpflichtet, alljährlich nach der Ernte 15—20 auch wohl mehr Säcke mit Reis an die Eltern zu zahlen, welche sie zu gesetzten Fristen abholen konnten.

In ähnlicher Art wurde es mit den jungen Männern gemacht, welche an die Höfe der vielen verschiedenen Regenten von Java oder auch an die anderen Inselfürsten verkauft wurden, unter ähnlichen, vielleicht noch unter besseren Bedingungen. Alle waren damit zufrieden, bis es der großen Humanität der holländischen Regierung gefiel, diese Schändlichkeiten abzuschaffen. Der Menschenhandel ist ja etwas so Verruchtes, daß man ihn zertreten muß wo man ihn auch findet; die Sclaverei ist etwas so Abscheuliches, die Menschheit so Entwürdigendes, daß es keine Mittel giebt, die zu strenge genannt werden dürften, so bald sie auf Abschaffung der Sclaverei gerichtet sind.

Zwischen Bali und Java stationiren immer mehrere kleine Kreuzer, welche auf alle die Boote Jagd machen, die von Bali nach Samarangh oder Surabaya zu kommen suchen. Man bringt sie mit Gewalt zurück, sobald sich darunter ein Kind oder ein Jüngling findet, aber man giebt ihnen nicht 10 Säcke Reis, wohl aber 50 wohl gemessene Stockhiebe mit, um sie vor der Wiederholung eines so verruchten Beginnens nachhaltig zu warnen.

Die nothwendige Folge ist eine vermehrte Noth und als ich auf der Insel landete, sah ich an vielen Stellen getödtete Kinder am Meeresstrande liegen. Ich frug einige Leute, warum man sich nicht um die Leichen der Kinder bekümmere und ich erfuhr so, daß man sie selbst getödtet habe, ich frug nach der Ursache solcher entsetzlicher That und hörte die Antwort, wir haben keinen Reis für unsere Kinder, so ist es besser daß sie schnell sterben, als daß sie langsam verhungern. *)

Die kleine Insel, welche vielleicht noch nicht 1000 Quadratmeilen umfaßt, war doch groß genug, sieben Fürstenthümer zu erhalten, welche vielfältig mit einander in Krieg lagen und bei einer Gesammtbevölkerung von einer Mil-

*) Olivier, Reisen im niederländischen Indien, S. 403.

lion, doch beinahe 200,000 wehrhafte Männer hätten stellen können. Die Kriege dieser Fürsten sind zwar in so fern ziemlich blutig, als in denselben beinahe immer Mann an Mann kämpft, was zur Folge hat, daß beinahe immer der größere Theil der Kämpfenden auf der Wahlstadt liegen bleibt, doch werden die Kriege nicht mit so viel Leuten geführt wie bei uns. 1000 Mann auf jeder Seite gilt schon für ein gewaltiges Heer und nur selten kommen so viele mit einander in's Handgemenge (aus diesem nämlich einzig und allein besteht die Schlacht, die Leute rücken mit Speeren, Säbeln und Messern auf einander los und auf wessen Seite die mehrsten übrig bleiben, der gilt für den Sieger). Nur einmal, als sich einer der Fürsten über die andern erhob und die Macht an sich riß, war die Zahl der beiderseitigen Heere größer. Das eine Heer aus 1200 waffenführenden Männern bestehend, ward von dem anderen, das ihm an Zahl dreimal überlegen war, angegriffen und so vollständig vernichtet, daß nur der Häuptling übrig blieb, der, nachdem er sich mit den letzten und tapfersten seiner Schaar bis an seinen Wohnsitz zurückgezogen und diese noch vor seiner Thüre hatte fallen gesehen, vor den andringenden Feinden seine Thür verrammelte und dann sein Haus anzündete, sich mit seiner Frau und dreien Kindern dem Feuertode übergebend.

Der Sieg war theuer erkauft, denn es waren beinahe dreimal so viel Feinde gefallen als der Besiegten gewesen waren, aber gleichviel, sie waren besiegt und der fürstliche Sieger besaß nun ohne Widerspruch die ganze Insel thatsächlich wenn schon immer noch nicht nominell indem die, auf ihre Machtstellung eifersüchtigen Holländer es nicht zweckmäßig fanden, eine eigentliche Anerkennung auszusprechen, die übrigen Fürsten also, mit Ausnahme desjenigen der in der Schlacht sein Leben gelassen, waren noch vorhanden, aber weniger als Regenten wie vielmehr als reiche begünstigte Privatleute. Man kann nicht sagen diese Herrn hatten ein solches oder solches Einkommen, ihnen gehört Alles, das Land, das Vieh, die Häuser und die Leute, welche dieselben bewohnen und die Felder bewirthschaften; dennoch leben diese Leute sehr ruhig zufrieden, glücklich, denn sie brauchen nicht viel und sie haben mehr als sie brauchen. Die indischen Fürsten, obwohl Tyrannen „in des Worts verwegenster Bedeutung" sind doch immer gescheut genug um einzusehen, daß die Leistungsfähigkeit ihrer Unterthanen es vor allen Dingen ist, was ihren Reichthum ausmacht, und wie im alten Schottland die Häuptlinge der Clans zwar von diesen gewaltig viele Opfer forderND, sich doch für verpflichtet hielten einen jeden derselben zu versorgen und zu ernähren, so auch die Fürsten von Bali. Das Volk glaubt, sie seien Abkömmlinge der Götter und ihnen wie den Priestern, die es gleichfalls sind, geben sie gerne alles was sie besitzen, in der innigsten Ueberzeugung, daß eben alles dieses ihren Fürsten gehöre und ihnen bis dahin wo die Fürsten es brauchen, nur leihweise überlassen sei.

Dieses Clanverhältniß ist nun freilich dadurch gestört worden, daß die Holländer durch ihr Verbot des Verkaufs ihrer Kinder, dem Volke die ganze Steuerkraft entzogen haben, so leben denn Herrn und Unterthanen jetzt in einem sehr traurigen Verhältniß und es ist mir völlig unerklärlich, auf welche Weise sie ihre Existenz als Fürsten fristen, denn diejenigen Produkte, welche sie an die Holländer verkauft, haben sie selbst früher gekauft, so z. B. Muscatnüsse, welche nicht auf ihrer Insel wachsen, so das Balisilber, welches eine Legirung aus Silber und Zinn ist und durch Einschmelzung spanischer Silberstücke mit einem Drittheil Zinn als Zusatz gebildet wird. Dieses Zinn findet sich allerdings in den Flußbetten in großer Menge und in äußerster Reinheit und ist daher ein höchst wichtiger Handelsartikel, wie wohl sicher nicht zureichend um den großen Haushalt dieser Fürsten zu bezahlen. Es kommt mir vor als sei das Gold, was sie immer noch in Menge sehen lassen, ein ererbtes Eigenthum aus älterer Zeit, es scheint als zehrten sie von diesem Kapital so lange welches da ist und es werde ihnen auf der kleinen Insel Bali einmal gerade so gehen, wie den Fürsten auf der großen Insel Java.

---

## Viertes Kapitel.

**Ein Begräbniß malayischer Fürsten. — Die Frauen welche sich opfern lassen wollen. — Große Devotion gegen dieselben. — Ausstellung der Leiche im Kraton. — Ausstellung auf dem Holzthurme. — Forttragen deßelben bis zur Feuergrube. — Sprung der Frauen in das Feuermeer.**

Als der „van der Kapellen" dort verweilte, fand gerade das Begräbniß eines dieser Fürsten statt und wir hatten Gelegenheit, die Schlußceremonie anzusehen.

Eine solche Feierlichkeit dauert sehr lange, denn nachdem der Fürst gestorben ist, muß er gewaltig viele Ceremonien durchmachen. Vor allen Dingen muß man sich von einer fürstlichen Wohnung keine Vorstellung machen, die eine Aehnlichkeit mit unserer Art zu wohnen hätte. Das, was dort Kraton heißt, ist ein stark ummauerter, wohl befestigter Park in welchem sehr viele Schlösser von verschiedener Beschaffenheit stehen, doch sämmtlich dadurch ausgezeichnet und darin übereinstimmend, daß sie festungsartige Thürme sind, in denen sich große und kleine Säle, Zimmer, Gemächer für jeden möglichen Gebrauch des Fürsten befinden. Da ihre Religion eine halb indische heidnische und halb mohamedanische ist, so versteht sich die Vielweiberei von selbst und also auch das Vorhandensein von genügend vielem Raum für die Frauen. Die Schlösser stehen untereinander so in Verbindung, daß der Fürst ein jedes derselben besuchen kann ohne sich vor irgend jemand sehen zu lassen. Die Gänge sind häufig

sogar unterirdisch. Manche Schlösser sind ganz mit Wasser umgeben, alsdann führt der Weg dahin auch unter dem Wasser fort.

Die Leiche eines Fürsten muß nun in jedem der größeren Gemächer eines jeden der Schlösser eine Zeit lang ausgestellt bleiben und die geheiligten Räume sonst für einen jeden unnahbar, der nicht zu dem unmittelbaren Dienste des Fürsten bestimmt war — sind jetzt offen und jedermann zugänglich. In diesen Gemächern liegt der Fürst in einem Sarg und in Rosenwasser gebettet in Gesellschaft der Frauen, welche ihm zu folgen bestimmt sind. Das Rosenwasser wird täglich frisch bereitet und die Gefäße, in denen es bis zum Verbrauch gestanden hat, werden sofort zerschlagen wie sie ausgeleert sind, damit niemand durch profanen Gebrauch sie entheilige. Allabendlich wird das Rosenwasser aus dem Sarge abgelassen und durch anderes ersetzt.

Die Frauen, welche ihm folgen werden, d. h. welche sich mit seiner Leiche verbrennen lassen, haben sich aus freiem Willen dazu erboten. Wenn der Herr anfängt so schwach, so gefährlich krank auszusehen, daß man an seiner Wiederherstellung zweifelt, so haben mehrere Frauen, dreie, viere, oft viel mehr, heilige Träume, in denen ihnen verkündigt wird, daß sie bestimmt seien ihrem edlen Fürsten zu folgen. So wie sie dieses erklärt haben, werden sie als Heilige betrachtet. Sie legen den schönsten Schmuck an, sie werden auf das Herrlichste verpflegt, alles beugt sich vor ihnen, fällt vor ihnen auf die Knie, bittet um ihren Segen und es kommt wohl vor, daß die Träume wie eine Art von Epidemie ansteckend wirken und viel mehr als zur Ehre des Hauses erforderlich, geopfert sein wollen. Der Vertraute des Fürsten wählt dann drei oder viere aus auch thut es wohl der Fürst selbst und diese nun als seine Begleiterinnen zum Himmel anerkannt, verlassen ihn gar nicht mehr, so im Leben wie im Tode, denn sie sind auch die Wächter seiner Leiche wie sie die des Kranken waren.

Je nach der Größe des Kratons und dem Reichthum des Fürsten dauert die Ausstellung gewaltig lange. Eine Woche für jedes der Gemächer kann sehr leicht die Dauer der Ausstellung auf mehr als ein Jahr ausdehnen, in welcher Zeit die Damen immerfort bei dem Fürsten sind, unablässig damit beschäftigt, ihm die Fliegen oder sonstige Insekten abzuwehren, die Priester verrichten dabei gleichfalls viele besondere Ceremonien, das Begießen mit Rosenwasser aber wird durch zwei Leibeigene des Fürsten, durch einen jungen Mann von 16 und ein heirathsfähiges Mädchen von 11 bis 12 Jahren besorgt. Ist mit Verbrennung der Leiche ihr beschwerlicher Dienst vorüber, so erhalten sie hiermit die Freiheit, werden reichlich beschenkt, werden mit Land, Haus, Heerdenvieh ꝛc. ausgestattet und ehelich mit einander verbunden.

Wir waren angelangt als gerade die letzten Feierlichkeiten vorgenommen wurden. An der Hauptthüre des letzten Schlosses, in welchem sich gegenwärtig die Leiche des Fürsten befand, war eine gewaltige Pyramide von ungefähr 30 F.

unterer Länge und Breite und von wenigstens 140 F. Höhe ganz aus Bambusrohr erbaut. Die Pyramide war von oben bis unten mit buntem seidenem Zeuge bedeckt, ihr Gipfel bot eine Fläche von etwa 4 F. im Quadrat und war umgeben mit einer Gallerie von 2 F. Breite, wodurch sich also der oberste Raum vervierfachte, indem er 8 F. Länge und 8 F. Breite maß.

Eine künstlich gezimmerte und geflochtene Treppe führte von den Mauern des Schlosses auf den Gipfel der Pyramide; dieses höchst gebrechliche Ding wird benutzt um darauf die Leiche emporzutragen bis sie auf die Gallerie gelangt ist. Hier niedergesetzt, übernehmen die Frauen, welche dem Fürsten folgen werden, wieder ihr Amt. Es waren deren viere und sie stellten sich mit großen Pfauenwedeln in Händen an die vier Pfeiler, welche den Baldachin trugen, der über der fürstlichen Leiche stand und wehrten derselben die Fliegen ab.

Auf der Zinne der Pyramide befanden sich neben den Frauen auch noch viele Priester, welche die Leiche und dann das Volk segneten, wobei ein Gesang erhoben wurde, der vielleicht unsern europäischen Begriffen von den Gesetzen der Composition nicht ganz entsprechend gewesen wäre, der bei alledem wehmüthig und rührend klang und keineswegs unharmonisch war.

Plötzlich ertönten einige hundert Flintenschüsse sehr rasch hintereinander, so daß man eine gewisse Bemühung, eine gleichzeitige Salve hervorzubringen, nicht verkennen konnte und alsbald geschah etwas, was ich für Zauberei hätte halten mögen, wenn ich nicht schon daran gewöhnt gewesen wäre, daß die Malayen durch gemeinschaftliche Anstrengung vieles durchzuführen vermögen was man sonst für kaum denkbar hält.

Die ganze Pyramide machte einen kleinen Ruck und lief alsdann davon ohne daß man die bewegende Kraft irgendwie sehen konnte. Die ganze aus Rohr gebaute Pyramide mit Bändern aus den langen Kletterpalmen, aus denen wir unser Rohr zum Stuhlflechten machen, zusammengebunden, hat unten in der Höhe von 4 F. über dem Boden ein Gitter von querüberlaufenden runden Bambusstangen. Die Gitteröffnungen sind nicht voll 4 Q.-F. groß, in jeder solchen Oeffnung steht ein Mensch durch den Behang mit Zeugen in den prächtigsten Farben den Augen der Zuschauer gänzlich verborgen. Auf diese Weise waren hier 225 kräftige Leute versteckt. Als die Salve ertönte, bückte sich ein jeder so weit, um mit der Schulter unter eine Rohrstange des Gitters zu kommen, die eine Hälfte hatte sich dabei rechts gestellt und nahm die Rohre auf die rechte Schulter, die andere Hälfte stand links und trug mit der linken Seite. Nun wandelten sie sämmtlich nach dem Takt der Melodie eines Gesanges ungefähr 1000 Schritte weit zu einer Grube, welche mit Reisern angefüllt war und in welcher die Verbrennung vor sich gehen sollte.

Der wandelnden Pyramide schloß sich zunächst der Thronfolger, dann die übrige Familie männlichen Geschlechts, dann die ganze Priesterschaft, hierauf

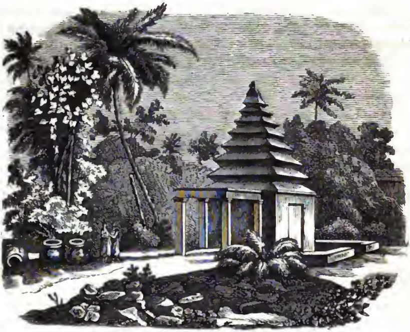
die Häuptlinge niederen Adels und endlich eine unzählbare Volksmenge an. Wir, die holländischen Herrn, zählten sehr vornehm mit, wir folgten unmittelbar der fürstlichen Familie, hatten folglich Gelegenheit, alles auf das Trefflichste zu sehen. Nur eines that mir leid, nämlich, daß ich nicht oben auf dem Gipfel der Pyramide selbst stehen und die ganze Ceremonie überschauen konnte.

Eine mächtige Leiter von derselben äußerst künstlichen Zusammensetzung wie die, auf welcher die Leiche empor getragen worden, wurde nun herangerückt und unter den Gesängen der Priester wurde der Sarg mit seinem Inhalt ebenso von der beträchtlichen Höhe herniedergetragen, dann unter einem neben der Grube stehenden Baldachin gebracht. Jetzt stiegen Priester niederen Ranges in die Grube, welche einen Umfang hatte ungefähr gleich der Basis der Pyramide, welche dicht neben der einen Seite der Grube stand. Hier war reichlich trockenes Gesträuch aufgehäuft, aber darüber wurde noch eine Menge sehr trocknen wohlriechenden Holzes ausgebreitet, dann wurden sehr starke Bambusstangen quer über die Grube gelegt, auf diese wurde der Sarg gesetzt und nach der Mitte zu geschoben. Jetzt wurden Gebete gesprochen, die Leiche ward mit einer großen Menge wohlriechender Oele begossen und jedes Oelgefäß ward sofort zerschlagen, dann traten vier Priester zu den vier Ecken der Grube und zündeten das Holz darin an, welches vermöge der eignen Harzigkeit und weil es über und über mit Oel von lebhafter Brennkraft getränkt war, sogleich in vollen Flammen stand, die sich dann auch Haushoch erhoben. Nun machten die Frauen, welche sich dem Tode gewidmet hatten, die übliche Verehrungsbezeugung vor dem neuen Fürsten, indem sie gegen ihn gewendet die Hände vor die Stirne legten und sich tief vor ihm verbeugten. Hierauf bestieg die jüngste die Balustrade, breitete die Arme aus und sprang mit kräftigem Schwunge weit in die Luft hinaus, so daß sie bei der großen Höhe der Pyramide jedenfalls mitten in die Grube fallen mußte, dann machte es die zweite und dritte ebenso. Die vierte schien nicht eine gleiche Entschlossenheit zu haben, sie machte keinen Sprung aber sie glitt bei alledem von der Pyramide herab, und da diese dicht an der Grube stand und das Zeug an derselben auch bereits lichterloh brannte, so mußte sie gleichfalls in das Feuermeer fallen.

Wahrscheinlich ist der Tod selbst ein schmerzloser, oder nur wenig schmerzhafter, denn die Erstickung erfolgt ohne allen Zweifel in dem Augenblick, wo das Haupt in der Flamme versinkt, der erste Athemzug ist unausbleiblich tödtlich und die Qual des Verbrennens bei lebendigem Leibe, wie sie ehemals an schweren Verbrechern — z. B. Zauberern, Mordbrennern und Ketzern ausgeübt wurde, war den Unglücklichen erspart, bei alle dem gehört viel Stoicismus dazu oder eine tiefe, innige, religiöse Ueberzeugung um solch einen Entschluß ein ganzes Jahr lang mit sich herum zu tragen und dann unter so ernsten Ceremonien auszuführen. Aber die religiöse Ueberzeugung ist eine mächtige

Triebfeder; läßt sie den Ketzer in der Aussicht auf seinen Himmel solche Qualen ertragen, so kann sie in der Aussicht auf überirdische Seligkeit und auf göttliche Freuden und auf göttliche Verehrung wohl auch eine Frau bestimmen, sich freiwillig solche Schmerzen anzuthun wie wir hier sehen. Und nirgends ist die Lehre von einer Zukunft genauer, weitläufiger, bestimmter ausgebildet und ausgebreitet als in der indischen Religion.

---



Grabmal eines Priesters auf Bali.

## Fünftes Kapitel.

Religiöse Ansichten. Bewohner von Bali. Ihre Casteneintheilung. Die Tempel und deren Benutzung. Einfluß der Priester auf das Volk. Die Rinder nehmen die Seelen der Verbrecher auf, sind daher unrein. Wozu die Menschen vorhanden sind. Der Supercargo zeigt eine außerordentliche Mildthätigkeit gegen schöne Malayinnen und sucht den Sklavenhandel in seiner abscheulichsten Form darzustellen, indem er selbst eine Sklavin kauft.

Was ich hier in den wenigen Tagen meines Aufenthalts über die Geschichte und die Religion von Bali erfahren konnte, war Folgendes: es geht die Sage, daß die Insel von einem entsetzlichen, wilden Volke bewohnt gewesen sei welches

Tod und Verderben um sich verbreitete und welches seine Feinde nach der Schlacht verzehrt habe. Die Leute hatten Tigerköpfe mit großen hervorstehenden Zähnen und werden in dieser Gestalt noch in den Palästen von Bali in Stein gemeißelt, gefunden; auch in den Tempeln findet man sie, sie sind unter dem Namen Rakſaſa bekannt. Nun sind aber auch Diws hier gewesen, unsere Götter, welche den Riesen Krieg geboten und sie dann gänzlich vertilgt haben, diese Diws haben nunmehr die Fürsten von Bali und die Priester hervorgebracht, daher diese beiden Kasten auch von göttlicher Abkunft sind, was das Volk nicht im aller entferntesten zu bezweifeln wagt.

Mir ist wahrscheinlich, daß die jetzige Bevölkerung von Bali aus Java stammt. Erstens ist die Sprache fast dieselbe, dann aber sind auch ihre Schriften und Zeichen und ihre religiösen Malereien übereinstimmend. Da sie indessen der indischen Religion zugethan sind, so scheint mir, als seien sie Flüchtlinge aus Java, solche, die durch die sich immer weiter verbreitende Lehre des Islam oder vielmehr durch die Lehrer des Islam vertrieben worden, ihre allerdings sehr corrumpirte Religion hierher mitgebracht haben.

Vor allen Dingen giebt es vier Kasten; die erste ist die der Priester, sie stammt unmittelbar von den Göttern ab, die zweite ist die der Fürsten, welche schon viel niedrigerer Abkunft sind und daher den Priestern beim Begegnen tiefe Ehrerbietung bezeigen müssen. Wie bei allen Völkern Indiens ist das, was der Priester ausspricht, ein unwiderruflicher Befehl Gottes; einen solchen Ausspruch nicht zu glauben wäre Gotteslästerung, einem solchen Befehle nicht zu folgen wäre ein Todesverbrechen und würde den Fluch des Himmels auf den Schuldigen herabziehen. Die Priester höheren Ranges wohnen auch immer in den fürstlichen Palästen.

Eine dritte Klasse oder Kaste ist die der Kaufleute, die niedrigste ist die der Fischer, Hirten, der Landleute überhaupt. Das Begräbniß der Fürsten und Priester soll im Allgemeinen dem vorhin beschriebenen ähnlich sein, mit dem Unterschiede, den mehr oder minderer Reichthum hervorbringt, die Leichen werden aber ebenfalls verbrannt und nur Priester und Fürsten haben das Recht Frauen zu ihrer Bedienung und Unterhaltung mit in die andere Welt zu nehmen. Die Mitglieder der dritten Kaste werden begraben wie es in den südlich gelegenen Ländern allgemein gebräuchlich ist, wie es auch in Spanien, Italien und Griechenland geschieht, sie werden ohne Sarg verscharrt. Die Leichen der vierten Kaste trägt man auf das Feld oder an den Meeresstrand hinaus und überläßt es den Raubthieren sie von der Erde zu vertilgen. Diese schreckliche und abscheuliche Sitte macht darum auch diese Raubthiere für den Menschen so sehr gefährlich.

Die Einwohner von Bali, soweit sie dieser brahmanischen Religion angehören, haben keinen Sabbath oder Sonntag und ihre Zeitrechnung ist höchst

unvollkommen, das Jahr ist ein ihnen unbekannter Begriff, sie rechnen nach Mansuhns, nach den Jahreszeiten, welche ihnen die verschiedenen Winde bringen, nach dem Ostmansuhn oder dem Westmansuhn, auch ihr Alter bestimmen sie so. Wenn jemand danach gefragt wird, so giebt er zur Antwort, er habe 80 oder 120 Mansuhns erlebt, d. h. er sei 40 oder 60 Jahre alt. Bei diesen Jahreszeitenwechseln feiern sie ihre religiösen Feste, in denen sich ihre Gebete sehr zu verallgemeinern scheinen. Sie beten zu vielen, zu allen Diws. Sie glauben zwar an ein allmächtiges und alles voraus bestimmendes Wesen, welches Erde und Himmel regiert, aber sie halten dasselbe für viel zu erhaben um zu glauben, daß es sich mit den Einzelnheiten auf der Erde, daß es sich mit den Menschen befassen, beschäftigen könne.

Die Tempel werden nur von den Priestern und Fürsten, durchaus aber nicht zu regelmäßigen Zeiten oder Stunden besucht, wiewohl das Morgen- oder Abendgebet jederzeit beim Auf- oder Untergehen der Sonne daheim, im stillen Kämmerlein, oder wo man sich sonst befinden mag, verrichtet wird. Das Volk betritt die Tempel selbst nicht, wohl aber den Umkreis derselben, überdies wird bei den Jahreszeitenfesten nach den Tempeln in großen Massen gewallfahrtet.

Der Einfluß der Priester auf das Volk übersteigt alle Begriffe, kaum dürfte man im Königreich Polen etwas ähnliches erleben, obschon dort der Bauer seinem Geistlichen blindlings gehorcht und in wahnsinnigem Fanatismus gegen sein eigenes Fleisch wüthet; in Italien und Spanien ganz gewiß nicht. Hier aber auf dieser schönen Insel unternimmt kein Fürst und kein Ackersmann etwas ohne seinen Priester um Erlaubniß zu fragen und was er räth oder widerräth geschieht, oder unterbleibt. Will jemand ein Haus bauen, so muß der Priester es erlauben, will ein Fürst eine sechste oder siebente Ehe eingehen, so muß die Wahl des Priesters Beifall haben, ist dieses nicht der Fall, so unterdrückt der Fürst seine Wünsche und wären sie noch so glühend. Allerdings aber hat man Beispiele, daß ein Mißfallen nur bedingungsweise ausgesprochen worden ist, daß man sich mit Brahma berathen will, um dann nicht seine Meinung, sondern den göttlichen Befehl zu verkünden. Ist dieses der Fall, so kann man mit großer Sicherheit darauf rechnen, daß der Befehl ganz nach dem Wunsche des Fragenden ausfallen wird, wenn dieser nur das Ohr des Priesters so weit zu öffnen versteht, daß derselbe Brahmas Stimme vernimmt.

Eine sonderbare Abweichung von der Religion der Inder findet sich in dem Genuß der Fleischnahrung. Bekanntlich sind dem Indier die Thiere heilig weil die Seelen der Verstorbenen in dieselben übergehen, niemand also weiß, ob er nicht seinen Vater oder seine Schwester abschlachtet, wenn er ein Huhn oder eine Gans tödtet. Unter allen Thieren aber das heiligste ist in Indien die Kuh mit ihrem ganzen Geschlecht, natürlich, die Kuh als milchgebende

Ernährerin, der Stier als Wohlthäter der Menschheit durch seine Arbeit beim Ackerbau.

Auf Bali ist dieses nun ganz anders, erstens dürfen die Einwohner sämmtlich Fleisch essen, was in Indien nur den niederen Kasten erlaubt ist, zweitens aber dürfen sie Rindfleisch nicht essen, keineswegs weil das Thier ihnen heilig ist, sondern umgekehrt, weil es ihnen ein Abscheu, weil es für sie im höchsten Grade unrein ist, denn gerade in diese Thiere fahren die Seelen der abscheulichsten Verbrecher, der Uebelthäter im Allgemeinen und der Gottlosen in's Besondere. Nur mit den Priestern ist es nicht so, diese mögen gethan haben was sie wollen, mögen den greulichsten Lebenswandel geführt haben, sie kommen unter allen Umständen in den Himmel, d. h. in einen Stand unendlicher und immerwährender Glückseligkeit, an welchem auch diejenigen Frauen Theil haben, die sich mit ihren Männern verbrennen lassen, so ungefähr etwas von Mahomets Paradies.

Was das übrige Volk betrifft, so ist es überhaupt gleichgültig, wohin es gelangt, da Fürsten und Priester eigentlich allein Menschen sind; aber die weise Vorsorge dieser vortrefflichen Menschen hat doch gewußt auch dem Volke eine Theilnahme an der Seligkeit zu gewähren. Daß die Verbrecher in Thiere fahren, haben wir bereits gehört, je nach der Größe ihrer Verbrechen in mehr oder minder schreckliche, haben sie aber sich nichts derartiges zu Schulden kommen lassen, sind sie treue Unterthanen, treue Diener gewesen, welche mit ihren Heerden, ihren Kindern oder endlich mit ihrem Blute den Fürsten gedient haben oder den Priestern, so werden sie des Himmels dieser Abkömmlinge der Götter theilhaft und haben dort die Erlaubniß, ihre edlen und trefflichen Herrn wieder in derselben Weise zu bedienen, wie sie es hier gethan. Man muß zugestehen, daß es keine trefflichere Methode giebt sich gute Diener zu verschaffen und in der That, dieselbe ist probehaltig, denn die Unterthanen fühlen daß sie wirklich blos um der Individuen göttlicher Abkunft wegen da sind.

Der Proviantmeister zog einige Dutzend schwerer Verbrecher ein, welche er um ein billiges erhalten konnte, da sie niemand essen mochte, Rinder nämlich, und man freute sich derselben los zu sein, nicht so war es mit Schweinen, welche zum Wunder und gegen alle orientalische Sitte hier gegessen werden, ja die Lieblingsspeise der Einwohner ausmachen, so wie auch alles sonstige, was man irgend von diesen Thieren brauchen kann, durchaus nicht für unrein gilt, sondern verwendet wird, wozu es auch immer sei. Wir hatten zwar des Proviants im Allgemeinen ganz genug, allein frisches Fleisch sieht der Seemann immer für gute Beute an.

Der Herr Supercargo war derselben Ansicht und er bewies zu gleicher Zeit durch seine Handlungsweise die allergrößte Mildthätigkeit. In dem Dörfchen, welches der Hauptstadt und unserm Ankerplatz zunächst lag, war die Größe

der Noth besonders sichtbar und fühlbar. Dieses Dorf besuchte er während unseres Aufenthalts verschiedene Male und nie ohne Spuren seiner Wohlthätigkeit daselbst zurückgelassen zu haben. Wenn in irgend einem Hause ein besonders schönes Mädchen von ihm bemerkt wurde, so pflegte er dasselbe in seine Wohnung in der Stadt zu bestellen, und es jederzeit mit einem Sack Reis beschenkt, zu entlassen, der doch wohl 30 Pfund enthalten mochte und vielleicht genügte um der Familie für eine Woche Unterhalt zu verschaffen. Als wir endlich so weit waren uns zur Abfahrt zu rüsten, ging er so weit aus Gutmüthigkeit die Gesetze der Kolonie einigermaßen zu umgehen. Der Sclavenhandel ist allerdings verboten, das hindert jedoch nicht, daß irgend welches freundliche Uebereinkommen mit den Sclavenbesitzern getroffen wird, vermöge dessen sie dann vielleicht aus Gefälligkeit, vielleicht aus Gutmüthigkeit einen Sclaven, ein Kind, etwa eine Tochter dem Wohlthäter überlassen.



Zwanzig Säcke Reis werth.

So war es auch hier geschehen. Nach dem Dorfe gehend, hatte er ein schönes Mädchen an dem Gemäuer eines Hauses stehen sehen, und sich mit demselben in Unterhaltung einlassend, wahrgenommen, daß sie zu den Schönsten ihres Geschlechtes gehöre. Herr Meyer war nicht der Mann, welcher eine solche

Schönheit unbeachtet lassen konnte, lange genug schon auf Java ansässig, um der malayischen Sprache mächtig zu sein, konnte er sich sehr wohl mit dem Mädchen unterhalten, frug sie nach ihren Eltern, beschenkte sie mit einer Schnur rother Glaskorallen, welche sie sofort auf das Anmuthigste durch ihr Haar schlang und sprach dann bei ihren Eltern ein, erklärend, es werde ihm eine große Freude machen, ihrem Nothstande abzuhelfen. Wenn sie ihm überließen für das Glück ihres Kindes zu sorgen, wolle er ihnen 20 Säcke Reis aus dem Schiffsproviant überweisen, und die Tochter mit sich nehmen, sie also von der Last auch diese zu ernähren, befreien.

Was ein holländischer Herr thut, ist natürlich recht, selbst wenn es unrecht wäre, und so wanderte das Mädchen auf das Schiff, und 20 Säcke Reis wanderten in das Dorf, von beiden Seiten war man vollkommen befriedigt.

---

## Sechstes Kapitel.

Der Kraton eines malayischen Fürsten. Ungemeine Ausdehnung der Umfassungsmauern. Paläste innerhalb des mächtigen Gartens. Innere Ausstattung derselben. Steter Umzug von einem zum andern. Jagd nach Vergnügungen und daraus folgende Langeweile.

Ich hatte meine Zeit auf minder wohlthätige Weise benutzt, vielleicht weniger aus Mangel an Gefühl — welchem jungen Manne fehlte dieses gegen das schöne Geschlecht — als aus Mangel an Säcken mit Reis, ich mußte mich daher mit Studien beschäftigen, die nicht so kostbar waren, und so unterließ ich denn nicht mir den Kraton des Fürsten und seine Kunstschätze anzusehen, was durchaus keine Schwierigkeiten hat für ein Mitglied der alles m ö g e n d e n, wenn auch nicht, v e r m ö g e n d e n holländischen Compagnie in Ostindien.

Ich besah mir zuerst die Gartenmauer, welche zwar von einem sehr wandelbaren Material, nämlich von Lehm aufgebaut ist, welche jedoch eine Höhe und Dicke hat, die ihr, trotz der tropischen Regen Jahrhundertelange Dauer verspricht. Man hat gewaltige Quadern von Lehm geformt und diese sehr regelmäßig wiederum durch Lehm oder auch wohl durch Kalkmörtel zusammengefügt, oben aber in ziemlich breiter Ueberdachung mit Bambusspalten belegt, so daß sie etwa 6' lang alle die Höhlungen nach oben kehrten und dicht nebeneinander liegend, schon den größten Theil des Regens auffangen würden, da diese Lage von Rinnen aber noch verdoppelt ist, indem die andern Hälften der gespaltenen Rohre mit der Wölbung nach oben dergestalt darauf liegen, daß ein jedes Stück in zwei hohle Rinnen eingreift, so ist dieses Dach beinahe ganz undurchdringlich, nun kommt aber noch dazu, daß diese Rohre mit Harz auf den unteren befestigt sind, damit der Sturm sie nicht davonführe, dadurch wird natürlich die Masse doppelt wasserdicht.

Die Mauer hat mehr als eine Meile Länge, umschließt also ungefähr einen Raum wie der vierte Theil einer Quadratmeile, die Form ist aber sehr unregelmäßig, die Mauer läuft gerade fort, wo es sich gerade so fügt, und nimmt, wo dies nicht angeht, Biegungen an, wie sie dem Erbauer belieben. Jede Ecke ist mit einem starken Thurme versehen, der sich nicht unbedeutend über die Mauer erhebt, und der Umfang desselben ist so groß, daß sein oberes Geschoß ein Lusthaus für den Herrscher bildet. Wenn er nun irgend auf einer Seite der Aussicht in das Freie genießen will, so deutet er an, wohin er zu gehen beabsichtigt, und dann wird in ganz kurzer Zeit alles zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet.

Innerhalb der Mauer, welche einen eigenthümlichen, zwar scheinbar wilden, aber äußerst wohlgepflegten Garten umgiebt, befinden sich die Paläste des Fürsten und die Wohnungen seiner Frauen, so wie eben daselbst die Wohnungen der vornehmsten Priester liegen, welche indessen so gütig sind den Fürsten nicht zu sehr mit ihrem öfteren Erscheinen zu belästigen, damit die Demüthigung, welche er ihnen schuldig ist, ihm nicht unangenehm werde.

Palast oder Schloß, so nennt man die Häuser in denen die Fürsten wohnen. Wie weitläuftig sind diese Begriffe, der Palazzo eines venetianischen Nobili, oder eines Genuesen von vornehmem Adel, hat drei bis vier Fenster Breite und sechs bis sieben Geschosse Höhe, der Palast eines deutschen Fürsten ist ein Meisterstück der Baukunst, ist eine Schöpfung, jedesmal des größten Baumeisters seiner Zeit, das Schloß eines Edelmannes in Schwaben ist ein Haus aus Fachwerk um ein Weniges größer als das daneben stehende Haus irgend eines Bauern im Dorfe, und gewöhnlich ist dieses Schloß um gar nichts größer, als das Pfarrhaus. Das Schloß eines polnischen Edelmannes ist ganz aus Holz gebaut, ungefähr wie die Blockhäuser in Nordamerika, nur sind die Baumstämme viereckig behauen und die Wände der 30 Zimmer und Säle, welche dieses Schloß enthält, sind von innen mit Kalk beworfen und tapezirt.

So sind denn nun auch die Schlösser der malayischen Fürsten keineswegs Meisterwerke der größten Baukünstler, sondern sie sind aus dicken Lehmquadern gebaut, haben ein paar Geschosse über einander, haben im ganzen vielleicht 10 verschiedene Zimmer, aber da ihrer viele sind, so genügen sie doch allen Anforderungen an Bequemlichkeit und Luxus, welche ein malayischer Fürst zu machen gewohnt ist.

Die Mauern sind inwendig zwar nicht mit Stuck bekleidet, die Fußböden haben auch keine Parquetirung und sind nicht gebohnert; aber die Leutchen wissen sich mit geringen Mitteln das Leben doch erträglich bequem zu machen. Ob es gerade früher in derselben Weise geschah wie jetzt, will ich ungesagt lassen. So aber ergab sich die ganze Sache als ziemlich einfach.

In allen Zimmern, durch welche ich ging, sah ich an den Wänden tief in den Lehm getriebene hölzerne Pflöcke, welche hoch oben nahe unter der Decke

in gleicher Linie rund umliefen. Will irgend wenn der Fürst eines dieser Schlösser besuchen, so sind in einer Stunde alle Veranstaltungen zu seinem Empfang gemacht. Ein ganzer Schwarm von behenden Männern begiebt sich mit aus Cocosfasern gemachten Matten an den bestimmten Ort, hängt an die hölzernen Pflöcke die Matten auf und tapeziert auf solche Weise in wenigen Minuten mehrere Gemächer, auch der Boden wird mit solchen Matten belegt. Nun kommt der eigentliche Dekorateur. Seidene Zeuge, gewirkte Teppiche werden über die Matten gehängt und auf den Boden wird ein großer persischer Wollenteppich von den prachtvollsten Farben und Mustern gebreitet; was der Fürst nunmehr brauchen dürfte, ein Sopha, ein Paar Stühle, so werden diese ihm natürlich auch hingesetzt. Das Sopha besteht wie der Stuhl aus drei halbfußhohen Matratzen, Sophas und Stühle unterscheiden sich nur durch die Ausdehnung, durch die Größe der Matratzen. Die Möbel, welche wir unter diesem Namen verstehen, kennt man natürlich durchaus nicht.

Nunmehr bezieht der Fürst die neu eingerichteten Gemächer und er wird dabei stets von seinen Lieblingsfrauen, deren er bei der Zahl von mehr als hundert Gattinnen nach seiner Laune zehn oder zwanzig hat, dahin begleitet. Dieselben tragen seine Siridose (Betel), sein Schreibzeug, seine Toilette, sie tragen Spiegel, Fächer, Schwamm, Seife, Handtücher, Kaffeetasse, Opiumschachtel, jede dieser Damen aber trägt nur einen Gegenstand, z. B. die Pfeife, aber sie würde sich für sehr überbürdet halten, wenn sie etwa noch den Tabaksbeutel dazu tragen sollte.

Dies Gefolge begiebt sich mit dem Herrn in seine Gemächer, aber außerdem begleiten ihn noch Gongschläger, Trommel- und Triangelschläger, Geiger, welche auf einer sonderbaren Violine mit einer Seite spielen, Horn- und Trompetenbläser 2c., überdies aber gehört zu seinem Hofstaat alles, was sich zum Adel zählt, demnächst aber auch eine große Schaar bewaffneter Leute, welche Lanzen und Bogen führen, auch wohl Luntenflinten, denn viel was besseres, als diese gänzlich veralteten Feuerwaffen, haben die Holländer ihnen noch nicht zukommen lassen.

So ausgerüstet, wechselt der Fürst zweimal, dreimal des Tages seine Residenz und es ist möglich, daß sein Haushofmeister nicht mehr als zwei Garnituren von Tapeten und Teppichen zur Verfügung hat, denn ich habe selbst gesehen, daß, sobald der Fürst die Gemächer verließ, seine Diener gleich Bilderstürmern im Mittelalter über all die Kostbarkeiten herfielen, als gälte es sie Augenblicks den Flammen zu übergeben, während es nur gilt, dieselben alsbald so in Bereitschaft zu setzen, daß sie wieder benutzt werden können.

Das Leben dieser Fürsten besteht in einem fortwährenden Jagen nach Vergnügen. Nun sind sie zwar sehr genügsam, da sie indessen gar keine Arbeit, gar keine Thätigkeit kennen und ihre Mittel Vergnügen herbeizuführen sehr be-

schränkt sind, so befinden sie sich fortwährend in einer tödtlichen Langenweile, und alles was einige Abwechslung bietet, wird mit Begierde ergriffen. Würden sie zwischen Thätigkeit und Unterhaltung abwechseln wollen, so könnte es selbst in Bali nicht fehlen. Sie haben Tänzerinnen, welche nach ihren Begriffen die Sache sehr gut machen, sie haben Musiker in ihrer Art gewiß nicht weniger geschickt als die Virtuosen von Europa, sie haben Schauspiele, sie haben Volksfeste, sie haben gefahrvolle, oder auch blos unterhaltende Jagden, sie haben sehr ernsthafte und sehr drollige Thierkämpfe, sie haben Gaukler, welche das Wunderbarste leisten, und sie haben wunderschöne Frauen, tadellos was die Form des Körpers betrifft, von zierlichen kleinen Händen und Füßen, äußerst zierlichem Knochenbau, von schönen Haaren, feurigen Augen, und von einem Teint, der dem der Südspanierinnen gleich ist, warm und frisch von Farbe und der sich zugleich wie ein feiner, weicher Sammet anfühlt, weil die ganze Haut wirklich mit einem sammetartigen Haar von äußerster Zartheit bedeckt ist. Das Einzige, was unschön genannt werden muß, sind die Lippen, welche nur selten auf das Maß europäischer Schönheit zurückgeführt sind, gewöhnlich zu groß, zu stark aufgeworfen erscheinen, und leider noch dadurch unappetitlich werden, daß sie benetzt sind durch den vom Betelkauen roth gefärbten Speichel, wodurch zugleich die Zähne braun gefärbt und bröckelig werden.

Würden nun alle diese Freuden und Vergnügungen mäßig genossen werden, würden die vornehmeren Herren den größten Theil des Tages mit Arbeit zubringen und würden sie am Schlusse des Tages sich dem Genusse eines Vergnügens hingeben, so wäre wohl genügend für Unterhaltung gesorgt, allein so weise sind sie nicht, die hohen Herren, sie fangen mit einem Hahngefecht an, sie lassen sich darauf Musik machen, sie sehen jetzt einige Tänzerinnen, irgend etwas Pantomimisches aufführen, nunmehr geht es zum Stiergefecht, dann zu Tische und dann zur Jagd. Wenn man davon zurückkommt, macht der Gaukler unter Begleitung lärmender Musik seine Kunststücke, es werden kriegerische Tänze aufgeführt, hierauf begiebt man sich in den Saal in dem eine Schauspielertruppe ihre Kunst zeigt, dann wird gegessen, und dann bestimmt der Fürst welche von seinen Damen die Nacht mit ihm theilen sollen.

Am folgenden Tage geht es ganz ebenso und am dritten wiederum ganz ebenso und am vierten auch nicht anders. Der einzige Unterschied dürfte sein, daß einmal die Jagd Vormittags statt Nachmittags stattfindet, oder daß der Hahnenkampf später als der Stierkampf angesetzt wird, und es ist kein Wunder, daß jemand, der so viel Vergnügen auszustehen hat, dieses endlich überaus lästig findet. Das ist es, was auch in unsern vornehmsten Kreisen die Selbstmorde aus Lebensüberdruß herbeiführt. Ein Beamter, ein Kaufmann, ein Landwirth, ein Gewerbtreibender, und wenn er noch so reich ist, wird sich gewiß nicht aus Lebensüberdruß eine Kugel durch den Kopf jagen, indessen der junge

sehr reiche Erbe, der zuerst alle Freuden von Berlin, Wien und Paris durchgekostet hat, bald nichts mehr findet, was ihn reizen könnte, was ihn noch unterhielte und so einem Leben ein Ende macht, welches thatsächlich werthlos geworden ist.

## Siebentes Kapitel.

Vielweiberei bei den Fürsten, den Priestern und den reichen Leuten. Monogamie bei den Armen. Hochzeitsfeierlichkeiten. Treffliche Grundsätze der Fürsten. Höchst bequemes Glaubensbekenntniß der Unterthanen. Amockläufer.

Wie bei allen orientalischen Völkern, ist auch hier die Vielweiberei ganz allgemein verbreitet. Nach gewissen Religionsgesetzen, welche die Berührung des Weibes unter bestimmten Umständen für verunreinigend erklären, ferner nach einem sehr weisen Gesetz, welches verbietet, sich seiner Frau als Ehemann zu nahen, sobald sie in guter Hoffnung ist, und endlich bei dem außerordentlich lebhaften Temperament, der großen Sinnlichkeit und Begehrlichkeit der Orientalen liegt es eigentlich in der Natur der Sache; die Vielweiberei ist dort ein physisches Bedürfniß, aber es ist damit wie mit unzähligen anderen Dingen, die auch dem physischen Menschen nothwendig sind, und die doch nur dem Reichen werden. Gesunde Nahrung, gesunde Wohnung, angemessene Bekleidung, große Reinlichkeit zc., kann sich nur der Wohlhabende verschaffen, und der Arme muß fertig werden ohne dieselben.

So ist es nun auch mit der Vielweiberei im Orient. Angefangen von der europäischen Türkei und fortgehend bis zu den Inseln des Stillen Oceans, findet man mehrere Frauen in einem Hause nur da, wo der Wohlstand es erlaubt. Der Fürst hat Hunderte von Frauen, der weise Salomon hatte gar 800 Frauen und 300 Kebsweiber und noch Mägde ohne Zahl. Der arme Jude hatte zu jener Zeit so gut nur eine Frau wie noch jetzt der arme Türke und der arme Malaye nur eine Frau hat.

Die reichen Malayen haben fünf oder zehn, oder zwanzig Frauen, die Priester gleichfalls, nicht weil sie reich sind, sondern weil ihnen alles gehört was sie haben wollen. Die minder begünstigten begnügen sich mit zwei Frauen, die Armen endlich haben nur eine.

Wenn der Fürst eine neue Frau nehmen will so muß er, wie begreiflich den Priester fragen. Der Rang, der Reichthum, kommt durchaus nicht in Betracht, sondern nur die Erlaubniß des Priesters, aber diese ist auch unumgänglich nothwendig; er verbietet vielleicht die Erlaubniß zur Heirath mit einer höchst vornehmen Dame des Landes, und er gestattet vielleicht die Heirath mit einer Bauerdirne, aber ganz nach Willkühr, selbst für sich vielleicht ohne Grund, es

sei denn der eine, allerdings sehr begreifende, daß er selbst die von dem Fürsten begehrte schöne Dame zur Frau haben will.

Werden dagegen keine Schwierigkeiten gemacht, oder werden sie überwunden, so steht der Heirath nichts im Wege. Sind nun die Eltern der präsumptiven Braut arm oder niederen Standes, so werden sie nebst den nächsten Verwandten von dem Fürsten in den Adelstand erhoben, und es werden denselben auch Ländereien angewiesen, damit sie von den Einkünften derselben ihrem neuen Stande gemäß leben können. Mannigfaltige Geschenke machen ihnen auch zugleich möglich, sich so glänzend zu kleiden als man glaubt, daß es zur Ehre des Fürsten erforderlich sei.

An dem zur Hochzeit bestimmten Tage wird die Braut unter glänzendem Gepränge und einer großen Heeresschaar schwer bewaffneter Leute, unter denen sich nur die Edelsten des Landes befinden, abgeholt. Musikanten machen einen Höllenlärm, Gaukler springen von beiden Seiten her und bringen ihre kühnsten Leistungen an den Mann, das Volk umher jubelt und schreit, und preist sich glücklich, daß es wieder für eine Fürstin mehr zu arbeiten und deren, von jetzt ab auch nichts mehr erarbeitende Verwandte als Faulenzer zu ernähren hat.

So gelangt der Zug in das Haus, in welchem der Fürst sich befindet. Die Braut kniet vor demselben nieder, erhebt beide Hände bis zur Stirn und beugt sich so dreimal bis zum Boden, dann hebt der Fürst sie auf und weist ihr mit wohlgefälligem Lächeln die Thür, sie wird in ein benachbartes Gemach geführt, woselbst ein halbes Dutzend der jüngeren Frauen des Fürsten sie empfangen, sie liebkosen, sie mit Früchten, Süßigkeiten und Kaffee regaliren bis endlich der Fürst selbst erscheint. Nun ziehen sich alle Frauen zurück und der Fürst bleibt allein bei seiner Neuerwählten. Sobald er im Besitz des Terrains ist, sobald die Braut zu seiner Gattin geworden, giebt er einer anderen von seinen Frauen einen Wink, welche diesen wie durch einen optischen Telegraphen weiter fortpflanzt, bis er vor dem Palaste anlangt, wo die gesammte mit Musketen versehene Mannschaft aufgepflanzt ist, auf diesen Wink die Musketen löst, wenn Böller oder Kanonen vorhanden sind auch diese in Thätigkeit setzt und nunmehr von Dorf zu Dorf, wo nur irgend eine Muskete zu finden ist, der Spektakel losgeht, bis die ganze Insel von dem überaus freudigen Ereigniß unterrichtet ist.

Ich beschreibe diese Ceremonien als Augenzeuge, denn ich war bei einer solchen hundertsten oder zweihundertsten Vermählung des Fürsten gegenwärtig, man hatte dieselbe absichtlich bis zur Ankunft des „van der Kapellen“ verschoben und ich genoß somit gleichfalls des Glückes, mich über die kühne That des Fürsten zu freuen. Ich hatte mir den Grund des Höllenlärms mittheilen lassen, denn bei uns in Europa löst man wohl bei der Geburt eines Kronprinzen die Kanonen, aber das Heiligthum der Liebe und den Moment des süßesten Glückes, giebt man nicht auf solche Weise preis, es empörte sich daher mein europäisches

Blut gegen diese Unzartheit und ich sprach mit Seiner Durchlaucht oder Hoheit oder wie er sich tituliren mag darüber und äußerte, daß ich diese Sitte um so mehr unschicklich finde als die Malayen, sonst sehr wohl gesittet und besonders in diesem Punkte sehr zartfühlend seien, so daß sie nicht einmal die Braut oder die Gattin küßten wenn jemand es sähe, wie mir scheine nur deshalb, weil sie es unschicklich fänden.

Der Fürst war sehr freundlich gegen mich gesinnt und nahm meine Bemerkung ganz von der heitern Seite auf, er lachte und erwiederte, wie könnt Ihr so einfältig sein, solche Ansichten von uns zu haben. Habt Ihr denn vergessen, daß wir Fürsten sind, und können Fürsten etwas Unschickliches thun? Oder dürfte ein Unterthan sich unterstehen, etwas unschicklich zu finden, was sein Fürst thut?

Man sieht, dieser Herr steht noch auf einem etwas vorweltlichen Standpunkte, wird es einmal einigen Fürsten auf Bali gegangen sein, wie einigen französischen oder englischen Königen, deutschen oder italienischen Herzogen, so wird er vielleicht auch andere Begriffe über Schickliches und Unschickliches erhalten.

Zu jenen Ansichten müssen die Fürsten wohl kommen, wenn das Volk von den Priestern gut bearbeitet wird. Ich hörte von mehreren der Einwohner folgende Sätze mit völliger Ueberzeugung, gewissermaßen als Glaubenslehre aussprechen:

„Ich bin ein niedriges Geschöpf, an dessen Dasein nichts gelegen ist!

Der Fürst ist mein Herr und kann über mich, meine Frau, meine Kinder und über Alles, was ich auf Erden besitze, nach seiner Willkür verfügen.

Ich bin ein Lastträger des Fürsten; wenn ich unter der Last erliege, welche er mir auflegt, so ist daran nichts verloren, denn er hat der Unterthanen Tausende.

Der Fürst ist um Gottes willen da, ich bin allein um des Fürsten willen da.

Mein Fürst ist mein Erhalter, mein Ernährer, alles Gute, was ich genieße, kommt von meinem Fürsten, dessen Sclav und Eigenthum ich bin.

Was mein Herr thut, ist immer recht, mein Herr kann niemals Unrecht thun, sein Unterthan hat keine weitere Verpflichtung, als die Befehle seines Herrn zu vollziehen, ohne zu denken."

Wenn die Kreuzzeitung dort erschiene, würde sie gewiß keinen Widerspruch finden, was ihr in den rebellischen europäischen Staaten mitunter begegnen soll.

Diese ganze Lebensansicht, diese äußerst unterwürfige und demüthige Richtung des Volkes ist um so wunderbarer, als dasselbe sehr tapfer, sehr empfindlich gegen Beleidigungen und dadurch sehr rachsüchtig ist. Ein Schimpfwort wird selten und ein Schlag wird niemals verziehen, er wird immer durch den Tod des Beleidigers gerächt und der Mörder geht straflos aus, sobald er durch einen

Zeugen beweisen kann, daß der Ermordete ihn beleidigt hat. Ein solcher Mord aus Rache ist immer mit entsetzlichen Kämpfen begleitet, welche mit dem bekannten furchtbaren Amock! endigen. Das Wort heißt: schlage todt! Nachdem der Beleidigte stundenlang, tagelang in sich gekehrt da gesessen hat und über die schreckliche Beleidigung gebrütet hat, faßt ihn ein plötzlicher Wahnsinn, er springt auf, reißt seinen Krisch aus der Scheide, schreit Amock! Amock! läuft durch die Straßen des Dorfes oder der Stadt und sucht seinen Feind auf, den er auch gewöhnlich mit einem einzigen Stiche tödtet. Als ob nun aber das Blut seinen Wahnsinn vermehrte, so hat er mit dieser einen Tödtung nicht genug, sondern sucht mehr Blut zu vergießen. Da die Städte aber wenig volkreich sind und man das entsetzliche Geschrei auch sehr wohl kennt, so entflieht man in die Häuser und schließlich stürzt der Amockläufer erschöpft nieder und schläft auf der Stelle ein in diesem Zustande, mitunter anderthalb bis zwei Tage verharrend, bis er wieder zur Besinnung kommt. Nur nicht zur Besinnung auf das Geschehne, denn dieses wurde in einem wirklichen Anfall von Wahnsinn verübt, und geht deshalb auch immer straflos aus, wenn nicht Unschuldige ermordet sind. Hat der Beleidigte nicht das Blut seines Feindes vergießen können, so bleibt er der Schwermuth und den erneuerten Wahnsinnsausbrüchen verfallen.

In Batavia verfährt man nicht so glimpflich mit den Amockläufern, fast immer malayische Dienstboten, welche von ihren holländischen Herren geschlagen worden sind. Dort hat man auf allen Straßen kleine Häuschen errichtet, welche blos aus vier Pfählen und einem Dache aus Palmstroh bestehen, in welchem jederzeit eine Wache steht. In diesem Häuschen hängt eine Tafel von sehr hartem tönenden Holz, an welche, um Signale zu geben, mit einem Holzklöppel geschlagen wird. Diese Häuschen sind vorzugsweise der Amockläufer wegen errichtet. So wie ein Solcher einer der Wachen sichtbar wird, so setzt dieselbe den Gonggong in Bewegung, es wird ein Signal gegeben, das sich alsbald von Wachthaus zu Wachthaus fortpflanzt, Jeden, der auf der Straße ist, warnt, aber auch Jeden verpflichtet, der Wache zu Hilfe zu kommen. An den Pfosten dieser Hütte stehen immer mehrere Stangen, mit einer eisernen Gabel, ähnlich der Heugabel, versehen. Wer in der Nähe ist, ergreift eine solche Gabel und geht damit auf den Amockläufer zu, der alsbald umringt und niedergeworfen, niedergehalten wird, indem die Zinken der Gabel ihn an den Boden spießen; sollte er auch dabei mehr oder minder schwer verwundet werden, so würde dieses nichts zu bedeuten haben, denn der Amockläufer wird doch hingerichtet, wenn er Jemand ermordet hat, oder er kommt unter die Sträflinge, wird mit Ketten belastet und muß am Hafen arbeiten, nachdem er vorher körperlich sehr hart gezüchtet worden ist. Dies ist der große Fehler der Engländer und Holländer, welche keine entehrenden Strafen kennen (wohl aber ein ent-

ehrendes Dasein, z. B. das der Armuth) und also ihre Stockprügel und ihre neunschwänzige Katze nach Indien zu den höchst empfindlichen, leicht beleidigten Malayen bringen, deren Ehrgefühl sie mit Füßen treten, verspotten und deren empörtes Ehrgefühl sie durch noch größere Schändlichkeiten nieder zu halten suchen und dann wundern sie sich, wenn das indische Volk aufsteht oder die Stadt Batavia allein jährlich mehrere Amockläufer zählt.

---

## Achtes Kapitel.

**Der „van der Kapellen" zieht weiter, und der Verfasser macht höchst unnöthige Bemerkungen über die Verbreitung der Civilisation.**

Der „van der Kapellen" hat seine Geschäfte beendet; ich hatte auch noch ein Paar Schatzkammern des Fürsten gesehen, welche aus einem einzigen Steine mit gewaltigen, eisenbeschlagenen Thüren bestehen; ich hatte mir keine Juwelen daraus mitnehmen dürfen, (mir wären damals auch wohl ein Paar schöne Augen lieber gewesen), wozu ich indessen auch nicht berechtigt und befugt war, und so nahm ich denn Abschied von der freundlichen Insel, nachdem ich ein trockenes Herbarium mit einigen seltenen Pflanzen, meine Notizen aber mit einigen Zahlen über Thermometer- oder Barometerstand vermehrt hatte.

Der nächste Punkt, den wir erreichten, war die Insel Lombock, durch eine Meerenge von Bali getrennt. Das Land ist unabhängig von den Holländern und bietet vielleicht gerade deshalb des Interessanten mancherlei dar; die Bevölkerung ist nicht faul, nachlässig, durch das Aussaugungssystem der Früchte seiner Arbeit beraubt und darum lieber nicht arbeitend, weil alle Anstrengungen die der Sclave macht, doch nur zu dem Vortheile seines Herrn, nicht zu dem seinigen gereichen; im Gegentheil sind die Herren des Bodens überaus thätig und ihr Lohn ist eine mehr als gewöhnlich glückliche Lage.

Die Insel ist zwar sehr gebirgig, die Gipfel im Centrum erheben sich bis über 8000 Fuß und folglich ist der Niederschlag aus der Atmosphäre bedeutend genug, aber dies ist es nicht allein, was die Insel fruchtbar erhält, denn sie hat zweimal im Jahre drei vollkommen trockene Monate hinter einander, es ist die Thätigkeit der Eingebornen, welche, noch nicht durch Colonisten unterjocht, für ihren eigenen Herd arbeiten. Wie in Indien zur Zeit der eingeborenen und der muhamedanischen Fürsten, so benutzten sie die überflüssigen Gewässer der beiden Regenzeiten, um sie für die beiden trockenen Jahreszeiten zu sparen. In den schattigen Gebirgen sind große Bassins ausgehöhlt oder zugedämmt und hier im Dunklen der Urwälder erhalten sie sich genährt durch den natürlichen und täglich

wiederkehrenden Niederschlag bis zu der Zeit, in welcher man ihrer zur Erfrischung der Felder braucht.

Die Berge erglänzen in einer steten erquickenden Frische, in einem Reichthum von Grün, in einer Blumenpracht, die sich durch ein gutes Fernrohr erkennen läßt, aber so reich und so üppig ist, daß sie sich jeder Beschreibung entzieht. Leider war ich nicht im Stande, etwas Näheres davon zu erblicken, als mir mein Fernrohr darüber angab. Die Einwohner sollen sehr kriegerisch sein und trotz dessen Feldarbeit nicht verschmähen, was allerdings zu verwundern ist, denn gerade kriegerische Völker wollen vom Arbeiten nichts wissen. Auch in Indien, dessen Religion die Bewohner von Lombock bewahrt haben, findet man die Kriegerkaste nicht geneigt, irgend Etwas zu thun; sie ernährt sich vom Schweiß der Ackerbau betreibenden Bevölkerung. Nun ist allerdings der Glaube, der in Indien besteht, auch hier verbreitet und mit ihm treten auch die schroffen Kastenunterschiede auf, und dennoch sollen die Krieger wirklich Hand anlegen beim Ackerbau, beim Fischfang und der Jagd. Dies Letztere zeigt, daß sie thierische Nahrung nicht verschmähen, also wieder eine Abweichung von den Glaubenslehren der Indier, bei denen die Verpflichtung sich der Fleischnahrung zu bedienen, um so dringender ist, je edler die Kaste der der Bekenner angehört. Die Verbrennung der Wittwen übrigens findet hier noch statt. Die Insel hat zwei Hauptstädte, Appiram und Bali; beide sahen wir nur aus großer Entfernung.

Die Allasstraße trennt die Insel Sumbawa von Lombock, welche zu den größeren dieser Gruppe gehört; die Insel hat 45 deutsche Meilen Länge und ungefähr 16 gleicher Meilen in Breite, ist jedoch von einer ausgedehnten Bay von beinahe Kreisform in zwei Haupttheile getrennt. Gerade vor dem Eingange dieser Bay liegt die Insel Pujo Mayo, höchst geeignet, die Insel zu schließen. Wohl befestigt würde sie gleich Cronstadt vor dem Hafen von Petersburg das Eindringen eines feindlichen Schiffes ganz unmöglich machen; dies ist jedoch bis jetzt noch Niemandem eingefallen und Sumbawa, obgleich die Holländer behaupten, daß es ihnen gehöre, ist dennoch völlig unabhängig; vor allen Dingen sind bemerkenswerth Bima, Domboo, Tomporo, Sangar, Pekat und Sumbawa, als selbstständige Fürstenthümer, welche von eigenen Herrschern regiert werden, welche man zwar Vasallen der niederländischen Regierung nennt, welche aber mit dieser lutwenig zu thun haben. Bima scheint das größte und mächtigste Fürstenthum zu sein; es erstreckt nicht allein seine Herrschaft über den östlichen Theil von Sumbawa, sondern auch über die Insel Mangaray und über die westliche Hälfte des benachbarten Flores. Der Hauptort dieses Fürstenthumes heißt Bima und hat einen kleinen, aber sicheren Hafen; der Herrscher nennt sich Sultan und hat in dieser Stadt seinen gewöhnlichen Sitz, obwohl er noch eine große Menge anderer Residenzen besitzt.

In dem Fürstenthum Tomboro findet sich ein Vulkan, welcher einer furchtbaren Berühmtheit genießt, seit er in einem Ausbruch des Jahres 1815 die Bevölkerung um 20% verminderte. Bei diesem schrecklichen Auswurf flog die Asche bis nach Java und der furchtbare Donner des Vulkans, die Detonationen, von denen der Ausbruch begleitet war, wurde bis nach Sumatra, d. h. in einer Entfernung von 300 deutschen Meilen, gehört. Diese entsetzlichen Schläge, mit denen eine Kanonade gar nicht verglichen werden kann, weil sie viel zu unbedeutend ist, gingen einem Auswurf von glühenden Substanzen voran, dessen Höhe über 10,000 Fuß erreichte; es flogen Felsmassen in die Luft, welche man durch keine Kraft der Erde beweglich geglaubt hätte. Als der Ausbruch im wildesten Toben war, flossen breite Lavaströme von dem Gipfel hernieder und verbrannten die Wälder, durch welche sie eilten; zugleich erhob sich ein Sturm, der die stärksten Bäume entwurzelte, sie wie Stricke drehte und hoch in die Luft führte. Die Hütten, deren Bewohner, Menschen wie Thiere wurden wie Spreu aufgehoben und fortgeführt.

Es schien, als habe der Vulkan mit diesem grimmigen, Entsetzen verbreitenden Ausfall noch nicht genug, denn er hüllte die ganze Insel in eine schwarze Wolke von Asche, durch welche sich der Himmel bis nach Celebes hin verdunkelte; große und kleine Steine wurden ununterbrochen emporgeschleudert und fielen in weiten Bogen auf die Wälder, die Dörfer, die Städte und äscherten Alles ein. Die Stadt Sangar wurde davon bedeckt wie Pompeji; Tomboro und Pecat gingen unter, wurden verschlungen mit Häusern und Einwohnern; die ganze Bewohnerschaft der Stadt Sumbawa wurde bis auf 26 Personen, welche entkamen, vernichtet. Mit dem Sturme erhob sich das Meer und überschwemmte die Küsten um das Verderben zu vollenden. Einige Tage nach dem Unheil war die ganze Insel eine rauchende, mit glühenden Steinen, mit Lava und Asche bedeckte Wüste. Eine entsetzliche Hungersnoth war die Folge dieser Naturerscheinung, eine Hungersnoth, so groß, daß selbst die Tochter des Fürsten von Tomboro aus Mangel an Nahrung starb und der Fürst selbst diesem schrecklichen Tode erlegen wäre, wenn ein vorübersegelndes Schiff nicht einige Säcke mit Reis an's Land geschickt hätte.

Alle Küstenbewohner hatten sich beim Beginn des Ausbruchs auf das Meer geflüchtet; auch von diesen wurden Viele erschlagen durch fallende Steine; als man aber einmal außer dem Bereiche dieser Bombenwürfe war, verminderte sich die Gefahr bei jedem Schritte, den man sich vom Lande entfernte. Die benachbarten kleinen Eilande wurden die Zufluchtsorte der Unglücklichen, und von hier begann sich auch wieder Sumbawa zu bevölkern als sich einmal die Schrecken gelegt hatten, allein bis auf diese Stunde ist die große schöne Insel nur noch eine Ruine und die tropische Productionskraft hat noch nicht vermocht, die Lavablöcke und Felder in fruchtbare Erde zu verwandeln.

Noch weiter gen Osten in derselben Linie fort liegt Flores, eine noch größere Insel als Sumbawa. Das Innere dieser Insel ist fast gar nicht bekannt; ihre westliche Hälfte steht, wie oben bereits bemerkt, unter der Herrschaft des Sultans von Lima, die östliche Hälfte scheint unter mehrere unabhängige Fürsten getheilt zu sein. Auf dieser östlichen Hälfte befindet sich auch ein hoher Vulkan, welchen die Eingeborenen Lowotiwo nennen; er ist in fortwährender Thätigkeit und man kann sich nach ihm, wie nach einem Leuchtthurm richten.

An der Nordküste der Insel liegt ein großes Dorf Larentuka, dessen Einwohner sämmtlich Christen geworden sind; das Dorf und das gleichnamige Reich gehört gleichfalls einem unabhängigen Fürsten, welcher, wie es scheint, seine Haupteinkünfte nicht der Bedrückung der Unterthanen, sondern dem sehr einträglichen Handel mit den Producten der Insel verdankt. Auch der „van der Kapellen" legte hier an, um allerhand Schlachtvieh, Büffel, Schweine, Ziegen, um ferner eine große Menge Geflügel und andere Nahrungsmittel einzutauschen gegen Gläser, Messer, besonders aber Flintensteine, Pulver und Bleikugeln von verschiedenem Kaliber. Der Süden von Flores ist von Bughis bewohnt, mit denen die Holländer, obwohl sie sonst durchaus nicht unzugänglich sind, niemals haben irgend welche Verbindung anknüpfen können.

Geht man durch die Straße von Flores nach Süden, so erreicht man die Insel Sunda, welche von den Holländern Sandelbosch genannt wird, d. h. Sandelwald, ein Name, den auch die Engländer der Insel gaben und der wahrscheinlich seinen Ursprung in der malayischen Sprache hat, indem die Malayen sie Tschindana nennen, was gleich dem holländischen und englischen Namen (Sandal Wood) dasselbe bedeutet.

Die Küsten scheinen ziemlich wüst zu sein; auf der östlichen Seite waren früher berühmte Trepangfischereien, als man jedoch Holothurien im Golf von Carpentaria in größerer Menge fand, und in bei weitem schöneren Exemplaren, gab man die Fischerei hier an der kleinen Insel auf; dagegen ist der Sandelbaum noch immer ein Hauptstapelartikel, wenn schon Timor mehr bietet. Auch Baumwolle wird hier in großer Menge gewonnen, überdies liefert die Insel Büffel, Schweine, Pferde, vortreffliche Fasanen und unter den diesen Räumen eigenthümlichen Vögeln macht sich einer besonders bemerklich, den die Holländer Jaarvogel nennen, indem derselbe seinen Taufschein mit sich herumträgt. Auf dem Schnabel nämlich setzt er eine Reihe Knöpfe an, Kugeln von rother Farbe, am größten an der Wurzel und nach der Spitze zu immer kleiner werdend. Alljährlich vermehrt sich die Zahl um einen Knopf und daher sein Name.

Zwischen Flores und Timor liegt die Insel Solor, von welcher man eigentlich nur den District Lavajang kennt, in welchem die Holländer die kleine Festung Frederik Henderik haben. Diese Insel war bereits Pigafetta bekannt und er beschreibt dieselbe unter dem Namen Zolot und erzählt, als die

Schiffe bei dieser Insel waren, sie einen Sturm auszustehen hatten, welcher sie für ihr Leben besorgt machte, solcher Art, daß sie gelobten, eine Pilgerfahrt zu unserer lieben Frau de la Guida zu machen, wenn sie die Reisenden erretten wolle. Sie hatten zwar viel auszustehen, aber sie wurden doch glücklich in einen Hafen geführt.

Pigafetta erzählt weiter: „die Bewohner dieser Insel sind vollkommen wild, gleichen mehr dummen Bestien als Menschen, gehen auch nackend und tragen nur ein kleines Stückchen Baumbast zwischen den Beinen, aber wenn sie in den Kampf gehen, so bedecken sie die Brust und den Rücken mit breiten Streifen von Rindsleder, auf welche sie als Zierrathen große Muscheln setzen. Auf den Schultern machen sie sich dann aufrecht stehende Schwänze von Ziegenhaaren oder von Federn oder sonstigem Unrath; der Kopf ist ebenso mit allerlei Zierrathen unnatürlicher Art versehen, die Haare sind aufgebunden und durch einen Kamm von Rohr werden die fein sollenden Verzierungen in den Haaren festgesteckt. Sie umwickeln ihren Bart mit Blättern und schließen ihn ganz ein in einen Behälter von Schilfrohr, wie in eine Schachtel, eine Mode, die uns sehr lachen machte, mit einem Wort, dieses sind die abscheulichsten Menschen, welche uns jemals vorgekommen."



Ein Krieger von der Insel Solor.

Zur Erklärung dieser Schilderung gebe ich das Bild eines Kriegers von Solor, wie dasselbe in dem berühmten ethnographischen Werke, welches auf Kosten der niederländischen Regierung herausgekommen ist, gefunden wird. Der Mann sieht zwar sonderbar genug aus, aber immerhin nicht wie „eine Bestie" und der Schmuck, den er auf den Schultern trägt zu beiden Seiten des Rückenstückes „aus Büffelhaut," ist aus dünnem Rohr und aus Haaren von Ziegen so wie von Vogelfedern gemacht. Der Schild ist gleichfalls von einer getrockneten Stierhaut und ist also ein hinreichender Schutz gegen alle ihre Angriffswaffen, er ist mannigfaltig geziert und trägt sowohl wie der Kopf des Mannes Fahnen von Haaren. Ihre Waffen sind ein Schwert von einer Form, wie sie in Indien gebräuchlich, ferner Lanzen, Bogen und Pfeile, sie treiben einen ziemlich starken Handel mit Sandelholz, welches besonders wohlriechend ist und davon man in China Räucherkerzen macht, mit denen besonders die Tempel versehen werden. Sie sind gegenwärtig auch Handelsartikel für Europa, sie bestehen aus den Sägespähnen dieses Holzes, welche durch Reisschleim zu einem Teig gemacht und dann in lange dünne Stöcke geformt werden. Da diese Räucherapparate aus China kommen, werden sie als etwas Köstliches geschätzt, ich muß gestehen, daß ich nichts Besonderes darin finden konnte, dafür wurde ich aber auch von dem Supercargo für einen ganz geschmacklosen Menschen erklärt.

Was für drollige Sachen uns die alten Reisenden erzählen, ist kaum glaublich, aber die außerordentliche Naivität der damaligen Zeit macht es allenfalls begreiflich. Das Lügen ist schon im Paradiese erfunden worden, nach der Lehre von der Erbsünde ist es mithin natürlich, daß diese Untugend sich über die ganze Welt verbreitet findet und man daher die Eingeborenen aller Länder geneigt findet, von Dingen zu sprechen, die nicht wahr sind. Der erfindungsreiche Odysseus verstand es nicht besser, als die Bewohner von Flores oder die Eingeborenen von Nordamerika.

Dem Pigafetta erzählt sein malayischer Pilot: „daß hier in der Nähe eine Insel befindlich ist, welche Aruchetto heißt, deren Eingeborene, Männer wie Frauen, nicht höher seien, als ein Ellenbogen, (d. h. nicht höher, als die Länge von den Fingerspitzen bis zu den Ellenbogen) und die Ohren wären ganz von der Länge seines Körpers, so daß beim Schlafen das eine Ohr ihnen als Matratze diene und das andere als Zudecke. Sie gehen ganz nackend und haben auch den Kopf geschoren, laufen mit großer Schnelligkeit, wohnen unter der Erde und leben von Fischen und eigenthümlichen Früchten, welche zwischen der Rinde und dem Holze eines gewissen Baumes wachsen. Die Frucht ist weiß und rund und schmeckt wie kandirter, d. h. mit Zucker überzogener Koriander. Wir waren sehr begierig, diese Insel kennen zu lernen und der Pilot hätte uns hingeführt, wenn das Wasser nicht zu wenig Tiefe gehabt hätte."

Noch merkwürdiger als die ganze Geschichte scheint mir, daß Strabo im

15ten Buche seiner Geographie die nämliche Fabel erzählt. Ich glaube nun zwar nicht, daß der malayische Pilot den Strabo gelesen hat, ich glaube aber auch nicht, daß er die gedachte Fabel dem Pigafetta erzählt hat, wahrscheinlich hat dieser nach der Weise all' jener berühmten alten Seereisenden des Wunderbaren nicht genug erlebt, um seine Zuhörer zu befriedigen und hat deshalb zu den Märchen des Strabo seine Zuflucht genommen, im Uebrigen machen sich die rohen Völker alle ein Vergnügen daraus, die Reisenden durch ihre Erzählungen zu foppen. Dem Cook erzählte man, daß auf benachbarten Inseln Leute wohnten, welche groß und stark genug wären, um seine Schiffe aufzuheben und fortzutragen. Die arabischen Pilger bringen von ihren Reisen immer die tollsten Schilderungen mit und je unsinniger sie sind, desto begieriger hört man nach ihnen.

---

## Neuntes Kapitel.

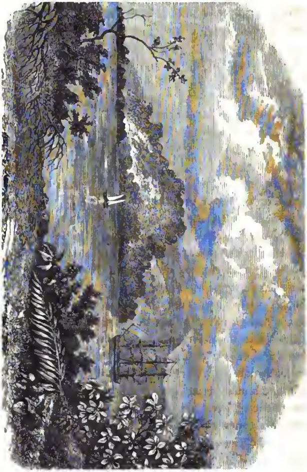
**Die Insel Sawu. Timor. Die Stadt Kupang daselbst. Betelkauen. Vortheilhafte Verbesserung dieser Sitte durch die holländischen Matrosen. Die Malayen auf Timor. Großes Ehrgefühl dieser Menschen.**

Besser als diese größeren Inseln sind die kleinen Sawu, Benjoar und Neu-Sawu bekannt. Lachend und freundlich, hoch hinauf bewaldet, von Cocospalmen gesäumt, welche eine reiche Bevölkerung nähren; Sawu ist sogar groß genug, um fünf Fürstenthümer zu haben, welche ungefähr 5000 Krieger stellen können; sie werden von Rajahs regiert, welche seit undenklichen Zeiten in ganz friedlichen Verhältnissen zu einander stehen. Bei bescheidenen Ansprüchen an das Leben und bei einer großen Fülle von Nahrungsmitteln aller Art befinden sie sich gewiß nur um so besser, je weniger sie von den Europäern besucht werden. Auch wir hielten es unter unserer Würde, bei solchen kleinen Maulwurfshaufen anzulegen, obwohl mehrere der ziemlich hellfarbenen Bewohner uns auf ihren Kähnen entgegen kamen und Gula, d. h. den Saft des Zuckerrohres, zu Kauf anboten. Sie kaueten sämmtlich Betel und waren tättowirt, welches mir anzudeuten scheint, daß sie mit den weiter im Osten wohnenden Insulanern des Stillen Meeres in Verbindung gestanden haben müssen, denn hier in dem Kreise der asiatischen Inseln ist das Tättowiren nicht gebräuchlich.

Nach Timor, jener schönen größeren Insel mit ihren imposanten Bergen von 6- bis 7000' Höhe, jener Insel, die ein Zankapfel ist zwischen zweien heruntergekommenen europäischen Völkern, welche ihre Größe dadurch aufrecht zu erhalten glauben, daß sie keinen Fuß breit Landes dem andern zukommen lassen, während sie doch wirklich die Insel nicht beherrschen, sondern nur in den zwei

Forts, auf denen die portugiesische und holländische Flagge wehen, von einer wilden Völkerschaft belagert sind, die immerfort zum Aufstande bereit sind, damit man sie durch Geschenke besänftige.

Man hat es auch hier so gemacht, wie überall seit Eroberung der Welt. Neben einer Kirche, in welcher die Religion der Liebe gelehrt werden soll, erhebt sich eine Festung mit einer hübschen Anzahl Kanonen, um damit anzuzeigen, daß, wenn Gott nicht Macht genug haben sollte, um die Colonie zu schützen, die Kanonen vorhanden wären, um ihn zu unterstützen. . Die Eroberer schlagen die Völker nieder, stürzen ihre Tempel in Staub, . und die Sclaven, welche übrig bleiben, beugen ihr Haupt unter der Schärfe des Schwertes, das ist es, was man Civilisation nennt in dieser schönen und besten Welt.



Der „van der Kapellen" auf der Rhede von Timor.

Wir ankerten in einem schönen und sichern Hafen, gedeckt von einer Gabel des Hauptgebirges, welches sich hier von zweien Seiten in das Meer erstreckt, um die eingelaufenen Schiffe von allen Seiten gegen Stürme zubeschützen. Die Stadt Kupang liegt keine Viertelmeile von dem Ankerplatz, des „van der Kapellen", gleichfalls im Schutz der schönen und reich bewaldeten und belaubten Berge, für deren tägliche Erfrischung eine Wolkenschicht sorgt, die sich immer bald nach Sonnenuntergang darum lagert und einen so reich-

lichen Niederschlag bildet, daß Timor die schönsten Bäche und Quellen besitzt, welche sich in beinahe unzähliger Menge nach allen Richtungen hin in's Meer ergießen, in ein Meer so warm, so wollüstig schmeichelnd und schaukelnd, daß man sich immerfort versucht findet hinein zu springen um der lieblichen Erfrischung zu genießen, doch wehe dem, der es wagt. Im Meere sind zahllose Haifische bereit, den Verwegenen innerhalb des Wassers zu verzehren und an dem sandigen Ufer sieht man Crocodille ihre Hornpanzer trocknen, ebenfalls bereit, denjenigen der etwa hier im flachen Wasser baden wollte, auf dem Lande zu verzehren.

Wir gingen mit einem Boot an's Ufer, meldeten uns bei dem Beauftragten, bei dem Statthalter der holländischen Regierung und wurden natürlich mit der größten Zuvorkommenheit empfangen, wir mußten in seinem Hause absteigen und waren wie begreiflich etwas besser darin aufgenommen wie man in einem malayischen Wirthshause in der Regel sein kann. Erstens wüßte ich kein solches zu definiren, Gastlichkeit gehört der malayischen Race an, aber nicht für Bezahlung, sondern in der Voraussetzung, einem Bedürfniß eines Menschen abzuhelfen und in der Voraussetzung, bei vorkommenden Fällen Erwiederung der Gastfreundschaft zu finden, das schlimmere aber ist, daß diese Malayen alle nicht den entferntesten Begriff von unsern Bedürfnissen haben, ihnen auch nicht entgegenkommen, sie auch nicht befriedigen können. So war uns denn sehr gedient mit dieser freundlichen Aufnahme im Hause des Statthalters.

Die Bewohner von Timor kann ich nicht so schön finden als die von Java und Bali. Bei den Männern besonders hat das Gesicht einen Ausdruck von Wildheit, von Grimm, der in Erstaunen setzt, der Körperbau dagegen ist tadellos und er scheint kräftiger, größerer Energie fähig als der javanische Malaye. Seine Muskulatur ist außerordentlich ausgebildet, die Schultern sind breit, die Brust prächtig gewölbt, das Haupt ist überreich mit schwarzem Haar bedeckt, welches in schweren Wellen über die Schultern fällt, nicht selten recht eigentlich lockig ist, aber der Ausdruck des Gesichtes hat immer etwas satanisches, selbst wenn er ganz ruhig, wenn er ganz ohne Leidenschaft ist. Die Stirne ist breit, die Augenbrauen sind stark behaart, die Nase ist häufig gebogen, durchaus nicht immer breit gedrückt, wie man glaubt daß es der malayischen Race eigen sei. Aber die Augen haben eine zwar schwach, aber doch so weit schräge Stellung, daß man Aehnlichkeit mit der chinesischen Bildung findet. Es ist möglich, daß gerade dieses dem Blick und dem Gesichtsausdrucke jenes Wilde, Heimtückische giebt, was mich immer so unangenehm berührt hat.

Der Mund ist größer als gerade zur Schönheit nöthig, da indessen die Lippen keinesweges negerartig aufgeworfen sind, so könnte man darin nichts finden was Widerwillen erregte, wenn nicht die Sitte des Betelkauens hier noch durch die holländischen Matrosen mit Tabak gewürzt, Mund und Zähne verunstaltete.

Ein Siri (ein Betelbissen) besteht aus einem kleinen Stückchen der Areka-Nuß und einem Blatt von der Betelpfefferpflanze, welches um dieses holzige Stück der Nuß gewickelt, und einwendig mit etwas angenetztem frischem Kalk bestrichen und dadurch beim Zusammenwickeln gekittet, geschlossen wird.

Diesen Siribissen nehmen die Malayen gewöhnlich so wie er hier beschrieben wurde ohne weiteren Zusatz in den Mund, welcher dadurch in seinem Innern lebhaft und zugleich gewürzhaft erwärmt und durchduftet wird. Man kaut diesen Bissen nicht, sondern man erweicht ihn zwischen dem Backenfleisch und den Zähnen. Die Wirkung ist angenehm, belebend und es folgt beim Fortlegen Abends eine ungemein liebliche Ermattung, welche in einen wohlthätigen Schlaf übergeht, aus dem man gestärkt und frisch, ohne angegriffen zu sein, erwacht, es bleiben davon nicht die geringsten Spuren aller jener Uebel, welche man beim Opiumgenuß so sehr zu befürchten hat; unangenehm ist nur das Verderben der Zähne und der roth gefärbte Speichel.

Aber die Bewohner von Timor haben, durch die holländischen Matrosen belehrt, eine sehr interessante Variation erfunden, sie vermischen nämlich ihren Betel mit Tabak, sie nehmen ein Priemchen in das Betelblatt gewickelt, bringen dieses unter die Oberlippe zwischen diese und die Schneidezähne und verunstalten so schon zuerst das äußere Ansehen des Gesichts, dann aber wird durch den braun gefärbten Speichel und durch die Nothwendigkeit, den übelschmeckenden Saft fortwährend auszuspeien, eine so abscheuliche und ekelhafte Verunstaltung hervorgebracht, daß nur die Gewohnheit den Anblick eines solchen Menschen erträglich macht, und nun stelle man sich vor, alle Menschen so verunstaltet, alle Menschen so in übelriechende Scheusale verwandelt, alle den Eindruck machend als ergössen sie aus dem entstellten Munde ein krankhaftes zersetztes Blut. — Es ist etwas zugleich fratzenhaftes und entsetzliches und dabei muß man ja wohl behalten, daß die Leute nicht um ihretwillen, sondern um andrer willen diese Abscheulichkeit vollführen; sie halten den menschlichen Athem für unrein und für verunreinigend, sie kauen Betel mit Tabak, um ihren Athem demjenigen, mit dem sie sprechen, angenehm zu machen; man könnte also sagen, die Leute brächten uns ein Opfer, um uns dadurch angenehm zu werden. So sonderbar gestalten sich die Ansichten.

Glücklicherweise nehmen die Frauen und Mädchen an dieser Abscheulichkeit nur wenig Theil, sie nehmen zwar Siri aber stets in kleinen Dosen, nicht unter die Lippe und endlich niemals mit Tabak verunreinigt, auch scheint es, als ob sie die Abneigung der Europäer gegen diese Unsitte kennen, denn man nimmt wahr, daß, sobald sie in Gesellschaft eines Solchen erscheinen, der Siribissen verschwindet, ja nicht selten verlassen sie noch überdies das Gemach, um sich den Mund mit Wasser auszuspülen. Ich brauche absichtlich nicht das Wort reinigen, weil sie den Genuß des Betels durchaus nicht für unrein halten.

In dem Wesen der Malayen liegt ungemein viel natürliche Grazie, Männer und Frauen theilen dieselbe; trotz der Wildheit des Aussehens der ersteren scheinen sie doch auf ihren Anzug mehr Sorgfalt zu verwenden als man bei eben dieser Wildheit meinen sollte. Die Beine sind zwar immer nackend und um die Hüften ist nur ein Tuch aus den Fasern verschiedener Pflanzen geflochten, so bequem gelegt, daß es den Schritt nicht hemmt, auch der Oberkörper muß eigentlich unbekleidet genannt werden, denn ein Mantel ist kein Kleidungsstück, sondern etwas was man über die Kleider wirft. Diese letzeren scheinen nun dem Malayen völlig überflüssig, keineswegs aber der Mantel, welcher aus einem große Stücke weichen Zeuges von der Form eines Longshwals wie ihn unsere Damen tragen, besteht.


Ein Malaye von Timor.

Auch dieser Shwal ist nur eine geflochtene Matte, aber weich und schmiegsam und von äußerster Zierlichkeit im Muster, und der Malaye, welcher ihn ganz kunstlos um die Schultern wirft, versteht damit umzugehen wie der alte Römer oder Grieche, wie ein Scipio oder Alkibiades mit dem seinen, es sieht aus, als habe ein großer Maler mit Geschmack und mit vielem Studium die Falten dieses Mantels gelegt. Man kann hundert Malayen sehen nebeneinander oder hintereinander, man wird wahrnehmen, daß keiner den Mantel so trägt wie sein Nebenmann oder sein Vorgänger, aber alle tragen ihn wunderschön.

Der Kopf ist gewöhnlich mit einem breit geränderten Hut bedeckt, dessen übrige Form zwar keineswegs gleichmäßig, doch immer ziemlich barock gestaltet ist, dreieckig, viereckig oder sonst wie nach dem besondern Gefallen des Besitzers, des Trägers des Hutes, allein der Mann hat dennoch Schönheitssinn und was er auch für einen Kopf tragen möge, die Verzierung, die ihn umgiebt, ist schön, macht einen guten Effekt, steht dem Manne vortrefflich, überdies kommen Früchte

ihrer verschiedenen Palmen, Blüthen, Blätter dazu, welche immerfort wechseln, jeden Tag neu geordnet werden, ein Schmuck, welcher wahrscheinlich von den anmuthigen Frauen herrührt, weil es mir nicht scheinen will, als ob die Männer viel Zeit verschwenden wollen mit einer Verzierung, welche, wenn sie auch noch so sehr ihrem Geschmack entspricht, doch wahrlich nicht geeignet ist, einen Mann zu beschäftigen.

Außerdem tragen die Leute auch gern Zierathen um den Hals, so wenig wir nun derselben bei den Männern gewohnt sind, so wenig fällt diese Art sich zu schmücken doch hier auf, denn die Anmuth und Grazie, mit der alles dieses gebraucht wird, ist so groß, daß man nirgends etwas unschönes oder unpassendes darin findet.

Die Frauen tragen sich sehr ähnlich den Männern, auch sie haben keine andere Kleidung als das um die Hüften geschlungene Tuch, allein dasselbe wird bei weitem reizender befestigt, ein Zipfel davon wird aufgehoben, um die Hüften geschlungen, mit einem Ende seitwärts eingesteckt und es zeichnet sich dadurch die Form des Körpers, welche niemals üppig, sondern nur zierlich ist, sehr vortheilhaft aus. Den Kopf tragen die Frauen und Mädchen entblößt, es scheint ihr reiches, wahrhaft prächtiges Haar sie ganz genügend gegen die Sonne zu schützen, wenigstens habe ich nie wahrgenommen, daß sie durch die Strahlen derselben beunruhigt worden wären, sie fliehen die Sonne nicht; es muß wohl so sein, denn sonst könnten sie unmöglich den ganzen Tag im Freien arbeiten, man muß nicht glauben, daß man dieser Einwirkung nach und nach gewohnt wird, im Gegentheil, je länger sie dauert, desto unbequemer wird sie.

Zu dem Schmuck des Mannes gehört immer und unerläßlich eine reichliche Bewaffnung, in dem Gürtel steckt der Krisch, auf der Schulter ruht das Gewehr, häufig eine sehr schlechte Muskete, doch immer von sicherer Hand geführt, daß die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt. Der Arm stützt sich auf eine Lanze, der unberufen sich auszusetzen ein gefährliches Unternehmen ist, und oh, wie gefährlich! ihr Stoß ist bis zum Entsetzen sicher, man begreift kaum, wie ein Mensch mit solcher Unfehlbarkeit sein Gewehr brauchen kann. Die Leidenschaften sind schon sehr früh geweckt, jede Beleidigung wird mit dem Tode gerächt und daher wird auch wohl die Waffe jeder Art so früh und mit anhaltender Geduld geübt, daß die Meisterschaft sehr bald erfolgt.

Ich sah einen Vorfall an, welcher mir dieses sehr klar machte. Wenige Tage nach unserer Ankunft schlenderte ich über den Markt als ich einen jungen Malayen bemerkte, der, ohne mich zu beachten aus einer geringen Entfernung auf mich zukam, so daß ich sehr deutlich wahrnehmen konnte, wie unter seinen niedergeschlagenen Wimpern die Augen doch rechts und links gingen, und es mir schien, als suche er Gelegenheit irgend etwas zu erwischen.

Es mochte dieses wohl auch außer mir noch ein Neger bemerkt haben, der

plötzlich auf den Knaben zusprang, ihm mit einer Gerte einen Hieb über die Schultern versetzte und mit drohend erhobenem Arm ihn vom Markte fortwies.

Es war ein Schlag! Ein Malaye hätte diesen nicht gegeben, der Neger aber, welcher täglich Prügel bekommt, findet darin nichts besonderes. Nicht so dachte der Knabe, die Augen blitzten auf in solcher Weise, daß es mir vorkam, als sähe ich sie grün und roth leuchten, wie man es bei Thieren wahrnimmt wenn sie in Zorn gerathen, aber das war nur ein Moment, denn in dem nächsten sah ich den Neger rücklings niederstürzen und den Knaben aus einer gebeugten Stellung über ihm sich erheben und einen fußlangen Krisch, den er bis an das Heft in die Brust des Negers stach, herausziehen.

Wie der Knabe dies gemacht hat, wie er seinen Dolch gezogen, wie er auf den Neger zugesprungen, wie er ihn durchbohrt, ganz und gar, so daß das Blut aus zweien Wunden aus der Brust und dem Rücken strömte, weiß ich bis auf diese Stunde noch nicht, das alles geschah so blitzschnell, daß ich mich von dem Gedanken gar nicht trennen kann, es sei zur Vollführung desselben mindestens zehnmal mehr Zeit erforderlich gewesen, als darüber verflossen ist.

Alles, was ich hier angedeutet, geschah unmittelbar vor meinen Augen. Die Scene fiel nicht 20 Fuß von mir entfernt vor, dennoch müßte ich geradezu die Unwahrheit sagen, wollte ich behaupten, ich hätte irgend etwas anderes gesehen, als den Anfang und das Ende, etwas anderes, als den Schlag, den der Neger gab, und das Herausziehen des Krisch, nachdem er den Stich erhalten hatte. Als dieses geschehen war, trat an die Stelle der urplötzlichen, der gedankenschnellen Bewegungen die ruhigste Haltung, wie sie einem würdigen älteren Manne ziemt, der irgend eine wohl überlegte That vollbracht, sich mit irgend einer Verpflichtung abgefunden hat. Ich sah in den ersten Momenten weder in den Mienen des jungen Malayen irgend einen Schreck über das Vorgefallene, noch Reue darüber, ich kann auch nicht sagen, daß sich lodernde thierische Wildheit darin ausgedrückt hätte, es schien, als habe er eine durchaus gewöhnliche Handlung begangen, auch machte er nicht etwa in einer gewissen Hast und Furcht, um sich vor den Folgen seiner schrecklichen That zu schützen, Anstalten zu entfliehen, er stand ruhig bei seinem Opfer und schien mit Aufmerksamkeit und innerlicher Satisfaktion den letzten Athemzügen zu lauschen, dann wischte er sein Messer, seinen Krisch an dem Gürtel des Gefallenen ab, hob auch einige Blätter vom Markte auf und ging damit zu dem Brunnen um das Blut abzuwaschen was noch an dem Hefte klebte, woran er aber durch drei Soldaten gehindert wurde, welche ihn gefangen nahmen, was er nun wieder geschehen ließ, ohne zu fliehen, ohne sich zu wehren.

So wurde er nach dem Hause des Statthalters gebracht, verhört, und dann auf ein Schiff der Compagnie abgeliefert, welches nach Batavia bestimmt

war. Dort wird er nun gewiß gehängt, aber hier auf Timor wagt niemand ein Todesurtheil auszusprechen oder zu vollziehen.

## Zehntes Kapitel.

**Die Stadt Kupang. Exmittirte Miether. Wohnungen der Malayen. Beschäftigungen der Leute. Das chinesische Quartier. Aeußerst geschickte Handelsleute und Diebe. Interessante Art ihr Gewerbe auszuführen. Wie sie die dabei abfallenden Accidentien aufzunehmen pflegen.**

Die Stadt Kupang ist durch eine breite Allee von prächtigen Tamarindenbäumen in zwei Hauptheile getrennt, in dem einen wohnen die Malayen in ihren malerischen Hütten, deren Mauern ganz von blühenden Gewächsen und grünenden Kletterpflanzen überdeckt und durch Palmen überschattet sind, das will aber sagen keineswegs an Sonne Mangel leiden, denn den Schatten, den die Palmenbäume liefern, ist nicht besonders dicht oder umfangreich. Die Räume sind auch keineswegs mit Möbeln überladen. Wenn man sich unhöflich ausdrücken wollte, könnte man sagen, sie seien völlig kahl und leer, dies ist aber doch nur bedingungsweise der Fall. Vor allen Dingen ist der Fußboden mit Matten bedeckt und da sich unter diesen unzähliges, häufig sehr giftiges Gewürm verbirgt, so werden diese Matten allabendlich von den Mädchen oder Frauen in's Freie genommen und dort ausgeklopft, der Boden aber wird mit einem Besen von Palmenblättern abgekehrt. Man glaubt nicht, welch ein Gewimmel von kleinen Thieren, Skolopendern, Skorpionen, Eidechsen, Spinnen ꝛc. dabei zum Vorschein kommen. Die Sorglosigkeit geht aber so weit, daß sie die Thiere nicht tödten, sondern nur hinauswerfen.

Es scheint mir, es wäre zweckmäßiger, wenn man ein Paar Schritte von der Hüttenthür ein Feuer aus trocknen Blättern anzündete, die Matten darüber ausklopfte und den Kehricht aus dem Hause hineinwürfe. Durch achttägiges Wiederholen dieser Operation wäre man ohne Zweifel der ganzen Plage los, dürfte natürlich die tägliche Reinigung nicht unterlassen, hätte dann aber wahrscheinlich nur mit einem halben Dutzend solcher kleinen Bestien zu thun, indem sie jetzt lediglich exmittirt, von allen Seiten wieder ihrem Lager zukriechen, so daß man wie begreiflich noch vor dem Schlafengehen sämmtliche Gäste wieder unter seinem Dache beherbergt.

Außer diesen Matten, welche den Fußboden bedecken, hat man auch noch welche, die rund umher an die Wände gelehnt sind, ferner hat man noch einige Kopfpolster aus Tamarinden oder Palmenholz, d. h. Klötze, kürzer oder länger, die man sich unterlegt. Ist die Familie industriell, hat sie ein Rind oder

ein Paar Ziegen, so bedient sich die Frau wohl der Kuh als des Kopfkissens und die Kinder der Ziegen. Wo dies nicht der Fall ist, dient auch eine unenthülfte Cocosnuß um den Kopf zu stützen.

Das ganz leere Haus, welches nur aus einem einzigen Gemach besteht, ist doch wenigstens möblirt durch sechs bis acht kleine Schränke zur Bewahrung des Hutes oder sonstiger Kleidungsstücke, des Schmuckes, einigen Mundvorrathes, einiger Ueberbleibsel vom vorigen Mahle, einiger Cocosnußschaalen mit Milch und dergl. Aber diese Schränke nehmen fabelhaft wenig Raum ein, es sind nämlich Lücken, die man beim Hausbau in der Mauer gelassen hat, es sind also Wandschränke. Beim Anblick dieser Hütten und der geringfügigen Vorräthe habe ich mich wiederholt gefragt auf welche Art die Leute wohl ihre Existenz fristen. Man kann nichts weiter sagen als unbeschreibliche Anspruchslosigkeit und Mäßigkeit gehen neben einer überaus üppigen, freigebigen Natur einher. Die Leute leben von Pisang- und Palmenfrüchten, von Reis, den sie irgendwo in einen Sumpf säen, abwartend, ob ihnen Affen und Papageien etwas übrig lassen, sie leben ferner von dem wenigen Mais, den sie um ihre Hütten her pflanzen, auch wohl von etwas Zuckerrohr, dessen Mark äußerst saftreich und höchst nahrhaft ist, sie genießen auch das Mark aus den Stämmen einiger Palmen und endlich bietet die tropische Zone wohl noch einige erträgliche Früchte, wiewohl dieselben durchaus nicht nach dem Geschmack unseres verwöhnten Gaumens sind und mit unseren Aepfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Trauben, Pfirsichen, Erdbeeren ꝛc. durchaus keinen Vergleich aushalten.

Die Männer verschaffen durch die Jagd, die Frauen dagegen durch Fischfang oder durch Fallenstellen, ferner aber durch Aufsuchen von Vogeleiern einige thierische Nahrung. Sollten sie des Geldes bedürfen, was jedoch kaum denkbar ist, so verdient die Frau dasselbe durch die wunderbar geschmackvollen Flechtarbeiten ihrer zierlichen Finger, oder der Mann dadurch, daß er in den Bergen irgend ein seltenes Thier erlegt und zum Verkaufe nach den Schiffen bringt.

Das chinesische Quartier auf der andern Seite der breiten, vierfachen Tamarindenallee sieht anders aus, dort nimmt man den civilisirten Menschen wahr, aber zugleich auch den spitzbübischen, den betrügerischen. Diese Chinesen haben sämmtlich Laden, welche für sehr reich gelten, weil man dort Gegenstände des größten Luxus findet, kostbare Stoffe, Teppiche, Silber und Goldwaaren, chinesische Gemälde, besonders solche der allerüppigsten und frivolsten Art, geschnittene Steine, antike Waffen und s. f. Aber alles was sie besitzen ist schlecht, was sie für antik ausgeben, ist neu gemacht, was sie für ächt ausgeben ist unächt, kurz, man wird auf jedem Schritte betrogen, falls man wirklich in Handel mit ihnen tritt. Will man sich von ihnen nicht betrügen lassen,

zeigt man ihnen, daß man sehr wohl Gold von Messing, Glas von Edelsteinen zu unterscheiden wisse, so beugen sie sich mit einem Anschein von Demuth und unter Anerkennung des überlegenen Wissens des Fremden vor demselben, ja sie gestehen wohl einen Fehlgriff ein, aber das Nächste, was sie einem als ächt zeigen, ist wieder unächt und mit unbeschreiblicher Geduld unterwerfen sie sich den wiederholten Zurechtweisungen, immer bereit zu betrügen, in der Hoffnung, daß es ihnen selbst mit dem aller Schlauesten doch endlich einmal gelingen möge.

Es ist übrigens höchst gefährlich sich mit den Leuten wirklich einzulassen, denn so unverschämte Betrüger sie sind, so überaus geschickte Diebe sind sie und man befindet sich jeden Augenblick in Gefahr durch ihre Fingerfertigkeit um etwas zu kommen. Der Handel ist gewöhnlich ein Tauschgeschäft, man bietet ein Halstuch, einen Ring, ein Gewehr zum Tausch an gegen irgend etwas, das man zu besitzen wünscht, Geld kommt gewöhnlich nicht mit in's Spiel, wiewohl es keineswegs ausgeschlossen ist.

Man verfährt nun so, daß man sich von den vorhandenen Gegenständen so viel aussucht als man glaubt, daß die Uhr, der Säbel, das Gewehr, welches man hat, etwa werth sei. Man macht den Verkäufer auf die neben einander gelegten Dinge aufmerksam und zeigt ihm was man dafür geben will. Der Verkäufer nimmt den Gegenstand in die Hand und besieht ihn, er ist aber nie allein, er ist immer umgeben von 5, 6 und mehr Chinesen, welche gleichfalls handeln wollen. Es klopft einer von diesen dem Käufer auf die Schultern und zeigt ihm einen sehr verlockenden Gegenstand, macht ihm auch bemerklich was von seinen Sachen er dafür haben wolle. Auf diese Weise wird ein jeder Neuling, selbst wenn er gewarnt worden ist, von den ewig in gleicher Art wiederkehrenden Manövern betrogen. So wie er sich umgesehen hat, ist der aus der Hand gegebene Gegenstand verschwunden, gleichviel ob es ein kleiner Ring, eine Tuchnadel, oder eine Doppelflinte sei, der Käufer erkennt nicht denjenigen, dem er die Sache gegeben, denn der Gesichtsschnitt ist bei allen, wenigstens für das Auge des Fremden so ganz derselbe, wie es für uns die Negerphysiognomie ist. Die Leute unterscheiden sich von einander gerade so gut, wie wir uns unterscheiden, aber für uns sind sie gleich, der Spitzbube steht vor dem Betrogenen und fragt mit der unschuldigsten Miene, wem er denn die Flinte gegeben habe, und da der Fremde dies nicht weiß, so läuft es natürlich darauf hinaus, daß es ein siebenter oder achter Chinese gewesen sein müsse, der in dem Augenblicke das Haus verlassen habe, in dem der betrogene Fremde mit dem andern Herrn den Handel dort habe abschließen wollen. Wer der Entflohene ist, weiß natürlich kein Mensch, ja der Besitzer des Ladens bemerkt wohl eben jetzt, daß er selbst bestohlen worden ist.

Läßt man etwas fallen: einen Ring, einen Knopf, so ist dasselbe mit den

Zehen der Füße so geschickt aufgehoben, wie wir es mit den Fingern unserer Hände thun würden. Der Fuß bedeckt das Kleinod, welches zwischen den Zehen und dem Ballen haftet, unbefangen tritt der Spitzbube, der im Besitz des Kleinodes ist, von seiner Stelle zurück, um zu gestatten, daß man sich dort umsehe, wo er gestanden hat. Der Kreis um den Suchenden wird größer, in einem Augenblick tritt der Fuß eines zweiten genau in die Spur des ersten, des Diebes. Dieser hat seinen Raub in der Spur zurückgelassen, und zwischen den Zehen des Zweiten wandert er zum Dritten, bis er irgendwo unter einem Stein, oder unter einem Stückchen Rasen verschwindet. Wer ist der Dieb? Der Zorn übermannt den Bestohlenen, er giebt dem Herrn des Hauses ein Paar Stockstreiche oder Ohrfeigen, was kümmert sich der Chinese um solche Kleinigkeiten.

---

## Elftes Kapitel.

Aussehen der Chinesen und ihrer Frauen und Mädchen. Große Neugierde derselben. Chinesische Tugend durch einige sehr glücklich erfundene Gesetze unterstützt. Ihre Sparsamkeit, ihr dürftiges Leben. Ihre Art zu essen. Ein indischer Tänzer. Ein Tanzboden mit Hindernissen.

Das Aussehen der Chinesen ist vielfältig beschrieben worden, ich habe keine große Neigung, die dicken, aufgedunsenen Gesichter, die kahlen Köpfe mit den langen Zöpfen, die kleinen fetten aber schmutzigen Gestalten an meinem innern Auge vorübergehen zu lassen. Aber die Frauen sind wohl noch einer kurzen Erwähnung werth. Sie sind in der Regel größer als die Männer, sind leicht und anmuthig geformt, haben volle runde Glieder und bewegen sie mit natürlicher Grazie. Die Hände sind fein, die Füße klein, das Verstümmeln derselben findet nur bei reichen Leuten statt. Ihr Haar ist von bewunderuswerther Schönheit, lang und fein, es wird nicht geflochten, wohl aber durch Schlingen um einen oder mehrere Kämme von zierlichem Holz oder Elfenbeinschnitzwerk auf dem Kopf gehalten. Die Kleidung ist ungeschickt lang, schleppt nicht nur hinter ihnen auf dem Boden, sondern schleppt auch vor ihnen beinahe ebenso dergestalt, daß sie gar nicht würden gehen können, wenn sie nicht immerfort die Robe in den Händen hielten.

Im Umgang mit den Fremden sind sie schweigsam, beobachtend, furchtsam, mißtrauisch, sie betrachten den Fremden kaum aus den Augenwinkeln, sie lächeln kaum durch ein leises Verziehen der Lippen, aber das liegt nicht in ihrer Neigung, sondern darin, daß sie fortwährend eingeschlossen, tyrannisirt, mit der größten Eifersucht gehütet werden. Sind sie nicht von ihren mißtrauischen Männern beobachtet, welche besser sind als 20 spanische Duennas, so fehlt es

ihnen weder an der Fähigkeit, noch an der Neigung sich den Fremden mitzutheilen und ihm Aufschlüsse über mehr zu geben, als er vielleicht gehofft oder erwartet hat. Die schöne junge Chinesin, welche dieses Bild zeigt, ist die Frau eines reichen Kaufmannes, und sie gab sich persönlich damit ab, mir die Bequemlichkeit ihres an sich zu niedrig scheinenden Lagers auseinander zu setzen. Sie sind sehr neugierig und lieben es, die Fremden nicht blos vielfältig auszufragen, sondern auch Kenntniß zu nehmen von ihrer persönlichen Beschaffen-



Eine junge chinesische Frau aus Kupang.

heit, aber sie sind zugleich behutsam und klug genug, den Anschein rigoröser Tugend anzunehmen. Im übrigen ist die Strafe, welche eine Ehebrecherin betrifft, unbeschreiblich grausam, und sie wird schonungslos ausgeführt, denn die Holländer mischen sich in Staatsangelegenheit der Chinesen nicht. Sie haben einen Vicekönig, wenn man es so nennen soll, ein Oberhaupt, unter dessen Befehlen sie stehen, welches die Gesetze aufrecht hält, die Strafen dictirt und deren Vollziehung überwacht. Man sagte mir, daß eine Ehebrecherin zwischen zwei nicht entfernt von einander stehende Bäume gebracht würde, daß man sie dort bis auf die Hüften entkleide, und ihr nunmehr von dem Halse herab bis auf den Gürtel eine große Menge Schnitte gebe, welche jedoch nicht tief gingen, sondern nur die Haut trennten. Von den so entstandenen Streifen wird nun einer um den andern abgezogen. Die Arme ebenso behandelt, geben jeder drei bis vier Streifen und diese werden an die Bäume, zwischen denen die Unglückliche steht, genagelt, so mit ausgespannten Händen überläßt man sie sich selbst, bis sie

unter den Stichen von tausenden giftigen Insecten — bis sie unter den gräßlichsten Qualen erliegt.

Unter den in Kupang ansässigen Chinesen, deren man 300 Familienväter zählt, soll ein einziger honetter Mann sein, und der Statthalter behauptete dieses sei eine Uebertreibung, welche frühere Reisende sich erlaubt hätten und welche sich von Generation zu Generation fortpflanze, er kenne keinen solchen honetten Mann. Dies hat auch zur Folge gehabt, daß ihr einst so blühender Handel nachgelassen hat. Die Insel ist der Stapelplatz der chinesischen Kaufleute für das Sandelholz, den Palmwachs und das Cocosöl, aber sie sind so betrügerisch und so unverschämt im Preise, daß sich nach und nach der Handel von dieser Insel fort bis nach den Sandwichsinseln wendete, woselbst man ein viel besseres Holz, unverfälschtes Oel und Wachs findet und alles zu geringerem Preise hat.

Es ist merkwürdig, wie diese spitzbübische Nation sich überall hindrängt und einnistet. Man könnte von ihnen sagen, was einmal Heinrich IV. von den Gascognern gesagt hat: „säet sie auf den nackten Felsen aus, sie schlagen Wurzel, wachsen und vermehren sich." So weit man mit Bequemlichkeit von Insel zu Insel gelangen kann, haben sie sich verbreitet, und überall hin haben sie ihre eigenthümlichen Sitten, ihre Immoralität, ihre schimpflichen Strafen und ihr Diebsorgan mit hingenommen. Ueberall werden sie reich, indem sie die größten Forderungen machen, und schließlich mit dem kleinsten Gewinn zufrieden sind. Sie werden reich, weil sie betrügen und übervortheilen, und alles zusammenscharren, sich selbst alle Genüsse versagend; nur schwer ist es zu begreifen, warum sie so handeln. Der Deutsche, welcher nach Amerika geht, und sich den angestrengtesten Arbeiten und den allergrößten Entbehrungen aussetzt, hat das Ziel vor Augen, die erworbenen Schätze dereinst im Vaterlande zu verzehren, ebenso denkt der Franzose und der Spanier, der Engländer vielleicht nicht, weil er doch zu sehr unter seines Gleichen wohnt und lebt, um sich nicht ganz heimisch zu fühlen. Die andern aber wollen alle wiederkehren in das Land, das sie geboren hat.

Nicht so der Chinese, er darf nicht zurück in seine Heimath, hat er sie verlassen, so ist es für immer; der Auswandernde wird als Flüchtling betrachtet, der seine persönlichen Dienste, sein Geld und seine Steuerkraft dem Herrscher, welchem alles gehört — entzieht. Wenn er nun spart und bis in seine späten Tage spart und nichts genießt, was hat er davon und was haben seine Erben? Er war arm als er anfing zu sparen; sie sind reich, wenn sie anfangen zu sparen, sonst findet kein Unterschied statt, sie häufen Schätze auf Schätze und genießen nichts davon, auch ist ihre Lebensart in solcher Weise dürftig, daß vielleicht der Bettler bei uns verschmähen würde, so zu leben. Eine Hand voll Reis und vielmals des Tages eine Tasse Thee scheint ihnen vollkommen zu

genügen, darum sind sie auch körperlich so schwach, daß ein europäischer Matrose es unbedenklich mit zehn derselben aufnehmen dürfte und es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn man behauptet, ein jeder Mensch von nur ganz mittelmäßigen Kräften sei fünf solchen Söhnen des himmlischen Reiches der Mitte gewachsen. Aber geschickt sind sie, das muß man sagen, sähe man nicht ihre zierlichen Elfenbeinschnitzereien, ihr Flechtwerk aus gespaltenem Bambus, so könnte man schon aus ihrer Art zu essen, auf ihre Geschicklichkeit schließen.

Sie kennen keine Gabel und eigentlich auch keinen Löffel, da sie niemals Suppe genießen und alle etwa flüssige Nahrung aus Tassen trinken. Die Gerichte in den Häusern der Reichsten wie der Aermsten kommen alle schon mundrecht aus kleinen Bissen bestehend, auf den Tisch und zwar wird jedem seine Schüssel für sich gebracht. Nun sollte man einmal einen Chinesen seine drei hölzerne Stricknadeln handhaben sehen, welche er statt der Gabel braucht. Die drei Nadeln sind nirgends verbunden, jede ist ganz einzeln, sie werden alle drei in eine Hand genommen und hiermit nimmt der Chinese sein Essen zu sich. Er sticht nicht, er spießt die Bissen nicht auf, er faßt sie so, wie wir sie mit drei Fingern fassen würden und so wird mit unglaublicher Geschwindigkeit die Schüssel leer, er nimmt ein einzelnes Reiskorn damit auf und man möchte glauben man sähe einen Taschenspieler seine Kunststücke machen. Das thun sie auch mitunter, so wie sie geschickte Diebe sind, so verstehen sie auch das Escamotiren und sie machen die mehrsten Kunststücke, zu denen unsere Schnellfinger allerlei Vorbereitungen und Apparate brauchen, ganz ohne solche. Aber sobald irgend eine Kraftäußerung mit solcher Leistung verbunden ist, oder sobald sie Muth fordert weil Gefahr dabei ist, so sind die guten Leute nicht zu Hause.

Von dem Muth und der Geschicklichkeit eines Indiers, zu der ein Chinese nimmermehr zu bewegen wäre, sah ich hier eine höchst merkwürdige Probe. Ein junger Indier zeigte sich für wenige kleine Münze auf öffentlichem Markte. Vor ihm lag ein ungeschickt zusammengenageltes tischplattartiges Brettergestelle, welches auf vier Steinen an seinen vier Ecken ruhte. Der Länge nach war es mit vier und der Breite nach mit drei Reihen, also im Ganzen mit zwölf, fußlangen eisernen Nägeln besetzt. Der Indier forderte einen der anwesenden Europäer auf, ihm die Augen mit einem Tuche zu verbinden, dann stieg er auf das Brett, tastete sich mit seinen nackten Füßen bis in die Mitte desselben und schien mit seinen Zehen die Entfernungen seitwärts und vor und zurück zu untersuchen. Nun fing er einen eigenthümlichen Gesang an, was vielmehr ein Grunzen und Quitschen, aber doch auch wieder ein articulirtes Aussprechen unverständlicher Silben war, bald hoch, bald niedrig, allein durchweg in einem scharf markirten Takt. Plötzlich begann er unter furchtbarem Gesichterschneiden zu springen, bald mit einem, bald mit beiden Beinen, in einem wie in dem andern

Falle den Fuß mit der größten Vehemenz niedersetzend, so daß das Klatschen der Sohle deutlich gehört wurde und die Tischplatte sich bog.

In dieser Weise sprang er und trat er nieder, indem er um alle die Stifte und Nägel herumkam, in jedem Augenblicke in Gefahr sich einen oder den andern Fuß zu spießen und doch niemals auch nur so weit in die Nähe eines Nagels kommend, daß man hätte besorgt werden können. Es war jenes von Göthe in Meisters Lehrjahren beschriebene Kunststück der Mignon, der Eiertanz, nur von keinem so anmuthigen Kinde und in einer etwas gefährlicheren neuen Auflage ausgeführt.



Ein Tanzplatz mit Hindernissen.

Die Arbeit hatte etwa fünf Minuten gedauert als der arme Kerl sich athemlos und große Tropfen schwitzend von seinem Theater herabschwang um die versprochenen Kupfermünzen in Empfang zu nehmen. Herr Meyer redete den Indier freundlich an, und suchte ihm durch Zeichen, durch einige holländische und indische Worte und schließlich durch einen Dollmetscher begreiflich zu machen, daß er mit diesem Kunststück auf Reisen gehend, namentlich in Europa viel Geld verdienen könnte. Der Indier ging zusagend mit seinem Theater ab und Herr Meyer theilte mir im Vertrauen mit, daß er diesen Kerl überall wo wir anlanden würden, für Geld wolle sehen lassen und daß er damit Tausende über Tausende zu verdienen hoffe, allein diese Hoffnung schlug fehl, denn der gute Indier war entflohen, er hatte geglaubt, der Fremde würde ihn mit Gewalt wegführen, worin er sich denn eigentlich auch nicht geirrt hatte. So zog er vor, ein Paar andere Niederlassungen auf der Insel zu besuchen und abzuwarten bis der gefährliche Fremdling fortgezogen sei.

# Zwölftes Kapitel.

Die Krokodile sind hier sehr häufig. Eine Jagd auf ein solches. Tiefe Verachtung welche dasselbe gegen uns zeigt. Ausmessung seiner Länge. Ein schreckliches Ereigniß und wie wir uns aus der Affaire zogen.

Die niederen Ufer sind von Krokodilen häufig genug heimgesucht, doch ist man so unbeschreiblich sorglos, daß man nicht einmal den Versuch macht, sie zu vertilgen. Fräßen die lieben Papas nicht mit großem Appetit ihre kleinen Sprößlinge auf, so wie sie aus dem Ei kriechen, dergestalt, daß mitunter von einer ganzen Brut nicht eines am Leben bleibt, so würden diese entsetzlichen Thiere zur höchst gefährlichen Landplage werden. Noch aber ist Timor zu wenig bevölkert um die Bestien zu verringern, nimmt die Bevölkerung zu, so nehmen die schädlichen Thiere man möchte fast sagen von selbst ab, es fehlt ihnen dann an den günstigen Lebensbedingungen. Hier waren diese nun noch im reichsten Maße vorhanden, man mied die Gegenden, welche sie sich vorzugsweise ausgesucht, und ließ sie im übrigen gewähren, sie beschädigen sich auch unter einander häufig so sehr, daß schon dieses, wie es den Anschein hat, genügt, um ihrer größeren Vermehrung Schranken zu setzen, es kommt nämlich oft vor, daß zur Brunstzeit zwei solche Thiere mit einander kämpfen, dabei sich gegenseitig verbeißen und dann sterben, indem sie einander die Kinnladen gefaßt haben, der eine die untere Kinnlade des andern, und dieser die obere Kinnlade des ersten. Sie beißen nun allerdings sehr hübsch fest zu und zermalmen sich diese Gliedmaßen ein wenig, dann aber fallen sie in eine Art Starrkrampf, in dem sie liegen bleiben bis sie verhungert sind.

Ich hatte die größte Lust eine Krokodiljagd zu veranstalten und der Statthalter Herr van Miers war so freundlich mir dazu die erforderlichen Anweisungen zu geben. Es gab hier einen Ort, den man Boni nennt, woselbst sie in besonders großer Zahl zu finden sein sollten. Der Supercargo und der Herr Kapitain hatten nichts dagegen, daß ich mich mit einigen meiner Bekannten und einem Dutzend Matrosen mit guten Gewehren wohl versehen, auf den Weg machte. Wir gelangten denn auch bei guter Zeit an Ort und Stelle und ein Eingeborener, der von Herrn van Miers mitgegeben war und der unsere Absichten also kannte, machte uns aufmerksam auf ein schlafendes Krocodil, das wir beschleichen konnten. Mit athemloser Stille näherten wir uns dem Ungeheuer, welches regungslos im Schlamme lag. Wir stiegen aus, untersuchten unsere Gewehre auf das Sorgfältigste, vertheilten uns nach verabredetem Signal rund um das Unthier, etwa in der Entfernung von 50 Schritt, was immerfort tief gebückt, geschah, schlichen näher und immer näher und endlich gab der

Malaye als der jagdkundige das Zeichen zum Feuern. Ein jeder von uns wußte, daß seine Kugel unfehlbar sei, ein jeder von uns hatte sich auch schon vorbereitet das holde Thier für sich in Anspruch zu nehmen, denn natürlich konnte ja ein anderer solche Sicherheit nicht haben. Ein Krokodilschütze, der Besieger eines solchen fabelhaften Ungeheuers, wie herrlich, welch ein Relief mußte das geben!

Die Schüsse krachten und wir erhoben uns aus unserer gebückten Lage, um zu sehen, welchen Schaden unsere 20 Kugeln angerichtet hatten. Gekracht hatte es gewaltig.

Staunen und Schrecken erfaßte uns, das Unthier war aufgewacht, nichts weiter, es drehte mit ungemeiner Ruhe den Kopf nach rechts, dann nach links, kehrte uns verächtlich den Rücken und kroch in das Wasser.

Da saßen wir, oder vielmehr da standen wir, ein wenig verblüfft, kaum wissend, was wir eigentlich davon denken sollten. Wir rückten näher auf die Stelle zu und maßen die Länge des unhöflichen Thieres aus, welches uns nicht das Vergnügen hatte lassen wollen, auch seinen Umfang zu messen. Die Länge betrug 22 Fuß und ich hatte allerdings Recht gehabt, als ich mir einige Sorgen gemacht, wie ich dieses Ungeheuer wohl an das Schiff bringen würde — nun waren die Sorgen freilich überflüssig. Aber das hatte doch Niemand erwartet, daß seine eigene Kugel ganz spurlos von dem Thiere abprallen würde. Die der andern je nun — ja. Aber die eigene!

Was war nun zu machen, ein Krokodil wollten wir haben, es koste, was es koste, und da man sie nicht auf dem Wildmarkte bekommt, wo die Sonntagsjäger ihre Hasen schießen, so blieb nichts übrig, als die eigene Haut zu Markte zu tragen. Wir gingen mit unsern Gewehren, auf welche wir die Hirschfänger gesteckt hatten, einem Sumpfe zu, woselbst wir nothwendigerweise Krokodile, mehr vielleicht, wie uns lieb, finden mußten.

Das war allerdings sehr thöricht, denn es war höchst gefahrvoll. Die Krokodile verbergen sich oft vollständig im Sumpfe, man sieht sie mithin gar nicht; wenn man auf ein solches Ungeheuer tritt, so sinkt es langsam unter, kehrt sich dabei um und giebt einen Hieb mit den Klauen, mit dem Schweif, mit den Zähnen; alles dieses ist höchst verderblich, denn es zieht so gut wie gewiß den Tod unmittelbar nach sich, es war daher auch gar kein Wunder, daß wir in hinlängliches Entsetzen geriethen, als einer in der Mitte furchtbar zu schreien, ja zu brüllen begann: „Hilfe, ich bin verloren! Hilfe, ein Krokodil hat mich an der Ferse gefaßt!“

Dies war eine sehr ernste Sache und wir hatten in der That nicht übel Lust, nun was denn wohl? — — — Nun, was denn, lieber Leser? Zu fliehen, so schnell wie möglich, und das thaten wir auch wirklich, den armen Gebissenen dem Tode überlassend.

Als wir im vollsten Laufen waren, hörten wir den Unglücklichen immer noch hinter uns schreien: „zu Hilfe! das Krokodil hat mich gepackt!" Als ich dieses zum fünften oder sechsten Mal hörte, kam mir die Sache doch sonderbar vor, denn gewöhnlich gestattet ein Krokodil nicht so viele Worte.

Wir sahen uns um und der schreiende Matrose stand noch immer aufrecht und schrie fort und fort.

Die Sache kam uns jetzt plötzlich ungemein komisch vor, denn von einem Krokodil oder von einem andern gefährlichen Ungeheuer konnte gar nicht die Rede sein, denn ein solches hätte schon längst den Gefaßten unter Wasser gezogen und erstickt und wäre dann mit ihm fortgeschwommen. Nothwendig mußte er durch etwas Anderes, als ein Thier, festgehalten werden. Ich rief ihm von ferne zu, er solle doch hinunterfassen und zusehen, was dort eigentlich vorgehe. Ganz entrüstet über diese Zumuthung rief er mir zu:

„Ich werde mich wohl hüten, die Bestie faßt sonst außer dem Fuß auch noch meine Hand!"

„Aber Mensch, glauben Sie denn nicht, daß ein Krokodil, wenn es Sie einmal bei der Ferse hat, Sie nicht sofort unter Wasser ziehen würde?"

„Der Kerl ist vielleicht gar nicht hungrig und macht sich nur einen Spaß mit mir — aber bei alle dem kann ich unmöglich hierbleiben, ich will's also versuchen," und er bückte sich, da er mit der Hand nicht in das Wasser fassen mochte, so verkehrte er sein Gewehr, so daß der Hirschfänger nach unten kam, und tastete damit in der Nähe seines Fußes umher.

Nach einigen Augenblicken hörten wir das Freudengeschrei: „jetzt läßt er los!" worauf er den Fuß emporhob und nun auch noch sah, was er mit dem Hirschfänger gespießt hatte. Es war eine zackige Wurzel, zwischen welche er getreten und deren eine Gabel er mit dem niedergestoßenen Hirschfänger aus einander getrieben hatte, wodurch er denn aus seiner Todesangst, wodurch er aus dem vermeintlichen Rachen des Krokodils erlöst wurde.

So wie unsere Furcht vorher, so war jetzt unser Jubel groß und da Keiner von uns eine vorzugsweise große Tapferkeit, sondern Jeder eine bis an's Lächerliche gehende Feigheit gezeigt hatte, so schämte sich Keiner vor dem Andern, sondern Alle lachten zuerst den Matrosen und dann sich selbst gehörig aus, trotz dessen war uns doch die Lust, Krokodile zu schießen, vergangen und unter gegenseitigen Versicherungen, welche Heldenthaten wir vollbracht haben würden und wie groß unser Muth gewesen wäre — falls — — gelangten wir zu unserm Boot und ich zur Residenz des Herrn Statthalters zu Kupang.

Ich erzählte demselben ehrlich und aufrichtig unser lächerliches Abenteuer und schonte mich selbst nicht im geringsten, er aber war so gütig, unsere wahnsinnige Heldenthat für einen Beweis von wirklichem, von ungewöhnlichem Muth zu nehmen, denn dort, sagte er, wimmelt es in der That von Krokodilen und

gerade jener Sumpf ist ihr Lieblingsaufenthalt; Schießgewehre helfen dabei nicht im geringsten; das Krokodil ist mit einer Substanz gepanzert, welche weit härter ist, als Ebenholz, welche härter ist, als Büffelhorn. Es ist allerdings eine hornartige Substanz, aus welcher die Schuppen bestehen, aber sie scheint mit Kieselstein überzogen und jede Kugel prallt davon ab und fliegt weit ins Feld hinein, selbst eine Spitzkugel von schwerem Kaliber, und wenn sie auch zwischen zwei an einander stoßende Schilder käme, würde nicht eindringen, nur wer ein so guter Schütze ist, daß er halb vor, halb seitwärts von dem Krokodil stehend, sein Auge treffen kann, hat Aussicht, das Ungeheuer zu erlegen. Die Kugel geht dann in das Gehirn und ist folglich sicher tödtlich.

---

## Dreizehntes Kapitel.

**Aberglaube der die Krokodile schützt. Blutrache derselben. Eine wirkliche Jagd auf diese niedlichen Ungeheuer. Wahl des Kampfplatzes. Ein Lockvogel. Unglaubliche Keckheit der Malayen bei dieser Jagd.**

Ich frug den Statthalter, ob die Thiere nicht großen Schaden thäten und wie es dabei käme, daß man sich ihrer nicht zu entledigen suche.

Der Schade ist im Allgemeinen nicht groß, erwiderte van Miers, denn sie leben von Fischen und sonstigen Wasserthieren, überdies aber sind die Leute sehr indolent, so lange sie nicht persönlich angegriffen sind, fragen sie nicht viel darnach, ob ein Krokodil oder ob deren zehne um sie herum sind, zudem haftet aus früheren Zeiten noch eine Art von abergläubiger Scheu an ihnen. Die Krokodile wurden hier, wie einst im alten Aegypten und wie heute noch unter den Indiern in Benares, am Ganges und Bramaputr für Götter gehalten. Man konnte sich ihre Unverletzlichkeit nicht anders erklären, als dadurch, daß sie wirklich unsterblich seien, daß sie wirklich den Göttern entstammten, wenn auch den bösen. Vor den bösen Göttern hat man ja immer mehr Respekt, als vor den guten.

Jetzt hat man allerdings sich darüber hinweggesetzt, man glaubt nicht mehr recht, sondern nur halb und halb an ihre Heiligkeit, der Aberglaube indessen kann wohl nirgends stärker sein, als unter diesen rohen Natursöhnen. Sie glauben, wenn man einen Krokodil tödte, so nehmen seine Verwandten die Blutrache auf, noch schlimmer, sie glauben, wenn ein Krokodil nicht getödtet, sondern nur verwundet wird, so gehe es zu den Seinigen zurück und erzähle ihnen, wer der Beleidiger sei, dann würde nicht im Allgemeinen überhaupt, sondern dann würde an diesem Einzelnen ganz speciell Rache genommen. Man sieht hierin lediglich die Sitte der Malayen, überhaupt für jede Beleidigung Rache zu nehmen. Es

ist ihnen dieses so natürlich, es ist so sehr mit ihnen verwachsen, daß sie die eigene Sinnesart auf das unvernünftige Thier übertragen, ohne an dieser Ansicht das geringste Unsinnige zu finden, wie sie Halbthiere sind, so glauben sie, die wirklichen Thiere dächten genau ebenso; dies hindert sie indessen nicht, auch an den Krokodilen Rache zu nehmen, wenn diese ihnen etwa zu nahe getreten sind. Ist z. B. in irgend einem Dorfe ein Schwein oder eine Ziege geraubt worden, so vernachlässigen sie die Rache keineswegs. Sie vereinigen sich, um das Thier zu erlegen. Ist dieses geschehen, so glauben sie übrigens Alles gethan zu haben, was irgend nothwendig sei, um die Ehre aufrecht zu erhalten, Schande bringt nur das feige Ertragen der Schmach, sich rächen ist eine Ehrensache. Hat man nun ein Krokodil getödtet, so ist es natürlich immer dasjenige, welches den Raub vollzogen hat und damit ist man zufrieden — was könnte man auch mehr verlangen?

Ich äußerte nicht nur mein Befremden über diesen wunderlichen Ideengang, sondern ich äußerte auch den Wunsch, einer solchen Jagd beizuwohnen, und siehe, die Götter wollten mir wohl, es wurde eine solche angestellt und zwar genau aus der eben mitgetheilten Veranlassung; ein Thier war gestohlen und das mußte gerächt werden. Der Statthalter war davon unterrichtet worden und so konnte ich Zeuge einer solchen Jagd sein.

Während der drückendsten Mittagshitze, wenn die Thiere die Sonne aufsuchen, um sich zu braten, was diesen Bestien ganz besonderswohl zu thun scheint, versammelte sich eine kleine Schaar von etwa 12 bis 15 Leuten am Meeresstrande, welche kaum über den Boden erhoben umherspäheten, ob sie irgendwo ein Krokodil erspüren konnten. Die Thiere sind nicht gesellig, leben mithin keineswegs in Schaaren vereinigt, sondern gelangen nur zufällig zu einander oder wenn der Begattungstrieb sie stachelt. Man sieht mithin immer nur ein Thier und dieses vielleicht selten genug, da sie sich nur in ganz unbewohnten Gegenden aufhalten, einem Dorfe, einer Niederlassung nur gelegentlich Besuch abstatten.

Der Kampfplatz wird von den Malayen mit einer gewissen Sorgfalt ausgewählt, niemals suchen sie das Krokodil ganz im Freien auf. Schutz von Bäumen oder Gebüschen ist eine unerläßliche Bedingung.

Jeder einzelne Malaye, nur mit seinem vergifteten Krisch bewaffnet, verbirgt sich hinter einen Busch und späht daraus hervor nach einem Krokodil. Oft gehen sie auch wohl vergebens, es war keines in der Laune, sich zu sonnen, dann kehren sie entweder um oder suchen weiter, oder nehmen die Jagd an einem andern Tage auf; ist ihnen aber geglückt, ein schlafendes Krokodil zu finden, so machen sie sich schweigsam Zeichen, deuten die Gegend an und wenn ein Jeder zu wissen scheint, wo das Ungeheuer liegt, so beginnt der Tanz.

Einer ist vorher als Lockvogel bestimmt, ein Zweiter hat die Tödtung auf

sich genommen, die Uebrigen dienen als Treiber und als Gehülfen des Angreifenden. Der mit der ersten Charge Bekleidete zieht sich hinter ein Gebüsch zurück oder hinter einen Baum, von dem er sich gedeckt glaubt. Hier erhebt er ein winselndes Geschrei, entweder wie das eines Kindes oder wie das eines Schweines. Er wiederholt dieses so oft, bis das Thier aufwacht.

Wenn der Ton nunmehr das Ohr des Krokodils nochmals trifft, so erhebt es seinen Kopf und schaut sich mit seinen hochgestellten neben einander stehenden Augen um. Das Geschrei wird wiederholt, das Krokodil setzt sich langsam und leise in Marsch, es will das arme Kind nicht stören, es könnte sich vor ihm erschrecken.

Derjenige, der das Geschrei nachahmt, zieht sich auf allen Vieren zurück hinter einen andern Busch oder Baum, das Krokodil geht langsam nach, indessen suchen die Andern hinter der abscheulichen Eidechse das Terrain abzuschließen, ihm den Rückweg zu verlegen. Bis dieses vollständig geschehen, setzt der Lockvogel sein Geschrei fort und veranlaßt das Krokodil immer weiter von seinem eigentlichen Element fortzuziehen, ist der Zweck aber erreicht und der Kreis wirklich geschlossen, so bleibt er in seinem Busch oder hinter seinem Baume stehen, setzt zwar das Schreien fort, macht aber auch gleichzeitig mit Händen und Füßen ein Geräusch in den abgefallenen Blättern, welches zweierlei zum Zweck hat. Das Krokodil glaubt, es sei nunmehr bei seiner Beute angekommen und diese wälze sich dort im Gesträuche. Indem das Thier seine Aufmerksamkeit ganz ausschließlich hierauf richtet, hört es nichts Anderes, hört es auch nicht die Annäherung seiner Feinde, von denen der eigentliche Matador sich nun an das Krokodil geschlichen hat, sich plötzlich erhebt und ihm auf den Rücken springt. Auf den Nacken sollte ich sagen, denn über den Schultern und mit seinen Beinen dicht neben dem Kopfe muß der Malaye sitzen.

Ein solches Krokodil ist durchaus nicht gewohnt, als Reitthier benutzt zu werden. Dieser erste Versuch bringt daher ein ganz begreifliches Erstaunen hervor und es sperrt seinen ungeheuren Rachen auf, um nach dem Verwegenen zu fassen. Seine Schwerfälligkeit läßt dies allerdings nicht zu, dennoch würde der Malaye in einige Verlegenheit kommen, wenn er nicht schnell wäre, wie der Blitz. Sobald das Ungeheuer den Rachen öffnet, fährt er mit seinem langen Krisch hinein, durchschneidet ihm die Zunge, den Gaumen, die Sehnen, welche die obere und untere Kinnlade mit einander verbinden. Das Alles geschieht mit einem einzigen Schnitt, wobei er sich nur zu hüten hat, daß der Arm nicht mit dem Rachen des Thieres in Berührung komme, der Krisch darf mit dem Heft nicht ganz an die Lippen reichen, denn der zusammenfallende Rachen würde die haltende Hand alsbald zermalmen.

Das Ungeheuer ist unter allen Umständen tödtlich getroffen, denn das Messer ist vergiftet, allein noch ist seine Lebenskraft nicht gelähmt, das tritt erst

nach einigen Sekunden ein und so lange muß der Reiter sich auf dem Rücken des Thieres zu erhalten und seinen Schlägen auszuweichen suchen, allein es dauert nicht lange, so giebt das Krokodil seine Anstrengungen auf, das furchtbar schnell wirkende Gift fängt an seine Thätigkeit zu äußern, das riesige Thier fängt an zu zittern, sucht sich, während es mit der einen Seite liegen bleibt, auf der andern Seite zu erheben, als wollte es sich umkehren und auf den Rücken legen. Die Muskeln der beiden Beine spannen sich, aber sie zittern so heftig, daß es mich mit Mitleiden erfüllte, plötzlich bricht die Spannung zusammen, das Thier liegt wieder ganz auf dem Bauche. Noch einen Versuch macht es, die andere Seite zu erheben, doch vergeblich, es bleibt bei dem Versuch und nun strecken sich alle vier Gliedmaßen aus, so daß die obere Seite derselben nach unten kommt, so daß die Krallen zu sehen sind, eine unnatürliche und wie es scheint durch den Todeskampf hervorgebrachte Bewegung. Der Schwanz, diese furchtbare Waffe, welche die halbe Länge des Thieres einnimmt, der Schwanz, mit dem das Krokodil im Stande ist, ein anderes zu zerbrechen, wenn es mit vollem Gewicht auf seinen Gegner fällt, bleibt im Sande liegen und von dem ersten Zug, den der Krisch durch den Rachen des Thieres gemacht hat, bis zu seinem letzten Zucken ist kaum eine halbe Minute vergangen; das Krokodil liegt nunmehr unbeweglich und der Matador steigt triumphirend von der Bestie herab, er würde ihr einen Fußtritt geben, wenn das nicht unhöflich wäre.

Als ob gar nichts geschehen wäre, so nehmen die Malayen die ganze Angelegenheit höchst gleichgültig auf. Ich war Zeuge von der Heldenthat, ich stand mit Herrn van Miers ein Paar Tausend Schritt von dem Orte, entfernt, wo dies Alles vorging, um durch meine Anwesenheit nicht die Jagd zu stören, welche ich ohne dies in der Nähe hätte gar nicht sehen können, wenn ich nicht etwa auf einem Baum gesessen hätte, denn als Theilnehmer an der Jagd würde ich haben auf dem Boden kriechen müssen, woran mir durchaus nichts lag. Unsere guten Fernröhre setzten uns in Stand, den ganzen Verlauf mit größter Gemächlichkeit anzusehen, und ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß die ungeheure Ruhe, die ungemeine Tapferkeit des einen Malayen mich ebenso sehr in Staunen versetzte, als die unglaubliche Gleichgültigkeit der übrigen, welche mir zu beweisen schien, daß ein Jeder zu dem nämlichen bereit gewesen wäre. Es leuchtete mir ein, was Herr van Miers sagte, daß sie die tapfersten, die kaltblütigsten Soldaten seien, aber freilich nur, wenn es sie selbst angeht, wenn sie und ihr Klan, ihr Stamm unter ihrem Oberhaupte gegen einen andern Stamm aus der Nachbarschaft kämpfen; anwerben lassen sie sich nicht. Das holländische Gouvernement hat verschiedene Male ernstliche Versuche gemacht, sie unter seine Fahnen zu bringen, doch ohne irgend einen Erfolg. Man hat sogar junge Leute als Sclaven gekauft und sie in Uniform stecken wollen, allein

man kann sie nicht unterrichten, sie lernen durchaus nicht das, was man ihnen beibringen will, wie empfänglich sie sonst auch sind, sie lernen nur das, wozu sie selbst Lust haben, und sie verkommen im Auslande sehr bald vor Sehnsucht.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Die Fürsten auf Timor. Ihre Abstammung von den Göttern. Gefährliche Freundschaft. Malayische Frauen des Fürsten- und des niedrigen Standes. Ein Napoleon auf Timor. Angebliche Macht der Holländer auf Timor scheint sehr gering. Ihre verrätherische Politik. Der malayische Eroberer scheint eine größere Befähigung zu haben sein Project zu einem glücklichen Ende zu führen.

Die Fürsten dieses merkwürdigen Volkes stammen, wie wir bereits wissen, unmittelbar von den Göttern ab, sie sind Söhne des Himmels und sie machen Ansprüche auf eine göttliche Verehrung, die ihnen auch Niemand versagt, sie sind unnahbar, wenigstens hat man noch nie erlebt, daß ein Malaye sich gegen seinen angeborenen Herrscher vergangen hätte, obschon sie die furchtbarsten Despoten sind und nicht etwa Recht über Leben und Tod der Unterthanen haben, sondern dieselben ganz nach ihrem Belieben schlachten oder leben lassen. Aus irgend einem beliebigen Eigensinn, einer Laune, einem flüchtigen Gedanken, nur niemals aus einem Grunde wird dem Einen der Kopf gespalten, wird er dem Andern abgehauen, wird der Dritte gespießt und Niemand hat ein Recht, diese Leute zur Verantwortung zu ziehen. Oft schlagen sie einem ihrer Leute den Kopf ab, lediglich um zu sehen, ob sie es können. Wo Menschenleben so wohlfeil sind, da ist der Fatalismus etwas durchaus Begreifliches und Natürliches.

Mitunter findet man in ihnen allerdings ein gewisses Gefühl von Gerechtigkeit, eine gewisse Selbsterkenntniß, welche um so mehr in Erstaunen setzt, als die Wildheit ihres Charakters, als ihre Grausamkeit niemals irgend wie durch ein gutes Beispiel oder eine vernünftige Lehre gemäßigt, unterdrückt wird.

Herr van Miers erzählte mir, daß einer der zunächst der Stadt wohnenden kleinen Könige, Dao, ein sehr guter Monarch unter seines Gleichen zu nennen sei, obschon er in seiner Jugend von einer so furchtbaren Wildheit gewesen, daß man habe glauben müssen, er werde die sämmtlichen Bewohner seines Reiches nach und nach mit eigener Hand vertilgen.

Sonderbar, der junge Satan fühlte Reue über seine schauderhaften Thaten, aber immer erst, wenn sie vorüber waren, das Gewissen sprach nicht vor der That, sondern immer erst nach derselben. Man muß es im höchsten Grade

bewundern, daß es überhaupt sprach. Er pflegte sich für ein solches Unrecht, das er begangen, gewöhnlich selbst zu bestrafen, nur allerdings auf eine eigenthümliche Weise.

Eines schönen Morgens hatte ein Sclave das Unglück, die Kohle, mit welcher die Pfeife angezündet wird, von dem Taback fallen zu lassen. Er bückte sich, um dieselbe aufzuheben, allein schon fiel sein Kopf der Kohle nach; König Dao hatte denselben im Zorne abgehauen.

So wie es geschehen war, sprang er voll Wuth auf und rannte gegen die seidenen Tapeten und die darunter gebreiteten Teppiche seiner Wohnung, als wolle er sich den Kopf einrennen. Da dieses bei so guter Unterlage nicht anging, so kehrte er sich um, riß seinen blutigen Hanjar aus der Scheide und schlug damit in einem Athem zweien Offizieren seiner Leibwache, seinen Lieblingen und täglichen Gesellschaftern, die Köpfe ab.

So! So! rief er aus, nun ist mir wohl! Nun habe ich mich bestraft. Ich habe dem Sclaven, dem ich den Kopf abgehauen, meine beiden besten Freunde zum Opfer gebracht.



Ein malayischer Fürst.

Man kann nicht leugnen, daß für einen malayischen Fürsten auf Timor etwas Großes in dieser Handlungsweise liegt, aber man kann auch nicht leugnen, daß es noch gefährlicher ist, ein Freund und Liebling als ein Sclave eines solchen Herrn zu sein.

Fürst Dao entsagte der Regierung zu Gunsten seines nächsten Bruders, weil er fühlte, daß er nicht fähig sei, sich zu beherrschen, also nicht fähig, zu regieren, und er zog sich ganz aus seinem kleinen Königreiche zurück und ließ sich mit mäßigen Einkünften und mit nicht mehr als 30 Frauen in Kupang nieder. Aber der jetzige Fürst, der Bruder, war ein noch fürchterlicheres Ungeheuer, als der ausgeschiedene, und so kam es, daß nach einem Jahre die Holländer den andern vertrieben, ihn von der Insel verbannten und den abgedankten Herrscher wieder einsetzten, und merkwürdig, er ist dahin gelangt, seine wil-

den Leidenschaften zu bezähmen; man nennt ihn einen milden, einen vortrefflichen Herrscher.

Die Fürsten auf Timor, deren in Kupang ein halbes Dutzend ansässig ist, zeichnen sich zwar durch körperliche Bildung entschieden aus, gegenüber den niedrig geborenen Malayen, welche sämmtlich kleinerer Statur sind, aber was die Kleidung betrifft, so kann man nicht sagen, daß sie sich besonders hervorthäten, wenigstens sieht man sie sämmtlich mit bloßen Füßen und Beinen und mit entblößtem Oberkörper einhergehen, dem wie bei dem geringsten Malayen ein weitläufiger Mantel zur Decke dient, aber sie haben gerne eine sie auszeichnende Kopfbedeckung z. B. den Helm eines französischen Cuirassiers oder eines bairi-



Eine Malayenfamilie.

schen Fußsoldaten, oder eines preußischen Infanteristen und sie haben im Gürtel, welcher die um die Lenden geschlungene Decke festhält, jederzeit kostbare Waffen, zum mindesten zwei Krisch und einen schweren indischen Säbel, mit welchem, seines Gewichts wegen, das Kopfabschneiden so gut gelingt. Dem sonstigen Schmuck sind sie übrigens auch keineswegs feind, sie haben allerlei goldene Ketten und Ringe um den Hals hängen, sie haben Ringe an den Fingern sowohl als an den Zehen der Füße und sind gescheut genug, um ächte Steine von unächten, um Gold von Messing zu unterscheiden. Die Fürsten sind unter den Malayen die einzigen, welche ihre Frauen mit Freundlichkeit, ja wie es scheint mit Liebe behandeln sie fordern von ihnen durchaus nur das, was einer

Geliebten geziemt, sie fordern die Gewährung von Freuden, sie verlangen nicht Dienste, am allerwenigsten Arbeit, dazu sind Sclaven da und Sclavinnen, welche übrigens sehr leicht in die Reihe derjenigen treten können, welche bedient werden. Der gemeine Malaye hat keinen andern Sclaven als sein Weib und seine Kinder und in der That, er läßt es dieselben schwer empfinden, daß sie seine Sclaven sind, so daß man beinahe nicht begreifen kann, wie sich die Zierlichkeit der Gliedmaßen, z. B. der Hände erhält, aber allerdings fällt mir eben ein, hat eine solche Frau oder Sclavin nicht ganz so viel zu thun als die Dienstmagd eines Europäers aus dem Mittelstande. Sie hat nicht wöchentlich mehrere Zimmer und eine Treppe zu scheuern, sie hat nicht täglich einen Kessel und drei Kochtöpfe, viele Teller und Löffel zu putzen, sie hat nicht kupferne und messingene Kessel zu scheuern, sie hat nicht täglich alle Zimmer auszufegen, hat nicht Thüren und Fenster abzuwaschen, die Wäsche ihrer Kinder will gar nichts sagen und die eigene und die ihres Mannes besteht aus ein Paar Lappen, welche so lange getragen werden als sie halten — das sind nun freilich gerade die Arbeiten, welche die Hände verderben, und ist ein Malaye sehr verliebt und folglich eifersüchtig, so beschäftigt er seine schöne Frau schon deßhalb nicht gar zu hart, damit sie nicht zu oft gesehen werde und sie findet denn auch wohl eine freundliche Stütze an ihm.

Ich wunderte mich über die Anwesenheit der vielen Fürsten in Kupang und ich hörte von dem Statthalter, daß es sämmtlich Flüchtlinge wären. Einer der malayischen Könige, mit Namen Kissao, hatte sich als Eroberer von Timor aufgemacht und einen nach dem andern von den kleinen Fürsten unterworfen. Da dieselben nun nicht als Diener des Eroberers fungiren wollten, so entwichen sie mit ihren Schätzen, suchten die Hülfe der holländischen Compagnie nach, wurden aber vorläufig vertröstet und versammelten sich so in der Residenz des holländischen Statthalters. Dieser Kissao ist der einzige, der sich vom Heidenthum gewendet und die christliche Religion angenommen hat und er war gerade der Erste, der sich den Bedrückungen der Holländer widersetzte. Er erklärte sich für unabhängig, forderte die übrigen Fürsten auf, ein Gleiches zu thun und da keiner dazu geneigt war, so jagte er einen nach dem andern fort.

Es wird erzählt, daß seine Krieger wahre Ogers wären und daß sie, wenn ein Feind niedergeworfen ist, über denselben herfallen und ihm mit den Zähnen die Gurgel durchbeißen oder die Halsadern aufreißen und das Blut daraus trinken. Dies sind natürlich Fabeln, denn die malayische Race gehört nicht zu den Menschenfressern — wiewohl mir doch eben einfällt, daß Neuseeland auch von Malayen bewohnt ist. Das Wahre an der Sache ist nur, daß die Kriege dieser Völker furchtbar blutig sind, weil immer Mann gegen Mann kämpft und eine Schlacht folglich über das Schicksal des Landes entscheidet.

Man erzählt sich in den bessern Kreisen der Stadt, daß die Holländer

über 10,000 Mann im Innern von Timor stehen haben, um endlich dem verderblichen Kriege Einhalt zu thun. Falls hier 10,000 europäische, taktisch geübte Truppen thätig wären, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Malayen zu Paaren getrieben werden müßten, ja 1000 tüchtiger deutscher Soldaten ist sicherlich genug, aber die Holländer haben weder 10,000 noch 1000 dort und daher werden sie den Krieg vorläufig nicht enden. 10,000 Mann können die ganze Insel aufrollen, denn sie hat nur etwa 15 Meilen Breite, wenn schon über 60 Länge, das den Holländern gehörige Territorium beträgt aber nur die Hälfte davon und ich glaube, nicht viele Länder sind so reich mit Soldaten besetzt, daß sie auf jede 450 Quadratmeilen 10,000 Mann hätten, die europäischen Großstaaten natürlich ausgenommen.

Es scheint mir, als wolle die holländische Regierung zuerst alle die kleinen Fürsten sich unter einander aufreiben lassen und werde dann mit einem Schlage auch dem Reiche dieses gewaltigen Eroberers ein Ende machen. Er soll übrigens 6000 Mann unter den Waffen haben und 4000 davon sollen zu Pferde sein. König Kissao schmeichelt sich, nachdem er 14 Könige entthront hat, auch dem holländischen Reiche ein Ende zu machen und es hat allerdings einigen Anschein für sich, denn wenn es zum Kampfe kommt, so streitet das holländische Heer für Unterdrückung und Sclaverei, das Heer des neuen Königs aber für die Freiheit. Dieses letztern Soldaten hängen mit Begeisterung an ihm, denn er hat sie bis jetzt fortwährend von Sieg zu Sieg geführt und wenn es den Holländern auch gelingt, eine größere Anzahl von Eingeborenen dem Könige Kissao gegenüberzustellen als er selbst befehligt, so ist doch das Vorurtheil so sehr für ihn, daß es höchst wahrscheinlich ist, die Hülfsvölker würden entfliehen bevor es zum Kampfe kommt. Was die holländischen Soldaten thun und ihre Hülfsvölker, ist nichts als Schuldigkeit und in dem Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben, müssen sie ihre Belohnung finden. Was die Krieger des neuen Königs thun, wird belohnt durch reiche Beute, auch ist der neue Herrscher überall an der Spitze, seine Unternehmungen sind kühn, ja verwegen, aber nicht unmöglich und da er die Gefahren mit seinen Leuten theilt, die Beute aber ganz ihnen überläßt, so mag man sich wohl vorstellen, wie sehr man an ihm hängt, dazu kommt, daß sein Muth außerordentlich groß ist, daß er diejenigen, welche er als tapfer erkennt, durch eine erhabenere Stellung auszuzeichnen weiß und daß er dagegen ebenso rücksichtslos als grausam den Ungehorsamen oder den Nichttapfern bestraft. Mit solch einem Mann ist schwer zu kämpfen, um so mehr, als er Niemanden verantwortlich ist als sich selbst, indessen der Heerführer, der ihm gegenübersteht, von jedem Beginnen, von der geringfügigsten That Rechenschaft ablegen und der Verantwortung gewärtigt sein muß. Darum siegte Napoleon immer und eben darum unterlagen alle seine Gegner.

---

# Funfzehntes Kapitel.

Kaiser Peter. Ein Besuch bei demselben. Der Palast seiner kaiserlichen Majestät. Beleuchtungsart desselben. Dessen innere Einrichtung. Se. kaiserl. Hoheit der junge Erbprinz. Geschenke demselben überreicht. Wehmüthige Jugenderinnerungen des Verfassers.

Unfern von Kupang wohnt einer der Monarchen und ein Patriarch der Insel überhaupt, der Kaiser Peter. So nennen ihn die Holländer,



Kaiser Peter stehend mit Schild und Lanze.

wie er bei den Malayen genannt wird ist mir nicht bekannt geworden, gewiß aber ist, daß er einer Verehrung genießt, welche ihn zum recht eigentlichen Nebenbuhler des Königs Kissao macht. Vermöchte er noch sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, so würde ihm alles rings umher zufallen und man kann wohl behaupten, in wenig Tagen würde die Insel nur einen Herrn haben, aber · Herr ist alt, für Timor sehr alt. Hier verzehrt das Klima, verzehren die ·schaften, verzehrt die frühere Ausbildung des Körpers, die Kräfte des

Menschen sehr schnell. Der Kaiser Peter zählt 60 Jahre, das will mehr sagen als wenn ein Deutscher 100 Jahre alt wäre.

Ich war begierig, diesen Kaiser Peter zu sehen und der holländische Resident gestattete dies nicht nur, sondern war selbst so freundlich uns zu begleiten, auch der Kapitain des „van der Kapellen" und ein Paar Offiziere nahmen Theil



Regierungspalast des Kaisers Peter nebst etwas von seiner Leibgarde. (S. 66.)

an der Parthie. Herr Meyer hatte noch zu viel zu thun mit seiner schönen Malayin von Bali als daß er uns hätte begleiten können, auch hatte er den Gouverneur von Java verschiedene Male gesehen, was frug er nach dem Kaiser Peter.

Wir mußten den Weg zu Fuß zurücklegen, des Kaisers Palast war auf keine andere Art zugänglich. Ein wundervoller Pfad führte von dem Strande aufwärts in die Berge, welche, beschattet von der üppigen tropischen Vegetation, uns eine liebliche Kühle zufächelten. Bald erreichten wir auch ein Bächlein, welches von der Höhe herabrieselte und uns einen lieblichen erfrischenden Trunk bot, etwas, was man in der Nähe des Meeres vergeblich sucht, denn wenn diese Bäche erst die Ebene erreicht haben, so haben sie auch schon so viel von den Sonnenstrahlen zu kosten bekommen, daß das Wasser ekelhaft warm schmeckt.

Nachdem wir etwa eine Stunde lang bergauf gestiegen waren, gelangten wir zu einem abgerundeten Hügel, auf dessen Gipfel das Grabmal eines längst verstorbenen Fürsten dieser Insel steht. Es ist nicht mehr überschattet von einem schönen großen Baum, wie es früher war; der Stamm desselben steht noch, aber der Baum ist todt und streckt seine dürren Aeste gespenstig in die Luft. An den Zweigen sahen wir ein Paar Schädel mit der angetrockneten Haut, sie hatten noch die ganze Länge des prächtigen Haares, welches sie im Leben geziert. Wir wollten die Köpfe herabnehmen, ich hätte sie gern meiner Sammlung einverleibt, allein der Gouverneur erschrak, wie vor einem Attentat auf seine eigene Person, als ich ihm meinen Wunsch zu erkennen gab. Es ist ein Heiligthum! rief er aus, wir kämen in Gefahr, von dem nächsten besten Malayen ermordet zu werden.

Ich ließ natürlich meinen Wunsch sofort fallen und wir schritten weiter; bald kamen wir wieder durch ein Wäldchen, dann aber in eine weite schöne cultivirte Ebene, an deren ferneren Grenze wir das Haus des Fürsten wahrnahmen. Dasselbe dürfte wohl die einfachste Kaiserwohnung genannt werden und sicherlich war Karl V., als er Mönch geworden, in seiner Zelle reicher und bequemer möblirt, als Kaiser Peter, der Patriarch der Insel Timor in seinem Palaste.

Ich kann nicht sagen, wovon das Haus eigentlich gebaut ist; was man sieht, sind nur Aeußerlichkeiten, Zweige von Palmenbäumen, die aufrecht oder verkehrt stehen, Blätter, welche anderen Palmenarten angehören und das Dach bedecken. Man kann nicht einmal unterscheiden, ob die Wände grade oder schräg sind, ob das Dach, welches spitz emporragt, mit seinen Ausläufern auf der Erde steht oder auf erhöhten Mauern, denn die Wände des Daches verlaufen ungleich gegen den Boden hin.

Desto prachtvoller wird das Innere sein, dachte ich mir, als wir vor der Thüre standen, die ich übrigens in meiner Unschuld für ein Ofenloch hielt, vermeinend, der Statthalter, des Weges unkundig, habe uns nicht an die Hauptpforte gebracht. Es mußte ein gewisses Ceremoniel beobachtet, wir mußten an-

gemeldet werden. Indessen dieses geschah, konnte ich mich umsehen und bemerken, daß sich ein Paar Lehmmauern an den Palast lehnten und daß die Felder in ziemlich großer Entfernung, theils mit Bananen, theils mit Mais und Hirse bebaut waren. Einige Palmenbäume zeigten sich auch und so war denn für den Lebensunterhalt Sr. Majestät gesorgt, was die Pflanzenkost betraf, an thierischer Kost fehlte es natürlich auch nicht, dafür gab es Büffel auf den Feldern und unzählbares Wild in den Wäldern. Ein Schwein sahen wir zur Schlachtbank treiben.

Der Malaye, welcher uns angemeldet hatte, öffnete die Ofenthüre, welche zu meinem nicht geringen Erstaunen wirklich die Hauptpforte des Palastes war. Wir traten ein und in der That sah ich jetzt, daß dieses Haus eigentlich aus einem auf der Erde stehenden Dache bestand, ungefähr so, wie man es in der Lüneburger Haide und auf der rauhen Alp in Württemberg für Schafe als Stall construirt, nur mit dem Unterschiede, daß die Schafe bei weitem prächtiger und geräumiger wohnen, als Kaiser Peter.

Wie wir nun eingetreten waren, standen wir völlig im Finstern; ich für mein Theil sah durchaus nichts und es ist wohl möglich, daß meine Begleiter sich in demselben Falle befanden. Der Palast hatte gleich dem in Krähwinkel erbauten Rathhause keine Fenster und das Licht in Säcken hineinzutragen, wie es die Schildaer erfunden und wie die Direction des Berliner Opernhauses es nachgemacht — war nicht bedacht worden.*) Und wir waren auch nicht gescheut genug, uns selbst welches zu verschaffen; wir standen nämlich in einer Doppelreihe vor der Thüre, standen uns also selbst auf das Glänzendste im Licht.

Herr van Miers kam zuerst auf den glücklichen Gedanken, bei Seite zu treten, was wir denn nachahmten und worauf wir auch sogleich des Kaisers auf seinem Throne ansichtig wurden. Der alte Herr hatte wirklich einen solchen, nämlich einen schwarzen Lehnstuhl, wahrscheinlich chinesischer oder japanischer Arbeit, dieser stand in der Mitte des mäßig großen und höchst düstern Raumes. Allgemach, wie wir unsere Augen an das wenige Licht gewöhnten, sahen wir denn, daß dieser Palast durchaus nicht ohne Schmuck war. Neben dem Kaiser stand ein großer chinesischer Kasten, äußerlich sehr reich verziert und mit messingenen Bändern beschlagen, höchst wahrscheinlich der Schatz des Kaisers, der Behälter für seine indischen Rupien oder spanischen Quadrupels. Die Hütte

* Eine ganze Reihe von Jahren wurde das Gas zur Beleuchtung des Opernhauses in großen Säcken hineingebracht um nicht nöthig zu haben die Mauern zu durchbohren und das Gas aus den Röhrenleitungen der Straße zu beziehen. Man wollte der möglichen Gefahr einer Gasausströmung durch schlechten Verschluß der Röhren ausweichen. Jetzt ist man längst davon zurückgekommen.

war tief, so daß man das Ende nicht erkennen konnte, aber auf beiden Seiten sahen wir eine Menge Lanzen stehen, auch ein Dutzend Flinten lehnten mit den Läufen gegen das Dach, eine großer Menge Dolchmesser, Krisch zum Theil mit sehr kostbaren Scheiden und noch kostbareren Griffen war dort aufgehängt und eine unzählige Menge von Bogen und langen Pfeilen bedeckte im Uebrigen die Wände. An mehreren Punkten und in einiger Unordnung standen große thönerne Gefäße, welche, wie es mir schien, bestimmt waren, mancherlei Nahrungsmittel aufzunehmen.

Hinter dem alten Herrn standen einige grimmig und drohend aussehende Malayen, in der einen Hand die Flinte, mit dem Kolben auf die Hüfte gestützt, in der andern den blanken, von der Scheide entblößten Krisch, es schien, als wäre ihnen das Liebste gewesen, wenn sie uns sofort hätten die Köpfe abschneiden können, und es hatte in der That das Ansehen, als ob sie nur auf ein Zeichen warteten, allein der würdige alte Herr war sich doch zu sehr seiner Hoheit bewußt, um uns auf so familiäre Weise zu behandeln, wie wohl seine Unterthanen, die Malayen.

Der alte Herr hielt in seiner rechten Hand einen Scepter, welches aus einem langen Stocke mit einem goldenen Knopf bestand; er neigte dieses Scepter gegen uns zum Zeichen seiner Gnade, erlaubte uns es zu küssen, dann reichte er einem Jeden sehr gütig und gnädig die Hand und — — — frug nach Neuigkeiten. — Ich muß gestehen, daß diese naive Frage, was giebt's Neues, mich äußerst komisch berührte und mich beinahe zum Lachen gebracht hätte. Also auch auf Timor: „was giebt's Neues?" so gut wie bei dem Kleinbürger in Paris, oder dem Höker in Amsterdam.

Der Statthalter erzählte ihm Etwas von dem Kriege, da kroch ein kleiner nackter Malaye unter dem Sessel hervor und setzte sich dem Kaiser auf den Schooß, es war sein jüngstes Söhnlein, der Typus des Vaters unverkennbar. Der Junge mochte ungefähr 10 Jahre zählen, aber er hatte so atlethische Formen, daß man voraussah, er mußte ein ebenso gewaltiger Mann werden, als sein Vater es gewesen. Seine kaiserliche Hoheit der Prinz geruhten zu fragen, was die ekelhaften weißen Bestien dort wollten; der Vater unterdrückte höflich ein Lachen, was sich gern Bahn gebrochen hätte, und verwandelte es in ein Lächeln, welches lange Zeit um seine Lippen spielte, nachdem er dem Kleinen bereits erklärt, wir seien Gesandte fremder Nationen, die hierhergekommen, ihm Tribut zu zollen und wir würden gleich mit Geschenken loslegen.

Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen und wandte mich sofort an den kaiserlichen Prinzen, ihm verschiedene Geschenke bietend, eine Fibel mit einem goldenen Hahn auf dem Deckel und inwendig mit all den schönen

Bildern geziert, welche wir wohl noch Alle aus unsern Kinderjahren her kennen.

„Der Affe gar possierlich ist, zumal wenn er vom Apfel frißt,“ wobei natürlich der Affe roth und der Apfel blau gemalt ist.

„Gar grimmig ist der wilde Bär, wenn er vom Honigbaum kommt her,“ wobei der Bär blau und der Baum roth erscheint, u. s. f.

Ich will hier Reminiscenzen unserer Jugend nicht zu lebhaft anregen, damit nicht eine wehmüthige Stimmung den Leser erfasse, welcher wegen dieser Fibel, so gut wie ich, seine Püffe bekommen hat.

Außer diesem herrlichen Geschenk erhielt Seine kaiserliche Hoheit noch zwei kleine Nürnberger Spiegel, eine hölzerne Kinderklapper, als nun gar ein thönerner Hahn hinzukam, welcher schön pfiff, wenn man ihm in den Schwanz blies, so sprang er vor Freuden empor, wie eine Heuschrecke und lief im Palaste umher, immerfort pfeifend, so daß wir unser eigenes Wort kaum noch hören konnten, besonders wenn seine Freudenschreie das Pfeifen ablösten.

---

## Sechszehntes Kapitel.

Die Lebensart des Kaisers. Wie viele Frauen er gehabt. Unrichtige Schlußfolgerungen. Der Reichthum Malayischer Fürsten und woher derselbe kommt sowohl als wo er bleibt. Es wird porträtirt und der Verf. erhält Aufschluß über ein Avancement zum Kaiser.

Der edle Kaiser war zu sehr Patriarch, um nicht gerührt zu sein durch unsere Aufmerksamkeiten gegen sein Kind, auch versuchte er demselben ein Stillschweigen aufzulegen, was indessen eine vergebliche Mühe war, wann hätte ein Prinz mit einem pfeifenden Hahn sich so leicht beschwichtigen lassen, wir mußten wohl oder übel die Unterhaltung unter obligater musikalischer Begleitung beginnen.

Der Statthalter war bereits mit meinen Wünschen in dieser Hinsicht vertraut, er ließ sich daher von dem kaiserlichen Herrn mittheilen, wie viele Kinder er gehabt, wie viele Frauen er gehabt, wie viele Menschen er eigenhändig hingerichtet und ob er sich dieser Ergötzung noch von Zeit zu Zeit hingebe.

Man kann nicht leicht vollständiger zufrieden gestellt werden, als ich es wurde; ich bekam einen tiefen Einblick in die Leistungsfähigkeit dieser fürstlichen Person. Die beiden Hauptfragen beantwortete er lachend mit den Worten: „wie wäre mir jemals eingefallen, meine Frauen zu zählen oder meine geköpften Unterthanen und wie vermöchte ich dieses!?“

Die weiteren Erörterungen gaben uns die Ueberzeugung, daß ein Menschenleben hier nicht den geringsten Werth habe, daß Niemand sich darum kümmere, wenn ein Mensch sein Leben durch die Hand eines Anderen verliere, so wie es auch Jedermann gleichgültig ist, wie viele Frauen und wie viele Kinder er besitzt, da es ja durchaus nicht seine Sorge ist, wie er sie erhalte und es ihnen gehe.

Merkwürdig schien mir bei dieser ganz unbeschränkten Vielweiberei, daß die Insel nicht von lauter kaiserlichen und königlichen Prinzen bewohnt ist, ich sagte daher zu Herrn van Miers: wenn der edle Greis so viele Frauen gehabt hat, daß man sie nicht zählen kann, so müßte er eigentlich noch zehnmal so viele Kinder haben, es müßte zehnfach weniger möglich sein, die Kinder als die Frauen zu zählen.

Dies ist ein Fehlschluß, erwiederte der Resident. Diese Leute sind ja nicht so mäßig, wie ein vernünftiger Mann, sondern völlig unersättlich in ihrer Begehrlichkeit. Von da, wo die körperliche Reife beginnt, sind sie fortwährend bemüht, sich selbst zu ruiniren und wenn sie nicht durch die Jagd oder durch den Krieg häufig auf Wochen lang von ihrem Harem getrennt wären, so würden sie gar keine Kinder haben. Die Zahl ihrer Kinder ist gleich der Zahl der Unterbrechungen ihrer häuslichen Ruhe.

Von seinen Jahren wußte Peter durchaus nichts; wie bereits oben bemerkt, zählt man nach Mansuhns, also nach Halbjahren. Bis in die dreißig oder vierzig solcher Jahreszeiten, solcher überhaupt ganz ungleich großer Abtheilungen zählt man wohl noch allenfalls, dann verliert sich das Interesse, vielleicht gar das Geschick, weiter zu zählen, geht es aber erst bis in die Hundert, so hört das Zählen ganz auf, das Wort Viele gilt für alle größeren Zahlen.

Ich theilte meinem würdigen Führer mit, daß ich mir ein ganz anderes Bild von solchen malayischen Fürsten gemacht habe, daß diejenigen, welche auf Java solch einen Rang bekleideten, entschieden fürstliche Würde, Sinnesart, fürstlichen Anstand, körperliche und geistige Hoheit hätten. Er erwiederte, daß allerdings von dergleichen Erscheinungen hier keine Rede sein könne, daß aber trotz dessen diese Fürsten eine göttliche Abkunft in Anspruch nähmen, keiner ihrer Unthanen sie auch nur einen Augenblick verweigere, und sie folglich so unumschränkt regierten, und eine so große Gewalt hätten über ihre Untergebenen, wie nur irgend ein Fürst auf Java.

Wunderlich schien mir und unbegreiflich der Reichthum dieser edlen Männer, doch auch hierüber klärte mich Herr van Miers vollkommen auf. Die Herren sind Besitzer des Bodens und alles dessen, was darauf ist, die Menschen gehören ihnen, ihre Heerden, ihre Ernten gehören ihnen, das von den Leuten gesammelte Holz, die gefundenen Steine, die gepflückten Früchte, alles gehört

ihnen, den Fürsten, welche davon so viel einziehen, als ihnen beliebt, im besten Falle den Unterthanen so viel lassend, daß ihre Existenz nicht gerade in Frage steht. Daher findet man auch bei keinem Malayen irgend ein Besitzthum als seine Waffen und einigen werthlosen Schmuck, welcher zur Kleidung gehört. Die Malayen wären ebenso befähigt reich zu werden, wie die Chinesen. Diese letztere werden es, weil ihnen gehört und bleibt was sie sammeln. Die Malayen werden nicht reich, weil sie nicht sammeln, da ihnen doch nichts von dem Gesammelten bliebe.

Was ich hier meinen Lesern erzähle, wurde mir sowohl durch die Aufschlüsse kund, welche der Statthalter mir gab als durch die Antworten, welche ich aus dem Munde des erhabenen Monarchen vernahm. Dieser ist wie ein Heiliger, wie ein Halbgott verehrt, obschon er seine Unterthanen so vollkommen aufgezehrt hat, daß ihm vielleicht nicht 50 waffenfähige Männer blieben, d. h. die ganze Einwohnerzahl seines Reiches ist nicht größer, als die eines mäßigen deutschen Dorfes, er hat sie in Kriegen aufgerieben, auf den Jagden umkommen lassen, er hat sie schaarenweise verkauft, wie einst die Fürsten von Württemberg und Hessen, und was ihm sonst noch zu viel war, hat er mit eigener Hand geköpft. Die Familien, denen der Ernährer fehlt, sind verhungert, so ist denn sein Reich so weit geschmolzen, wie wir es jetzt sehen. Was die Wände tapezirt, sind die Waffen seines Heeres, dieser Palast ist zugleich sein Arsenal und da seine Soldaten nicht arbeiten und er diese zu erhalten verpflichtet ist, so wird der chinesische Kasten, der seine Schätze enthält, vielleicht kaum ausreichen so lange er lebt, denn ich muthmaße, daß nicht mehr übermäßig viel darin ist, es mag wohl schon lange her sein, daß er die letzten seiner Unterthanen verkauft hat.

Ich nahte mich dem alten Herrn als bittender, und da man jede Bitte durch ein Geschenk einleiten muß, so brachte ich ihm eines dar, was er wohl schwerlich jemals gesehen hatte, es war eine kleine Harmonika, welche beim Aufziehen und Zusammendrücken des Blasebalges zwei verschiedene Accorde gab. Dann bat ich ihn, mir zu gestatten, daß ich ihn zeichne, eine Farbenskizze von ihm nähme, was er auch in der Freude seines Herzens über das kostbare Geschenk sofort bewilligte.

Zu dergleichen Unternehmungen trug ich jederzeit einen kleinen Blechkasten mit den nöthigen Farben in Fläschchen aus sehr dünnem Zinn bei mir, welche durch einen mäßigen Druck und aus einem mit der Nadel gemachtem Stich die erforderlichen Farben hergeben, die man dann mit einigen Tropfen eines schnell trocknenden Firnisses verrührt und durch ebenso viel eines äthrischen Oeles, am besten das spottwohlfeile und sich leicht verflüchtigende Spiköl verdünnt. In einem Carton befinden sich einige mit Firniß durchzogene Papierblätter, und hierauf lassen sich dann sehr schnell ein paar Züge entwerfen.

Da ich schon von meiner frühen Jugend an eine besondere Neigung zum Portraitiren hatte, und diese Anfangs an Katzen und Hunden, in der Schule



Die Festung Concordia mit 12 Schießscharten und 3 Kanonen. (S. 74.)

aber an meinen würdigen Lehrern übte, weshalb ich so manchen Jagdhieb bekommen hatte, so vervollkommnete ich mich mit der Zeit, und es gelang mir

auch hier ein Bild zu entwerfen, was der Fürst mit großer Freude betrachtete und in seiner Kritik mir auch volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er gab dem holländischen Residenten mit großer Satisfaction zu erkennen, daß er seinen Schlafrock von großblumigem Möbelkattun und seinem baumwollenen Zipfel, oder Schlafmütze weiß, blau und roth gestreift, vollkommen getroffen finde. Von sich selbst mag er wohl kaum eine Kenntniß gehabt haben, denn er fand sich sehr geschmeichelt, und das kam daher, daß ich nicht gleich, sondern erst zu Hause mir Zeit nehmen wollte, die zweihundert oder mehr Runzeln, welche er in seinem Gesichte hatte, auf das Papier zu bringen.



Ein neuer Zuwachs zum Serail des Supercargo. (S. 75.)

Ich nahm noch schnell eine Skizze der Kriegergruppe, welche hinter dem Throne des Kaisers stand, suchte auch noch den holden Sprößling und Erben seiner Macht auf einem Papier zu fesseln, und dann traten wir alle den Rückweg an, ich meinerseits nicht unzufrieden mit meiner Beute, welche ich immer eines thönernen Hahns und einer Harmonika werth hielt. Ich hatte das Bild eines Kaisers. Woher er jedoch zu diesem Titel gekommen war, wußte ich mir weder aus seiner Persönlichkeit noch aus seinem Portrait zu erklären, es mußte

denn sein, daß hier, so wie einst in den längst begrabenen Heeren der deutschen Fürsten zu jener Zeit, als sie noch aus angeworbenen Vagabunden, nicht aus Landeskindern bestanden — derjenige, der einmal Offizier war, schließlich General werden mußte, er mochte wollen oder nicht. Das Geheimniß dieses Avancements, hieß Anciennität. Wurde er alt genug, so wurde er General, wurde er nicht alt genug, so starb er als Oberst oder Major. So ist es vielleicht auch hier, die Leute heißen Rajahs oder Radschas, wenn sie älter sind, nennt man sie Könige, und ein so gewaltig alter Mann, wie Peter, wird dann schließlich zum Kaiser avancirt.

## Siebzehntes Kapitel.

Abreise von Kupang. Der Supercargo legt sich einen Harem an, zu der Malayin kommt eine Chinesin. Die Insel Ombay gegenüber Timor. Landung daselbst. Unsere Abenteuer unter den Wilden. Wir werden Pamali, d. h. unverletzlich.

Der Supercargo rüstete sich zur Abfahrt, und es blieb mir nichts weiter übrig, als noch eine Skizze von der Stadt Kupang zu nehmen, oder vielmehr von der berühmten Festung und dem Gouvernementsgebäude, denn die ganze Stadt ist zu ausgedehnt für ein kleines Bild. Was wir hiete sehen, ist das Fort Concordia, es hat nach dem Meer gerichtete Schießscharten für 12 Kanonen, aber es hat nur 3 Canons, welche zum Salutiren gebraucht werden, und seine Besatzung besteht aus 30 Invaliden, welche dem Himmel danken, wenn man nichts weiter von ihnen will. Dieser eine Umstand allein macht mir die 1000 Mann, welche sich im Innern den feindlichen Heeren gegenüber befinden sollen, sehr zweifelhaft, denn sicher ist das Fort und die Residenz des Statthalters für diesen von solcher Bedeutung, daß er sie nicht so vollständig entblößen würde, wenn er nur irgend im Stande wäre, sie zu besetzen.

Das einzige bemerkenswerthe Gebäude in Kupang ist der chinesische Tempel, unfern der Stadt auf einem Hügel vereinzelt gebaut. Aeußerlich sieht dieses Gebäude nicht gerade unschön aus, es hat den sonderbaren Geschmack aller chinesischen Bauten mit geschweiften Dächern, Spitzen und dergl. mehr, aber im Innern fand ich es zum Erstaunen unbedeutend, es enthält nur einen großen Raum, ganz quadratisch mit Steinen gepflastert und ohne Decke, daß man die Sparren des Daches und das Material, womit dieses überbaut ist, sehen kann. In der Mitte steht ein großer Tisch mit allerlei Gegenständen, wie sie unzweifelhaft zu ihrem Gottesdienst gebraucht werden, den Hintergrund nimmt

ein Götzenbild ein, welches in einer Nische steht, und vor welchem man die Bekenner dieser Lehre knieen sieht. Hineinzugehen ist selbstverständlich nicht erlaubt.

Wie überall, so führen auch hier die Chinesen ein ganz besonderes, ein ganz abgesondertes Leben, sie sind die Geschäftsträger, die Mäkler für jeden denkbaren Handel, sie verstehen Jedem anzuschaffen was er will, aber bekannt werden mit ihnen, sie kennen lernen, kann man nicht und so gab ich mir auch weiter keine Mühe, ich empfahl mich dem wackern, geehrten Gouverneur, der mich so gütig und so zuvorkommend aufgenommen und begab mich zu Schiffe, woselbst ich sogleich bemerkte, daß die Chinesen neben den vielen guten Eigenschaften, welche sie zieren, auch noch diejenige haben, welche die Italiener mit dem Worte Rufiano bezeichnen.

In der Cajüte des Supercargo war eine zweite Cabine besetzt worden durch eine junge Chinesin, welche Herr Meyer ihrem Vater abgekauft hatte und einer unserer Chinesen war zu ihrem Dienste bestimmt.

Dem trefflichen Manne war es bis jetzt nicht gelungen, sich der verschiedenen Sprachen zu bemächtigen, die er bei seiner Neigung für mannichfaltige Unterhaltung hätte inne haben müssen, so gab er denn seinen Damen dadurch einigen Zeitvertreib, daß er ihnen verschiedene Sachen schenkte, sie mehr oder minder bunte Bilder besehen ließ, ihnen auf einem Brunnneisen etwas vergrimmassirte und endlich, indem er ihnen die Taschenspielerkunststücke zeigte, welche einer unserer Reisegefährten, ein junger Franzose, welcher nach Japan zu übersiedeln gedachte, machen konnte.

Mr. Violet mochte wohl seines Zeichens kein Taschenspieler sein, aber er war geschickt genug in der Darstellung einiger Kunststücke, welche wenig oder gar keine Vorbereitung fordern und so gelang es ihm nicht blos die Chinesin zu erheitern, welche an sich ziemlich fröhlichen Sinnes schien, sondern auch die ernste Malayin, und in dieser Weise wurden denn, da man mit der Zahl der Darstellungen ziemlich haushälterisch umging, ein Paar Tage ganz erträglich zugebracht bis wir nach einer, der Mitte von Timor gegenüberliegenden Insel Ombay gelangten. Sie liegt an der nördlichen Seite von Timor, fast genau auf der Gränze zwischen den portugiesischen und den holländischen Besitzungen. Sie ist zwar klein, mag jedoch allenfalls so viel Einwohner haben, um die Aufmerksamkeit eines Kaufmanns auf sich zu ziehen und so wurde denn beschlossen an dieser Insel zu landen.

Für mich war diese Anordnung eine sehr willkommene, was konnte ich als Naturforscher besseres wünschen, als daß man mich so oft wie möglich an's Land setze. Da es mir freigestellt war, mitzunehmen wen ich wollte, so fiel

meine Wahl auf ein Paar junge Kaufmannssöhne aus Weltevreden, welche ihre erste Seefahrt machten und auf den eben gedachten französischen Künstler. Hier wie bei allen meinen Excursionen hatte ich in einer bequemen, an der linken Seite hängenden Jagdtasche meinen eng zusammengefaßten Schießbedarf, meine Mappe, den kleinen Farbenkasten und eine Menge von Geschenken aller Art womit man hoffen konnte, unter uncivilisirten Menschen Aufsehen zu erregen und sich Freunde zu machen. Die Anderen hatten mehr oder minder ein Gleiches gethan, wenn auch nicht gerade um sich viele Freunde zu machen, so doch wenigstens, um Tauschgegenstände zu haben, denn ein Jeder wollte irgend ein Andenken von seinen Ausflügen mitbringen.

Der „van der Kapellen" ankerte in Kanonenschußweite von der Küste, so glaubten wir uns denn ziemlich gesichert, obwohl wir bei der Annäherung an die Küste sehr viele Malayen bemerkten, welche mit Waffen, man möchte beinahe sagen, gespickt waren. Sie hatten die Wurfspieße halbdutzendweise in Händen und Pfeile in solcher Menge im Gürtel stecken, das einer unserer Begleiter van Bergheem erklärte, sie sähen eigentlich nicht wie Menschen, sondern vielmehr wie riesige Stachelschweine aus.

Die Matrosen fingen an, sehr viel langsamer zu rudern als da sie vom Schiffe stiessen, auch der Supercargo konnte eine gewisse Besorgniß nicht unterdrücken, doch schien er sich zu schämen seine Furcht zu bekennen und die Rückkehr zu verfügen, es ging daher auf die Insel zu, wir glaubten im übrigen nicht eigentlich große Gefahr zu laufen, weil mit Geschenken, besonders mit solchen, die ihre Aufmerksamkeit fesseln, immer etwas zu machen, mit ihnen ziemlich im Guten auszukommen ist.

Sobald wir an das Land gestiegen, waren wir auch sofort von den Wilden umringt, welche uns mit ihren Waffen drohten und nicht übel Lust zu haben schienen mit dem Tödten den Anfang zu machen um es bei dem Plündern desto leichter zu haben. Herr Meyer war nicht blaß, sondern weiß mit grünlichem Schimmer vor Schreck und vor Todesangst. Er wollte alsbald umkehren, allein das war nicht mehr möglich, denn wir waren bereits umringt und abgeschnitten. Den beiden Matrosen, welche im Boote geblieben waren, hatte ich gesagt, sie möchten sich ein wenig zurückziehen, damit man sie nicht erreichen und an's Land holen könne. So blieb uns doch noch die Hoffnung, durch einen kühnen Sprung in's Wasser das Boot zu erreichen, während, wenn es einmal in Händen der Malayen war, jede Flucht unmöglich sein mußte und wir längst massakrirt sein konnten, bevor uns von dem Schiffe her Hülfe gebracht wurde.

Der Supercargo warf sofort alles von sich was er an Kostbarkeiten besaß,

Schnüre rother, grüner, gelber, blauer Glaskorallen, messinge Knöpfe, kleine Spiegel, vielseitig geschliffene Gläser, Kronleuchterbehang, Messer und dergl. Dies war genug, um uns für einen Augenblick Luft zu verschaffen, die Wilden zerstreuten sich um diese Wunderdinge aufzuheben, sie hatten in dem Augenblick wirklich vergessen, daß wir doch eigentlich zuvörderst ermordet werden müßten. Als nun aber die fortgeworfenen Gegenstände aufgehoben waren und noch nicht der sechste Theil der anwesenden Krieger befriedigt war, so fielen die übrigen von neuem über uns als eine gute Beute her und hatten nicht übel Lust uns nackend auszuziehen, das Weitere mußte sich dann finden.

In diesem Augenblicke hörte man ein furchterregendes Brausen und Zischen über unsern Köpfen in der Luft, Herr Meyer hatte mit seinem Schnupftuch das verabredete Signal gegeben, es war ein Schuß gefallen, die Kugel war dem Schall vorangeeilt, war über unsere Köpfe hinweg in eine Palme gegangen, hatte dieselbe geköpft, so daß sie niedersank, und nun rollte der Donner des Geschützes auch zu uns herüber und prallte dann von den Bergen ab, so daß die Wilden einen Augenblick stutzig wurden und zu glauben schienen, es würde vom Walde her ebenfalls geschossen.

Das Manöver hatte etwas ganz anderes zur Folge als Herr Meyer gedacht. Die Malayen sahen, daß sie hier am Gestade nicht sicher seien, es schien mir als ob sie keinesweges mit den Wirkungen einer Kanone unbekannt wären. Auf ein uns völlig unbekannt gebliebenes Zeichen wurde ein Jeder von einem halben Dutzend Malayen gefaßt und mit reißender Schnelligkeit davon in die Berge und Wälder hineingeführt.

Hier auf einem ziemlich geräumigen Platz mitten im Walde, hielt man still vor einem Manne, welcher durch einige hohe Federn auf dem Kopfe und ein rothes um die Schultern gehängtes Tuch sich auszeichnete und der Führer, vielleicht der Fürst sein mochte. Kaum sah er, was seine Genossen an Kostbarkeiten erobert hatten, als er mit seinem Speer jeden von uns berührte und das Wort Pamali aussprach.

Alsbald trat die ganze Schaar der wilden Menschen von uns, wir waren jetzt unverletzlich geworden, wir waren heilig, nur der Fürst hatte noch ein Recht über uns, ich weiß nicht ob dieses ein Glück für uns war, denn in Aller Augen sprüheten die Funken des Zornes, welche uns nichts gutes sagten für den Fall, daß Seine Hoheit oder Majestät uns den Rücken kehre.

# Achtzehntes Kapitel.

**Gefährliches Unternehmen, diese Landung. Versuche die Leute zu unterhalten, prismatische Kronleuchterbehänge sind von großer Wirkung. Ein Schütze wird von einem Eingebornen übertroffen. Versuche zu entkommen. Ein Taschenspieler hilft uns aus der Noth.**

Was sich der Supercargo bei der Landung eigentlich gedacht, da er keinen Dollmetscher mitgenommen, weiß ich kaum zu sagen. Mit den Malayen kann man sich schwer oder gar nicht besprechen, dasjenige, was ich von dieser Sprache wußte, das Malayisch was auf Java gesprochen wurde und wovon ich leider wenig genug verstand, war mir allerdings auf Bali von einigem Nutzen gewesen, doch schon auf Timor nur noch in einzelnen Lauten und Assonanzen, hier aber schien jede Spur von Uebereinstimmung verschwunden, ich verstand nichts und man verstand mich nicht, ich suchte daher durch einige Zeichen begreiflich zu machen, ich zeigte auf eine Korallenschnur, wies dann nach dem Schiff und suchte ihnen anzudeuten, daß dort noch viele solcher Kostbarkeiten seien, ich zählte bis auf 30 oder 40, ja ich deutete einen großen Haufen davon an und machte ein Zeichen, man möge mit uns kommen um dergl. dort zu holen.

Seine Hoheit schüttelten mit dem Kopf, es schien Ihnen nicht einzuleuchten, daß Allerhöchst Dieselben den sichern Boden verlassen sollten, Sie hatten ja vorläufig uns. Nun nahm ich aus meiner Jagdtasche ein kleines Prisma von Flintglas, ein dreiseitig geschliffenes Stück feinen schweren Glases wie man es jetzt ganz allgemein an den Kronleuchtern hat und zeigte es ihm, doch ehe ich noch angefangen hatte, anzudeuten, daß auch von diesen Kostbarkeiten in genügender Menge auf dem Schiffe seien, hatte der edle Fürst es mir bereits aus der Hand gerissen und sich damit geschmückt.

Solch ein Ding hat immer einen kleinen Haken von Messingdraht, es leuchtete Sr. Durchlaucht ein, daß dieser Draht dazu da sei, um den Krystall daran aufzuhängen. Ohne sich zu besinnen, faßte er diesen Draht sehr kurz zwischen Daumen und Zeigefinger und drückte ihn sich in das Fleisch mitten auf der Brust. Ich mußte mir selbst gestehen, daß dieses eine höchst einfache Art der Aufhängung oder Befestigung sei, war indessen nicht geneigt sie nachzuahmen. Um den Prinzen aber zu amüsiren nahm ich ein zweites solches Berlock heraus, um ihm den Gebrauch zu zeigen. Auch dieses ward mir sofort aus der Hand gerissen und da es ihm auf der Brust nicht schön und nicht auffallend genug erscheinen mochte, so häkelte er dasselbe sofort in

seinen linken Nasenflügel, nahm das andere von der Brust weg, durchbohrte sich mit dem Draht den rechten Nasenflügel und war nun ganz entzückt, als die beiden Dinger vor seinem Munde tönend an einander schlugen.

Er schrie mich an auf die Berlocks zeigend und auf meine Tasche und schien mehr davon zu begehren, mir lag aber vor allen Dingen daran seine Aufmerksamkeit durch die Farbenerscheinungen zu fesseln und ich zeigte ihm, daß er dieses quer vor die Augen halten müsse. Er schüttelte mit dem Kopf — das wollte er nicht, er mochte denken, daß ich ihm rathe, diese Glasstücke in die Augen einzuhaken wie er sie in die Nase eingehängt hatte. Ich schüttelte nun auch mit dem Kopf und machte das vorige Zeichen noch einmal, doch vergeblich. Endlich holte ich noch ein solches Prisma aus der Jagdtasche und hielt es mir selbst vor die Augen und that als ob ich über irgend etwas sehr erstaune. Da der gute Mann nun sah, daß ich mir keine Löcher in die Augen machte, sondern den durchsichtigen Stein ganz ruhig vor die Augen hielt, so ergriff er das Prisma und gebrauchte es in eben dieser Weise.

Nie habe ich die Wirkung der äußersten Ueberraschung sich lebhafter kund geben sehen als bei diesem Manne. Er riß die Augen noch einmal so weit auf als sie vorher schon waren, als ob er mehr von dem schönen Anblick einschlucken wolle, als ihm bisher gelungen, er schrie auf vor Wonne, man kann wohl schon sagen, er brüllte vor Wonne, es waren nicht mehr gewöhnliche artikulirte Töne, es waren die Töne eines Thieres, vielleicht die eines Kameeles oder Elephanten, wenn es seine lang vermißte Geliebte wiedersieht Es war mir halb lächerlich, halb schrecklich, dabei sah man, daß er die eigene Wonne gerne Andern mittheilen wollte und daß er doch auch wieder selbst darin schwelgen wollte, denn er bot seinen Krystall den Nachbarn hin, riß ihnen denselben jedoch gleich wieder aus den Händen, um abermals hindurch zu sehen und abermals vor Wonne zu brüllen und zu schreien.

Ich half ihm aus der Verlegenheit, ich zeigte auf Einige, von denen ich wußte, daß sie bei der ersten Beute aus der Tasche des Supercargo dergl. Gläser aufgehoben hatten. Ich langte aus meiner Tasche hervor was ich davon noch besaß, zeigte einem jeden Einzelnen, wie er es machen sollte und lud die guten Leute ein mit dem Durchsehen abzuwechseln. Dies gelang mir nun allerdings nicht, Jeder wollte das seine ganz für sich behalten und sie hätten mich am liebsten selbst zerrissen, um zu sehen, ob ich nicht inwendig mit dergleichen Steinen gepflastert sei. Das Zauberwort Pamali schützte mich vor persönlichen Angriffen, aber der Prinz oder Fürst forderte doch, daß ich meine Taschen umkehren sollte, nun kam zwar allerlei heraus aber keineswegs mehr ein solches Stück Krystallglas und ich mußte immer wieder nach der Gegend des Schiffes zeigen,

und meine Zeichen von sehr viel und von ganzen Haufen machen, um sie nur einigermaßen zu beruhigen.

Die sonst vorhandenen Sachen interessirten sie wenig, Messer und dergl. hatten sie wohl schon gesehen, hatten sie auch zum Theil und der gefährliche Krisch fehlte keinem; aber die Harmonika wirkte wieder so bezaubernd auf ihre Ohren wie das Prisma auf ihre Augen.

Nachdem sie sich hiemit zur Genüge amüsirt, suchten wir den Rückzug anzutreten, aber das wollte uns nicht gelingen, ich versprach durch Zeichen alles



Ein Taschenspieler bei den Wilden. (S. 82.)

mögliche vom Schiffe herzuholen, aber sie wollten mich nicht verstehen, nun glaubte ich ihnen zu imponiren, wenn ich ihnen unsere Wehrhaftigkeit zeigte und zu Herrn van Bergheem, der mir als guter Schütze bekannt war, sagte ich, er möge nach irgend einem Thier, einem Vogel schießen und dies geschah auch sogleich, da sich eine schöne Gelegenheit bot, indem ein Papagei sich nicht weit von uns niederließ. Als Bergheem anlegte, machte ich ein Zeichen, man solle aufmerksam sein und dort hin sehen, wohin er zielte.

Der Schuß fiel und der Papagei, wie ich erwartet hatte, gleichfalls. Ich suchte nun die Malayen auf den Gedanken zu führen, daß wir wehrhafte Leute

wären und mit uns nicht gut zu spaßen sei, allein dies hatte ein allgemeines Gelächter zur Folge. Einer der Krieger trat aus dem Kreise der übrigen heraus, nahm seinen Bogen in die linke Hand und dazu zwei Pfeile, dann nahm er eine Lanze in die Rechte und warf sie nach einem jungen Tamarindenbaume, auf dessen Wipfel zwei Papageien saßen. Alsbald flogen dieselben in ihrem eigenthümlichen kurzen, sich immer wiederholenden Bogen davon (ihr Flug gleicht dem der Sperlinge). Der Malaye nahm mit großer Gemüthsruhe einen der beiden Pfeile und schoß den entfernteren, dann nahm er den zweiten und schoß den näheren aus der Luft herab.



Der Supercargo und seine Dienerschaft im Gänsemarsch. (S. 90.)

Da waren wir freilich geschlagen mit unserer Schießkunst, denn bevor wir ein Gewehr geladen hätten, würde jeder Einzelne uns dreißig Pfeile in das Herz geschickt haben.

Was aber nun thun, wie aus dieser Klemme kommen? Ich frug den Supercargo, aber der war völlig rathlos, er sagte blos, daß, wenn er auf dem Schiffe wäre, er sofort mit Paßkugeln und Granaten hierher feuern lassen würde, und der Kapitain sei ein Dummkopf, daß er das nicht gethan habe, so

lange wir in Sicht am Strande gewesen, und ich konnte ihn kaum dadurch beruhigen, daß ich ihm bemerklich machte, wie die erste Kugel seine verehrlichen Gliedmaßen hätte treffen können, und er gestand unbedenklich zu, daß solch einem holländischen Vieh wie dieser Kapitain auch solch ein Mißgriff möglich sei.

Da seinem Rath nun nicht wohl zu folgen war, mußte ich mir einen bessern suchen und so wandte ich mich denn an Mr. Violet, den Zauberer, und frug ihn, ob er nicht einige Kunststücke machen könne aus freier Hand. Warum nicht erwiederte er, wenn auch nicht vieles, so doch einiges, was die Leute wohl in Verwunderung setzen wird, besonders da ich den Feldtisch des Herrn Supercargo hier habe.

Ich wendete mich jetzt an Seine Hoheit und machte ihm nochmals bemerklich, daß wir zum Schiffe zurückkehren müßten, doch der Rajah schüttelte mit dem Kopf. Ich suchte zu erklären, daß wir morgen wiederkehren würden, doch der Rajah schüttelte mit dem Kopf, ich zeigte auf Mr. Violet und deutete an, daß dieser sehr böse werden würde, aber der Rajah lachte darüber und schüttelte mit dem Kopfe.

Nun zuckte ich mit den Achseln, that, als sei ich sehr in Verlegenheit und wandte mich an Violet, der mich ganz wohl verstand und in schrecklichen Zorn gerieth; mit den Händen herumfuchtelte, die Backen aufblies und einen Sturm mit diesem Blasebalg hervorbringen zu wollen schien, dabei kam ihm ein schmales blanes Bändchen aus dem Munde heraus. Er faßte dasselbe und haspelte es ab, haspelte davon immer mehr aus dem Munde heraus und ging zehn bis zwölf Mal um Seine Durchlaucht herum, das dünne Bändchen immer von neuem um ihn schlingend, dann kam auf einmal ein gelbes Bändchen aus dem Munde, damit machte er es ebenso, dann ein rothes und so noch mehrere Male. Das will sagen, er steckte, wenn er mit dem einen Knäuel fertig war, einen andern in die Mundhöhle und dann einen dritten u. s. f.

Das Kunststück hatte nicht den gewünschten Erfolg, die Leute schienen blos zu glauben, daß er sehr viele solcher Bänder im Leibe habe und es fehlte nicht viel, so hätte der Fürst selbst ihm den Bauch aufgeschlitzt um dazu zu gelangen, es mußte also zu etwas anderem gegriffen werden, das war ein flaches Stück Pech, wie mir schien mit Baumwolle durchknetet, und vielleicht oben mit etwas Terpentin getränkt, so daß seine Oberfläche schnell Feuer fing. Hievon kratzte er etwas mit einer Gabel weg und brachte es so brennend in den Mund, er spielte den sogenannten Feuerfresser und er wiederholte das so oft, bis ich ihm einen freundlichen Wink gab, worauf er mit dem dritten Kunststück vorrückte. Nachdem er sich des scheinbar verschluckten Peches entledigt hatte, praktisirte er ein Knäul Werg in den Mund, das über einen Bleistift gewickelt war, so daß

es ein Loch in der Mitte hatte, wo hinein ein Stückchen Schwamm im brennenden Zustande gesteckt worden war.

Nun blies er anfänglich behutsam, dann immer heftiger Luft durch das Rohr und spie auf diese Art reichlich Funken aus seinem Munde, dann fiel ich vor dem Fürsten auf die Knie und bat händeringend uns gehen zu lassen, und zeigte auf den zornigen Violet, welcher Feuer und Flamme spie, und that als ob ich mich entsetzlich fürchte, was die Andern ziemlich gut nachahmten. Der Herr Herzog schien allerdings äußerst erstaunt, man könnte wohl sagen in einer Art Furcht, und er winkte uns zu gehen. Wir erhoben die Hände zum Himmel, dankten ihm, versprachen ihm morgen wiederzukommen, und zogen dem Strande zu, indem Mr. Violet immer nach rechts und links Feuer spie, was die Malayen in starrem Staunen gefesselt hielt. Auf diese Art kamen wir wirklich zum Strande, und wer war glücklicher als die thörichten Abenteurer, welche sich so recht ohne allen Grund in ein höchst gefährliches Abenteuer begeben hatten.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Eine Faust in der Tasche machen. Furchtbare Rachegedanken des Supercargo. Pläne zur Vertilgung womöglich der ganzen Insel. Der Kapitain Waterhocker widersetzt sich diesen. Die Menschenpocken haben den Kammerdiener des Supercargo erfaßt. Wie dieser glückliche Zufall von demselben benutzt wird.

Nicht leicht kann man sich etwas fassungsloseres denken, als den Herrn Supercargo, nicht leicht einen feigeren Menschen als ihn; aber feige Menschen sind gewöhnlich auch grausam, und dies zeigte Meyer recht deutlich.

Als wir uns dem Strande näherten, als das Boot mit seinen beiden Ruderern durch unsere Winke aufmerksam gemacht, herbeikam und nun nicht mehr zu befürchten war, daß die bösen kriegerischen Bewohner uns einholen möchten, da brach sein Grimm sich in den wüthendsten Drohungen Bahn. Er schüttelte die Faust gegen die auf dem Berge zurückgebliebenen Malayen und sprach, als ob sie ihn hören und verstehen könnten in gutem Holländisch und schlechtem Deutsch untereinander aus, was er ihnen Alles anthun wollte. Die ganze Mannschaft sollte auf der Insel landen, sollte Alles mit Feuer und Schwert verwüsten, keinen Stein auf dem andern lassen, das Kind im Mutterleibe nicht schonen.

Die eine Drohung war zu erfüllen. Keinen Stein auf dem andern zu

lassen, geht wohl an, wo es überhaupt nicht übereinander liegende Steine giebt, aber das Uebrige schien selbst für eine so verwegene Schaar als unsere 100 holländische Matrosen sein mochten — man zählt diese nicht zu den sanftmüthigsten — keineswegs leicht, allein es ließ sich ohnedies hoffen, daß der Grimm des gestrengen Herrn bis zum nächsten Morgen ausgetobt haben würde, dann fuhren wir davon, und die Malayen blieben unangefochten.

Aber es gestaltete sich nicht so, wie ich hoffte. Als wir an dem Schiffe angelangt waren, nahm der Supercargo den Kapitain des Schiffes, Herrn van Bergheem, und mich in seinen Salon, und ließ hier eine grimmige Rede los gegen die bösen Insulaner und gab dem Kapitain auf, alles zur Landung für den nächsten Morgen bereit zu halten, er wolle an den canibalischen Bestien ein furchtbares Strafgericht halten. Der Kapitain machte bescheiden geltend, daß ein so großes Schiff nicht von der Mannschaft entblößt werden könne, und daß die ihm untergebenen Leute in ein zweifelhaftes Gefecht zu führen, eine Handlung sei, welche er nicht glaube verantworten zu können. Mit dem ganzen empörten Hochmuth des Emporkömmlings erklärt der Supercargo, er kenne hier Niemanden, der dem Herrn Kapitain untergeben sei. Er sei der Befehlshaber über Alle, und der Kapitain sei Diener gerade so gut, wie der letzte Matrose; der Kapitain erwiderte ganz ernsthaft, Herr Meyer befände sich in einem entschiedenen Irrthum, ihm, dem Kapitain sei die Führung des Schiffes übertragen und er sei dafür verantwortlich, dem Supercargo Herrn Meyer seien die Handelsgeschäfte übertragen, aber nicht die Führung des Schiffes. Inwieweit der Supercargo verantwortlich, verstehe er nicht zu beurtheilen, da dieses Privatverhältnisse seien, wie weit dagegen seine eigene Verantwortlichkeit gehe, wisse er sehr genau, und er beabsichtige nicht die Matrosen, ohne welche er das Schiff nicht weiter führen könne — einem so äußerst zweifelhaften Kampfe auszusetzen, wie der sei, welchen Herr Meyer zu unternehmen gedenke.

Zornsprudelnd fuhr der Supercargo auf und rief, wenn Sie nicht meinen Befehlen folgen, so lasse ich Sie arretiren und im untersten Schiffsraume zu den Wasserratten sperren.

Herr Meyer, sagte der Kapitain ernst, ich weiß sehr gut, was ich Ihnen als dem Sohne oder Schwiegersohne meines Rheders schuldig bin, ich will vergessen, was Sie gesagt haben, aber treiben Sie Ihren Eigensinn auch nicht weiter, sonst möchten Sie Erfahrung machen, daß Sie auf dem Schiffe Niemand finden, der Ihren Befehlen Folge leistet, daß Sie Niemanden finden, der mich arretirt. Aber gleichzeitig gebe ich Ihnen zu bedenken, daß bei ferneren Drohungen, ich mich genöthigt sehen könnte, meine Macht als Befehlshaber gegen Sie zu wenden. Ich würde Sie zwar nicht zu den Ratten in den un-

tersten Raum schicken, wohl aber Ihnen einen Aufenthalt anweisen, in welchem sie wohl aufgehoben wären, und ich durch Sie nicht in der Führung meines Schiffes gehindert würde.

Bei dieser ruhigen, ohne allen Zorn ausgesprochenen Drohung, sah ich das Gesicht des Supercargo bleich und immer bleicher werden, er biß die Zähne aufeinander, er kniff die Daumen der beiden Fäuste ein, als wolle er einen Anfall von Epilepsie bekommen, und es schien, als leiste er sich selbst im Stillen ein Gelübde, dann sagte er mit mühsam erzwungener Fassung, es scheint mir selbst nachgerade als hätten Sie Recht, aber das können wir unmöglich so hingehen lassen, daß die Schurken uns beschimpft, in drohende Lebensgefahr gebracht haben und auch das nicht, daß sie eigentliche Kanibalen sind, Menschenfresser. Am Ufer haben wir überall die Gebeine von aufgezehrten Menschen gesehen. Wir wollen uns der Insel ein wenig nähern, und mit unseren Geschützen sie begrüßen. Ein paar Hundert glühende Kugeln, werden ihre Wälder in Asche legen, und die Bestien werden alle gebraten werden.

Auch gegen dieses Unternehmen erklärte sich der Kapitain als gegen eine abscheuliche Unmenschlichkeit, und auch hier mußte der Supercargo, obschon im größten innern Aerger, klein beigeben, und die Unterhaltung nahm eine andere Richtung, der Kapitain wurde entlassen, uns jedoch behielt Meyer bei sich, vor allen Dingen um mit uns über den Kapitain und dessen Widersetzlichkeit zu sprechen. Vergeblich suchten wir Herrn Meyer zu beweisen, daß der Mann vollkommen Recht habe, und daß er mit Erfüllung des Begehres die ganze Mannschaft in Gefahr bringe, abgeschlachtet und aufgefressen zu werden, und daß hiemit auch das Schiff verloren sei, was ohne die erforderliche Menge von Leuten nicht regiert werden könne, doch blieb Herr Meyer hartnäckig bei seiner Ansicht, bat auch, uns sehr genau der so eben abgespielten Scene zu erinnern und uns auch die Weigerung des Kapitains — den Befehlen des Supercargo zu gehorchen, gehörig einzuprägen, denn er sei durchaus nicht geneigt, die erduldete Schmach auf sich sitzen zu lassen.

So unrecht mir die Sache schien, so war doch vor allen Dingen der Kapitain derjenige, den das anging. Auf einem Kriegsschiff würde die Scene gar nicht haben vorfallen können, da ist der Kapitain wirklich der ganz unumschränkte Gebieter, da ist er Herr über das Leben und Tod aller derjenigen, welche auf dem Schiffe sind, sogar die Passagiere nicht ausgenommen. In dem gegenwärtigen Falle aber war das Verhältniß wenigstens mir zweifelhaft. Gewiß war es mit der Ehre des Kapitains nicht verträglich, solche Abscheulichkeiten auszuführen und solche Dummheiten gleichzeitig, wie sie ihm hier zugemuthet wurden, ob es aber klug sei, auf so ernste Weise gegen den muthmaßlichen Erben der

ganzen Rhederei, nicht bloß des ganzen Schiffes, zu verfahren — will ich dahin gestellt sein lassen.

Indem ich mich noch mit mir selbst herumstritt über den Gegenstand, trat der Kammerdiener des Herrn Supercargo herein, und meldete ihm, daß der Maro, sein erster Bootsführer erkrankt sei seit dreien Tagen, und daß heute ein Ausschlag ausgebrochen, den der Schiffsarzt für die gefährlichen Menschenpocken erklärt habe.

Meyer sprang entsetzt so weit zurück, als der Raum der Cajüte ihm gestattete. Ich frug ihn, warum er sich denn so sehr fürchte, da Jemandem der geimpft sei, die wirklichen Blattern nur in einer höchst gelinden Weise erfassen, in der Regel eigentlich gar nicht, doch bei großer Empfänglichkeit wenigstens so weit, daß die Varidoliden daraus würden, die aber noch nicht nachweislich an irgend einem Individuum gefährlich geworden wären.

Ja, ja, Sie haben Recht, erwiederte er sichtlich beruhigt, ich dachte in dem Augenblicke nicht daran, dann ging er im Zimmer auf und ab, hierauf nahm er seinen Kammerdiener in eine Ecke, und übertrug ihm etwas heimlich, das wir nicht verstanden. Wie er mit dem Auftrage fertig war, sagte er noch schließlich: „Und wenn das abgemacht ist, so wird das Ghik auf das Sorgfältigste mit der Bürste gewaschen, mit Seife gewaschen, und wenn auch etwas an der Oelfarbe oder dem Lack beschädigt werden sollte, das hat nichts zu sagen, wir kommen ja nach China, wo man das Lackiren besser versteht, wie es die Chinesen in Batavia verstehen."

Das Ghik ist das leichteste Boot, welches ein Schiff führt, es gehört gewöhnlich dem Kapitain oder einem reichen Passagier, gehört nicht zur Ausstattung des Schiffes, und wird auch niemals zu etwas anderem benutzt, als zu einer Spazierfahrt des Eigenthümers und derjenigen, die er dazu einladet. Allerdings rudert das Boot sich nicht selbst, in den meisten Fällen muß daher ein Passagier, der nicht gleich dem Kapitain über Matrosen zu befehlen hat, den Kapitain selbst bitten, ihm zwei oder vier Mann zum Rudern anzuweisen. In dem vorliegenden Falle, war die Sache insofern eine andere, als der Supercargo gegen 20 Personen zu seinem unmittelbaren Dienste auf dem Schiffe hatte.

Weder van Bergheem, noch ich wußten, was es zu bedeuten habe, als wir nach einer Viertelstunde die Cajüte verlassend, um auf dem Deck umher zu spazieren, wahrnahmen, wie das Ghik von vier Bedienten des Supercargo gerudert, nach dem Lande fuhr. Erst später ward mir die ganze Bestialität kund. Der an den Pocken erkrankte Malaye wurde mit allen seinen Kleidungsstücken und seiner Hängematte an das Land gebracht. Auf ausdrückliche Ordre des

Supercargo, hatte keiner den Malayen angefaßt, sondern er war mittelst einer durch die beiden Ohre der Hängematte gesteckten Stange in das Ghil getragen worden. Nunmehr hatte man ihn nach dem Lande gerudert, was während der Nacht ohne alles Aufsehen geschehen konnte, hatte den Kranken unter einen Baum gelegt, und ihn dort sich selbst überlassen. Die Matrosen hatten eiligst ihr Boot wieder aufgesucht, hatten sich sehr sorgfältig gewaschen, und waren dann unbekümmert um das Weitere zurückgekehrt. Der Schurke hatte die Pest auf die Insel verpflanzt, er konnte wohl denken, daß der Kranke alsbald mit den ersten Strahlen der Sonne entdeckt und geplündert werden würde, er konnte vielleicht muthmaßen, daß man ihn als einen Malayen nicht tödten, sondern in eine Hütte aufnehmen würde. Es war unzweifelhaft, daß sich hiedurch die Blatternkrankheit mit der reißenden Schnelligkeit über die Insel verbreiten mußte, und so war es denn auch. Lange bevor wir zurückkehrten, erfuhren wir durch die Zeitungen, daß die Insel Ombay von den Menschenpocken heimgesucht und beinahe ganz entvölkert sei, daß von den mehr als 10000 Einwohnern kaum der zehnte Theil hoch im Gebirge wohnend, verschont geblieben — es hätte wohl kaum der Teufel sich eine scheußlichere und nachdrücklichere Rache ersinnen können.

## Zwanzigstes Kapitel.

**Der portugiesische Theil der Insel Timor. Landung vor Dieli mit feierlichen Salutschüssen. Aufnahme bei dem Gouverneur. Seine Schilderung des Charakters der Malayen. Portugiesische und Holländische Herrschaft.**

Als am folgenden Morgen die Kunde von der schrecklichen That sich verbreitete, schüttelte allerdings der Kapitain den Kopf, allein zu einem fait accompli war nichts zu sagen, nicht einmal wegen Ungehorsams konnte er einen Matrosen in Strafe nehmen, der Supercargo hatte über sein Boot und seine Leute verfügt, es war nichts geschehen, was den Gesetzen zuwider gewesen wäre, aber auf dem ehemaligen Hausknecht in den schönen Kleidern, und mit dem schönen Reichthum seines Schwiegervaters hinter sich, ruhete der Fluch der Verachtung. Da indessen diese sich nicht durch Schläge aussprach, und gegen andere Aeußerungen die Haut des Herrn Meyer unempfindlich schien, so veränderte sich dadurch auf dem Schiffe nichts weiter.

Wir nahmen den Cours nach dem östlichen Theil der Insel Timor zurück, nach den portugiesischen Besitzungen, deren Bedürfnisse der Supercargo kennen

lernen wollte in der Voraussetzung, dieselben von Batavia aus leichter befriedigen zu können, als es von Portugal aus geschehen konnte und dies war um so wahrscheinlicher, war um so mehr anzunehmen als wirklich die ganz vereinzelten kleinen Garnisonen mit dem sogenannten Mutterlande kaum anders in



Man sieht es diesem Häuschen nicht an was es eigentlich ist. (S. 94.)

Verbindung standen, als daß alle drei oder vier Jahre ein Schiff von Europa kam, um den Abgang der Munition zu ersetzen. Die Osthälfte von Timor war aber so außerordentlich vereinzelt von diesen ganz von den Holländern bean=

sprochten Gegenden des Stillen Meeres, daß man sich kaum hätte wundern können, wenn sie einmal vergessen worden wäre.

Die Ankunft eines großen Handelsschiffes, wenigstens zur Hälfte von Europäern besetzt, machte daher ein gewaltiges Aufsehen. Da das Schiff wie ein Kriegsschiff aufgetakelt und bemalt war, wurde es auch als ein solches durch 21 Kanonenschüsse salutirt und der Supercargo ging keineswegs stillvergnügt, sondern im Gegentheile sehr laut und sehr hochmüthig, prahlend auf dem Verdeck einher und sagte: „hier wissen doch die Leute den Anstand zu beobachten, hier zeigen sie doch, daß sie Achtung haben vor der holländischen Flagge. Wenn so ein unverschämter Engländer einem Holländer begegnet, so giebt er ihm nicht



Ein nächtliches Feuerwerk an des Chinesen Haus. (S. 111.)

einmal den üblichen Gruß durch das Senken des obersten Segels, fordert dasselbe aber von uns ohne es zu erwiedern! Ha wenn ich könnte wie ich wollte!"

Das wäre mitunter sehr schlimm, sagte der Kapitain leise zu mir, denn dieser Patron scheint nicht viel Gutes zu wollen.

Die Begrüßung von Seiten des Schiffes und des Forts war ausgewechselt und der „van der Kapellen" ging auf Kabellänge von Diöly vor Anker. Ein paar Boote wurden herabgelassen und der Supercargo mit all seinen eigent-

lichen Dienern bestieg das Größte derselben, ich und ein Paar meiner näheren Bekannten bestiegen das kleinere, auch ein Paar Matrosen hatten Urlaub erhalten.

Herr Meyer hatte sich und die Seinigen gewaltig herausgeputzt. Zu seiner modernen Civilkleidung stand der Degen und der militairische Federhut sonderbar genug, aber seine Dienerschaft zeigte noch drolligere Figuren, sie hatten alle dreieckige Federhüte, galonirte Livréröcke, eine rothe Plüschweste, lange oder kurze Beinkleider, alles mit Tressen besetzt, hatten weiße Strümpfe und Schuhe, welche keineswegs zu der andern Kleidung passen wollten. Als ich die Leute im Gänsemarsch hinter dem vornehmen Schuft unter dem großen Sonnenschirm schreiten sah, kam mir beinahe das laute Lachen an, denn ich mußte mich der Schilderung erinnern, welche ich über die Gesandtschaftsreise des Lord Macartney gelesen hatte, worin eine ähnliche Scene vorkommt, nur wird dieselbe dadurch noch ein wenig malerischer, daß die guten Leute ziemlich tief durch den Schmutz gehen mußten, und mithin sich nicht eben sehr glänzend zeigten. Auch ein Fahnenträger fehlte nicht, eben so wenig wie Lanzenträger, Pfeifer und Trommler, aber alles Trödelwaare.

Der portugiesische Gouverneur Don Anibale de Cuenza i al Farco de Alcantares, kam in großem Ceremoniell dem Supercargo entgegen, er empfing ihn auf der Schwelle seines Hauses, umgeben von der Dienerschaft und dem ganzen Offiziercorps der Garnison, denn er hielt den Supercargo für einen hohen Regierungsbeamten des holländischen Gouvernements. Dies Mißverständniß klärte sich allerdings bald auf, doch war der Portugiese viel zu fein, um sich merken zu lassen, daß ihn die Sache ein wenig unangenehm berühre. Für einen bloßen Kaufmann hätte er sich nicht so in die Unkosten gesetzt, doch war immer die Freude, europäische Gesichter zu sehen, groß genug, um ihn bald das unnütz verschwendete Pulver vergessen zu machen.

Als wir die ersten Begrüßungen gewechselt hatten, und der Supercargo kein Gespräch zu führen wußte, kam ich auf unser Abenteuer in Ombay, und frug ihn, ob er glaube, daß die Malayen von Timor und von Ombay Menschenfresser seien.

Gewiß, erwiederte Don Anibale, sie sind es alle, so weit sie Krieger sind, nur mit einer kleinen Beschränkung des Begriffes, sie setzen sich nicht nach der Schlacht nieder, um einen gebratenen Menschen zu verzehren, wohl aber wird ein jeder im Kampfe dergestalt entmenscht, daß, wenn er Sieger ist, er seinem Feinde noch lebend ein Stück Fleisch abhaut und es verschlingt, sich auf die blutende Wunde wirft, und das Blut trinkt, oder wenn es ihm nicht schnell genug fließt, einen tiefen Einschnitt in den Hals macht, um einen reichlichen Quell zu

haben, aber dies geschieht immer nur im wildesten Grimm, im Getöse der Schlacht, im Durst der Rache.

Ich frug, ob er nicht versucht habe, diese schreckliche Sitte auszurotten.

Mein Himmel, erwiederte der Gouverneur, Ihr könnet wohl glauben, daß ich es versucht habe, doch leider ganz vergeblich. Das Sicherste schien mir ihren Eigennutz als Triebfeder zu gebrauchen, ich versprach 5 Rupien Geld einem Jeden, der mir einen Gefangenen lebend überbrächte, ich habe das Versprechen viel hundertfältig wiederholt, doch kein Einziger hat sich die Belohnung erbeten. Ich habe gedroht, allein, was nutzen die Drohungen, wenn man sie nicht ausführen kann, sie haben undurchdringliche Wälder, wer mag sie da verfolgen. Ich habe zum abschreckenden Beispiel, solche kaltblütigen Mörder hinrichten lassen, aber das schreckt Niemand. Will man ein Volk erziehen, so muß man von den Kindern anfangen, diese müßte man unter einen andern Himmelsstrich bringen, diesen mußte man gute Lehren, leichte Arbeit, dann immer schwerere aber zugleich ihnen nutzbringende Arbeiten geben, aber hier im Lande selbst und gegenüber diesen arbeitsscheuen Leuten ist durchaus nichts zu beginnen. Ich habe den Leuten einen reichen, wohlkultivirten Boden angeboten, ich habe ihnen Hilfsarbeiter gegeben, ich habe ihnen bessere, gesunde und bequeme Wohnungen bauen lassen, Keiner ist herabgekommen aus den Wäldern. Ihre Wüsten, ihre undurchdringlichen Forsten und Sümpfe, ihre unfruchtbaren Felsen, ihre Vulkane mit dem unterirdischen Donner sind ihnen durch Nichts zu ersetzen. Ein Malaye von dieser Insel nach einer europäischen Stadt versetzt, würde an der ihn umgebenden Ordnung zu Grunde gehen, denn vor allen Dingen thut er das, was ihm verboten ist.

Diese Rede setzte mich in Erstaunen, und ich wußte nicht, wer schlimmer daran sei, die Portugiesen hier, oder die Holländer auf dem entgegengesetzten Ende der Insel, doch schien es mir, als halte Don Anibale das Heft in der Hand, was sich die Holländer in ihrer Schlaffheit offenbar haben entwinden lassen. Er belohnte, er bestrafte, das wagen die Holländer nicht, ich frug ihn deshalb, ob er hier die Todesstrafe, und ob er sie öffentlich habe vollziehen lassen. Ja wohl, sagte er, ich war einigemale dazu genöthigt, habe es aber stets nur mit innerstem Widerstreben gethan, weil es mir nämlich durchaus nicht an Henkern gebricht. Denkt Euch, welch ein entsetzliches Volk es sein muß, was sich dazu drängt, um Seinesgleichen hinzurichten, zu köpfen, den Schädel zu spalten. Sie machen sich das entsetzliche Vergnügen gegenseitig streitig, ein Jeder will die Freude haben, einen Kopf abzuschneiden. Urtheilt daher, ob es leicht ist, hier zu hausen. Ich bin durch eine große Ungerechtigkeit hierher gekommen, ich bin einem höher stehenden im Wege gewesen, ich habe ihm Platz

machen müssen — meine ganze Rache soll sein dieser Niederlassung den Frieden zu geben; indessen meine Vorgänger nichts zu thun vermochten, als Blut zu vergießen, und sich gehaßt zu machen, lebe ich in Frieden, und man ehrt mich wie einen Gottgesandten. Ich ebene die Wege um mich her und brauche mein Pulver nur zu Salutschüssen — lächelnd fügte er hinzu, sollte es auch gegen einen Kauffahrer sein — aber was ich hier thue, hängt von meiner Persönlichkeit ab; wie es meinem Nachfolger möglich sein wird in meine Fußtapfen zu treten, wenn er nicht ganz und gar meines Sinnes ist — weiß ich in der That nicht.

Das Gespräch machte mir den Mann sehr achtenswerth, und ich muß gestehen, ich fand mich genöthigt seinen Worten unbedingt zu glauben, denn was ich von Malayen hier sah, hatte einen völlig anderen Anstrich, als auf der holländischen Seite. Die Leute waren eben so schön, eben so männlich und kriegerisch als dort, aber sie zeigten nichts von jener thierischen Wildheit, die man bei den Malayen in der Gegend von Kupang nicht verkennen kann. Der größte Theil der Bürger in der hiesigen Garnison besteht sogar aus Malayen, welche sich bereits an ein minder umherschweifendes Leben, welche sich bereits an Ruhe gewöhnt haben, hier sah ich auch zuerst Malayen lachen, und zwar über uns, über unsere Ausdrücke, unsere falsch gebrauchten Worte, oder über unsere Kleidung, welche so unzweckmäßig und so sehr ungeeignet ist, Freiheit der Bewegung zu gestatten.

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Die portugiesische Niederlassung. Häufige Erdbeben. Wunder der tropischen Vegetation. Ein wohl verstecktes Haus und wer dasselbe bewohnte. Verweigerte Gastfreundschaft. Eine Ueberraschung nicht ungefälliger Art. Das Pamali wird keck überschritten.

Diëly ist weit eher eine chinesische, als eine portugiesische Niederlassung zu nennen und es möchte auch sehr schwer sein, eine europäische Bevölkerung für die Dauer hier zu erhalten, denn eine bösartige feuchte Luft, wie es scheint, durch die Ausdünstung der Wälder und Sümpfe gleich der malaria von Rom vergiftet, gestattet den Europäern keinen langen Aufenthalt, die Chinesen dagegen widerstehen diesem Uebel besser. Für portugiesische Offiziere ist Diëly eine Art von Verbannungsort, es ist die Begnadigung vom Tode zu dreißigmaligem Spießruthenlaufen. Von Allen, welche zu dem europäischen Theile der Garnison gehören, hat nur Don Anibale und ein schon sehr alter Oberst die Schrecken

dieses Klimas überstanden. Bereits fünfmal ist unter ihnen die Garnison bis auf den letzten Mann erneuert worden.

Der äußere Anschein sagt nichts davon, die Stadt liegt auf einer lachenden Ebene am Fuße schön bewaldeter Hügel, der Boden rings umher ist vortrefflich angebaut und scheint sehr fruchtbar. Häuser allerdings nach unserm Begriffe sieht man in der Stadt nicht, wenn man das Haus des Gouverneurs ausnimmt, denn alle sind von Holz, aus auf einander gelegten oder neben einander gestellten Balken, welche sämmtlich von außen noch gestützt sind, was unzweifelhaft der häufig wiederkehrenden Erdbeben wegen geschieht. Der Palast des Gouverneurs zeichnet sich durch seine Ausdehnung und seine Höhe aus, sonst ist er gebaut, wie alle übrigen. Ueberdies sind die Häuser so dicht von Bäumen umschlossen, daß man dieselben kaum früher sieht, als bis man vor der Thüre steht. So angenehm dieses sein mag, so wenig ist es unzweifelhaft der Gesundheit zuträglich.

Meine gewöhnliche Art, den Aufenthalt am Lande zu benutzen, trat auch hier bald wieder in ihre Rechte. Theils allein, theils mit einem oder ein Paar von meinen Schiffsgenossen besuchte ich die Gegend umher und verlor mich oft genug in die Ausläufer der undurchdringlichen Wälder. Diese Ausläufer allerdings waren nicht undurchdringlich, sie waren schon etwas gelichtet, zum Theile, um den Bedarf an Holz für den Bau der Häuser zu decken, zum Theile, um Schiffsbauholz daraus zu ziehen. Aber so wie sie waren, hatten sie für mich einen unbeschreiblichen Reiz. Viele der mächtigsten Riesen dieser Wälder waren gefallen, daher war Luft und Licht bis zum Boden gedrungen und dieser war nicht mehr ein ununterbrochener Sumpf. Hier sah ich in ihrer vollsten Schönheit die Cocospalmen mit ihrem eleganten schlanken Stamme, mit ihrem schön gefiederten Laub, das auf den mächtigen Blattstielen so elegant anstrebt, als seien es die Rippen eines gothischen Spitzbogengewölbes, hier sah ich den wohlthätigen Brodfruchtbaum, hier den Pandanus, der aus jedem Zweige lange Luftwurzeln zum Boden senkt, die sie daselbst festfaugen, dem Baume neue Nahrung geben und jedes einzelne Individuum gleich der indischen Banane in ein Wäldchen verwandeln. Hier steht auch ein Baum mit schwarzem Holz, den die Portugiesen den Ebenholzbaum nennen, mit dem er jedoch außer hinsichtlich seiner schwarzen Farbe durchaus nicht verwandt ist. Auch den prächtigen Sandelholzbaum findet man in Menge, sein Holz geht nicht nur bis China, wo man tausenderlei zierliche Gegenstände daraus schnitzt, sondern bis Europa, wo er als Räuchermaterial, als Farbematerial, als Putzpulver für die Zähne und als Fournier zu Tischlerarbeiten verwendet wird.

Hier auf einem stets von der tropischen Sonne und von der unterirdischen

vulkanischen Wärme in Thätigkeit erhaltenen Boden wachsen alle jene Riesen der Aequatorialgegend und so viel Tausend und aber Tausend andere niedere mehr oder minder schöne Pflanzen, daß der Botaniker in ein stetes Erstaunen über den Reichthum versetzt wird, aber es dürfte den Zoologen nicht anders gehen, wenn die Thiere sich so leicht ankommen ließen, als die Pflanzen. Beinahe jeden Tag brachte ich meine Jagdtasche, meine Kapsel und Herbarium überreich gefüllt zurück, und jeden Tag war mein Hut mit einer Unzahl von Käfern, Spinnen, Schmetterlingen gespickt und ich hatte den Abend über reichlich genug zu thun, um alles das Gesammelte zu ordnen.

Eines schönen Tages hatte mich der Eifer weiter geführt, als nöthig und als klug. Die Sonne fing an niederzusinken und ich war sehr im Zweifel, ob ich die Stadt noch würde vor Nacht erreichen können.

Um so lange als möglich des Tageslichtes zu genießen, eilte ich aus der Waldung hinaus dem Meere zu, und setzte nun mit raschen Schritten meinen Weg fort. Der Durst plagte mich auf heftige Weise, aber vergeblich suchte ich nach Wasser, es wurde dunkel und ich befand mich in einer höchst unangenehmen Lage, als ich ganz nahe vor mir aus einem Gebüsche einige Funken aufsteigen sah.

Wo Funken sprühen, muß doch wohl Feuer sein und die Funken dauerten, wenn schon vereinzelt, fort, ohne daß ich dennoch das Feuer in dem Gebüsche sehen konnte, so sehr ich mich demselben näherte. Endlich hatte ich es beinahe umkreist, da gewahrte ich, daß ich vor dem Eingang eines Hauses stand, welches durch seine Ausdehnung zeigte, daß es nicht einem Malayen gehöre.

Noth bricht Eisen, ich mußte ein Unterkommen suchen und sollte ich die Gastfreundschaft auch durch eine Unverschämtheit erkaufen. Ich nahm meine fünfläufige Drehpistole in die Hand und klopfte an die Thür, klopfte stärker und als ich keine Antwort erhielt, trat ich mit dem Fuß ein paar Mal gegen die Thür, welchem Angriff sie zwar Widerstand leistete, welches Manöver aber doch den Bewohner der Hütte herauslockte. Es war ein Chinese, welcher höchst verlegen den Fremden betrachtete, einige unverständliche Worte sprach, sich zurückzog und die Thür zumachen wollte. Dies verhinderte ich allerdings, indem ich den Fuß zwischen Thür und Zarge setzte, aber auch gleichzeitig mein Pistol sehen ließ. Ich suchte mich halb auf französisch, auf portugiesisch, halb auf englisch oder holländisch dahin verständlich zu machen, daß ich mich verirrt habe und ein Nachtlager brauche, welches ich von ihm erwarte. Ich hatte mich dabei nach und nach durch die Thüre gedrängt und befand mich in einem kleinen, aber sehr wohnlich eingerichteten Gemach, auf dessen einer Seite in einem Kamine ein sehr wohl unterhaltenes Feuer brannte. Beim Scheine desselben be-

sah ich mir den Mann, der ziemlich jung und rüstig war und eigentlich kein Mißtrauen erweckte, in sofern nicht alle Chinesen ohne Ausnahme mißtrauisch zu betrachten sind.

Ich suchte dem Manne begreiflich zu machen, daß er von mir nichts zu fürchten habe, falls er mir ein Nachtlager anweise, und jetzt, da ich entsetzlich hungrig sei und vor Durst beinahe verschmachte, etwas gebe, was meinen Bedürfnissen abhelfe.

Der Mann erklärte, er habe durchaus nichts, er sei ganz allein in der Hütte, seine Mutter sei nach der Stadt gegangen, um Essen zu holen, und er sei völlig außer Stande, mir etwas zu geben, auch ein Nachtlager habe er nicht, in der Hütte sei nur das eine vorhanden, dessen er sich bediene.

Du Schuft, rief ich aus, Du hast nur ein Lager und wenn Deine Mutter bei Dir ist, wo schläft denn die?

Der Chinese gerieth nicht in Verlegenheit, er sagte: das Lager einer Frau kann ich Dir nicht anbieten, es ist gegen den Anstand; zweitens aber sind die Frauen auch unrein und ein Mann kann sich nicht auf ein solches legen, ohne sich selbst zu verunreinigen.

Nun, erwiderte ich, wenn das ist, so sehe ich auch, daß diese Unreinigkeit erblich ist, Dein Vater hat sich verunreinigt bei Deiner Mutter und seine ganze Unreinheit auf Dich übertragen, ich will wenigstens lieber auf dem jetzt verlassenen Lager Deiner Mutter schlafen, als auf dem Deinen, und nun, Bursche, mache keine weiteren Complimente, ich muß etwas zu essen haben und ich werde hier bleiben und zwar, wenn Du vernünftig bist, für diesen portugiesischen Piaster, wenn Du dumm und grob bist, für eine oder ein Paar von diesen Bleikugeln. Mit diesen Worten zeigte ich ihm sowohl das Silberstück, als die Pistole, welche ich ihm ziemlich drohend unter die Nase hielt.

In diesem Augenblick hörte ich das Rasseln der dürren Blätter, welche die Wand bedeckten, die nach Art der Chinesen, eine verschiebbare, eine sogenannte spanische Wand war. Nach Art der Chinesen, sage ich, denn diese pflegen den inneren Raum ihrer Häuser nie anders abzutheilen, als durch bewegliche Schirme, deren sie beliebig viele haben, daher sie aus ihrem Hause ebenso leicht einen großen Saal als zwanzig kleine Gemächer herstellen können.

Das Rasseln erschreckte mich, ich glaubte mich verkauft, ich glaubte mich in eine chinesische Räuberhöhle versetzt und ich fühlte schon die tückische Faust des Räubers am Halse, daher ich mich nicht wenig überrascht sah, daß mich statt eines bärbeißigen Raubmörders ein wunderliebliches Mädchen anblickte, das neugierig sein Köpfchen durch die Spalten der Rohrwand gesteckt hatte.

Nicht blos ich, sondern auch der Chinese war bei diesem Anblick beinahe

versteinert, das mochte er nicht vermuthet haben, daß der Genosse seiner Einsamkeit ihn Lügen strafen würde, denn der kleine Schelm mußte doch gehört haben, was der Wirth vom Hause mit mir verhandelte.

Als die erste Ueberraschung vorüber war, sagte ich zu dem Chinesen, nun sieh, lieber Freund, da ist ja Deine Mutter zurückgekehrt, für ihr Alter hat sie sich noch ziemlich wohl erhalten, auch sieht sie keineswegs unrein aus und ich bin gar nicht abgeneigt, ihr Lager zu theilen.

Sehr verlegen rieb sich der Chinese die Hände, die Kleine huschte zurück



Zweikämpfe unter den Malayen. (S. 116.)

in ihren Versteck, ich wollte ihr nach, ich suchte nach der sichtbaren Thüre, der dumme Chinese aber stellte sich wie jener Bauer auf seinen Schatz — vor dieselbe und rief voll Angst Pamali! Pamali!

Ei was, dummer Kerl, erwiderte ich, Du bist ja kein Malaye, daß ich vor Deiner Heiligsprechung Achtung haben sollte. Darauf nahm ich ihn etwas unsanft bei einem Flügel und zog ihn von der Thüre weg. Diese, welche ich immer noch nicht hätte öffnen können, wich doch von selbst zurück, sie schob sich in ein Stück der Wand hinein und ließ eine genügend breite Oeffnung, hinter welcher die lachende Chinesin stand, die nun ein paar Schritte zurückwich und mich einzutreten veranlaßte.

# Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine chinesische Einsiedelei. Allerliebste Einrichtung derselben. Chinesische Kunstschätze. Ueppige Malereien. Wie man Chinesen geschmeidig machen kann. Ein chinesisches Abendessen. Kochender Arack und dessen Wirkung. Eine Nacht in der Einsiedelei.

Dies zweite Gemach war allerdings noch wohnlicher, es war um ein Geringes breiter, war aber dafür auch mit mehreren Möbeln besetzt, welche sämmtlich von ausgesuchter Zierlichkeit, glauben ließen, daß dieses Haus von einem reichen Chinesen bewohnt sei. Vor Allem fiel mein Blick auf ein sehr niedriges, aber wie es schien, sehr wohl gepolstertes Bettgestelle, dessen Matratze mit einem Teppich von der schönsten Manillaseide bedeckt war. Hoch über denselben in der Nähe der Decke schwebte ein gewaltiger Drache von wenigstens 5 Fuß Länge und bei ausgebreiteten Flügeln auch ebenso großer Breite, er war auf höchst phantastische Art lackirt, mit Goldzeichnungen reich verziert und seine sechs Augen blitzten von schönen farbigen Edelsteinen, in denen das muntere Feuer, welches auch in diesem Zimmer brannte, sich wiederspiegelte.



Neunundzwanzigjährige sehr junge Mädchen. (S. 118.)

Der Drache hatte seine vier Krallen sehr weit ausgebreitet und trug darin die Stäbe zu den Vorhängen, welche das Bett umgaben, sie waren jedoch nicht von einem schweren, undurchsichtigen Seidenstoffe, sondern sie schwebten wie eine Wolke über dem anmuthigen Lager, waren von dem klarsten, gleichzeitig aber feinsten Mousselin und hatten offenbar den Zweck, die Schlummernde gegen die beschwerlichen kleinen Mücken zu beschützen, deren Stiche so schmerzhaft sind, daß zwei genügen, um eine schlaflose Nacht zu verursachen.

An der Seite des Bettes standen vier verschiedene kleine Tische, ein Paar davon waren mit einer dem Anschein nach sehr reichlichen Menge von Speisen und Getränken besetzt. Einige aus Bambusrohr geflochtene Stühle, zwar von höchst bizarren Formen, aber auch von höchst vollendeter Arbeit standen umher, noch ein Paar kleine Tische waren an anderen Stellen des Zimmers placirt, am Fuß des Bettes stand ein sehr niedriger Stuhl, oder vielleicht nennt man es besser eine ungewöhnlich große Fußbank, darauf lagen einige sehr schön geformte Kämme von Elfenbein, etwas höher als man sie gewöhnlich im Haar trägt, aber bewunderungswürdig schön geschnitzt, es lagen dort ferner verschiedene zarte feine Pinsel, mit denen die Chinesen sich in den Ohren kitzeln lassen, was eine äußerst angenehme Empfindung verursachen soll. Ich sah auch ein Elfenbeinstäbchen, etwa von einer Elle Länge mit einer Hand am Ende, welches wir den Chinesen abgeborgt haben, es dient, um vom Nacken her unter die Kleider zu fahren und den Rücken an Stellen zu kratzen, zu denen man mit der Hand nicht gut gelangen kann. Neben dem Schemel stand ein Paar chinesischer Pantoffeln, so klein, wie niemals ein europäisches Weib dieselben hätte tragen können, doch wieder so groß, daß daraus hervorging, die Besitzerin gehöre keinem vornehmen Stande an, denn nur die Vornehmen haben das Vorrecht, die Füße ihrer Töchter auf jene grausame Weise zu verstümmeln, welche sie hindert über die Straße zu gehen, welche ihren Fuß so klein erhält, wie er zur Zeit der Geburt war und welche also eine unschöne Verkrüppelung hervorbringt, indessen zugleich wegen des gehinderten Wachsthums der Füße die Knöchel unverhältnißmäßig dick werden.

Die Wände dieses Zimmers waren reichlich geschmückt mit chinesischen Kunstschätzen, auf Consols von der zierlichsten, durchbrochenen Arbeit standen aus Sandelholz geschnitzte Gruppen, welche zwar in ihrer Auffassung sehr geschmacklos waren, aber doch eine seltene Kunstfertigkeit des Verfertigers verriethen. Auch viele Gemälde in den grellsten und brennendsten Farben hingen an den Wänden, sie stellten alle so wie die aus Holz geschnitzten Figuren Liebesscenen in einer Ungenirtheit dar, welche man bewunderswürdig nennen könnte, wenn sie nicht so sehr frech und alle Schaam verletzend gewesen wären. Wie

es möglich, dieses Zimmer zum Privataufenthalt eines sehr jungen Mädchens zu machen, würde mir wohl immer ein Räthsel geblieben sein, wenn ich nicht durch den Gouverneur Don Anibale die erforderlichen Aufschlüsse über dieses Haus und deren Bewohner erhalten hätte. An diesem Abend indessen gab ich mich nicht viel mit besonderem Nachdenken ab, sondern bemächtigte mich sofort des Essens, welches ich als ein sehr delicates zu bewundern Ursache hatte, indessen mag ich nicht behaupten, daß die Speisen von Thieren herrührten, welche wir in Europa zu Speisen zu verwenden gewohnt sind, aber Ratten oder Eichhörnchen war mir für's Nächste gleichgültig, ich hatte einen fabelhaften Appetit und ich sah etwas, um denselben zu stillen.

Dem Chinesen zeigte ich nun die mir sichtbaren Schätze und frug ihn spottend, ob dies alles „Pamali" sei, ich zeigte ihm die Bilder und Figuren und frug, ob diese auch heilig seien und ob es sich schicke, ein Mädchen, umgeben von solchen Abscheulichkeiten, zu erziehen. Mit einer dumm verlegenen Miene stand der Chinese da, er mochte mich wohl gar nicht verstanden haben, daß aber das zierliche Kind mich verstanden hatte, sah ich daran, daß ihre Wangen von einer wunderlieblichen Röthe übergossen wurden, als ich meine Augen auf sie richtend, dem Chinesen die oben gedachten Fragen vorlegte. Sie mußte also vielleicht längere Zeit in der Stadt gelebt haben, wo sie denn allerdings von portugiesischen, holländischen und engländischen Worten manches aufgefangen haben konnte.

Ich fuhr nun in meiner Philippika gegen den Chinesen fort, zeigte ihm aber zugleich einen Piaster und frug, ob er diesen lieber haben wolle für die Speisen oder — — — hier zeigte ich ihm meinen Revolver.

Der Chinese machte einen Bückling, so tief, daß sein hinten herabhängender Zopf ihm vorn über den Kopf schlug und ich in die dringendste Versuchung gekommen wäre, ihm denselben mit einem raschen Schnitt fortzunehmen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß dieses eine Entehrung und eine nie zu verzeihende Beleidigung sei.

Als ich den Mann bereitwillig sah, meine billigen Wünsche zu befriedigen, überließ ich mich meiner natürlichen Heiterkeit, um so mehr, als ich fand die Speisen wie die Weine seien sehr gut. Ich lud meine Wirthsleute ein, meine Gäste zu werden, an ihrem eigenen Tische table d'hôte zu speisen. Der Wirth machte eine sauer süße, ablehnende Miene. Das hübsche Kind schien Lust zu haben meiner Einladung zu folgen, aber dies ist bei den Chinesen nicht Sitte, das weibliche Geschlecht, wie sehr die Männer sich auch darum bemühen, ist doch etwas zu niedrigstehendes, um den Gedanken zu rechtfertigen des Mannes Tisch zu theilen.

Als ich nun aber mit recht freundlichen Worten und recht herzlich bittend in das Mädchen drang, mit mir zu essen, nahm sie zuerst aus einer schönen Fruchtschale ein candirte Mangustine, dann aber — obschon nach vieler Weigerung, setzte sie sich wirklich zu mir, langte zu so wie ich, nippte auch etwas von dem Wein, wurde sehr redselig, wobei sie in alle den Sprachen radebrechte, in denen ich es zu einer ähnlichen Fertigkeit gebracht hatte, dann aber erhob sie sich, um uns zu bedienen, als sie sah, daß der Chinese sich gleichfalls näherte, um Theil an meiner Mahlzeit zu nehmen.

Ich bat sie nunmehr nochmals sich zu mir zu setzen, sie schien auch eine Art von Neigung dazu zu haben, denn sie machte wirklich zwei Schritte gegen den Tisch, aber aus den Augen des Chinesen blitzte ein solcher grimmiger Zorn, daß das Mädchen scheu zurückwich.

Nach einer kurzen Pause rief der Chinese nach Raki, nach jenem starken Branntwein, der auf den ostindischen Inseln und dem Festlande, theils aus Reis, theils aus Palmensaft gewonnen wird. Das Mädchen ging nach einem Schränkchen und nahm eine mit Bambus überflochtene Flasche von Porzellan heraus, um den Arac in Schalen zu gießen und in diesen heiß gemacht, uns zu kredenzen. Der Chinese richtete einige höchst komisch klingende Worte an sie, welche indessen etwas sehr ernsthaftes enthalten mußten, denn das Mädchen trat einen Schritt zurück und erhob den Arm wie erschreckt, die Hand flach geöffnet zur Abwehr gegen den Chinesen gehalten, dieser aber wiederholte ein paar Worte sehr strenge, darauf ging das arme gedemüthigte Ding nochmals zu dem Schränkchen, holte eine zweite Flasche heraus und kurze Zeit darauf brachte sie sowohl mir als dem Chinesen eine Schale mit dampfendem Arac.

So sehr liebt dieses Volk die scharfen geistigen Getränke, daß der Arac den Mehrsten noch nicht einmal stark genug ist, sondern sie ihn heiß oder wohl gar mit spanischem Pfeffer gewürzt trinken. Mein Wirth setzte auch die Schale sofort an den Mund und seine Zunge war bereits dergestalt empfindungslos, daß es ihm keine weitere Mühe machte dieses Höllengebräu hinunterzuschlucken. Ich ließ meinen Arac kalt werden, indessen der Herr Wirth seine Schale zum zweiten Male hinreicht, doch trank ich auch wenigstens die Hälfte der mir vorgesetzten Portion aus, worüber der Herr Wirth eine sichtliche Freude hatte, dann zog ich mich zurück in das erste Gemach, in welchem das Feuer des Kamines ziemlich heruntergebrannt war und suchte mir eine Stelle aus, auf der ich mich niederstrecken konnte, vorher jedoch untersuchte ich noch die Wände ob sich nicht irgendwo gefährliche, verborgene Thüren zeigten, dann bedrohte ich meinen Wirth nochmals mit meinem Drehpistol, erklärte, daß ich sehr leicht schlafe und bei dem leisesten Geräusch erwache und nahm nunmehr Abschied

von ihm. Das Mädchen aber hatte indessen eine Matratze von sehr großer Ausdehnung auf den Boden gebreitet, ein cylindrisch gerundetes Kopfpolster und eine dünne seidene Decke darauf gelegt und dann sich entfernt, worauf ich hinter ihr und dem Wirth die Thüre zumachte und da sie nicht verschließbar war, wenigstens ein Paar Stühle balancirend über einander daran lehnte, um durch das Geräusch, das sie fallend beim Oeffnen der Thüre machen mußten, jedenfalls geweckt zu werden. Es war ein Glück, daß ich hier ein Unterkommen gefunden, denn als ich mich an die äußere, an die Hausthüre wendete, um sie zu schließen, die Sache aber verkehrt angriff und sie öffnete, sauste mir ein wilder Sturm entgegen, schwere Regentropfen mir in das Gesicht werfend, so daß ich schnell genug die richtige Bewegung machend, die Pforte wieder zuschob und nachdem ich sie zu stützen versucht hatte, mich dann auch flugs auf mein Lager streckte, sofort entschlafend.

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

**Unterbrochene Nachtruhe. Ein doppelt süßes Frühstück. Eine neue Ueberraschung. Flucht mit der Chinesin. Eine wunderbare Erscheinung. Große Gefahr, der ich entkommen. Ein zweites Frühstück und ein wenig Mittagsruhe. Beinahe eingeholt. Der Tod auf den Flügeln einer Bogensehne.**

Nach einem wahrhaft erquickenden Schlummer und mit neu gewonnenen Kräften erwachte ich unter der leisen Berührung einer kleinen warmen Hand. Die Chinesin kniete dicht neben mir und flüsterte mir zu, ich solle aufstehen und fortgehen. Ich sagte ihr, daß ich noch kein Tageslicht bemerke und daß ich in der Frühe fortgehend in einigen Stunden wohl Diely erreichen könne und ihre Nähe sei viel zu verlockend, um mich so schnell der angenehmen Gesellschaft zu entschlagen.

Dem armen Mädchen mochten wohl noch nicht viel Complimente gemacht sein, denn dieses, ein sehr einfaches, bewog sie, sich zu mir zu beugen und mir einen unbeschreiblich süßen Kuß von brennenden frischen Lippen auf den Mund zu drücken.

In einer solchen Situation verständigt man sich bald und ich weiß nicht, ob das Tageslicht mich geweckt haben würde, wenn nicht das Mädchen es gethan und mich zum Aufbruche gedrängt hätte. Sie sprang empor, öffnete die Thüre und ließ den hellen Sonnenstrahl herein, lachte aber, als sie meine Bar-

rikade vor der Thüre zu dem zweiten Gemache sah, sie war zu mir gekommen ohne dieselbe über den Haufen zu werfen. Nun reichte sie mir schleunig meine Kleidungsstücke und meine Geräthschaften, gab mir eine große Tasse voll Reisschleim, welcher in Zuckersaft gekocht war, ein höchst wohlschmeckendes und sehr nahrhaftes Getränk, dann packte sie sich meine Geräthschaften auf und nahm überdies ein großes und ziemlich schweres Packet mit Kleidungsstücken auf den Kopf und verließ mit mir die Hütte.

Ich war nicht wenig hierüber erstaunt und eigentlich auch verlegen, denn so anmuthig die Sache als ein flüchtiges Abenteuer mir erschienen, so wenig hatte ich daran gedacht an der Seite einer jungen Chinesin meinen Einzug in Diely zu halten, ich bat sie daher mir meine Sachen zu geben, mit den ihrigen zurück zu bleiben und wieder umzukehren. Sie fiel vor mir auf die Knie und bat mitgehen zu dürfen, nur eilig, bevor der Chinese erwache, sie wollte mir unterweges alles erzählen, was sie zur Flucht bewege.

Das Mädchen war zu schön und ich war zu jung und zu unabhängig, um solchen Bitten ernstlich Widerstand leisten zu können, so wurde denn unser Marsch fortgesetzt und im Gehen erzählte sie mir, daß sie die Tochter eines sehr reichen Chinesen aus Kupang sei, daß der Mann dort in der Hütte in Diensten ihres Vaters gestanden und daß er ihn häufig bestohlen habe, daß er dafür bestraft worden, dann aber geflüchtet sei. Nach einigen Monaten wäre er unerwartet wieder zurückgekehrt, zu einer Zeit, wo ihr Vater nicht in Kupang anwesend, sondern auf einer Reise begriffen gewesen sei. Er habe sie nun aus ihres Vaters Hause geraubt mit einer großen Menge von Kostbarkeiten, wovon sie nur einen kleinen Theil in ihrem Packete bei sich habe, indessen das Uebrige ein Raub des Bösewichts geblieben sei, welcher dort in der Hütte schlafe, dessen Gewerbe aber nichts anderes als Raub und Mord sei.

Das ist ja eine rührende Geschichte, sagte ich, da bin ich denn wohl nahe daran gewesen auch meine letzte Tasse Raki zu trinken?

„Gewiß", erwiederte sie, „gerade durch den Raki solltest Du dem Tode reif gemacht werden. Als mir gestern Abend befohlen wurde, daß ich dergleichen heiß machen sollte, nahm ich gewöhnlichen Arac, der Chinese wollte Dir aber einen festen und sicheren Schlaf zubereiten und befahl mir die andere Flasche zu nehmen, in welcher zwar auch Raki ist, aber mit einem guten Schlaftrunk versehen, derselbe ist weder durch den Geschmack, noch durch den Geruch von dem anderen zu unterscheiden, dies hat jener Spitzbube zu seinem eigenen Schaden erfahren, denn er hat denjenigen bekommen, welcher Dir bestimmt war. Als ich den vergifteten Raki heiß machte, beschloß ich in mir, er solle ihn haben und Du solltest gerettet werden und siehe Herr, so ist es gelungen. Die beiden

Stühle, welche Du vor die Thüre gestellt hattest, würden Dich nicht beschützt haben. Du siehst, ich bin hereingekommen, ohne sie umzuwerfen. In der Wohnung eines Chinesen kann man auf jeder Stelle durch die Wand, da giebt es kein Verschließen und Versperren, aber mein Schlaftrunk hat ihn unfähig gemacht Deinen Schlaf zu benutzen."

Ich war höchst überrascht durch diese Wendung der Sache und dankte meinem Schöpfer, daß ich so unerwartet in dem Mädchen eine Retterin gefunden hatte, aber ich mußte sie fragen, woher es denn komme, daß sie mir ihre Zuneigung geschenkt habe.

„Du hast Dich nicht vor mir gescheut, ich war für Dich kein unreines Wesen, Du hast mich an Deinem Tische essen lassen, Du hast mit mir aus einer Tasse getrunken — siehe, als ich mich später nochmals dem Tische zu nähern wagte, schleuderte der Bösewicht so zornglühende Blicke auf mich, daß ich erschrocken zurückweichen mußte, darum hasse ich ihn jetzt so, wie ich ihn schon seit längerer Zeit verabscheue."

Hier schien mir etwas Widersprechendes zu liegen und ich frug das liebe Kind, wie es denn komme, daß sie das Eine so übel und das Andere so sehr wohl vermerke, da sie doch von Kindheit auf gewohnt sein müsse in dieser Art zurückgesetzt zu werden, da sie doch gewiß niemals mit ihrem Vater, oder ihren Brüdern gleichzeitig zu Tisch gegangen, neben ihnen bei Tische bedient sei.

„Dieses habe ich allerdings nicht empfunden, denn meine Mutter war so wenig am Tische des Vaters als ich oder irgend ein anderes weibliches Wesen, aber dieser Bösewicht ist ein Diener meines Vaters, er steht jedenfalls weit unter mir, selbst wenn er ein ehrlicher Mann, und nicht ein Räuber und Mörder wäre. Doch würde ich auch dieses noch nicht so schmerzlich empfunden haben, wenn ich nicht mit Dir gegessen hätte und dann aufstehen mußte als der Dieb sich zu Tische setzte, der nun nichts als seine Würde als Mann in Anspruch nahm."

Welch feines Ehrgefühl! dachte ich, welch eine genaue Unterscheidungsgabe spricht sich in dem Mädchen aus. Wie vernünftig ist alles das, was sie sagt, obwohl es in sehr schwer verständlicher kauderwälscher Rede geschieht. Das wunderliche Wörtergemisch hatte mich nicht gehindert, sie ganz wohl zu verstehen, sie zu begreifen. Um mich noch näher zu unterrichten, setzte ich mein Fragen fort und erfuhr, daß alle diejenigen, welche der Bösewicht auf diese Art eingeschläfert habe, von ihm bei Nacht an das Meer getragen und von einem Felsen hinabgestürzt würden, wo eine ziemlich bedeutende Tiefe die Leichen entweder sogleich verschwinden mache, oder die Haifische dieselben verzehrten, so daß nicht einmal ein übrig gebliebenes Kleidungsstück zum Vorschein komme. Der

Raub, den er an den Unglücklichen beging, wurde, bestand er aus baarem Gelde, sogleich vergraben. Geräthschaften, welche ihn hätten verrathen können, wurden verbrannt, Juwelen aber sofort in Dielh an die Offiziere fremder Schiffe verkauft. Er wollte sehr reich werden, wollte sehr viel Geld erwerben, auf welche Weise es auch sei und dann mit diesem eroberten Reichthum in seine Heimath zurückkehren.

Nun was mich betrifft, so hätte er einen Mord für sehr Weniges begangen, denn ich für mein Theil bin weder überhaupt reich, noch habe ich auch



Auf der Insel der Aussätzigen. (S. 134.)

nur das Wenige, was ich besitze, bei mir, im Gegentheile pflege ich mich nur zur äußersten Nothdurft mit Geld zu versehen: sagte ich.

„Das würde Dich nicht geschützt haben und hätte er nichts weiter als den Dollar bei Dir gefunden, den Du ihm für das Abendessen gegeben hast. Er hat auch Niemanden ermordet, denn Jemanden ins Wasser zu werfen ist ja kein Mord und wenn er nicht schwimmen kann, was kann der Chinese dafür, und wenn die Haifische ihn auffressen, so ist er doch nicht daran schuld, auf diese Art hat der Schurke ein ganz gutes Gewissen."

Wir waren indessen so weit marschirt, daß ich einigen Appetit zu spüren begann, und da wir uns gerade in einem schönen Wäldchen von Teakholz befanden, dessen schwach belaubte Kronen, gleich denen unserer Föhren, die

Sonnenstrahlen bis zum Boden gelangen und diesen wärmen und trocknen lassen, so machte ich dem allerliebsten Kinde den Vorschlag, uns hier zu setzen und da wir nichts zu essen bei uns hätten, wenigstens durch Ruhe neue Kräfte zu sammeln.

„O," sagte sie schalkhaft, nachdem sie sich zu mir gelegt — „ich glaube wir werden auch etwas zu essen haben" und hiemit reichte sie mir meine Jagdtasche, welche sie sich nicht hatte nehmen lassen, vielleicht nur um mich mit einer kleinen Mahlzeit zu überraschen, denn die andern mir gehörenden Gegenstände hatte ich ihr abgeschwatzt, obschon nur unter dem Vorgeben, daß ich sie gebrauche.

Sie hatte in der That einigen sehr schmackhaften Kuchen, sie hatte gebratenes Fleisch, sehr wohlschmeckende geröstete Austern und eine Flasche trefflichen Weines bei sich und dies alles wurde durch den lieblichsten Mund gewürzt, so daß ich in meiner glücklichen poetischen Stimmung das zu halten glaubte, was man ein Göttermahl nennt.

Die natürliche Folge war, daß ich nicht gleich nach dem Essen aufsprang und weiter lief, sondern, daß ich an der Seite der schönen Chinesin entschlummerte und erst durch die niedrig stehende Sonne, welche ihre Strahlen zwischen den mächtigen Baumstämmen hindurchschickte — daran erinnert wurde, daß es nun Zeit sei an meine Rückkehr zu denken, denn im Hause des Gouverneurs mußte man mich schon vermißt haben und ich wollte nicht durch noch längeres Ausbleiben Besorgniß, oder gar Nachforschung hervorrufen. Im übrigen war nur noch etwa eine Stunde Weges zurückzulegen und sie wurde in munterem Geplauder und Gekose von Seiten der Chinesin zurückgelegt, ich selbst fand mich weniger aufgelegt zu plaudern, ob es der lange Weg, oder was sonst war, ich fühlte mich etwas mehr angegriffen, als ich es durch einen Tagesmarsch in der Regel bin, doch schritt ich, wenn schon schweigsamer als sonst, so weit rüstig meines Weges, daß wir, noch ehe die Sonne unterging, in Diely ankamen. In der That es war Zeit, denn als ich eben zwischen die ersten Gärten, welche die Stadt umgeben, eintrat, fühlte ich etwas meinen Backenbart streifen und gleichzeitig damit hörte ich auch das Brummen einer Bogensehne.

Mein Doppelgewehr augenblicklich von der Schulter reißend, kehrte ich mich um, hatte aber gerade nur Zeit, um in Anschlag zu kommen, nicht zu schießen auf einen Menschen, der sich blitzschnell hinter einem Brodfruchtbaum versteckt hatte. Ich wollte auf ihn zu, aber das freundliche Mädchen hielt mich zurück, indem sie sagte, sie habe den Chinesen erkannt, der nach langem Schlafe uns doch endlich gefolgt sei und uns nur erreicht habe weil wir so thöricht lange in dem Wäldchen geblieben wären. Sie bat mich eiligst nach der Stadt zu fliehen, denn sie werde er nicht tödten, mich aber werde sein vergifteter Pfeil sicher erreichen und dann sei ich rettungslos verloren.

Ein solcher thörichter Vorschlag konnte natürlich nicht befolgt werden. Ich trieb zur Eile und indem ich die Arrieregarde machte, sah ich mich fleißig um, sehr sicher überzeugt, daß mein gezogener Lauf, der mit einer Kugel geladen war, weiter tragen müsse als sein Pfeil, allein ich konnte ihn nicht zu sehen bekommen; feig, wie die Chinesen sind, hatte er sich nach dem ersten mißglückten Versuch verborgen und allerdings hatte ich nicht Lust, ihn hinter seinem Busche aufzusuchen; ich gelangte glücklich in das Haus des Gouverneurs und mit mir meine Retterin.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Bericht an den Gouverneur. Antecedentien des Chinesen. Ein eiliger Nachtmarsch. Der Chinese wird überrascht und gefangen. Sein Haus wird untersucht. Ein sinnreich angelegtes Schatzgewölbe. Was man darin fand. Aufschlüsse mancher Art.

Dem Gouverneur wurde sofort das ganze Abenteuer erzählt und er sagte, daß er den schurkischen Chinesen sehr wohl kenne, daß derselbe ein Flüchtling sei aus den holländischen Besitzungen, daß er aber ein ganz anderes Gewerbe treibe, als mir das Mädchen erzählt. Diese sicherlich irgendwo geraubt, vielleicht in Kupang, wie mir mitgetheilt worden, vielleicht auch wo anders, gebe der Chinese für seine Tochter aus und er treibe mit derselben dort so vereinsamt einen schmachvollen Handel. Die reichen Chinesen von Diely besuchten jenes Haus wohl zuweilen, wenigstens vergehe keine Woche, wo man nicht einen derselben mit sehr geringer Begleitung jenes Weges ziehen und des folgenden Tages zurückkommen sehe; aber nur reiche Leute könnten dieses, denn der Chinese mache ganz unerhörte Forderungen. Ein Aufenthalt von dem Abendessen bis zum Frühmahl solle in diesem einsamen Häuschen nicht unter 1000 Dublonen zu haben sein, dennoch giebt es wirklich Chinesen, welche Geld genug haben, um so viel an ihre menu plaisirs zu wenden, wenn schon natürlich sehr selten. Von dem andern, von den Mordthaten, die der Chinese vollbracht haben solle, glaube er nicht viel, obschon er überzeugt sei, daß es nicht an der Moralität des Burschen läge, denn er habe sich bei verschiedenen Gelegenheiten hier in Diely als gemeiner Dieb gezeigt und sei auf seine Veranlassung verschiedene Male durch Schläge bestraft worden.

Auf meine Bitten wurde die Chinesin, welche unterdessen bei der Haushälterin des Gouverneurs untergebracht war, herbeigerufen und über ihre Verhältnisse ausgefragt. Sie gab an, was sie mir mitgetheilt, und gab als Beweis

ihrer Worte ihren Schmuck zur Ansicht, Halsbänder, Armbänder, lauter Schmuckgegenstände, wie nur reiche chinesische Frauen sie besitzen, nichts, was als der Raub von einem Manne angesehen werden könne, sie sagte ferner, daß, wenn rechte Eile angewendet werde, man noch vor dem Chinesen in seinem Hause würde anlangen können, um sich zu überzeugen, daß dort unglaubliche Schätze verborgen seien.

„Das wollen wir sofort untersuchen", sprach der Gouverneur, ließ eiligst sechs Pferde vorführen und setzte sich nebst zweien seiner Offiziere, zweien muskelkräftigen Arbeitern und mir auf dieselben, ließ das Mädchen in einem Palankin unter reichlicher Bedeckung uns nachtragen und fort ging es in sausendem Galopp dahin, so daß wir wohl überzeugt sein konnten, einen Fußgänger zu überholen, da wir den Weg in anderthalb Stunden machen konnten, zu welchem ein rüstiger Fußgänger vier brauchte. Ich hatte allerdings zwölf gebraucht, aber nicht wegen der Länge des Weges.

Gespaltenes Bambusholz giebt treffliche Fackeln. Da man in diesem Lande nicht wohl ohne diese reisen kann, so hatten natürlich die beiden Arbeitsleute dergleichen in Menge bei sich und sie leuchteten unsern Weg vollkommen. Wir erreichten die Hütte oder das Haus des Chinesen in der Zeit, welche ich vorhin angab, und richtig war der Hausbesitzer noch nicht anwesend. Nun wurden die Fackeln ausgelöscht, die Pferde wurden in das Gebüsch geführt und an Bäume gebunden, dann wurde versucht, ohne Gewalt in die Hütte einzutreten, was sich jedoch nicht thun ließ, da wir mit den Geheimnissen des chinesischen Thürverschlusses nicht vertraut waren, hier aber unterließen wir jeden weiteren Versuch, denn der Gouverneur rieth möglichste Stille an, da er versuchen wolle, den Chinesen selbst zu fangen. Es wurde also die Hütte umstellt, an der Thüre aber faßten die beiden Offiziere Posto, welche sich auf die Art des Einzelkampfes der Malayen und Chinesen wohl verstanden und so wurde gewartet.

Der Mann machte uns die Zeit lang. Schon waren wir über zwei Stunden hier anwesend und schon sahen wir in der Entfernung zwei kleine leuchtende Pünktchen, welche uns die nahenden Fackeln mit dem Palankin und der Chinesin andeuteten, deren Ankunft natürlich mit der Möglichkeit, den Chinesen zu fangen, im geradesten Widerspruche stand, allein der Chinese ging in die Falle, er mochte wohl die Cavalkade gesehen und gefürchtet haben, daß sie ihm gelte, daher er sich nicht näher traute, aber langsam und im Verborgenen am Abhang der Wälder vorwärts schreitend, mußte er doch durch die Ruhe, die lautlose Stille und die Abwesenheit alles Lichtes oder Feuers getäuscht worden sein, so kam er nun herbei und nur seine Hütte in Gedanken, sah er nicht rückwärts und be-

merkte also nicht die herbeikommenden Fackeln, sonst würde er sich wohl länger verborgen gehalten haben.

Schleichend wie ein Marder — lautlosen Trittes trotz seiner ungeschickten hölzernen Schuhe, kam eine Gestalt näher auf das Haus zu, behutsam hinhorchend und dann wieder ein paar Schritt näher rückend, sahen ihn die Offiziere sich an dem klaren Nachthimmel abzeichen, eine schwarze, nur in den Umrissen kenntliche Gestalt. Noch zwei Schritte vor der Thüre hielt er an, um zu horchen, dann beugte er sich nieder, um den schließenden Block zu entfernen, welcher die Verschiebung der Thüre verhinderte, und da — in diesem Augenblicke, wo er sich aufrichtete, war er sowohl rechts als links von zwei eisernen Händen erfaßt und festgehalten. Der eine der Herren hatte die Hand des Chinesen, welche mit dem vergifteten Dolch bewaffnet war, der andere die mit den schweren Holzpantoffeln, welche er ausgezogen haben mochte, um lautlos zu schreiten.

Der Chinese war ein Mann von ungefähr 40 Jahren, gesund und rüstig, es war also keine Kleinigkeit, ihn zu halten, da indessen die beiden Offiziere, so wie sie ihn gefaßt, sich so weit zurückgezogen hatten, als nöthig, um seine beiden Arme ganz auseinander gespannt zu erhalten, so vermochte er nicht, denselben Widerstand zu leisten. Alsbald trat auch der Gouverneur mit den beiden Arbeitern herzu, die gefährliche Waffe wurde ihm abgenommen und mit einigen Stricken wurden die Arme ihm festgebunden und zwar in einer Art, die mir noch ziemlich neu war, nämlich jede Hand an einen Schenkel, wodurch es unmöglich war, dieselben zu brauchen und doch keine unnütze Quälerei dieses Binden zu einer Marter machte.

Jetzt kam auch der Palankin mit der hübschen Chinesin herbei und die Fackeln beleuchteten sehr vortheilhaft das Haus und die davor stehende Gruppe. Es wurden sogleich noch mehr Fackeln angezündet, aber sie Alle schien der Blitz, der aus den Augen des Chinesen das junge Mädchen traf, zu verdunkeln. Was nur Haß, Wuth, Grimm, Rachsucht in einem Zornesblick vereinen kann, das lag in dem Auge des Chinesen, als er das Mädchen aus dem Palankin heben sah, und er richtete einige Worte an sie, worauf sie sich nach mir umsah und dann lächelnd etwas erwiderte — was, würde ich wohl niemals erfahren haben, wenn nicht der Gouverneur bei seinem langen Aufenthalt auf Timor so viel chinesisch gelernt gehabt hätte, um mir die Worte übersetzen zu können. Der Kuppler sagte: „er, um dessentwillen Du mich verräthst, wird Dich belohnen," sie hatte ihm lächelnd geantwortet: „ich bin schon belohnt." Das war nun allerdings sehr hübsch, aber es konnte mich doch nicht bewegen, die flüchtige Laune zu einer ernsten Angelegenheit zu machen und wiewohl sie mir das Leben gerettet hatte und ich ihr unendlichen Dank schuldete, so konnte ich mich doch

nicht entschließen, diesen Dank durch Darreichung meiner Hand abzustatten, es schien so auch etwas nicht einmal im entferntesten dem Mädchen in den Sinn zu kommen, denn zurückgekehrt hielt sie sich bei der Haushälterin, bis ihre Eltern in Kupang von ihrem Hiersein unterrichtet waren, ohne auch nur den Versuch zu machen, mich wieder zu sehen oder zu sprechen.

Jetzt lag uns vor Allem die Untersuchung der Räuberhöhle ob, das junge Mädchen zog noch drei Pflöcke aus dem Gerüste der Thüre, dann erst ließ sich diese verschieben und wir traten ein, alsbald wurde Feuer in beiden Kaminen gemacht, auch wurden einige Lampen angezündet; der Gouverneur besah sich nun zuerst des Hauses Gelegenheiten, machte seine Bemerkungen über die schönen Bilder und das ehrliche Gewerbe des Schuftes, dann aber frug er denselben, wo er seine Schätze verborgen habe. Der Chinese verstand keine Silbe portugiesisch, als ihm aber ein Dutzend mäßiger Hiebe auf den untersten Theil seiner Rückseite aufgezählt worden war, schien der elastische Stoß, den er hier unten empfangen, sich nach oben fortgesetzt zu haben, denn seine Zunge fing auf einmal an zu wackeln und in gutem Portugiesisch zu erwidern: man verkenne ihn ganz und gar und er besitze keine Schätze.

Eben sollte er von Neuem niedergelegt und auf Chinesisch tractirt werden, als meine Retterin mit aufgehobenen Händen dazwischen trat und bat, man möge ihn nicht weiter schlagen, sie wisse, wo die Schätze seien und wolle dieselben zeigen.

Unter den grimmigsten Flüchen des Chinesen räumte das Mädchen nunmehr das Feuer aus dem einen Kamine weg und deutete den Arbeitern an, sie möchten den Herd ausbrechen. Dieses geschah und nach Hinwegräumung dreier Gesteinschichten kam man auf den bloßen Erdboden.

Nun, sagte der Gouverneur, hier scheint ja nichts zu sein?

Graben, graben! rief die Chinesin. Die Arbeiter holten ihre Schaufeln, es wurde eine Vertiefung von ungefähr 5 Fuß gemacht, gerade genug, daß zwei Leute neben einander arbeiten konnten, denn die Sohle des Kamins hatte eine bedeutende Ausdehnung. Nun gelangte man an eine große Steinplatte, welche umfahren und dann aufgerichtet werden mußte, und siehe, diese Platte deckte ein Gewölbe von der Größe eines tüchtigen Backofens, in welchem eine ganze Reihe chinesischer Kasten standen, deren Schwere so bedeutend war, daß die beiden Leute nicht Kraft genug hatten, um dieselben hinaufzureichen. Es mußte von oben durch hinabgelassene Seile nachgeholfen werden.

Die Kasten waren nur Gold und der Gouverneur sagte, das ist die Ernte, welche der Schurke von dem hübschen Bäumchen da gepflückt hat, aber das ist noch kein Beweis, daß er ein Mörder ist. Ich äußerte, daß mir das Mädchen

gesagt, er habe geraubte Juwelen verkauft, aber der Gouverneur schüttelte dazu den Kopf und so frug ich das arme Kind, ob nicht dergleichen hier wo verborgen wäre.

Sie sagte, da er heute nach Diely gegangen ist, so hat er wahrscheinlich die zuletzt geraubten Diamanten mit dorthin genommen, um sie an die Holländer zu verkaufen, welche gerade dort anwesend sind.

Ein kleiner pfiffiger Satan, sagte der Gouverneur, nun wir wollen einmal sehen. Ausgezogen war der Chinese bald, gefunden wurde aber nichts. — Ach, sagte das Mädchen, Ihr hättet ihn gar nicht ausziehen dürfen, hier sind sie in seinem Gürtel und sie nahm einen langen dicken, locker aus Baumwolle gedrehten Strick und zeigte, daß derselbe in seinem ganzen Innern einen Schlauch, von Seidenzeug genäht, enthalte, über dem her die Baumwolle geflochten liege, indessen inwendig sich die Juwelen befänden, einzeln aus den Ringen oder dem sonstigen Schmuck gebrochen und durch baumwollene Pflöckchen so von einander getrennt, daß sie beliebig bewegt werden konnten, ohne durch Schütteln zusammen zu kommen.

Es ging der Strick nun von Hand zu Hand und ihn befühlend, konnte man nicht einmal etwas darin wahrnehmen, viel weniger würde man durch den Anblick des bloßen Taues von gelber Farbe auf den Gedanken gekommen sein, es für einen Juwelenbehälter zu halten. Die Kleine nahm das eine Ende in die Hand und öffnete die zugeflochtene Baumwolle, so daß ein dünner Schlauch sichtbar wurde, aus diesem zupfte sie ein kleines Baumwollenknäuel hervor und siehe, darin war ein Diamant von 1 Karath Gewicht nach der ungefähren Schätzung. An dem Knäuel war ein Faden, mittelst dessen man ein zweites ähnliches Pflöckchen, dann ein drittes u. s. w. hervorholen konnte. Es waren nur Diamanten von 1 bis vielleicht 24 oder 30 Karath Gewicht, es waren nahe an hundert und es kam ein schönes Sümmchen heraus.

„Wo hast Du diese Diamanten gestohlen?" frug der Gouverneur; der Chinese schwieg hartnäckig und der Gouverneur äußerte, es wird hier überhaupt nicht viel Kluges werden mit dem Verhör, wir werden den Patron wohl nach Diely bringen müssen, da haben wir bessere Mittel, ihm den Mund zu öffnen, die junge Schöne aber sagte: die Steine seien einem chinesischen Kaufmann abgenommen, der sich vorgestern zum zweiten Male hier aufgehalten, das Haus aber nicht mehr verlassen habe, sondern durch Raki eingeschläfert und dann ertränkt worden sei.

Welch' eine Bestie, rief der Gouverneur, was soll man nun thun, wie hier strafen und welche Strafe ist hart genug für so viele, für so gräßliche Verbrechen. Nun denn, wir wollen heimkehren, wir wollen diese Schätze und Alles,

was das Haus sonst noch Werthvolles enthält, mitnehmen und dann die Mördershöhle anzünden, damit sie uns auf unserm Wege leuchte. So wurde es ausgeführt, die sämmtlichen Pferde wurden mit den Goldkisten beladen, zu der Chinesin in den Palankin wurden die Kunstsachen, die Schnitzereien und Gemälde, das schöne Porzellan gelegt und dann kehrte man heim, indeß der letzte der Fackelträger seine Fackel an das Rohrdach hielt, daß es knisternd sogleich hoch und hell aufloderte.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Untersuchungen über die Mordthaten. Was aus dem Chinesen und seinen Schätzen — und was aus ihr geworden ist. Wilde Stiere um eine Boa. Heroische Vorsätze und die Art, wie sie ausgeführt werden. Zweikämpfe der Malayen.

Die in Diely angestellten Untersuchungen gaben nun allerdings das Resultat, daß von den reichen Chinesen mehrere spurlos verschwunden seien. Weil aber die Chinesen ein so sehr verschlossenes Volk sind, so geben sie nicht einmal ihre Unglücksfälle der Oeffentlichkeit kund. Als man mit vieler Mühe diejenigen Familien heraus gefunden hatte, deren Häupter verschwunden waren, erklärten die Frauen, *sie vor allen* dürften sich um die Angelegenheiten ihrer Herren nicht kümmern, ihnen zieme es nicht, Nachforschungen zu halten, oder Anzeigen zu machen, und die Diener erklärten, *sie vor allen* dürften sich um die Angelegenheiten ihrer Herren nicht kümmern, ihnen zieme es nicht Nachforschungen zu halten, oder Anzeigen zu machen. Wenn man nun vernehmen muß, daß ein Herr so strenge darauf hält, daß weder Familie noch Dienerschaft sich um ihn bekümmert, noch ihm nachforscht, so ist es kein Wunder, daß das Verschwinden des Einen oder des Andern gar nicht einmal bemerkt wird. So konnte denn ein reicher Mann nach dem Andern abhanden kommen, um so leichter, als jeder dieser Spitzbuben seinen Geschäftskreis außerhalb der Insel hat, mit einem anderen Chinesen in Diely kaum einmal in entfernter Verbindung steht. Um heraus zu bekommen, wie viele Personen aus dem Orte selbst vermißt wurden, mußte in dem chinesischen Stadttheil von Haus zu Haus nachgefragt werden, und es ist zweifelhaft, ob selbst hier die Wahrheit ermittelt worden ist, und ob man wirklich nur 27 reiche Chinesen vermißt habe im Laufe der letzten zwei Jahre, und ob man nicht eben so viel verheimliche. Daß man sie für Verbrechen bestrafe, fanden die Chinesen zwar sehr unbequem, aber doch natürlich, daß man sich jedoch um ihr Wohl bekümmere und ihnen Recht verschaffen, ihnen Genugthuung geben wolle für erlittene Unbill, das war wohl etwas

nie Dagewesenes, das war ihnen neu und fremd, darein wußten sie sich nicht zu finden und darum logen sie, wie sie es gewohnt, verdrehten die Wahrheit als etwas ihnen Ungewöhnliches. Es versteht sich von selbst, daß ich dem Gange dieser Untersuchungen nicht folgte, der Uebelthäter wird seiner Zeit wohl hingerichtet worden sein und die gefundenen baaren Schätze werden ohne Zweifel als das Vermögen des Hingerichteten confiscirt, indessen ich zur Ehre des Don Aniabale glauben muß, daß er die Edelsteine an Diejenigen zurückgegeben habe, welche sich als rechtmäßige Eigenthümer legitimiren konnten. Von der munteren Chinesin, der ich so viel Dank schuldig bin sowohl für mein Leben als für eine Reihe glücklicher Stunden, hörte ich nichts weiter, als daß der Gouverneur ihretwegen nach Kupang schreiben werde.

Ich setzte meine Wanderungen durch die Insel nach einer andern Richtung fort. Ein einziges Mal war ich noch auf dem Wege nach der Wohnung des Chinesen, die Hütte war natürlich spurlos verschwunden, aber die zerstörende Flamme hatte auch auf das schöne Gebüsch umher und auf die stolzesten Bäume desselben beinahe tödtlich gewirkt und sie streckten ihre von allem Laub und allen Nadeln entblößten Aeste schwarz geräuchert gespenstig empor; es war ein sehr trauriger Anblick und ich beeilte mich, ihm wieder zu entkommen.

Auf meinem Rückwege wäre ich mitsammt meinen Begleitern beinahe ein Opfer unserer Unvorsichtigkeit geworden. Es stürzten plötzlich aus dem Walde mehrere Dutzend wüthend gewordener wilder Stiere und Kühe hervor und sie würden uns übergerannt und zermalmt haben, wenn wir nicht zu unserem Glück einen sehr breiten Pandanus gefunden hätten, hinter welchen wir uns stellen konnten. Die Thiere hatten keine feindliche Absicht, denn sie stürmten mit hoch in die Luft gestreckten Schweifen auf uns zu und an uns vorbei. Wenn ein Stier irgend einen Feind, Mensch oder Thier angreifen will, so geht er langsam auf ihn zu mit gesenktem Kopfe um seine furchtbare Waffe sogleich wirksam brauchen zu können. Niemals greifen die Stiere heerdenweise an und diese hier waren offenbar Flüchtlinge, denn sie trugen den Kopf eben so hoch als den Schweif und liefen im gestreckten Galopp.

Was mochte sie erschreckt, was sie zur Flucht getrieben haben? Einer meiner Begleiter meinte vielleicht ein Löwe, ich konnte ihn jedoch in meiner naturwissenschaftlichen Gelehrsamkeit dahin unterrichten, daß diese Inseln sämmtlich, Neu-Holland und Borneo eingeschlossen, keine Löwen hätten.

Eine Boa, sagte der Malaye der mit uns war, ernsthaft, indem er nach dem Walde zeigte und auf ein entsetzliches Stöhnen und unterdrücktes Brüllen aufmerksam machte.

Alsbald waren wir auch auf dem Wege dahin. Die Heerde hinter uns graste

schon wieder ganz ruhig, der Schreck war vergessen und daß einer von ihnen in den furchtbaren Ringen des Ungeheuers stöhnte, schien ihnen höchst gleichgültig. Der Malaye wollte uns hindern, das Ungeheuer aufzusuchen, wir aber waren viel zu sehr auf den Anblick begierig, als daß wir hätten zurückbleiben sollen. Eine Boa im Freien zu sehen, ist etwas so außerordentlich seltenes, daß unsere Neugierde sehr gerechtfertigt war, es gilt für ein so großes Glück, daß man behauptet, es gäbe Niemanden der zum zweiten Male eine Boa gesehen hätte. Ich glaube indessen, dieses Sprichwort hat einen ganz anderen Sinn



Mit Entzücken empfängt sie den Beweis seiner Liebe. (S. 167.)

und es soll damit gesagt werden: der Anblick einer Boa sei immer gleich einem Todesurtheil, denn die Boa, welche gesehen wird, löscht das Lebenslicht des Verwegenen, der sie aufsucht, so sicher aus, daß er wohl schwerlich zum zweiten Male in denselben Fall kommt.

Ich theilte dieses meinen Freunden mit und es hatte eine merkwürdig retardirende Wirkung auf ihren eiligen Marsch, doch sagte van Bergheem nach kurzem Besinnen: so viel er wisse, sei eine Boa, nachdem sie ihre Beute verschlungen habe, durchaus nicht mehr schädlich, will sagen: sie liege träge am Boden und lasse sich ohne einige Widerrede mit einem Knüttel todtschlagen. Ein anderer

Herr, van Diepenbrook, fügte in seiner tiefen zoologischen Kenntniß hinzu, man könne das mit einem mäßigen Stecken. Gewiß, sagte ich, in der Schule kann man das und noch mehr, hier aber dürfte es doch nicht ganz so leicht sein, wie wir es uns vorstellen, um so mehr, als die Schlange ihre Beute noch keineswegs verschlungen hatte und es daher wohl möglich ist, daß sie unsere guten Absichten gänzlich verkenne, daß sie nicht glaubt, wir wollten ihr eine Visite machen, sondern vielmehr ihre Beute rauben, in welchem Falle wir dann sehr leicht an die Stelle dieser Beute treten könnten.

Solche Betrachtungen brachten in unsere verlangsamerte Bewegung eine wirkliche Stockung, wir blieben auf der halben Entfernung zum Walde stehen und nachdem wir uns gegenseitig lange genug betrachtet hatten, um uns nöthigenfalls wiederzuerkennen wenn irgend ein Zufall uns trennen sollte, gingen wir zu unserem Malayen, der sich an den Baum gelehnt hatte und uns daselbst mit untergeschlagenen Armen ruhig erwartete.

Es flog ein sarkastisches Lächeln über die ernsten Züge des Mannes, allein er sagte kein Wort und ich, obschon mich das Lächeln sehr incommodirte, schwieg auch, denn lächerlich hatten wir uns doch schon einmal gemacht, dies war eine Thatsache, welche sich nicht bestreiten ließ, ich für mein Theil fand es aber wirklich vernünftiger, mich ein klein wenig lächerlich zu machen, als von einer Boa umarmen zu lassen. Wir nahmen unsern Rückweg und als ich dem Gouverneur den Vorfall erzählt hatte, versicherte er, wir hätten von großem Glück zu sagen, daß der Verstand noch zu rechter Zeit den Sieg davon getragen habe über unsere Thorheit. Vor allen Dingen könne eine Boa durchaus keinen Stier verschlingen, sie zermalme ihn und versuche sich an demselben, aber vergeblich. Wenn sie auf ein solches Thier zuspringe, sei sie durch den Hunger dazu getrieben und dann furchtbar wild, sie lasse sofort von ihrer Beute wenn ein Störer sich ihr nahe, um sich auf diesen zu stürzen, das Gefährlichste aber sei immer, daß die Boas sich stets paarweise zusammenhielten und daß, wenn eine sich auch mit einer Beute versehen habe, die andere nur um desto begieriger nach der noch nicht eingetretenen Befriedigung trachte, und wir sollten nicht verwegen das Schicksal herausfordern, wie wir es auf der Insel Ombay gethan hätten, wo auch das größte aller Kunststücke des Taschenspielers gewesen sei, daß er sich selbst den Insulanern aus der Tasche gespielt habe. Er rieth uns überhaupt, die Ausgänge nicht zu weit zu strecken. Auf die Entfernung von einer mäßigen Tagreise habe er wohl die Küste ein wenig gesäubert, aber weiter reiche sein Arm nicht, wenn er nicht mit einer Heeresabtheilung vordringen wolle und dies sei bei den unzugänglichen Wäldern schwer genug, so wie es im Gegentheile leicht genug sei, den Zorn der Malayen herauszufordern.

Er erzählte uns nunmehr, daß zwei der Rajahs noch innerhalb der Entfernung, welche er uns so eben angedeutet, um eines Stieres willen in Streit gerathen seien, er erzählte, daß darob beide Rajahs ihre Heere zur Schlacht geführt und er glücklicherweise noch zeitig genug benachrichtigt, den Kampf doch nur unter Androhung der schwersten Strafen habe hindern können, aber auch dieses sei nur scheinbar gewesen, und obwohl der abhanden gekommene Stier auf seine Veranlassung wieder erstattet worden, so sei dennoch der Krieg und vielleicht auf die blutigste Weise ausgebrochen.

„Sonst", fuhr er in seiner Erzählung fort, „pflegen die Leute sich einander gegenüber zu stellen und mit großer Hartnäckigkeit zu kämpfen, bis endlich genug geblieben sind, um zu zeigen, welche Parthei die schwächere, also die besiegte ist. Hier wurde es anders gemacht; die Fürsten hatten meinen Befehl und meine Drohung wohl verstanden und wagten also keinen allgemeinen Kampf, aber an jedem Tage fand ein Zweikampf statt, in welchem ein Paar Malayen sich auf die grimmigste Weise anfielen und so lange an einander herumhackten und stachen, bis einer niederfiel, da dann der andere den Gefallenen auf die erbarmungsloseste Weise zerschnitt und zerfetzte, bis er ihm endlich den Kopf absäbelte, den er als Siegeszeichen mit nach Hause nahm.

„Dreißig Tage waren auf solche Weise verflossen, dreißig geköpfte Menschen lagen auf demselben Platze, als ich von diesem Gräuel Nachricht erhielt.

„Ich ließ natürlich die beiden vortrefflichen Männer, welche das Blut ihrer Unterthanen auf so schamlose Weise vergossen hatten, nach Diely bringen und hinrichten, einen jeden von einem Krieger aus der Horde des Gegners, allein was hilft das alles bei einem Volke, dem ein entwendeter Stier ein Grund ist zu einem allgemeinen Kriege. Ich kann mich noch nicht darüber entscheiden, ob die Bestialität der Rajahs oder die Dummheit ihrer Untergebenen das Uebergewicht hat. Die Mordlust muß übrigens in allen stecken, denn sie lassen sich sowohl einzeln als in Schaaren zur Schlachtbank führen und es macht gar keiner eine Widerrede, es scheint ihnen so ganz recht, sie finden sich nicht darein als in etwas Unvermeidliches, sondern sie thun es mit Lust an der Sache. Ihr könnt denken, meine werthen Freunde, daß unter solchen Leuten der Schutz, den ich Euch gewähre, nicht groß sein könne und wenn ich nachher auch diejenigen, die Euch ermordet haben, köpfen lasse — was habt Ihr davon, was kann es Euch nützen."

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

**Die Bergzüge von Timor. Besteigung eines Vulkans ohne Führer. Aschenkegel, vergebliche Versuche an demselben empor zu klimmen. Rückkehr zu einer freundlichen malayischen Wohnung. Ein Paar schöner Mädchen welche nicht Betel kauen. Große Sauberkeit in der Kleidung sowohl als an dem Körper.**

Wir nahmen uns vor, den freundlichen und wohlgemeinten Rathschlägen des Gouverneurs zu folgen, aber einen Ausflug nach dem benachbarten Vulkan wollte ich jedenfalls noch machen.

Die ganze Insel besteht aus einer in ihrer Längenrichtung gestreckten Bergkette von bedeutender Höhe, sie scheint durch und durch vulkanisch, denn sie ist gleich der Insel Teneriffa, an unzähligen Stellen gespalten. Die mächtigen, vielleicht aus dem Meere erhobenen Felsen konnten der Biegung und Dehnung welche die vulkanische Thätigkeit ihnen zumuthete, nicht nachgeben und so entstanden die gewaltigen Risse und Sprünge, schwarz und düster, ohne alle Vegetation und so tief in die Bergmasse eindringend, daß man beinahe glaubt, sie müßten die ganze Insel quer durchsetzen.

In der Nähe des Meeres zeigen diese Spalten sich zugewaschen, wahrscheinlich haben die Fluthen Sand vom Meeresboden heraufgetragen und sie zugeschüttet, aber wenn man eine kurze Strecke hineingeht, so gewahrt man überall die Spuren einer gewaltsamen, tief eingreifenden Thätigkeit. Zwischen zwei solcher Spalten ist der Boden reich und prächtig bewachsen, in der Nähe des Meeres cultivirt, weiter aufwärts mit einem Urwald bedeckt, wohinter die Eingeborenen der Versuche sie zu zähmen — spotten.

Mir war die Gegend angedeutet worden, bis zu welcher ich am Meere fortwandern müßte, um einen ziemlich bequemen Pfad zur Ersteigung des Gebirges zu finden. Herr van Bergheem hatte sich durch die Schilderungen des Gouverneurs zurückschrecken lassen, aber Diepenbrook war so freundlich, mich zu begleiten ohne gerade sehr zu murren über die abscheulichen runden und eckigen Kiesel, über die er zu gehen hatte, sehr zum Nachtheile seiner Sohlen, welche noch einem chinesischen Schuhmacher in Batavia ihre Existenz dankten und von denen er geglaubt hatte, sie würden seine zarte Person länger tragen.

Als wir uns nun rechts vom Meere abwendeten, gewahrten wir eine kleine, äußerst freundliche, Hütte zu welcher wir zurückzukehren gedachten, wenn wir den Vulkan bestiegen haben würden. Bis dahin aber hatten wir wohl noch lange Zeit, denn mit jedem Schritte, den wir nun aufwärts thaten, wurde dieser Weg beschwerlicher. Nachdem wir eine Stunde lang gestiegen waren, begann der

Wald sich zu lichten und der Boden zeigte sich immer unfruchtbarer; nach abermals einer Stunde verlor die Vegetation sich allmählig und wir befanden uns weiter schreitend, auf Lava, welche kohlschwarz den Kegel umgürtete, aus dem immerfort eine Dampfwolke emporblies. Die Lava war noch so heiß, daß wir das Brennen derselben durch die Sohlen deutlich fühlen konnten, doch will ich damit nicht sagen, daß sie etwa erst vor Kurzem hier herabgeflossen sei. Sehr große Massen bleiben sehr lange heiß; der Vulkan Jorullo entstand im Jahre 1759 und als Humboldt denselben nach 45 Jahren besuchte, konnte man sich in den Spalten der Lava noch die Cigarren daran anzünden. So wäre es wohl möglich, daß die uns so heiß vorkommende Lava, vor länger als einem Jahrhundert dem Vulkan entströmte, aber es ist auch ebenso gut möglich, daß ihre Hitze nicht ein Ueberbleibsel aus früher Zeit ist, sondern durch die tropische Sonne hervorgerufen ist, welche eine Temperatur von 50° hervorbringen kann, wenn sie auf eine schwarze und die Wärme leicht aufnehmende Substanz trifft.

Je weiter wir aufwärts stiegen, desto beschwerlicher wurde unser Marsch, denn nun begann Asche sich unter unseren Füßen zu bewegen, Asche, welche Anfangs Zollhoch, dann Fußhoch auf der Lavamasse lag, welche zu durchwaten entsetzlich ermüdete, und welche endlich so tief wurde, daß van Diepenbrook mich darauf aufmerksam machte, daß sein Stock keinen Widerstand mehr finde. Die Asche war so leicht und locker aufeinandergehäuft, daß auch ich meine lanzenartige Stange, die ich als Stütze gebrauchte, so weit hinabdrücken konnte, als es mir gefiel.

Da Niemand von den Insulanern sich bis in die vulkanischen Gegenden wagt, weil sie glauben, daß dieselben von bösen Dämonen bewohnt sind, so hatten wir natürlich keinen Führer und waren mit unserem Rathe lediglich auf uns selbst angewiesen. Wir standen eine Weile einander gegenüber und schauten uns fragend an, als plötzlich Diepenbrook zurück und bergab sprang und mir zurief, ich solle mich retten, oder ich würde in der Asche versinken. Zwar kam es mir auch so vor, als sinke ich tiefer, doch kann das wohl das ganz natürliche Zusammendrücken der Asche unter unserem Gewicht gewesen sein, indessen war mir bei der ganzen Sache doch keineswegs wohl und ich befolgte, wenn schon mit weniger Eile, den Wink meines Gefährten. Nun standen wir allerdings auf festerem Boden, aber auch weit davon, den Gipfel des Berges zu erreichen, was ich mir eigentlich vorgesetzt hatte.

Wir schlichen nun in der seichten Asche weiter ostwärts, um an einem anderen Punkte die Besteigung des Vulkans von neuem zu versuchen, doch mit gleich schlechtem Erfolg. Nach drei oder viermaligen vergeblichen Bemühungen,

einen Weg zu finden, der bei mehr Bequemlichkeit zugleich mehr gefahrlos sei, blieb uns schließlich nichts übrig, als den Rückweg anzutreten.

Das war nun eigentlich nicht ganz leicht, denn eine Straße oder ein Fußsteig hatte uns nicht bis hieher geführt, doch dachte ich das Rechte zu treffen, wenn ich in der Asche auf unseren eigenen Spuren so weit zurückginge, bis wir auf den ersten Pfad kämen, den wir aufwärts in der Asche gemacht. So war es auch ganz in der Ordnung und wir kamen etwa nach einer Stunde dorthin, wo unsere Schritte nicht allein nach oben hin, sondern auch den Berg hinab so weit zu verfolgen waren, als noch Asche lag, und da diese auf dem ganzen Lavafelde, wenn auch nur wie ein leichter Staub lagerte, so konnten wir ganz gut bis zu der Gränze der Vegetation gelangen. Hier suchten wir uns ein trockenes und schattiges Plätzchen aus, verzehrten unseren Mundvorrath und übergaben dann die ermüdeten Glieder dem Schlummer, was wir hier ganz sicher thun konnten, indem wir weder von Menschen noch von Thieren etwas zu befürchten hatten.

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn nach einem so ermüdenden Marsche wir bis tief in die Nacht hinein geschlafen hätten; allein mit dieser Besorgniß hatte ich mich schon niedergelegt und so war mein Schlaf nicht so fest, daß ich mich seiner nicht hätte erwehren können, ehe es zu spät war. Vier Uhr mochte es sein, als ich erwachte und meinen Begleiter weckte, dem es gar nicht gefiel, jetzt schon wieder aufzustehen und den beschwerlichen Weg bergab machen zu sollen. Es war die höchste Zeit gewesen, an die Rückkehr zu denken, denn die Sonne war im Untergehen, als wir an die Hütte kamen, welche wir uns zum Ziel unseres heutigen Tagemarsches ersehen hatten.

Das Häuschen hatte ein überaus lachendes Ansehen, es kehrte seine Thüre dem Meere zu und hatte in dieser Front sogar einige Fenster, d. h. natürlich nur Luft- und Lichtöffnungen ohne Glas, doch ein Luxus, der in malayischen Wohnungen in der Regel nicht zu finden ist. Die Hütte war auch von beträchtlich größerer Breite, als man dieselben sonst sieht; ebenso ungewöhnlich war das Vorhandensein eines wunderschönen, reich mit Blumen versehenen Gärtchens, das sich sowohl nach rechts als links neben der Hütte hinzog.

Wir traten näher, nachdem wir uns die reizende Lage angesehen. Die Thüre war offen, aber es war Niemand darin; gerade daß die Thüre nicht verschlossen war, ließ uns muthmaßen, daß die Bewohner nicht weit sein konnten und so gingen wir denn um die Hütte herum und hatten den überraschendsten Anblick in einem Paar sehr junger, wunderschöner malayischer Mädchen, deren eine ungewöhnlich reich geschmückt dicht neben der Hütte saß, indessen die andere mit einem Wassergefäß auf dem Kopf von einer, in der Nähe fließenden Quelle

zurückzukommen schien. Sie zeigten Beide bei unserem Erscheinen zwar einiges Befremden, doch nicht die geringste Furcht, frugen in portugiesischer Sprache nach unserem Begehr und da wir etwas zu trinken wünschten, so reichte die Eine mir das Gefäß, was sie auf dem Kopfe hatte und die Andere bot Diepenbrook ein ähnliches, was in ihrem Schooße stand.

Wir tranken in durstigen Zügen; das Wasser war zwar keineswegs übermäßig frisch, denn die Quellen der Tropenländer sind nicht kalt in der Weise, wie wir es verstehen, sie haben die mittlere Temperatur des Bodens und diese ist auf Timor beinahe 30° C. Wenn man aber bei 45° Hitze einen langen Tagemarsch gemacht hat und auf Lava von 50° gewandelt ist, so wird auch ein solcher Trunk zu einer Erquickung.

Bei alledem konnte ich einen gewissen Widerwillen, den man beinahe Ekel nennen durfte, nicht verwinden, ich dachte an das Betel- und Tabakkauen, und mein Auge fiel auf die beiden anmuthigen Kinder und siehe da, keine derselben hatte eine entstellte Oberlippe, keine hatte blutähnlichen Speichel am Munde, auch waren Beide, wenn schon von dem eigenthümlichen Braun, welches auch die schöne Andalusierin auf ihrer Wange und ihrem Körper zeigt, doch keineswegs so abschreckend schmutzig, wie ich viele der Frauen auf Timor gesehen hatte. Befremdend war mir ihre Kleidung; sie war zwar vollkommen nach der Landessitte geschnitten und gelegt, bestand aber nicht aus feinen, aus Gras geflochtenen Matten oder aus dem Bast der Papiermaulbeere, sondern aus weißem Baumwollenzeug, sehr sauber gehalten und mit großer Sorgfalt gerändert und eingefaßt mit einer zierlichen Stickerei. Die Eine derselben hatte, um im Gehen nicht gehindert zu sein, das herabhängende Gewand aufgeschürzt, so daß man ein unbeschreiblich schön geformtes Bein bis über die Knie entblößt zu sehen bekam; auch zeigte sie Schultern und Arme ganz frei. Die Andere hatte das Gewand heruntergelassen, ihr Oberarm und ihr Nacken war durch ein Jäckchen bedeckt. Beide trugen das Haar ungebunden in langen schweren Locken, da es jedoch nur bis zu den Schultern reichte, mußte es jedenfalls durch die Scheere oder das Messer gekürzt sein, denn der malayische Stamm zeichnet sich bei beiden Geschlechtern durch überaus schönes Haar aus, bei manchen Frauen so lang, daß es ihnen bis auf die Fersen herabhängt.

Es war mir schwer zu begreifen, woher diese sorgfältige Kleidung und dieser ganz ungewöhnliche Stoff; ein Paar ziemlich schwere Goldringe, welche ich als Schmuck an Armen und Beinen sah, schien mir einen Wohlstand anzudeuten, der unter den Malayen nicht gewöhnlich. Der Besitz baumwollener Stoffe, noch mehr aber die Kenntniß der portugiesischen Sprache, welche an Umfang die meinige weit übertraf, schien mir zu beweisen, daß sie Umgang mit

den Europäern haben mußten. Ich frug danach und erhielt eine bejahende Antwort; auch erzählten sie, daß sie häufig Besuche aus der Stadt bekämen, daher sie auch über unseren Besuch nicht erstaunt gewesen wären.

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

**Neunundzwanzigjährige und doch sehr junge Mädchen nicht alte Jungfern. Bitte um Nachtlager. Freundlich gewährt. Einrichtung der Hütte. Ein heitres Abendmahl nach altrömischer Weise liegend eingenommen. Wein aus Bananen- und Zuckersaft. Seine erheiternde Wirkung. Glückliche Träume und ein schmerzensvoller Abschied.**

Unser Marsch hatte uns müde genug gemacht, um gerne neben den schönen Kindern Platz zu nehmen. Bereitwillig rückte eine Jede so weit, um eine bequeme Stelle zum Niederlassen zu gewähren; da fiel aber der älteren und sichtlich schöneren ein, daß wir noch bequemer sitzen könnten, und sie sprang auf, lief in die Hütte und holte ein Paar große Matten heraus, die sie auf den Boden breitete, worauf wir dann alle Vier in traulichem Kreise Platz nahmen.

Da die Mädchen beide so außerordentlich schön waren, so mußten sie sehr jung sein, denn das Alter verträgt sich auf Timor mit der Schönheit nicht; ich frug sie daher nach ihrem Alter und war nicht wenig erstaunt, die Zahlen 27 und 29 zu hören — unmöglich konnten sie schon in diesem Alter sein, welches in Europa so äußerst gefährlich ist, so mörderisch möchte man sagen, daß ein Mädchen dasselbe niemals und eine Frau nur selten überschreitet. Da fiel mir aber ein, daß die Malayen nicht nach Jahren, sondern nach Mansuhns rechnen — ja $13^1/_2$ und $14^1/_2$, so alt mochten sie wohl sein, oder vielmehr so jung. In Indien sieht man ja die Mädchen sich im 9. und 10. Jahre verheirathen, so kann es denn nicht wundern, wenn ein Mädchen von 12 Jahren in der vollesten Entwicklung weiblicher Schönheit steht.

Wir plauderten mancherlei; ich immer in Erwartung, daß die Mutter oder der Vater kommen würde, aber sie kamen nicht; die Sonne war längst untergegangen, es war finstere Nacht geworden und es begann auch schauerlich kalt zu werden; ich mußte daher meine Frage wegen eines Nachtquartiers, welche ich mir für die Eltern vorbehalten hatte, an die Mädchen richten und sie sagten auf das Freundlichste zu. Nun suchte ich mir einigen Aufschluß über ihre Existenz zu verschaffen, doch die Mädchen standen vorher auf, um uns in die Hütte zu geleiten. Es wurde schnell ein Feuer angezündet und ich sah mich in dem Gemache um, welches eine so große Wohnlichkeit zeigte, wie die malayischen Fürstenwohnungen auf Timor sie nicht einmal zu haben pflegen. Es war ein

Kamin in der Hütte, was schon etwas außerordentliches ist, nur bei Europäern und Chinesen gefunden wird, die Malayen und die wilden Völker alle kochen vor der Hütte und etwa Feuer anzuzünden um des Lichtes willen, um dabei zu sehen, zu arbeiten, sich zu unterhalten, ist ein ihnen gänzlich fremder Gebrauch. Sie legen sich schlafen so wie es finster wird und sie schlafen bis kurz vor Sonnenaufgang.

Eine zweite mich befremdende Eigenheit war, daß diese Hütte eine Abtheilung hatte, das ist auch ganz gegen den Gebrauch unter den Naturvölkern. Es war zwar nur eine Doppelreihe von Matten, welche von dem Mittelbalken der Hütte herabhingen, aber es war doch eine vollkommene Scheidewand, um so dichter, als jede Matte der einen Seite über zwei neben einander hängende Matten der anderen Seite griff, so daß man durch das Aufheben einer solchen noch keinesweges Einblick in das andere Gemach erhielt. Die Mädchen gingen lustig und leichtfüßig hin und her, bald hörten wir in der zweiten Abtheilung gleichfalls Reisig knistern und dann wurden ein Paar Matten von der Abtheilung weggenommen, so daß eine vollständige Verbindung zwischen den beiden Gemächern stattfand. In diesem zweiten Raum sah es nicht minder freundlich aus, als in dem ersten, die Matten auf dem Fußboden waren nicht nur von der äußersten Zierlichkeit in bunten Farben aus feinem Grase geflochten, sondern sie waren auch so überaus sauber gehalten, daß man sich ohne Scheu darauf niederlassen konnte; es wurde aber hierauf noch eine Matte von gebleichtem Grase in eine Ecke gelegt und in eben diese Ecke kamen zwei lange cylindrische Polster, gleichfalls Matten, aber mit Moos widerstandsfähig gestopft. Auf die schöne weiße Matte wurde ein halbes Dutzend durchschnittener Cocosschalen und eine ganze Cocosnuß gestellt, alles dieses auf dreifüßigen Untersätzen von dem zierlichsten Flechtwerk aus Bambusrohr. Die halben Schalen waren Trinkgefäße, leer hätten sie noch allenfalls mit der Oeffnung nach oben stehen können, gefüllt würden sie aber sich jedenfalls seitwärts geneigt haben und ihr Inhalt wäre ausgegossen worden; dies hinderte der untergesetzte Dreifuß, der aus einem Ringe bestand, in dem die Schale ruhte und den drei hervorragenden Füßen, welche auf dem Teppich standen. Die ganze Cocosnuß würde aufrecht gar nicht haben stehen können, sondern nur liegend auf ihrer langen Seite, für eine Flasche durchaus unbequem. Auch diesem Uebelstande war abgeholfen durch einen Ring mit drei Füßen. Nun brachte die eine der beiden Schönen ein Dutzend Blätter von dem Talipotbaum, welche tellergroß wirklich als Teller dienten, die Andere stellte eine Schale mit gekochtem Reis, worin ein Huhn zerstückelt lag, vor uns, eine Schale mit gerösteten Bananenscheiben als Brod, eine Schale mit Honig und mehrere Schalen mit Nüssen. Sie setzten sich

zu uns, so daß der halbe Rücken und der eine Arm auf einem Polster lag, der andere Arm aber zum Essen frei blieb; in derselben Weise suchten wir uns niederzulassen, nur wollte das Unterschlagen der Beine uns nicht so glücken, wie den schönen Mädchen, die sich neben dem Polster stehend auf die graziöseste Weise niederließen, so daß sie gerade da saßen, wo sie vorher gestanden hatten und doch nicht auf ihren Fersen saßen, wie man zu sagen pflegt, sondern gerade hinter denselben, also wirklich auf der Erde, indem die Beine sich vor dem Sitzen kreuzen und ganz mit dem Gewande bedeckt sind.

Dieses alles bekamen wir nicht fertig, unsere Beine wollten immer auf unverschämte Weise mitten in die Tafel hinein, auf die Gefahr hin, Speisen und Getränke umzustoßen.

Das gab Anfangs vieles Lachen, bis sich endlich eine solche Anordnung fügte, daß die beiden Mädchen auf ihre Weise die beiden Plätze in der Ecke einnahmen, während wir uns jeder auf einer anderen Seite der Länge nach hinstreckten, wobei allerdings nur ich so glücklich war, die rechte Hand oben zu behalten, indessen mein Gefährte auf eben dieser Rechten lag und mit der Linken essen mußte. Meine Lage war ganz die der alten Römer oder Griechen bei Tische, nur lag ich nicht mit dem Kopf in eines Andern Schooß, sondern auf einem Polster, indessen war mir ein schönerer Schooß, als jemals einem Römer gelächelt, nahe genug.

Nachdem wir uns unter vielen Lachen und Scherzen so zurecht gelegt und es uns bequem gemacht hatten, ließen wir dem gekochten Huhn, welches überaus zart war, volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Mädchen aßen nur sehr sparsam, wir waren darin desto tapferer. Die Schüssel mit Reis war bald leer, allein unsere Schönen vergaßen auch nicht die kleinen Gefäße, welche vor uns standen, zu füllen, es war ein Wein, der uns wie Madeira schmeckte, aber er war hier von diesen Kindern der Wildniß bereitet, nicht aus Weintrauben, denn diese wachsen in den Tropenländern nicht, da es ihnen viel zu heiß ist, sondern aus dem Safte reif gewordener Bananen, verdünnt mit dem Safte des Zuckerrohrs.

Die Bananen auszupressen gelingt auch den nur sehr unbedeutenden Mitteln, über welche die Malayen zu verfügen haben; nicht so ist es mit dem Zuckerrohr, welches eine hölzerne Schale hat und welches einer sehr scharfen Walzenpresse bedarf, um seinen Saft herzugeben. Die Mädchen hier gelangten auf eine einfachere Weise dazu. Zwar ist das lockere Rohrholz auch ziemlich saftig, aber die Hauptmasse der zuckerhaltigen Flüssigkeit befindet sich doch in dem mehr als fingerdicken Mark, welches das Rohr füllt, so wie man es bei den Sonnenblumen sieht. Die Mädchen hatten nun das Zuckerrohr gespalten,

das Mark herausgenommen und, nachdem sie etwa dreißig solche Rohre beraubt hatten, das Mark in ein enges Netz gebracht und durch Zusammendrehen desselben gerade so den Saft ausgepreßt, wie man das Wasser aus der Wäsche preßt, wenn man dieselbe auswindet.

Die Arbeit eines Tages gab reichlich so viel, um einen großen ausgehöhlten und getrockneten Kürbiß damit zu füllen. Die Gährung tritt sehr bald ein und wenn der Schaum entfernt und die klare Flüssigkeit immer von dem sich niederschlagenden Hefen auf kleinere Gefäße, z. B. auf Cocosnüsse umgefüllt wird, so hält sich dieser Wein Monate lang. Bei kühlen Kellern würde er sich Jahre lang halten, denn er ist ja nichts anderes als der Traubenwein, ein gegohrner zuckerreicher Pflanzensaft.

Bei diesem wirklich köstlichen Trank und bei dem lieblichen Honigbrod wurde uns Beiden so gemüthlich und wohl, daß wir es angemessener fanden, uns zu den schönen Naturkindern zu setzen auf die an ihren Seiten liegenden Polster, als lang ausgestreckt dazuliegen wie Seekälber. Die Mädchen hatten nichts dawider und wir sprachen wohl noch eine Stunde in traulichster Weise mit einander, wobei es allerdings nicht an zärtlichen Berührungen unserer Lippen fehlte, eine Annäherung, die den jungen Mädchen zwar anfänglich einige Röthe auf die Wangen jagte und verursachte, daß sie die Augen niederschlugen, die ihnen jedoch schließlich so wenig unangenehm zu sein schien, daß sie in süßester und zugleich zartester Weise sie erwiederten.

Was wir hier an den Mädchen sahen, war so sehr in einen Zauber von Anmuth und Bescheidenheit gehüllt, daß vielleicht darin ein noch höherer Reiz lag, als in der Schönheit der Kinder selbst; sie waren weit davon entfernt Bachantinnen zu sein, sie waren unschuldige Kinder, welche sich einem süßen, ihnen vielleicht noch unbekannten Gefühl in voller Natürlichkeit hingaben, doch immer mit demjenigen Rückhalt, den die allen Naturkindern eigene Schaamhaftigkeit gebietet.

Ich weiß nicht wie es kam, daß ein jeder von uns am folgenden Morgen sich vereinsamt fand, und daß jeder in einem anderen Gemache lag. Es war mir gewesen, als wären wir in dem vorderen Raume geblieben und als hätten sich die Mädchen in den anderen hinter die Vorhänge zurückgezogen. Nun ich will mich darüber nicht in weitere Untersuchungen einlassen, ich weiß nur, daß ich überaus beglückende Träume hatte und daß ich mich jetzt sehr darüber wunderte, keine von unseren Wirthinnen zu sehen.

Wir suchten sie auf und fanden die eine, welche so eben ein Bad genommen zu haben schien, da ihre Haare noch ganz naß waren, bei Bereitung des Frühstücks; es war die ältere, sie erröthete tief, als sie mich erblickte, aber sie

fuhr fort, ihre Mangustine zu enthülsen und mit ihrem Bananenwein zu einem deliciösen Compot zu verbinden. Nun kam auch die andere, gleichfalls sichtlich aus dem Bade und sie erröthete nicht weniger als ihre Schwester, da sie Diepenbrooks gewahr wurde. Bald war die alte Herzlichkeit wieder hergestellt und wir machten uns mit großer Begierde über das so wohlschmeckende, als aufregende Frühstück her. Es möge sich der Leser den Vormittag, den wir hier zubrachten, nach Belieben ausmalen, ich will nur zum Schlusse sagen, daß einige Stunden nach der Mittagsmahlzeit die beiden Mädchen mit heißen Thränen von uns Abschied nahmen.

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

Betrachtung über die Abenteuer des vorigen Tages. Aufschluß wird bei dem Gouverneur gesucht. Große Gefahr der wir entgehen. Ein Stückchen Naturgeschichte des Gouverneurs. Ein wahrer Vater des Volkes sogar aller seiner Fürsten. Eine durchgeprügelte Duenna (Dueña). Das Mönchskloster. Wie der Gouverneur sich ergötzte und wie ihm von seinen Offizieren geholfen wurde.

Wir unterhielten uns über dies anmuthigste aller Abenteuer und zerbrachen uns nur darüber den Kopf, wie diese Mädchen zu solchen häuslichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten kommen. Die körperliche Schönheit setzte uns nicht so sehr in Erstaunen, denn diese ist der malayischen Race eigen, wenn auch nicht gerade, was das Gesicht betrifft, so unbedingt in allem übrigen, ebenso ist es mit der natürlichen Grazie. Bei uns in Europa wird die Natur dem Kinde erst ausgetrieben und dann wird eine künstliche Tanzmeistergrazie mitunter auf die unglücklichste Weise eingeimpft und sie ist dann etwas unbeschreiblich hölzernes. Hier auf diesen Inseln des stillen Oceans, so weit sie nicht von Papuas bewohnt sind, ist Schönheit und Grazie auf das Innigste verschwistert, nur leider entflieht die Jugend so sehr bald und mit ihr die Schönheit, so daß Mädchen von zwanzig Jahren — doch diese giebt es wohl nicht, ich hätte sagen sollen: Frauen von zwanzig Jahren gewöhnlich aller Schönheit entkleidet sind.

Daß wir aus uns selbst das Räthsel nicht lösen würden, lag auf der Hand und ich eilte, so bald wir die Stadt erreichten und ich mich umgekleidet hatte, zum Gouverneur, von welchem ich hoffen konnte, Aufschluß zu erhalten — ein wahres Glück, daß ich ihn nicht zu Hause traf!

Diepenbrook war ein treuer Anhänger des alten Obersten, des Markese de Rivoli, mit dem er trotz der Ungleichheit der Jahre und der Verschiedenheit

der Landsmannschaft wie der Sprache bald in ein sehr freundschaftliches Verhältniß getreten war. Der Portugiese fand in dem jungen Holländer, wie es mir schien, eine Art Abbild, eine etwas unreine Copie seiner eigenen früheren Jugend. Der Holländer erzählte dem Portugiesen wie er sei, und der Portugiese dem Holländer, wie er gewesen sei. Sie erkannten, daß sie Beide eines Geistes, daß sie Beide passabel liederlich, dem Spiel, der Flasche und dem schönen Geschlecht sehr ergeben seien, und so bildete sich ein ungewöhnlich vertrauliches Verhältniß zwischen ihnen.

In diesem lag natürlicherweise ein gegenseitiges Mittheilen aller Einzelnheiten ihrer Erlebnisse in der Gegenwart, und so hatte denn auch Diepenbrook dem Obersten sofort erzählt, wo wir heute Nacht gewesen, und während ich mich in Gala geworfen hatte, waren dem jungen Holländer diejenigen Aufschlüsse geworden, welche ich mir von dem Gouverneur hatte erbitten wollen. Diepenbrook eilte mich aufzusuchen, um mir das Nöthige mitzutheilen, es wäre zu spät gewesen, wenn ich den Gouverneur zu Hause gefunden hätte, denn auf diesen bezog sich alles in dieser ganzen sehr kitzligen Angelegenheit.

Als Diepenbrook dem Obersten mitgetheilt, wo wir gewesen, sprang derselbe auf, wie von einer Tarantel gestochen; er eilte zur Thüre, um zu mir zu gehen und mich zu warnen; doch plötzlich blieb er stehen, besann sich, kehrte beruhigt zu seinem Stuhl zurück und sagte: „Er kann kein Unglück anrichten, denn der Gouverneur ist fortgeritten und wird wohl erst zur Mahlzeit wiederkommen. Nun aber hört, wo Ihr gewesen seid und hütet Euch wohl, mit irgend Jemandem von der Affaire zu sprechen.

„Der Gouverneur ist schon lange auf der Insel und es ist beinahe eben so lange, daß seine Gattin, eine feine und liebenswürdige Dame, ihm durch den Tod geraubt wurde. Damals war er vielleicht in der Nähe der vierziger Jahre und seine Leidenschaften hatten noch keinesweges ausgetobt; er war rüstig, sehr kräftig, sehr begehrlich, und kein Land ist mehr geeignet, solchem Begehren entgegenzukommen, als gerade dieses, wo ein heißes Klima und ein noch heißeres Blut die Sinne, die Begierden, die Leidenschaften früh aufstachelt.

„Der Gouverneur fand überall williges Gehör, allein er wollte etwas für sich haben, er wollte seinen Besitz nicht mit Andern theilen und so kam es denn, daß er sich unter den Töchtern des Landes umsah und heirathete. Heirathete in der Weise, wie es bei den Malayen üblich ist, wo die Trauung nicht durch einen Priester besorgt, wo sie nicht ein Sakrament ist, heirathete nach Art der Malayen, welche eine Frau oder zehn Frauen nehmen, wie es ihnen beliebt und damit auch wechseln, wie es ihnen in den Sinn kommt.

„Der Gouverneur machte es nicht ganz so schlimm wie die Malayen und

die Türken, er nahm gewöhnlich nur zwei zugleich und sobald eine derselben ihn nicht mehr unterhielt, wußte er diese an einen der vielen hundert kleinen Fürsten der Insel zu vermählen. Er sorgte stets sehr väterlich für die jungen Damen, er suchte ihnen das aus, was man gute Parthieen nennen kann, stellte gewisse Bedingungen, die nicht überschritten werden durften, z. B. daß nur die Kinder dieser Frauen des Reiches Erben seien, daß diese Frauen nicht verstoßen werden, nicht verkauft, auch nicht gemißhandelt werden dürften, wobei er sich jederzeit das Recht des Einschreitens vorbehielt und so verflossen ihm die Jahre ganz angenehm und in stetem Wechsel. Nur selten hatte er eine seiner Schönen länger als ein Jahr, häufig nur ein oder zwei Monat, aber immer richtete er es so ein, daß nur eine seiner Damen neu in seine Dienste trat; die zweite blieb vielleicht, um den neuen Ankömmling über alle seine Pflichten zu belehren, die Schwächen und die Eigenheiten des Herrn Gouverneurs zur Kenntniß der neuen Dienerin oder Gattin zu bringen und so ging das fort; die Mädchen waren auch höchst zufrieden, denn verglichen mit der Stellung, aus welcher sie gerissen waren, führten sie ein Leben voll solcher Bequemlichkeit, solcher Ueppigkeit und von solchem Glanz umgeben, wie sie es sicher in ihren kühnsten Träumen nicht gesehen.

„Der Gouverneur kam dadurch in eine ganz eigenthümliche Stellung zu den eingebornen Häuptlingen; sie betrachteten die aus seiner Hand genommenen Mädchen als seine Töchter und er war auf diese Weise der Schwiegervater der Hälfte aller Landesfürsten geworden; das Volk theilte diese Ansicht und indessen die Rajahs selbst ihn gewissermaßen als den Ersten unter ihresgleichen ansahen, betrachtete das Volk ihn als einen Patriarchen und Heiligen; er wurde verehrt, er wurde beinahe angebetet, er war ihnen heiliger, als ihre Fürsten selbst, daher der außerordentliche Einfluß, den er überall hatte, daher die fast dictatorische Gewalt, die er sich eigentlich gar nicht angemaßt, sondern die man ihm stillschweigend übertragen hatte. Die Holländer wagen auf ihrer Hälfte der Insel nicht den hundertsten Theil der Gewaltthätigkeiten, welche Don Anibale sich zu Schulden kommen läßt, wiewohl man nirgends sagen kann, es seien Ungerechtigkeiten. Aber schon der Gedanke, unter einem Gesetz zu stehen, würde die sämmtlichen malayischen Fürsten gegen die holländische Regierung in Waffen führen, während sie sich hier dem Machtgebot eines Einzelnen, der Willkürherrschaft eines Fremden ohne das geringste Widerstreben fügen.

„Am Anfange, das will sagen, in den ersten zehn Jahren hatte Don Anibale die jungen Damen unter der Obhut einer alten Duenna hier im Palazzo. Da er aber zu entdecken glaubte, daß die alte Hexe nach Art ihrer spanischen Schwestern dem Golde sehr zugänglich sei, ließ er sie einmal sehr derb züch-

tigen und stellte sie dann als Haushälterin des Militairlazareths an, ihre bisherige Stelle anderweitig besetzend, aber nach einiger Zeit verschwanden auch die beiden jungen Damen, welche damals bei ihm waren. Sie wurden verheirathet und er lebte seit dieser Zeit, das mag etwa acht Jahre her sein, sehr anständig und sehr geregelt. Keine junge Dame, auf welche man den Verdacht irgend welcher Frivolität hätte werfen können, kam mehr in sein Haus, das man daher das Mönchskloster nannte.

„Vor einem Jahre etwa entdeckte man, daß der Gouverneur keineswegs in solchem Grad enthaltsam sei, als er geschienen; es zeigte sich vielmehr, daß derselbe in dieser Hinsicht ein durchtriebener Schelm sei.

„Von da ab, wo er seine Haushälterin fortgejagt, bemerkte man an dem Don Anibale eine früher nicht vorhanden gewesene Neigung, größere Exkursionen zu machen; er pflegte sonst wohl auch keinen Tag ganz zu Hause zu bleiben, aber er kam doch jederzeit vor Abend wieder; jetzt wurde es anders; allwöchentlich machte er mehrmals ganz ohne Begleitung Ausflüge nach dem Innern der Insel und von diesen kehrte er immer nur am folgenden Tage zurück. Die Offiziere der Garnison fanden sich nicht berufen, ihm nachzuforschen, man bewunderte seinen Eifer theils für die Regierung des Landes und das Wohl des Volkes, theils für die Naturkunde, der er sich seit einiger Zeit ergab und dabei blieb es, bis der Zufall einmal ein drolliges Spiel trieb, indem er zwei junge Offiziere genau an denselben Ort führte, an welchen Ihr in der vorigen Nacht gewesen seid. Den jungen Herren war die Anwesenheit zweier schöner Mädchen in solcher Vereinsamung gleichfalls ein Räthsel; sie wiederholten den Besuch und machten die Mädchen so kirre, daß sie ihnen den Schlüssel zu allem gaben, was sie selbst wußten. Wer der würdige alte Herr sei, den sie wie ihren Vater liebten und der sie auch nicht viel anders, denn als Töchter behandeln konnte, wußten sie selbst nicht; eine traditionelle Ueberlieferung der erforderlichen Nachrichten war abgeschnitten worden durch das Fortsenden der beiden zuletzt im Hause des Gouverneurs gewesenen Mädchen, aber die Beschreibung paßte sehr gut auf den Gouverneur, welcher damals schon nahe an den Sechszigen war. Die beiden jungen Herren beschlossen aufzupassen und da der Gouverneur niemals ohne Begleitung, ohne ein bedeutendes Gefolge das Haus verließ, falls er bald wiederkehrte, so war nichts weiter nöthig, als Acht zu haben auf einen Ausritt ohne Begleitung und dann ihm nachzugehen.

„Dieses geschah beim nächsten Male. Der Gouverneur ritt zwar nicht auf der offenen Straße, er ritt auch nicht nach der Gegend hin, von welcher Ihr heute hergekommen seid, aber die Berge haben viele Pfade und da ihm selbst auch alle diejenigen offen stehen, welche als heilig von keinem Anderen betreten

werden dürfen, als von Priestern und Personen fürstlichen Ranges, so war das Geheimniß wohlbewahrt, nur nicht gegen ein Paar junge Leute aus portugiesischem Blute, welche den Teufel danach fragen, was der Malaye heilig oder pamali nennt.

„Um mich nun nicht lange aufzuhalten mit den Details dieser Nachforschungen, will ich nur sagen, daß man Don Anibale ganz ruhig und gemächlich bis an Ort und Stelle begleitete, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Man sah ihn sein Pferd in einen Schuppen bringen, welcher sich an das Haus lehnte und sah ihn dann in dieses selbst eintreten, von den jungen Damen empfangen. Die Offiziere kehrten zurück, sie wußten, woran sie waren und wußten, wovor sie sich zu hüten hatten, aber sie wußten zugleich, daß sie an dem Tage der Rückkehr des Gouverneurs mit vollkommenster Sicherheit einen Spaziergang nach jenem Häuschen machen konnten.

„Ohne einem Menschen aus seiner Umgebung ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, hatte er durch Malayen dieses Haus bauen lassen, hatte es mit allen Bequemlichkeiten des malayischen Fürstenstandes versehen lassen und Malayen waren es auch, welche die Lebensmittel und was sonst der Bedarf dieser einfachen Naturkinder war, ihnen verschafften. Schweigsam, wie die Malayen überhaupt sind, war nicht zu besorgen, daß über den Gegenstand geplaudert werden würde, überdies aber hatte der Gouverneur noch Schweigen befohlen und so war nur der Zufall als Verräther zu fürchten. Da nun aber der Gouvernenr sehr gut wußte, daß portugiesische Offiziere so wenig als chinesische Kaufleute Freunde von weiten Spaziergängen sind, so war er auch von dieser Seite so ziemlich gedeckt. Auf Euch hätte er wohl Verdacht haben sollen, da Ihr so viel umherstreicht, da Ihr aber Eure Ausflüge bisher immer nach der entgegengesetzten Seite gerichtet habt, so fiel ihm wohl bis jetzt nicht ein, irgend welche Sicherung gegen die Entdeckung zu treffen. Aber um des Himmelswillen nehmt Euch doch sehr in Acht, es ist immer ein sehr südliches Blut, was in seinen Adern fließt und ich glaube nicht, daß Ihr ohne einen Degenstich davon kämet, wenn er entdeckte, daß Ihr in sein Gehege gerathen seid, obschon er eigentlich nicht Ursache hätte, eifersüchtig zu sein, denn so viel mir die beiden jungen Herrn, die das Geheimniß auch Niemandem sonst, als mir, mitgetheilt haben — so viel ich von diesen weiß, spielen die beiden Mädchen bei dem alten Herrn nur die Rolle der Abigail, welche Bathseba dem König David zuführte, als er alt wurde und im Bette sehr fror.

„Wenn Ihr nun gescheidt seid, so richtet Ihr kein Unglück an, geht nicht wieder dahin, denn falls Ihr auch dem alten Herrn ausweichen könnt, so doch schwerlich den beiden jungen Offizieren und diese könnten mit mehr Grund eifersüchtig sein."

---

# Neunundzwanzigstes Kapitel.

**Ein neues Geschäft des Superkargo. Chinesische Kulis. Ein Schiff wird gemiethet um 400 Menschen in die Sklaverei zu führen. Veränderter Reiseplan. Ein Dampfboot in Sicht. Der Vulkan Gunong Api auf der Insel Banda. Die holländische Niederlaßung auf Banda neira.**

Dies war der Schlüssel zu dem großen Geheimniß; daher kam die anmuthige und durchaus über die Bedürfnisse der Malayen gehende Einrichtung,



Gestreifte Känguru's von Neu-Guinea. (S. 183.)

daher die feinen Kleider und der schwere Goldschmuck. Wir konnten im höchsten Grade von Glück sagen, daß wir mit heiler Haut davongekommen. Es wäre gar nicht übel gewesen, wenn der alte oder wenn die beiden jungen Herrn uns am frühen Morgen dort gefunden hätten. Der Oberst hatte Diepenbrook noch erzählt, daß das eine dieser schönen Kinder erst seit einem Vierteljahr und das andere noch nicht seit einem Monat in jener Klausur wohne, daß sie beide die

Töchter der vor kurzem hingerichteten Fürsten seien, die sich sehr bald über den Verlust der Ihrigen getröstet.

Es würde uns allerdings sehr schwer geworden sein, der Vernunft Gehör zu geben, wenn nicht zum Glück der Supercargo erklärt hätte, die Geschäfte, die er hier habe, seien beendet und er wolle nun abreisen, was auch in Kurzem bewerkstelligt wurde, woran aber keineswegs die Beendigung der Geschäfte, sondern vielmehr ein neues von ihm unternommenes Geschäft die Schuld trug.

Im Hafen und in der Umgegend lag eine unzählige Menge von chinesischen Fischerbarken, welche sämmtlich, von Insel zu Insel fahrend, ein eigenthümliches Handels- und Tauschgewerbe treiben. Sie suchen Holoturien, jene großen, halbellenlangen, zolldicken, mit Borsten besetzten Walzenwürmer, welche in China als eine große Rarität theuer bezahlt werden und welche zwischen diesen tausend Inseln des indischen Oceans im Korallensande leben. Sie suchen indianische Vogelnester und ähnliche Delicatessen, sie nehmen dabei auch Seefische aller Art mit, aber nur, um selbst davon zu leben, oder um sie gegen andere Nahrungsmittel an die Eingebornen zu vertauschen, daher sie denn mit diesen und mit allen ihren Verhältnissen auf das Genaueste bekannt sind.

In China wird, wie in fast allen mittäglichen Ländern, jeder Handel durch einen Mäkler abgeschlossen; an einige solche wandte sich Meyer mit der Frage, ob diese Chinesen nicht für einen gewissen Zeitraum, etwa von 6 bis 8 Jahren, zu miethen seien und es wurde ein solches Geschäft gemacht; es wurden mehr als 400 chinesische Arbeiter gewonnen, um sie nach einer der Colonieen zu bringen. Der wackere Mann hatte dabei ein sehr gutes Geschäft vor Augen, er wollte diese Chinesen keineswegs nach den holländischen Besitzungen, sondern vielmehr nach den engländischen auf Neu-Holland bringen und dort verkaufen. Mit 400 Kulis mußte ein glänzender Handel zu machen sein. Er hatte zwar einem jeden Kuli den Betrag von einem Piaster per Tag nebst Nahrung und sonstigen Bedürfnissen versprochen, sowie freie Hin- und Rückfahrt in das Vaterland, allein das brauchte ja der Engländer auf Neu-Holland nicht zu halten; ihm lag nur daran, ein gutes Geschäft zu machen und das stand hier in Aussicht. 400 Piaster konnte er immer per Kopf bekommen, das machte denn doch allein 160,000 Piaster, ein Sümmchen, um dessentwillen es sich wohl lohnte, einmal früher aufzustehen.

Meyer hatte ein Schiff gemiethet, welches die Leute nach Sidney überführen sollte; dasselbe war mit ungefähr 30 Mann besetzt und war geräumig genug, um die Kulis aufzunehmen, vorausgesetzt, daß man sie ein wenig pökelte, so eng zusammenpackte, daß sie nicht allzuviel Platz wegnahmen; er selbst mochte sie nicht auf seinem Schiffe haben, da ihn die Ausdünstung zu sehr beschwert haben würde. Der gemiethete Kauffahrer war allerdings kleiner als sein Schiff, da die guten Leute aber unter sich waren, so hatte dieses nicht viel zu sagen.

Diese Geschäfte waren es, welche Herr Meyer beendet hatte und wegen

deren er nunmehr von seinem früheren Plane, die Molukken und die Philippinen ꝛc. zu besuchen, abging und um Neu-Guinea herum zwischen diesem und Neu-Holland hindurch nach der Ostküste des neuen Continents eilte. Nach herzlichen Glückwünschen von Seiten des Gouverneurs und des Obersten für unsere Reise machten wir uns auf den Weg, um die gefährliche Torres-Straße aufzusuchen, welche das indische Meer von dem großen Ocean trennt.

Wir hatten eine sehr glückliche Fahrt, nur war der Wind uns nicht ganz günstig, er führte uns ein wenig zu weit nördlich, statt daß wir hätten ganz vollständig von Westen nach Osten fahren und eigentlich immer den 10.° südl. Br. hätten einhalten sollen, bis wir zur Torres-Straße gelangt wären, wurden wir bis zum 5.° südl. Br. auf den Aequator zugetrieben. Am fünften Tage sahen wir den Rauch in einer langen geraden Linie aufsteigen, von einem Punkte, der noch unter dem Horizont lag; Meyer rief dabei in großem Jubel aus: „Das ist unser Regierungsdampfer, der Kooning van de Neederlanden, wir wollen ihn anpreien und uns Nachrichten von Batavia geben lassen."

Der Kapitain sagte, der Regierungsdampfer ist bei unserer Abfahrt nach Sumatra geschickt worden und ich glaube nicht, daß er uns einholen kann, obwohl er eine gute Maschine hat, denn seine Geschäfte sind nicht so schnell abgewickelt, als die unseren und er hat einen dem unseren völlig entgegengesetzten Weg eingeschlagen.

Ich mischte mich in das Gespräch und äußerte, daß ich gar nicht glaube, jener Rauch komme von einem Dampfer. Erstens scheine mir die Entfernung viel zu groß, als daß der Rauch eines Dampfers gesehen werden könne; die Quelle des Rauches sei nicht mächtig genug, um eine so weit hin sichtbare Säule zu bilden; dann aber, wenn ich mich nicht über die Entfernung täuschen sollte, habe dieser Rauch durchaus nicht den Charakter des von einem Dampfschiff erzeugten, die Herrschaften mögen nur zusehen, der Rauch steige senkrecht in die Höhe und ich hätte noch nie ein Dampfschiff gesehen, dessen Rauch nicht vollkommen oder beinahe horizontal gegangen sei.

„Da sieht man recht den sogenannten Naturforscher", rief der Supercargo mit einem gar nicht verschleierten, verächtlichen Blick auf mich. „Immer kommen die Herren Gelehrten mit ihrem Krimskrams, immer wollen sie das, was ein anderer Mensch mit seinem gesunden Sinne richtig auffaßt, durch das gelehrte Mikroskop begucken und uns dann weiß machen, sie hätten bessere Augen als wir; ich wette zehn gegen eins, daß es das Regierungsdampfschiff ist."

„Ich wette zwanzig gegen eins, es ist überhaupt kein Dampfschiff", erwiderte ich, aber nicht, um meine Wette gehalten zu sehen, sondern um mit einem vernichtenden Blick nicht allein zu Boden, sondern durch alle Böden und Verdecke hindurch in den tiefsten Schiffsraum geschmettert zu werden. Mitleidig wandte sich der Supercargo an den Kapitain und sagte: „Ich mag den jungen Mann

nicht um sein Geld bringen, mich kann der Gewinn nicht bereichern, ihn würde der Verlust unglücklich machen — wir werden ja sehen."

Eine solche Großmuth lag so wenig im Charakter des trefflichen Mannes, daß selbst der Kapitain darüber lächeln mußte, was der Grund derselben gewesen, ist mir noch nicht klar, vielleicht hat denn doch meine Demonstration einigen Einfluß und es zeigte sich auch in sehr kurzem, daß ich Recht gehabt. Der Rauch blieb gerade aufsteigend, aber er veränderte seine Stellung nicht im mindesten, dies zeigte an, daß der Dampfer stille lag, meinte Herr Meyer, aber noch näher kommend, sah man endlich nicht mehr allein den Rauch, sondern auch den Rauchfang. Man erblickte die Spitze eines Berges, die sich, weil wir gerade darauf zufuhren, rasch genug über dem Horizont erhob; es war also ein Vulkan und zwar war es nach unserem Cours der Gunong api auf der Insel Banda und der Herr Supercargo hatte also sein Mitleid mit mir unnöthig geäußert.

Ich war weit entfernt, einen unzarten Triumph zu feiern, allein es war mir doch lieb, daß meine Wissenschaft einen Triumph gefeiert hatte über den brutalen Hausknecht, der seine schwäbische Grobheit so wenig abgelegt hatte, als seinen Dialect.

Gegen Abend erreichten wir die Insel, welche zu berühren wir eigentlich nicht gesonnen waren, allein der Kapitain erklärte, seine Karten seien nicht genau genug, um ohne einen Lootsen durch die Inselwelt nach Neu-Guinea zu kommen und so mußte denn allerdings hier angelegt werden, aber das zweite Schiff mit den Chinesen ankerte weit außerhalb des Hafens, denn Herr Meyer wollte nicht wissen lassen, daß er Sclavenhandel trieb und durch den Gouverneur des Forts Nassau hätte dies leicht zur Kunde nach Batavia kommen können.

Die Stadt liegt auf der kleinen Insel Banda neira in der reizendsten Lage von der Welt. Die Häuser sind fast alle in europäisch-holländischem Geschmack, liegen in zweien Straßen, welche parallel untereinander und mit der Küste laufen, sind sämmtlich mit Gärten umgeben und tragen alle den Stempel der Reinlichkeit, welcher die holländischen Niederlassungen auszeichnet. Die Hauptwürdenträger wohnen in der dem Meer zunächst gelegenen Straße, auch die zweite ist nur von Europäern besetzt. An beiden Enden der Stadt erheben sich einige große Gebäude, Kasernen, Militairhospitäler u. dgl., hinter diesen liegen die malayischen und chinesischen Quartiere; die Mitte dieser kleinen Insel ist durch die Festung Belgica eingenommen, von wo aus das weiter abwärts gelegene Fort Nassau und die ganze Insel, so wie auch die Einfahrt in den Hafen bestrichen werden kann. Es schien den Holländern zweckmäßiger, sich auf diesem kleinen Fleck anzubauen, als auf der eigentlichen Banda-Insel, welche durch ihren Vulcan übel berüchtigt ist. Auch mag allerdings die ganz isolirte Lage der Festung ihr Gutes haben, eine Landung kann nirgends stattfinden, ohne daß die Kanonen den Feind erreichen und da die Holländer einen großen Werth auf

den Besitz dieses Archipels legen, so mag man glauben, daß sie sich gerne so sicher stellen, wie möglich.

Von der Höhe der Festung genießt man einer bezaubernden Aussicht auf die große Insel Banda, welche den Hafen schließt, aus deren Mitte der Vulcan, sehr häufig Feuer und Asche auswerfend, sich erhebt. Der Blick dringt von diesem hohen Standpunkte aus in eine große Menge Thalspalten, welche sich von dem Vulcan herab in das Meer senken und welche mit der herrlichsten Vegetation auf das Reichste bedeckt sind. Erst die eintretende Nacht, welche sich in den Tropengegenden nicht gar zu lange erwarten läßt, vertrieb mich von meinem hohen Standpunkte.

## Dreißigstes Kapitel.

Besteigung des Vulkans und Einsicht in denselben. Schwefelgebläse. Die Insel der Aussätzigen. Ein Fall in einem russischen Schwitzbade. Muskatnuß. Holländische Methode die Gewürzgärten auszunutzen. Unglaubliche Bedrückungen. Geißel der Molukken — sie bilden den Deportationsort für die Verbrecher der holländischen Colonieen.

Schon lange vor Tagesanbruch waren wir auf den Beinen, um die Zeit, welche uns blieb, auf das Beste zu benutzen; ich wollte unter allen Umständen den Vulcan besteigen und dieses mußte möglichst frühe geschehen, daher ich mich nur eiligst in die Kleider warf und von einem einzelnen Malayen, welchen ich schon am Abend vorher angeworben hatte, über den Hafen und durch die reizendsten Gärten, welche den Kegel umgeben, geführt wurde.

Den Fuß des Berges bedecken ungeheure Lava- und Basaltblöcke mit sehr geringer Erdschicht untermischt, aus welcher verkümmerte Staudengewächse kommend, einiges Leben ankündigen; weiter aufwärts steigend verschwinden die Sträucher und die Lava liegt ganz frei ohne Erdschicht, häufig Risse bildend, die man mit um so größerer Vorsicht vermeiden muß, da der geringste Fehltritt den Bruch eines Gliedes zur Folge haben würde. Weiter aufwärts wird der Boden beweglich; vulkanische Asche mit ungeheuren schwarzen Steinen verbunden, durch den Vulkan ausgeworfen, machen das Weiterschreiten sehr beschwerlich, wie auch zugleich nicht minder halsbrechend. Nicht selten rollen schwere erschütterte Gesteinsmassen unter dem Fuße des Wanderers weg und springen mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit den Abhang hinunter. Wir waren noch nicht auf der Hälfte der Höhe, als der Tag anbrach und es lag in unserem Interesse, den Gipfel zu ersteigen, bevor die Sonne uns zu heiß auf den Pelz schiene. Meine beiden Gefährten, Bergheem und Diepenbroek, hatten jetzt schon reichlich genug und wären gerne auf halbem Wege stehen geblieben, allein das war bei weitem zu gefährlich, um es zu wagen, denn in jedem Augenblick konnte ich, der ich unter

allen Umständen fortschreiten wollte, eine Basaltkugel aus ihrer Unterlage lösen, die dann in weiten Ricochettsprüngen die Zurückbleibenden erreichen mußte.

Glücklich kamen wir nach einem Marsch von drei Stunden oben an und sahen in einen Krater hinab, der ungefähr 300 Fuß Durchmesser und 75 bis 80 F. Tiefe hatte. Wir konnten ohne Gefahr weit hineinsteigen, denn der Vulkan zeigt nur noch durch das Auswerfen von vulkanischer Asche (die man gewöhnlich Rauch nennen hört) seine Thätigkeit. Der Erdboden hatte ungefähr einige 20° Wärme, eine Spur von Feuer war nirgends wahrzunehmen, aber an mehreren Stellen stiegen Schwefeldämpfe auf, welche nahe an den Oeffnungen in schönen Krystallen anschießen; tiefer unten ist der Boden doch so heiß, daß der Schwefel daselbst geschmolzen und so geschöpft werden könnte. Wir versuchten vergeblich die entgegengesetzte Seite des Kraters zu betreten, aus welcher Asche und Dampf emporstieg, welche wir auf so große Entfernung gesehen hatten, die Schwefeldämpfe verhinderten die Annäherung; wir hätten indessen auch nichts weiter gesehen, denn der Herd des Vulkans scheint zu tief zu liegen, als daß wir durch die enge Spalte, durch welche der Rauch emporstieg, bis zu ihm hätten hinabsehen können.

Es war ungefähr 10 Uhr Morgens, als wir den Rückweg antraten und noch lange vor Mittag waren wir wieder auf unserem Schiffe. Dort fand ich den Dr. Kurt, welchen ich schon am gestrigen Abend kennen gelernt hatte und welcher mich jetzt abholte, um die Insel der Aussätzigen zu besuchen.

Eine der furchtbarsten Krankheiten, der orientalische Aussatz, ist unter den Malayen, noch mehr unter den Australnegern heimisch. Damit die Krankheit nicht weiter greife, werden alle diejenigen, welche davon befallen sind, nach einer kleinen Insel im Osten von Banda nach Pulo Pisang gebracht. Einige elende Häuser dienen denselben zur Wohnung; kein Europäer, kein gesunder Mensch, außer dem Arzte, betritt dieselbe; die Insel ist ganz allein ihnen überwiesen und sie können deren Grenzen nicht überschreiten, da sie keine Boote haben und auch keine Werkzeuge, um sich ein Flos zu bauen. Es werden ihnen von Banda aus Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse geschickt, sie werden auf den Strand gelegt und die Aussätzigen dürfen sich demselben nicht früher nähern, als bis die Matrosen wieder in ihren Kähnen sind. Der Arzt und der Fremde haben das traurige Vorrecht, sich vom Strande zu entfernen und das entsetzliche Elend anzusehen, was eine solche Bevölkerung darbietet. Die Gestalten, welche man wie Gespenster herumwanken sieht, sind beinahe ganz nackend, kaum haben sie einen schmutzigen, übelriechenden Lappen um die Hüften gehängt; die Haut ist gelb, mit Wunden bedeckt, mit tiefen weißen Höhlungen, mit Speckgeschwüren, welche das charakteristische Merkmal der Lepra sind; die Haare kleben zusammen, die Zähne sind gelb wie ihre Haut, die Beine sind sehr häufig geschwollen, noch häufiger aber von langen Rissen und Spalten so entstellt, daß man glauben möchte, sie seien von Ruthenstreichen zerfetzt. Das entsetzliche Uebel verzehrt die

Kräfte des Körpers nur langsam und sie schleppen ein elendes Dasein hin, welches nicht jammervoller gedacht werden kann, obschon die Regierung alles mögliche thut, um die Unglücklichen wohl zu nähren und ihnen die Existenz erträglich zu machen. Die schauderhafte Krankheit verzehrt die geistigen wie die körperlichen Kräfte, sie macht träge und gleichgültig gegen alles; die Leute werden von Würmern bei lebendigem Leibe verzehrt, sie sind zu faul, um dieselben abzusuchen; sie haben ein seichtes Meer vor ihrer Thüre, sie könnten sich wenigstens täglich waschen, aber sie sind zu faul, um bis zum Strande zu gehen. Man bringt ihnen die Lebensmittel, aber das Verbot, sich denselben vor der Abfahrt der Schaluppe zu nähern, wäre ganz überflüssig; sie näheren sich denselben nicht früher, als bis der Hunger sie zwingt — ich dankte dem Himmel, als ich wieder zurück war, mir war der Appetit so vollständig vergangen, daß ich außer Stande war, etwas zu essen oder zu trinken und ich suchte mich durch Umherlaufen auf der Insel Neïra zu zerstreuen; doch ging ich am Abende zu einem Ball, welcher uns zu Ehren gegeben wurde und bei welchem die eingebornen Europäer, d. h. die Abkömmlinge von Holländern oder anderen Nationen, welche auf dem Archipel das Licht der Welt erblickt hatten — mit einer wahren Todesverachtung tanzten bei einer Hitze, welche 36° überstieg und bei einem Geruch, der trotz verschwenderisch gespendeter Blumendüfte doch seine Herkunft aus den gröbsten Poren des menschlichen Körpers nicht verkennen ließ.

Als ich aus dem bis zum Ersticken erhitzten Tanzsaale trat, fand ich die Luft bewundernswürdig lieblich, kühl, erfrischend. Ich hatte bei der tropischen Hitze des Tanzsaales gar nicht daran gedacht, daß die tropischen Nächte kühl sind und ich frug nun meinen Nachbar, warum man sich bei dieser Hitze abarbeite und nicht lieber die Fenster öffne.

„Weil man tanzen will", erwiederte Herr van Held, „weil man dabei sehr schwitzt, Mynheer und weil man sich bei geöffneten Fenstern erkälten und den Tod holen kann."

Der Banda-Archipel hat keine große Bedeutung, wenn man die Inseln nach Quadratmeilen berechnet, doch gehört er zu den Perlen edelster Art in der niederländischen Krone, denn er ist fast ausschließlich im Besitz des köstlichen Gewürzes, das wir Muskatnuß und Muskatblüthe nennen, der letzte Name ist allerdings drollig genug, denn er ist nicht im Entferntesten das, was man mit Recht Blüthe nennen würde, es ist derjenige Bast, welcher die Nuß unmittelbar umgiebt, wie er auch bei der welschen Nuß sich findet, nachdem man die grüne Schale davon entfernt hat. Zwischen dieser und der hölzernen Schale liegt ein netzartiges Gewebe und dieses ist was bei der Muskatnuß sich lediglich breitflächiger ausbildet und den ganz ungerechtfertigten Titel erhalten hat. Allerdings wachsen Muskatbäume überall auf den Sunda-Inseln, den Molukken, dem ganzen tropisch gelegenen Archipel zwischen Asien und Neu-Holland, aber nirgends in solcher Menge, nirgends in solcher Vortrefflichkeit, wie auf den Banda-Inseln,

überdies bewacht das holländische Gouvernement die Erzeugung und Ausbreitung der Gewürzpflanzen, duldet weder die Ausführung lebender Exemplare, noch auch den Anbau auf den eigenen Colonien in einem größeren Maßstabe, als ihm, dem Gouvernement, zur Erhaltung hoher Preise dienlich scheint.

Vor der Eroberung dieser Gruppe durch die Holländer im Jahr 1621 bewohnte ein sehr kriegerisches Volk die Inseln; dasselbe suchte seine Unabhängigkeit so lange zu bewahren, als irgend möglich, doch unterlag es zuletzt vollständig, denn die Holländer hielten ihre Eroberung nicht früher für gesichert, als bis die letzten Einwohner in den blutigen Kriegen ausgerottet oder von den Inseln verjagt waren, ich sollte wohl sagen, entflohen waren, denn dieses ist vielmehr als jenes der richtige Ausdruck. Die Holländer wollten Sclaven haben, die wenigen Einwohner, welche noch am Leben waren, wollten nicht als Sclaven für die Eroberer arbeiten und entwichen freiwillig von dem Boden, den sie nicht hatten schützen können.

Nunmehr theilte die holländische Kaufmannsgesellschaft diese Inseln in eine gewisse Anzahl von Parcellen und verlieh dieselben nach Art der Erbpacht an Abkömmlinge von Europäern. Dieselben ließen sich auf diesen Inseln nieder und bilden jetzt den vornehmen Stand, den Adel des Landes, aber dieser Adel blieb immer in einem harten Abhängigkeitsverhältniß von Batavia. Die ostindische Compagnie war der einzige Abnehmer ihres Produkts, welches unter keinen Umständen an einen anderen Käufer abgelassen werden durfte, aber bei dieser harten Bedingung lag noch eine andere im Hintergrunde; die liebreichen Holländer setzten auch den Preis für die Waare fest und verstanden es sehr gut, ihren persönlichen Vortheil aufrecht zu erhalten. Die Bewohner von Banda in der ganzen Ausdehnung des Archipels haben zu verschiedenen Malen versucht, sich von dieser sehr unbequemen Bevormundung zu befreien, allein es ist nicht gelungen; sie haben zwar alle Instanzen durchgemacht, haben auf die Entscheidung der Ministerien in Europa, haben auf die Entscheidung des Königs selbst gedrungen, allein dies alles hat sie nicht um einen Schritt weiter geführt, was einmal in Batavia beschlossen war, wurde als das allein Richtige in Amsterdam anerkannt und aufrecht erhalten.

Noch eine andere schwere Geißel ruht auf ihrem Rücken. Die Molukken sind der Deportationsplatz für die Verbrecher der holländischen Niederlassung. Hieher wird alles Diebs- und Mördergesindel, dessen physische Kräfte man noch benutzen will, gesendet, andere Arbeiter als diese oder von dem Erbpächter gekaufte malayische Sclaven, Unterthanen der vielen kleinen Fürsten auf den noch nicht vollständig unterworfenen Inseln giebt es hier nicht. Sclavenarbeit ist wenig werth, Verbrecherarbeit gar nichts und so würden die Leute sich in einem sehr schlechten Zustand befinden, wenn nicht die Arbeit überhaupt eine äußerst unbedeutende wäre, sie besteht nämlich lediglich im Sammeln der Früchte, die ganz von selbst wachsen und gedeihen ohne irgend einiges Zuthun

von Seiten der Gutsbesitzer. Unaufhörlich sind an den Bäumen Blüthen, halbreife und ganz reife Früchte, die Gärtner durchgehen alltäglich ihre Plantagen, heben die abgefallenen Früchte vom Boden auf und sehen in die Zweige des Baumes hinein um Früchte zu entdecken die geplatzt sind, und die dünne blättrige Schale, welche die Nuß unmittelbar umgiebt, die Muskatblüthe sehen lassen.

Die äußere Schale wird fortgeworfen, die innere Schale wird von der Nuß entfernt, beide werden getrocknet und dann verpackt. Um sie gegen einen gefährlichen Wurm zu schützen streicht man die Tonnen, an allen Fugen mit Papier beklebt, inwendig mit Aetzkalk an oder man begießt die Nüsse selbst mit Kalkmilch, worauf sie getrocknet und dann versendet werden. Alljährlich liefert die Banda Gruppe ½ Million Pfund Nüsse und 150,000 Pfund der gewürzreichen inneren Schale.



Der Inhaber eines abgelegten Kleides. (S. 184.)

Wie in allen Sclavenstaaten, so ist hier auch die Bevölkerung im äußersten Grade demoralisirt, wozu noch kommt, daß das weibliche Geschlecht noch nicht den zehnten Theil des männlichen beträgt. Die natürliche Folge kann sich ein Jeder selbst sagen. Die holländische Regierung hat etwas daran bessern wollen, indem sie auch weibliche Verbrecher hierher deportiren ließ, da diese aber lediglich zu der Klasse der käuflichen Dirnen gehörten, so kann man sich wohl denken auf welche Weise dadurch die Moralität gestiegen ist.

# Einunddreißigstes Kapitel.

Nach Buru. Die Flagge der Kopfabschneider. Die Caïli Bai. Der Name der Insel ist sehr richtig gewählt. Die Wiener in Buru. Ein heiteres Völkchen. Spiele und Unterhaltungen. Die Harfurs im Innern der Insel.

Wir suchten nun die Insel Buru zu erreichen und bedurften dazu keines besonderen Piloten, wie er sonst wohl in diesem gefährlichen Archipel nöthig ist; der Weg führt beinahe ganz westlich an Amboina vorbei, welches wir zu unserer Rechten, d. h. nördlich liegen ließen. Nach einigen Tagen einer höchst glücklichen Fahrt gelangten wir zur Ansicht der Insel, gerade als ein Korokoro, ein malayisches Ruderboot, auf ein paar Kabellängen an uns vorüber ging. Dies war eins von den berüchtigten Räuberschiffen, die den Archipel so höchst gefährlich machen; seine Mannschaften sind sämmtlich stark bewaffnet und obschon sie alle nackend, also ohne besondere Schutzwehr gegen Pfeile und Kugeln sind, so ersetzt doch ihre außerordentliche Tapferkeit vollständig, was in dieser Hinsicht ihnen fehlt. Solche Schiffe sind oft von 150, ja von 200 Menschen besetzt, welche die Ruder, wie es scheint, unermüdlich führen, darum sie auch zu jeder Zeit und bei der größten Windstille das Weite suchen und sich den verfolgenden Schiffen entziehen können; nur einem Dampfschiff würde es gelingen, nachzukommen und diese sind in einem so gefährlichen Archipel kaum zu brauchen. Das Boot, welches wir hier sahen, hatte ein Halbverdeck, über die ganze Länge desselben lief ein breiter Weg, genau so, wie man ihn auf den Galeeren im mittelländischen Meere sieht; dieser erhöhte Gang, ein wenig gewölbt, deckt den darunter liegenden Raum vor Regengüssen und Sprißwasser, man birgt daselbst die Lebensmittel und die Waffen, welche durch Nässe leiden können. Auf dem Verdeck gehen die Offiziere, gehen die Befehlshaber einher und ihre Stimme ordnet überall die Art und Weise des Ruderns, so wie des Kampfes mit einem zu enternden Schiffe. Von beiden Seiten dieser Plateform, dieses Halbverdecks, sitzen die nackten braunen Gestalten und bewegen die Ruder mit großer Taktmäßigkeit und Sicherheit.

Daß dieses Boot zum Kampf bestimmt war, ging aus den Flaggen hervor, die es führte. Man sieht Boote von derselben Größe und Bemannung blos auf den Fischfang ausgehen, aber in diesem Falle tragen sie niemals etwas, das man eine Flagge nennen könnte, sobald sie jedoch einem der Fürsten gehören, die dieses räuberische Volk regieren, so tragen sie in der Mitte an dem Mast, der gewöhnlich dient, um die Segel zu befestigen, die größte Flagge, welche zu gleicher Zeit neben der Farbe des fürstlichen Hauses das Wappen desselben enthält. In dieser Weise erklärte mir der Kapitain Waterhocker die beiden gegen einander gekehrten Parangs, die Kopfabschneider. Ich hege in-

dessen doch einen leisen Zweifel gegen die Richtigkeit der Annahme, weil ich eben diese wappenartige Verzierung der Flagge unzählig oft gesehen habe, es scheint mir im Gegentheil, als ob sämmtliche Fürsten unter den räuberischen Malayen dasselbe Wappen führen. Auf dem Hintertheil der Barke, so wie auf der Spitze derselben befand sich noch eine andere Flagge, welche ich eher als eine solche betrachten möchte die das Wappen des Fürsten führt. Die eine Flagge war blau und hatte große rothe Quadrate, welche mir in der Form eines T zusammengesetzt schienen; die andere Flagge war weiß und hatte eben solche Quadrate, aber nicht eine Figur bildend, sondern in den vier Ecken vertheilt.

Der Kapitain rief die Leute an, zuerst durch sein kleines, dann durch sein großes Sprachrohr, allein sie antworteten nicht; der Supercargo wollte durchaus daß man aus unserem langen Zwölfpfünder ihnen eine Kugel zuschicken solle, am liebsten gleich sie in den Grund bohren, da wir jedoch nicht eigentlich kriegsgeübte Leute waren und die Bemannung des fremden Schiffes sich als sehr zahlreich zeigte, so waren wir ganz zufrieden, nicht in gefährliche Berührung damit zu kommen. Im übrigen mögen sie die Stimme des Kapitains trotz ihrer Verstärkung durch das Sprachrohr auch nicht einmal gehört haben, denn sie machten einen gräulichen Lärm mit ihren Tamtams, ihren Schüsseln aus hart gehämmerter Bronze, nach deren Schlägen die Malayen taktmäßig rudern. Wenn man das Sprachrohr als Hörrohr brauchte, wenn man das Mundstück desselben an das Ohr setzte und das Rohr genau in die Richtung des fernen Schiffes brachte, so konnte man die Schläge im Dreschertakt ganz deutlich vernehmen.

Gegen Mittag des vierten Tages liefen wir in die schöne Caïli-Bay auf der Insel Buru ein und warfen vor der kleinen Festung unseren Anker bei 30 Faden Tiefe aus. Das Ghik des Supercargo wurde herabgelassen und er stieg mit mehreren seiner Bedienten in dasselbe, um dem holländischen Gouverneur einen Besuch abzustatten, (um ihm seine Aufwartung zu machen, flüsterte mir Waterhocker zu, denn bei holländischen Residenten darf er sich nicht gar zu mausig machen). Der Kapitain ließ sein Ghik gleichfalls herab und nahm mich in dasselbe, da er meinem Wunsch, das Land zu besuchen, wo es irgend möglich sei, stets nachkam.

Der Hafen ist weit und schön und würde große Geschwader von Schiffen fassen können, obwohl er nur selten besucht wird und von geringer Wichtigkeit scheint, so daß mir auch schwer begreiflich ist, weshalb man hier eine so ziemlich starke Festung hat. Von beiden Seiten des Forts dehnen sich die Häuser und Hütten der Malayen aus, einen großen Halbkreis bildend, da und dort von breiten Bächen durchschnitten, welche wieder durch unzählige Arekapalmen überwölbt sind, die man zu den schönsten Bäumen der Erde zählen kann.

Die Berge erheben sich ziemlich weit vom Ufer zu ansehnlicher Höhe, geben daher der Bewohnerschaft hinlänglichen Raum, sich auszudehnen und man sieht

darum auch weitläufige Pflanzungen aller Art, zwischen denen die anmuthigsten Pfade nach dem Innern führen, von großen Brodfruchtbäumen und Pandanus überschattet.

Wir stiegen ans Ufer und wurden im Hause des Residenten auf die zuvorkommendste Weise empfangen; es war der erste Holländer, von dem ich sagen konnte, er habe sein Haus auf eine dem Klima entsprechende Weise gebaut. In der Regel ist man so dumm, die Steine dem Holze vorzuziehen, dies ist sehr zweckmäßig für ein Wohnhaus in Holland, England, Deutschland, aber für die tropischen Gegenden ist es wohl sehr unzweckmäßig, und Holz oder Bambus ist dasjenige Material, welches für diese Klimate paßt.

Auf einem Spaziergange fand ich den malayischen Namen der Insel höchst gerechtfertigt. Buru heißt „viele Vögel“ und in der That findet man unzählige Arten derselben in solcher Menge, wie ich sie kaum an anderen Orten gesehen habe; ich habe manchmal geglaubt, daß auf einem Zweige mehr Loris als Blätter befindlich sind. Die Eingebornen wissen dieselben an ihre Wohnungen zu fesseln, so daß sie auf einen Lockruf gleich dem Geflügel eines Hühnerhofes herbeikommen, sich wohl auch auf die Hand desjenigen setzen, der ihnen Futter spendet. Diese Zutraulichkeit wird oft genug hart bestraft, indem man die schönen Thiere festhält, in einen Käfig sperrt und zu Dutzenden an die Seefahrer verkaufen, welche sie dann nach Europa bringen, doch akklimatisiren dieselben sich schwerer, als irgend ein anderer Papagai.

Die Eingebornen leben in großem Ueberfluß und Lebensmittel, namentlich Fleisch aller Art, vom Rind und Schwein bis zu dem des Huhnes und bis zu seinen Eiern, sind hier zu wahren Spottpreisen zu haben, was allerdings für den holländischen Seefahrer, der sich verproviantiren will, ganz angenehm sein mag, was aber gewiß für die Eingebornen nicht vortheilhaft ist. Diese wohlfeilen Preise der Lebensmittel rühren nur davon her, daß hier gar kein Markt ist. Holländische Schiffe legen hier nicht sehr häufig an und andere Schiffe dürfen nicht anlegen, wenn sie nicht eine gewaltige Hafensteuer zahlen wollen, was sie allerdings in der Regel nicht wollen; auch dies sind die verderblichen Früchte des Monopolsystems, unter dessen Druck die holländischen, wie die englischen Besitzungen Jahrhunderte lang gelitten.

Bei alledem wissen die Leute es nun einmal nicht anders und scheinen vergnügt und guter Dinge. Mein Himmel, der Mensch ist ja bald zufrieden gestellt; schon das römische Volk brauchte, um ruhig zu sein, nichts als „panem et circenses“ und daß die große Hauptstadt Wien so wenig geneigt ist, Revolutionen zu machen, wie man sie gar so schön in Paris aufzuführen versteht, kommt vielleicht nur davon her, daß es ein Dutzend Theater giebt, in denen die Preise so spottniedrig stehen, daß man schwer begreift, wie sie überhaupt bestehen können und darin, daß unendlich viele vornehme und geringe Wirthshäuser vorhanden sind, in denen man sich auf jede erdenkliche und beliebige

Weise an der Tafel oder mit den hübschen Kellnerinnen oder beim wohlfeilen Wein unterhalten kann. Und als im Jahre 1845 durch einige sehr einträgliche Finanzmaßregeln und durch das vollständige Verschwinden alles Metallgeldes die Preise stiegen, da fing das Volk an, sehr unzufrieden zu werden und da brach auch im Jahre 1848 die Revolution in einer höchst anmuthigen Weise aus.

Mit den Wienern, wie sie mir aus früheren Zeiten geschildert wurden — ich habe sie leider nicht mehr so kennen gelernt — möchte ich die Bewohner von Buru vergleichen. Den ganzen Tag sind sie lustig, essen viel, arbeiten wenig und den Abend bringen sie unter Spielen und drolligen Schaustellungen zu. Bei diesen Spielen der Duell, der Kampf zwischen zwei Personen, die sich gegenseitig den Hals abzuschneiden suchen, die Hauptrolle; ich sah einem solchen zu und muß gestehen, daß er außerordentlich viel drolliges hat. Die Menschen sind in ihren Bewegungen höchst gewandt und dabei doch grotesk-komisch. Sie hauen mit scharfen Säbeln, welche ähnlich sind unseren Husarensäbeln, nur nach vorne zu breiter und schwerer, auf einander los, als wäre es ihnen Ernst, aber sie pariren die Hiebe entweder, indem sie plötzlich mit hochgehobenem Bein die hölzerne Sohle dem Schlagenden entgegenhalten, oder indem sie sich ducken, so daß der Hieb über dem Kopf hinweggeht, oder indem sie in die Höhe springen, wenn der Hieb nach unten, gegen die Beine gerichtet ist. Und bei jedem solchen Satze werden komische Schreie ausgestoßen und werden satyrische Bemerkungen gemacht, welche den Anderen zu größerer Geschicklichkeit anfeuern sollen und die Zuschauer sitzen umher und lachen, als wenn sie besessen wären; hier habe ich erst den Ausdruck: „das ist zum Kullern" begreifen und schätzen gelernt. Es ist so drollig, daß derjenige, der es sieht (natürlich am Boden sitzend), sich überschlägt, die Beine anzieht und sich wälzt, sich kullert. So sah ich es an einem Abend hundert Male und die Leute hatten eine seltene Geschicklichkeit darin. Hinter ihren Fersen auf dem Boden sitzend mit fest an sich gezogenen Knien, ergreifen sie diese plötzlich mit beiden Armen und werfen sich lachend hinten über, sich so ganz um sich rollend, daß sie wieder zu sitzen kommen, nur etwas hinter dem vorher eingenommenen Platz.

Bis zu den Harfurs, welche das Innere bewohnen, bin ich nicht gedrungen; ihre Berge sind steil und bilden eine ziemlich sichere Schutzmauer; die Holländer sind nicht sehr geneigt mit ihnen anzubinden und lassen sie daher ruhig und sie sind übler berüchtigt als die Harfurs anderer Gegenden und man behauptet, daß sehr viele von den vereinzelt stehenden Schildwachen eben von diesen Harfurs aufgehoben worden sind. Was mit denselben geschieht in ihrer etwaigen Gefangenschaft, ist unbekannt; man behauptet, sie würden gebraten und gegessen; dies eine nur ist gewiß, daß man die Posten niemals ermordet findet und daß ferner die Verlornen, die Vermißten immer Malayen oder Harfurs sind, es wäre demnach eine ganz andere Lesart als die gewöhnliche, möglich. Solche

verlorene, aufgefangene und aufgefressene Posten sind möglicherweise nichts weiter als Deserteurs und ihretwegen müssen nun die Eingebornen für Menschenfresser gelten. Ich will nicht behaupten, daß ich in allen Fällen Recht habe, aber wahrscheinlich kommt es mir vor.

## Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Malayen am Meeresufer. Das weibliche Geschlecht Betelkauen. Kleidung der Fischer und Ackerbauer. Die Thiere der Insel. Amboina. Eigenthümlichkeiten der Insel. Große Zuvorkommenheit gegen den reichen Mann. Tropische Früchte verglichen mit denen des mittleren Europa.

Die Bewohner des Küstenstriches sind durchweg nur Malayen und Chinesen. Die ersteren bekennen den Muhamedanismus in seiner polynesischen Entartung, d. h. sie beschneiden die Knaben, rufen Allah an, haben Moscheen und sind eifersüchtig auf ihre Frauen; sonst wüßte ich nichts, was den Islam charakterisirte, sie kennen kaum einmal den Namen seines großen Propheten. Die Race ist eine durchaus schöne, der Gliederbau ist höchst fein und proportionirt, Hände und Füße sind fein und durchaus tadellos schön. Der Gesichtsausdruck der Männer ist bei ihren brennend schwarzen Augen etwas wild und wenn sie erzürnt werden, schreckenerregend; die schwarzen Augen des weiblichen Geschlechts sind dagegen viel mehr schmachtend als feurig, es ist beinahe, als drücke sich darin eine Art Leiden aus, doch habe ich nicht bemerkt, daß sie von den Männern hart behandelt würden. Jenes Entgegenkommen, wie man es bei den polynesischen Völkern findet, würde hier etwas ganz Unerhörtes sein, dennoch darf man nicht glauben, daß ein malayisches Mädchen nicht zu erobern wäre. Alle Mädchen lieben den Schmuck. Mephisto sagt vom Faust: „Gleich schenken? Gut, da wird er reussiren."

Und diese Beobachtung, welche Göthe's Teufel vor 70 Jahren machte, ist so alt, wie der Teufel selbst, er liegt mit der größten Tugend des Menschen, mit der Dankbarkeit, in derselben Kapsel. Das Geschenk erfreut, die Beschenkte ist dankbar, sie will den Geber wieder erfreuen, aber sie ist arm, sie hat nichts als ihre Liebe, nun so schenkt sie diese und der Beschenkte ist überaus glücklich, denn er hat viel was köstlicheres empfangen, als er gegeben hat und die Spenderin ist auch glücklich, denn sie hat sich dankbar bezeigen können.

Ohne die unschöne Sitte des Betelkauens würden die malayischen Mädchen mit ihren langen, seidenweichen Haaren, deren Blauschwärze ihren dunklen Teint fast hell erscheinen lassen, sehr anmuthige Geschöpfe sein, aber der roth gefärbte Speichel, welcher die Lippen fortwährend benetzt, ist etwas sehr unappetitliches und der schrecklichste der Schrecken ist mir die größte Höflichkeits-

bezeigung, welche ein Malaye dem Freunde erweisen kann, er nimmt den Betelbissen aus dem eigenen Munde und steckt ihn höchst eigenhändig in den Mund des Freundes. Brrrr.

Die Kleidung der Mädchen besteht in einem Stücke Zeug von etwa Ellenbreite und doppelter Länge, welches über den Hüften um den Leib geschlungen wird und welches sich selbst durch Einschlingen der Enden in dieser Lage erhält, natürlich nicht lange; es muß, sobald es sich locker zeigt, gelöst und von neuem umgeschlungen werden und da dieses in völligster Ungenirtheit geschieht, weil kein Mensch das Geringste, den Anstand Verletzende darin findet, so hat man häufig Gelegenheit, wenn auch nur mit einem flüchtigen Blick, die schönen Körper der Jugend zu bewundern, natürlich eben so oft die der alternden. Einen Gürtel, der dieses Kleidungsstück festhielte, sah ich niemals.

Nun haben sie noch ein zweites Stück Zeug von mehr als doppelter Breite, welches ganz viereckig ist. Dieses wird wie ein Mantel oder wie ein Tuch, bald auf einer, bald auf beiden Schultern getragen, läßt die eine Hälfte des Oberkörpers ganz frei, mitunter nachlässig über den Arm geworfen auch den ganzen Körper, mitunter wird es auch über den Kopf genommen, da es dann Gelegenheit zu einem ganz anmuthigen Kokettiren giebt; kurz, die Malayinnen wissen es vortrefflich zu gebrauchen und wissen trotz ihres Islam, der die Frauen eigentlich vor den Blicken der Männer vollständig gehütet wissen will, diesen zu zeigen, daß sie wohl der Beachtung werth sind.

Unter den Küstenbewohnern, so weit sie Malayen sind, findet man nur zweierlei Gewerbe: das des Fischers und das des Ackerbauers; das erstere treiben die armen, das letztere die wohlhabenden Uferbewohner und zwar geben sich diese mehr mit der Viehzucht, weniger mit der Bestellung der Ländereien ab. Als Mohamedaner haben sie eine Abneigung gegen Schweine oder sie affectiren dieselbe und sie überlassen die Zucht derselben den Chinesen; sie ziehen vorzugsweise die Rinder auf, welche man in Indien findet, eine sehr kleine Race mit einem wahren Kameelhöcker, mit einer Fleisch- und Fettgeschwulst auf dem Rücken, der für eine der größten Delicatessen gilt; die Insel aber hat auch Büffel, große starke Thiere, von ungemeiner Wildheit, welche nur die Wälder bewohnen und einem Wanderer höchst gefährlich werden würden, wenn ihre breit gestellten Hörner sie nicht am schnellen Laufen hinderten. Mit diesen verwickeln sie sich sehr leicht im Unterholz, den Lianen, den Kletterpalmen, dem Bambus, so daß man ihren Angriffen wohl entkommen kann. Gefährlicher sind die Wildschweine, welche die Wälder bewohnen und die bei der harzigen Borstenrinde welche ihren Körper panzert, weder die giftigen Nesseln, noch sonstige Dornpflanzen fürchten und aus ihren Verstecken aufgescheucht mit wahrer Mordlust auf den Friedensstörer losgehen. Auch die Babirussas sind hier häufig; auch eine schöne Gattung von Hirschen ist ziemlich allgemein verbreitet; leider verbergen die schattigen, dumpfigen Wälder auch sehr giftige Schlangen und wie

feucht diese Wälder sind, bemerkt man an den Moosdecken, welche alle Bäume bis zur Unkenntlichkeit des Stammes überziehen. Auch der Boden ist so bedeckt, es wuchert eine Masse saftstrotzender Pflanzen in einer solchen Fülle, daß man immerfort unsicher ist, wenn man einen Fuß vor den anderen setzt und unter dieser Decke einer üppigen Vegetation finden sich immer allerlei nicht gerade angenehme Gäste: gefährliche Gewürme, auch wohl giftige Schlangen. Die Annehmlichkeit welche ein norddeutscher Wald zur Zeit des Sommers bietet, die Annehmlichkeit auf seiner trockenen Moosdecke sitzen, liegen, schlafen zu können, darf man freilich in den Aequatorialgegenden wo die Natur ihren höchsten Luxus entfaltet, nicht suchen.

Es ist mir niemals ganz klar geworden, weshalb wir auf unseren Wegen von der Insel Banda hieher, Amboina verächtlich liegen gelassen haben, da wir es doch jetzt aufsuchten; allein gegen die Beschlüsse der Götter kann man einmal nicht ankämpfen und der böse Gott dieses Schiffes, welcher Meyer hieß und Supercargo titulirt wurde, lenkte unser Steuer dergestalt, daß es zuerst an Amboina vorbei und dann auf Amboina zulief.

Wir hatten die Nacht hindurch bei herrlichstem Mondschein ohne alle Gefahr segeln können und gelangten am frühen Morgen auf die Höhe von Amboina, wo wir durch eine plötzliche Wendung die ganze Insel in ihrer vollsten Schönheit vor uns hatten und uns durch den Landwind, welcher noch nicht aufgehört hatte zu wirken, mit dem würzigen Duft der vielen Nelkenbäume übergossen und gebadet fühlten.

Vor uns lag das Fort mit der breit wehenden Flagge in den holländischen Farben auf hohem Mast; von seinen Mauern drohten gewaltige Feuerschlünde jedem unberufen Nahenden Verderben; hinter denselben erhoben sich die Hügel und die Berge und noch in fernerem Hintergrunde sah man die stolzen Gipfel der Gebirgskette von Ceram, Amboina überragen. Um das Fort her lag die Stadt eingeschlossen in eine Fülle von Grün, was ihr ein höchst anmuthiges Aussehen gab. Die Bay wimmelte von Schiffen groß und klein, von den Piroguen und Jonken der Eingebornen oder der Chinesen bis zu dem Korokoro der Malayen und den dreimastigen Handelsschiffen der Holländer. Hier, wie überall, auf den Molukken und auf den sonstigen niederländischen Besitzungen die einzigen europäischen Seefahrer, nur mit dem Unterschiede von Buru, daß derselben hier sehr viele, dort aber so gut wie gar keine waren, denn Amboina ist einer der belebtesten Handelsplätze, indeß Buru nichts davon aufzuweisen hat.

Die Insel ist etwa 12 deutsche Meilen lang und hat nur eine geringe Breite, ist aber durch eine große Bay so eigenthümlich eingeschnitten, daß sie eigentlich ein ungeschickt gestaltetes Hufeisen bildet, so nämlich, daß seine beiden Enden breiter sind, als die Mitte und daß man von Amboina sagen kann, es bestehe aus zwei durch eine Landzunge verbundenen Inseln. Die Holländer

haben nicht nur dies wahrgenommen, sondern für jede der beiden Theile aparte Namen angenommen, oder vielmehr den ursprünglichen beibehalten: Hitu- und Ley-Timor. Die Landzunge, welche diese beiden Theile der Insel verbindet, hat nicht eine Viertelmeile Breite. Es entstehen auf diese Art eigentlich zwei halbkreisförmige Buchten, jede groß und tief genug, um mächtigen Schiffen einen sicheren Ankerplatz zu gewähren; auf derjenigen Seite, welche man die südliche nennt, haben die Portugiesen ihr Fort Victoria angelegt, es ist dasselbe, welches die Holländer noch jetzt befestigt erhalten haben und hinter welchem etwa 1000 Schritt entfernt die Stadt liegt. Das Fort selbst ist übrigens ganz ohne Werth



Als es Nacht wurde, stieg die Wuth des Sturmes immer höher. (S. 203).

und scheint in Ruinen zu verfallen; es will mir vorkommen, als sei es mehr gemacht, um die Stadt, als um die Bay zu beherrschen; auch wird es, wenn ich nicht sehr irre, von den Holländern vernachlässigt, was jedenfalls um so mehr zu bewundern ist, als Amboina für sie einer der wichtigsten Punkte und die Hauptstadt der Molukken ist.

Welchem Umstande die außerordentliche Zuvorkommenheit des Gouverneurs, der nicht wartete, bis wir zu ihm kamen, sondern der zu uns kam, zuzuschreiben war, weiß ich nicht recht; kurz, er kam, er war da und er setzte den Supercargo in ein namenloses Entzücken.

Was für Bücklinge schnitt der Mann, wie tief verbeugte er sich, so daß sein Rücken vollkommen horizontal lag und seine Beine damit einen Winkel von 45° bildeten, weil er sonst nach vorne übergestürzt wäre; es war sehr hübsch, man konnte es musterhaft schön nennen und besonders, daß dieser hochmüthige Tropf sich so frappant demüthigte, war mehr als alles andere ergötzlich. So imponirt gründlich gemeinen Menschen, wenn sie auch noch so reich sind und unabhängig, die vornehme Stellung immer, wiewohl eben diese um so unverschämter gegen Aermere sind, als sie demüthig sind gegen Höhere.

Der Gouverneur lud den Supercargo, den Kapitain, den ersten Lieutenant oder Ober-Steuermann, ja er lud sogar mich ein (was gewiß schrecklich für den Supercargo war, der eigentlich ganz allein die Ehre haben mußte), er lud uns Alle und sogar mich bei sich zu Tische ein und wünschte, daß wir alsbald von seinem Boot Gebrauch machen und mit ihm kommen möchten.

Er hatte ein Paar junge Offiziere bei sich, welche eine gelehrte Schule besucht und sich recht hübsche Kenntnisse erworben hatten, daher mir die Einladung doppelt angenehm war, ich durfte hoffen, von ihnen mehr von Amboina zu erfahren, als ich bei einem so kurzen Aufenthalt, wie er mir gewöhnlich wurde, durch eigene Anschauung erfahren konnte. Sie fingen auch gleich damit an, mich einen anderen Weg, als denjenigen, zu führen, welchen der Gouverneur mit dem Supercargo und unsren beiden Schiffsoffizieren nach Batu Gadja einschlug. Der genannte Ort ist der Landsitz des Gouverneurs und es giebt dahin einen bequemen offenen Weg, doch auch einen Fußsteig, welcher jenen an Bequemlichkeit erreicht und an Schönheit bei weitem übertrifft. Schon gleich im Anfange waren die breiten und starken Sagopalmen, die schlanken Cocos- und Arekapalmen und alle Herrlichkeiten der tropischen Vegetation viel zu verlockend für mich, als daß ich hätte zu Pferde steigen oder gar mich hätte in einen Palankin, in einen finsteren Kasten, verkriechen sollen; ich zog es vor die Promenade zu Fuß zu machen und beim Himmel! das vornehmste, königliche Diner hätte mir diesen Spaziergang nicht ersetzen können. Die prächtigen Bäume, welche die Mangustin-Frucht und die noch köstlichere Mango-Frucht trägt, die Papayes, die Bananen bildeten reiche Büsche, die von munteren Singvögeln bewohnt waren und in diesen Gebüschen lagen die schönsten malayischen Häuschen versteckt, alles so sauber und deliciös, alles so frisch und duftreich und von rieselnden Bächen des klarsten Wassers durchfurcht, als hätte eine wohlthätige Fee diese Zaubergärten durch einen Wink ihres Zauberstäbchens hervorgerufen. Nirgend sah ich die Mangustin so schön als hier; man hat sie sowohl als die Mangofrucht, auf Java aber der molukkische Archipel und das Festland von Indien, scheinen doch die eigentliche Heimath dieser edelsten aller Früchte der heißen Zone zu sein. Die Mangustine sieht aus wie ein recht schöner Apfel, hat auch ungefähr die Größe, nur eine derbere Schale, ihr Fleisch aber ist von einem so gewürzigen Geschmack, wie nur unsere besten

Bergamotten und Malvasierbirnen ihn haben; auch ist das Fleisch eben so zart und weich, wie bei dieser Frucht und darum kann man mit Recht die Mangustine die Königin des Südens nennen, denn es giebt durchaus keine andere Frucht, es sei denn die Gartenerdbeere, welche einer recht reifen saftigen Birne gleichkäme; das mittlere Europa ist jedenfalls hinsichtlich der lieblichen Früchte bei weitem mehr begünstigt, als irgend ein anderes Land der Erde; selbst die Ananas, wie köstlich sie ist, wenn wir sie cultivirt und in unseren Treibhäusern gereift erhalten — wer möchte eine ganze Ananas aufessen und daran sich erquicken und wer — wenn er überhaupt jung und gesund und ein Freund von gutem Obste ist, möchte nicht ein halbes Dutzend unserer würzreichen Birnen verzehren. Dies gilt im Vergleich mit unseren schönen, mäßig großen Treibhausananas, von den in Südamerika im Freien wachsenden, hutkopfgroßen, gar nicht zu reden, denn sie sind meistentheils hohl, sind alle holzig und schmecken nach Terpentin, man muß sie in Scheiben geschnitten eine halbe Stunde lang wässern, um sie überhaupt genießen zu können.

---

## Dreiunddreißigstes Kapitel.

Zur Tafel beim Gouverneur Schlemmen und Prassen der Holländer. Ein Paar hochberühmte Früchte der Insel. Malayische Diener in europäischer Kleidung. Die Stadt Amboina. Die malayische und die chinesische Stadt. Der Bazar. Die reichen Europäer und ihre menu plaisirs.

Wir kamen zur rechten Zeit, um uns in den Speisesaal des Gouverneurs zu begeben. Die Gesellschaft, welche sich in dem schönen großen Garten zerstreut hatte, fing an sich zu sammeln und ich hatte kaum Zeit den Palast des Gouverneurs mit seinen Colonnaden, Altanen und luftigen Gallerien mit halbem Auge zu besehen; bald war der Saal von der Familie des Gouverneurs und von seinen vornehmen Gästen aus der Stadt gefüllt, denen er uns vorstellte, als durch den reichen van der Kapellen von Batavia zu einer wissenschaftlichen Entdeckungsreise ausgesendet. Mir wurde auch jetzt klar, warum er sich persönlich zu uns bemüht hatte.

Unser Schiff war mit einem schönen Seewinde, der Tags immer weht, so wie der Landwind bei der Nacht auf allen Inseln der heißen Zone, in den Hafen gekommen und hatte seinen Bug zur Ansicht geboten. Nun rollten die Anker hernieder und auf ihnen drehte sich das Schiff alsbald mit dem Spiegel gegen die Stadt und so konnte man den Namen des Schiffes, der „van der Kapellen“ mit den goldensten aller goldenen Buchstaben erglänzen sehen. Während wir aber alle möglichen Kreuz- und Querwege gemacht hatten, war die Kunde von der Ankunft unseres Schiffes uns vorausgeeilt und der Gouver-

neur, welcher den Besitzer des Schiffes nicht nur kannte, sondern ihm verpflichtet war, hielt es der Artigkeit und der Dankbarkeit angemessen, der Erste zu sein, der den Höflichkeitsbesuch machte.

Daß unser Diner ein luxuriöses, zugleich europäisches und tropisch prächtiges war, versteht sich von selbst, darin sind die Europäer sich gleich, sie mögen Engländer oder Holländer sein, sie leben nicht, wie es vernünftig ist, sondern sie leben üppig und splendid, gänzlich gegen alle Regeln der Diätetik, sie schlemmen und prassen und sagen: es dauert in diesem mörderischen Klima ja doch nicht lange, warum soll ich nicht so viel genießen, als möglich; statt, daß sie sagen sollten: ich will vernünftig leben, damit es länger dauert. Werden doch die Malayen, werden doch die Indier alt bei voller Gesundheit und bei vollstem Gebrauch der Kräfte — aber freilich leben sie auch nicht wie die Holländer und Engländer, verzehren nicht täglich 3 Pfd. Beefsteaks, 3 Pfd. Schildkrötenfleisch, 2 Kapaunen oder Poularden und einen Wildschweinskopf, sondern sie begnügen sich mit Früchten, Reis, Sorbet, oder Palmenwein statt des Portweins oder Madeiras, statt des Capweines und des Canarien Sektes — und sie essen nur dann und wann, um nicht aller Fleischnahrung zu entbehren, etwas Geflügel und so bringen sie es bei voller Gesundheit zu hohen Jahren.

Ich sah hier auch zum Schluß der Tafel zum ersten Mal in meinem Leben zwei Früchte von Amboina, welche man für sehr köstlich hält, aber nachdem ich diesen Kelch einmal geleert, beabsichtige ich nicht, mir denselben jemals wieder füllen zu lassen, es müßte denn sein, daß ich einmal in wirkliche Hungersnoth geriethe. Die eine dieser Früchte und zwar diejenige, welche man für die wohlthätigste hält, heißt Durio und hat einen kräftigen Knoblauchsgeschmack, von dem man allerdings versichert, daß er sich durch die Gewöhnung weniger unbequem zeige, ich muß aber sagen, daß ich keine Frucht mag, die irgend etwas Unangenehmes hat. Es ist mir, als ob mir ein New-Yorker Gentleman sein Röllchen Kautabak anböte, und bei meinem Widerwillen dagegen sagte: „Nun, gewöhnen Sie sich nur erst daran, allmälig wird es Ihnen ganz gut schmecken." Nun gut, wenn man ein engländischer oder holländischer Matrose ist, oder wenn man einen solchen seinen Ahnherrn nennt und von ihm diesen köstlichen Genuß gelernt hat, ja, aber sonst wohl nicht.

Die andere Frucht heißt Rambutan, sie ist jedenfalls etwas besser und mehr einer Frucht ähnlich; sie hat eine lederartig dicke, zähe, grüne Schale, aus welcher sie geschnitten, dann zerdrückt, mit Zucker zu einem Brei gemacht und mit Madeira übergossen wird, so genossen als Compot ist sie nicht übel, wenn man sie aber ohne diese Zubereitung essen will, so hat sie den Geschmack einer Würgebirne und zugleich einen höchst unangenehmen Harzgeschmack, ähnlich dem des Copai-Balsams, vor welchem die verwegensten jungen Herren von Weltevreden, auch wenn sie noch so fleißige Besucher von Mistern Cornels waren, doch einen großen Abscheu hatten. Dieser unangenehme Geschmack wird da-

durch beseitigt, daß man die zerschnittene Frucht in Branntwein und nachher zur Entfernung dieses letzteren in Wasser legt.

Welch ein glückliches Land, wo man so viele Complimente mit einer Frucht machen muß, um sie essen zu können; da lobe ich mir mein schönes Deutschland, wo jede reife Frucht: Pflaume, Birne, Apfel, Traube, Kirsche frisch vom Baume oder der Staude gepflückt gerade um so köstlicher schmeckt, je weniger Künsteleien man damit vornimmt; wer braucht zu unserem Obst, es seien denn Johannisbeeren oder Walderdbeeren, Zucker, oder Madeira oder Rum, und mit den tropischen Früchten ist es gerade so, daß sie nur genossen werden können wenn man sie durch allerlei Zuthaten und Vorbereitungen, in ein Compot verwandeln kann.

Bei unserem Mittagsmahl wurden wir von lauter Malayen bedient, aber sie gingen nicht in ihrer malerischen leichten Landestracht, sondern in rothen Beinkleidern und blauem Frack mit blanken Knöpfen und einem schwarzen Cylinder auf dem Kopfe, dem Dinge, welches wir gewöhnlich Hut nennen. Sie sahen abscheulich aus, dies kann ich ehrlich versichern und wenn ich einmal malayische Diener haben sollte, würde ich sie nicht so kleiden. Auch unsere eigene Tracht war bodenlos läppisch, wir alle zusammen trugen lange schwarze Beinkleider, eng anliegende Weste, engen schwarzen Frack und eine halsschnürende weiße Binde. Die schöne Tracht mit weißem Beinkleid und weißem offenen Rock, beides von feiner Leinwand oder, wenn diese zu theuer ist, von Baumwollenzeug, ist nur für den Spaziergang und die Reise gestattet, und es würde ein äußerster Verstoß gegen Anstand und Sitte sein, wollte man so leicht gekleidet und nicht wie es allein schicklich ist, im Tuchrock oder in der Uniform, Besuche machen oder zu Diners gehen.

Nach dem Mahl setzte ich meinen Spaziergang fort, wiederum begleitet von den freundlichen Offizieren, welche mich auf dem Wege zur Stadt den botanischen Garten sehen ließen, der zwar keineswegs Pflanzen einer fremden Zone enthält, allein deshalb interessant ist, weil er die Gewächse des heißen Erdgürtels auf einem kleinen Raume vereinigt. Allerdings nur die hauptsächlichsten, denn sollten wirklich alle Pflanzen der Aequatorialregion hier vertreten sein, so würde die ganze Insel Ceram, welche fünfzigmal so groß als Amboina, nicht ausreichen denn der Pflanzen sind gar viele.

Die Stadt Amboina ist keineswegs unbedeutend, aber sie ist unschön, sie hat nicht das Geringste, was sie charakteristisch erscheinen ließe, so weit der von Europäern bewohnte Stadttheil reicht. Hier sieht man lauter gerade breite Straßen, welche zwar mit Bäumen bepflanzt sind, auch Gärtchen bilden, wie man sie z. B. vor jedem Hause in den neuen Stadttheilen Berlins sieht, aber des wohlthätigen Schattens entbehren diese Straßen immerfort, denn die Häuser sind zu niedrig und die Bäume zu schwach belaubt, um eine erquickende Kühle zu gewähren; auch das steife Alignement und der Bau aus Backsteinen

will nicht einleuchten für eine tropische Stadt und am allerwenigsten thun dies die im großartigen Styl angelegten öffentlichen Gebäude.

Dieser Theil der Stadt, welcher halbmondförmig um die Bay hergelegen ist, nimmt die Mitte ein; auf beiden Flügeln dehnt sich auf beträchtlichem Raume die malayische und chinesische Stadt aus. Das malayische Quartier verräth weniger Reichthum, als das europäische, aber bei weitem mehr Sinn für das richtige Verständniß der klimatischen Verhältnisse; auf jedem Schritt trifft man zierlich gebaute, aus Bambus zusammengesetzte Häuser, trifft man schattige Gebüsche, prächtige ausgebreitete Bäume, welche die Dächer dieser zwar kleinen, aber bequemen Häuser überragen und trifft man die höchsten und schlankesten Palmen ihr Haupt emporheben aus dem Waldesdickicht und sich im leisen Winde neigen und doch ist das Volk, welches hier wohnt, so arm und so tief unterdrückt von den Europäern, daß man kaum glauben sollte es hätte noch Freude an seinem Dasein.

Die Malayen leben fast nur vom Fischfang, vom Verkauf der Beute und von dem, was die zierlichen Frauen in ihren kleinen Gärten an Früchten und Gemüsen ziehen; dieses sieht man auch in den unbedeutenden kleinen Läden, welche bei jedem Hause vorhanden sind. Während des Tages liegen die Boote der Eingeborenen mit Netzen beladen am Strande; so wie es Nacht wird, füllen sie sich mit malayischen Ruderern, welche bei dem Schalle schreiender Blechbecken die im Takt der Ruderbewegung mit hölzernen Klöppeln geschlagen werden, nach der Mitte der Bay oder in das Meer fahren. Ohne Tamtam können die Leute durchaus nicht rudern, es scheint, als übe der schrillende Schlag eine Art Zaubergewalt aus und als müßten die Ruder sich nach dem Takte derselben bewegen. Sind sie auf der Stelle angekommen, wo der Fischfang beginnen soll, so hört sowohl das Rudern als der Lärm des Instrumentes auf, die Netze werden ausgeworfen, zwischen je zwei und zweien der Boote geschleppt, auf den Spitzen derselben aber wird Feuer angezündet und nach diesem schauend und es mit Neugier verfolgend, gerathen die Fische in die ihnen gelegte Falle. Die Arbeit ist kurz, denn sehr bald bemerkt man an dem Widerstand des Netzes, daß dasselbe gefüllt ist; dann wird zum Ufer zurückgekehrt, man läßt die wimmelnde Masse von lebenden Thieren, nur von wenigen Leuten bewacht, im Wasser und begiebt sich zur Ruhe. Am nächsten Morgen werden die Fische in die Stadt getragen und der Rest wird vor den Hütten der Malayen ausgebreitet.

Auf der anderen Seite der europäischen Stadt liegt das chinesische Quartier. Die schlauen Händler, die pfiffigen Kaufleute und Commissionaire des himmlischen Reichs der Mitte haben hier eine Colonie angelegt, wie sie es überall gethan haben und thun werden, wo es etwas zu verdienen giebt. In diesem Kampong sieht man immerfort die regeste Geschäftigkeit und der Kaufmannsgeist lacht einem auf jedem Schritt entgegen. Mit großer Sorgfalt ist überall das Verkäufliche ausgestellt und man hat stets gewußt, die vortheilhafteste Seite

herauszukehren, die Sache so zu stellen, daß sie in's Auge fällt, daß sie den Käufer auf sich aufmerksam macht. Nichts ist diesen Leuten zu klein und gering, um nicht Vortheil daraus zu ziehen, nichts ist ihnen zu groß, um sich nicht daran zu wagen. Man findet hier z. B. dieselben Fische und dieselben Früchte, wie in der Malayenstadt und der chinesische Wiederverkäufer hat sie von den Malayen genommen, allein man findet nur das Ausgesuchteste. Man muß zwar alles dreifach so theuer bezahlen, als bei den Malayen, aber man hat auch das Allererlesenste und Feinste; es ist dasselbe mit dem Schlachtfleisch, dasselbe mit den Delicatessen, welche man hier ebenso gut hat, wie in Europa, nur allerdings von anderer Art, denn man schlürft statt der Austern Holoturien und verspeist statt der Trüffeln Schwalbennester.

Der eigentliche Bazar des chinesischen Viertels ist ein einziger Schuppen, der auf ungefähr 40 mächtigen Pfählen von drei Klafter Höhe ruht; er ist ganz frei, hat keine Wände und nur in sofern Abtheilungen, als die fünf Reihen von Pfeilern ihn auf die natürlichste Weise in vier Gänge abtheilen. In gleicher Linie mit den Pfeilern sitzen die Kaufleute und zwischen ihnen laufen die Käufer in langen, schwankenden Linien auf und ab. Ein einziges, sehr leichtes, aber ungeheuer großes Strohdach bedeckt den ganzen Platz, welcher Raum hat für wenigstens 500 Kaufleute und deren Tische und Tischchen.

So wie auf diesen alle erdenklichen Waaren ausgestellt sind, so sieht man auch alle möglichen Stände unter den Käufern vertreten, den schmutzigen Papu neben dem gallonirten holländischen Offizier, malayische Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit der Körperformen, welche den begegnenden jungen Männern als ein Symbol ihres Gewerbes, das Leben zu versüßen, kleine Stückchen frischen Zuckerrohres bieten und neben diesen sieht man die gravitätische Frau des niederen holländischen Beamten und die vornehme Köchin des höheren Beamten und Alles läuft und treibt durcheinander in unablässiger Bewegung und Geschäftigkeit, so daß es kaum möglich sein würde, sich hiervon ein richtiges Bild zu machen.

Die Nacht ändert hierin nichts, im Gegentheil scheint der Markt sich noch mehr zu beleben, die Kaufleute scheinen die Fackelbeleuchtung der des Tages vorzuziehen. Auf jedem Tische bemerkt man zwei in die Platte gebohrte Löcher; in diese wird die Fackel jederseits gesteckt, welche aus trockenen Bambussplittern, die man mit Damarharz getränkt, bereitet sind. Von außen ziemlich dick mit grünen Blättern umwickelt, fallen sie nicht auseinander und brennen sie auch nur langsam von oben herab, genügendes Licht und nicht übermäßig viel Rauch gebend, was man daran wahrnimmt, daß der innere Raum des Daches keineswegs geschwärzt erscheint.

So leben diese drei verschiedenen Racen: die Europäer oder Kaukasier, die Malayen und die Chinesen friedlich nebeneinander, ohne sich irgend wie zu stören und auch ohne in einander überzugehen, denn die Chinesen verheirathen

sich nur unter einander, die Malayen thun dasselbe und da beide Völker einander verabscheuen, so bemerkt man auch kaum einmal den Wunsch einer anderweitigen Verbindung; nur mit den Europäern ist dieses anders, die reicheren derselben haben sich meistentheils mit einem kleinen Serail von allerliebsten Malayinnen versehen, welches natürlich nicht zur Kenntniß der europäischen Gattin oder überhaupt nur zur Kenntniß des Publikums kommt, was nur einige Eingeweihete wissen. Die ärmeren oder niedriger gestellten Europäer verheirathen sich dagegen häufig mit hübschen Malayinnen. Obschon hier etwa 12,000 Einwohner ziemlich nahe bei einander leben, so scheint die Stadt doch ganz leicht zu regieren. Die pflegmatischen Holländer haben das Gesetz gegeben, die stillen Malayen und die verschlossenen Chinesen befolgen es und alles ordnet sich wie von selbst.

---

## Vierunddreißigstes Kapitel.

Grabmal des Gelehrten Rumphius. Benutzung des Palmensaftes. Bereitung des Sago. Außerordentliche Fülle der Pflanzen. Abscheu der Eingeborenen gegen die Europäer. Mischlinge verschiedener Racen. Ein Paar malayische Mädchen. Ein anmuthiges Abenteuer.

Am nächsten Tage ging ich ohne Begleitung durch Felder und Gärten, suchte mich selbst zu orientiren und blieb bei allem stehen, was mir persönlich neu war. Unfern der Stadt sah ich das Grabmal des berühmten Naturforschers Rumphius, welcher 1706, also vor mehr als 150 Jahren, hier begraben wurde. Er hieß eigentlich Rumph, die lateinische Endung hat er nach Sitte der damaligen Zeit an seinen Namen hängen zu müssen geglaubt, weil er ohne ein solches lateinisches Aushängeschild gar kein Gelehrter hätte sein können. Er war 1637 zu Hanau geboren, hatte ein gutes Gymnasium besucht und war dann Kaufmann geworden. Als solcher nach Holland gegangen, wurde er durch Geschäftsverbindungen veranlaßt eine Reise nach Indien zu machen. Er hielt sich längere Zeit in Amboina auf und entschloß sich wegen des Reizes, den ihm sowohl die schöne Natur, als die Fülle des Wissens- und Erforschungswürdigen gewährte, dazubleiben. Er wurde wegen seiner großen Kenntnisse bald in den höheren Beamtendienst eingeführt, wurde Unterstatthalter und Mitglied der ostindischen Rathsversammlung, benutzte aber seinen Aufenthalt vorzüglich zur Untersuchung aller ihm merkwürdigen Naturgegenstände, die er selbst mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit zeichnete. Später erblindete der arme Mann am Staar; schon hatten aber seine Arbeiten eine solche Aufmerksamkeit erregt, daß die hohe Rathsversammlung ihm Leute und besonders tüchtige Zeichner zuordnete, welche unter seiner Leitung Zeichnungen anfertigten, seine lateinischen Beschreibungen in's Holländische übersetzen und das ganze Werk ordnen mußten,

welches den Namen Herbarium amboinense führte. Späterhin wurde dasselbe durch Johann Burmann bearbeitet, die Zeichnungen wurden in Kupfer gestochen, der Text wurde lateinisch und holländisch abgedruckt.

Noch mehrere bedeutende Werke sind von ihm geschrieben, so z. B. die amboinische Raritätenkammer, welche 1705, also ein Jahr vor seinem Tode, in Amsterdam erschien u. s. w. Ihn hat nun die Handelskammer und die ostindische Rathsversammlung hier auf Amboina ein Denkmal gesetzt, welches zwar einfach genug aussieht, doch immer ein Beweis ist, daß man den Gelehrten achtete, ehrte. Der kleine Bau ist ganz umgeben von Ginsenggebüsch und von vielen schönen Bäumen, wie die heiße Zone sie in großer Menge bietet.

Auf meinem Wege sah ich häufig die Palme benutzt, um statt zur Gewinnung der Früchte sich des Saftes zur Bereitung von Wein zu bedienen. Man schneidet den Blüthenschaft quer ab und hängt darunter ein Stück Bambusrohr, in welches der Saft unaufhörlich träufelt, so daß man täglich circa sechs Quart oder Maaß davon gewinnen kann; es läßt sich die Operation zwei Monat lang, wie es scheint, ohne Nachtheil für den Baum fortsetzen, denn sobald die Zeit der Blüthenentwickelung vorüber ist, fließt kein Saft mehr aus und im nächsten Jahre trägt der Baum ebenso seine Früchte, wie im Jahr vorher.

Thut man mehr Zucker hinzu, als der Saft enthält und veranlaßt man die Gährung durch einen Zusatz von Weinhefe, so erhält man einen schmackhaften und je nach dem Zuckergehalt mehr oder minder starken Wein. Setzt man keinen Zucker zu, so wird allerdings die Gährung auch nicht ausbleiben, der Wein wird aber schwach und überaus schnell sauer, so daß er als Getränk verloren ist. Wenn man den Blüthenstengel abschneidet und so beugt, daß der Saft längs des Stammes der Palme herabfließt, so verdunstet das Wasser sehr schnell und es bedeckt sich die Rinde mit einem dunkelbraunen Zucker, welchen die Malayen Gula itan nennen, den sie von dem Baume ablösen, erweichen und dann in irgend welche Formen bringen, an der Sonne trocknen und so verkaufen.

Der Stamm dieses nämlichen Baumes ist ganz mit langen schwarzen Haaren besetzt, Fasern, welche so schwarz, so fein und so zähe sind, wie Pferdehaare, nur mit dem Unterschiede, daß sie mehrere Klafter Länge erreichen. Hieraus machen die Malayen ganz vortreffliche Seile und Stricke, die neben der großen Stärke auch noch deswegen geschätzt werden, weil sie unverweslich sind. Die Früchte dieses Baumes sind nicht genießbar, wenn man sie jedoch in Zucker einkocht, so geben sie eine so köstliche Confitüre, wie unsere unreifen welschen Nüsse.

Ich sah hier auch einen malayischen Mann und dessen Frau beschäftigt, Sago zu bereiten. Der Baum, von etwa 2 Fuß Durchmesser, war nahe an der Wurzel abgehauen, seiner ganzen Länge nach aufgespalten und das Mark war herausgekratzt worden. Da das Innere des Stammes aber außer dem

Sago noch unendlich viele Fäden und Fasern enthält, so pflegt man diese durch Reiben in einem großen Siebe von dem Sago zu sondern, wobei natürlich viel dieses letzteren verloren ging. Die Malayen hier sind klüger, sie verfahren gerade so wie man bei uns mit Bereitung der Stärke verfährt. Sie zerreiben das Mark und bringen es dann in Säcke aus fein geflochtenen Matten zusammengenäht; diese legen sie auf ein Lattengestell, gießen fortwährend Wasser darauf und verrühren den Inhalt der Säcke immerfort, bis schließlich nur die Fasern selbst zurückbleiben, indessen die Stärke (das ist eben Sago) ausgewaschen worden ist. Nachdem der Niederschlag der schweren Stärkekörner erfolgt ist, wird das Wasser abgegossen und indem man den nassen Satz durch grobmaschige Matten drückt, wird demselben die Form von runden Körnern gegeben die nunmehr in der Sonne getrocknet, als Sago in den Handel gelangen.

Eine unendliche Menge der schönsten Pflanzen mit einem Reichthum von prächtigen Blüthen sah ich auf jedem Schritte. Hier bildet die Agave vivipara ausgedehnte Büsche und Hecken, dort hängen unzählige und verschiedene Orchideen von den Bäumen herab, da breitet die Erythrina ihre korallenrothen Blumen zu Hunderten aus, an einem anderen Orte durchduften die reichen Blüthen des Pandanus die Gegend und so begegnet man auf jedem Schritte neuen Herrlichkeiten; abgesehen von den Gewürzpflanzen giebt es noch eine Menge duftiger, essenzreicher Bäume und Sträucher, deren Blüthen oder Blätter oder endlich deren Holz aromatische Oele liefern, welche wegen ihrer Köstlichkeit weit berühmt sind und nicht unbedeutende Handelsartikel bilden, die, wenn auch nicht als Hauptfracht eines Schiffes, so doch als ein höchst werthvoller Nebenbestandtheil derselben, verladen und nach den größten Städten des Continents befördert werden, woselbst man sich bereits so sehr an dieselben gewöhnt hat, daß man glaubt, ohne sie keine Parfümerien mehr bereiten, sich ohne sie nicht mehr behelfen zu können.

Wenn sich in der Stadt die Bevölkerung nach den drei Racen ziemlich streng gesondert hat, so nimmt man dagegen auf den Dörfern eine mehr gemischte Bevölkerung wahr. Die Chinesen allerdings sieht man nicht, es sind nur die Kaufleute, welche ihr Land verlassen haben, und diese betreiben weder Acker- noch Gartenbau, noch Viehzucht, noch sonst irgend ein ländliches Gewerbe. Aber die Malayen haben sich häufig mit den eigentlichen Eingeborenen dieses Archipels, mit den Papus und den Arfakis oder Alfurs vereinigt und bilden mit ihnen eine weit verbreitete Mischlingsrace. In jedem Dorfe erkennt man auch hellfarbige Individuen, welche eine Kreuzung mit der europäischen Race verrathen, wiewohl diese nicht immer eine ganz ungezwungene sein mag. Es stehen die Europäer bei den Malayen in einem äußerst üblen Ruf und in der That derselbe ist wohl verdient. Die Matrosen, obschon überhaupt rohes Volk, sind doch, wenn sie nach langer Entbehrung auf dem Schiffe das Land betreten,

weniger Menschen, als zügellose Bestien. Sie besuchen nun natürlich sofort die Dörfer in der Nachbarschaft der Landungspunkte und hier glauben sie sich jede Brutalität erlauben zu dürfen; wenn Schiller schon die wallenstein'schen Reiter singen läßt: „er bittet nicht lange, er bietet kein Gold, im Sturm erringt er den Minnesold", so ist das von einem entfesselten Matrosen noch in ganz anderer Weise wahr — bevor er noch die geringste Gunst erfahren hat, erzwingt er schon gewaltthätig die letzte und höchste Gunst. Nun sind aber die Malayen in dieser Hinsicht so ziemlich die gesittetste Race jener Zone und schenkt ein junges Mädchen auch gern ihre Liebe dem Manne, welcher dieselbe zu gewinnen gewußt hat, so verabscheut sie doch denjenigen, der sie erzwungen hat, der ihr gewaltsam geraubt hat, was immer nur ein freies Geschenk und der letzte Beweis höchster und innigster Liebe sein soll.

Wenn solch ein brutales Geschöpf, wenn solch ein entmenschter Mensch von dem Vater oder dem Gatten überrascht wird, so hat natürlich dessen letztes Stündlein geschlagen; dieß hindert aber nicht, daß ein Sprößling im Schooße der Ueberwundenen und Gemißhandelten keime und wachse und so sieht man denn Mädchen, Knaben, Männer, Greise, kurz Leute jeden Alters von hellerer Farbe, als die malayische und aus dieser Mischlingsrace gerade ergänzen sich die Serails oder die heimlichen Haushaltungen der reichen Holländer, als ob sie sehr wohl wüßten, daß gerade hier das Schönste zu finden sei, was es auf Erden giebt — nun, es wäre übrigens kein Wunder, wenn sie es wüßten, denn Augen haben sie ja und an Gegenständen zur Vergleichung fehlt es nicht.

Ich sah in einem reizenden Gebüsch von Orangen und tropischen Fruchtbäumen eine aus Bambusrohren zusammengeflochtene und mit den langen Blättern der Palme bedeckte Hütte, welche mir zu idyllisch vorkam, um nicht einzutreten. Meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht, das Innere war so sauber und zierlich wie das Aeußere. Drei Malayinnen saßen darin auf schönen bunten Matten, allein obwohl sie zu dreien waren und ich nur allein, so war doch der erste Eindruck, den meine Erscheinung hervorbrachte, der des heftigsten Schreckens und sie riefen fortwährend: Arada! Arada! (fort, fort). Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, sondern richtete einige Fragen in meinem schlecht ausgesprochenen, dürftigen Malayisch an sie; dies erweckte schon einige Zuversicht, denn diejenigen, von denen sie das Mehrste zu leiden haben, verstehen in der Regel nicht ihre Sprache. Als ich mich nun aber mit gekreuzten Beinen vor ihnen niederließ und die Hand zum Zeichen des Friedens erhob, ihnen die Versicherung gab, ich wolle nichts weiter, als mich von dem weiten Wege ausruhen und an etwas Wasser oder einer Frucht erquicken, blieben sie, die schon auf dem Sprunge waren durch die geöffnete Wandung der Hütte zu entfliehen und blieben lächelnd mir gegenüber, zweie derselben wenigstens, indessen die dritte hinausging, um das Gewünschte herbeizubringen. Die Erquickung war in der That eine solche, es war ganz frischer Palmensaft und säuerliche Früchte

des Granatbaumes, welcher durch die Holländer hieher verpflanzt, sehr wohl gedeiht, obschon er eigentlich der heißen Zone nicht angehört.

Nachdem ich davon ein gut Theil genossen, namentlich von dem Palmensafte getrunken hatte, frug mich die älteste, wahrscheinlich die Frau vom Hause, ob ich mich nicht schlafen legen wollte. Dies war eigentlich durchaus nicht meine Absicht, um jedoch eine Beobachtung anzustellen, ohne daß man sich beobachtet fühlte, sagte ich ja und alsbald erhob sich eines der Mädchen, legte eine Matte in einen Winkel des Gemaches, in die Nähe der Wand ein Polster und dann lud sie mich ein, mich darauf hinzulegen, was ich auch that, wobei ich mich aber so legte, daß ich den kleinen Raum der Hütte mit den nur halb geschlossenen Augen wohl übersehen konnte.

Man erzählt sich von den Räubereien und Mordthaten der Malayen sehr viel böses und Raub und Mord mag auch wohl oft genug vorkommen, auf dem Lande aber immer nur, wenn Rache den Krisch führt, Rache wegen Beleidigungen, namentlich der Frauen, durch die Matrosen, daher solche Erzählungen auch vorzugsweise durch die Matrosen verbreitet werden. Ich konnte dies allerdings nicht wissen, ich muthmaßte es nur, aber meine persönliche Erfahrung nicht allein hier, sondern in vielen anderen Fällen, läßt mich glauben, daß diese Muthmaßung eine nicht unbegründete sei.

Ich that als ob ich schliefe und beobachtete dabei meine Wirthinnen und da sie still saßen, als wären sie von Marmor, so — — — schlief ich bald wirklich ein.

Mir begegnete nicht der Fall den jener Priester als einen so schrecklichen schildert indem er die Menschen zu Reue und Buße aufforderte, mir begegnete nicht, daß ich mich gesund niedergelegt hätte und todt wieder aufgestanden wäre, es stachen nicht zwei Dolche in meiner Brust und dreie in meinem Rücken, ich erwachte an einem äußerst lieblichen kühlen Wehen, so daß Traum und Wirklichkeit sich verbindend in mir den Gedanken erweckten, ein Vampyr wehe mir mit seinen großen Fledermausflügeln Luft zu, um mir alsdann das Blut abzuzapfen; doch verband sich mit der Empfindung und dem Gedanken zugleich das Bewußtsein, daß es in diesen Gegenden auf den Inseln des indischen Oceans zwar große Fledermäuse, aber nur Pflanzenfresser, keineswegs bluttrinkende gebe.

Ich schlug die Augen auf, da saß die jüngste der drei Bewohnerinnen an meinem Lager und hatte eines jener schönen großen fächerförmig gestalteten Blätter der hohen Sechellenpalme in der Hand und wehte mir damit Kühlung zu. Die Bewohner der Hütte hatten sich um zwei vermehrt: ein junger schöner, kühn blickender Malaye und ein Mann in reiferen Jahren saßen den beiden anderen Frauen gegenüber und unterhielten sich zwar sehr lebhaft, doch beinahe tonlos, so daß ich gewiß hievon nicht aufgewacht bin. Sie verabredeten auch nicht, mich zu ermorden, denn sie lachten alle Viere ganz vergnügt und auch der gefühlloseste Raubmörder lacht doch nicht, wenn er einen Mord beschließt,

mein Erwachen kam ihnen mithin nicht zu früh. Der allerliebste Schelm, welcher mir Kühlung zugefächelt, erröthete sichtlich, was die hellere Hautfarbe mit in Betracht gezogen, schon ein Zeichen des gemischten Blutes war und stand dann auf, um sich zu den Uebrigen zu setzen, während ich gleichfalls den Schlaf von mir schüttelte und die neu Angekommenen begrüßte.

Die ganze Gesellschaft bekundete durch ihr ungenirtes Costüm, daß sie in der Stadt fremd waren und die Europäer nur in sofern kannten, als diese sie von Zeit zu Zeit besuchten; die Männer gingen so gut wie ganz nackend, sie hatten nur ein Tuch in der bekannten Weise um die Hüfte geschlungen. Die Frau und die beiden Mädchen hatten zwar ein Hemde an, aber dasselbe war kaum so lang, als ein Männerhemde gewöhnlich ist, auch war es vorne bis zum Gürtel offen, war ganz ohne Aermel und wurde über den Hüften durch eine dünne Schnur von Cocosfasern zusammengehalten, so daß sich die ganze körperliche Bildung unverschleiert zeigte.

Die Männer begrüßten mich ernst und würdevoll, die Frauen lächelnd und freundlich; ich fühlte, daß ich ihnen kein Mißtrauen einflößte, eine mir immer angenehme Empfindung. Wahrlich der Mensch an sich ist hier so wenig böse gewesen, als an anderen Orten und ich verlangte nichts besseres, als das Vertrauen, welches ich gehabt, vergolten zu sehen.

Es begann nun eine erträglich genügende Unterhaltung zwischen uns, wobei ich die Leute nach allerlei Gegenständen frug, die man wohl sonst bei Wilden findet und von ihnen eintauscht. Ich erhielt manches, was mir neu war, theils an Gegenständen der Kunst, des Fleißes dieser Menschen, theils an schätzbaren Naturalien. Das jüngere Mädchen hatte sich eine kleine Sammlung von besonders schönen Muscheln angelegt; um einige derselben, welche mir ganz neu waren, bat ich sie und sie wollte kaum etwas dafür in Tausch nehmen; rothe und grüne Bänder aber hatten doch einen zu großen Reiz, als daß sie ernstlich die Annahme derselben verweigert hätte. Nachdem ich noch die Männer mit einigem, was ihnen nützlich sein konnte, beschenkt, entfernte ich mich indem ich Allah's Segen auf sie herabrief und ihnen sagte, daß ich sie wohl niemals in meinem Leben wiedersehen werde; das junge Mädchen bekam sichtbares Herzklopfen und die Wangen, ja die Augen zeigten sich geröthet.

Ich ging von dannen und da ich wohl länger geschlafen haben mochte, als ich gewollt, so ging ich zur Stadt zurück. Kaum aber hatte ich 100 Schritte im Schatten der Gebüsche zurückgelegt, als diese sich theilten und die freundliche Malayin neben mir stand. Sie wollte mir etwas sagen, aber sie fand keine Worte; sie stand schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen vor mir. Ich frug sie, ob sie etwas von mir wolle, — sie schlug die Augen auf und sah mich lange ernst an, dann sagte sie: „Du gehst fort für immer, Du wirst Nadassi nie wiedersehen — nimm dies und denke an sie“ und damit streifte sie ein Muschelarmband von ihrem schönen runden Arm, dann zeigte sie auf meine

Lippen und sagte: „Gieb mir dies, so wird Nadassi Deiner niemals vergessen.“

Ich öffnete meine Arme und schloß das schöne Kind herzlich an meine Brust; sie drückte einen brennenden Kuß auf meine Lippen, entwand sich mit unglaublicher Kraft meinen Armen und war so schnell und so plötzlich verschwunden, wie sie gekommen war.

Und solche Menschen nennt man Wilde!

---

## Fünfunddreißigstes Kapitel.

Geharnischte Wanderer. Grabmal eines Eingeborenen. Gewürzbäume der Insel. Neigung der Eingeborenen für Musik. Einige Instrumente derselben. Eine Aeolsorgel von sehr einfacher Construction.

Minder annuthig als diese kurze und flüchtige Begegnung war eine andere, welche ich auf meinem Wege nach Amboina hatte. Ich hörte einen sonderbaren Lärm, ein Geräusch wie von zusammengeschlagenen hohlen Steinen, was sich sehr vielfältig wiederholte und was mir so sonderbar war, daß ich stehen blieb, um zu warten, was denn eigentlich die Ursache dieses Geräusches sein möchte. Es dauerte nicht lange, so kamen über meinen Weg ein paar Dutzend häßlicher schwarzer Krabben, welche durch irgend etwas aufgestört sein mußten, denn es war nicht die Zeit ihrer Wanderung (im übrigen ist die eigentliche Wanderkrabbe im ostindischen Archipel auch gar nicht heimisch), vielleicht durch Schweine, welche ihnen sehr nachstellen, da sie ein vortrefflicher Bissen sind, wiewohl es nicht immer ungestraft geschieht, denn kommt der Rüssel in eine Scheere, welche mitunter so groß wie eine Kinderhand wird, so kneift das Thier ganz anständig und das Schwein läuft mit dem Krebs an der Nase mörderlich schreiend davon. Nicht aber blos diese sehr nützlichen Vierfüßler sind Freunde und Verehrer dieser häßlichen schwarzen Kreaturen, sondern auch die Menschen; bei den rechten Feinschmeckern gelten sie für eine noch größere Delicatesse, als die Schildkröte und das will viel sagen.

Die Krabben marschirten zu zwei und drei über meinen Weg, schlugen mit den Scheeren an einander oder einander gegenseitig auf den Rücken, wodurch eben jenes Geräusch hervorgebracht wird, was mich aufmerksam gemacht hatte. Einige dieser Thiere blieben bei meinem Anblick stehen, als ob sie erstaunt wären, einen civilisirten Menschen innerhalb der Grenzen ihres Reichs zu begegnen und diese stellten sich sofort mir gegenüber und erhoben die Scheere ganz drohend, als wollten sie sagen: komm nur an, ich werde mich schon zu wehren wissen. Aber ich kam nicht an und da waren sie denn so freundlich, mich gleich-

falls ungeschoren zu lassen. Sie senkten ihre drohenden Scheeren und liefen alsdann mit einer mehr als gewöhnlichen Eile davon.

Auf dem Rückweg sah ich auch noch ein Grabmal eines Eingeborenen; es bestand in einem Dache, das auf vier geschnitzten kurzen Bambussäulen ruhte. Was die Figuren bedeuteten, welche durch eine sehr mühsame Arbeit durch die Kieselrinde des Rohres in das Holz derselben gemacht waren, vermochte ich nicht zu entziffern. Unter diesem Dache stand ein Tisch mit einer Matte bedeckt, die daran oder darauf durch ziemlich schwere Steine befestigt war.

Solch ein Grabmal ist etwas sehr heiliges, man darf sich demselben eigentlich gar nicht nähern, viel weniger es berühren; hätte ich einen Begleiter gehabt, so würde ich es auch durchaus nicht gewagt haben. So aber erhob ich, nachdem ich mich sorgfältig umgesehen hatte, einen Zipfel der Matte und sah darunter einen Haufen fleischloser Knochen mit einem zerfallenen Schädel auf dem Gipfel derselben. Würde dieses letztere nicht der Fall gewesen sein, so wäre ich wohl in die Versuchung gerathen, mir denselben anzueignen, denn man bekommt die Knochenreste der Eingeborenen nur überaus selten und nur durch Zufall, nie durch Kaufen; ein Eingeborener, Malaye oder nicht würde sich schon durch die bloße Zumuthung, die Ueberreste eines Verwandten zu verkaufen, höchst beleidigt fühlen, nie aber würde er selbst für die werthvollsten Gegenstände, die man ihm bieten könnte, darein willigen, dieselben zu veräußern. Hier war aber die Verwitterung bereits so weit gediehen, daß alle die Kennzeichen, welche den Schädel irgend eines Menschen merkwürdig machen, gänzlich verwischt waren.

Von dem Dache herab hing ein langes Bambusrohr, welches, wie ich mich überzeugte, mehrere Gegenstände enthielt, die wohl dem Entschlafenen gehört haben mochten: ein Krisch, sehr viele kurze Pfeile, wahrscheinlich mit dem Blaserohr abzuschießen, ein Messer u. dergl. Daß ich hievon nichts mitnahm, versteht sich von selbst; was ich durch den Handel in beliebiger Menge bekommen kann, möchte ich mir nicht durch Beraubung eines Grabes aneignen.

Je mehr man sich der Stadt nähert, desto zahlreicher, desto ausgedehnter werden die Anpflanzungen von Nelken und Muskatbäumen; die höchsten unter diesen letzteren erreichen wohl kaum 20 Fuß, doch werden sie immerhin höher, als unsere wilden Birnbäume. Die Blätter haben einen großen Glanz auf der Oberseite, sind reich mit Wachs überzogen, daher kein Wasser darauf haftet und sie haben ein schönes kräftiges Grün, ihre Unterseite aber ist sammetartig weich und hat eine bläuliche Farbe. Der Baum, welcher den Habitus der Orangen- und Lorbeerbäume hat, giebt erst vom zehnten Jahre an Früchte, er dauert aber bis in das hundertste Jahr.

Der Nelkenbaum erlangt eine viel größere Höhe, als der Muskatnußbaum, man sieht sie häufig sich bis auf 40 Fuß erheben. Dasjenige, was ihn werthvoll macht, sind nicht seine Früchte, sondern die Blüthenknospen; ihre Ernte

dauert den dortigen Sommer über nämlich vom November bis zum Februar, während dieser Zeit muß man die Pflanzungen täglich beschreiten, um die dem Aufbruch nahen Knospen zu pflücken. Gestattet man, daß dieselben sich öffnen, so geht zuerst das Kügelchen verloren, welches oben auf dem Kelch zwischen vier Läppchen desselben steht. Einen Tag später hat der ganze Kelch das Aroma verloren, welches nun in die Blätter der Blüthe übergegangen ist; wenige Tage später haben auch diese keinen Duft mehr und ebenso ist es mit den angesetzten Früchten; dagegen beim Muskatnußbaum umgekehrt gerade die Früchte das Geschätzte sind. Auf Amboina findet man von beiden Gewürzbäumen viele wilde aus dem Saamen gewonnene Bäume, die Früchte derselben sind wenig oder gar nicht geschätzt. Es ist dasselbe Verhältniß, wie mit unseren Birnen- oder Apfelbäumen oder wie mit den Orangen, sie müssen veredelt werden.

Als ich mich der Stadt näherte, wurde ich durch eine eigenthümliche, ungemein liebliche Musik überrascht; es war eine wunderbar sanfte Harmonie darin, aber allerdings weder Rhytmus, noch Tonfolge oder Melodie, es mußten wohl Eingeborene, vielleicht junge Mädchen, Kinder sein, welche die heimathlichen Gesänge in die Abendluft hauchten, Gesänge, welche für das europäische, musikalisch gebildete Ohr allerdings nicht nach den Regeln der Kunst gesetzt sind, die aber auf mich immer einen fast zauberischen Reiz ausübten. Ich stand lange so lauschend, dann suchte ich mich der Quelle des Gesanges zu nähern, was indessen durchaus nicht leicht war, denn ich glaubte den Gesang da, bald dort zu hören und einmal begegnete es mir gar, daß er hinter mir hörbar war. Jetzt wurde er auch so sonderbar zitternd, daß ich aufhörte zu glauben, es seien Menschenstimmen, die ihn hervorbrächten.

Ich kehrte mich um, ging auf ihn zu, auf den Gesang nämlich, aber bald war er nicht mehr vor mir, sondern hoch in den Lüften hinter mir und jetzt fand ich auch den Schlüssel zu der ganzen Erscheinung.

Es giebt bei uns ein Instrument, das man Aeolsharfe nennt, so ein Instrument war es; der Wind spielte dasselbe, nur war es keine Harfe, kein Saiteninstrument, sondern eine Flöte, oder vielmehr eine große Menge Flöten. Will man dies Instrument analog den europäischen benennen, so müßte man etwa sagen: Aeols o r g e l.

Es war eine mehr als 70 Fuß lange Stange von Bambusrohr; bekanntlich hat dieses gleich unserem gewöhnlichen Schilfrohr Absätze, welche durch genau verschlossene Querwände von einander getrennt sind. Von oben herab war in jedem solchen Absatz eine zollweite Oeffnung gebohrt und in diese blies der Abendwind und brachte die Töne hervor, welche der Länge des jedesmaligen Rohransatzes entsprachen und wie der Stamm sich unter dem Winde bog und dann plötzlich seine Elasticität überwiegend wurde und zurückschnellte, so wurde der Ton schwächer und stärker in derjenigen Zeit, welche den Schwankungen des ganzen Stammes entsprach. Damit der Wind von den beiden verschiedenen

Seiten kommend und welche auf jeder tropischen Insel allein herrschend sind, vom Lande zum Meere und vom Meere zum Lande und ohne alle Beziehung auf die Himmelsgegenden sind, die Flöten treffen und zum Tönen bringen könne, waren sie abwechselnd nach dem Innern der Insel zu oder nach dem Meere hin mit Oeffnungen versehen und so konnte man diese Musik sowohl bei Tage als bei Nacht hören. — Später habe ich dieses Instrument öfter gesehen und ich habe auch die Eingeborenen voll Entzücken demselben lauschend gefunden, hin und wieder wagte wohl auch Jemand sich an eine Begleitung der Aeolsorgel zu machen; sie haben nämlich ein clarinettartiges Instrument aus sehr dünnen und langen Bambusschößlingen, was den Ton solcher Pfeifen hat, welche die Kinder auf dem Lande sich aus den Weidenzweigen zu machen verstehen, deren Rinde im Frühjahr durch die andringende Saftfülle sich leicht von dem Holze lösen läßt; auch drei oder vier Löcher schneiden sie in das Rohr und sie schließen sie abwechselnd mit den Fingern, wodurch eine für sie ganz wunderbar reichhaltige Harmonie entsteht.



Es ging in jeden Versteck hinein, den ein niederströmender Bach darbot. (Seite 210).

Auch ein Saiteninstrument sah ich hier, eine Art Geige mit drei Saiten. Das Instrument bestand seinem hölzernen Theile nach gleichfalls aus einem Bambusrohr, welches aber der Länge nach aufgeschnitten war, so daß es eine flache offene Seite hatte, dem vierten Theile des Umfanges entsprechend, drei Viertheile hatte also das Holz der Rohrwandung. Die aufgeschnittene Seite war mit der Fläche des gespaltenen Darms eines Thieres überspannt, so daß diese Membran unter den klopfenden Fingern tönte. Das Bambusholz war der Körper und der trockene gespannte Darm der Resonnanzboden der Violine.

Die sehr zähen Fasern, welche im Innern des Sagobaumes das Mark desselben durchziehen, waren hier benutzt, um von einem Ende des Rohres zum anderen gespannt die Saiten zu vertreten. Da sie hart auflagen, so hätten sie wie begreiflich nicht tönen können, dem war aber dadurch abgeholfen, daß ein ziemlich hoher Stiel untergesetzt werden konnte, welcher die Saiten erhob, vom Resonnanzboden trennte und welcher durch seine schräge Stellung und dadurch, daß er nicht in der Mitte stand, die drei Saiten, eine jede in zwei Abtheilungen trennte, deren eine lang, also tiefe, deren andere kurz, also hohe Töne gab. Das Instrument wurde gestrichen, allein zu dem Bogen hatte der Erfindungsgeist der Einwohner sich noch nicht erhoben. Aus den Fasern der Cocosnuß war eine Schnur von etwa einer Elle Länge gedreht und diese wurde mit beiden Händen gefaßt, während das Instrument zwischen den Knieen lag, auf den Saiten hin- und hergezogen.

Musikalische Instrumente in den Händen der Wilden und von ihnen selbst erfunden zu sehen, hat mir immer ein Beweis scheinen wollen, daß diese Leute sanfter Gefühle fähig seien; es interessirte mich daher doppelt, mehreres dergleichen bei diesen verschrieenen Menschen zu finden. Ich vervollständigte deshalb ihren musikalischen Apparat, ihre Geige, dadurch, daß ich sie lehrte die Schnur über einen Bogen zu spannen, wodurch sie in Stand gesetzt wurden, mit einer Hand zu streichen; dann lehrte ich sie auch eine Panflöte machen, was natürlich zu ihrem höchsten Ergötzen gereichte.

---

## Sechsunddreißigstes Kapitel.

**Region der immerwährenden Regen, daher große Fruchtbarkeit. Reisbau. Ertrag des Nelkenbaumes. Fluch des Monopolsystems. Bedrückung der Eingeborenen. Einwohnerzahl sehr schwankend angegeben. Die Insel Ceram. Die Fürsten der Insel und die Völker derselben. Gladiatorenspiele.**

Bald einsam, bald begleitet setzte ich meine Spaziergänge durch die Insel fort und freute mich der wunderbaren Fruchtbarkeit derselben und erblickte täg-

lich neue, noch unbekannte Schönheiten. Die Insel liegt in einem äußerst glücklichen Himmelsstrich, in der Region der immerwährenden Wärme und der immerwährenden Regen, sie ist mithin überaus fruchtbar; man muß sich hiebei übrigens nicht denken, daß es wirklich unaufhörlich regnet, der Ausdruck ist ein meteorologischer und soll nichts weiter sagen, als daß die Regen hier nicht an eine bestimmte Jahreszeit gebunden seien, sondern daß es jeden Tag im Jahre regnen könne. Nun regnet es allerdings hier sehr häufig und in viel mächtigeren Güssen, als bei uns, allein eben dieses erhält den Pflanzen eine immerwährende Frische, der Vegetation überhaupt einen unaussprechlichen Reichthum und hindert doch den Genuß der schönen Natur gar nicht, indem man sehr kurze Zeit nach dem gewaltigen Regen überall ganz trockne Pfade findet. Vielmehr als der Regen hindert das viele Essen und die dadurch hervorgebrachte Trägheit der Holländer einen solchen Genuß.

Auf Amboina wird der Reis cultivirt und man kann sagen: er lohnt die Mühe tausendfältig. In den entfernteren Theilen versteht man unter bestandenen Kaffeegärten nicht dasjenige, was man in Leipzig oder Dresden so nennt, wo schlechter Kaffee mit noch schlechterem Kuchen zu den schönsten Genüssen gehört, sondern wo man die Kaffeebäume zieht, pflegt, aberntet, die Kerne trocknet und dazu vorbereitet, daß man sie später in jenem anderen Kaffeegarten auf eine so schmachvolle Weise mißhandelt.

Von den Eingeborenen ist auch der Bau des Indigo versucht worden und er ist eben so gut gelungen, als der von Reis und Kaffee, nur die Bereitung, das Gewinnen dieser kostbaren Substanz haben sie nicht ganz so gut verstanden, als die Indier des Festlandes, daher der Indigo von Amboina auch nur die zweite Sorte giebt. Mehr nach dem Innern zu findet man den Cajaput, welcher das nach ihm genannte Oel liefert; aber die Hauptreichthümer der Insel werden doch immer bis auf diese Stunde in den Gewürznelken gefunden, deren Bau lange und blutige Kriege herbeigeführt hat, nicht allein auf der Insel Amboina, sondern überhaupt auf allen Inseln, die man unter dem Namen der Molukken oder Gewürzinseln zusammenfaßt. Amboina ist vorzugsweise die Insel der Gewürznelken, man hat sie deshalb in fünf Unterabtheilungen getrennt und sie so unter die Oberaufsicht eingeborener Häuptlinge gestellt, welche, wenn sie Muhamedaner sind, den Titel Radjahs führen, im anderen Falle aber Pattis genannt werden. Die großen Gärten, welche zum Anbau der Nelke bestimmt sind, haben wieder ihre besonderen Aufseher. Eine bestimmte Anzahl von Bäumen hat einen besonderen Vorsteher, Orangtuas, gewissermaßen den Alterspräsidenten, welcher selbst nicht arbeitet, wohl aber darauf sieht, daß die Ernte regelmäßig vollzogen wird und daß überall ein ordentlicher Nachwuchs gezogen werde, um einen ausgehenden Baum sofort wieder zu ersetzen.

Obwohl es Bäume giebt, welche 25 Pfund Nelken liefern, so ist die Durchschnittsernte von einem jeden doch nur 6 Pfund. Der Baum ist sehr schön mit

seinen langen, glänzenden, frisch-grünen Blättern und seinen Blüthenknospen, welche im Anfange ein leuchtendes durchsichtiges Grün, dann ein ebensolches orangenfarbenes Gelb zeigen, als wenn sie von farbigem Glase wären. Wenn diese Knospen anfangen braun zu werden, so beginnt man sie zu ernten und dieses fordert im ganzen drei Monat. Will man Saamen gewinnen, so läßt man die Knospen zum Blühen kommen und den Fruchtkelch ausreifen, was etwa einen Monat dauert, worauf er seinen aromatischen Geruch verloren hat und dann gewöhnlich abfällt. So frisch ausgesät keimt der Saame schon nach 24 Stunden, man pflanzt den Baum aber auch durch Ableger.

Ganz unbegreiflich ist die schon wiederholt berührte systematische Vertilgungswuth der Holländer gegen die Gewürzbäume. Nur wenige Inseln wurden als solche festgesetzt, auf welchen man Nelken- oder Muskatenbäume pflanzen durfte, auf allen übrigen wurden diese Bäume vertilgt und die Malayen und Harfurs, welche dennoch dergleichen zogen, auf die grausamste Weise bestraft, wie man es in Oesterreich mit der Tabakspflanze machte. Statt in ihr ein segenbringendes Gewächs zu erkennen, welches den Landbau heben, dem Ackersmann Wohlstand bringen könne, wurde der Anbau überall, außer in Ungarn, untersagt und der Bauer, der in dem kleinsten Winkel seines Gartens ein paar Dutzend Stauden zu seinem Privatgebrauch zog, wurde auf das Strengste bestraft.

Auf den Gewürzinseln ging man allerdings noch etwas weiter, aber nur deshalb, weil bei Malayen oder Harfurs nichts zu confisciren war. Feuer und Schwert verwüstete die Dörfer und decimirte die Einwohner, Festungen wurden gebaut mit zahlreichen Besatzungen, den eingeborenen Fürsten wurden nicht unbedeutende Pensionen bewilligt und alles dieses, um durch Unterdrückung der Erzeugung die Preise auf unvernünftiger Höhe zu erhalten, und wenn dieses alles nicht genügte, um den Calcül der ostindischen Compagnie auf die gewünschten Resultate zu bringen, so wurden dem Teufel des Monopols prachtvolle Brandopfer gehalten, wie sie niemals in Tyrus oder Babylon oder Jerusalem gehalten worden sind. Die Scheiterhaufen bestanden aus Canel (dem feinen Zimmet), Nelken und Muskatnüssen und diese Opfer wurden so lange fortgesetzt, bis der dadurch erzeugte Mangel die Preise wieder so hoch brachte, als die Kaufmannsgesellschaft in Batavia es verlangte. Was der Erfolg davon war, haben wir bereits erfahren, der Erlös betrug 2 Mill. Gulden und die dafür gemachten Ausgaben betrugen drei Millionen.

Amboina kann als der Hauptpunkt der Molukken angesehen werden, welche alle von diesem Sitze eines besonderen Gouverneurs oder Hauptadministrators abhängen, der seinerseits Niemandem verantwortlich ist, als dem Generalgouverneur von Java. Dieser Hauptadministrator hat unter sich eine Menge anderer, welche ziemlich schlecht bezahlt sind und daher, wie es in solchen Fällen üblich ist, auf alle möglichen Unterdrückungen ihrer Untergebenen ausgehen. Sie vertheilen wiederum die Aufsicht über gewisse Bezirke an reiche Eingeborene die

dafür den holländischen Aufsehern einen anständigen Antheil ihres persönlichen Gewinnes abzugeben haben. Die eingeborenen Chefs oder Fürsten bekommen als Auszeichnung von der Regierung einen Degen mit versilbertem Griff, einen schwarzen europäischen Anzug und einen dreieckigen Hut. Ihre Stellung giebt ihnen Gelegenheit sich zu bereichern und sie benutzen sie auch. Die holländische Regierung giebt eine unzählige Menge von Gelegenheiten, um halb mit Recht, halb mit Unrecht durch Bedrückung der Untergebenen (welche lediglich für Gerechtigkeit ausgegeben wird), den Beutel zu füllen und die Malayen so gut als die Chinesen verstehen auf eine bewundernswürdige Weise hieraus Vortheil zu ziehen; es entsteht daraus ein von oben herab nach allen Richtungen sich fortpflanzender Druck, welcher aber allerdings hier so gut wie überall, wo er sich systematisch geltend macht, zum Verderben des Volkes ausschlägt. Die arbeitende Klasse, welche fühlt, daß sie nichts für sich, sondern alles für den habsüchtigen Herrn thut, wird nachlässig und muthlos.

Ich habe nicht vermocht, eine bestimmte Angabe über die Bevölkerung von Amboina aufzutreiben; der Eine schätzt sie auf 50,000 Seelen, der Andere nur auf 45, der Dritte nur auf 40, der Vierte auf 60,000, kurz man weiß nichts, selbst die Europäer sind der Zahl nach nicht genau bekannt. Man glaubt, es seien 2000, auch wohl etwas mehr, die übrigen sind Malayen und Chinesen, daneben auch Sclaven, theils von Celebes, theils von der Insel Ceram bezogen. Dies sind Kriegsgefangene, welche derjenige, der sie gemacht hat, zu dem möglichst besten Preise verkauft.

Nachdem der Supercargo wohl 14 Tage hier verweilt und sich auf seine Weise amüsirt hatte, wurde nach der gegenüberliegenden Insel Ceram gesegelt, welche eine der größten unter den Molukken ist und zu der Amboina eigentlich nur ein kleines Anhängsel bildet; auch ist der Canal kaum so breit, daß man nöthig hätte, die Segel auszuspannen, denn gleich nachdem sie Wind gefangen haben, muß man sie wieder reffen, zusammennehmen, weil man sonst stranden würde.

Ein großer Theil der Insel ist einem Sultan untergeben, der scheinbar von den Holländern abhängt und von denselben auch eine nicht unbedeutende Pension bezieht, der aber seinerseits so unabhängig ist, als es ihm selbst beliebt, denn er ist zu mächtig und stellt ein zu bedeutendes Heer von tapferen Malayen in's Feld, als daß man mit ihm so umspringen könnte, wie es sonst der Gebrauch der Holländer gegen die kleinen Fürsten ist. Die einzige Verpflichtung, welche dieser Radjah hat, besteht in der Unterdrückung der Seeräuberei, welche die Eingeborenen zu ihrem Nutzen und Frommen mit großer Vorliebe treiben, wiewohl die Holländer sich nicht überzeugen lassen wollen, daß es für sie gleichbedeutend wäre. Da nun dieser Seeraub nur von den Untergebenen des Fürsten selbst, ja nur von seinen eigenen Dienern und Unterthanen getrieben wird, so hat er leicht unterdrücken. Er verbietet und läßt aufhängen denjenigen, der seinem

Verbot nicht nachkommt und er, der an diesem Seeraub immerfort den Löwenantheil hatte, entschädigt sich theils durch die Pension, theils durch die Räubereien, die er an den Unterthanen verübt — doch so wird man wohl nicht sagen dürfen, er nimmt es ja nur seinen Unterthanen, die mit Haut und Haar ihm gehören. So wie die europäischen Gesetze den Diebstahl zwischen den nächsten Familiengliedern — Mann, Frau, Kindern — nicht bestrafen, wenn nicht etwa von Seiten des Familienoberhauptes eine Bestrafung durch die Gerichte ausdrücklich verlangt wird, so mag es wohl auch hier sein, nur geht man vielleicht um ein Haar breit weiter und macht die Person selbst, den Menschen, zu einem Gegenstande, der gestohlen werden kann und der dann gleich einem andern gestohlenen Gute an einen Juden oder Holländer verkauft wird.

Diese letzteren haben dem Radjah eine Festung am Ufer des Canals bauen lassen, mittelst deren er die Schifffahrt darauf beliebig hindern kann, allerdings darf er es nur thun, um die kleinen Piratenschiffe aufzufangen, aber er würde sehr wohl vermögend sein, auch ein holländisches Schiff abzuweisen, wenn es ihm in den Sinn käme. Möglich ist es allerdings, daß dieser Versuch eine Absetzung herbeiführen würde, allein jedenfalls würde das Unternehmen viel Blut kosten und deshalb ist es beinahe zu verwundern, daß die sonst so vorsichtigen Holländer diese Unvorsichtigkeit begangen haben.

Die Insel hat eine Länge von ungefähr 40 deutschen Meilen und eine durchschnittliche Breite von 8, an vielen Stellen natürlich mißt sie nicht so viel, an anderen dagegen wieder mehr. Sie ist der Länge nach durch ein schönes Gebirge in einen nördlichen und einen südlichen Abhang getheilt, die Gipfel erheben sich auf mehr als 8000 Fuß und sind ganz bewaldet mit den prächtigsten tropischen Riesenbäumen. Beide Abhänge sind von vielen Bächen und stürmischen Gewässern durchschnitten, welche das Innere der Insel zwar schön frisch und romantisch, aber zugleich äußerst schwer zugänglich machen. Die Bewohner dieser Insel sind durchweg jene sogenannten fabelhaften Arfakis oder Alfurs, welche von einer Wildheit sein sollen, welcher an den folgenden durch Valentyn mitgetheiltem Gebrauch zu bemessen sein dürfte.

Hier wie unter allen nicht mohamedanischen Völkern des großen indischen Oceans ist ein Mädchen nicht gebunden, ihre Jungfräulichkeit bis zur Hochzeit zu bewahren, sie darf über sich zu Gunsten desjenigen verfügen, der ihre Liebe zu gewinnen im Stande ist und das gelingt nur durch sehr werthvolle Geschenke und durch häufige Wiederholung derselben.

Was werden das für Geschenke sein? fragen wir achselzuckend, ein paar Schnüre Glaskorallen, einige schöne bunte Muscheln? — O nein, fünf bis sechs Menschenköpfe!

Die Bewohner dieser Berge liegen immerfort im Kriege untereinander, ebenso wie gegen die Malayen, welche den Strand inne haben und die Eingeborenen von der See abschneiden. Wenn nun ein junger Mann Neigung ge-

faßt hat zu einer schönen Arfaki-Jungfrau, so zeigt er ihr seine Liebe dadurch an, daß er ihr den abgeschnittenen Kopf eines Feindes bringt und sie empfängt denselben mit geöffneten Armen und mit unsäglicher Freude in dem lachenden Auge. Eine solche Scene stellt unser Bild dar; ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich dergleichen nicht gesehen habe, es wäre aber thöricht, behaupten zu wollen, nur dasjenige sei möglich, was ich gesehen habe.

Die Harfurs gingen sonst völlig nackend, seitdem die Malayen aber Besitz vom Meeresstrande genommen und diese sich mit geflochtenen oder gewebten Stoffen bekleiden, haben sie dieses nachgeahmt; theils bereiten sie sich selbst Gewänder aus Matten, theils kaufen sie grobe Stoffe von den Malayen, welche ihnen den direkten Handel mit den Holländern abgeschnitten haben.

Nach den Berichten mehrerer Reisenden und nach dem, was man von ihren Liebesbewerbungen hört, sollen diese Leute eine fabelhafte Tapferkeit besitzen, wenn man dagegen die holländischen Missionäre hört, so ist es die der Calabresen und der Räuber in den spanischen Gebirgen; es fallen ihrer viele über eine kleine Anzahl Reisender her oder sie verstecken sich in einem hohlen Baumstamm, oder sie umhüllen sich mit einem dichten Gebüsch von Palmblättern und gehen so als Schößlinge von Cocosbäumen maskirt auf die Menschenjagd. Wenn nun Jemand an ihnen vorübergeht, nahe genug, um erreicht zu werden, so entsenden sie den vergifteten Pfeil von ihrem Bogen oder aus ihrem Blasrohr und tödten den Unvorsichtigen von hinten her, worauf ihm denn sogleich der Kopf abgeschnitten, der gänzlich entkleidete Körper aber den Raubthieren überlassen wird.

Einen hohen Grad von Cultur müssen sie früher doch schon besessen haben, denn gleich den alten Römern, welche uns in den Schulen als Muster der Gesittung und hohen Cultur angerühmt werden und unter deren Gesetzen wir noch jetzt stehen, nachdem sie selbst schon seit mehr als anderthalbtausend Jahren untergegangen sind — gleich jenen Fremden haben sie die schönsten, ernsthaftesten Gladiatorenspiele bei feierlichen Gelegenheiten. Z. B. wenn ein Naturforscher von dem „van der Kapellen", solch ein hohes Haupt, oder den Fürsten eines Arfaki-Stammes besucht, werden ihm allerlei Unterhaltungen bereitet, unter denen auch Schwertkämpfe zwischen vier oder sechs oder mehreren Personen ausgeführt werden. Das Ganze ist ein Spaß, ein Spiel, man tanzt, die Tanzenden vereinigen sich zu 20 oder 30 und führen sehr prompte kriegerische Evolutionen durch, hierauf trennen sie sich in kleine Gruppen von vier bis sechs Personen, diese stellen sich dann paarweise einander gegenüber und die größere Zahl setzt sich so gruppirt um den Kampfplatz nieder, außerhalb dessen die Zuschauer befindlich sind. Nun fangen die zwei oder drei Paare, welche mit großen Schwertern und mit Schilden versehen sind, einen Kampf an, bis von den Sechsen nur noch Dreie auf den Beinen stehen.

Ich sagte mir selbst ganz in aller Stille, daß diese Arfakis unseren besten Comparsen zum Vorbilde dienen könnten, denn sie machten ihre Sache so natür-

lich, daß ich sie wirklich für todt oder für schwer verwundet hielt, bis Leute herbeikamen, um sie fortzutragen. Da erst bemerkte ich, daß der ganze Weg, auf dem sie wie abgestochene Pferde fortgeschleift wurden, sich mit ihrem Blute färbte. Die Unglücklichen hatten in der That ihre Rollen so gut gespielt, daß sie das Leben dabei gelassen; auch die Besieger waren verwundet, zum Theile mehrfach und ich bat, als ich dieses erkannte, den Patti oder Häuptling auf's Dringendste mit diesem Spiele aufzuhören, denn schon waren abermals drei Paar zum Tode bereit auf den Kampfplatz getreten.

Der Häuptling erwiederte: „Was willst Du denn? Wie kannst Du Mitleid mit diesen Wichten haben, es sind ja nur Sclaven, welche dazu abgerichtet werden, sich gegenseitig zu schlachten und ich habe viele solche und kann jeden Tag neue bekommen."

## Siebenunddreißigstes Kapitel.

Riesige Bäume aus denen man Speisetafeln für die Holländer macht. Abscheu der Eingeborenen gegen das Schwein. Treffliches Mittel sich ihrer Zudringlichkeit zu entledigen. Zahlreiche Harems. Der Racentypus wird allmälig ganz verwischt. Geniren und nicht geniren. Ausreichender Grund den Aufenthalt auf Ceram abzukürzen.

Die kleine Insel Ceram hat doch Raum genug für die mächtigsten Bäume, welche mir jemals vorgekommen sind; zwar hat man mir die Bäume nicht, wohl aber Stücke von ihnen, nämlich gewaltige zweizöllige Tischplatten gezeigt von neun, ja zwölf Fuß Querdurchmesser, bei fünfzehn bis zwanzig Fuß Länge, welche einen besonderen Schmuck der holländischen Speisesäle bilden. Ich sah einen abgeschnittenen Stamm von der angegebenen Länge, der bereits in zwölf Tafeln getrennt war; die beiden übrigbleibenden halbrunden Stücke hätten noch immer Tische von sechs Fuß und fünf Fuß Breite gegeben, solche haben indessen keinen Werth mehr, sie sind von zu geringfügiger Ausdehnung. Die reichen Holländer wollen sich nicht begnügen mit einem Speisetische, der weniger als acht Fuß Breite hat. Ich sah auch einen anderen, noch aufrecht stehenden Stamm, an welchem man zu arbeiten im Begriff war. Die Krone des Baumes war in einer Höhe von 22 Fuß über der Erde quer abgeschnitten und wohin man den mächtigen Gipfel geschafft, weiß ich nicht, man sah keine Spur davon; leider konnte mir von den Eingeborenen kein Baum derselben Art gezeigt werden, man hat mich entweder nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, kurz ich bin nicht dazu gelangt, zu entscheiden, welcher Pflanzenspecies, welchem Baume der Tropen diese Riesentafeln entnommen sind.

Der aufrechtstehende Stamm ist es, welcher zerschnitten wird, die Arbeiter bauen sich ein Gerüst so hoch, daß die Fläche, welche sie durch das Abschneiden

bilden wollen, ungefähr um die Hälfte der Länge ihrer Person über dieses Gerüst hinausragt. Nunmehr wird mit einer Säge von etwa fünf Fuß Länge in den Riesenbaum ein Querschnitt gemacht durch vielfältige Bemühungen, durch Umkehren der Stellung und dadurch, daß man mit dem Schnitt rund um den Baum geht, wird es möglich, den oberen, für den gedachten Zweck nicht mehr brauchbaren Theil querüber abzuschneiden.

Jetzt wird eine 7 Ellen lange Säge senkrecht gestellt und man schneidet von oben herab so viele drei Zoll breite Tafeln heraus, als thunlich, um ihre so enorme Breite zu erhalten; ist man mit diesen Schnitten in der Nähe der Gerüstflächen angelangt, so senkt man dieselbe um einige Fuß und setzt alsdann das Sägen fort. Jeder Abschnitt von etwa zwei Fuß Höhe fordert bei der riesigen Ausdehnung des Baumes mehrere Wochen; endlich ist man doch unten angelangt und nun wird das Querdurchschneiden wieder vorgenommen; die halbrunden Stücke benutzt man wahrscheinlich zu Kähnen, welche auch gleich jenen gewaltigen Tischen aus einem Stück gehöhlt sind und so fallen denn nach und nach die großen Tafeln in die Hände der Bearbeiter; sie sind wie gesagt 3 Zoll dick und zwar dieses deswegen, weil die Leute nicht geschickt genug im Schneiden sind, das Ebenen also einen Verlust von ein Drittel der Masse herbeiführt, so daß sie nach der vollständigen Fertigung nur 2 Zoll dick sind. Das Holz hat eine schöne rothe Farbe und Zeichnungen, welche denen des prächtigsten Mahagoniholzes ähnlich sind, nur großartiger in dem Geäder. Die Tafeln erregten schon die Bewunderung der Gelehrten, welche unter d'Urville im Jahre 1839 Ceram besuchten und M. Demas beschreibt dieselben, wie er sie auf Amboina in den holländischen Palästen gesehen, ausführlich.

Die mohamedanischen Bewohner haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen das Schweinefleisch; wo sie ein solches Thier sehen, laufen sie davon, als ob sein bloßer Anblick sie verunreinigte; es ist ihnen daher gar nicht genehm, wenn man sie in die Wälder mitnimmt, wo es wilde Schweine giebt. Wir hatten unter dem lebenden Inventar mehrere Schweine, um dann und wann ein solches Thier zu schlachten, wenn man lange auf der See, sich einmal nach frischem Fleische sehnt. Die Leute, welche uns besuchten, geriethen immer in Entsetzen, wenn sie unter Deck in die Gegend kamen, wo die Thiere sich durch ihr Grunzen verriethen. Unser Kapitain benutzte dieses später sehr glücklich, um sie abzuweisen, wenn sie lästig wurden, sie hatten nämlich eine nicht zu bewältigende Neigung, sich beschenken zu lassen, schließlich wollten sie alles haben, was sie sahen, ganz wie die Kinder. Auch der Arac oder der Wachholderbranntwein war ihnen sehr genehm und wenn sie von uns nichts mehr loseisen konnten, baten sie, ihnen wenigstens etwas Arac zu geben. Das geschah denn wohl, doch niemals in solcher Menge, wie sie es gewünscht hätten und sie verlangten stürmisch mehr und immer mehr. Da kam der Kapitain auf den glücklichen Gedanken, ihnen ein Stück gekochten Schweinefleisches vorzusetzen,

was sie denn sofort in die Flucht schlug. Von da ab wurde zwar einem Jeden das gewünschte Glas mit Branntwein gegeben, allein, wenn er ein zweites begehrte, wurde ihm zuerst Schweinefleisch hingesetzt und dann der Branntwein angeboten. Der Erfolg war ein durchaus glänzender.

Einmal hatte der Untersteuermann sich einiger solcher Freunde des Branntweins angenommen und ihnen mehr eingeschenkt, als sie ertragen konnten. Sie wurden bald kreuzfidel, wie man zu sagen pflegt und der Steuermann ließ sie nun in diesem Zustande das holländische Soldatenexercitium durchmachen; es geschah unter dem allgemeinsten Lachen und dieses rief schließlich auch den Kapitain herbei, der gerade dazukam, als der Untersteuermann sie in einer Linie neben einander hatte auf ein Knie fallen lassen, als ob sie bei einer Front von drei Gliedern, das erste vorstellend, auf den Feind feuern sollten.

In dieser Situation gab er dem Flügelmann einen Stoß, dieser fiel auf seinen Nachbar zur Linken und dieser wieder auf seinen Nachbar zur Linken, und so lag unter schallendem Gelächter und unbeschreiblichem Jubel die ganze Reihe auf dem Verdeck. Die Leute waren selbst so guter Laune, daß sie den Spaß nicht übel nahmen, obwohl einer darunter ein Orangkaja, d. h. ein Häuptling war. Dennoch verbot der Kapitain solche Späße für die Zukunft, ebensowohl weil sie dem Branntweinvorrath, als auch weil sie dem guten Vernehmen mit den Eingeborenen nachtheilig werden konnten.

Noch niemals habe ich unter den uncivilisirten Völkern eine solche Neigung, den Frauen oder Mädchen nachzustellen gefunden, wie hier. Man kann nicht gerade sagen, das weibliche Geschlecht käme diesen Wünschen unbedingt entgegen, aber dies ist gewiß, daß sie sich nicht lange bitten lassen und daß sie schon sehr früh anfangen, von ihren Reizen Gebrauch zu machen; daher mag es wohl kommen, daß das ganze Geschlecht der Bewohner hier, daß Alt und Jung von schwächlichem Körperbau, von untergeordneter körperlicher Ausstattung ist. Es ist mir vorgekommen, als hätte ich Mädchen, welche gewiß noch nicht das Alter der Pubertät erreicht, in zärtlicher Verbindung mit jungen Leuten gesehen, die man bei uns ohne Zweifel noch Knaben nennen würde. Nun macht das Klima allerdings einen gewaltigen Unterschied, bei alledem aber ist mir dieses gewiß, daß beide viel zu jung waren, um ohne Nachtheil für sich der Venus Opfer bringen zu können und daß die Sprößlinge solcher Verbindungen nur als Entschuldigungen für fehlende Menschen angesehen werden dürfen.

Es ist hier auch ganz gleichgültig, welchem Volke die sich Verbindenden angehören; es scheint mir sogar, als hätten die Abkömmlinge malayischen Stammes eine größere Neigung zu den Mädchen aus dem Stamme der Gebirgsbewohner, als zu denen ihres eigenen Volkes und wenn man bei einem Häuptling mehrere Frauen findet (die Vielweiberei ist hier überhaupt allgemein), so gehört die bei weitem überwiegende Zahl dem Stamme der Alfurs, wenn dafür nicht noch eine andere Lösung möglich ist; es werden nämlich die mehrsten

Frauen gekauft und unter den Malayen ist es nicht üblich, Mädchen zu verkaufen, so mag denn wohl die erste Frau eine Malayin sein und die anderen sind gekaufte Sclavinnen, eine Annahme, welche jedoch auch nicht ganz stichhaltig ist, indem in vielen Häusern drei bis vier malayische Frauen sind, dazu aber die zweifache und dreifache Anzahl von Gebirgsbewohnerinnen.

Dieser fortdauernden Kreuzung der Racen ist wahrscheinlich der Umstand zuzuschreiben, daß nachgerade dieselben gar nicht mehr rein gefunden werden, es sei denn in den Gebirgen und wohin die Malayen nicht gedrungen sind.

Man pflegt zu sagen, die Muhamedaner hätten überall wohin sie sich begeben, wo sie sich niedergelassen, die Eifersucht mitgebracht; türkische Eifersucht ist ja berüchtigt und ist sprichwörtlich und wir haben auch bisher nichts anderes erfahren, wohin wir kamen, überall ward uns der Zugang zu den Harems, selbst der gewöhnlichsten Leute, entweder ganz verwehrt oder doch sehr schwierig gemacht, das ist indessen hier durchaus nicht der Fall. Das Haus eines Malayen oder eines Mischlings hatte stets zwei Abtheilungen, es ist aber nicht eine Wand, sondern ein Zaun, der diese Abtheilungen bildet; vor dem Zaun befindet sich der Mann mit seinen Gästen, hinter dem Zaun ist der Harem und Jeder kann sehen, was darin vorgeht und kann auch die schönen Bewohnerinnen ohne sich Zurechtweisungen auszusetzen, beobachten, wenn er es nur nicht in zu auffallender Weise thut.

Auch hier stehen die Häuser auf Pfählen über dem Boden erhaben, wie man dieselben auf dem größten Theil des indischen und des Sundaarchipels findet und zwar sind meistentheils die Hütten so gebaut, daß die Fluth unter ihnen hinwegstreicht. Es will mir beinahe scheinen, als sei der Grund dieser Bauart lediglich in der Faulheit der Menschen zu suchen. Von einem Auskehren der Hütten ist keine Rede, das ist etwas, was man gar nicht kennt. Wo irgend etwas Unreines sich zeigt, da wird das Stück Rohr oder die Matte aufgehoben und alsbald fällt der zu entfernende Gegenstand hinab, fällt in das Wasser und wird davon fortgespült, aber so machen sie es auch, wenn irgend ein Bedürfniß ihnen ankommt, sie heben ein Stück Bambus, welches den Boden bildet, auf, setzen sich darüber und lassen der Natur freien Lauf. Es ist das vollkommenste Nichtgeniren, diese Leute sind wirklich ohne Gene und man kann an ihnen lernen, wohin es führen würde, wenn die Bitte: „Geniren Sie sich nicht“ in des Worts verwegenster Bedeutung aufgefaßt würde.

Es ist sonderbar, wie Nationalitäten unter verschiedenen Umständen sich doch so sehr verschieden zeigen können. Auch die Insel Java hat Malayen oder sie ist vielmehr beinahe ausschließlich von solchen bewohnt, denn die Fremdlinge sind an Zahl nur sehr gering und sind ihre Unterdrücker, nicht aber ihre Bevölkerung; dort habe ich niemals wahrgenommen, was ich hier täglich zu sehen Gelegenheit hatte, im Gegentheil ist die Bevölkerung von Java feinfühlend, reinlich, ordnungsliebend und keusch und zwar in solchem Maße, daß der Gatte

nicht einmal seine Gattin küßt, wenn ein Dritter zugegen. Von Braut und Bräutigam ist natürlich gar keine Rede, schon die Gegenwart der Mutter macht es unmöglich, daß der Bräutigam von seinem Rechte Gebrauch macht — und hier! wie viel anders sind diese Malayen — und in der That, man kann nicht behaupten, daß sie durch die Harfurs verdorben worden wären, denn unter diesen ist eine solche Ungenirtheit keineswegs verbreitet.

Da es hier keinen Gouverneur gab, der dem Supercargo hätte große Festlichkeiten bieten können und da Herr Meyer auf diejenigen, welche ein malayischer Fürst veranstalten mochte, sehr wenig Werth legte, so war unseres Bleibens nicht gar lange; es handelte sich bei solchem Aufenthalt immer lediglich um die Laune des Supercargos und es war äußerst leicht, ihm dieselbe so zu verderben, daß er lang besprochene Beschlüsse plötzlich aufgab und alles, was verabredet worden war, über den Haufen stürzte. Der nächste Ort oder das nächste Land, wohin sein allmächtiger Wille unsere Fahrt lenkte, war Neu-Guinea und es handelte sich nur darum, einen Piloten zu haben.

## Achtunddreißigstes Kapitel.

**Noth um einen Lootsen. Abreise nach Neu-Guinea. Die Holoturien (Tropang) als Speise. Wie sie gefangen werden. Zubereitung derselben für den Handel. Anblick von Neu-Guinea. Wimmelndes Leben im Meere. Die Tritonbay. Die Eingeborenen. Beginnender Verkehr mit denselben.**

Endlich war es gelungen, einen Malayen zu finden, welcher mit einem Chinesen zugleich wiederholt nach Neu-Guinea gefahren sein wollte, um dort Trepang (Holoturien) zu holen und zu bereiten; beide versicherten, die Küsten der großen Inseln auf das Genaueste zu kennen und so übergab der Kapitain sich ihrer Führung und in der That ist es besser, sich solchen rein durch die Praxis gebildeten Leuten anzuvertrauen, als sich auf eine Gelehrsamkeit zu stützen, der die Basis fehlt. Ich bin gar nicht zweifelhaft darüber, daß unser Kapitain die Sonnenhöhe oder Polhöhe mit großer Sicherheit aufnehmen, vermöge des Logs die Schnelligkeit der Fahrt bestimmen und die Länge nach dem Chronometer wird finden können, bei einer guten Karte wird es ihm dann nicht schwer werden, von Holland nach Surinam oder von dort zurück über das Atlantische Meer zu fahren, aber wer giebt uns von diesem Archipel eine gute Karte? von einem Archipel, dessen Felsen, Riffe und Inseln gewiß ihrer Zahl nach noch nicht zu ihrem sechsten Theile bekannt sind?

Wir hatten nun unsere Lootsen an Bord, verließen den Hafen und fuhren auf das Cap Walch im Süd-Westen von Neu-Guinea zu, um dort, wo sich ein lebhafter Verkehr mit Neu-Holland findet, möglicherweise einen neuen Lootsen

aufzunehmen, der uns durch die entsetzlichste aller Meerengen, durch die Torres-Straße führen könne.

Wir wollen den Kapitain ruhig seines Weges ziehen lassen und uns einwenig mit dem Chinesen und dem Malayen über den Trepang unterhalten.

Das ist ein abscheuliches, walzenförmiges, borstiges Meerungeheuer, das von den Chinesen trotz seiner Abscheulichkeit mit wahrer Todesverachtung verzehrt wird und das ihnen eine solche Delikatesse ist, daß sie dasselbe mit Gold aufwiegen, gleich den bekannten indianischen Schwalbennestern, die auch nach nichts schmecken und etwas ziemlich eckelhaftes sind. Von dem Trepang übrigens kann man nur bedingungsweise sagen, daß derselbe keinen Geschmack habe, das Thier selbst nämlich besteht aus Schleim in sehr dünnen Häuten eingeschlossen, aber es ist mit Borsten besetzt, wie eine haarige Raupe. Diese Borsten dienen als Bewegungsorgane, dieselben Füße zu nennen, wie einige Naturforscher thun, scheint etwas zu kühn, doch gleichviel, diese Borsten sind überaus zart und fein gespitzt, sie dringen beim Essen in den Gaumen, in die Zunge, in das Backenfleisch und verursachen ein lebhaftes, lange andauerndes Brennen, welches dasjenige ist, was die Chinesen als das überaus deliciöse suchen und verlangen und wegen dieses Leckerbissens besuchen alljährlich tausende von kleinen chinesischen und malayischen Fahrzeugen diese Gegenden, die Küsten der in den tropischen Meeren gelegenen Inseln und treiben lange Zeit das äußerst beschwerliche Gewerbe der Taucher.

Diese Walzenwürmer, von sehr verschiedener Länge und sehr verschiedenem Bau (es sind bereits mehr als 30 Species beschrieben und bei weitem noch nicht alle bekannt), leben halb auf, halb im Sande, wahrscheinlich von ganz kleinem Seegewürm. Sie können sich nur sehr langsam fortbewegen und würden daher leicht zu fischen sein, wenn ihr Aufenthalt nicht der sandige Boden 20 bis 40 Fuß tief unter der Oberfläche des Wassers wäre. Um sie zu holen, muß man also entweder eine Taucherglocke haben oder — da diese gewöhnlich nicht zu den Utensilien der Malayen und Chinesen gehört, selbst tauchen können. Dies ist's nun, was Chinesen und Malayen ganz vortrefflich verstehen. Wo wir an den Küsten waren, selbst in dem Falle, daß sich Haifische zeigten, hatten die malayischen Jungen eine wahre Wuth auf das Tauchen, vorausgesetzt, daß sie etwas bekamen. Warf man ihnen einen Gegenstand, der schwerer war als Wasser, von dem Schiffe aus in's Meer, so sprangen sie demselben augenblicklich nach und holten ihn herauf, bevor er auf den Boden gelangte.

Mit dieser Fertigkeit versehen, mag man sich allenfalls denken, daß die Fischer ohne besondere Ueberwindung in das Wasser gehen. Sie haben ein Netz bei sich, groß genug, um viele Holoturien zu fassen und doch auch von so feinen Maschen, daß dieselben nicht hindurchschlüpfen können. Sobald die Taucher nicht mehr Athem haben, geben sie sich durch die Elasticität ihrer Beine einen tüchtigen Schwung und sie schießen dann empor und kommen in wenigen

Secunden herauf und laden ihre Beute in das Boot ab. Es gehört nur eine kurze Zeit dazu, um sie wieder so weit zu stärken, daß sie die Reise abermals antreten können.

Glauben sie genug zu haben für die Arbeit des nächsten Abends, so fahren sie an's Land und bereiten hier ihren Fang so zu, wie er bereitet werden muß, um ihn als Handelsartikel verkäuflich zu machen. Dies geschieht dadurch, daß man die Würmer in einen Kessel über Feuer bringt, wodurch sie sofort die größte Menge des Wassers, woraus sie zum großen Theile bestehen, entlassen. Sie schrumpfen dabei nach Länge und Breite ein, man gießt das Wasser aus, bringt andere in den Kessel und während diese entwässert werden, schlitzt man die eingeschrumpften Walzwürmer der Länge nach auf, weidet sie aus, trocknet und räuchert sie, indem man sie auf dünne Ruthen reihet und über ein loderndes Feuer von dürren Zweigen hängt. Diese Arbeit nimmt den Abend und einen großen Theil der Nacht fort und nachdem ein kurzer Schlaf die armen Leute gestärkt hat, geht der Fang der Holoturien am nächsten Morgen wieder an, was so lange währt, bis sie glauben für ihr Schifflein eine genügende Last zu haben.

Der Chinese und der Malaye trieben dieses Gewerbe schon seit einer Reihe von Jahren, aber obwohl sie alljährlich manchen schönen Pikul (der chinesische Centner von 140 Pfund) nach Macassar gebracht hatten, waren sie doch noch arme Leute; ja, wenn sie ihre Beute selbst nach China liefern könnten, dann würde eine Jahresernte genügen, sie zu reichen Leuten zu machen.

Die armen Teufel dauerten mich, aber freilich kann man ihnen durchaus nicht trauen, da sie eine glänzende Geschicklichkeit im Lügen haben. Etwas wahres mochte in ihren Klagen wohl übrigens sein, sonst hätten sie sich nicht für einen sehr mäßigen Preis als Lootsen vermiethet.

Sechs Tage waren wir unterwegs, als wir von ferne die Gebirge von Neu-Guinea gewahrten, das will sagen, nur die äußersten Spitzen derselben und darunter gelagerte mächtige Wolken, welche die Höhe der Gebirge andeuteten. Das Meer hier hat eine äußerst geringe und sehr wechselnde Tiefe, der Boden ist schleimig, mitunter schwarz morastig, es ist daher gefährlich, hier zu fahren und man darf es nur mit dem Senkblei in der Hand, denn die Tiefe wechselt von 24 Faden bis zu 4 Faden und es schien mir, als rühre unser Kiel mitunter den Boden, über dem wir hinglitten, in gefährlicher Weise auf. Dies ist gewiß, daß unser Blei in den Meeresgrund einsank, denn wir fanden die Leine nicht selten auf Klafterlänge mit dem zähen schwarzen Schlamm bedeckt, welchen das Meerwasser der Oberfläche nicht vollständig hatte abwaschen können. Für mich war es höchst interessant zu beobachten, welche Menge Treibholz hier durch die Strömung aus den verschiedenen Canälen zusammengebracht war. Das Meer wimmelte von Fischen aller Art, auch eine unglaubliche Menge von eigentlichen Schlangen konnte man wahrnehmen, einige von mehr

als Klafterlänge. Ob es die berüchtigten giftigen Wasserschlangen sind, welche die indischen Küsten so äußerst gefährlich für die Badenden machen, will ich ungesagt lassen, da ich keine derselben fangen konnte; auch einen Nautilus sah ich schwimmen mit wahrem Herzweh, denn das seltsame Thier, dessen wunderschöne Schale jedes Naturalienkabinet ziert, ist doch lebend noch nicht gefangen worden. Was hätte ich darum gegeben, es genau untersuchen und beschreiben zu können. In der Strömung schwamm außerordentlich viel Fucus, der wieder mit unzähligen Weichthieren und kleinen Schalthieren besetzt war. Alles dieses war für mich verloren; wo hätte Herr Meyer wohl gestattet, daß man einiger elender Schnecken wegen beigelegt und ein Boot ausgesetzt hätte. Der ablehnenden Antwort gewiß, machte ich natürlich nicht einmal den Versuch, eine solche Begünstigung zu erlangen, obschon die Sache nicht schwierig gewesen wäre, da der äußerst schwache Wind uns kaum gestattete, von der Stelle zu kommen. Unsere Matrosen und die des Sclavenschiffes beschäftigten sich bei dieser Stille mit dem Fang von Delphinen und von großen Schildkröten, welche das Schiff umspielten.

Nachdem wir ziemlich parallel mit der Küste von Neu-Guinea bis zum 4ten Grad südlicher Breite gekommen waren, gelang es uns, die Küste von Guinea zu erreichen, nachdem wir die Insel Adi für das Festland von Guinea angesehen hatten. Unser Weg führte uns auf einen äußerst schönen und sichern Hafen zu, welchen die Franzosen die Triton-Bay genannt haben; sie ist von allen Seiten von schönen Bergen umgeben, so daß die Wasserfläche vollkommen ruhig ist und auch wohl kaum einmal von einem Sturme erreicht werden kann. Ueberall öffnen sich Schluchten in die Gebirge, aus denen eine reichliche Menge von raschen Bächen hervorstürzt. In Folge dieser Bewässerung zeigt sich der Boden äußerst fruchtbar, aber dennoch sahen wir kein Haus und keine Hütte, auch keinen Bewohner am Lande, obschon wir ein langes Boot mit zwei Balanciers oder Schwebebalken von wenigstens 100 Mann besetzt mitten auf der Wasserfläche wahrnahmen; allein dieselben wagten nicht sich uns zu nähern, im Gegentheil zogen sie eiligst davon und verbargen sich zwischen den kleinen Felsen und Inseln, welche das Ufer der Bay kränzen.

Das Schiff näherte sich unter fortwährender Sondirung immer mehr dem Ufer, dasselbe that der Chinese in respectvoller Entfernung hinter uns. Das Schiff mit den Eingeborenen war indessen verschwunden, sie selbst aber sahen wir an den Bergen emporklimmen und Feuerzeichen geben, welche wir uns nicht wohl zu erklären wußten. Es sah aus, als würde eine Flinte wiederholt abgefeuert, doch ohne einen Knall zu geben; wahrscheinlich benachrichtigten sie die Ihrigen von der Ankunft der beiden Ungeheuer, der beiden großen Schiffe, mit denen sie keineswegs unbekannt sein konnten, da hier sowohl große als kleine Schiffe häufig landen, theils um des Handels mit Holz und Lebensmitteln, theils um Sclaven zu rauben.

Wir warfen endlich Anker aus und begaben uns in die Boote, um an's Land zu gehen. Es ließen sich jetzt von allen Seiten Einwohner sehen, aber immer nur entfernt und immer auf der Flucht. Sie waren vollkommen schwarz von Farbe und hatten den Kopf mit dicken gekräuselten Haaren besetzt, was sie als Papuas kennzeichnete, denn die Neger haben nur kurze Wolle, indessen die Schwarzen der großen Inselwelt ein lang wachsendes, eng gekräuseltes Haar haben und ihre Köpfe mitunter eine Dicke erlangen durch ihren Haarschmuck, welche die gewöhnliche Ausdehnung eines Kopfes um das Vierfache übertrifft.

Nachdem wir uns zu zeigen bemüht hatten, daß nicht feindliche Absichten uns herführten, nachdem wir die Waffen niedergelegt hinter uns gelassen und uns mit Geschenken in Händen auf sie zu bewegten, schienen sie einigermaßen Vertrauen zu gewinnen. Wir natürlich hatten ein solches nicht, unser Vertrauen war nur vorgespiegelt, denn die Hälfte von uns blieb bei den Waffen zurück, um uns sofort zu Hülfe zu eilen, wenn wir von ihnen angegriffen werden sollten.

Nunmehr kamen einige derselben uns näher. Die Mehrsten ganz dickköpfig und schwarz, doch Andere wieder von hellerer Farbe, sogar bis zu dem gewöhnlichen Braun der Malayen, woraus man denn mit Sicherheit schließen konnte, daß sie Mischlinge seien und in der That ist hiezu Gelegenheit vorhanden, denn die armen Teufel befinden sich fortwährend den Anfällen jener Räuber ausgesetzt, die ununterbrochen die Küsten aller dieser Inseln besuchen, die arbeitsfähigen Männer gefangen nehmen so viel sie deren bekommen können, sich mit den jungen Weibern vergnügen und dann davongehen, um ihre Beute zu verwerthen, indessen sie selbst dafür gesorgt haben, einmal ihre eigenen Nachkommen als willkommene Beute vorzufinden. Wir selbst wurden mit ihnen sofort gut Freund, als sie wahrnahmen, daß unsere Sprache eine andere sei, als die ihrer Feinde. Wir verstanden und wir sprachen nicht malayisch, ich ließ meine Kenntniß dieser Mundart nicht bemerklich werden und hierin glaubten sie eine Garantie zu haben, von uns nicht als Sclaven geraubt und verkauft zu werden. Die armen naiven Leute, als ob Herr Meyer malayisch spräche.

Die Zahl der sich hier versammelnden Papuas war nicht groß, was mich aber am meisten wunderte, war daß es beinahe ganz an Repräsentantinnen des schönen Geschlechts fehlte; nur ein einziges Mädchen war unter ihnen und sie verbarg sich anfänglich sehr sorgsam hinter den Männern. Endlich schien ihr doch die Gelegenheit, ihre Schönheit glänzen zu lassen, gar zu lockend und sie trat nun wirklich hervor und in der That, sie hatte sich so schön gemacht, als ihr irgend möglich wurde. Um den Hals trug sie einen Schmuck aus großen glänzend polirten Schnecken, um die Handwurzeln viele starke, ziemlich eng anschließende Ringe von Perlmutter, welche schon viele Jahre lang diese Stelle nicht verlassen zu haben schienen; sie mußten in der Jugend über die noch kleine

Hand gestreift worden sein, denn jetzt, nachdem das Mädchen ausgewachsen, wäre das Abstreifen derselben unmöglich gewesen; um die Ringe ganz zu erhalten, hätte man ihr die Hände abhauen müssen. In den Ohren hingen ungeheure Düten von zusammengedrehten Blättern, welche zolldick waren und an beiden Enden große Muscheln trugen. In gleicher Weise waren die Nasen-



Menschenschlächterei auf den Louisiaden. (S. 213).

flügel zollbreit geöffnet. Auch darin steckten zwei Rollen von Blättern, sie waren aber sehr spitz zusammengerollt, so daß sie kleine Düten bildeten. Die Spitzen derselben waren zusammengeheftet und kreuzten sich vor dem Munde; die offenen Enden standen in die Höhe und in diesen Düten steckten zwei kleine Blumensträußchen, welche aber die Augen trotz ihrer Kleinheit doch so sehr belästigten, daß sie nur mit zusammengekniffenen Augenlidern zwischen den Blätt-

chen hindurch blinzeln konnte. An den Füßen hatte sie ähnliche Ringe wie an den Armen und auch die Kniee waren ober- und unterhalb in gleicher Weise verziert. Lauter Schmuckgegenstände, welche mehr oder minder bei allen anderen Eingeborenen wahrgenommen wurden. Die Kniebänder aber erregten besonders mein Erstaunen. Diese Leute verrichten alle Arbeiten, zu denen wir uns setzen würden, auf den Knieen; nun kann ich es gar nicht begreifen, wie das Knieen überhaupt möglich ist, wenn man solch einen Ring unter dem Knöchel als Unterlage hat und dennoch muß entweder die Gewohnheit oder die Neigung zum Schmuck alle Unbequemlichkeiten überwinden und möglich machen, was wir für unmöglich halten.

Die sämmtlichen Wilden hatten jenes lang gekräuselte schwarze Haar, welches die Papuaneger von den wollhaarigen afrikanischen Negern unterscheidet; die ersteren aber hatten die Natur zu verbessern gewußt, indem sie gepulverten Thon von weißer oder gelber Farbe oder Ocker von den verschiedenen Nüancen des Orange bis zum lebhaften Hochroth hineingestreut, sich damit gepudert hatten. Auch die eine Schöne, welche unter den Papuas war, hatte sich so geschmückt. Ihr ganzer Hinterkopf und ihre Stirn war kahl geschoren und zeigte den knochigen blauschwarzen Schädel, aber von dem einen Ohre aufwärts über den Scheitel hinweg bis zum anderen Ohre hinab hatte sie einen handbreiten Haarstreifen stehen lassen, welcher hoch toupirt ihr Gesicht wie mit einem Heiligenschein umgab; mit einem goldenen, mit einem rothgoldenen, dem feurigsten Ocker, den sie finden konnte, hatte sie die Haare bestreut und hatte gewiß geglaubt, sich auf solche Weise unwiderstehlich zu machen. Auch den schmalen Gürtel, der abwärts zwischen den Beinen hindurchgeht und die einzige Bedeckung zu sein pflegt, welche diese Leute tragen, hatte sie glücklich und erfindungsreich wie sie war, durch die rothe Farbe ersetzt, sie hatte diese in einem dicken Streifen hinten über den Rücken hinweg quer über die Hüften gezogen und denselben vorne zwischen den Lenden und dem Unterleib in eine schöne, gewissermaßen herzförmige Figur hinabgezogen, wo er in einem beinahe kopfgroßen Klumpen oder Wulst endete.

Daß wir so viel Reizen zu widerstehen vermochten, war ihr sicherlich unbegreiflich und war wohl noch nicht dagewesen, wiewohl ich zu gleicher Zeit überzeugt bin, daß sie sich für vollkommen anständig gekleidet hielt, wovon mich ein Umstand überzeugte, welcher sehr störend alle ihre Berechnungen über den Haufen warf. Es fing nämlich plötzlich an zu regnen. Schon einige Male hatte sie sich recht besorgt nach einer drohenden Wolke umgesehen, als diese nun wirklich ihren Inhalt ausschüttete, suchte sie sich zuerst die köstliche Frisur dadurch zu erhalten, daß sie beide Hände wie eine Art Schirm über den Kopf hielt; als sie aber nunmehr wahrnahm, daß der an ihrem Körper herabrieselnde Regen von den Hüften bis herab zum Ende ihres Unterleibes alles hinwegwusch, da gerieth sie geradezu in Verzweiflung; sie jammerte, sie schrie, sie schämte

sich und sie wußte durchaus nicht, wozu sie ihre Hände benutzen sollte, um ihre Frisur auf dem Kopfe zu schützen oder um ihr Kleidungsstück in der Art zu ersetzen, wie es die berühmte mediceische Venus thut, welche der Herr Supercargo immer die medicinische Venus nennt.

Das Mädchen hätte nur davonlaufen dürfen, allein sie fand einen bessern Ausweg; sie brach ein paar Wedel von einem Farrenkraut ab, wodurch die Bekleidung ersetzt wurde, man kann sogar sagen, sie sei beinahe noch besser gewesen, als sie vorher war. Nunmehr hatte sie auch beide Hände frei, um ihre Frisur zu schonen, was sie gewiß mit gleicher Sorgfalt that, wie irgend eine Dame unserer feinsten Salons gethan haben würde, wenn ein unglückseliger Regen sie unglücklicherweise außerhalb ihrer Chaise überfallen hätte, wahrscheinlich auch mit ziemlich gleichem, d. h. schlechtem Erfolg, denn als das kleine Sturzbad vorüber war, hatte der Regen trotz ihrer preisgegebenen Arme die Farbe von ihren Haaren abgewaschen und sie in schmalen und dicken schmutzigen Strichen über ihr Gesicht und den übrigen Körper verbreitet.

Erst jetzt, als sich ihr die gänzliche Zerstörung ihres schönen Hauptschmuckes aufdrängte, ergriff sie die Flucht, um ihr nicht mehr schönes Gesicht unseren beobachtenden Blicken zu entziehen. Nun sage man, die Eitelkeit sei das Kind der Civilisation. Jedenfalls ist die Civilisation hier noch im Ei eingeschlossen und es ist nicht gewöhnlich, daß Eier wieder Eier legen; so wird denn die Eitelkeit wohl auch ohne Civilisation bestehen können oder vor derselben dagewesen sein. Vielleicht ist die Lesart richtiger, daß die Civilisation eine Tochter der Eitelkeit ist.

## Neununddreißigstes Kapitel.

Malayische und Papuamischlinge. Ein tapferer Zecher. Ein Waldpfad und eine Waldhütte. Eine Guineaschönheit. Pracht der Vegetation. Gewaltig hohe Bäume von zahlreichen gefiederten und anderen Gästen bewohnt. Kängurus von besonderer Art.

Nach und nach fanden sich mehrere ein, unter denen einige fast ganz den malayischen Habitus hatten, also gewissermaßen braune Quadrons genannt werden könnten. Es schien, als ob die Urgroßmutter eine Papua und der Vater ein Malaye gewesen, als ob die Frucht aus dieser Verbindung die Großmutter des vor uns Stehenden gleichfalls eine Tochter mit einem Malayen gehabt und als ob diese malayische Terzeron nun wiederum mit einem Malayen ein hellbraunes Kind erzeugt, gerade wie in Amerika aus der Vermischung von Weißen und Schwarzen Mulatten entstehen, von einer Mulattin und einem weißen Vater eine Terzeron und endlich in gleicher Weise eine Quadron, die nun schon so viel von dem Vater hat daß nur der Auktionator und Sclavenhändler die-

selbe als Nigger bezeichnet, indeß sie thatsächlich eine Weiße ist und zwar jedenfalls von viel hellerer Farbe als Spanier, Italiener und Griechen.

Dieser Mann sprach ziemlich gut holländisch, verstand uns vollkommen und wußte sich selbst so ziemlich verständlich zu machen. Er erzählte uns, daß Schiffe mit weißen Männern sehr oft in diesen Hafen kämen, daß er viel mit ihnen gereist sei und daß sie ihn immer wieder hierher zurückgebracht und reich beschenkt entlassen hätten. Ich begriff die künstliche Wendung vollkommen und schenkte ihm auch etwas, nämlich einen Schluck Branntwein, welchen ich immer in einer mit Leder umgebenen Flasche bei mir führte und welche ausschließlich für so reizende Lippen bestimmt war, als ich sie hier sah; mein Mund hatte sie noch nie berührt.

Statt einen Schluck zu nehmen, ließ er mit einer seltenen Geschicklichkeit den ganzen Inhalt in seinen Schlund hinabfließen, ohne zu schlucken. Man sah hierin eine Bestätigung seiner Erzählung, nur daß er mit holländischen Matrosen Reisen gemacht, konnte ihm zu solcher Virtuosität verholfen haben, er müßte denn bei einem unserer Landsleute, dem einst so berühmten Sänger und Schauspieler Blume Unterricht genommen haben, was nicht wahrscheinlich ist (Blume konnte eine Flasche Champagner auf einen Zug leeren, ohne zu schlucken; der Wein lief über den Kehlkopf hinweg in den geöffneten Schlund und verschwand in seinem viel umfassenden Magen, ohne erheblichen Eindruck auf seinen Kopf zu machen).

Der Mann war aber nicht undankbar, denn er schenkte mir seinerseits Pfeile und Bogen, ein Halsband von Muscheln und mehrere andere Kleinigkeiten, doch keine von so schöner Arbeit, wie Malayen und Chinesen sie zu machen verstehen. Daß wir nur wenig oder gar keine Einwohner am Strande gesehen hätten, erklärte er durch einen jener mörderischen Ueberfälle, denen sie von Zeit zu Zeit ausgesetzt sind. Die großen Inseln sind von Papuas bevölkert, aber offenbar von zwei verschiedenen Varietäten: den dürftigen, schlecht genährten und nicht tapfern Strandbewohnern, welche von einem geringfügigen Gartenbau sowohl als der Fischerei leben und den Papuas der Gebirge, welche höher und kräftiger gebaut, sehr muthig und kriegerisch gesinnt, nur von Jagd und Raub leben, vielleicht von einer geringen Viehzucht, welche aber niemals die Männer, sondern nur die Weiber treiben.

Diese Einwohner des Gebirges waren vor sechs Mondumläufen (das ist die Art ihrer Zeitrechnung) von ihren Höhen herabgekommen in großer Anzahl und hatten hinweggeführt, was jung und kräftig war, was als Arbeiter dienen konnte; die übrigen, die Kinder, die Frauen, die Greise waren hingerichtet, die Hütten angezündet und die Gegend völlig verwüstet worden. Noch hatte sich Niemand hier niederzulassen gewagt, sie selbst, die wir auf dem Boote gesehen, wohnten weiter an der Küste hinauf im Walde versteckt und sie wagten nicht einmal Feuer zu machen, sie genossen ihre Speisen ungekocht und ungebraten,

um nicht die Aufmerksamkeit der Gebirgsbewohner auf ihre Niederlassung zu ziehen.

Ich bat den Mann, uns in seine Hütte zu führen. Er that dieses sehr gern und sie war auch nicht weit, aber allerdings sehr versteckt und sichtlich nicht eingerichtet, um ein gastliches Feuer aufzunehmen. Um zu ihr zu gelangen, mußte ich einen sehr schmalen Pfad, der sich in den Wald schlängelte, verfolgen. Tropische Wälder sind zwar für den Botaniker sehr schön, für den harmlosen Wanderer aber allerdings nicht, denn dieser bleibt bei jedem Schritt mit einem Fuße im Sumpfe stecken und er ist von so viel Dornen, Schlingen, Haken und Spießen umgeben, daß er bald da, bald dort ein Stück seiner Kleider hängen lassen muß. Hier war es in so fern doch anders, als der Boden des Waldes stark bergan steigend kein Sumpf war, man also ziemlich trockenen Fußes hindurchschreiten konnte. Die Entfernung war auch nicht groß und nach ein Paar hundert Schritten, die wir im Schatten des Waldes gemacht hatten, blieb der Braune stehen. Ich sah mich um, konnte aber nichts wahrnehmen, was einer Hütte geglichen hätte; da zeigte er auf einen riesigen Baum, der sich auf mächtigen Stelzen erhoben hatte, wie es die Palmen gewöhnlich thun. Zwischen diesen Wurzeln oder Stelzen, deren jede wieder ein Baum von einem Fuß und mehr im Durchmesser war, befand sich das Haus meines Führers; es würde eigentlich ganz durchsichtig gewesen sein, denn man muß sich die Gestaltung dieser Stelzen so vorstellen, als ob man die beiden Hände an ihren Wurzeln zusammendrückte, die zehn Finger aber ausspreizte und so auf den Boden stellte, die Finger wären dann die Wurzeln und die Stelle, wo beide Hände sich vereinigen, würde man als den Stamm betrachten. Unser Pfad hatte uns mehrmals mitten durch einen solchen Baum geführt und die Eigenthümlichkeit dieser Wurzelstellung war mir durchaus nicht neu, wohl aber war es mir der Gebrauch, den der Wilde davon gemacht. Er hatte von anderen Bäumen die Rinde abgeschält und aufgerollt, nachdem sie so gerade gestreckt, trocken geworden, hatte er 5 oder 6 ziemlich lange Stücke von außen gegen die Wurzeln des Baumes gestützt und auf diese Weise den Baum zur Hälfte umgeben, indessen die andere Hälfte ganz offen war. In diesem glücklichen Klima gewiß ein genügender Schutz und um so mehr, als er nach seinem Gefallen die Oeffnung der Hütte richten kann, wohin es ihn gutdünkt, er wird dabei Regen und Wind immer berücksichtigen und seine Rindenschirme dort hinstellen, woher diese kommen.

In der Hütte saß eine Frau von abschreckender Schönheit; sie war, so viel ich bei dem geringen Lichte, das der dickbelaubte Wald durchließ, zu unterscheiden vermochte, so schwarz wie ein Wildschwein; sie hatte auch so schön gekräuselte Borsten, daß sie gewiß beim süßen Liebesspiel das Entzücken ihres Mannes sein mußte, so gut wie es das reiche, seidenweiche, dunkle oder helle Lockenhaar unserer Frauen ist; allein der Mann hat doch Unrecht gethan, sich solch eine

schwarze Frau zu nehmen, denn offenbar wird die durch seine Vorväter immer verbesserte Race jetzt wieder um eine Stufe zurückgeführt werden.

Neben der Hütte floß ein Bach und ich freute mich zu sehen, daß diese Strandbewohner auch etwas Viehzucht trieben, denn in dem Bache lagen zwei ziemlich herangewachsene schwarze Ferkel und fraßen mit großer Begier Muscheln, die sie geschickt zu öffnen wußten. Ich muthmaßte mit den scharfen gespaltenen Klauen, deren Spitzen sie in das Schloß der Muscheln setzten; doch war es keineswegs so, denn als ich mich über die Art der Oeffnung unterrichten wollte, sah ich, daß die kleinen schwarzen Thiere wirklich Hände hatten, also zum Genus homo gehörten.

Was ich am wenigsten hier gesucht hätte, war eine Matratze. Im Hintergrunde der Hütte lag ein riesiger Sack aus geflochtenen Matten mit trocknem Laub gefüllt, auf welchem die Frau ausgestreckt ruhete und welcher das gemeinschaftliche Lager zu sein schien. Da diese Wilden alle auf der flachen Erde schlafen und nur eine Matte untergelegt haben, so muß ich in dieser Matratze die glückliche Wirkung erkennen, welche die europäische Cultur durch das Mittel holländischer Matrosen auf den Mann geübt hat. Ein Papua und eine Matratze, man kann sich kaum etwas mehr Entgegengesetztes denken.

Mich setzte in Erstaunen die außerordentliche Höhe der Bäume, die Pracht der Belaubung und das Leben, welches sich in ihnen kundgab. Vor der Hütte lagen weit verstreut viele tausende von Muscheln, ein Zeichen, daß dieses ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen sei; wahrlich, bei einem solchen Reichthum, wie diese Wälder ihn bergen, hätten die Leute sich einen besser besetzten Tisch verschaffen können. Mich beschäftigten besonders die prächtigen Paradiesvögel und die außerordentlich schön gefärbten Papageien, aber die Masse des Vogelwildes ist so groß, daß sie jeden Tag zwei verschiedene Braten haben können und doch nach Ablauf des Jahres durchaus nicht genöthigt sein werden, von vorne anzufangen. Für mich waren die schönen Thiere allerdings unerreichbar, mein Schrotlauf trug nicht so hoch. Zweihundert Fuß ist denn doch zu weit für eine Flinte und mit einer Kugel war jenen kleinen und zierlichen Thieren nicht anzukommen, wenn man sie nicht zerreißen wollte, mir lag an ihrem schönen Kleide. Die Wilden haben erstens solche Rücksicht nicht, zweitens sind die Bäume selbst ihnen zugänglich, sie klettern an den langen Lianen, an den Wurzelranken und Schlinggewächsen empor wie die Katzen und können ganz leicht mit dem schönen Vogelwild in gleiche Höhe gelangen, welches nicht vor ihnen flieht, da dasselbe solche Höhe keineswegs aus Scheu und Furchtsamkeit aufsucht, sondern weil nur dort oben Luft und Licht zu haben ist, nur dort oben sich Zweige befinden; aber die Herren Papuas folgen dem Wilde nicht, sie suchen es nicht dort oben und sie wissen vielleicht nicht einmal, daß es eßbar ist; sie nehmen fürlieb mit dem, was sie unten finden, sei es auch noch so schlecht, denn sie sind zu faul, sich etwas besseres zu nehmen.

Beim Austritt aus dem Walde hatte ich das Glück, zwei Känguruns zu überraschen, deren eines ich erlegte. Sie gehören einer eigenen Species an, sind bei weitem nicht so groß, wie die von Neu-Holland, sind nicht grau, sondern bräunlich und haben quer über dem Rücken Streifen, wie sie der Tiger hat, nur nicht so zahlreich, sind aber genau in der Form und dem Habitus ähnlich denen uns vom fünften Continent her bekannten. Ueberrascht hatte ich sie freilich, denn ihnen zu folgen wäre ganz unmöglich gewesen.

---

## Vierzigstes Kapitel.

Ein abgelegtes Kleid, mit dessen ehemaligen Besitzer ich mich leichtsinniger Weise in Streit einlasse. Unannehmlichkeiten, welche derselbe für mich hat. Der Feind wird besiegt und mit Hülfe meines malayischen Freundes an den Strand geschleift und dann gegessen.

Nachdem ich mich des Thieres versichert hatte und es ausgeweidet über meinen Rücken hing, um damit zum Schiffe zurückzukehren, traf ich noch auf ein anderes Abenteuer, was auch nicht ganz übel war. An einem Zweige aufgehängt, sah ich die abgestreifte Haut einer Riesenschlange, welche eine Länge hatte, die zum mindesten viermal der meinigen gleichkam. Voll Begier eilte ich hinzu, um mich derselben zu bemächtigen; da fiel mir ein, ob es nicht gescheidter sei, sich vorher sorgsam umzuschauen, ob nicht der ehemalige Besitzer des schönen Kleides noch irgend wo verborgen stecke. Bekanntlich häuten sich die Schlangen mehrmals im Jahr und sie streifen die Haut, welche ihnen beschwerlich zu werden beginnt, von sich ab, indem sie sich irgendwo zwischen zweien Aesten durchdrängen, wo sie dann oft zerrissen wird und stückweise abfällt, manchmal aber auch ganz und zusammenhängend bleibt.

Es war gut, daß ich dieses gedacht hatte, denn allerdings war die Schlange in der Nähe; nachdem ich mich wohl hinter einem Baume versteckt, den ich natürlich zuerst untersucht hatte, spähete ich mit großer Sorgfalt umher von Baum zu Baum und siehe, nach einigen Minuten entdeckte ich das Ungeheuer, welches auf der halben Höhe eines Baumes zusammengerollt lag, da wo sich zwei recht breite Aeste von demselben trennten und ihr ein bequemes Lager boten. So in fünf Ringen übereinander gerollt, hatte sie ungefähr Form und Größe eines Oxhoftes, war also mindestens 25 Fuß lang. Ach, das ist ein gefährlicher Feind, dachte ich, ich bin zwar hier hinter meinem schönen Baume wohl gedeckt und sie sieht mich sicher nicht, aber wie komme ich bei ihr vorbei? Ich ging mit mir zu Rathe, ob ich sie schießen sollte. Sie schießen? Dagegen läßt sich nichts einwenden, aber auf sie zu schießen, ohne sie zu schießen, d. h. ohne sie zu tödten, das könnte doch ein gefährlicher Spaß werden.

Indessen lag das Gewehr in meiner Hand und ich im Anschlage; die

Schlange streckte den Kopf so schön in die Höhe und fuhr mit ihrer gespaltenen Zunge so allerliebst aus der Spitze des Maules hin und her, daß ich ordentlich Appetit bekam und ehe ich mich dessen versah, zuckte mein Finger und die Schlange schoß wie der Blitz vom Baume herunter, nur mit dem Schwanze oben hängen bleibend, aber mit furchtbarer Wildheit umherfahrend — sie mußte getroffen sein, doch freilich nicht tödtlich.

Ich zog mich hinter den Baum zurück, um von neuem zu laden und ich suchte ihr noch einen Schuß in den Kopf beizubringen; es geschah zwar, aber mit gleich wenigem Glück, unzweifelhaft war die Entfernung zu groß. Was war zu thun, das Thier zeigte eine furchtbare Wildheit und wenn ich ihm nicht den Garaus machte, so that es dasselbe an mir; also noch einmal laden und dem Feinde näher rücken, um einen um so sichereren Schuß zu haben. Als ich mit dem Laden fertig war und behutsam hinter einem Baum hervortrat, sah ich sie nicht mehr hängen, sie hatte sich niedergelassen und wartete, in breiten Ringen zusammengerollt, auf den Feind. So viel als möglich gedeckt, suchte ich mich ihr zu nähern, aber meine Schritte waren zu vernehmlich, bei jedem derselben zuckte ihr Kopf empor, man nahm deutlich wahr, wie sie umherspähete. Noch hatte sie mich nicht gesehen und ich, von einem Busch gedeckt, konnte nur den Kopf sehen und dies war für einen guten Schützen genug; nun war mir nicht fraglich, ob ich ein guter Schütze sei, doch in diesem Falle, allein einem so entsetzlichen Feind gegenüber, mochte meine Hand wohl gezittert haben und ich weiß jetzt bei der halben Entfernung nicht, ob sie ruhiger war.

Ich drang in den Busch selbst wenigstens in so weit ein, um eine etwas freiere Ansicht von dem Thiere zu bekommen; dabei bemerkte ich, wie dasselbe sich abwechselnd hob und senkte, um zu spähen; das Ungeheuer lag mit drei Viertheilen seiner Länge zusammengerollt, ein Viertheil mochte ungefähr so weit gehoben sein, daß der Kopf etwas über Manneshöhe erreichte. Nun fiel mir ein, daß ich vielleicht einen wirksameren Schuß thun würde, wenn ich nicht nach dem Kopfe zielte, sondern nach dem Leibe, da wo derselbe auf dem Boden ruhte. Sie bot mir die schwach bewehrte Bauchseite dar und obwohl sie mit dem aufgerichteten Theile ihres Leibes schwankend bald dort, bald dahin neigte, stand doch dieser Theil auf dem Boden fest. So legte ich nun mein Rohr an, hielt recht auf die Mitte der Breite und in dem Augenblick, wo der Schuß fiel, sprang die Schlange mit einem gewaltigen Satze empor und fiel dann lang nieder.

Wenigstens hatte ich sie so schwer verwundet, daß ich hoffen konnte, mit ihr fertig zu werden. Ich nahm mein großes Taschenmesser heraus, welches eine kleine Säge enthielt, schnitt damit aus dem Busche, in dem ich mich befand, einen hübschen handlichen Stock, um ihr eins damit auf den Kopf zu geben und trat alsdann aus dem Busch hervor, den Stock am dünnen Ende gefaßt, die Flinte, deren Schrotlauf mit Rehposten geladen war, in der anderen Hand. Die Schlange lag mit dem Kopf und dem Vordertheil am Boden. Die

viel größere Länge des übrigen Körpers war aufgeringelt und beweglich. Der Schwanz schlug etwas vehement nach allen Seiten. Der Kopf blieb noch liegen, als ich dem Ungethüm bereits gegenüber stand. Nunmehr führte ich mit dem dickeren Ende des Knüppels einen durchaus nicht sanften Schlag auf den Kopf, welchen sie vollkommen ruhig ausführen ließ, jedoch keineswegs mit gleicher Ruhe hinnahm. Sie erhob sich plötzlich, aber nur bis zu der Stelle, nach welcher ich geschossen hatte, öffnete den Rachen auf eine grauenvolle Weise und hauchte mich mit einem so pestilenzialischen Verwesungsgeruch an, daß ich schaudernd zurücksprang; sie fuhr nach mir und hätte mich bei der geringen Entfernung, in der ich stand, unzweifelhaft erfaßt und das wäre mir wohl schlecht bekommen, denn sie hatte in dem Oberkiefer auf jeder Seite mehr als ein halbes Dutzend furchtbar scharfer Zähne und würde dieselben in meinem Fleisch begraben haben, aber die zwei Schritt, welche ich zurücktrat, genügten zu meiner Rettung, denn obwohl sie nach mir schoß, so geschah es doch nur mit dem Theil des Körpers, welcher oberhalb der Verwundung lag und dann sank sie abermals lang ausgestreckt zu Boden. Diese beiden Theile, also der Vorder- und der Hinterleib, waren getrennt, wahrscheinlich hatte ich ihr das Rückengrat, die Wirbelsäule zerschossen.

Ich stellte mich nun außer Schußweite ihres Grabeshauches zur Seite hin, führte einen neuen gewichtigen Schlag nach dem Kopfe und sprang dann zurück, bevor sie sich aufrichtete. Dies wiederholte ich mehrere Male, bis ich endlich glücklich genug war, jene Stelle zu treffen, bei der schon ein ganz leichter Schlag tödtlich sein sollte, den Ausläufer der oberen Kinnlade. So viel ich weiß, gehört dazu, daß der Hieb von vorne geführt werde und die Kinnlade in der Mitte treffe. In dieser Lage stand ich allerdings nicht, allein als mein letzter Schlag fiel, hatte sie gerade den Kopf emporgehoben, zurückgebeugt, so daß mein Hieb das eigentliche Ziel auf das Genaueste traf.

Da lag das Unthier und es hinderte mich nicht mehr, sein abgelegtes Kleid zu holen; ich hatte aber jetzt Wichtigeres zu thun, ich mußte meinen grimmigen Feind mit mir fortschaffen und das war nichts leichtes. Ich sah mich um nach einer Liane, um dieselbe als Schlinge, als Strick zu benutzen. Die prächtigen Pterocarpusarten mit ihren wunderschön gefiederten Blättern, welche sowohl das gelbe Sandelholz liefern (Pt. marsupium), als auch das höher geschätzte rothe (Pt. indicus), zeigten mir zwar solcher Cipos genug, allein da wo ich dazu gelangen konnte, waren dieselben viel zu dick und hoch oben in den Bäumen, wo lang herabhängende Enden die rechte Stärke gehabt hätten, waren sie für mich unerreichbar. In großer Verlegenheit sah ich mich nach allen Seiten um, ich wollte den Platz nicht verlassen, theils weil ich nicht sicher war, theils weil mir auch wohl ein Anderer meine werthvolle Beute rauben konnte, als ich glücklicherweise meinen braunen Freund, von den Schüssen herbeigelockt, aus dem Walde treten sah.

Nun war geholfen; der Mann schlug zwar die Hände über dem Kopf zusammen über die Heldenthat, wagte sich nicht zur Schlange, indem er erklärte, sie stelle sich nur todt, war aber doch bereit, meinen Bitten nachzugeben und mir ein hübsches Tau zu verschaffen; eine schlanke, halbfingerdicke Kletterpalme, deren Stämmchen oft 400 Fuß lang wird und sich dann in den Zweigen der Bäume verbreitet und verwickelt und welche wir zu ganzen Schiffsladungen uns nach Europa kommen lassen, um sie als Stuhlrohr zum Flechten der Sitze zu gebrauchen.

Der Wilde kletterte an einem Sandelbaume empor, hieb ein Paar solche Schnüre ab mit seinem steinernen Beil und ich zog daraus ein Paar schöne Schlingen, legte sie aus einer gewissen Entfernung, unterstützt durch meinen Knüppel, der Schlange um den Hals, gab darauf meinem wilden Freunde eines der Enden, während ich das andere nahm und nun ging es mit einem plötzlichen Ruck anziehend, um die Schlange zu würgen, falls sie noch leben sollte, im Galopp dem Strande zu.

Die Schlange lebte allerdings noch, aber nicht ihr vorderer Theil, hier schien sie wirklich abgestorben; der Leib, das Schwanzende, schlug bei diesem Ziehen noch so nachdrücklich um sich, daß es durchaus nicht gerathen war, sich diesem beweglichen Theile zu nähern. Auch mußte noch eine Art von Willenskraft und es mußte noch Empfindung in dem Theile sein, denn als sie beim Umherschlagen an einen Baumstamm traf, umschlang sie denselben ziemlich schnell, um sich daran festzuhalten, was aber nur einen Augenblick gelang, denn sobald durch den Widerstand, den sie leistete, wir zu stärkerem Anziehen genöthigt waren, schien der Schmerz der Verwundung und das gewaltsam verzerrte Rückgrat ihr doch eine so unbequeme Empfindung zu verursachen, daß sie losließ und wir sie weiterschleppen konnten.

Mich setzte dies in Erstaunen und ich wußte wohl, daß kaltblütige Thiere ein gewaltig zähes Leben haben, ich dachte aber, eine schwere Verletzung des Gehirns müsse selbst bei diesen vollständig tödtlich sein. Es war nicht so und mir fiel nunmehr auch ein, daß ich ähnliches schon bei Insekten beobachtet hatte. Eine Wespe, ein sogenannter Ohrwurm, denen der Kopf abgeschnitten ist, zeigen — vorausgesetzt, daß ihre Körper nicht den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen sind, nach Ablauf von vollen 30 Stunden Empfindung und vom Willen geleitete Bewegung. Der Körper liegt anscheinend ganz todt da, berührt man denselben aber mit einem Strohhalme oder einem feinen Hölzchen, so wendet sich die Zange oder der Stachel dahin, wo die Berührung erfolgte. Bei einer Wespe möge man den Versuch ja nicht mit dem Finger machen, denn das geköpfte Thier schießt seinen verborgen gehaltenen Stachel mit solcher Schnelligkeit und solcher Malice nach der Richtung, in welcher die Berührung stattfand, daß eine unangenehme Verwundung die gewisse Folge von solcher Unvorsichtigkeit wäre.

Wir kamen nach einer Viertelstunde glücklich zu dem Boote. Ich hütete mich wohl, die Schlange über den Kies und Sand zu schleppen, um ihr schönes Kleid nicht zu verletzen; es wurden, da am Strande Leute genug waren, dieselben beordert, meine Jagdbeute auf Bambusstangen zu nehmen und zu Schiffe zu tragen. Auf dem Grase des Waldes oder auf der weichen Lauberde, die völlig frei von aller mineralischen Beimischung war, hatte sie noch keinen Schaden gelitten. Als wir damit an das Schiff kamen, erhob sich ein großer Jubel, jeder wollte ein Stück von der Schlange herunterschneiden, um es zu kochen, und ich hatte die größte Mühe, dieses zu verhindern, bevor sie abgezogen war. Ich wollte mir das Fell wenigstens ganz erhalten und es gelang auch, nachdem ich erklärt hatte, keine Ansprüche auf das Fleisch machen zu wollen, wenn man mir behülflich sein wolle, die Boa zu enthäuten, was denn sogleich von sehr kundiger Hand in's Werk gesetzt wurde. Das Fleisch der Schlange wurde so köstlich befunden, daß der Steuermann erklärte, er würde sich sehr freuen, wenn ich bald wieder auf die Schlangenjagd ginge, ich für meinen Theil aber hatte an dieser einen Affaire vollkommen genug.

## Einundvierzigstes Kapitel.

Producte unseres Landungsortes. Schönheitsmittel und Schminken. Das Betelkauen. Berauschende Muskatnüsse. Ueberreste und Trümmer einer holländischen Colonie. Herr van der Hoek ist durstig und schüttelt eine Cocospalme wie einen Pflaumenbaum. Was die Folge dieser heroischen That gewesen ist.

Ich beschäftigte mich während der zwei Tage unseres Aufenthalts mit Nachforschungen über die Lebensweise der Leute hier und über die Pflanzen, welche sie benutzen. Sie bedienen sich der Früchte, welche die tropische Zone gegenwärtig wenigstens überall liefert: Pisang, Cocos, Reis sind die Hauptnahrungsmittel, außer dem Fleisch getödteter oder durch List gefangener Thiere. Mit dem Pfeil und dem Wurfspieß können sie nicht viel ausrichten, da beide dessen ermangeln, wodurch sie im Orient so furchtbar werden. Mit den Europäern stehen sie besonders durch das Sandelholz, welches hier in Menge wächst, in Verbindung. Dasselbe ist auch ihnen von großer Wichtigkeit, daher sie ihre Hütten auch gern in die Nähe von Sandelbäumen setzen. Sie bereiten nämlich aus der Rinde derselben durch Abkochung eine rothe Farbe, womit sie sich selbst bemalen und womit sie auch die Bast- und Grasmatten, welche sie mit großer Geschicklichkeit fertigen, zu färben pflegen. Die sehr schönen, duftreichen Blüthen brauchen ihre Frauen als Zierde für ihre Haare, woran sie in so weit sehr wohl thun, als sie das abscheuliche Aussehen ganz und den sehr üblen Geruch wenigstens zum großen Theile verbergen. Das Holz dient ihnen zu sehr

vielen Zwecken, sie bereiten daraus mit großer Geschicklichkeit die mannigfaltigsten Geräthschaften, denn nicht alle stehen auf einem so primitiven Standpunkte, wie der Halbschwarze oder Braune, der gleich Anfangs mein Führer war.

Die Sitte des Betelkauens ist auch hier verbreitet, wie eigentlich selbstverständlich so weit Malayen und indische Schwarze hausen. Auf Java ist dieselbe mir nur dadurch unangenehm aufgefallen, daß die Zähne verdorben, bröckelig werden. Bediente man sich des Kalkes nicht gleichzeitig, so würde dieses vielleicht nicht stattfinden. Die hellrothen Lippen sind durchaus nicht unschön und der Athem des Mundes erhält dadurch einen gewürzigen Geruch, hier aber und an den mehrsten Punkten, welche wir bisher berührt haben, hat sich, wie bereits bemerkt, der Tabak mit eingeschlichen und dieses ist eine abscheuliche Unsitte; der Mund wirft eine braunrothe ekelhafte Jauche aus, die Lippen sind fortwährend schmutzig benetzt, der Athem riecht wie der Abguß einer alten Tabakspfeife und die Zähne sehen aus, als wären sie aus Mahagoniholz geschnitzt, so weit sie überhaupt Widerstand leisten, denn nach dem zwanzigsten Jahre hat wohl keiner dieser Insulaner mehr brauchbare Zähne.

Der Mensch sucht überall wo er auch wohne nach einem Berauschungsmittel, dasselbe bestehe nun in Wein oder Branntwein, in Hanfextract oder Opium, in Tabak oder Fliegenpilz; dies alles haben die Bewohner von Neu-Guinea nicht, wenigstens noch nicht, aber es läßt sich hoffen, daß die Engländer, welche das Völkerbeglückungswesen in großartigstem Maßstabe ausbeuten, auch diesen armen bedürftigen Leuten Rum und Opium in genügender Menge zuführen werden, wie seit kurzem den Chinesen, sollten sie auch deshalb einen kleinen Krieg anfangen und ein Paarmalhunderttausend Menschen abschlachten.

Da die Bewohner von Neu-Guinea wenigstens auf dieser Seite, die unter holländischem Gouvernement steht, (d. h. vorgeblich) noch nicht zu den von England aus Beglückten gehören, so müssen die armen Leute sich vorläufig noch mit ihren eigenen Hülfsmitteln behelfen; unter diesen steht oben an die Frucht einer eigenthümlichen Muskatspecies, welche ich als die Myristica philippensis erkannte, die auch auf den Molukken wächst, deren Frucht aber nicht mit der cultivirten oder veredelten Muskatnuß vermengt werden darf, weil sie trotz sonstiger großer Aehnlichkeit doch weder den feinen, eigenthümlichen Geschmack, noch den gewürzigen Geruch hat, aber sie hat dafür stark berauschende Eigenschaften. Die Eingeborenen zerreiben sie zu Pulver und genießen davon nicht gerade geringe Dosen, sie fallen in einen Rausch, der von einer gewissen Tobsucht begleitet ist, die aber nach kurzer Zeit in Unempfindlichkeit und Stumpfheit übergeht, worauf eine vollständige Lethargie eintritt, welche Tage lang anhält; in größeren Mengen — wenn die Gabe zwei bis drei Nüsse beträgt, soll der Tod in einiger Zeit die sichere Folge sein. Merkwürdig ist, daß diese giftige Eigenschaft für hiesige Vögel gar nicht zu existiren scheint, es giebt mehrere,

welche zum Theile hievon leben, die Eingeborenen nennen deshalb die Frucht auch pala utang, die Nuß der Vögel.

Ob die zu uns gebrachte Nuß in dem Zustande, in dem wir sie kennen, dieselben Eigenschaften habe, weiß ich nicht und möchte ich fast bezweifeln; auf den Inseln hier wird behauptet, daß es der Fall sei, daß frische ächte Muskatnüsse dieselbe tödtliche Wirkung wie die philippinischen besäßen.

Zu den Nahrungsmitteln der Eingeborenen gehört auch Cicas todda, dessen junge Triebe sie kochen und welche in der That wie Spargel schmecken.

Das äußere Ansehen der Eingeborenen scheint großentheils auf vielfältige Vermischung mit malayischem Blute hinzudeuten, doch sind die eigentlichen Malayen sowohl als die Papuaneger sehr wohl herauszufinden; die ersteren haben den bereits wiederholt beschriebenen Charakter, die Neger aber haben eine schwarze Farbe, die eine Unterlage von braun zu haben scheint, es ist als wäre das Schwarz dieser Haut eine Lasurfarbe, welche die Unterlage durchblicken läßt. Ihre Größe übersteigt die mittlere und sie sind sonst ziemlich wohlgebildet, nur muß man dieses nicht von den Gesichtern verstehen. Sobald man einen Mischling vor sich hat, kann man ihn sofort an dem Feuer des Auges erkennen, an der Lebhaftigkeit des Blickes, welche dem ganz Schwarzen total abgehen.

In dieser Bay haben die Holländer bereits einmal eine Niederlassung versucht, ich habe nicht ermitteln können, warum sie dieselbe aufgegeben. Die Thatsache an sich ist unleugbar, nicht nur weisen die Jahrbücher der Regierung in Batavia nach, daß hier eine Colonie gewesen ist, welche man längere Zeit durch Zusendung ihrer Bedürfnisse unterstützte, sondern es finden sich auch noch viele Fundamente von Häusern, welche einmal hier gestanden haben und stellenweise, wo sich der Boden unfruchtbar zeigte, sind sie noch offen sichtbar; an anderen Stellen sind die Trümmerhaufen von dem wilden Pflanzenwuchs so überwuchert, daß man sie nur noch muthmaßen, nicht mehr sehen kann. Wenn man jedoch einige Arbeit daran wendet und die Axt zu Hülfe nimmt, so kann man allerdings einen kleinen Theil der Decke wegschaffen und dann sehen, daß sie über Steintrümmer von Menschenhand geformt — über Ziegelsteine, über behauenen Sandstein — ausgebreitet waren.

Ein ganz sicheres Zeichen liefern einige europäische Pflanzen, z. B. Citronen und Pomeranzenbäume, die ursprünglich auf all diesen Inseln nicht zu finden sind, wir sahen aber hier dergleichen in einem so üppigen Wachsthum, wie wir sie auf Java haben, voller Früchte, aber allerdings unveredelt.

Am zweiten Tage unserer Anwesenheit hatten wir eine andere Stelle der Bay besucht und ich war nicht wenig erstaunt, hier ein großes Dorf und ein Gebäude, zwar aus Bambus, aber doch von ungewöhnlicher Künstlichkeit zu finden. Zu denen, die mich gewöhnlich auf meinen Excursionen begleiteten, wenn gemuthmaßt werden konnte, daß nicht Wärmemessungen, Höhemessungen, oder ähnliche wissenschaftliche Beschäftigungen vorgenommen werden sollten, hatte

sich auch ein Herr van der Hoek gesellt, ein etwas schwerfälliger Holländer, zwar noch sehr jung, aber doch so unvernünftig dick, wie ein Mastthier; jede Bewegung wurde ihm daher schwer und seine liebste Beschäftigung war in seiner Coje zu liegen, sich von den Wellen schaukeln zu lassen und irgend etwas feines zu essen oder zu trinken. Der Schiffsarzt hatte ihm aber ausdrücklich gesagt, daß eine gewisse Bewegung für den Menschen nöthig sei und diese gewisse Bewegung wollte er sich jetzt machen und uns auf unserem Spaziergange begleiten.

Bis dahin war er noch nicht von dem Schiffe gekommen, da er immerfort lag hatte er auch nicht von der Seekrankheit gelitten, er war daher auch immer bei gutem Appetit und begriff folglich nicht, weshalb der Arzt ihn an's Land schickte; nun war er aber da und arbeitete sich mühsam an das Ufer hinauf, Gott dankend, als nach etwa 100 Schritten, die in ziemlichem Sonnenbrande gemacht werden mußten, wir den Schatten einiger schönen breitbelaubten Bäume erreichten. Gleich setzte er sich nieder und rief nach Thee, leider war dieser nicht zu haben; er hätte sich mit Wasser begnügen müssen, allein das war auch nicht zu haben, was nun anfangen, wenn man durchaus nicht entbehren gelernt hat. Vor uns standen einige sehr schöne Cocospalmen, schlank und dünn, wie es die Eigenthümlichkeit dieser schönen Bäume ist. Ich rieth ihm dort hinaufzuklettern und sich ein Paar von den Nüssen zu holen, ein Scherz, den er mir sehr übel nahm, er erklärte: eine Henschrecke wie ich vermöge das wohl, aber ein Mann aus gutem holländischen Blute müsse sich dergleichen Ideen vergehen lassen; doch hatte ihn meine Hinweisung auf den Baum begierig nach dem süßlichen Wasser gemacht, welches die Nüsse enthalten und das man sonderbarer Weise Cocosmilch nennt, wiewohl es mit derselben so viel Aehnlichkeit hat, wie recht schwaches Zuckerwasser.

Herr van der Hoek hatte einmal etwas gehört vom Schütteln eines Baumes und er hoffte, er werde Cocosnüsse so herabschütteln können, wie man Pflaumen schüttelt und faßte den Baum mit beiden Händen an und begann schwache Versuche mit Erschüttern des Stammes zu machen. Wir alle lachten dazu, denn ein Palmenbaum von 80 Fuß Höhe ist nicht so leicht bewegt, wie ein armsdicker Birnbaum von 10 Fuß Höhe; auch sitzen glücklicherweise die schweren Cocosnüsse so fest, daß der Versuch überhaupt ein unsinniger ist, allerdings kann es geschehen, daß eine einzelne Nuß durch ein Insekt angebohrt, krank wird und abfällt, was dann immer für den unter dem Baume Stehenden ein sehr bedrohliches Ereigniß ist, aber wenn sie fallen will, fällt sie von selbst und nicht durch die Erschütterung, die ein Mensch dem Baume geben kann, da selbst vom Sturme geschüttelt die Nüsse Widerstand leisten und wohl nur eben eine kranke sich hin und wieder loslöst.

Da van der Hoek an unserem Lachen sah, wie wenig wir glaubten, daß es ihm gelingen werde, eine Nuß loszulösen, so wollte er uns doch zeigen, daß

er ein Mann von Gewicht sei und so lehnte er denn seinen tüchtigen schweren, mit einer eisernen Spitze versehenen Stock in der Höhe von etwa 6 Fuß an den Baum, lehnte sich mit seiner ganzen Schwere dagegen, drückte ein Paar Mal ruckweise zu und siehe, es trennte sich wirklich eine solche Nuß ab.

Höchst erschreckt riefen wir gleichzeitig aus: Zurück! Die Nuß fällt! Sie sind ein Kind des Todes! Fort vom Baum! Das alles schallte gleichzeitig durcheinander, aber der hartnäckige Mensch hörte nicht und drei Secunden waren genug, um die Nuß mit fortschreitender Geschwindigkeit an den Erdboden gelangen zu lassen und dahin gelangte sie erst, nachdem sie van Hoek auf dem Rücken gefallen war.

Das ist nun aber in der That kein Spaß, die Nuß wiegt über 20 Pfund und selbst der Bast, welcher sie auswendig bedeckt, ist so hart, wie festes Holz, wird erst durch Klopfen und Aufweichen faserig und biegsam. Die Nuß schmetterte den unglücklichen Menschen zu Boden, hätte sie seinen Kopf getroffen, so wäre er bei der Höhe des Falles rettungslos verloren gewesen, die Schwere der Masse hätte ihm den Kopf zu Brei zerschmettert, aber auch so sah es schlimm aus und hätte er nicht ein so gewaltiges Fettpolster auf dem Rücken gehabt, so wäre dem armen Menschen das Rückengrat zerbrochen worden. Auch seine schräge Stellung hatte dazu gedient, ihn zu schützen. Nachdem die Nuß auf die Mitte des Nackens gefallen und am Rücken herniedergeglitten, war sie von einem Vorsprunge unterhalb des Rückens von ganz besonderer Massenhaftigkeit aufgehalten worden und war abgeprallt, van der Hoek aber lag besinnungslos am Boden.

---

## Zweiundvierzigstes Kapitel.

Herr van der Hoek schwer verwundet. Kalte Umschläge. Eine Pyramide von Bambusrohr mit absonderlichen Leitern. Ein Papua-Damenkaffeehaus. Malayische Wohnungen zu einem Dorf zusammengewachsen. Ein muhamedanischer Kirchthurm.

Wir eilten dem Unglücklichen zu Hülfe, wir wollten ihm den Ueberrock ausziehen, das war aber nicht nöthig, derselbe war von dem Kragen an bis zu den Schößen aufgerissen und in Strömen rieselte das Blut aus einer Wunde hervor, welche die ganze Länge des Rückens und mehr als Handbreite hatte, die Haut war völlig abgeschunden und aus den zerrissenen Adern quoll reichlich der Lebenssaft.

Ich wollte die Wunde auswaschen und mit nasser Leinwand belegen, das nächste Mittel hiezu schien mir die Nuß selbst zu bieten, deren Bast schnell mit einem Beile heruntergeschlagen war, aber als eine der Keimöffnungen bloßgelegt wurde, ergab sich, daß dieselbe kein Wasser hatte, sie war also entweder

überreif oder sie war vor der Reife vertrocknet und deshalb gefallen, unter anderen Umständen wäre mir das Herunterschütteln der Cocosnuß vollständig räthselhaft gewesen, so nun erklärte sich's von selbst.

Hier war mit dem schwer Beschädigten nichts anzufangen, wir mußten ihn aufheben und nach dem hinter den Bäumen liegenden Dorfe tragen. Dort erhielten wir nun das erforderliche Wasser aus einem munteren Bächlein; ich riß sein Hemde in Streifen, benetzte die schwere breite Wunde und legte ihm wiederholt frisch benetzte Leinwandstreifen über, in welchem Geschäfte mich Diepenbrook nach einiger Zeit ablöste. Ich wollte mich in dem Dorfe umsehen, mir war aber beinahe alle Lust vergangen und wäre die hier vorhandene eigenthümliche Pyramide von Bambus nicht gewesen, so wäre ich sofort umgekehrt.

Ich wünschte irgend welche Erklärung zu haben und begab mich nach dem nächsten Hause, woselbst ich einen großen Rumor vernahm und hoffen konnte, Jemanden zu finden, der mit dem eigenthümlichen Bau und dessen Zwecken vertraut war. Vor mir lag ein sehr ausgedehntes Haus, geräumig genug, um als Ballsaal für 200 Paare zu dienen. Das Haus stand auf einer großen Menge von Bambuspfählen, dieselben waren bis zum Fußboden der Hütte etwa 10 Fuß hoch. Von diesem Boden erhob sich ein sehr hohes Dach, dessen Seiten beinahe ganz senkrecht standen und das sich dann in Bogenform zum mindesten 20 Fuß über dem Boden zum Dache zusammenneigte.

Ein heilloser Lärm, der innerhalb dieses Raumes gehört wurde, machte mir Hoffnung, nicht eine, sondern zwanzig Personen zur Hilfe zu bekommen, denn es wurde dort ein wahrer Hexensabbath gehalten, allein in Folge dieses Lärmens hörte man mich auch nicht und ich war genöthigt, eine der Leitern zu besteigen, deren mehrere an verschiedenen Seiten der Hütte standen. Diese Leitern waren allerdings nicht von der bequemsten Art, eine jede bestand aus einem sehr dicken Stück Bambusrohr, in welches von zweien Seiten Kerben eingehauen waren, so daß man hinaufsteigend sich nicht zwischen zweien Leiterbäumen befand, sondern den einen Leiterbaum zwischen den Beinen hatte.

Als ich mit dem Kopf über die Oeffnung gelangte und die unsichere Leiter loslassend mich mit beiden Händen an dem Fußboden der Hütte festhielt, ertönte ein hundertstimmiger Schrei, mehrere Weiber liefen nach den verschiedenen Oeffnungen und zogen die Leitern empor, mir aber ward die meinige plötzlich unter den Füßen hinweggerissen, so daß ich ein Paar Sekunden an meinen Fingerspitzen hängend frei in der Luft schwebte. Unter wildem Geschrei stürzten einige zwanzig Weiber mit hochgeschwungenen Stöcken auf mich los. Ich besann mich nicht lange, ließ von dem Haltepunkte ab und fiel auf den Boden nieder, der nur etwa 4 Fuß unter meinen Zehenspitzen lag, also einen ziemlich gefahrlosen Sprung gestattete.

Ich zog mich sofort aus dem Bereich ihrer Stöcke zurück, machte sehr begütigende Zeichen und da ich sah, daß diese Leute braun aussahen, ich sie also

für Malayen oder deren Abkömmlinge zu halten berechtigt war, so sprach ich einige malayische Worte zu ihnen, welche eine ziemlich allgemeine Geltung haben und wurde denn auch so weit als nöthig verstanden. Da ich eine Silbermünze zeigte, streckte sich alsbald ein ausgezackter Bambusstamm nieder und katzenartig behende kletterte ein Malaye daran herab, der für dieses Kunststück die halbe Rupie in Anspruch nahm.



Wir sahen nur Hütten der Eingeborenen, welche verlassen waren. (S. 226.)

Ich machte dem Mann bemerklich, was für Leistungen ich dafür verlangte und da wir uns wirklich verständigen konnten, so war es nicht schwer, Gewährung meiner Wünsche zu erhalten. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß die Leute hier allerdings Malayen wären, die mit Chinesen zum Fange von Trepang hierher gekommen, hier aber zurückgeblieben und sich angesiedelt hätten. Ich wünschte nun in die Hütte zu gelangen, aus welcher ich durch einen unfreiwilligen Sprung mich entfernt hatte. Das sei nicht möglich, versicherte der Mann, denn das sei das Unterhaltungshaus der Frauen, in welches selbst von ihnen nur wenig Auserwählte treten dürften, aber er wollte mich in eine andere Hütte führen und dies geschah alsbald.

Ich frug den Mann, warum ich nicht Zutritt zu den Frauen erhalten könne; er erklärte, weil ihr Gesetz es verbiete und als ich nach diesem Gesetze frug, hörte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß es das Gesetz Muhameds sei, welches dieses verböte; die Leute gehörten also zu den Moslems und ich hätte nicht geglaubt, daß der Islam, wenn schon sehr corrumpirt, sich bis hieher, bis in die Wüsten von Neu-Guinea Bahn gebrochen hätte, doch wird es dadurch erklärlich, daß die Leute von solchen Inseln, die näher am indischen Festlande liegen, hierher eingewandert sind.

Das Haus, welches der Mann mir zeigte, war keineswegs so groß, als das, von welchem ich herabgesprungen war, allein es hatte ganz dieselbe Bauart und versprach die nämliche Einrichtung zu zeigen. Wir erstiegen eine Leiter und befanden uns in einem großen, wohlgelüfteten, obschon sehr schattigen Raume, das gewaltig hohe Dach hatte oben an beiden Giebeln dreieckige Oeffnungen, wodurch die erhitzte Luft aufsteigen und entweichen konnte. An den beiden gegenüberstehenden Enden befanden sich große Oeffnungen, welche ordentliche Thüren hatten, die mir des Tages über offen zu bleiben und nur bei Nacht geschlossen zu werden schienen, so war für Luftwechsel gesorgt und obschon die glühende Sonne mit ihrer vollen Kraft auf die eine ganze Seitenfläche des Hauses und Daches fiel, so fand ich doch, daß ich mich im Schatten befände. Innerhalb der Hütte, deren Boden aus Bambusrohr mit Lehm beschlagen bestand, waren an verschiedenen Orten Feuerherde, doch jetzt kalt; der Malaye sagte mir, daß nur während der Nacht Feuer angezündet und unterhalten würde, um sich gegen die Stiche der Mosquitos zu schützen, welche hier am Meeresstrande in ungeheurer Menge vorhanden seien.

An den Seitenwänden befanden sich theils mancherlei Waffen, theils andere Gegenstände des Bedarfs und ihres Haushalts, vor allen Dingen aber eine unzählige Menge von Cocosnüssen an Schnüren aufgehängt, welche die Gefäße zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten bildeten. Hoch oben in demjenigen Theile des Daches, wo die beiden Flächen desselben sich zu einem spitzen Winkel vereinigen, sah man allerlei Lebensmittel aus dem Thierreich aufgehängt, unzweifelhaft, damit dieselben von dem Rauch getroffen würden und sich also länger hielten, wie Fleisch sich sonst bei tropischer Hitze zu halten pflegt; dennoch habe ich einen leisen Verdacht gegen dieses Fleisch und wage zu muthmaßen, daß es für unsern Gaumen schon mehr als haut gout gehabt haben dürfte, denn die Vorbereitung des Fleisches zum Behuf des Räucherns fehlte ihm, das Salz nämlich.

Ich tauschte bei dem Mann gegen gute silberne Rupien und sehr schlechte Messer und ähnliche Kleinigkeiten, welche für diese Leute jedoch sehr nützlich sind, mancherlei von seinen Waffen und Haushaltungsgegenständen ein, dann verließen wir das Haus, um zu der Pyramide zu gehen, deren Bau und deren Zweck ich gerne kennen lernen wollte. Wir kamen noch an mehreren Hütten

vorüber, unter denen eine mir wunderlich vorkam, denn es war eine Zusammensetzung von vielleicht 20 solchen Häusern, welche so dicht aneinander standen und sich nach allen Richtungen hin so vielfach deckten, daß ich nicht begriff, wie die Leute bequem aus- und eingehen konnten. Ich hörte, daß dieses Haus das des Patriarchen und Mollas sei, daß aber die vielfache Zusammensetzung daherrühre, daß alle seine Kinder, Enkel und Urenkel ihre Hütten immer dicht an die seinige gebaut und sie damit so verbunden hätten, daß man aus einer jeden in eine andere gehen könne.

Nunmehr gelangten wir auch an die Pyramide. Das war ein Gebäude ganz von Bambus aufgeführt und doch wenigstens 100 Fuß hoch. Dasselbe hatte eine große Ausdehnung, bestand sichtlich aus mehreren Geschossen, aber ganz besonders fiel das Dach auf, welches von ferne gesehen, einen einzigen Obelisken zu bilden schien, — ich will doch lieber sagen, eine Pyramide, denn für einen Obelisken war der Winkel, unter dem die vier Seiten des Daches sich zu einander neigten, nicht spitz genug.

Betrachtete man das Dach in der Nähe, so nahm man wahr, daß es keineswegs ein einziges sei, sondern daß es aus zwölf verschiedenen, sich immer verjüngenden Dächern bestehe. Die einzelnen Dächer waren wie Schachteln aufeinander gelegt und bei dem äußerst leichten Material und der muthmaßlich sehr geringen Befestigung und Verbindung untereinander bin ich erstaunt zu sehen, daß der Bau den Stürmen trotzt, was in der That ein Wunder genannt werden kann, um so mehr, als die Stürme beim Jahreszeitenwechsel von furchtbarer Gewalt sind.

Jedes Dach schien frei auf dem anderen zu stehen, auf Füßen von einer halben Elle Höhe, welche ungemein geschmackvoll und künstlich mit Schnitzereien verziert waren. Es entstanden dadurch ebenso viel quer durchlaufende Oeffnungen in dem Thurme, als derselbe Stockwerke hatte. Schließlich spitzte sich das Ding vollständig zu und man hätte es für den Kirchthurm eines Dorfes halten können, wenn es dazu nicht zu breit und zu hoch gewesen wäre.

Nach Besichtigung des Aeußeren führte mich der Mann auch in das Innere, was einen sehr weiten und ziemlich hohen Saal bildete, welcher ohne jede Abtheilung den ganzen unteren Raum des Hauses einnahm. Das war die Moschee der hier wohnenden Moslems, vollständig kahl, nicht das Geringste deutete die Heiligkeit des Ortes an, kein religiöses Sinnbild war zu sehen, nicht einmal eine erhöhte Stelle, auf welcher der Leiter des Gottesdienstes etwa zu stehen gehabt hätte. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie nur dem Namen nach Moslems und ihre Gebräuche sind höchst wahrscheinlich nur von ferne denjenigen ähnlich, welchen die Bekenner der Lehre Mohameds sonst haben.

# Dreiundvierzigstes Kapitel.

**Der Verwundete wird nach dem Schiffe zurückgebracht und dem Arzte übergeben. Eine Vorlesung über Speck bei Mast- und anderen Thieren. Ein gefühlvoller Physiolog. Herr van der Hoek schreit. Was der Doctor dazu sagt und was Herr van der Hoek dazu sagt. Der Patient freut sich jetzt zu wissen, wie die neunschwänzige Katze thut. Essen und Trinken geht über alles Andere.**

Ich kehrte zu meinem verwundeten Freunde zurück und indessen der Malaye die von ihm vertauschten Gegenstände und Einkäufe nach dem Boot brachte, bemühten wir uns um den schwergetroffenen jungen Mann, der noch immer ohne Bewußtsein war, er wurde auch so aufgehoben, nach dem Strande und dem Boot gebracht und ich gab mir Mühe, durch stets erneuertes Benetzen die Wunde minder schmerzhaft zu machen, wiewohl ich hoffe, daß er durch die Ohnmacht, in welcher er sich befand, über den ursprünglichen wüthendsten Schmerz hinweggehoben worden war.

Auf dem Schiffe angelangt, wollte mich der Supercargo durchaus verantwortlich für den Vorfall machen, es schien mir beinahe, als glaube er, ich sei auf den Baum geklettert, habe die Nuß abgebrochen und sie Mynheer van der Hoek auf den Rücken geworfen. Zu meinem Glück konnten die Uebrigen aussagen, daß ich gerade der Einzige gewesen, der den jungen Herrn vor seinem unsinnigen Beginnen gewarnt habe; daß die Sache so ernstliche Folgen haben würde, hatte keiner von ihnen gedacht, ich aber sei es jedenfalls gewesen, der den Verwundeten habe zurückhalten wollen.

Der Kranke wurde nunmehr in seine Coje gebracht und der Schiffsarzt fügte zu dem Wasser, mit dem ich meine Umschläge gemacht hatte, noch etwas Essig, wodurch der Entzündung vorgebeugt werden sollte, im übrigen ergab sich die richtige Metzgernatur dieses würdigen Schiffschirurgius durch ein merkwürdiges Experiment zu erkennen. Er stach mit einer gewöhnlichen Packnadel an verschiedenen Stellen des abgeschundenen Rückens langsam in das Fett hinein, bis der Kranke zuckte, dann zog er die Nadel heraus, maß die Länge der Eintauchung, die sich auf 2 Zoll belief, dann $2\frac{1}{4}$ Zoll, dann weiter abwärts $2\frac{1}{2}$ Zoll und zuletzt 3 Zoll.

Nun sagte er zu mir erklärend: „Sehen Sie, dieser edle Mynheer van der Hoek hat eine Fettschicht wie ein angenehmes Mastschwein, ich habe das untersucht auf dieselbe Weise, wie es die Fleischer machen beim Einkauf von Vieh; sie stechen eine Nadel durch das Fell, dabei zuckt das Thier natürlich, denn es thut ihm weh, sobald aber dieser Schmerz vorübergegangen ist, kann man die Nadel so weit abwärts senken, als noch Speck vorhanden ist, das Thier fühlt dabei nichts. Erst wenn die Speckschicht aufhört und die Nadel das wirkliche Fleisch trifft, also Nerven berührt, zuckt das Thier wieder und darin hat man

das Zeichen, daß nunmehr die Speckschicht zu Ende ist, man faßt dann die Nadel oben dicht am Felle mit zwei Fingern an und hat so ein genaues Maß erhalten. Dieses hier, nicht doch — ich wollte sagen dieser hier, dieser junge Herr hier hat eine Speckschicht von einer an's Fabelhafte gehenden Dicke, schade, daß dieser Speck in der That nicht zu brauchen ist, er ist zu flüssig, er zerläuft, wenn man ihn räuchern will, sonst würde er zwei vortreffliche Speckseiten liefern, nehmen Sie einmal die Länge dieses Menschen an! Sein Speck beträgt 2 bis 3 Zoll."

Ich war erstaunt sowohl über diese schauderhafte Gefühllosigkeit, als doch auch gleichzeitig über die ungeheure Dicke dieses jungen Menschen, es war jedenfalls eine Monstrosität, aber jedenfalls hatte sie ihm das Leben gerettet, denn wäre mir die Cocosnuß aus der Höhe des Berliner Schlosses auf den Nacken gefallen, so würde mir wahrscheinlich die Wirbelsäule eingeschlagen, an ein Paar Stellen gebrochen sein. Die Ohnmacht, in welcher van der Hoek lag, war noch immer kein Zeichen einer lebensgefährlichen Verletzung, Gefühl war ja noch da, das bewies das Zucken unter der Nadel des vortrefflichen Arztes, wenn auch kein Bewußtsein vorhanden war und dieses kehrte denn auch nach einiger Zeit zurück und mit demselben kehrte, wie es scheint, auch bei Hoek die Meinung wieder, daß man brüllen müsse, wenn man Schmerzen habe. Van der Hoek schrie so furchtbar, daß schließlich der Doctor sagte, wenn er nicht aufhöre, werde er ihn in den Schiffsraum bringen lassen in das Lazareth, wo er dann unter den Matrosen die Freiheit habe, die Stimme zu üben, er seinerseits finde es nicht nöthig, wenn man viele Schmerzen habe, was er kaum glauben könne, da Speck unempfindlich sei und die Paar Schrammen auf der Haut längst ausgetobt haben müßten, indem Wasser und Essig schon ein Paar Stunden darauf gewirkt hätten.

Van der Hoek sagte mit ächt holländischer Gelassenheit: „Da haben Sie ganz Recht, ich habe auch eigentlich nicht geschrieen aus Schmerzen, sondern weil ich dachte, ich sei noch immer in Todesgefahr."

Hiermit war denn auch wirklich das Schreien des guten Mannes beendigt, man möchte sagen, wie mit dem Messer abgeschnitten und Herr van der Hoek blieb ruhig auf dem Bauche liegen und wartete ab, bis die schwere Hautverletzung heilte. Er sagte, daß ihm die Sache eigentlich lieb sei, denn er wisse doch nun, wie es thue, wenn die Engländer einem Matrosen ein Paar Dutzend mit der neunschwänzigen Katze aufzählten, ich aber gab ihm die Versicherung, daß er dies durchaus nicht wisse, denn die Bestialität bei dieser Strafart sei, daß der Unglückliche jeden Hieb bei vollem Bewußtsein erhalte, daß ein Arzt immer an der Seite des Geschlagenen stünde und seinen Puls in der Hand halte und daß, sowie derselbe stocke und eine wohlthätige Ohnmacht eintrete, er dem Profoß einzuhalten befehle, dem Gemarterten mit Essigäther die Schläfe reibe, ihm denselben zu riechen gebe und ihn durch einen Schluck Wein zu

stärken, zu ermuntern suche, worauf mit der Execution fortgefahren würde, bis ähnliche Symptome sich einstellten und so bekäme ein Matrose zwei, drei und mehr Dutzend, jeder Hieb mit einer Peitsche von neun Lederstreifen scharf zusammengeflochten und ein grober Subordinationsfehler werde gar mit 12 bis 20 Dutzend im Kreise der Flotte bestraft, in welchem dann die Zahl der Hiebe mit der Zahl der Schiffe dividirt werde und diese Theilungszahl, dieser Quotient dem zu Bestrafenden vor einem jeden Schiffe zugetheilt werde, indem man in einem Boot von Schiff zu Schiff fahre und nun die betreffende Anzahl von Hieben durch einen neuen Profoß, also durch einen neuen, noch nicht ermüdeten Arm ertheilt werde.

„Brr, hören Sie nur auf," rief van der Hoek, „mir wird ganz schwindelig; das habe ich freilich nicht gedacht und am allerwenigsten, daß dieses auf seine Civilisation so hochmüthige Volk dergleichen noch jetzt thue, nachdem ähnliche Strafen doch schon überall seit einem halben Jahrhundert abgeschafft sind; Sie hatten ganz recht, das eine Bestialität zu nennen."

Ich erwiederte darauf, daß ich gerne einem jeden Dinge seinen rechten Namen gebe, im übrigen, fügte ich hinzu, freue ich mich, daß er so tapfer reden können, der Schmerz muß doch in der That sehr nachgelassen haben.

„Nun ja, ich bin selbst ganz verwundert darüber, es ist nicht so schlimm, wie ich es mir gedacht habe. Die nassen Umschläge thun mir ganz gut und falls ich mich nur gelegentlich auf die eine oder die andere Seite legen kann und im Essen und Trinken nicht verkürzt werde, wird sich's leidlich aushalten lassen."

Welch glückliches Naturell! dachte ich bei mir; kaum dem Tode entronnen, denkt der Mensch schon wieder an's Essen! — Nun er hat sonst keine anderen Genüsse, da mag es mich denn nicht wundern, daß er dieses einen Sinnes mit besonderer Liebe pflegt.

Herr van der Hoek zeigte eine sehr gute Natur, die große mächtige Verwundung und Quetschung an zwei Stellen wurde sehr schnell geheilt, aber nicht in indischer Manier, bei welcher Fasten die Hauptrolle spielt, sondern bei Entgegennahme sehr großer Mengen Passagierkost. Auf die Einwendungen des Arztes, daß ihm eine solche Fülle von Material durchaus nicht dienlich sei, um so weniger, als er dieselbe durch Bewegung nicht überwinden könne, erwiederte er, die letzte Einwendung zuerst beseitigend, von Bewegung sei er nie ein Freund gewesen und das eine Mal, wo er sich dieselbe auf ausdrücklichen Willen des Arztes gemacht habe, sei sie ihm so schlecht bekommen, daß er für lange Zeit alle Hoffnung auf eine günstige Wirkung für ihn verloren habe. Im übrigen wisse er wohl, daß man Fieberkranken oder Leuten mit irgend einem schweren Leiden eine magere Diät vorschreibe, ihm aber fehle ja nichts dergleichen, er sei ja herzgesund, weshalb er denn Fasttag halten solle, obgleich es nicht Fastenzeit und er überhaupt ja gar nicht katholisch sei!

Der Arzt lachte über diese Demonstration, sagte zwar, daß das viele Essen nothwendig starke Absonderungen hervorbringen müsse, die ihn sehr beschweren würden, allein die Leiden der Entbehrung schienen ihm bei weitem größer, als die Leiden, welche ihm möglicherweise durch Schmerzen verursacht werden könnten. Er ertrug auch die letzteren mit wahrem Heroismus und ließ sich nachher das Essen wie zur Belohnung nur um so viel besser schmecken. So gewiß ist es, daß die Befriedigung dieses einen Bedürfnisses für manche Naturen vollkommen ausreichend ist und ihnen ersetzt, was sie an anderen Freuden entbehren. Er erinnerte mich lebhaft an kleine Kinder und an Hunde, welche beide auch angethane Schmerzen in der Regel sehr schnell vergessen, wenn man ihnen durch ein ihrem Geschmack entsprechendes Nahrungsmittel, einem Apfel oder einem Kalbsknochen, zu Hilfe kommt.

## Vierundvierzigstes Kapitel.

Bestimmung der chinesischen Arbeiter. Die Torresstraße soll passirt werden. Brandung. Man geht in der Straße selbst vor Anker. Fortsetzung der Fahrt unter den größten Vorsichtsmaßregeln. Die Korallensee. Furchtbare Südströmung, wodurch die Schiffsrechnung unsicher wird.

Es ging nunmehr auf die höchst gefährliche Torresstraße zu. Wir hatten sehr veränderliches, sehr übles Wetter; dieses ist immer ein Zeichen des nahenden Jahreszeitenwechsels und je weiter man an den eigentlichen Wendepunkt kommt, wo der Ostmansuhn in den Westmansuhn überspringt, oder umgekehrt, desto furchtbarer werden die Stürme, desto wilder heulen die Orkane, strömen die Regen hernieder, desto dunkler werden die Tage und während der Nacht zeigt sich kein Sternchen, es läßt sich kein Ort bestimmen, man ist der Gewalt der Elemente Preis gegeben und sucht deshalb bei Annäherung dieser gefährlichen Periode einen Hafen zu erreichen, um womöglich in Sicherheit das Beständigwerden des Windes abzuwarten.

Nicht also that der „van der Kapellen“. Herr Meyer hatte ein Schiff mit Sclaven hinter sich, dieses sollte zu bestimmter Zeit in einer engländischen Besitzung sein; eine solche war im Süd-Osten von Neu-Holland zu finden, dorthin oder nach dem weiter gelegenen Süden, nach Victoria oder Adelaide, wo es an Arbeitern fehlt, wollte er unter allen Umständen seine Chinesen bringen und jeder Tag war ihm wichtig, denn jeden Tag mußte er 400 Menschen speisen, was denn schon einigen Aufwand an Geld forderte und das Capital, welches er zu gewinnen hoffte, sehr schmälern konnte, falls sich die Fahrt bedeutend verzögerte.

Die Torresstraße ist eine der gefährlichsten, die es auf Erden giebt. Zwischen dem nordöstlichsten Ausläufer von Neu-Holland, der sogenannten Halbinsel York und einer stark nach Süden vorspringenden Ausbiegung von Neu-Guinea gelegen, ist sie dergestalt mit ganz kleinen niedrigen Inseln besetzt, daß es bis jetzt noch keine Karte giebt, welche sie sämmtlich aufgezeichnet hätte. Dort hinein sollten wir uns wagen, denn zwischen Neu-Guinea und Neu-Holland hindurch mußten wir, um das Ziel zu erreichen, welches Meyer sich gesteckt, wenn er nicht um ganz Neu-Holland fahren wollte, was — wenn auch der sicherere, doch der viermal längere Weg war und ihm vielleicht 4000 Piaster gekostet haben würde, ein Opfer, zu welchem er sich unter keinen Umständen verstehen konnte.

Der Kapitain bot alles auf, um dieses unsinnige Unternehmen zu verhindern, allein nachdem er seine sämmtlichen Mittel erschöpft hatte, gab er doch nach, um sich nicht der Feigheit anklagen zu lassen, wie der Supercargo ziemlich deutlich zu verstehen gab. Woher dieser selbst solchen Muth hatte, war sehr schwer einzusehen, wahrscheinlich kannte er die Gefahr, welche wir liefen, gar nicht, wahrscheinlich hatte das Glück seine Seereisen so begünstigt, daß er nichts von Stürmen, wenigstens nicht an gefährlichen Stellen erlebt hatte. Noch waren übrigens die beginnenden Stürme nicht so heftig, daß man nicht hätte hoffen können, die Straße mit dem Sturmsegel zu passiren, wenn man nur sehen konnte. Der Kapitain fuhr also auf den schrecklichen Paß zu und in wenigen Tagen hatten wir denselben erreicht. Da es bis hieher in der Arafura-See erträglich gut gegangen war, so hatte auch schließlich der Kapitain eine gewisse Zuversicht gewonnen, aber als er Angesichts der in der Mitte der Straße liegenden Prinz Wales-Inseln war und die Brandung an den Korallenriffen sich aus der Entfernung von 8 Seemeilen (2 deutschen Meilen) hörbar machte, da beschloß er, vor zwei Anker zu gehen und die Nacht über liegen zu bleiben. In der That war die Scene nicht eben anmuthig, das Brüllen der mächtig gehobenen Wogen in ihrem Niederstürzen auf die Riffe war so entsetzlich, daß alle diejenigen, die nicht rechte Seemannsnaturen hatten, verzagten, sehr kleinmüthig zu werden begannen; auch dem Supercargo mochte dies begegnen, denn er kam mit einer gewissen Aengstlichkeit zu dem Kapitain an das Steuer, um zu fragen, ob wir nicht noch jetzt einen Hafen erreichen könnten, was dieser bejahte, falls Herr Meyer nur die Gefälligkeit haben wolle, den Westmansuhn in einen Ostmansuhn zu verwandeln. Der Kampf der Jahreszeitenwinde war halb und halb beendet, der Westwind war Sieger geworden, wie es in dieser Zeit zu geschehen pflegt und er trieb uns mit solcher Gewalt auf die Straße zu, daß die mächtigen Ankerketten gespannt waren wie die Saiten eines Rieseninstruments und einen Herz und Nieren erschütternden Ton gaben.

„Ich hoffe, unsere Anker werden halten," sagte der Supercargo; „ich hoffe es auch," erwiederte der Kapitain, „aber ich kann auch die Versicherung geben,

daß nur der Gedanke, für feig gehalten zu werden, mich zu dem unsinnigen Streich bewogen hat, in dieser Zeit die Torresstraße zu passiren, welche schlimmer ist, als die Magellansstraße und welche man gern vermeidet, selbst bei der ruhigsten Witterung in der Mitte zwischen den Wechselzeiten, da Niemand sicher ist, auf ein Riff zu stoßen, was gerade in diesem Jahre durch die fleißigen Korallenthierchen so weit erhoben sein kann, um eine sonst bekannte Durchfahrt zu sperren, ein Riff, welches vor einem Jahre noch gar nicht dort war."

Der Supercargo brach das Gespräch ab, denn ihm war nicht wohl bei der Sache und der Kapitain überhaupt nicht sehr gesprächig, war doch in diesem gefährlichen Augenblick ganz besonders wortkarg und mochte wohl seine guten Gründe haben.

Die Nacht ging endlich auch vorüber; wir lichteten die Anker und wir würden das enggereffte Sturmsegel gern auch noch ganz beschlagen haben, wenn es dann noch möglich gewesen wäre, das Schiff zu lenken. Dadurch eben gehen so viele Fahrzeuge verloren, welche entmastet sind, sie gehorchen nunmehr dem Steuer durchaus nicht.

Mit der größten Vorsicht versenkten wir uns in das Labyrinth von kleinen Felsen, Bänken, Riffen und wirklichen Inseln; die Chinesen waren nahe hinter uns und folgten Schritt für Schritt, wenn man so sagen kann, sie waren uns auf eine fast gefährliche Weise nahe und ein Zusammenstoß war möglich, daher der Kapitain durch sein Sprachrohr hinüberrief, man möchte das Sturmsegel noch enger raffen und sich auf diese Weise zurückhalten; er seinerseits wolle und könne nicht schneller vorwärts.

Der Kapitain war zur Ertheilung dieses Befehls auf das Hinterdeck getreten und ging nunmehr wieder nach vorn, wo eigentlich sonst nicht der Platz des Kapitains ist, dieser gehört an's Steuer, namentlich bei großer Gefahr; diesmal aber hatte er das Rad dem Nächsten nach ihm, dem Ober-Steuermann übergeben, um selbst dicht neben dem Bugspriet stehend nach vorn auszulugen, um jede Gefahr zeitig genug zu entdecken und durch einen Wink mit der Hand anzuzeigen, wie das Steuer zu stellen sei, um der Gefahr zu entgehen. Gewöhnlich ist's der Platz für einen Matrosen oder einen Cadetten, hier schien ihm aber der Punkt zu wichtig und manches Mal mochte er Bewegungen des Steuers andeuten, welche ein junger, unerfahrener Seemann übersehen und so das Schiff in die höchste Gefahr gebracht haben würde; der Kapitain aber sah nicht blos nach den Stellen, über denen das Meer aufspritzend brandete, sondern auch nach denjenigen, über denen es in bestimmt umschriebenen Kreisen ruhig stand. Dort lagen die unsichtbaren Korallenbauten, diejenigen, welche noch nicht die Oberfläche des Meeres erreicht hatten und über welche man allenfalls bei ganz ruhigem Meere hätte hinwegsegeln können, da sie noch immer tiefer liegen, als der Kiel des Schiffes reicht, über denen jedoch bei den furcht-

baren Wogen des Meeres der Wasserstand wechselt zwischen der doppelten Tiefe und der halben Tiefe, die er bei ruhigem Meere hat.

Mit einer außerordentlichen Behutsamkeit wurde so der Weg fortgesetzt und am Abend neben den Prinz Wales-Inseln Ankergrund gesucht. Der zweite Tag und der dritte vergingen in gleicher Weise, dann erst befand man sich in der Korallensee zwischen der Erweiterung, die die zurücktretenden Küsten von Neu-Guinea und von Neu-Holland bilden. Der gefährliche Paß lag hinter uns und Herr Meyer zeigte wieder einen hochgeschwollenen Kamm und befahl nunmehr die Segel zu entfalten und darauf loszufahren, aber der Kapitain sagte: „Meine Ehre habe ich gerettet, die Seemannscourage können Sie mir nicht mehr absprechen, nunmehr hat aber auch der Spaß ein Ende und ich werde mich Ihren Befehlen nicht mehr fügen, sondern einfach thun, was ich als Kapitain eines Schiffes zu verantworten gedenke. Bilden Sie sich ein, wir seien der Gefahr entronnen, so reiten Sie auf einem dicken Irrthum, wir befinden uns auf einem Meere, was von Korallen durchsät ist; längs der ganzen Ostküste von Neu-Holland von Norden nach Süden zieht sich ein mächtiger, von Korallen aufgebauter Damm und längs der Südküste von Neu-Guinea fehlt es an ähnlichen Riffen keineswegs. Wir müssen weit von Neu-Holland abhalten, müssen südöstlich gehen und dürfen erst in der Gegend von Neu-Caledonien unsern Cours nach Süden richten."

Mehrere Tage fuhren wir so, lediglich unter dem Sturmsegel in östlicher Richtung in dem Meeresstrome, welcher von den südlich gelegenen Inseln auf die Torresstraße zuführt. Der gewaltige Sturm half uns diesen Strom überwinden, der uns sonst in die gefährliche Straße wieder zurückgeführt hätte; aber eine sehr üble Folge hatte diese Strömung doch, sie machte unsere Rechnung unrichtig und das fortwährende Unwetter gestattete keine Sternaufnahme, keine Bestimmung der Sonnenhöhe; wir waren mithin, obschon einer sehr großen Gefahr entronnen, doch immer noch in einer anderen, welche den Kapitain fortwährend bereuen ließ, dem thörichten Andringen des Supercargo nachgegeben zu haben. Was die Lage bei diesem furchtbaren Sturme noch unsicherer machte, war die große Meerestiefe; an ein Auswerfen des Ankers, an eine Rettung durch dasselbe war bei 4- bis 6000 Fuß Tiefe nicht zu denken. Man konnte also bei Nacht nicht beilegen, man mußte auf die unsichtbare Gefahr losgehen, ohne im Stande zu sein, sich selbst ein beliebiges Halt zuzurufen. Kann alsdann noch der Seemann sagen, ich weiß genau, wo ich bin, so liegt hierin einiger Trost; dieser aber war uns gänzlich geraubt, der Pfad war verloren, der Schiffskapitain konnte nicht mehr einen Punkt auf die Karte setzen und sagen: hier sind wir!

---

# Fünfundvierzigstes Kapitel.

Neue Gefahren. Mitten in den Klippen werden zwei Anker ausgeworfen. Das Schiff bekommt die Drehkrankheit. Es wird, wie bei den Schafen durch eine Operation geholfen. Eine furchtbare Nacht. Nothschüsse von dem Sklavenschiffe. Versuche die Anker zu lichten. Es gelingt.

In dieser verzweifelten Lage befanden wir uns am siebenten Tage, nachdem wir die Torresstraße passirt hatten. Wir hatten noch gegen Abend auf beiden Schiffen die Masten bestiegen, um uns durch die besten Fernröhre zu überzeugen, daß kein Land vor uns liege und so fuhren wir getrost weiter, in der Hoffnung, wir würden wenigstens die Nacht hindurch sicher treiben können. Der Sturm orgelte entsetzlich, aber das Schiff folgte dem Steuer und wir hatten einen Cours, der stark östlich mit einer geringen Neigung nach Süden war, wir mußten uns in der Nähe der östlichen Spitze von Neu-Guinea befinden, wiewohl nach des Kapitains Muthmaßung so weit südlich davon, daß uns die Gefahr des Strandens ziemlich fern lag. Dieses war der verhängnißvolle Irrthum, in dem der Kapitain verfallen war, allerdings ganz ohne seine Schuld; denn wer kann die Länge bestimmen, wenn er nicht die Zeit, welche seine Uhr angiebt, mit der Zeit vergleichen kann, welche die Sonne angiebt; wer kann die Breite bestimmen, wenn sich nirgends ein Stern zeigt, nach dem man im Stande wäre, Polhöhe zu berechnen! Wir befanden uns, als die letzten Versuche gemacht wurden, Land zu entdecken, um mehr als 3° weiter östlich, als der Kapitain vermuthete; wir befanden uns mitten in dem Archipel der Louisiade und wir würden bei hellem Wetter die Hauptinseln gesehen haben, allerdings war dies unmöglich bei Regen und bei düster umwölktem Horizont.

Als es Nacht wurde, stieg die Wuth des Sturmes immer höher; wir müssen nothwendigerweise durch ein Paar Engpässe getrieben worden sein, ohne eine Ahnung davon zu haben, denn plötzlich hörten wir wieder jenes furchtbare Tosen, welches die Brandung anzeigt; der Wind erhob sich vom Sturm zum Orkan, schleuderte die Schiffe bald auf die Spitzen der Wogen, bald hinab in das Wellenthal und jetzt hörte auch das Steuer zu wirken auf, denn der Vordermast, an welchem das Sturmsegel dicht gerefft hing, brach wie ein Schwefelhölzchen, fiel über Bord und die Leute mußten hinzueilen, um so schnell als möglich die Taue zu kappen. Das Schiff drehte sich um sich selbst, was man wahrnehmen konnte, da die Magnetnadel in ganz kurzer Zeit mehrmals ihren Kreis durchlief, als ob sie mittelst eines anderen Magnets in solcher Weise umhergeführt würde.

Der Supercargo stürzte auf den Kapitain zu und rief: „Das habe ich von Ihrer Weisheit, jetzt sind wir Alle verloren;" aber der Kapitain sagte mit

seiner durch den Sturm hörbaren Commandeurstimme: „Gehen Sie zum Teufel oder Sie sind der Erste, der verloren ist, ich schmeiße Sie mit eignen Händen über Bord." Dann wandte er sich von ihm und rief mit seinem Sprachrohr hinüber nach dem Bug: „Laßt die Anker los! wo Brandung ist, da muß auch Grund sein" und in wenigen Minuten rollte der eine der Anker durch die Klüse hinab auf den Meeresgrund, den er auch glücklich erfaßte, wie man deutlich wahrnehmen konnte, da die Kette sich schräge zu spannen begann.

Nun wurde auch der zweite Anker dem Meere anvertraut und so schienen wir für's Erste geborgen, aber es war leider nur Schein, nicht weil die Anker keinen Grund gefunden oder nicht gefaßt hätten, sie faßten in den Korallenzweigen nur gar zu gut, nicht deshalb also, sondern wegen einer jener räthselhaften, nur zwischen Korallenriffen vorkommenden Erscheinung der Strömung und Gegenströmung des Meeres.

Ein solcher Strom packte uns und warf uns nach einer Seite, so weit es die Länge des Kabels gestattete; nun faßte uns der andere Strom und führte uns wieder auf den Ausgangspunkt der Kreisbewegung zurück, da griff der erste Strom wieder das Schiff und trieb es abermals gegen den Wind und als es nach der entgegengesetzten Strömung kam, faßte der Wind dasselbe nochmals, das hätte vielleicht wenig zu sagen gehabt, aber wir hingen an zweien Ankern und schon bei der zweiten Drehung vor denselben hatten die Ketten sich um einander gewickelt und dadurch dergestalt verkürzt, daß der Bug des Schiffes sich bedeutend neigte. Bei der dritten Drehung stand der Bugspriet horizontal und das Schiff am Steuer mindestens um eine Klafter höher, als am Bug.

Der Kapitain übergab das Steuer sofort seinem nächsten Untergebenen und eilte nach vorn, wo denn alsbald die Ursache dieser Tod bringenden Erscheinung entdeckt wurde.

„Hinunter Jungens, nach den Klüsen und schmeißt die eine Kette, wo möglich die kürzeste, hinaus dem Anker nach;" die Jungens flogen hinab und man hörte bald ein Glied um das andere durch die Klüse rasseln und als nun nicht mehr beide Ketten gespannt waren, sondern nur die eine, senkte sich auch das Schiff nicht mehr, wie es bis dahin geschehen war, obwohl es sich noch fortwährend drehte.

„Der Anker wird wohl halten," sagte der Kapitain, nachdem die Kette hinausgeworfen war und man nur noch an der einen von beiden hing, — „wo nicht — nun so wären wir mit beiden gewiß verloren gewesen, denn das Schiff wurde durch die Drehung hinabgezogen."

Das war eine furchtbare Nacht und sie sollte es noch mehr werden, denn nachdem wir so eine Viertelstunde getrieben hatten, hörten wir vor uns mehrere Kanonenschüsse und das sehr wohl sichtbare Feuer zeigte, daß es nicht ferne von uns sei. Das konnte natürlich nur das Schiff mit den Chinesen sein, diese befanden sich also muthmaßlich in einer ähnlichen, vielleicht in einer noch ver-

zweifelteren Lage. Wir hörten den Kanonendonner wohl, wir sahen das Aufflammen der Blitze und konnten aus der Zeit, welche zwischen diesem und dem Schall verging, berechnen, daß der Chinese kaum zwei Seemeilen von uns entfernt liege, aber ihm zu Hülfe zu kommen, war völlig unmöglich; wir mußten ihn seinem Schicksal überlassen, wenigstens bis zum Anbruche des Tages, denn abgesehen davon, daß wir nicht einmal Boote auszusetzen vermochten, war es auch völlig unmöglich, dieselben durch die Brandung und hin zu dem vielleicht gestrandeten Schiffe zu bringen.

Allmälig schien der Sturm in seiner Wuth nachzulassen, wenigstens zeigte die Magnetnadel nicht mehr jenes wunderbare Kreisen innerhalb ihres Gradbogens, sondern nur ein Schwanken von vielleicht 50°, welches uns andeutete, daß das Schiff vor dem Anker bald rechts, bald links gedreht wurde, wie der Strom es von dem einen oder dem anderen Bord her packte. Auch diese Bewegung wurde geringer, wie der Sturm mehr und mehr nachließ und endlich blieb das Schiff ruhig liegen, nur noch reitend, auf- und absteigend, wie die Wellen es hoben oder senkten, welche in diesem engen Raume sehr kurz waren.

Endlich brach der Tag an und seine ersten Strahlen zeigten uns das Schiff mit den Chinesen auf einem Riff liegend, fast ganz auf der Seite, die Masten hingen in schräger Linie weit in die Luft und der Kiel des Schiffes war zu sehen; dabei schlugen die Wellen immerfort daran empor und auch uns selbst umtanzten dieselben in solcher Weise, daß es vorläufig noch immer unmöglich war, Boote auszusetzen. Da aber die Strömung, in welcher das Schiff lag, uns aus dem Archipel zu führen versprach, so machte der Kapitain einen Versuch, die Anker zu heben. Die Leute wurden an das große Gangspill gebracht, einem gewaltigen Baum, der mit einem sehr starken Zapfen im Kiel sitzt, dann durch die unteren Verdecke immer zwischen zweien äußerst starken Balken, die ihm als Stütze dienen, emporgeht bis unter das Halbdeck, wo die Klüsen sind und hier vier große Oeffnungen hat, in welche man lange Hebebäume steckt, um mittelst derselben und der vereinten Kräfte von 20 bis 40 Menschen den schweren Anker und die noch viel schwerere Ankerkette aus dem Meere emporzuholen. Um den Baum selbst ist die Kette in zwei Windungen gelegt und so wie durch die im Kreise umhermarschirenden Matrosen ein Ring nach dem anderen von solcher Ankerkette emporgehoben wird, so wird auf der entgegengesetzten Seite die neu gewonnene Eisenmasse immerfort bis zu der Luke getragen, durch welche man sie hinunter in den Schiffsraum läßt.

Nach kurzer Zeit kam die zweite Kette zum Vorschein und nun war guter Rath theuer, wie man sich derselben entledigen solle, denn sie war mit der ersten zusammengedreht und gestattete nicht, diese weiter einzubringen.

Ich stand oben bei dem Kapitain, als dieser voll Grimm und Wuth über das Vorderbug nach den Klüsen hinabsah und verzweiflungsvoll mit dem Fuße stampfte. „Da sitzen wir nun!“ rief er, „da sitzen wir fest! was nun machen?“

„Da ich kein Seemann bin, würde ich mich wohl gehütet haben, ein Wort mitzusprechen, da Ihr aber direkt fragt, Kapitain, so erlaubt Ihr mir wohl, daß ich eine Antwort gebe.“

„Unzweifelhaft, mein wackerer Doctor,“ sprach der Kapitain, „Ihr seid kein solcher Esel, wie der Supercargo und Ihr habt Euch auch bei dem Sturm benommen, wie ein Mann, der Muth hat. Nun sagt an, was meint Ihr?“

„Seht,“ sprach ich, „wenn man den kleinen Warpanker (Wurfanker) mit vier Armen herabläßt und die lose Kette fängt, so kann man sie über die andere Kette, welche sie jetzt hindert, hinüberwerfen und alsdann wieder ein Stück davon heraufhaspeln am Gangspill und so wird man das noch zweimal machen können und dann des ganzen Dinges los sein, und vielleicht brauchen wir die Kette nicht einmal fallen zu lassen, sondern können sie sammt dem Anker retten.“

„Ei, hol der Teufel die Kette, wenn wir nur erst los sind von hier,“ sagte der Kapitain. „Aber ein verflucht guter Gedanke, ganz vernünftig, seht, was solche Landratte nicht manchmal weiß! ich alter Seehund wäre darauf nicht einmal gekommen. Halloh! zwölf Mann hierher. Den Warpanker hinunter und die zweite Kette aufgefangen.“

## Sechsundvierzigstes Kapitel.

**Die Anker sind geborgen. Das Schiff wird von der Strömung erfaßt, der Wind hilft dieselbe besiegen. Das Schiff mit den Chinesen ist auf den Korallen gestrandet. Man schickt ein Boot zu demselben, es ist verlassen. Am nächsten Morgen werden Boote an das Land gesendet.**

Das Manöver war geglückt, wir hatten eine Schlingung nach der andern gelöst, hatten beim vierten Male die Kette oben behalten, sie dann durch die zweite Klüse gebracht, sie immerfort angezogen, so wie das Schiff sich mehr und mehr dem Anker näherte, dann war die Kette auf dem Verdeck zweimal um das Gangspill gelegt worden, ohne dasselbe zu berühren, in etwas weiteren Ringen; endlich war das Schiff beinahe über dem Anker, das fernere Anziehen der Kette neigte das Vorderbug so stark, daß der Neigungsmesser es deutlich anzeigte und mit einem gewaltigen Ruck brach sich der 7000 Pfund schwere Anker los von den Korallen, in welche er sich verwickelt hatte und alsbald flog das Schiff in der Strömung sternwärts, doch nur so lange, bis die zweite Ankerkette, die bereits um das Gangspill lag, sich demselben fest angeschlossen hatte, dann konnte man die erste Kette lösen und darauf die zweite zu gewinnen, emporzuhaspeln suchen. Die Sache wurde glücklich ausgeführt und das befreite Schiff schoß durch den Canal dahin, des Weges zurück, den es gekommen war.

Wir hatten vor uns eine ziemlich bergige Insel, welche von einem Riff umgeben war, auf dem das Schiff mit den Chinesen festsaß. Wir befanden uns in einem Canal, der keine Viertelmeile breit war und nicht um 100 Schritte hätte schmaler sein dürfen, wenn wir bei dem verzweiflungsvollen Tanz an dem Kabel hätten zerschellen sollen, so kamen wir glücklich weg, die Strömung führte uns abwärts. Sobald wir ein Paar Meilen zurückgelegt, von dem Strome getragen, gleichgültig, ob mit dem Bug oder Steuer voran, suchten wir das Schiff zu wenden. Das sind nun Manöver, worauf ich mich nicht verstehe. Es wurden ein Paar der festbeschlagenen Segel losgemacht, die Beschlagleinen wurden abgenommen, die Reffe gelöst und so wie sich die Segel entfalteten, so wurden sie auch bald von einem mäßigen Winde gebläht, das Schiff konnte gewendet werden und als man ihm mehrere Segel bot, zeigte der Wind sich stark genug, um uns dem Strome entgegenzuführen und uns der Insel und dem Wrak des Schiffes zu nähern.

Jetzt bei Tage war dabei keine Gefahr, man sah die Felsen, an denen sich das Meer zerschlug und konnte sie vermeiden; als wir unter Wind der Insel waren, hörte auch die Strömung auf und wir konnten uns der Insel nähern, leider nicht weit genug, um das Wrak anrufen zu können und uns zu überzeugen, ob es gänzlich verlassen sei, oder ob noch Menschen darauf hausten. Das Lichten des Ankers hatte den ganzen Vormittag hinweggenommen und es mochte jetzt, da wir uns in der Nähe der Insel befanden, wohl schon 4 Uhr sein, daher es eigentlich kaum gerathen war, noch Boote auszusetzen, was indessen doch geschah, da möglicherweise einzelne Leute zurückgeblieben sein konnten; von den übrigen war zu muthmaßen, vielleicht mit Gewißheit anzunehmen, daß sie würden versucht haben, sich durch Boote oder durch Floße an das Land zu retten.

Als es schon finster war, kamen die ausgesendeten Boote zurück und erklärten, auf dem Schiffe befände sich keine Katze, es sei ganz verlassen, es sei aber auch bereits von den Wellen so zerschlagen, daß die Hälfte der Planken, besonders an der unteren Seite, wo es auf dem Riff liege, von den Rippen getrennt sei. Die Fluth hebe das Schiff etwas und lasse es alsdann wieder auf die Korallen sinken, wodurch es natürlich auf das Härteste beschädigt werden mußte. Auf dem Lande hätten sie eine große Menge schwarzer Menschen mit ungeheuren dicken Köpfen gesehen, welche getanzt und gesprungen und ihnen gewinkt hätten, heranzukommen. Sie hätten dieses auch wohl gethan, da sie aber weder einen Chinesen, noch einen Mann von der Besatzung des Schiffes unter all den Wilden wahrgenommen, so hätten sie es vorgezogen, erst nähere Ordre von dem Kapitain einzuholen und zwar um so mehr, als sie nur schwach bewaffnet gewesen.

Der Kapitain erklärte das Benehmen sehr vernünftig, der Supercargo dagegen erklärte es für sehr feige und forderte, man solle sofort wieder Boote

aussetzen, um an's Land zu gehen und nach den Chinesen zu suchen, welche er nicht für ein Butterbrod-fein nenne und deren Leben er nicht der Nachlässigkeit des Herrn Kapitains opfern wolle.

Der Kapitain sagte: „Herr Supercargo, machen Sie nicht, daß ich von meinem Rechte als Führer des Schiffes Gebrauch mache. Wenn die armen Chinesen und die holländischen Matrosen, welche auf dem Schiffe waren, durch den Sturm oder durch Ertrinken in der Brandung, oder durch die menschenfresserischen Wilden umgekommen sind, so ist Niemand daran Schuld, als Sie, denn ich hätte den Wechsel der Mansuhns im sichern Hafen der Triton-Bay oder auf Neu-Holland abgewartet, wenn Sie mich nicht dazu genöthigt, ja durch Ihre Erklärung, es fehle mir an Muth, dazu gezwungen hätten. Dem Himmel sei Dank, ich habe hier auf dem Schiffe genug anständige Leute, die mir der Wahrheit gemäß bezeugen werden, daß ich an dieser furchtbaren Catastrophe nicht schuld bin, aber wenn Sie sich jetzt auch vor Wuth auf den Kopf stellen sollten, so werde ich dennoch mich hüten, bei Nacht zwei Boote und das Leben von 20 oder 30 Mann auf's Spiel zu setzen, um Ihren Wünschen zu dienen.

„Jetzt, meine Jungens, rührt einmal wieder Eure Knochen, wir haben in 30 Faden Tiefe Grund und wollen einen Anker fallen lassen. Wir sind weit genug von der Küste, um kein Stranden zu befürchten, falls unser Anker hält und umgekehrt haben wir auch keine Strömung, die uns ins Weite führt, also frisch an's Werk und morgen wollen wir sehen, was sich weiter in der Sache thun läßt."

Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt und in weniger Zeit schaukelte sich der „van der Kapellen" auf die schönste Weise in ganz ruhigem Wasser. Der Kampf der Jahreszeitenstürme war vorüber und wir hatten gerade die Zeit ihrer größten Wuth benutzt, um den gefährlichsten aller Wege zurückzulegen.

Mich bekümmerte das Schicksal der armen Leute des verlornen Schiffes gar sehr, allein allerdings hatte der Kapitain Recht, es war da durchaus nichts zu machen; bei Nacht konnte man weder die Klippen vermeiden, noch sich vor den Feinden hüten und so mußte man den Morgen erwarten, auch war es noch nicht 5 Uhr und noch dunkle Nacht, als der Kapitain bereits auf dem Verdeck war, um seiner nächsten Pflicht, der Hilfsleistung gefährdeter Menschen nachzukommen. Die Boote wurden in das Meer gelassen, bemannt und als der Tag graute, befanden sie sich Angesichts des gestrandeten Schiffes, diesmal aber wohlbewaffnet, jedes Boot hatte ein kleines Canon im Bug und keiner von allen, welche die Fahrt mitmachten, war ohne Gewehr.

Mit dem Schiffe waren wir bald fertig, denn hier war ersichtlich nichts mehr zu retten; es hatte außer den Chinesen nur die erforderlichen Lebensmittel bei sich gehabt und diese waren durch das eingedrungene Seewasser natürlich ganz verdorben bis auf die Fässer mit Rum und Branntwein, welche im Schiffsraum vermöge ihres geringeren spec. Gewichts umherschwammen.

Die Küste lag vor uns, ein schmaler sandiger Strand und hinter demselben die allerprächtigste und üppigste Vegetation; es erhoben sich Hügel, die in mehreren Reihen parallel hinter einander aufstiegen und uns ein Gemälde von wahrhaft zauberischer Schönheit darboten. Die Hügel und Berge waren in das mannigfaltigste Grün gekleidet; auf den Höhen der ersten Reihe sah man eine große Menge Feuer unterhalten, an einzelnen vom Unterholz entblößten Stellen konnte man Gestalten erblicken, welche um das Feuer einhertanzten.



Ein Segelschiff des Häuptlings Perlahi. (S. 231.)

Wir näherten uns dem Ufer mit einiger Behutsamkeit, versuchten an sehr verschiedenen Stellen zu landen, was auch ohne die geringste Beschwerde oder Unannehmlichkeit ermöglicht wurde; allein so viel wir auch umherspähten, es wurde nichts gefunden, es wurde nichts von den Leuten wahrgenommen, als eine Reihe vereinzelter Hütten, die offenbar den Eingeborenen angehörten, von diesen aber bei Annäherung des Schiffes verlassen worden waren.

Wir strichen längs der Küste hin, machten verschiedene Einbiegungen in Flüßchen, um dieselben zu verfolgen, wurden jedoch immer nach 100 Schritten auch etwas mehr oder weniger am Weiterfahren gehindert, indem die Stromtiefe so äußerst schnell abnahm, daß die für Seegang gebauten Boote bald auf dem Sande saßen. In solchen Flußmündungen lagen gewöhnlich mehrere Boote von passabel schlechter Arbeit, welche wir jedoch unberührt ließen, da wir wenig-

stens vorläufig keine feindseligen Handlungen gegen die Eingeborenen zu begehen beabsichtigten.

Schon hatten wir wenigstens drei Stunden lang die Küste abgesucht und mochten von der Südspitze derselben angefangen, wohl vier oder fünf Seemeilen zurückgelegt haben, ohne etwas zu entdecken, das uns einen Fingerzeig hätte geben können, wo die Schiffbrüchigen geblieben. Daß sie sich an's Land gerettet, konnte wohl kaum einem Zweifel unterliegen und dennoch so weit wir auch forschten, konnten wir nichts entdecken, was uns geleitet hätte. Entweder die Boote waren durch die gewaltige Strömung um die Südspitze getrieben worden, oder sie hatten den entgegengesetzten Weg genommen. Daß sie untergegangen wären, schien uns nicht wahrscheinlich. Auch wenn wir hätten annehmen wollen, daß die Boote, nachdem sie umgeschlagen oder zertrümmert von den Wellen durch die Strömung weit weggeführt worden seien, so war dieses doch keineswegs von den Leichen anzunehmen; es waren mit der Besatzung des Schiffes nahe an 450 Menschen. Es war ganz undenkbar, daß bei so großer Nähe der Küste sich keiner gerettet haben sollte; es war ebenso wenig denkbar, daß von allen Leichen keine einzige auf den Strand geworfen sein sollte. Diese Bedenken bewogen uns, die Nachforschungen in der nämlichen Richtung weiter fortzusetzen, in welcher wir bis jetzt gesucht hatten; so erhoben denn die Matrosen abermals ihre Ruder und es ging weiter westwärts, immer parallel mit der Küste und in jeden kleinen Versteck hinein, den ein von den Bergen niederströmender Bach uns darbot.

---

## Siebenundvierzigstes Kapitel.

Nachforschungen am Lande. Schreckliche Entdeckungen. Kleiner Krieg in den Flußmündungen. Ein Chinese und ein Offizier werden gefunden. Mittheilungen des Letzteren über das Stranden und Scheitern des Sklavenschiffes und die Landung der Mannschaft. Furchtbare Metzelei.

Instinktmäßig hatten wir das Rechte gewählt. Der zweite solche Bach, der sich uns darbot, sollte uns die schrecklichsten Enthüllungen über das Schicksal der unglücklichen Schiffbrüchigen bringen.

Ich sah am Ufer etwas weißes liegen, es kam mir vor wie ein großes Tuch oder wie ein Hemd. Ich machte den Untersteuermann, welcher unser Boot führte, darauf aufmerksam; er ließ beidrehen, ein Paar Mann stiegen aus und was sie herbeibrachten, war eine jener weißen Blousen, in welche die arbeitenden Chinesen sich zu kleiden pflegen; dieselbe war mit Blut befleckt, derjenige, dem sie gehört, lebte also wahrscheinlich nicht mehr; eine blutige Oeffnung auf der Rückseite deutete an, daß der Chinese erstochen worden war und daß sie ihm

mit Gewalt vom Leibe gerissen, ergab sich daraus, daß sie an vielen Stellen die Spuren gewaltthätiger Hände zeigte.

Wir suchten weiter und kamen bald auf mehrere ähnliche Kleidungsstücke, kamen auch auf abgeschnittene Köpfe, welche bereits von Thieren angenagt waren, doch an der Halsfläche die unzweifelhaften Spuren der Durchschneidung darboten, so daß man nicht sagen konnte, die Unglücklichen seien durch Raubthiere getödtet worden. Den Köpfen waren die Zöpfe ausgerissen, sie waren kahl geschoren; dies würde uns die Chinesen angezeigt haben, wenn nicht noch die vorstehenden Backenknochen und die eigenthümliche Stellung der Schädelknochen zur Nase und die Augenhöhlen sie verrathen hätten. Auf dem Wirbel zeigte eine blutrünstige Stelle, daß der Zopf seinem Besitzer noch bei lebendigem Leibe ausgerissen war.

Das waren entsetzliche Aufschlüsse und sie sollten uns noch in viel ausgedehnterem Maße zu Theil werden. Da wir sahen, daß wir in einem feindlichen Lager waren, so wurden unsere Forschungen behutsamer und hiezu hatten wir alle Ursache, denn plötzlich wurden wir von einem Hagel schwerer Steine begrüßt, ohne daß wir die Absender sehen konnten. Wir befanden uns in einer der beschriebenen kleinen Flußmündungen von dem dichtesten Urwalde überschattet. Aus den Bäumen kamen die Steine auf uns hernieder und wir glaubten anfänglich, daß es Affen wären, die auf solche Art mit uns anbanden; doch einmal aufmerksam gemacht, schaute ein Jeder in die Zweige hinein und siehe, da erblickte man bald da, bald dort auf einem breiten Aste einen Schwarzen stehen, der auf dem schwarz-grünen Hintergrunde kaum kenntlich, es uns nur durch seine Bewegungen wurde.

Natürlich waren diese nun das Ziel unserer Gewehre, aber in dem schwankenden Kahne wollte das Treffen weniger gut gelingen, die Leute entgingen unserem Blei, doch hatte das Schießen eine andere, als die erwartete Folge. Es tauchte nahe an dem Kahne aus dem allerdichtesten Gebüsch ein schwerverwundeter, von Hieben entstellter Chinesenkopf auf und er rief uns mit matter Stimme zu: „Help, help“ (helft, oder zu Hilfe).

Alsbald sprangen zwei aus unserem Kahn an das Land, gingen auf den Busch zu und erhoben den unglücklichen Chinesen, um ihn nach dem Boote zu führen. Bevor dies aber geschah, deutete er nach der Tiefe des Waldes und sagte: „Helft! dort noch einer.“ Es wurden sogleich noch ein Paar Mann beordert, welche der angedeuteten Richtung folgend, durch das Dickicht drangen und dort einen jungen Offizier von der Bemannung des Kuli-Schiffes in einem elenden Zustande liegend fanden.

Beide, der Chinese und der Holländer, wurden nach dem Boote gebracht, ihre Wunden wurden gewaschen und mit Stücken der vorgefundenen chinesischen Kleider verbunden; sie wurden durch Speisen und Wein gestärkt und nun hörten wir aus dem Munde des jungen Offiziers, was sich begeben hatte.

Das Schiff war in der Nacht, welche auch für uns gleich verhängnißvoll hätte werden können, auf das Riff geworfen und zwar mit einer so großen Gewalt, daß die Planken von den Rippen abgesprengt wurden und an eine Rettung des Schiffes so wenig zu denken war, als an ein Verharren der Bewohner in dem Schiffe, denn dasselbe lag auf der Seite und obschon es nicht hätte sinken können, so vermochte doch Niemand darauf Fuß zu fassen und man mußte sich mithin in die Boote zu retten suchen.

Ich frug, wie sie denn hätten so wiederholt Kanonenschüsse lösen können, deren Schall wir gehört, deren Blitz wir gesehen, obwohl wir gänzlich außer Stand gewesen wären, ihnen irgend wie zu Hilfe zu kommen.

„Die Kanonen wurden gelöst, lange bevor wir auf dem Riff festsaßen, denn wir hatten zu ankern versucht und glaubten, man würde uns beispringen können, allein das Ankertau, wahrscheinlich viel zu alt, um noch irgend wie brauchbar und widerstandsfähig zu sein, riß plötzlich und nachdem wir noch einige Male geschossen hatten, flogen wir auf das Riff und das Schiff wurde auch sofort auf die Seite gelegt. Wären die Folgen nicht so schrecklich gewesen, so hätte ich sagen können, das Schiff fiel zu unserem Glück dergestalt auf und über das Riff, daß die Masten gegen die Insel hin gerichtet waren. Diese Lage machte es möglich, daß wir die Boote in den Canal setzen und auf diese Weise an das Land gelangen konnten, was nicht möglich gewesen wäre bei einer umgekehrten Lage des Schiffes, indem in diesem Falle wir das Riff zwischen uns und dem Lande gehabt hätten, wo denn natürlich bei dem ersten Versuch ein Boot in's Wasser zu setzen die Brandung es erhoben und auf den Korallen zerschellt hätte. Ach, was wir damals als ein großes Glück betrachteten, zeigte sich später als ein wahrer Fluch für uns. Hier konnte uns nichts begegnen, als von den Wellen verschlungen zu werden; am Lande aber wurden alle diejenigen, welche sich gerettet hatten, langsam, man möchte fast sagen methodisch ermordet. Hier war es ein augenblicklicher Untergang, dort wurde es eine langsame Qual, um so furchtbarer, da ein Jeder zusehen mußte, wie einer seiner Kameraden nach dem anderen ermordet wurde und kein Mittel sich zu retten, auch nur sich zu wehren und wenigstens im Kampfe zu bleiben, hatte. Wir unterlagen alle der abscheulichsten, der grausamsten Schlächterei. Wir wurden wie die Hunde mit Knüppeln todtgeschlagen oder auf spitze Stöcke gespießt.

„Unter der Sicherung, welche uns das Schiff selbst bot, indem es die Wellen abhielt, die über das Riff hinweg brandeten, gelang es, die Boote in's Wasser zu setzen und hinüberzuschaffen; wir konnten sogar, da der Canal nur schmal ist, die Fahrt mehrmals wiederholen und es gelang durch unsere drei Boote sämmtliche Chinesen und alle Matrosen bis auf den letzten Mann hinüberzuschaffen.

„Was Euch hatte auf unsere übele Lage aufmerksam machen sollen, das Lösen der Kanonen, das hatte nur die Bewohner, die furchtbaren Söhne der Wild-

niß aufgeweckt und auf unsere jammervolle Lage aufmerksam gemacht. Wie wir an das Land kamen, fanden wir sie dort in großen Schaaren versammelt; sie empfingen uns mit einer heuchlerischen Freundlichkeit und lockten uns vom Gestade hinweg in die Wälder; es müssen mehrere Tausende gewesen sein, zum mindesten zeigte sich, daß ihre Anzahl der unsrigen um das Vierfache überlegen sei. Plötzlich waren wir sämmtlich, bis dahin noch frei, gefangen von drei oder vier Menschen gehalten und so weiter fortgeführt. Es ahnte uns natürlich nichts Gutes und wir suchten (wenigstens einige von uns versuchten es) uns zu befreien, was aber nur zur Folge hatte, daß es Stock- oder Keulenhiebe auf uns regnete.

„Die Chinesen ergaben sich ziemlich geduldig in ihr Schicksal; dies glückliche Volk glaubt an Vorherbestimmung; was ihm begegnet, war lange vorher von einem höheren Wesen beschlossen, sie geben sich also keine Mühe, dagegen anzukämpfen, denn es wäre ja doch fruchtlos. Wir Christen glauben das nicht und wollen uns auch nicht einer Vorherbestimmung fügen, deren Vorhandensein wir nicht erkennen. Dies hatte zur Folge, daß wir Holländer es waren, die sich dem unfreiwilligen Transport widersetzten und das war es auch, was uns die gräulichsten Mißhandlungen zuzog, was die Wilden veranlaßte, uns viel grausamer zu behandeln, als die Chinesen und uns auch erst zuletzt dem Tode zu opfern, damit wir die ganze Fülle der Annehmlichkeiten unserer Lage durchkosten konnten.

„Die Ausschiffung hatte während der Nacht stattgefunden; unsere Gefangennahme geschah am frühen Morgen und durch die Wälder wurden wir geführt, als es bereits tagte. Oben auf den Bergen jenseits der Waldung angekommen, konnten wir den „van der Kapellen" zwischen den Klippen und Riffen sehen und wußten uns nun wohl zu erklären, warum wir keine Hilfe von Euch bekommen hatten; die Wilden sahen Euch gleichfalls in diesem Nothzustande, den sie sehr wohl zu fühlen schienen und sie zeigten frohlockend auf Euer Schiff und auf unseres, und suchten uns begreiflich zu machen, daß Ihr bald in derselben Lage sein würdet, in welcher wir uns befanden und sie machten uns die schönsten Zeichen vor, die ausdrucksvollsten Gebehrden über das Kopfeinschlagen und Halsabschneiden, was uns und was Euch erwartete.

„Als wir nun alle untergebracht waren, d. h. als jeder von uns an einen Baum gebunden wehrlos dastand, wurde ein großer Kriegstanz gehalten und dann ging die gräulichste Metzelei los. Mich überläuft ein Grauen, wenn ich daran denke, wie furchtbar, wie teuflisch diese Menschen wütheten. Ein armer Chinese wurde losgebunden, über einen Baum geworfen, eine solche schwarze Bestie kniete auf ein Bein nieder und nahm seine Hand fest, ein Anderer packte seine andere Hand von vorne und streckte so den Unglücklichen, ein Dritter nahm den Zopf mit beiden Händen und reckte Kopf und Hals so weit wie möglich, indessen ein Vierter dem Unglücklichen einen langen spitzen Knochen,

der an eine lange Stange befestigt war, durch die Halsadern stach, daß die Spitze auf der anderen Seite wieder herauskam und breite Blutströme herniederquollen. Was mich am tiefsten empörte, war, daß auf demselben Stamme ein junges Weib saß, welches mit ungemeiner Gemüthsruhe zusah, wie der Unglückliche geschlachtet wurde. Gleichzeitig waren ein Paar andere Chinesen mit Beilen oder mit Keulen todtgeschlagen, immer aber wurde ihnen der Zopf ausgerissen, so lange sie noch lebten."

## Achtundvierzigstes Kapitel.

Cannibalismus der gräßlichsten Art. Die Häuptlinge trinken das Blut der geschlachteten Leute. Die Gefangenen werden verpflegt, damit sie nicht mager werden. Die Weiber sind von dem köstlichen Mahl ausgeschlossen. Wunderbare Errettung zweier Menschen. Ein süßes Liebespfand.

„Jetzt ging ein wahres Höllenmahl los. Es waren gleich zuerst einige dreißig der Unglücklichen auf diese Weise geschlachtet worden, ein halbes Dutzend derselben hatte die Ehre, den Häuptlingen anheimzufallen; diese wurden auf besondere Weise präparirt. Einige der Wilden hielten den dazu bestimmten Chinesen auf einer Seite eines Baumstammes fest, der Kopf wurde schräg über den Baumstamm hinweggelegt und mittelst des Zopfes scharf angezogen, dann kniete der Häuptling auf der anderen Seite des Stammes nieder und machte mit einem Messer, das aus einer Muschelschale geschliffen war, einen Querschnitt in den Hals, dann beugte er sich auf den Unglücklichen und trank sein Blut in langen Zügen warm wie es aus der Quelle kam. Auf dieselbe Weise machten es auch die anderen Häuptlinge mit den für sie bestimmten Schlachtopfern. Es schien, als sei dieses Bluttrinken ein Vorrecht der Häuptlinge, denn obwohl es an allen hätte geschehen können, da sie alle frisch geschlachtet worden waren, so wurde es doch nur an wenigen und von wenigen gethan. Diejenigen, welche das Blut tranken, zeichneten sich durch irgend etwas besonderes, einen Schmuck, eine besondere Bemalung aus.

„Mit solchen Muschelmessern wurden nun die Leichen zerschnitten, wo diese nicht ausreichten, nahm man steinerne Beile und jedes dieser Ungeheuer ging mit einem Gliede ab und fraß das Fleisch von den Knochen, worauf auch die größeren Knochen noch zerhauen und das Mark daraus gesogen wurde. Auf diese Weise verfuhren sie gleich am ersten Tage mit bei weitem mehr als der Hälfte der Unglücklichen; die Gefräßigkeit dieser Thiere grenzt an das Unglaubliche. Ueber 200 wurden am ersten Tage geschlachtet und verzehrt und ich bin überzeugt, daß nicht mehr als 2000 Wilde vorhanden waren, so daß auf

je 10 Leute ein Mensch gekommen ist; da ich aber muthmaße, daß die Weiber wenig oder nichts von diesem köstlichen Mahl bekommen haben, so stellt sich die Sache noch anders heraus und es haben sich vielleicht 5 oder 6 Wilde in einen Menschen getheilt. An dem eigentlichen Festmahl haben die Frauen gewiß nicht Theil genommen, höchstens haben sie die halb entfleischten Knochen zum völligen Abnagen erhalten.

„Als es Abend wurde, bot man uns auch zu Essen an, wahrscheinlich damit wir nicht vom Fleisch fallen sollten; sie boten uns Wurzeln, Fische, Muscheln an und da wir dieselben verschmähten, verschlangen sie diese Nahrung selbst und lachten uns in's Gesicht; ein Paar Frauen brachten uns große Muscheln mit Wasser, etwas das wir mit Dank annahmen. Dasselbe geschah auch am folgenden Morgen und da sich die abscheulichen Menschen übervoll gegessen hatten, so waren uns ein Paar Stunden der Ruhe gegönnt; sie schliefen vorläufig und dachten nicht an weitere Schlächterei. Die Weiber gaben uns Wasser in Menge zu trinken und sie schienen nicht alle so kaltblütig grausam zu sein, wie jene, von welcher ich oben erzählte; es gab sogar einige darunter, die unsere Wunden wuschen und eine Art von Mitleiden mit uns zu empfinden schienen, andere aber wieder waren grausam genug, den angebundenen Chinesen die Zöpfe nicht etwa abzuschneiden, sondern auszureißen und wenn eine mit solchem Zopf nicht fertig wurde, so half ihr ein zweites Scheusal; dann setzten sie sich sofort neben einander hin und fingen an, diese Zöpfe zu ihrem Schmuck zu verwenden; die Leute haben nämlich ein bei weitem längeres Haar, als man zu glauben berechtigt wäre, dasselbe erscheint kurz und sehr kraus, ist es aber keineswegs, im Gegentheil ist es nicht wollig, sondern schlicht und sie krausen dasselbe künstlich und mit großer Sorgfalt, so daß sich ein dicker Wulst um den Kopf bildet, in der Art gemacht, wie es unsere Friseure thun, wenn sie Haar toupiren, es ist dann gewissermaßen in einander gefilzt. Durch lange Dornen, welche quer durch die ganze Masse gehen, wird das Haar in diesem Zustande erhalten; sie legen auch wohl ein Band von Bast darum, doch scheint mir dies mehr ein Zeichen der Häuptlinge zu sein, wenigstens habe ich es bei den Bluttrinkern immer wahrgenommen.

„Die Frauen, welche sich die chinesischen Zöpfe angeeignet haben, toupirten diese nun und mischten sie unter ihr eigenes Haar; also auch auf den fernsten Inseln des indischen oder stillen Meeres falsche Locken. Mitten unter den Ueberbleibseln des scheußlichen Mahles, mitten unter abgenagten und zerbrochnen Knochen von Menschen, die noch am vorigen Tage lebend waren, saßen diese Kreaturen und putzten sich mit einer Gemüthlichkeit, welche an das Wunderbare grenzte.

„Sie zerstreuten sich nunmehr, theils um an den Bäumen emporzuklettern und sich Nüsse und sonstige Früchte zu holen, theils um vom Strande her Muscheln, Krebse, Schildkröten oder deren Eier zu holen, was alles sie wieder

dorthin zu uns brachten, wovon sie uns verschiedentlich anboten und was sie endlich selbst roh, wie es da war, verschlangen.

„Es mochten wohl schon zwei Stunden seit Sonnenaufgang verflossen sein, als das Lager wieder lebendig zu werden begann. Die großen langen Häuser aus Rohr gebaut, eigentlich nur Dächer, welche auf der Erde stehen, wurden wach gerufen, indem einer oder der andere mit lauter Stimme in die Thüröffnungen hineinschrie, um die Schläfer zu wecken; da kamen sie denn nun wieder heraus, diese Scheusale, noch mit dem Blute besudelt, das sie am vorigen Tage vergossen oder in dem wildesten Cannibalismus getrunken. Der Anblick der vielen wohlgenährten chinesischen Gestalten schien ihnen besondere Freude zu machen, sie schrieen jauchzend auf und schienen sich über diejenigen zu unterhalten, welche sie sich zum nächsten Mahle aussuchen wollten; dann vereinigten sie sich zu einem furchtbaren Tanze, bei welchem sich die Schrecklichkeit ihrer Gesichter und die Unschönheit ihrer Gestalten erst recht entwickelte; sie sprangen empor, sie liefen umher wild durcheinander, sie schrieen gellend auf, machten gegen sich selbst drohende Bewegungen, als ob sie einander tödten wollten, dann liefen sie einzeln oder paarweise auf einen der Gefangenen los und schlugen ihm mit langen Stöcken über den Kopf oder das Gesicht und als sie nun wieder sich in die höchste Wuth hineingetanzt hatten, fielen sie über einige Dutzend Chinesen her, ermordeten sie auf dieselbe gräßliche Weise, wie am vorigen Tage, rissen ihnen mit einigen Griffen Hemd und Beinkleid vom Leibe und zerstückelten sie auf der Stelle, uns dasselbe schauerliche Schauspiel bietend, was wir gestern den ganzen Tag vor uns gehabt.

„Noch zweimal wurde die nämliche Scene wiederholt, dann schienen sie sich gesättigt zu haben und sie verkrochen sich in den Schatten ihrer Hütten, um die Zeit der größten Hitze zu verschlafen; es wurde still, denn auch die Weiber und Kinder, welche mit gleicher Begier sich an den Ueberbleibseln der Chinesen gelabt, hatten sich zurückgezogen.

„Da standen wir, vielleicht noch 100 in allem, die sämmtlichen Europäer darunter und warteten auf den Tod, der uns nun nach wenigen Stunden sicher bestimmt war. Es ist doch sonderbar, mir hatte der Tod so vielfältig und so gräßlich vor Augen gestanden, daß ich glaubte, gegen alle Empfindung abgestumpft zu sein und jetzt so in der schrecklichen Stille um mich her wurde mir vor dem Tode, den ich die Anderen hatte erleiden sehen, so schrecklich bange, daß mir dafür jede Vergleichung fehlt. Nicht der Tod war es, es war die Gräßlichkeit desselben, die ich fürchtete; ich bat Gott, mir jetzt durch einen Blitz, durch eine fallende Cocosnuß oder wodurch es sonst sei, das Leben zu nehmen; ich bat ihn, mich nur nicht so lange aufzusparen, bis ich noch bei ruhigem Blute zerfleischt, mit den Zähnen zerrissen würde, und ich glaube, Ihr werdet gestehen, daß eine solche Aussicht nichts Verlockendes enthält, und daß ein solches Gebet ein sehr natürliches ist.

„Sonderbar, es kam eine eigenthümliche Ruhe über mich und es war mir, als fühlte ich, mein Gebet werde erhört werden. Ich hoffte, daß ich es nicht erleben würde, daß die Anderen noch vor meinen Augen geschlachtet und daß ich selbst zerfleischt würde, ich hoffte früher zu sterben. In dieser Hoffnung oder Ueberzeugung, fast möchte ich es so nennen, hatte ich schon eine lange Zeit dagestanden, nichts um mich her rührte sich; die Chinesen lagen oder standen an die Bäume gefesselt da in einer stummen Apathie und meine Kameraden waren zu weit von mir entfernt, als daß ich mich mit ihnen hätte über unser herbes Schicksal beklagen können.

„Da öffnete sich eine Fallthür von einer der Hütten und heraus trat ein junges Weib mit einem Muschelmesser in den Händen; sie wollte wohl von der verbotenen Frucht kosten, sie wollte wohl einen von uns Unglücklichen eine Halsader öffnen und sich in dem Blute berauschen, was ihr sonst versagt war, — gewiß, so mußte es sein, denn sie schlich an allen Hütten umher, um zu horchen, ob nirgends Jemand wache, der sie belauschen und in ihrem Vorhaben hindern könne; dann kam sie auf mich zu, ich also war das von ihr ausersehene Opfer. Nun denn, sagte ich zu mir selbst, so werde ich wenigstens nicht auf solche scheußliche Weise gemartert — zerschlagen werden, ich werde an der geöffneten Halsader in kurzer Zeit verbluten, es ist gut so.

„Das Weib kam näher, ging aber an mir vorbei, um den Baum herum. Hinter mir, an denselben Baum gefesselt, lag an der Erde ein Chinese, durch einige Knüttelhiebe und einen Beilhieb schwer verwundet; an diesen machte sie sich, nicht an mich, ich war also doch zu jenem gräßlichen Tode bestimmt. Ich hörte das Sägen ihres schlechten Messers, sonderbarer Weise aber keinen Laut und keine Bitte von Seiten des Chinesen. Ich suchte mit meinem Körper mich so weit um den Baum zu beugen, bis ich hinsehen konnte, was die Frau machte — — — siehe da, sie durchschnitt die Bande des Chinesen, wodurch auch ich zur Hälfte befreit wurde, indem die Liana um den Baum und zugleich um meine Beine geschlungen war. Nun trat sie, den Chinesen wegschiebend, zu dem Baume und durchschnitt die Liana, welche meine Arme hinter mir um den Baum gezogen hatte; dann löste sie die Schlingen von meinen Händen und zog mich zu sich hinter den Baum, flüsterte mir einige Worte zu, von denen ich allerdings nichts verstand, zeigte hinab nach dem Meeresufer und hieß mich und den Chinesen dort hingehen; sie wandte sich von mir, plötzlich aber kehrte sie sich wieder um, schloß mich in ihre Arme, drückte einen langen heißen Kuß auf meinen Mund, dann fühlte ich, wie etwas aus ihrem Munde in den meinen glitt und nun riß sie sich los und eilte, ohne sich umzusehen, aber noch mit den Händen rückwärts winkend, daß wir uns fortmachen sollten, auf ihre Hütte zurück.

„Ein unbeschreiblicher Ekel erfaßte mich; ich griff nach dem Dinge, was ich im Munde hatte, es war der Betelbissen, an welchem sie soeben gesogen;

es war das süßeste Liebespfand, das sie mir geben konnte, aber obschon sie meine Lebensretterin war und obwohl ich die Sitte und das Compliment, welches in ihrer Handlung lag, sehr wohl kannte, so war es mir doch so entsetzlich, daß ich alles mögliche that, um meinen Mund davon zu reinigen."

## Neunundvierzigstes Kapitel.

Die Geretteten verbergen sich und warten, bis sie vom Schiffe geholt werden. Berathung über unsere Lage und die Möglichkeit, die noch übrigen Chinesen zu retten. Wir dringen in den Wald und bis zu dem Dorfe vor. Planloses Verfahren bei dem Kampfe. Trotz dessen voll ständiger Sieg. Die wenigen noch nicht verzehrten Menschen werden gerettet.

„Ich war gerettet! Der Chinese lief und kroch was er konnte abwärts, ich für meinen Theil wollte eigentlich zurückkehren, um die Anderen zu befreien, aber auf welche Weise? Ich hatte nicht einmal eine solche Muschel, wie meine Retterin, viel weniger ein Messer und die Lianen mit den Fingern aufzulösen, ist eine völlige Unmöglichkeit; so ergriff ich denn das Natürlichste, ich ging dem Chinesen nach und verbarg mich mit ihm in einem Gebüsch, in der gewissen Hoffnung, die Boote des „van der Kapellen" würden uns aufsuchen und vielleicht noch schnell genug kommen, um die dort oben Gefesselten zu retten. So viel schien mir gewiß, daß mein Versuch, die Anderen zu befreien, selbst wenn ich ein Messer gehabt hätte, ihre Bande zu durchschneiden, ein fruchtloser gewesen wäre. Unsere Abwesenheit dagegen wurde gewiß nicht gemerkt, denn schwerlich können diese Wilden bis so weit zählen, um das Fehlen eines Einzelnen zu entdecken. Auf diese Weise konnte ich entkommen. Die Entfesselung aller wäre auf den ersten Blick wahrgenommen worden, und da wir keine Waffen hatten, unsere Gegner aber, früher 4 bis 5 mal, jetzt aber zwanzigmal so viel als wir, würden nicht gezögert haben, uns aufzusuchen und das Gelingen konnte nicht fehlen.

„Ach, der Tag verging uns unter den größten Qualen des Geistes wie des Körpers. Jetzt, wo die Freiheit und das Leben mir wieder lächelte, empfand ich, daß ich zwei Tage lang nichts gegessen hatte. Der Hunger, der mich vorhin gänzlich verlassen, stellte sich jetzt mit großer Ueberlegenheit ein und doch wagten wir uns, so wenig der Chinese als ich, auf den Strand hinaus, wo wir beinahe sicher waren, entdeckt zu werden, denn die Weiber holten ja eben von dort her Muscheln und Schildkröten. In noch schwererer Weise wurden wir durch den Durst gepeinigt und wenn ich mir nun vollends dachte, daß ich diese Qualen würde ein Paar Tage erdulden, sie dann aber nicht mehr ertragen können, daß ich mich würde hinauswagen müssen, um sie zu beseitigen,

daß ich aber dann entdeckt jenem furchtbaren Tode überliefert werden würde — so wollte ich verzweifeln und jene schöne Ruhe, welche in der Stunde der schwersten Prüfung über mich gekommen war und mir Zuversicht gegeben hatte, war verschwunden und alle meine moralischen Mittel reichten nicht hin, um dieselbe wieder herzustellen.

„Da schlug endlich die Stunde der Erlösung; wir hörten, wie sich Eure Gewehre mehrmals entluden und ich war nunmehr gewiß, daß Hilfe uns nahe. Der Chinese war voran gekrochen und als er Eurer ansichtig wurde und Ihr seiner, da war vergessen, was mich bedroht hatte; aber von dem Gefühl der mir nunmehr gewiß bevorstehenden Rettung überwältigt, brach ich in mir selbst zusammen, hatte ich nicht die Kraft, mich auf den Beinen zu erhalten; Ihr wißt den Zustand, in welchem man mich gefunden, in welchem Ihr mich in das Boot getragen, zu dem zu gehen ich damals gänzlich außer Stande gewesen wäre."

Wir alle waren so erstaunt als entsetzt über den Bericht und waren unschlüssig, was jetzt zu thun sei. Das Natürlichste schien mir, daß wir uns insgesammt mit unseren Waffen und möglichst viel Munition versehen auf den Weg machten, das Dorf zu erreichen und die noch übrigen Gefangenen zu befreien suchten. Der junge Offizier sagte dazu, daß die Eingeborenen durchaus keine fernhin treffenden Waffen hätten, als Steine und Wurfspieße, welche erstere sie nicht einmal mittelst der Schleuder, sondern nur mit der Hand zu werfen wüßten; nur konnte er uns keinen Weg angeben, es sei denn derjenige, auf welchem er bis hieher gelangt, d. h. so gerade hinauf, wie er herunter gekommen sei.

Der Führer unserer Expedition, der Ober-Steuermann, theilte diese Ansicht eigentlich nicht; er hielt sich nicht für befugt, das Leben seiner Leute für etwas so Ungewisses, als die mögliche Rettung der Gefangenen, auf das Spiel zu setzen; er wollte zurückkehren, besondere Ordre vom Kapitain holen und dann vielleicht in verstärkter Anzahl landen. Ich machte ihm begreiflich, daß er ja gerade hierher geschickt sei, um zu retten, was irgend gerettet werden könne und daß er sich mit der Rückkehr, ohne einen Versuch dazu gemacht zu haben, zweifelsohne einer viel größeren Verantwortlichkeit aussetze, als durch den Rettungsversuch.

Dieses sah der Mann denn doch ein und so wurden die Boote geräumt bis auf zwei Mann, welche in jedem derselben zu ihrer Bewachung zurückblieben und welche uns möglicherweise Unterstützung vom Schiffe herholen konnten. Schweigsam zogen wir, etwa 40 Personen den Berg hinan. Der junge Holländer glaubte mit ziemlicher Sicherheit seinen Pfad wieder erkennen zu können, er glaubte sich gewisse Bäume gemerkt zu haben; beim Weiterschreiten bemerkte er jedoch, daß jene Bäume unter sich so viele Aehnlichkeit hatten, daß er die Führerschaft aufgab. Wir gingen nicht im sogenannten Gänsemarsch, sondern in breiter Linie bergauf, um auf diese Weise unsere ganze Kraft ent-

wickeln zu können. Der Marsch war keineswegs so beschwerlich, wie er in Urwäldern zu sein pflegt; der Boden nämlich, wenn gewiß sehr fruchtbar, hatte jedoch nicht jene überaus reichliche Nässe, welche die Bambusarten und Rotang und Calamus- oder Kletterpalmen nährt, und dadurch ein fast undurchdringliches Dickicht bildet; wir gingen auf trocknem Boden bergauf, wir hatten Gesträuch und Unterholz zu vermeiden, allein wir kamen doch noch rasch genug empor und zwar zu unserem Glück gerade bei einem Ruhepunkte von dem cannibalischen Mahle, das die Wilden abermals auf Kosten der armen Chinesen gehalten. Die schwarzen Bestien lagen durcheinander in der Nähe ihrer Hütten und waren so sicher und arglos, daß sie nicht die geringste Veranstaltung getroffen hatten, um die Annäherung des Feindes anzukündigen, an welche sie doch allenfalls hätten denken sollen, da sie ja das Schiff in der Nähe der Insel sahen.

Mein Rath — wiewohl Niemand danach gefragt hatte — war gewesen, wenn wir unentdeckt bis zu dem Dorfe gelangen sollten, zuerst und vor allen Dingen die Gefangenen zu befreien, theils um durch dieselben unsere eigene Zahl zu vermehren, theils um sie unter allen Umständen zu retten, auch für den Fall, daß wir der Uebermacht weichen und uns zurückziehen müßten. Rachsucht hatte diesen Rath überhört; kaum in der Nähe der Gefangenen angekommen, stürzte die ganze Schaar schreiend aus dem Walde heraus und man schoß unordentlich auf den Haufen der schwarzen Krieger. Ich für meinen Theil hatte keine Freude an einer bloßen Metzelei, ich nahm mein gutes scharfes Messer zur Hand und lief von Baum zu Baum, wo ich einen Gefangenen sah und schnitt die Bande der Chinesen oder der Holländer durch, so viel ich deren erreichen konnte, bis es an's Pelzwaschen ging.

Die erste Bestürzung war ungeheuer, ein tausendstimmiger Schrei erhob sich, ein Gebrüll, eine allgemeine Flucht, gleich darauf aber, da doch nur wenige tödtlich getroffen waren, blieben unsere fliehenden Feinde stehen. „Um Gottes Willen! zuerst wieder laden, laden so schnell als möglich und dann ruhig zielen und schießen, sonst sind wir alle Kinder des Todes; sie sind uns an Zahl ja wenigstens fünfzigfach überlegen!" rief ich.

Unser Offizier, der die Worte hörte und der andere aus der Gefangenschaft Gerettete, welcher für den Augenblick in seine Charge wieder eingetreten war, fanden meinen guten Rath vernünftig genug, um denselben sofort als eine Ordre, als einen militairischen Befehl nach beiden Seiten hin weiterzugeben und wahrlich ich glaube zu unserem Glück.

Die Insulaner stürzten mit einem Geschrei, welches sie der Hölle abgelernt zu haben schienen, auf uns zu. Sie kamen in einer so geschlossenen Masse und in solcher Menge hintereinander, daß es mir fast scheinen wollte, als mache sich eine Art von Taktik geltend, als seien sie an den Kampf in Massen gewöhnt, was ich jedoch nur als eine flüchtige Bemerkung, als eine

Wahrnehmung hingestellt wissen will, keineswegs als eine Thatsache und zwar um so weniger, als die Bevölkerung dieser Inseln immerhin nicht groß genug ist, um Kriege in geschlossenen Colonnen möglich oder wahrscheinlich sein zu lassen.

Der wüthende Haufe hatte sich uns genähert bis auf eine Entfernung, welche in hundert Sprüngen zurückzulegen war, um handgemein mit uns zu werden. Da erscholl von zweien Seiten das Commando: Feuer! und diesmal war vortrefflich gezielt worden, die Leute brachen in den Reihen zusammen und mitten im Lauf hielt die Masse heulend und schreiend inne. Alle diejenigen, welche man als Freiwillige bei dieser Expedition betrachten konnte, hatten Doppelgewehre; es war also auch für die wenigen, die sich einmal im Schuß befanden und nicht zurückhalten ließen, noch etwas vorhanden und während die Matrosen und Soldaten ihre Gewehre wieder luden, wurden die Vorangelaufenen, die muthigsten der Wilden im Angesichte des ganzen Heeres niedergestreckt.

Die Niederlage so vieler Menschen machte einen gewaltigen Eindruck. Offenbar waren dieselben mit der Wirkung des Feuergewehrs noch gar nicht vertraut und das Treffen aus so großer Ferne mochte ihnen ebensogut etwas völlig Unbegreifliches sein, als der vorhergehende Feuerstrahl und Knall. Nach Art der Wilden aller Zonen sprangen einige vor, um die Gefallenen aufzuheben und zurückzuschleppen, während welcher Zeit wir sämmtlich wieder unsere Gewehre schußfertig machten. Es fand eine kurze Berathung statt, nach welcher es mir scheinen wollte, als hätten sie sich vereinigt, um uns gleichfalls aus der Ferne zu bekämpfen; allerdings das Unzweckmäßigste, was sie thun konnten, denn falls sie nach der ersten Salve in ihrem wüthenden Anlauf fortgefahren wären, mußten wir doch unter ihren Beilen und Keulen erliegen. Aber sie näherten sich uns jetzt langsam und mit solchen Waffen, von denen sie glaubten, daß sie den unsrigen gleich wären; sie näherten sich mit Steinen in den Händen. Mit Basaltstücken von etwa 1 Pfund Gewicht, welche sie mit geschickter und mit sehr kräftiger Hand so weit zu werfen wußten, daß sie die Bäume, hinter denen wir standen, wirklich erreichten. Unser Steuermann hatte seine ganze Besinnung wiedergewonnen und er ging hinter der Front so weit auf und ab, daß die Leute alle von seinen Befehlen Kenntniß nehmen konnten. „Jungens," sagte er, „schießt immer auf die Vordersten, das sind die Tapfersten, das sind die Häuptlinge, haben wir diese erst weggeputzt, so ist es nicht mehr schlimm, die andern werden sich dann schon zurückziehen."

Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt und es mochte wohl kaum eine Viertelstunde vergangen sein, als die Reihen der Schleuderer sich solchergestalt gelichtet, geschwächt fanden, daß es ihnen gerathener scheinen mochte, in den Schutz ihrer Wildnisse zurückzukehren.

---

# Funfzigstes Kapitel.

Die Geretteten werden in die Boote geführt und daselbst erquickt. Man langt am Schiffe an. Grimm des Supercargo über seinen ungeheuren Verlust. Nicht die 400 Menschen, sondern die Dollars bekümmern ihn. Streit mit dem Kapitain. Eine Expedition an's Land wird beschlossen, van der Hoek verschmäht es, daran Theil zu nehmen.

Da uns wie natürlich nicht einfallen konnte, den Stamm zu vertilgen, da uns im Gegentheil ein solcher Versuch sehr schlecht hätte bekommen müssen, indem sie unsere sehr geringe Zahl wahrgenommen hätten, wenn wir über die große Fläche vor ihren Häusern schreitend uns offen ihnen hätten zeigen müssen, so gab der Offizier den Befehl zur Rückkehr. Indem wir uns nun noch nach beiden Seiten hin im Walde umsahen, um die letzten der Gefangenen zu befreien, erblickte ich alle die zur Hälfte oder zu drei Viertheilen zerfleischten, verstümmelten Körper, welche theils den Platz selbst bedeckten, theils gleich bei den Bäumen lagen, an denen die Gefangenen angebunden gewesen und in deren Nähe sie getödtet und zerstückelt worden waren. Fast bei allen waren die Arme und Beine, als die fleischigsten Theile, aus den Gelenken gelöst; sie hatten wahrscheinlich mit ihren scharfgeschliffenen Muscheln weggeschnitten, was sich bis auf den Knochen trennen ließ und hatten dann die Glieder an den Gelenken abgehackt; ein besonderer Leckerbissen mußten ihnen die Testikeln gewesen sein, denn die Leichname waren sämmtlich ohne diese, auch wenn sie sonst noch nicht angegriffen waren, das Scrotum und was damit zusammenhängt fehlte.

Zweiundzwanzig Unglückliche von der ganzen Besatzung des Schiffes waren übrig geblieben, darunter waren sechs Chinesen; sie hatten also von der europäischen Besatzung gleichfalls einen Antheil verspeist.

Da es Abend werden wollte, mußten wir uns beeilen, zu unseren Booten und mittelst derselben zu unserem Schiffe zu gelangen. Als wir einmal abgestoßen hatten, lag zunächst die Sorge für die Erhaltung der Geretteten. Die Matrosen willigten sämmtlich darein, ihre Lebensmittel den Armen zu überlassen, welche in dieser langen Zeit nichts gegessen hatten, theils vor Grauen und Entsetzen wegen des schrecklichen Schauspiels, das vor ihren Augen unaufhörlich erneuert wurde, theils weil ihnen schließlich die Wilden nichts mehr anboten, nachdem es am Anfange geschehen und verschmäht worden war.

Die armen Leute verschlangen mit Begier, was ihnen dargereicht wurde und besonders erfreuten sie sich an der reichlichen Fülle von Branntwein, so daß sie ziemlich getröstet über ihr Unglück am Schiffe anlangten.

Das Resultat unserer Bemühungen setzte den Supercargo in einen furchtbaren Grimm. Seine 400 Chinesen, welche unter Brüdern 150,000 Piaster werth waren — verloren zu haben, brachte ihn in eine entsetzliche Stimmung.

Es war, als wollte er sich den Kopf an den Schiffswänden einrennen und er schrie immerfort, er müsse Rache haben und endlich, er müsse Ersatz haben, er wolle sein gutes Geld nicht fortwerfen, er wolle zum mindesten doppelt so viele Schwarze einfangen, als Chinesen geschlachtet seien und wolle dann diese Gefangenen verkaufen wo es auch sei.

Der Kapitain ließ den Supercargo austoben, sorgte für die Unterkunft der 22 von der Insel zurückgebrachten Leute und legte sich dann ruhig schlafen, nachdem er nochmals die Anker revidirt hatte. Der Supercargo schien nicht viel geschlafen zu haben, sein Gesicht sprach zwar denselben Grimm aus, den er am vorigen Tage gezeigt, aber er war doch sichtlich gewaltig ermattet und tobte nicht mehr so wie früher, wohl aber verlangte er allen Ernstes von dem Kapitain, daß dieser seine Mannschaften nach der Küste schicke, um dort Gefangene zu machen und die Zahl von 800 spukte immerwährend in seinem Kopfe und schien der Wendepunkt, um welchen sich alle seine Vorstellungen drehten. Der Kapitain stellte ihm vor, daß er ein ganz unsinniges Verlangen ausspreche, indem es ganz unmöglich sei, zu den Vorhandenen noch 800 Menschen zu bergen, im Schiffe unterzubringen. Nach vielem Handeln ließ er sich herab, sich mit 400 begnügen zu wollen, aber auch für diese war auf dem mit Tauschwaaren beladenen Schiffe kein Platz. Für 200 wird doch Platz sein, meinte endlich Herr Meyer, doch der unerbittliche Kapitain wies auch diese Zumuthung von sich, indem er sagte, daß, selbst den Fall angenommen, sie könnten untergebracht werden, doch keine Lebensmittel für sie vorhanden wären, es wäre gut gesorgt für 100 Mann Besatzung, aber keineswegs für 300. Die Kerls brauchen nichts, sagte der menschenfreundliche Supercargo, die Paar Tage, bis wir nach der Victoria-Colonie kommen, werden sie wohl hungern können. Aber auch hiergegen sträubte sich der Kapitain, indem er erklärte, Herr Meyer scheine durchaus nicht zu wissen, wie weit von hier bis zur Südspitze von Neu-Holland sei und man werde dazu vielleicht eher zwei Monat als zwei Tage brauchen.

Der Supercargo verzweifelte; endlich aber nahm er die Menschlichkeit des Kapitains in Anspruch. „Sie werden doch nicht leugnen wollen," rief er, „daß auf dieser verfluchten Insel noch eine Menge Chinesen verborgen, geflüchtet sein, daß viele derselben sich gerettet haben können? diese Armen, diese Unglücklichen werden wir doch nicht ihrem Schicksal überlassen sollen, sie zu retten ist doch unsere Christenpflicht."

Der Kapitain, so sehr er sonst ein Seemann, d. h. passabel roh war, so fühlte er doch hier „ein menschliches Rühren" und er sagte, zu diesem Zwecke wolle er Leute hergeben, obschon er gestehen müsse, daß er Herrn Meyer bis jetzt eben nicht übermäßig christlich gesinnt gefunden habe, allein er bat sich ausdrücklich aus, daß keine Gefangenen gemacht, daß keine Schwarzen auf das Schiff gebracht würden. Unglückliche zu retten wäre allerdings seine Schuldig-

keit und mit diesen müsse er auch sein und seiner Mannschaft Mundvorrath theilen, Sclavenhandel aber zu treiben und Waaren in das Schiff zu nehmen, welche Mundvorrath verzehrten, statt ihn zu vermehren, sei weder seine Absicht, noch sei es ihm nur erlaubt und er müsse nothwendigerweise hier die Ideen des Herrn Supercargo kreuzen.

„Gut, es möge so sein," erwiderte in tiefstem Grimme Herr Meyer, „aber bei Gott, meine nächste Reise mache ich nicht anders, als daß ich zugleich der Herr und der Kapitain des Schiffes bin, denn diese Zwitterstellung ist geradezu zum Verzweifeln." Der Kapitain erwiderte, er wolle ihm, so wie er vor seinem Rheder stände, die Würde als Kapitain abtreten; so lange aber der Rheder ihn nicht von derselben entbunden hätte, sei er vollständig verantwortlich für alles, was auf dem Schiffe vorgehe. Der Herr Supercargo habe die sämmtlichen Handelsangelegenheiten zu leiten, die Verbindungen zu knüpfen, die Waaren aus- und einzutauschen und nach seinem Gefallen über den ganzen Inhalt des Schiffes zu disponiren, auch zu bestimmen, wohin er fahren wolle, es möge dieses so sehr gegen seine Ueberzeugung gehen als möglich, gleichviel, er werde in allem gehorchen; was aber die Führung des Schiffes und der Mannschaft, was die Aufnahme mehrerer Leute in sein Schiff und endlich, was die Verproviantirung betreffe, so habe er den Oberbefehl hierüber und derselbe sei ihm als einem alten tüchtigen Seemanne übergeben worden und er gedenke dieser vertrauensvollen Uebergabe keine Schande zu machen.

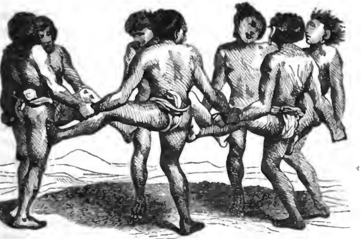
„Ich kenne meine und Ihre Pflichten und Rechte viel zu genau, um eines Unterrichts und besonders von einem so hartnäckigen Schulmeister zu bedürfen," erwiderte der Supercargo, „im übrigen bitte ich jetzt die Boote zu bemannen, damit wir keine Zeit verlieren, auch bitte ich, so viel Lebensmittel über den Bedarf der Matrosen dazuzufügen, um meine verhungerten Chinesen erquicken zu können."

Dem Wunsche des Kaufmannes wurde entsprochen und da er behauptete, es könnten unmöglich alle 400 Chinesen gefressen sein und er hoffe gegen 200 derselben mitzubringen, so wurde zu den drei Booten auch noch die Barcasse gegeben und alles zur Abreise bereit gemacht. Indessen hatte sich Meyer an die Passagiere und diejenigen, welche diese Reise als Volontairs mitmachten, um die See, um die Schifffahrt, endlich um mehrere Theile der Erde kennen zu lernen, gewendet und sie gefragt, wer von ihnen Neigung hätte, sich dem Zuge anzuschließen. Die mehrsten der jungen Leute erklärten sich dazu bereit; nur van der Hoek, obwohl längst geheilt, hatte so vollständig genug an allen Landungen innerhalb der Region der Cocosbäume bekommen, daß er erklärte, an keinem Punkte den Boden zu betreten, der südlicher als der 40.° läge.

„Nördlicher wollt Ihr sagen," so meinte van Diepenbrook.

„Nun ja, auch so," erwiederte van der Hoek, „weil wir doch gerade auf der südlichen Hälfte sind, da ich aber ein Nordländer und geboren bin unter

Graden nördlicher Breite, so ist auch meine Ausdrucksweise nicht unrichtig; überhaupt und allgemein genommen meinte ich aber alle die Gegenden vom Aequator nördlich oder südlich, wo diese heillosen, wo diese von Gott verdammten Cocospalmen wachsen."



Ein Tanz der Salomons-Indianer. (S. 238.)

Es war eine Schaar von ungefähr 60 Personen in die vier Boote gestiegen; in jedem derselben war ein erster, zweiter, dritter Steuermann oder Lieutenant als Befehlshaber, doch allen war von dem Kapitain gesagt worden, daß der Supercargo in diesem speciellen Falle den Oberbefehl habe und das daher zu befolgen sei, was dieser anordne. Unzweifelhaft hatte es dem Kapitain schwere Ueberwindung gekostet, einen solchen Befehl von sich zu geben, doch schien es allerdings nothwendig zu sein, da sonst Niemand gewußt hätte, wer Koch oder wer Kellermeister sei bei der Expedition.

## Einundfunfzigstes Kapitel.

Eine heldenmüthige That des Supercargo. Die Insel wird mehrmals mit Sturm genommen, eine Bravour, der sich Niemand widersetzt. Vier Kanonen mit Kartätschen geladen gegen einen Papua. Der Supercargo erhält wegen seiner Tapferkeit, mit Vorsicht gepaart, schmeichelhafte Beinamen. Wir steuern nach den Salomonsinseln.

Die Expedition zog ihren bisherigen Weg. Wir gelangten ohne die geringsten Schwierigkeiten an das Land, welches alsbald, obschon kein Feind zu sehen war, mit stürmender Hand genommen wurde. Man sprang mit einem

ungeheuren Geschrei an's Ufer, das sicherste Mittel, den Feind herbeizurufen, falls ein solcher dagewesen wäre, allein es ließ sich keiner sehen; vor uns standen ein Paar jener eigenthümlichen Hütten, welche vorzugsweise auf den Inseln des indischen Meeres gefunden werden, sie waren sämmtlich verlassen, man fand nicht das Geringste darin und um seine Chinesen zu rächen, beging Meyer die tapfere That, diese Häuschen mit eigener Hand anzuzünden. Er machte sich Feuer für seine Cigarre und hielt das brennende Hölzchen an die Hütte. Ihn überfiel dabei ein höchst geistreicher Gedanke, er ging zu der zweiten Hütte, steckte diese an und dann hielt er seine Cigarre an die brennenden Palmenblätter und rief triumphirend: „Nun kann ich sagen, daß ich meine Cigarre an dem Hause eines indianischen Häuptlings angezündet habe."

Die Rohheit, sich an den unschuldigen leeren Hütten zu vergreifen, war selbst für die Matrosen zu grob und zu groß und ich hörte einen derselben brummen: „de Oss (der Ochse), wenn no wat in wesst wär" (wenn noch Jemand d'rin gewesen wäre). Es scheint fast, als hätte der Matrose geglaubt, die That wäre erhabener ausgefallen, falls ein Paar Frauen, Greise, Kinder die Hütte bewohnt gehabt hätten.

Die gleiche Abscheulichkeit wiederholte sich, wie wir am Strande weiter zogen, bei jedem Landungsplatze; immer wurde der nicht vertheidigte Strand mit Sturm genommen und dann wurden die Hütten angezündet; es hatte mir die größte Mühe gekostet, nur wenigstens so viel zu erlangen, daß ich erst in die Häuser hineinsehen durfte. Nicht um etwa Jemand zu warnen, ihm zur Flucht zu verhelfen, denn diese wäre unmöglich gewesen und in der Hütte verbrennend wäre ein solcher vielleicht eines leichteren Todes gestorben, als unter den Händen des Herrn Meyer und seiner Gehülfen, sondern nur um zu sehen, ob nicht irgendwo ein Gegenstand der Belehrung, ein Hausgeräth, eine Waffe für meine ethnographische Sammlung zurückgelassen worden wäre. Natürlich gab ich diesen Grund nicht an, denn obwohl Meyers Schwiegervater mich zu Nutz und Frommen wissenschaftlicher Untersuchungen auf dem Schiffe angestellt hatte, so war mein Gewerbe oder mein Handwerk, wie Herr Meyer sich ausdrückte, in den Augen dieses letzteren doch etwas so vollständig überflüssiges und nutzloses, wie ich ihm ein unnützer Brodesser war. Für meine Zwecke hätte ich wohl nicht das allergeringste erlangt, ich gab daher vor, man müsse sich doch vor allen Dingen vergewissern, ob nicht etwa einer der Chinesen von dem Blutbade noch übrig, ihm entronnen sei und sich hier in einer der verlassenen Hütten versteckt habe. Dies leuchtete der Habgier des Supercargo ein und so stieg man immer zuerst in die Hütten, bevor man sie anzündete. Allerdings ward nicht viel, doch wirklich manches Werthvolle gefunden, indessen den eigentlichen Zweck, die Schonung der Hütten, konnte ich doch nicht erreichen; es kam mir damit vor, wie mit dem Löwen, der einmal Blut geleckt hat. Obschon die Leute am Anfange das Beginnen des Supercargo entschieden getadelt

hatten, so machte ihnen späterhin das Anzünden und das plötzliche Aufflackern derselben eigentlich Spaß; sie thaten es, wie man ein Feuerwerk anzündet und sie machten sich lustig, sie lachten die Hütten förmlich aus darüber, daß sie so schnell in Asche zerfielen und sie versicherten, das schlechteste holländische Bauernhaus brauche mehr Zeit, um niederzubrennen. Eine höchstweise Bemerkung, deren Richtigkeit ich zugestehen muß.

Mir ist nie ein zweckloseres Thun vorgekommen, als dasjenige, bei welchem ich mich jetzt befand. Ob ein solches mit Füßen treten aller Vernunft und Sitte nicht von einem sehr schlechten, von einem demoralisirenden Einfluß auf die Matrosen gewesen, will ich ungesagt lassen; aber sicher liegt nichts kluges darin, den Menschen an kaltblütige Ausübung zweckloser und ganz unnützer Grausamkeiten anzuleiten, sie ihm vorzumachen und zum Nachmachen anzufeuern. Der Matrose ist roh genug und der engländische und holländische Matrose dürfte unter den Rohen der Roheste genannt werden, da sind all dergleichen Unternehmungen so thöricht als gefahrbringend.

Die Mordbrennerexpedition zog indessen immer weiter, von einem Landungsplatz zum anderen, ihren Weg durch Flammen ankündend und Aschenhaufen zur Bezeichnung desselben zurücklassend. Wir waren den ganzen Tag so fortgezogen und mußten endlich umkehren, es war nicht ein Chinese gefunden worden, nicht einen Menschen überhaupt hatten wir erblickt und um das Schlachtfeld vom vorigen Tage zu besuchen, fehlte es dem Supercargo an Muth und mir an Neigung; da er nicht selbst darauf antrug, dort an's Land zu gehen, war ich sehr zufrieden, nicht genöthigt zu sein, die verstümmelten Glieder der vielen Unglücklichen nochmals zu beschauen. Von dem Führer der Barcasse, dem Obersteuermann, wurde endlich bemerkt, daß wir die ganze Kraft unserer Ruder und Segel würden aufzubieten haben, wenn wir noch vor einbrechender Nacht zum Schiffe zurückkehren wollten und so gab denn Herr Meyer den Befehl, den Schnabel der Boote heimwärts zu richten. Wind und Fluth beförderten unsere Heimkehr so sehr, daß wir schon nach etwa einer Stunde wieder gegenüber dem ersten Landungsplatze waren.

Siehe da ergab sich Gelegenheit, Courage zu beweisen. Der Matrose, welcher im Schnabel der Barcasse stand, machte ein Zeichen und flüsterte dann seinen Gefährten zu: „Indianer!" und von Mund zu Mund gingen die Worte: „Indianer, Menschenfresser, schwarze Bestien!" und der Supercargo rief mit unterdrückter Stimme: „Endlich kann ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen, endlich kann ich Rache nehmen an diesen Hunden." Als man um den Landungsplatz bog, konnte man einen einzelnen Menschen sehen, der vor dem Aschenhaufen der zuerst niedergebrannten Hütte stand, dieselbe aufmerksam betrachtete und wie es schien untersuchte.

Der Supercargo winkte Ruhe und Schweigen, er bekam eine willkommene Gelegenheit, sein Feldherrntalent zu zeigen; er befahl, daß die vier Boote mit

leisen Ruderschlägen, um den Mann nicht zu erschrecken, so weit geführt werden sollten, um sämmtlich vor dem Landungsplatze zu liegen, mit dem Bug nach demselben gerichtet; im Bug standen die Kanonen und sie sämmtlich waren mit Kartätschen geladen.

Als man diese Stellung eingenommen, der Mann aber von unserem Nahen noch nichts bemerkt hatte, befahl Herr Meyer Feuer zu geben und mit gewaltigem Krachen entluden sich die Stücke ihres verderblichen Inhalts.

Mir kam die ganze Sache unbeschreiblich läppisch vor; vier Kanonen auf einen Mann abzufeuern, der ganz gewiß völlig vereinzelt war, konnte man wohl einen schildaer Streich nennen, oder da Ganslosen das württembergische Schilda ist und Herr Meyer seine Schwabennatur schon wiederholt bestätigt hatte, auch „einen gansloser Streich". Ich sagte, der Mann sei ganz gewiß allein gewesen, denn befanden sich nur ihrer Zwei beisammen, so hätte sicher Einer derselben Wache gehalten, während der Andere in der Asche des Hauses umhersuchte und er wäre ebenso sicher von diesem seinem Begleiter, der möglicherweise im Gebüsch versteckt war, gewarnt worden und da der gute Mann höchst ruhig fortarbeitete oder suchte, so ergab sich allein hieraus die Tollheit des ganzen Unternehmens. Vier Kanonen für einen Mann sind im übrigen auch bei weitem weniger wirksam, als eine Büchsenkugel. Dieser kann ich ein sicheres Ziel anweisen, die Kartätschen unterliegen sämmtlich dem Zufall und so wollte es denn der Zufall, daß diese vier Kanonenschüsse den einen Mann nicht tödteten, nicht einmal verwundeten, sondern er sich plötzlich aufrichtete, umsah und dann davonlief.

Es wurde nun noch ein klein wenig deliberirt, ob man eine Landung unternehmen sollte, allein da sich jetzt wirklich ein Insulaner gezeigt hatte, so war der Supercargo entschieden gegen eine solche Landung, erklärte, es werde nachgerade spät und es sei besser, zum Schiffe zurückzukehren, als hier noch erfolglos herumzustreifen.

Dies war der große Rachezug des Herrn Meyer gegen die Südsee-Insulaner; ich bin überzeugt, er wird denselben in seinem Tagebuch mit rother Dinte geschrieben haben, zum Zeichen, daß es ein blutiger gewesen. Es wurde viel darüber gelacht und hinter dem Rücken des so weisen als tapferen Mannes wurde eine reiche Fülle von Späßen losgelassen, welche nur leider nicht alle zu seinen Ohren kamen; auch der Kapitain, der ohnedies dem würdigen Manne nicht eben sehr hold war, gab sein Scherflein dazu, nannte ihn einen wahren Ruyter und pries die Vorsehung, daß sie ihn dem Schiffe vorgesetzt habe, denn nunmehr sei dasselbe gewiß, durch Feindeshand nicht allzuviel Leute zu verlieren. Indessen alles hat ein Ende und so auch die Späße, welche man sich auf Kosten dieser erhabenen Respectsperson machte. Es war nun daran zu bestimmen wohin wir unseren Kiel und unseren Cours richten sollten. Am Mittage hatte der Kapitain Gelegenheit gehabt, die Sonne zu beobachten; er fand uns unter

dem 172.° östlich von Ferro und als auf einen schönen Tag eine nicht minder schöne Nacht folgte und er Sternhöhen aufnehmen und unsere Breite bestimmen konnte, ergab sich, daß wir bei 13° südl. Breite lagen und daß folglich die unheilvolle Insel, welche wir in Sicht hatten, diejenige sei, welcher man den Namen der Südost-Insel gegeben und welche die größte der zu dem Lousiaden-Archipel gehörigen ist. Wir waren also durch den Sturm aus der Torresstraße beinahe vollkommen östlich gesegelt und wären bei einem halben Grad weiter südlich alle dem schrecklichen Unheil entgangen, allein gegen das Schicksal vermag Niemand zu kämpfen und kein Seemann kann bei Nacht und Regenwetter bestimmen, wo er ist.

Da nun der Supercargo zu bestimmen hatte, wohin wir reisen sollten, so guckte er auf die Karte und erklärte, die Salomons-Inseln müßten diejenigen sein, auf welchen wir wohl am reichsten Handelswaare finden und die mehrsten der unsrigen würden absetzen können; dorthin also wurde unsere Fahrt gerichtet, wir gingen unter Segel mit gutem Nordostwinde, der uns sofort mitten in den Archipel brachte. Derselbe zieht sich unter verschiedenen Namen von der Mitte der Nordostküste von Neu-Guinea bis nach den Fidji-Inseln; die nordwestlichste Gruppe pflegt man die Admiralitäts-Inseln zu nennen, auf sie folgen die eigentlichen Salomons-Inseln, dann der kleinere Archipel von Santa-Cruz, südlich von diesen die Neuen Hebriden, noch weiter südlich Neu-Caledonien und endlich ganz gerade nach Osten zu sieht man die Fidji- und hinter diesen die Tonga-Inseln. Auf den eigentlichen Salomons-Archipel wurde zugesteuert und nach einigen Tagen wurde die Hauptinsel derselben, Ysabel erreicht.

---

## Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Anstalten zum Empfange vieler Fürsten der Inseln. Wir gehen an's Land. Sicheres Mittel nicht von Haifischen gefressen zu werden. Ein Paar Eingeborene. Unterhaltung mit denselben. Wir schließen Freundschaft und tauschen unsere Namen mit einander. Das Haus Pertahis des Häuptlings. Gastliche Aufnahme und dennoch nicht zu unterdrückende Besorgniß.

Ich kann nicht sagen, auf welche Weise Herr Meyer seine Handelsverbindungen anknüpfte, es sieht mir beinahe so aus, als ob sie nicht mit der übermäßigsten Geschicklichkeit geleitet würden, denn ich höre ihn viel häufiger auf ziemlich brutale Weise Lärm erheben, als Versprechungen machen, Tauschgegenstände zeigen und was sonst in Fällen wie die vorigen zu thun sein dürfte. Mir ist dieses allerdings sehr gleichgültig, ich beschäftige mich mit meinen Untersuchungen über das, was mir von besonderem Interesse scheint und lasse ihn

wirthschaften wie er will, nichts lieber sehend, als wenn er in gleicher Weise gegen mich verfährt, d. h. mich thun läßt, was ich will. Wir haben uns denn auch so ziemlich auf solchen Fuß gestellt. Daß er nichts anderes von mir erwartet, versteht sich, er ist der Chef der Expedition; ihm gegenüber darf man natürlich die allerunerhörteste Hochachtung keine Minute aus den Augen lassen, aber daß er so gütig ist, mich nach meinem Gefallen leben zu lassen, werde ich ihm gewiß sehr hoch anrechnen müssen. Meine Leser werden mir nun verzeihen, wenn ich seiner und der großen Unternehmungen, die er macht, nur in dringenden Fällen erwähne und mich in den Vordergrund stelle, ich bin ja doch immer die Hauptperson, wenigstens mir selbst gegenüber.

Mit dem Kapitain befand ich mich auf dem besten Fuße, er war ausreichend vernünftig genug einzusehen, daß man ethnographische Beobachtungen, daß man zoologische und botanische Sammlungen nicht machen könne, wenn man nicht an's Land gehe und war immer bereit, mich von meinen näheren Bekannten sowohl, als von ruderführenden und waffentragenden Matrosen begleiten zu lassen. So geschah es auch hier, als das Schiff vor Anker lag und der Supercargo Befehle ertheilt hatte, in welcher Art man die Fürsten und Häuptlinge, welche kommen würden, ihre Aufwartung zu machen, verlassen und behandeln solle, — daß ich mit 15 Begleitern eingeschifft wurde. Der Boden des Meeres näherte sich hier so sehr der Oberfläche, daß unsere Schaluppe auf wenigstens 1000 Schritt von der Insel im Sande auffuhr. Was war nun zu thun, sich ausziehen und in's Wasser springen und so an das Land zu gelangen suchen, schien der einzige Ausweg und ich muß gestehen, es war ein durchaus unangenehmer Ausweg, eine Ansicht, welche alle meine Freunde zu theilen schienen. Besonders hatte ein Herr Reikhart einen großen Widerwillen davor und wenn es denn sein müsse, so wolle er sich wenigstens nicht ausziehen, sondern mit seinen Tuchkleidern durch das Wasser zu waten suchen und er führte als Grund an, das sei eine bekannte Sache, daß Löwen und Tiger nackende Menschen leichter anfielen, als bekleidete und es sei sehr wahrscheinlich, daß dieses weise Naturgesetz sich auch auf die Meeresbewohner erstreckt, er also hoffen könne, mit Tuchhose und Tuchjacke bekleidet weniger leicht von den Haifischen angefallen zu werden, als wir anderen, die wir eines solchen Schutzes entbehrten.

Als wir noch so halb im Zweifel waren, was wir thun sollten, sahen wir eine Pirogue, einen Kahn der Eingeborenen, auf uns zukommen, augenscheinlich, um unsere Landung zu bewerkstelligen. Da nur zwei Personen auf derselben waren, so durften wir keine Besorgniß hegen und konnten sie mithin ruhig erwarten. Es waren Leute fast ganz in derselben Art, wie wir sie auf Neu-Guinea gesehen hatten, Papuas, Schwarze, mit langen Haaren, sogenannte Australneger, deren es übrigens wohl sehr viele und sehr verschiedene Varietäten geben mag.

Der Kahn hatte schon jene eigenthümliche Bauart, welche auf den Inseln des Großen Oceans fast allgemein im Gebrauch ist. Sein Hauptkörper ist ein gehöhlter Baumstamm, an dessen vorderem Ende zwei gebogene Stangen aufrecht stehen, welche zwischen sich das Segel tragen. In der Mitte des Kahnes befindet sich eine Plattform, welche sich weit von dem Kahne entfernt und ihren zweiten Ruhepunkt auf dem Schwimmer findet, welcher nach der Größe des Kahnes mehr oder minder weit davon absteht und sowohl durch die Plattform als durch übergelegte Stangen fest damit verbunden ist. Dieser Schwimmer läuft parallel mit dem Kahne, hindert das Segeln durchaus nicht, macht aber das Umschlagen selbst beim stärksten Sturme ganz unmöglich.

Der eine Mann war außerordentlich freundlich, er schien ein Häuptling zu sein, denn er war tättowirt, hatte allerlei Schmuck um den Hals, was dem zweiten fehlte, der sich auch in respectsvoller Entfernung hinter dem ersten hielt. Dieser begrüßte uns in einem sonderbaren Gemisch aus engländischen, französischen und deutschen Worten, zeigte keine Furcht, zeigte im Gegentheil, daß er ein gebildeter, daß er ein erfahrener Mann sei und lud uns ein, sein Boot zu besteigen, da wir mit dem unsrigen doch nicht bis zum Strande kommen konnten. van Bergheem sagte, offenbar hat dieser Mann die Welt gesehen, wenn auch nicht diejenige, zu der er — so doch diejenige, welche zu ihm gekommen ist und er wird sein Haus jetzt das Hôtel des quatres Nations nennen können. Drei Nationen hat er bereits kennen gelernt und wir müssen ihm nunmehr schleunigst einige holländische Worte beibringen, damit er beweisen kann, auch mit der vierten Umgang gepflogen zu haben und er wandte sich alsbald mit tiefen Complimenten an ihn, indem er sagte: „Doordrongen, Sire! gelyk ik ben, van de overtuiging — — —“

„Beim Himmel,“ rief ich aus, ihn unterbrechend, „er behandelt den guten Mann wie einen König, nennt ihn Sire und ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß derselbe ihm seine Protection nicht versagen wird.“

„Ihr habt ganz Recht, mein guter Doctor, dies habe ich wirklich sagen wollen,“ sprach van Bergheem, „und seht wie der Mann mit dem ganzen Gesichte lacht, zum deutlichen Beweise, daß er mich verstanden hat. Ja, das Wort Sire ist von großer Bedeutung und großem Gewicht.“ Auf holländisch antwortete nun allerdings der Insulaner nicht, aber er brachte unter Verneigung des ganzen Körpers und indem er die Hände auf der Brust kreuzte, diverse Worte zum Vorschein, welche zeigten, daß er Compliment durch Compliment vergelten wolle.

Wir stiegen in seinen Kahn; drei unserer Leute blieben in der Schaluppe zurück und nun ging es mit wohlgefülltem Segel auf die Insel zu, bei welcher Fahrt er uns sagte, daß er Pertahi heiße und seinen Namen mit uns tauschen wolle. Diese außerordentliche Freundlichkeit, vermöge deren man in alle Rechte desjenigen tritt, mit welchem man den Namen getauscht hat, frappirte mich nicht wenig, doch fiel mir ein, daß ich wohl Ursache hätte, dieselbe mit einigem Miß-

trauen zu betrachten, indem eine vollständige Reprocität stattfinde, er also ebensogut in unsere Rechte tritt, als wir in die seinen und er vielleicht dabei nicht gar zu sehr im Nachtheile steht. Da es jedoch eine Beleidigung ist, solch ein Anerbieten auszuschlagen, so mußte ich darauf eingehen und in der That der Mann war bescheiden, ich hatte Nutzen davon und hatte meine Nachgiebigkeit nicht zu bereuen.

Wir gelangten an das Land und bald zeigte sich das Haus Pertahis, ein ungeheures Dach, welches bis auf den Boden herabging und das zu meiner nicht geringen Verwunderung eine so hohe Thüre hatte, daß der Eintritt möglich war, ohne daß ich mich bückte. Der Insulaner hatte seinen Begleiter dem Hause zu vorausgeschickt und als wir noch im Begriff waren, die Schildkrötenköpfe und die gewaltigen Köpfe von großen Fischen zu betrachten, welche den Giebel des Hauses als Trophäen zierten, öffnete sich die Thüre und heraus trat eine große Menge von Weibern und Kindern mit Wedeln aus Federn oder Zweigen zusammengesetzt und begrüßten uns. Die mehrsten derselben hatten Umhüllungen von europäischen Stoffen, baumwollene Zeuge von höchst grellen Farben. Der Halsschmuck bestand meistentheils aus Stücken von Muscheln, welche sehr sauber gerundet, gebohrt, geschliffen und polirt waren, zum Theil auch tief gravirte Zeichnungen enthielten, wahre Meisterstücke einer Geduldsarbeit. — Es gelang mir, mehrere derselben zu kaufen und die Frauen waren über die elenden Glaskorallen so entzückt, als ich über ihre Schmucksachen.

Wir wurden nach dieser Bewillkommnungsceremonie in das Haus selbst geführt, welches wir sehr geräumig und so weit es bei einem Wilden möglich ist, sehr wohl eingerichtet fanden. Was mich jedoch ein wenig irritirte, war eine große Menge Waffen, welche in allen Winkeln zerstreut standen und welche nur auf die Hand zu warten schienen, welche sie zu unserem Verderben schwinge. Da standen jene furchtbaren scharfkantigen Keulen, Streitkolben, welche den Kopf nicht zerschmettern, sondern ihn wie mit einem Beile spalten; dort standen lange Spieße mit scharf geschliffenen Menschenknochen an der Spitze, dort auch Bogen und Pfeile und was mich am mehrsten in Besorgniß setzte, ich sah mannshohe Blaseröhre, aus denen auf den Sunda-Inseln kleine vergiftete Pfeile geschossen werden. Ob dies auf dem Salomons-Archipel auch der Fall sei, war mir nicht gehörig bekannt, aber die gefährliche Waffe war es allerdings. Ich hatte manchen Tiger unter dem Nadelstich, den der Pfeil verursacht, erlahmen, in Todesfurcht erzittern, ohne Versuch des Widerstandes erliegen, verenden gesehen.

Das Sicherste war wohl, keine Besorgniß zu zeigen und so setzten wir uns auf die Matten nieder, welche man für uns hingebreitet hatte und nahmen dankbarlichst die Speisen in Empfang, welche man uns in reicher Menge bot. Um mich zu revangiren, nahm ich meine mit Branntwein gefüllte Feldflasche, löste ihren Deckel ab, der von Leder gemacht zu gleicher Zeit den Kork bedeckte und ein Trinkgefäß war, that als ob ich selbst ein solches leerte und bot es

nunmehr wirklich gefüllt meinem Gastfreunde an, der sich dann auch nicht nöthigen ließ, sondern es mit der ganzen Grazie eines Matrosen leerte. Ich füllte es nunmehr wieder und bot einer der Damen nach der anderen den Inhalt an, keine derselben gab mir einen Korb und eine allgemeine Heiterkeit wurde durch diesen selten gebotenen Genuß erregt.

Ich konnte mich einer gewissen Besorgniß nicht enthalten, als ich durch die häufigen Lücken der Wandungen unserer Hütte wahrnahm, daß draußen sich eine ziemliche Menge Männer, alle schwer bewaffnet, sammelten. Was sollte das bedeuten, war die vermeinte Gastfreundschaft nur etwa eine Verlockung, eine Falle und wollte man uns hier, nachdem wir wehrlos gemacht waren, abschlachten? Fast schien es mir nöthig, uns zurückzuziehen; ich theilte meine Besorgniß den Uebrigen mit und sie waren sofort bereit, dem Wink zu folgen. Wir erhoben uns nun, reichten unserem Wirthe die Hand zum Abschiede und gingen in's Freie, da sahen wir denn die Bescheerung. Der Begleiter Pertahis hatte aus wer weiß welchen Winkeln eine ansehnliche Portion der Einwohner der Insel zusammengerufen und sie standen da gerüstet mit ihren schönsten Keulen und Lanzen.

## Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Verständigung mit dem Häuptling. Crinoline auf den Salomons-Inseln. Gesang der Frauen. Trefflicher Tanz nach allen Regeln der Kunst. Die Männer mischen sich in den Tanz. Arbeit und Vergnügen. Wirkung dieses Vereins. Einiges über den Begriff „Unsittlichkeit“. Ein Kriegstanz. Harte Prüfung unseres Muthes.

Vor allen Dingen, so rieth ich meinen Freunden, nicht davonlaufen, nicht Angst zeigen; wir wollen uns ruhig verabschieden und so ging ich denn auf Pertahi zu, schüttelte ihm nochmals die Hand und kehrte mich mit meinen Freunden gegen den Strand. Dies war aber gegen den Plan des Häuptlings, er wollte uns daran verhindern, er schüttelte mit dem Kopf, winkte mit der Hand, suchte aus den verschiedenen Schachteln seines Sprachschatzes begütigende Worte hervor, sprach von bleiben, von chanter, von making dance und wir merkten nun wohl, daß uns eine besondere Ehre erwiesen, daß vor uns ein Schauspiel aufgeführt werden solle. Das ist nun allerdings die Sitte bei diesen Leuten und es würde denn sowohl eine große Ungeschliffenheit als ein thörichtes Mißtrauen, als auch große Unhöflichkeit gezeigt haben, wenn wir nicht hätten bleiben wollen. Der Häuptling führte uns zu einem niedergehauenen Stamme und ließ uns darauf sitzen und der erste Act des Schauspiels begann.

Aus der Hütte heraus und hinter derselben hervor bewegte sich eine große Menge von den feinsten Damen, vielleicht die ganze Noblesse der Insel; ihre Kleidung war allerliebst, sie war völlig im Geschmack der neuesten Zeit und streifte haarscharf an die Pariser Mode. Der Oberkörper war nackt, zur Erreichung des Classischen hätte nur noch ein Schnürleib gefehlt. Von den Hüften an dehnten sich Stücke baumwollener und wollener Stoffe in solcher Weite aus, daß sie selbst für einen Berliner Schneider und für eine Dame von Qualität ein Gegenstand des Neides gewesen wäre; nur schade, unter diesen luftballonartig aufgebläheten Stoffen befand sich nicht der verhängnißvolle Reifrock aus Stuhlrohr oder Eisendraht oder Stahlfedern, sondern Heu, elendes Heu, getrocknetes Gras, aber jedenfalls in solcher Menge, daß eine Dame dreien ausgehungerten Cavalleriepferden hätte auf die Beine helfen können.

Die Blätter und Zweige, das langhalmige Gras, war auf Schnüre aus Cocosfasern gereiht und wie man sonst vor Erfindung der Reifröcke den erforderlichen Umfang dadurch hervorbrachte, daß man so viel Unterröcke übereinander hing, bis man glaubte, der Mode genug gethan zu haben, so war hier ein Grasvorhang nach dem anderen um die Hüften gehängt und zwar auch unserer europäischen Mode gemäß hinten in viel größerer Menge als vorne, so daß die Fehlgriffe der Natur auf eine glückliche Weise verbessert wurden. Diese Röcke hatten die Länge derjenigen, welche man an unseren Ballettänzerinnen, Solotänzerinnen sieht; der untere Theil war auch in dem Zustande, den unsere Tänzerinnen zeigen, nur fehlte das rosenfarbene Tricot und man sah die Beine in ihrer natürlichen, sammetschwarzen Farbe.

Die schönen Damen stellten sich in einen großen Halbkreis, eine jede legte ihre linke Hand auf die rechte Schulter der Nachbarin und da die Umhüllung ihrer Hüften zu groß war, um eine solche Annäherung zu gestatten, so wurden die umgehängten Heureifröcke sämmtlich nach hinten gedrückt, wodurch jedenfalls die Zuschauer von der Rückseite her eine anmuthigere Aussicht erhielten als wir, die wir vor den Damen saßen. Doch dem Reinen ist alles rein und die Damen schienen durchaus nicht zu bemerken, was es eigentlich war, das uns Anlaß zu lauten oder leisen Bemerkungen gab.

Als sie sich so geordnet hatten, fingen sie an überaus schön zu singen. Was ich unter den Wilden noch nie bemerkt hatte, das war eine eigenthümliche Art von Harmonie. Der Gang der Melodie war überaus einfach, theils blieb sie lange auf einem und demselben Tone stehen, theils ging sie langsam auf oder ab, dabei war aber deutlich die Terz und die Quinte als Begleitung zu hören, es war ein Akkord, welcher mit der Melodie regelmäßig stieg oder fiel.

Während dieses eigenthümlichen Gesanges fingen sie an zu tanzen, offenbar nach allen Regeln salomonischer Kunst, ich will damit nur sagen, der Kunst des Salomon-Archipels; sie stellten die Füße mit den Fersen nahe zusammen, mit den Spitzen möglichst auswärts, dann senkten sie sich in die Knie, um das

plier und rélever des Tanzmeisters zu machen und dies ging während des Gesanges immerfort, sie bildeten zuerst eine hochstehende Raute mit ihren Füßen und Knien und indem sie sich fast bis auf die Fersen senkten, eine immer niedrigere und zuletzt eine ganz quer liegende Raute. Darauf erhoben sie sich wieder und darauf senkten sie sich wieder und so ging es eine lange Zeit unverändert fort. Plötzlich springt ein mit Lanze und Keule bewaffneter Krieger in die Mitte des Kreises, scheint voll Zorn, voll Grimm, droht bald dieser, bald jener mit seinem Speer, aber so wie diese sich neigt und die ganze Fülle ihrer Reize zeigt, wird er milder gestimmt und läßt die Waffe sinken. Ein Zweiter gesellt sich zu ihm, es geht ihm ebenso; ein Dritter wird wie die beiden Andern durch die salomonischen Grazien bezaubert, ein vierter und fünfter Krieger kommt herbei, unterdessen stellen sich die beiden ersten in die Reihen der Schönen. Ein Sechster und Siebenter naht sich drohend dem Kreise der Frauen, aber der Dritte und Vierte hat sich zu ihnen gesellt und während sich die Menge der Krieger in den Reihen der Tänzerinnen vermehrt, so erscheinen sie immer mehr in ihrem natürlichen Costüm, denn da die Arme einer jeden auf der Schulter ihrer Nachbarin ruht, so ist zwar für einen Theil der Heucrinoline, aber nicht zugleich für die Männer Platz und da diese nun doch eintreten, so schieben sie das Heu ganz nach hinten und Männer wie Frauen erscheinen nunmehr völlig so wie man hier sich zu kleiden pflegt, nämlich unbekleidet.

Als nunmehr Alle sich so gepaart hatten, wurden auch die rechten Arme der Damen in Bewegung gesetzt, um sich auf die linken Schultern der Nachbarinnen zu legen, was aber in solcher Art bewerkstelligt wurde, daß der linke Arm für den Hals des zwischen jedem Paare stehenden Mannes zur Stütze diente, nun aber der rechte Arm vor den Hals gelegt wurde, also, daß der Kopf eines jeden Mannes in einer Art von Klemme stak, wie zum stranguliren. Die Männer breiteten ihre Arme gleichfalls aus und umfaßten ein jeder ihre beiden Nachbarinnen, und nachdem sie sich so geordnet und ineinander befestigt und verwickelt hatten, begann ein allgemeiner Marsch unter ebenso allgemeinem Gesange, erst langsam, dann schnell und immer schneller und zuletzt ausartend in ein wüthendes Laufen, Springen und Schwingen, dessen Lebhaftigkeit bei der festen Verkettung kaum begriffen werden kann und nun entstand ein Anblick, der einen Pferdekenner würde entzücken können; wohl dem, der nicht unter Wind bleiben mußte, wie wir dazu gezwungen waren, sie fingen an sich mit weißem Schaum zu bedecken, wie man es bei feurigen Rappen sieht und sie fingen an Salmiak und Schwefelwasserstoff auszudünsten, in einem Gemisch, welches schwerlich eine Poudretteanstalt erreichen würde und sie nannten diese Arbeit Vergnügen und bildeten sich zweifelsohne viel darauf ein, uns einen großen Genuß verschafft zu haben. Die Ansichten der Menschen sind verschieden; ein Türke, der zu uns in eine Kirche käme, vorausgesetzt, es sei nicht etwa der Gesandte der hohen Pforte bei irgend einem Staat, würde über die unerhörte

Sittenlosigkeit nach Hause berichten, sah er doch Frauen unverschleiert mit vielen Männern in demselben Raume sitzen; würde dagegen ein frommer Missionair in Kleinasien am Tigris oder Euphrat eine Dame im Bade überraschen, so würde sie seinen entsetzten Blicken alles Preis geben, nur um irgend etwas vor das Gesicht zu halten und der Missionair würde von der entsetzlichen Unsittlichkeit der türkischen Frauen an das Consistorium berichten, dagegen derselbe Herr das Beisammensein von Männern und Frauen in der Kirche und unverschleiert nicht im mindesten anstößig findet, ebenso wenig wie es dem Türken unanständig vorkommt, daß eine Badende alle ihre Schönheiten Preis giebt, vorausgesetzt, daß ihr Gesicht nicht mit darunter sei.

Wenn wir nicht leugnen können, daß es wirklich so ist, wie es hier gesagt wurde, warum soll nicht auch darin ein Vergnügen zu finden sein, daß Schwarze sich weiß tanzen; jedenfalls ist Vergnügen ein so vollkommen relativer Begriff wie hübsch, wie geschmackvoll und wir müssen einem Jeden zugestehen, daß er berechtigt sei, seiner Ansicht zu folgen, vielleicht sogar seine Ansicht für die allein richtige zu halten; wenn wir nur hier in diesem speciellen Falle nicht in der unangenehmen Nothwendigkeit gewesen wären, auch etwas für ein Vergnügen nehmen zu müssen, was uns denn doch wirklich keines war.

Da half denn nun freilich nichts weiter als Geduld und diese sollte noch auf eine harte Probe gesetzt werden. Nachdem nämlich die anwesenden Tänzer und Tänzerinnen sich bis zu dem Grade amüsirt hatten, daß sie durchaus nicht mehr konnten, sondern ihre Arme erschlafft einander losließen und sie vom Tanzplatz wegtaumelten, gerade nur so weit, um ihn wieder als Platz erscheinen zu lassen, begann ein neues Drama. Die vielen Krieger, welche wir vorhin gesehen hatten, rückten nunmehr in einer geschlossenen Colonne vor; sie ordneten sich in vier Reihen hintereinander, alle waren mit Keulen und mit Speeren bewaffnet, Bogen und Pfeile hatten sie sämmtlich abgelegt. Es schien, als mäßen sie eine gewisse Entfernung ab, denn sie zogen sich etwa 40 Schritt von dem Stamme zurück, auf dem wir als Zuschauer saßen, das mochte so weit sein, als ein kräftiger Mann seine Lanze werfen kann; plötzlich erhoben sie ein furchtbares Geschrei, die Lanzen wurden geschwungen und ein panischer Schreck ergriff uns und ich kann nicht leugnen, daß ich so gut wie alle Anderen uns für verloren hielten, denn die Lanzen sausten durch die Luft, sie waren den Händen unserer Feinde entflohen, aber sie sausten über unsere Köpfe hinweg und fielen etwa 20 Schritt hinter uns zu Boden.

In dem Augenblick des Wurfes hatte Jeder von uns das Gefühl sich niederwerfen zu müssen, wenn er nicht durchbohrt werden wolle; aber wie eine Art göttlicher Eingebung erwachte auch in uns gleichzeitig die Ueberzeugung, daß wir uns möglicherweise unerhört lächerlich machen könnten und daß, wenn die Sache ernsthaft sei, wir doch nicht gerettet werden würden, indem die Schaar der vorhandenen Krieger eine viel zu große war, als daß an einen Widerstand

hätte gedacht werden können; es blieb also ein einziges Mittel, ruhiges gefaßtes Abwarten der Gefahr übrig. Glücklicherweise war auch Niemand unter uns, den seine Fassung, den sein Muth bis auf solchen Grad verlassen hätte, wir blieben unter dem Hagel von Lanzen unbeweglich sitzen; was aber dabei ein Jeder von uns empfand, will ich unbesprochen lassen, da ich selbst von mir nichts besonders Rühmliches würde sagen können.

Die Prüfung ging glücklich vorüber, die Lanzen staken hinter uns im Boden und unsere grimmigen Gegner vor uns schienen eine gewisse Freude daran zu haben, uns den schlechten Spaß so gut aufnehmen zu sehen, denn ihr Geschrei wurde plötzlich unterbrochen und es machte sich ein allgemeines Murmeln hörbar, welches mir vorkam, als spräche es Beifall aus.

---

## Vierundfunfzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Kriegstanzes und neue Gefahren für unsere Schädel. Wie erwidern die uns erwiesenen Ehren durch Pfeifen und durch nicht minder schönes Singen. Der Wilden ganzer Sprachschatz wird erschöpft in Beifallsbezeigungen. Wir bleiben über Nacht am Lande. Ein Glücksschuß.

Der kriegerische Tanz schritt nun in ein anderes Stadium; die Leute waren mit ihren Keulen bewaffnet, sie erhoben dieselben unter einem wüthenden Geheul und es kam die vorderste Reihe auf uns zugestürzt, unter eben diesem Geheul dieselben schwingend, höchstens 3 Schritt vor uns standen sie urplötzlich still wie angenagelt und die sämmtlichen Keulen fuhren vor uns nieder, als ob sie uns die Schädel spalten wollten. Da die Fläche, mit der geschlagen wird, die Ausdehnung einer kleinen ovalen Bratenschüssel hat und die Keule mit Gewalt mit dieser Fläche zu Boden geschlagen wurde, so gab dies einen Knall, wie eine Gewehrsalve. Augenblicklich erhoben sich die Leute aus ihrer gebückten Stellung, vertheilten sich nach rechts und links und da kam schon die zweite Reihe der Krieger mit hochgeschwungenen Keulen herangesprungen. Sie machten dasselbe Manöver, schlugen mit ihren Keulen den Boden vor unseren Füßen, machten dann der dritten Reihe Platz und bevor die vierte ihren Lauf anfing, war hinter derselben die erste Reihe bereits wieder festgeschlossen und zum Aufstellen bereit.

Wenigstens fünfzigmal wiederholte sich dieses Schauspiel in immer wilderer Art, die Leute kamen dabei in eine solche Rage, daß ich mich gar nicht gewundert haben würde, wenn Einer oder der Andere sich selbst nicht hätte zurückhal-

ten, wenn er hätte niederstürzen müssen und die im Scherz geschwungene Keule dann im bitteren Ernste auf Jemandes Haupt niedergefallen wäre.

Auch diese Prüfung ging an uns vorüber; der Tanz wurde dadurch beendet, daß die Leute völlig erschöpft waren und zu den anderen noch in ihrem Schweiß Daliegenden gleichfalls niederstürzten, um sich durch die Sonne und den Staub zu trocknen. Nur sieben edle Jünglinge fühlten noch Kräfte zu einem merkwürdigen Tanz auf einem Bein, der sich gar nicht beschreiben läßt, daher er in der Zeichnung in seiner vollen Eigenthümlichkeit und Schönheit darzustellen versucht worden ist.

Nachdem wir uns auf eine solche Weise geehrt gesehen hatten, glaubten wir unseren Gastfreunden auch einen Beweis unserer Leistungsfähigkeit geben zu müssen, nicht sowohl was den Tanz oder was ein kriegerisches Spiel betraf, sondern vielmehr durch die Künste des Friedens. Unsere Matrosen haben alle eine Neigung zum Singen oder Pfeifen, diese wollte ich ausbeuten. Die Geschicktesten, deren fünfe waren, wurden aufgefordert, eines ihrer Lieder zu pfeifen. Hochgeehrt durch den Vorrang, den wir ihnen gaben, traten sie alsbald zusammen, beriethen sich ein wenig, warfen ihre Priemchen weg oder verbargen sie in der schwielenvollen, wohlgetheerten Hand, spitzten die bärtigen Mäuler und ließen ein Concert hören, stark genug, um meine Nerven so zu erschüttern, daß ich mir selbst zu condoliren begann über meinen unglückseligen Einfall.

Der Matrose wird auf dem Schiffe von seinem Kapitain mit lauter Stimme oder durch das Sprachrohr commandirt, wenn aber Stürme den Schall der menschlichen Stimme verwehen und sogar das Sprachrohr nicht mehr gehört wird, so tritt die Bootsmannspfeife in ihre Rechte. Ein schneidender Ton, den man von der Ruderpinne bis auf den zweiten Mars des Mittelmastes oder bis in das Takelwerk des Bugspriets deutlich hören kann und dessen Rythmus wie der der Trommel bei der Infanterie, die auch nur einen Ton hat und doch verschiedene Signale giebt — dem Matrosen verständlich macht, was sein Kapitain von ihm will.

Die furchtbare Kraft dieser Pfeife ahmt der Mund des Matrosen nach und allmälig gewöhnt er sich daran so laut zu pfeifen, daß er im Sturm auf dem Mars Wache haltend nicht nur sich selbst hört, sondern auch auf dem Verdeck gehört wird. Solche Pfiffe ließen die fünf Matrosen los und eine Vereinigung solcher Töne war es, die mir Ohrenzwang, unseren Gastfreunden aber wie es schien ein wirkliches Vergnügen machte. Die ermüdeten Krieger standen auf, kamen näher und hörten mit ungemeiner Aufmerksamkeit der vortrefflichen Musik zu und nach einigen auf diese Weise vorgetragenen Piecen sprach der Häuptling mit Anerkennung die großen Worte aus: „verri, verri, vous avez sehr byutyfull voices", was vielleicht in's Deutsche zu übersetzen sein dürfte mit — — wahrlich, Ihr habt sehr schöne Stimmen.

Da der Häuptling hier offenbar in einem Irrthum war, so wollte ich ihm

zeigen, was Stimmen seien, und da meine Freunde alle des Gesanges kundig, so begannen wir mit einem fröhlichen Studentenliede. Das war doch etwas anderes, auch die Frauen erhoben sich, kamen in unsere Nähe und beeiferten sich so viel zu hören von unserem Gesange, als irgend möglich und waren doch gleichzeitig bescheiden genug, um uns nicht beschwerlich zu fallen, wenn diese Bescheidenheit nicht etwa eine erzwungene, wenn sie nicht in der Todesangst vor der Gewalt ihrer gestrengen Herren begründet war.

Ich kann nicht leugnen, daß es mir wirkliches Vergnügen machte, den Eindruck des Gesanges auf diese Naturkinder zu beobachten. Wer hätte wohl vermuthet, daß sie fühlen würden, ihr Gesang sei nicht so wohlklingend als der unsere und in der That sie empfanden es, denn als ich nunmehr den Häuptling bat, seine Krieger und seine Frauen auch etwas singen zu lassen, da lehnte er es mit den natürlichen Gründen ab. Er sagte: „Ihr Singen beaucoup viel schöner the man dort have a song comme picanini cochon." Etwas wahres lag hierin, picanini ist die Bezeichnung für klein oder für Kind und er meinte, seine Leute sängen wie die Kinder von Schweinen, oder wie wir uns mit mehr Gewandtheit ausdrücken würden, wie die Ferkel.

Da ich die Leute alle so ermüdet sah, dachte ich an einen ehrenvollen Rückzug; wir wollten an den Strand zurück und wieder nach dem Schiffe heimkehren, allein hiervon sollte keine Rede sein, der Häuptling ließ uns nicht fort. Ich suchte mich dahin verständlich zu machen, daß man uns auf dem Schiffe erwarten würde und daß man um unseres Ausbleibens willen Besorgniß haben könne; er aber erwiederte, wir seien gute Freunde, wir hätten nichts zu besorgen, aber gute Freunde könne man nicht so schnell von sich lassen und als ich mit meiner Besorgniß nochmals vorrückte, sagte er, ich solle einen von meinen Begleitern in seiner Pirogue nach dem Schiffe schicken, die Besorgniß, welche man dort haben könne, zerstreuen und am liebsten würde es ihm sein, wenn ich recht viele von dem Schiffe einladen wollte, mit an's Land zu kommen; die Nacht müßte ich nun schon in Gesellschaft meiner Begleiter bei ihm zubringen.

Pertahi bestand so dringend auf diesem Auskunftsmittel, daß ich mich veranlaßt sah, dasselbe wirklich in Anwendung zu bringen. Einer der Matrosen, der am wenigsten Interesse zu haben schien, unser außerordentliches Vergnügen zu theilen, wurde mit der eben ausgesprochenen Nachricht und mit zweien Ruderern von den Wilden nach dem Strande und nach der Pirogue geschickt; es wurde ihm gesagt, er möge zuerst die Leute im Boote davon benachrichtigen, daß wir nicht kommen würden und daß sie an das Schiff zurückkehren, morgen früh aber wieder erscheinen sollten, um uns abzuholen; dann wurde den Matrosen aufgetragen, eine jener kleinen Kisten mit hierher zu bringen, in denen ich immer ein ganzes Sortiment von allem, was die Leute brauchen konnten, verpackt hatte, um immerfort Tauschgegenstände der mannigfaltigsten Art bei ein-

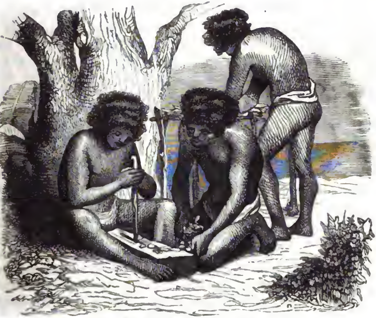
ander zu haben und nunmehr überließen wir uns, wenn schon keineswegs frei von Besorgniß, dem guten Willen unseres Wirthes.

Derselbe war sichtlich erfreut, daß wir ihm Vertrauen bewiesen, hier zu bleiben, allein er konnte doch die Frage nicht unterdrücken, ob wir uns fürchteten; ich erwiederte, daß dieses keineswegs der Fall sei, vor allen Dingen, da ich bereits gehört habe, daß er ein großer Häuptling sei, der die Weißen liebe, dann aber auch deshalb, weil ein Jeder von uns den Donner in seiner Hand trage; hiermit wies ich auf meine Doppelbüchse und beging die Unbesonnenheit, ihm zeigen zu wollen, daß wir damit unsere Feinde auf viel größere Entfernung treffen könnten, als sie uns mit ihrem Speer. Ich sah mich nach einem würdigen Ziele um und glaubte es gefunden zu haben in einem sehr schönen Papagei, welcher sich putzend auf einer Cocospalme saß, die etwa 200 Schritt weit von mir entfernt stehen mochte. Ich hielt es nicht für ein großes Wunder, wenn ich auf solche Strecke mit Sicherheit traf, denn mein Gewehr und mein Auge war gut und mein Arm — nachdem es mir gelungen war, die anfangs sehr große Besorgniß zu bekämpfen, war ruhig. Ich zeigte ihm daher den Baum, machte ihn auf mein Ziel aufmerksam und schoß. Aber das hätte mir und uns allen sehr nachtheilig werden können. Ich hatte nicht berechnet, daß die Entfernung von mir bis zum Gipfel des Baumes beträchtlich größer sei, als die bis zum Fuße des Baumes und so ging mein Schuß zu tief; der Papagei, welcher auf dem einen Fruchtstengel des Cocosbaumes gesessen hatte, flog davon ohne eine Feder zu verlieren, aber das Glück wollte mir wohl, die zu tief gehende Kugel hatte den Stengel einer mäßigen Cocostraube getroffen und sechs oder acht der gewaltigen Früchte machten sich los und fielen prasselnd am Fuße des Baumes nieder.

Ich kann dieses wohl als ein Glück betrachten. Der Mann hielt es für beabsichtigt und er glaubte, ich könne mit einem Schusse acht Cocosnüsse zugleich treffen und das war kein Spaß. Er kannte zwar die Feuerwaffen aus seiner vielfältigen Begegnung mit Europäern, aber eine solche Wirkung schien ihm noch nicht vorgekommen. Würde er gesehen haben, daß europäische Waffen wirklich fehlen können, so würde ich mich keinen Augenblick mehr für sicher bei ihm gehalten haben.

Auch die Anderen, keineswegs erschreckt durch den Knall, den sie offenbar kannten und öfter gehört haben mochten, waren dennoch über die Wirkung des Schusses erstaunt. Sie sprangen hinzu, hoben jede einzelne Nuß auf und brachten sie herbei zum Beweise, daß jede einzelne getroffen sei. Es war mir schwer verständlich, wie sie dies beweisen wollten, es wurde mir aber klar, als ich sah, daß eine jede derselben Eindrücke auf ihrer äußeren Schale hatte, sicherlich waren diese nur durch den Fall hervorgebracht. Die Nüsse auf die Steine stürzend, welche in großer Menge am Meeresstrande umherlagen, mußten sich

nothwendigerweise beschädigen. Mir konnte es sehr genehm sein, daß man meinem Gewehre solche Wirkung zutraue; aber recht begreifen konnte ich es nicht, wenn sich die Sache nicht etwa dadurch erklären läßt, daß die Eingeborenen die Nüsse nicht anders als einzeln vom Baume holen, auf den sie zu klettern, von dem sie eine Nuß mit dem Stengel abzuschneiden und in der Hand mit herunterzubringen pflegen. Man sagt ihnen häufig nach, daß sie den Cocosbaum umhauen, sobald seine Früchte reif sind, dies ist aber eine Unwahrheit; kein Bewohner der Tropenländer ist so dumm, dieses zu thun, er weiß sehr wohl, daß der Baum viele Jahre braucht, um so weit zu wachsen, daß er trag-



Einer dieser Krausköpfe machte Feuer an. (S. 252.)

bar wird und die Nüsse sind ihm ein viel zu köstliches Gut, als daß er sie sich selbst muthwillig entziehen, als daß er den wohlthätigen Baum, der sie ihm liefert, zerstören sollte. Demnächst ist auch das Holz des Baumes viel zu hart, um seinen höchst mangelhaften Werkzeugen, seinen Beilen und Messern aus geschärften Muscheln, zu erliegen. Ja, europäische Matrosen haben dergleichen allerdings gethan, namentlich auf den Koralleninseln der Südsee, welche ein außerordentlich kleines Terrain und darauf äußerst wenige Bewohner haben, sie sind dort gelandet und um zu den Nüssen zu gelangen, haben sie die Bäume

umgehauen und dadurch die armen Einwohner geradezu dem Hungertode Preis gegeben. Die Eingeborenen brauchen dies nicht, sie sind gewandt genug, um auf den Baum zu klettern.

---

## Fünfundfunfzigstes Kapitel.

Vorbereitungen zu einer großen Mahlzeit. Eine Erzählung über die köstliche Menschenfresserei. Das Mittagsmahl bei Pertahi. Praktisches Verfahren bei Reinigung der Gefäße Wie man schnell für viele Leute kochen kann. Häusliche Einrichtung bei dem Häuptling Seine Frauen. Eine Ueberraschung seltsamer Art.

Die Frauen hatten sich unterdessen von ihrer Müdigkeit erholt und waren zum Theil zu der Hütte gegangen, welche unmittelbar vor uns stand und dem Häuptling gehörte, zum Theil hatten sie sich entfernt, wahrscheinlich um nach ihren versteckteren Wohnungen zu gelangen. Bald sahen wir aus mehreren Spalten des Daches Rauch aufsteigen, was uns vermuthen ließ, daß unser Mittagsmahl bereitet würde. Mit Entsetzen dachte ich jener gräulichen Mahlzeit, wozu die unglücklichen Chinesen das Material hergegeben hatten und mit Schaudern daran, daß es unter diesen Barbaren auch noch Sitte sei und man uns möglicherweise Hände und Füße einiger Feinde vorsetze, als das delikateste, wie man ja auch in den nordischen Ländern die Füße der Schweine unter dem Namen Eisbein als etwas besonders wohlschmeckendes genießt. Der Cannibalismus ist hier so sehr Sitte, daß ich mich darüber gar nicht gewundert haben würde, soll doch überhaupt das Fleisch des Menschen sehr wohlschmeckend sein, wie der schwarze Jonas sehr gut wußte, von dem man in meiner Jugend als einem berüchtigten Gesellen des bairischen Hiesel und des Schinderhannes viel schönes erzählte, unter anderem, daß sein Lieblingsgericht bestanden habe in Händen und Füßen von Kindern oder von jungen Mädchen, die mit Wasser und Salz gekocht und dann kalt mit Essig und Oel genossen etwas Unvergleichliches sein sollten, wiewohl der schwarze Jonas auch das übrige Fleisch junger Mädchen gerne aß und es für besser hielt, als Kalbfleisch.

Mein Wirth, durch den Umgang mit Europäern wenigstens etwas civilisirt, hatte vielleicht die abscheuliche Sitte abgelegt; um mich dessen zu vergewissern, frug ich ihn danach, da verdrehte er die Augen gen Himmel und schmatzte mit der Zunge, als ob er noch schmecke das köstliche Gericht, an welches ich ihn erinnerte und er erklärte, es gäbe allerdings nichts köstlicheres auf Erden, als das Fleisch eines erschlagenen Feindes und wenn man einen solchen vor sich habe, so pflegten die Krieger die ganze Nacht zu tanzen vor Freude und Entzücken und am Morgen ein feierliches mit Ceremonien verknüpftes Festtagsessen zu halten und dabei werde verfahren, wie folgt:

„Der Todte wird aufrecht an einen Baum gesetzt und durch einen Keulenschlag wird ihm der Schädel geöffnet und in zwei Theile auseinandergelegt, nunmehr treten die Häuptlinge dazu, sie haben Bananenschnitte in Händen, welche sie in das Gehirn, so roh wie es da ist, tauchen und es auf diese Weise verspeisen. Es ist das Köstlichste, was es giebt und es ist ein Vorrecht der Häuptlinge, dasselbe zu essen. Dann werden dem Leichnam gewisse Theile abgeschnitten, in Bananenblätter gewickelt und sie werden unter heißer Asche gebraten; dieses ist das Gericht, von welchem kein Häuptling etwas genießt, außer dem ersten, dem eigentlichen Anführer in der Schlacht; ihm wird unter Siegesgesängen das gahrgebratene Glied mit seinem Anhängsel gebracht und er verzehrt es unter heiligen Gesängen.

„Nunmehr schneidet ein jeder der Krieger sich aus dem dicken Fleische das Beste heraus, oder dasjenige was er für das Beste hält, denn einer liebt mehr das Fleisch der Arme, ein anderer mehr das der Schenkel und des Gesäßes, ein anderer mehr das der Brust. Haben die Krieger ihren Hunger gestillt, so wird der Körper dem Volke überlassen, welches nun alles bis auf die Knochen benagt, auch den Leib und die Brust aufschneidet, um die Eingeweide herauszunehmen die gleichfalls gar nicht übel schmecken. Wie bereitet Ihr denn Eure Feinde zu, kocht Ihr sie stückweise oder bratet Ihr sie am Spieße ganz oder eßt Ihr sie auch roh?"

So natürlich war diesem Menschen das Auffressen des Feindes, daß er gar nicht frug, ob wir es thäten, denn das versteht sich ganz von selbst, sondern daß er nur wissen wollte, auf welche Weise bereitet das Gericht in unseren Magen gelange. Wie wohlfeil die Menschenleben hier sind, ging mir daraus hervor, daß, als ich ihn frug, ob er keine Menschenschädel habe, er erwiederte, daß gegenwärtig sich nicht dergleichen bei ihm vorfinde, daß er aber sofort ein Boot bemannen und nach einer benachbarten Insel schicken wolle, um dort ein Paar Menschen zu tödten und mir ein Paar Köpfe zu bringen. Es kostete mir die größte Mühe, die Ausführung des schönen Planes zu verhindern, denn diejenigen, die in unserer Nähe waren, spitzten schon die Ohren in Betreff desjenigen, was an Armen, Schenkeln, Brüsten auf ihren Antheil kommen würde, nur die Versicherung, ich könne frische Köpfe durchaus nicht brauchen, sondern müsse alte haben, an denen keine Spur von Fleisch sei und welche seit vielen Jahreszeiten in der Sonne gebleicht wären, dämpfte seinen Eifer in etwas.

Pertahi lud uns jetzt zum Mittagsessen ein; wir begaben uns in sein schönes Haus und fanden den Boden mit Matten belegt und auf denselben eine große Menge von Schalen, die dadurch geformt waren, daß man von großen Kürbissen die äußere Umhüllung abgeschnitten. Ich sah diese Riesen der Pflanzenwelt schon vor unserem Eintritt in das Haus mit Erstaunen, es waren Kürbisse, welche den größten gleichkamen, die ich je auf den Märkten unserer größeren Städte im nördlichen Deutschland und in Holland gesehen, Kürbisse im

Querdurchmesser von einer Elle. Da diese Pflanze den Tropen nicht eigen ist, so erscheint mir wahrscheinlich, daß europäische Schiffe einigen Samen davon hier zurückgelassen haben, besonders ist dieses von Seiten englischer und deutscher Naturforscher geschehen, welche die gute Absicht hatten, die Nahrungsmittel der Wilden zu vermehren, ihre häufig eintretende Noth zu verringern, vielleicht auch, so weit sie Papuas sind sie von dem Genuß des Menschenfleisches zu entwöhnen.

Von diesen großen Kürbissen waren gerade Abschnitte gemacht und man hatte von einem solchen vielleicht 12 Schalen erhalten; hier am Boden der gewaltig geräumigen Hütte standen aber mehr als 50 solcher Schalen und in einer jeden derselben dampfte kleingehacktes Fleisch von Schweinen und anderen Thieren mit Reis gekocht. Wäre die Speise nicht völlig salzlos gewesen, so hätte man sie wohlschmeckend nennen können. Ganz in Kurzem waren die mehrsten Schüsseln leer, aber so wie sich dieses zeigte, war auch schon eine der schönen schwarzen Frauen hinter dem Gast und stellte eine andere Schüssel vor ihm hin, worauf sie die beinahe leer gewordene mit ihren Fingern ausräumte und dann auf das sorgfältigste reinigte, indem sie die ganze Schüssel sowohl inwendig als auswendig ableckte. Zum Schluß wurde dann noch die innere Seite ausgewischt, indem sie dieselbe auf den Kopf drückte, als ob sie ein Hut wäre und dadurch die schön gekräuselten Haare mit dem möglicherweise darin noch vorräthigen Fett versah.

Unsere Matrosen haben sonst einen guten Appetit, als sie aber dieses Manöver sahen, wurde ihnen allen doch so eigenthümlich zu Muth, daß sie sich des ferneren Essens enthielten, die übrigen Gäste aber am Tische des gastfreien Pertahi fanden diese Reinigungsweise höchst geeignet, so daß, wenn etwa einer auf die Erneuerung seiner Portion zu warten hatte, er dasselbe that, was die Frauen gethan hatten, nämlich er wischte die Schüssel an seinem eigenen Kopfe aus.

Die Massen, welche hier verschlungen wurden, erschienen mir so ungeheuer, daß ich nicht begreifen konnte, wie so viel in so kurzer Zeit bereitet werden konnte, denn kaum würde ein mäßiger Braukessel zur Bergung solcher Quantität ausgereicht haben. Ich frug meinen freundlichen Wirth, wo er seine Küche habe; er zeigte nach der einen Abtheilung der Hütte, welche von der Hauptthüre an gerechnet, den Hintergrund bildete. Dort lief eine Art Verzäunung quer durch das Haus. Ich frug ihn, ob jene Gegend „tabu“ sei. Mit der Feinheit eines Hofmannes erwiederte er, sich verneigend: „Für meine Freunde, die Weißen, ist in dem Hause Pertahis nichts tabu.“

So stand ich denn auf und ging dorthin, wo — wie ich bemerkte, ein sehr reges Leben sich entfaltete. Als ich näher trat, sah ich, daß der Raum, der von der Barrière geschlossen war, fast eben solche Ausdehnung hatte, wie der vordere Raum der Hütte, in welchem wir zu 50 an der Zahl sehr vornehm dinirten; so vornehm, wie nur möglich, indem ein Jeder seinen eigenen Diener

oder vielmehr seine Dienerin hatte und doch Raum genug zum Hin- und Hergehen für diese und zum bequemen Ausstrecken für uns vorhanden war.

Hinter dieser Barrière also sah ich einen sehr großen Raum durch einen Hauptgang der Länge nach getheilt, dann aber querüber von dem Gange nach der Wand des Hauses zu auch quer durchschnitten. Durch kleine Hürden von Cocoszweigen gemacht, waren vielleicht mehr als 16 oder 20 Abtheilungen auf jeder Seite entstanden, jede solche enthielt zunächst an der Wand ein Lager von ziemlicher Breite, welches mit einer Matte bedeckt war; eine jede Abtheilung enthielt ferner zunächst an dem Mittelgange einen von Lehm geschlagenen Kochherd, zwischen diesem und dem Lager aber noch Raum genug, um daselbst zu sitzen oder zu liegen, oder ein paar Schritte hin und her zu machen. Auf dem Kochherde standen nun eiserne Töpfe und Kessel, sichtlich das Fabrikat europäischer Industrie und vielleicht selbst nach den Begriffen dieser Leute theuer genug bezahlt, nun aber auch einen Schatz bildend, wie ihn nur ein Häuptling haben kann.

Die 30 oder 40 Weiber waren die Frauen des Häuptlings; eine jede kochte für ihren Herrn und ihre Kinder ein Gericht, allerdings kochten alle das Nämliche, denn von großer Auswahl ist nicht die Rede; das Thier, was gerade getödtet worden ist, welches man auf der Jagd erlegt, giebt seinen Antheil zum Mahle für eine jede. Bei derjenigen, die zeitweilig seine Favorite ist, bittet sich der Häuptling zu Gast, ohne viele Ceremonien; wenn er seinen Hunger vollständig gestillt hat und sich auf das Lager wirft, um zu verdauen, dann fangen die anderen nur auch die Kinder an zu essen, die Favorite aber hat Fasttag. Mit ihrem Herrn darf sie nicht essen, dies wäre eine nie zu verzeihende Respectsvergessenheit; wenn aber der Herr sich schlafen legt, so muß seine Sultanin sofort dasselbe thun, sie muß sein Lager theilen; die anderen aber, wiewohl mäuschenstille, damit der hohe Herr nicht gestört werde, überlassen sich in großer Gemüthlichkeit den Freuden des Mahles, welche nun auch die Kinder theilen.

Nach dieser kleinen Inspectionsreise konnte ich allerdings begreifen, wie für so viele Leute gekocht werden konnte, eine jede der Frauen hatte um eine Portion mehr gekocht, als gewöhnlich. Während ich dieses so mit verwunderten Blicken übersah und mich frug, wie viel hundert Hühner, wie viel tausend Cocosnüsse, wie viele schöne Stämme gelben oder rothen Sandelholzes ein jeder solcher Topf gekostet habe, machte mir eine Dame ein höchst ausdrucksvolles Zeichen, welches falsch zu verstehen durchaus unmöglich war; ich konnte daraus entnehmen, daß sie entschiedene, daß sie ganz positive Absichten auf mich habe. Ein Schreck wie dieser, der mir jetzt durch die Glieder fuhr, war selbst am heutigen Vormittage nicht von mir empfunden worden, als die erste Reihe der wilden Krieger ihre Lanzen schwang und über unsere Häupter hinwegschleuderte. Dieses war ein Attentat, welches für mich schrecklicher war, als jenes scheinbar

gemeinschaftliche auf unser aller Leben und voll Entsetzen wendete ich mich von ihr, die mir so ungemein schalkhaft zulächelte, als sei sie ihres Sieges vollkommen gewiß.

Ich setzte mich wieder an die große Tafel und um mit meinem Mangel an Appetit nicht aufzufallen, unterhielt ich mich mit meinem Wirthe über die mannigfaltigsten Gegenstände; während dieser Zeit aber kamen doch einige Gegenstände zum Vorschein, die allenfalls auch ein Europäer essen kann, selbst wenn er gesehen hat, wie man auf den Salomons-Inseln die Teller reinigt; das waren einige Mangofrüchte, die vor einem jeden zwar gleichfalls in einer Kürbisschale, aber doch noch in einem großen Bananen- oder Brodfruchtbaumblatt, das zunächst in der Schale lag, aufgetragen wurden. Frische, nicht ganz reife Bananen, reife Mango und reife Mangustinfrüchte, ferner Abschnitte von Zuckerrohr, dessen süßes, saftreiches Mark man zu essen pflegt, wurden uns vorgesetzt. Endlich war das Mahl beendet, die sämmtlichen Eingeborenen verließen das Haus, die Thüre ward geschlossen, einem jeden von uns wurde eine Matte hingebreitet und der schalkhafte Wirth sagte die verhängnißvollen Worte: ich wünsche Euch eine gute Nacht und viel Vergnügen. Kaum hatte er sich entfernt, als über das Geländer wer weiß wie viele von den Weibern hinwegkletterten und sich mit uns zu schaffen machten.

Dies war eine Ueberraschung von solcher Art, daß wir uns außer Stande fühlten, sie mit der erforderlichen Dankbarkeit anzuerkennen. Ich bin auf den Salomons-Inseln viel zu liebreich und zu ehrenvoll aufgenommen worden, um von seinen trefflichen Frauen schlecht zu sprechen, um ihnen nicht alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; allein dies ging mir doch über den Spaß, auf einer jeden war der Schweiß von der heutigen Tanzunterhaltung und der Staub angetrocknet, eine jede war mit Cocosöl angestrichen und eine jede war am Feuer ihres eigenen Herdes geräuchert, die Zumuthung, die uns hier gemacht wurde, war doch zu stark; indessen schwach wie die menschliche Natur ist, unterlag doch die zweier Matrosen, indessen wir übrigen uns auf das Entschiedenste mit Händen nnd Füßen wehrten.

## Sechsundfunfzigstes Kapitel.

Rechte, welche man durch den Namenstausch (Freundschaftsbündniß) erhält. Eigene Ansichten über Arbeit und Vergnügen. Pilot und Haifisch. Ein lustiger Kampf mit einem solchen. Der Hai kommt dabei auf's trockene und wird dann zerstückelt. Was sein Inhalt gewesen und was er zu verzehren im Stande sein soll.

Als am nächsten Morgen wir unsere Schlafstelle verließen, begegnete ich meinem Freunde Pertahi schon vor der Hütte; ich frug ihn, wie es komme, daß

seine Damen sich uns Fremden hätten nähern dürfen, da ich wohl wisse, wie diese Völker hier sämmtlich sehr eifersüchtig auf ihre Frauen seien. Er erwiederte mir, daß hier allerdings eine große Gunst von seiner Seite mir geboten wäre, daß aber dadurch, daß er seinen Namen mit mir getauscht habe, ich in alle seine Rechte getreten wäre, also auch hier in seinem Hause über alles verfügen könne, was er besitze. Bei dieser Bemerkung fiel mir ein, daß ich ganz dasselbe bereits vor Jahren in dem berühmten Reisewerke des unglücklichen Dumont d'Urville gelesen hatte. Es ist eine schöne Zugabe zu alle dem, was man an Rechten bei dem Namenstausch erhält und der wackere Häuptling hatte mir sowohl beweisen wollen, daß er unsere europäischen gastfreundlichen Sitten kenne, nach denen vielfältig vorkommt, daß ein Mann einem anderen, den er Hausfreund nennt, seine Gattin abtrete, so oft er Neigung habe, ihn zu besuchen; und er habe mir ferner zeigen wollen, daß er mich sehr liebe, darum er denn auch die Abtretung seiner Frauen auf alle meine Begleiter ausgedehnt habe. Im übrigen erklärte er mir, daß ich sehr unrecht hätte, diese schönen Frauen zurückgewiesen zu haben; sie seien sämmtlich seine Favoritinnen, seine Lieblingsfrauen, sie seien in jeder Art von Liebesbeweisen höchst erfahren und er könne mir die Versicherung geben, daß es von allen denjenigen, die gestern am Tanze theilgenommen hätten, durchaus die schönsten seien, denn dieses hätte er mir doch nicht zumuthen wollen, mich mit jungen Mädchen abzugeben; er hätte mir nicht Dirnen zuführen wollen, welche ich erst unterrichten müsse, das sei eine Arbeit und kein Vergnügen und passe für so feine Leute, als wir seien, gar nicht, da ich nun aber seine gute Meinung verkenne und seinen guten Willen verschmähe, so wisse er mir allerdings nicht zu helfen.

Man kann sich wohl denken, wie innig ich meinem neuen Freunde dankte, wie sehr ich seine liebevolle Aufnahme zu würdigen wisse, allein ich sagte ihm auch, daß eine solche Theilung einer Frau zwischen dem Ehemanne und dem Hausfreunde nur in dem einen Falle gebräuchlich sei, daß der Mann einer gewissen politischen Schwärmersecte angehöre, deren einzelne Mitglieder man mit dem Namen Haherei bezeichne, daß ich aber weder zu den Hahereien noch zu den Hausfreunden gehöre und deshalb verpflichtet sei, mich von solcher Verwirrung der Begriffe fern und frei zu halten.

Der Mann war nun auch klug genug, um einzusehen, daß ich unter solchen Umständen von seiner Güte keinen Gebrauch hätte machen können und so blieb denn die Sache auf sich beruhen; nur die schöne Dame, welche ich so unzart zurückgewiesen hatte, schmollte mir und ich fing beinahe an zu bereuen. Die Schöne war beinahe von unten bis oben krystallisirt, es schien, als habe ihre Ausdünstung feste Gestalt angenommen und gewiß, wenn ich sie gestern bei Tische neben mir gehabt und vor jedem Stück Fleisch einen Kuß auf ihre Schultern gedrückt haben würde, hätte ich mich nicht über ungesalzenes Fleisch beschwert.

Während meine Begleiter noch schliefen, ging ich an den Meeresstrand, um mich zu baden; da dies jedoch bei der außerordentlichen Flachheit des Strandes in einiger Art beschwerlich war, so benutzte ich eine auf den Strand geschobene Pirogue, um damit weiter in See zu gehen. Als ich etwa 3' tief Wasser hatte, entkleidete ich mich und begann im Wasser stehend bis an die Hüften mich gehörig zu waschen. Während ich so in steter Aufmerksamkeit auf mein Schifflein, die eine Hand immer auf seinen Bord, dastand; damit es mir nicht enteile, sah ich aus einiger Entfernung etwas spitzes über dem Wasser erhaben auf mich zukommen. Das mußte, so dachte ich, ein Seetiger sein und da die größeren derselben durchaus nichts von so freundschaftlichen Empfindungen wissen, wie der Häuptling Pertahi, so schwang ich mich mit gleichen Füßen in das Boot und dies war in der That auch nöthig, denn kaum war ich darin, so erkannte ich einen schnell rudernden kleinen Piloten, jenen bekannten Fisch, der vor dem Hai herschwimmt und, wie man behauptet, für ihn Beute sucht und ihn darauf aufmerksam macht, und alsbald sah ich auch die Rückenflosse des Hai die Oberfläche des Meeres schneiden, als wäre sie ein Messer.

Noch niemals hatte ich dieses Ungeheuer in solcher Nähe beobachtet. Obwohl die Matrosen auf jedem Schiffe sich eine Freude daraus machen, dem gefräßigen Ungeheuer einen Köder hinzuwerfen, dasselbe auf das Schiff zu ziehen und todt zu quälen, es mir also nicht an Gelegenheit gefehlt hatte, einen Hai überhaupt nahe genug zu sehen, so hatte ich ihn doch im Wasser noch keineswegs so in der Nähe gesehen wie hier, wo ich mehrmals in Versuchung kam, ihn bei seiner Rückenflosse zu fassen, denn von dem Piloten geleitet segelte er immer dicht an meinem Kahne vorbei und machte auch verschiedene Male den Versuch, denselben zu kentern, indem er unter den Kahn tauchte und ihn mit seinem Rücken erhob, wobei ich wahrnehmen konnte, wie außerordentlich gut diese Schiffchen gebaut sind, denn der Schwimmer macht es unmöglich, den Kahn umzuwerfen.

Der Bursche mußte übrigens verzweifelt hungrig sein, denn als er sah, daß meine Pirogue nicht umzuwerfen war, bemühte er sich eifrig um den Schwimmer und suchte diesen zu fassen. Man sagt gewöhnlich, der Haifisch müsse sich, um seine Beute zu ergreifen, auf den Rücken wenden, da sein Maul unten am Bauch sitze. Diese Beschreibung ist nun wohl Unsinn, die obere Kinnlade springt vor der unteren um etwa einen Fuß hervor, dabei braucht er sich so wenig umzukehren, wie der Stöhr, der in einem ähnlichen Falle ist und dem seine lange Schnauze zum wühlen dient, indessen der weit hinten am Kopfe liegende Schlauch ähnlich dem Maule des Karpfens sich verlängert und verkürzt, um seine Beute aufzunehmen.

Der Hai hat nun kein so unschuldiges Mäulchen, sondern einen Rachen mit fünf Reihen hakenförmiger, scharfschneidender Zähne besetzt, aber um mit diesem Rachen zu fassen, kehrt er sich nicht um, das schreiben nur die Zoologen,

welche ihren Schreibtisch nie verlassen haben — sondern er schiebt seine obere Kinnlade über seine Beute hinweg, bis sie ihm gerade maulrecht liegt, bei großen Thieren, wenn er sie im Wasser sieht, bei verunglückten Menschen, die auf der Oberfläche schwimmen, hebt er seinen Vordertheil bis zu dem Maule aus dem Wasser heraus, faßt damit seine Beute und geht auch sofort mit ihr unter, um sie in Ruhe zu verzehren.

Herr von Haifisch versuchte sich, da er der Pirogue und mir nichts anhaben konnte, wie ich bereits bemerkt habe, an den Balancier; er hob seinen Kopf aus dem Wasser, so daß ich ihm prächtig eine Kugel durch den Rachen hätte jagen können, wenn ich ein Gewehr bei mir gehabt hätte; er faßte das eine Ende des Schwimmers und senkte sich damit zu Boden, in solcher Weise, daß ich beinahe glaube, wenn wir in tiefem Wasser gewesen wären, so wäre ich seine Beute geworden. Das Ungeheuer zog den Schwimmer bis zum Boden nieder und es fehlte nur wenig, so schöpfte meine Pirogue Wasser. Da aber Herr von Haifisch beim Niedersinken immer Boden unter sich fühlte, so kam er auch immerfort wieder herauf. Hätte er den Schwimmer gefaßt und wäre er dann rückwärts geschwommen, so würde er mich haben in tiefes Wasser ziehen können und der geehrte Leser würde alsdann nicht so glücklich gewesen sein, diese wunderschöne Reisebeschreibung zu lesen.

Da ich nun auch Grund hatte, da ich mit meinem Ruder den Boden erreichen konnte, so ruderte ich auf das Land zu und der Haifisch verfolgte mich immerfort. Der Narr schien gar nicht zu merken, was ich mit ihm vor hatte, das Wasser wurde immer weniger tief und die Rückenflosse des Haifisches, dem ich mich immer zeigte und den ich gewissermaßen neckte, kam immer weiter aus dem Wasser, das allgemach nur noch 6 Zoll unter dem Boden meiner Pirogue stand.

Der Haifisch, immerfort dicht neben mir, bald vorwärts, bald rückwärts an diese oder jene Seite des Kahnes kommend, hatte zuletzt nur noch so wenig Wasser, daß er mit seinen Brust- und Bauchflossen den Boden kratzte; da kam eine Stelle, welche um ein sehr Geringes tiefer war, in diese schoß der Haifisch hinein, stieß aber dafür auch sofort auf den Boden; er hatte sich einen solchen Schuß gegeben mit dem riesenmächtigen Ruder, mit der Schwanzflosse, daß er weit über die geringe Vertiefung hinaus auf den Sand schoß und kaum noch 9 Zoll Wasser um sich hatte, wodurch er natürlich nicht getragen werden konnte, der eine Höhe von wenigstens 2 Fuß zeigte, also auch wenigstens eben so viel Wasser brauchte, um nur einigermaßen in Bewegung zu bleiben.

So auf dem Strande liegend haspelte er sich furchtbar ab und machte, mit dem Schwanz das Wasser schlagend, einen solchen Lärm, daß die Leute herbeikamen, um zu sehen, was hier vorgehe. Der Haifisch war sehr groß und setzte sie in nicht geringen Schrecken, da sie aber fühlten, daß der Patron hier nicht in seinem Element sei und ihnen also nicht gar viel würde anhaben können, so

gingen sie doch mit genügender Courage und mit langen Stangen auf ihn zu und schlugen tapfer nach ihm. Der Zufall wollte, daß bei seinen heftigen Bewegungen er in die kleine Lagune zurückkam; hier fuhr er hin und her. Die längst eingetretene Ebbe hatte zwar auch hier das Wasser vermindert, doch konnte er sich noch immer bequem darin bewegen, aber er war gefangen; der Damm, über welchen er vor einer Viertelstunde hinüberkonnte, war jetzt höher geworden, die Oberfläche des Wassers befand sich näher an der geringfügigen Erhöhung und wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, mit einem courageusen Ansatz hinüberzukommen, so machte er doch keinen Versuch dazu, wahrscheinlich in Erinnerung an sein vorheriges Zappeln auf dem Trocknen, sondern er schlich sofort zurück, sowie seine Brustflossen den Boden streiften.

Da indessen das Wasser sich immer mehr verlief, so war er bald ganz von Land umringt, tobte aber in seiner kleinen Lagune im Kreise umher, stets den Boden streifend, mit solcher Wuth und Wildheit, daß Keiner sich ihm zu nahen wagte und mit solcher Schnelligkeit, daß der nach dem Kopf geführte Hieb ihn immer nur in der Gegend der Rückenflosse traf.

Da die Leute nicht an ihn herankommen konnten, so lange er im Wasser war, so bemühten sie sich, ihm das wenige, was er noch hatte, so weit als thunlich zu entziehen. Ein Dutzend derselben vereinigte sich, um einen Canal zu kratzen, zu graben, zu schaufeln, wobei sie ihre Finger so wenig schonten, als die Ruder und die Streitkolben. Der Canal war sehr bald zur Breite von einem Fuß und zu eben solcher Tiefe gediehen, jetzt wuchs nur noch diese letztere, denn das abströmende Wasser aus der Lagune half sehr rasch den kleinen Canal vertiefen und ehe noch eine weitere Viertelstunde vergangen war, lag der Haifisch ganz auf der Seite, aber der halbe Fuß Wasser, der um ihn her stand, wurde durch seinen Schwanz dermaßen gepeitscht, daß die Wilden anfänglich sich ihm zu nähern zögerten, denn ein jeder solcher Schlag bedeckte 5 bis 6 mit einem schmerzhaften Sturzbad; die Wasserstrahlen wurden mit einer solchen Vehemenz geschleudert, daß sie auf dem nackten Körper wehe thaten.

Nachdem das Ungeheuer sich müde gearbeitet hatte, worüber denn wieder eine gute Stunde verging, wurden alle Hilfsmittel, welche die Leute zum Todtmachen haben, angewendet und es regnete Keulenhiebe auf den Kopf des Ungeheuers. Ich glaube kaum, daß die Leute anders mit ihm fertig geworden wären, wenn ich nicht versucht hätte, ihm eine Kugel durch das Auge in das Gehirn zu jagen, was mir vorher, so lange er sich so wüthend bewegte, unthunlich schien. Da lag nun endlich doch der Riese der Gewässer, der furchtbare Hai, ein Thier von vier vollen Menschenlängen von 24 Fuß, einer der größten von allen, die ich je gesehen; er hatte 9 Fuß Umfang und in seinem Rachen unten 6 und oben 4 Reihen lanzettförmiger, auf den beiden Kanten sägenartig geschärfter Zähne, vermöge deren er, wenn er sich an einen Walfisch macht,

demselben Stücke Fleisch aus dem Leibe schneidet von der Größe eines Ankers, die er denn auch so ganz verschluckt.

Die Wilden holten ein paar Taue von Cocosfasern gedreht, legten dieselben dem Hai hinter den Brustflossen um den Leib und zogen ihn nunmehr mit vereinten Kräften auf das Land aus dem Bereich der Fluth. Sie mußten mit ihm, wenn auch nicht in so gewaltiger Größe wohl bekannt sein, denn sie näherten sich selbst jetzt, da er todt war, dem mächtigen Schwanzruder nicht, sondern hieben am Bauch und Rücken stehend mit Streitärten ein mehr als klafterlanges Stück ab, worauf sie mit dem übrigen auch fertig wurden. Beim Oeffnen des Bauches fanden sich in diesem furchtbaren mörderischen Ungeheuer 32 ganze Fische, nach meiner Schätzung keiner unter 30 Pfund, wohl aber auch ein paar Thunfische, jeder wenigstens einen Centner schwer. Nachdem ich diesen Inhalt gesehen hatte, hielt ich es nicht mehr für Lügen, wenn die Fischer an den Küsten von Italien erzählen, daß sie oft mit den Thunfischen gleichzeitig Haie in ihren Netzen fangen, welche 12 Centner an Fischen verschlungen haben.

## Siebenundfunfzigstes Kapitel.

**Herr Meyer landet, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Er will diese durch Kartätschenschüsse einleiten. Der Supercargo kommt mit Pertahi in Conflict und wird dadurch gerettet, daß ich ihn für den Teufel ausgebe. Wozu die vielen Frauen nöthig sind und was ein Fanaki ist. Große Noth der armen Mädchen, Frauen zu werden. Es werden viele Glückliche gemacht.**

Die kleine Badereise und der darauf folgende Kampf mit dem Ungeheuer hatte die paar ersten Morgenstunden geraubt und ich möchte wohl auch sagen, mir ein neues Bad wünschenswerth gemacht, denn ich war keineswegs abgekühlt, allein ich sah unser Boot mit vollen Segeln auf die Insel zueilen und so mußte ich denn meinen Wunsch, mich nochmals den Fluthen zu übergeben, unterdrücken. Aus den benachbarten Flußmündungen schossen mehrere Piroguen auf unser Boot los in freundschaftlichster Absicht, um nämlich die Landung zu ermöglichen. Es war in der That ein Glück, daß ich mich nebst zweien Ruderern in die Pirogue gesetzt und meine Fahrt so beschleunigt hatte, daß ich beträchtlich früher zur Schaluppe gelangte, als die nur mit Wilden besetzten zwei Piroguen. In der Schaluppe befand sich nämlich Herr Meyer, der an das Land gewollt, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, da von den groben Menschen niemand zu ihm gekommen war um ihm vortheilhafte Bedingungen zu bieten, um ihm handelspolitisch zweckmäßige Vorschläge zu machen. Nun war aber Herr Meyer der Mann der Furcht, überall sah er Angriffe auf sich, über-

all sah er tödtliches Drohen und da seine werthvolle Person doch jedenfalls weit über allen Anderen stand, so wird Niemand verwundert sein, wenn er diese durch Kanonen und Musketen zu schützen suchte. Das hatte er in der Regel gethan, es war im Vorderbug eine tüchtige Drehbasse angebracht, schon im voraus mit der erforderlichen Menge schwerer Bleistücke geladen und seine Begleiter hatten sämmtlich Musketen bei sich. Als er nun die beiden Piroguen auf sich zukommen sah, so ahnte er, der selbst niemals etwas Gutes im Sinne hatte, auch hier nichts Gutes und er befahl das Canon auf eine der Piroguen zu richten — wenn er gewußt hätte, wie es zu machen wäre, so hätte er dasselbe Rohr auf alle drei sich nähernden Boote zugleich richten lassen — und befahl mit den Gewehren das andere Boot zu bedrohen, als ich glücklicherweise in dem dritten zeitig genug anlangte, um ein großes Unglück zu verhindern.

Der edle Mann konnte durchaus nicht finden, daß mir dieses gelungen sei, im Gegentheil war nach seiner Ansicht es sehr schade, daß ich dazwischen gekommen, er frug, welch ein Unglück es denn gewesen, wenn zwanzig solche menschenfresserische Bestien hätten sterben müssen.

Wenn ich meine Ansichten entwickelt hätte, so würde ich jedenfalls gar nicht verstanden worden sein, ich brachte daher ein Argument vor, dem er nicht widerstehen konnte, ich sagte, sämmtliche Boote der ganzen Insel würden sofort die Schaluppe umringt und ihn getödtet haben. Dies erkannte er wirklich als ein großes Unglück an, als ich aber, um den Eindruck zu verstärken, anführte, daß auch alle seine Begleiter so gut wie die am Lande Zurückgebliebenen getödtet worden wären, so sah ich ganz deutlich an der Gleichgültigkeit seiner Mienen, daß dieses keineswegs geeignet sei, um ihn zu erschrecken.

Ich erzählte nunmehr, in welcher freundlichen Weise wir empfangen worden und daß die Boote der Eingeborenen in keiner weiteren Absicht herbeigekommen wären, als um die Landung zu bewerkstelligen, da man mit dem schweren, tief gehenden Boote sich nicht nähern könnte, und nicht in der Verlegenheit sei, eine Viertelstunde lang im Wasser schreiten zu müssen und zwar anfangs bis über die Hüften.

Die Piroguen waren nun angelangt und unter meiner Bürgschaft vertheilten sich die Insassen der Schaluppe auf die drei kleinen Fahrzeuge und rasch ging es dem Ufer zu; da kam ich gerade zur rechten Zeit, um die Leute Feuer anmachen zu sehen. Einer dieser Krausköpfe hatte einen trockenen Klotz von leichtem Holz zwischen den Füßen und einen runden gespitzten Stock zwischen den beiden flachen Händen, zwischen denen er ihn wirbelnd hin- und herdrehte. Neben ihm kniete ein Zweiter mit einer Hand voll lockerer, wohl leicht fangender Rinde, um bei dem ersten Fünkchen, was sich möglicherweise zeigen dürfte, damit bei der Hand zu sein. Ein Dritter war beschäftigt, auf zweien gabelförmigen Stöcken einen anderen zurecht zu passen, der erforderlich sein mochte, das Stück Fleisch aufzunehmen, welches man braten wollte. Es war bestimmt,

um den Haifisch stückweise in denjenigen Zustand zu versetzen, in welchen allenfalls auch ein Anderer als ein Schwarzer davon essen konnte, sie sollten gebraten werden; während wir nach der Schaluppe gefahren, waren sie mit dem Zerlegen des furchtbaren Feindes fertig geworden und jetzt sollte es daran gehen, denselben für sie und für uns genießbar zu machen.

Meyer sah diesem Beginnen mit gründlichem Mitleid zu, Haifischfleisch war nicht das, was er liebte, ihm schienen jedenfalls Kapaunen, Poularden und dergleichen angenehmer; vielleicht auch dir, geliebter Leser, worüber ich mich gar nicht wundern würde. Ich für mein Theil wollte wenigstens versuchen, wie das auffallend weiße Fleisch des Haifisches schmecke und ich fand es jedenfalls in so weit genießbar, daß ich mich nicht wunderte, es von den Eingeborenen verzehren zu sehen.

Herr Meyer ging nun an seine Geschäfte, während ich mich mit denjenigen, die Lust dazu hatten, am Gestade umhertrieb, auch wohl gelegentlich ein Paar hundert Schritt in den Wald ging, um zu sehen, ob ich nicht einen seltenen Vogel oder ein anderes Thier erlegen könne. Die Jagd war außerordentlich glücklich und ich kam mit Beute reich beladen zu meinem alten Gastfreunde zurück, aber ach, wie fand ich die Scene verändert. Der Supercargo hatte in seiner Brutalität sowohl den Häuptling als dessen Frauen grob beleidigt, er hatte vor ihnen ausgespieen, er hatte einer, die sich ihm näherte, in's Gesicht geschlagen. Das sind Freundschaftsbezeigungen, die man sich in Europa nicht gefallen läßt, viel weniger auf den Südsee-Inseln, wo das Ehrgefühl durch Stockhiebe oder durch die neunschwänzige Katze noch nicht zu einem Unding gemacht ist. Der Supercargo stand mit Pistolen in der Hand vor dem Herrn des Hauses und dieser war im Begriff, ihm einen wohlgeschärften Schenkelknochen durch den Leib zu jagen, welcher wahrscheinlich besser getroffen haben würde, als die Kugel des groben Schwaben.

Ich sprang dazwischen und bat meinen Gastfreund bei unserer Freundschaft nichts zu thun; ich gab vor, das sei einer unserer bösen Götter (Köter hätte ich sagen sollen, denn ein bissiger Hund war dieser Meyer viel eher, als ein Dämon) und er sei tabu, er sei unverletzlich. Derjenige, welcher ihm feindlich nahe, verdorre, müsse verhungern, weil er nichts mehr schlucken könne und es helfe ihm zu gar nichts, wenn er auch 100 Frauen besitzen würde, die sämmtlich hinlängliche Beweise von ihrer Fruchtbarkeit gegeben hätten, sie würden ihm keine mehr geben.

Dieses machte Eindruck auf den närrischen Kauz, er schien seine schauerlich häßlichen, alten und zahllosen Weiber doch so gern zu haben, daß er seinen Zorn besänftigte, nur um nicht der Genüsse verlustig zu gehen, die sie ihm gewähren konnten. Wie sonderbar, bei uns ist Jugend und Frische und Jungfräulichkeit ein besonderer Vorzug, etwas Gewünschtes, Gesuchtes, dort ist dieses gerade etwas Verachtetes und ein Mädchen muß suchen, dieses unglücklichen Zu-

standes, der ihrer Vermählung im Wege steht, los zu werden und so früh als irgend thunlich mehrere Beweise zu liefern, daß sie fruchtbar sei, dann erst kann sie hoffen einen Mann zu bekommen, alles früher Geschehene ist lediglich Sache verwandtschaftlicher Gefälligkeit, welche durchaus nicht bis zum Heirathen geht, falls nicht etwa die erhaltenen Beweise von Fruchtbarkeit den gefälligen Freund oder Verwandten auch noch dazu bewegen, die junge Dame zu heirathen. Ich würde dieses meiner eigenen Beobachtung nicht einmal geglaubt haben, wenn nicht eben in dieser Beobachtung kein neues Faktum, sondern lediglich eine Bestätigung desjenigen läge, was Jacquinot auf seiner Reise um die Erde mit der Astrolabe erfahren und gesehen hat. Viele Frauen zu haben ist übrigens eine Art von Nothwendigkeit, es giebt erst Ansehen. Fanaki ist ein Titel, bedeutet Herr, d. h. in dem Sinne des Besitzers, es bedeutet Eigenthümer. Zu einem Fanaki wird man aber auf diesen Inseln nicht durch den Besitz von Boden, sondern von Frauen. Der Boden ist Jedermanns bis zu dem Augenblick, wo Jemand ein Stück desselben für sich in Anspruch nimmt, dies kann er aber erst, wenn er so glücklich ist, eine schöne Frau sein zu nennen, denn die Frauen sind die Lastthiere, sind die Arbeitspferde; hat er nun deren viele, so kann er größere Stücke Landes bearbeiten, so wird er reicher und er wird ein immer mehr geachteter Fanaki, je mehr Frauen er hat, denn das ist gleichbedeutend mit dem Reichthum durch die Morgenzahl bei uns. Auch hängt die Größe der Hütte von dieser Zahl der Frauen ab, denn sie bauen dieselbe, und sie bauen sie um so größer, je mehr ihrer sind, daher man auch ganz deutlich wahrnehmen kann, daß ein solches Haus gewissermaßen gewachsen ist; man sieht ihm das sehr verschiedene Alter an, man kann wahrnehmen, daß ein Theil dem Zerfallen nahe ist, während der andere sich im baulichen und der letzte Theil sich in ganz neuem Zustande befindet. Dieser Gebrauch, nur fruchtbare Frauen zu nehmen und sie alle unter einem Dache unterzubringen, erklärt auch den Umstand, daß solch ein Haus der Aufenthalt eines ganzen Volksstammes ist, man sieht darin Männer und Frauen von jedem Alter, von dem Patriarchen herab bis zu seinem Urenkel; aber sonderbar genug, die Frauen sind in so viel größerer Anzahl vorhanden, daß sich vielleicht auch daraus allein die Sitte der Vielweiberei erklärt, wiewohl allerdings nicht zu verkennen ist, daß wie schon oben gesagt worden, ihre Arbeitskräfte mächtig in's Gewicht fallen.

Ich will nochmals sagen, daß ich meinen Freund Pertahi besänftigt hatte, aber ein Hauptmoment dabei schien mir noch zu sein, daß ich ihm versprochen, ich würde ihn äußerst schön bemalen und zwar bei weitem schöner, als irgend einer seiner Fanaki's, der Herrn, die ihn als Oberhaupt erkennen, sich jemals würde malen können. Ich hatte nämlich bemerkt, daß in dem Winkel, dicht vor dem Steuer der Schaluppe, drei Töpfe mit Oelfarbe standen, welche gedient hatten, die Bemalung unseres Dreimasters auszubessern. Ein jedes Schiff pflegt nach dem Geschmack seines Besitzers durch lange Striche und Einfassungen

verziert zu werden. Häufig besteht der Anstrich nur aus Theer und ist dann also braun oder schwarz, häufig wählt man aber die grellsten Farben und dies war bei unserem Schiffe der Fall. Herr Meyer war ein Mann von vielem Geschmack, er wußte, was sich ziemte und was er dem Könige schuldig sei, unter dessen Fittige er sich begeben. Die holländische Flagge hat blau, roth und weiß, gleich der französischen, nur fließen bei der holländischen die Streifen horizontal, während sie bei der französischen senkrecht neben einander stehen. So war denn auch unser Schiff, der „van der Kapellen" blau, roth und weiß gestreift, natürlich horizontal, würde er unter französischer Flagge gefahren sein, so bin ich überzeugt, daß Meyer die sämmtlichen Streifen viel hundert Mal wiederholt, senkrecht neben einander angebracht hätte.

Drei Töpfe mit diesen drei Farben und den dazu gehörigen Pinseln standen nun an der bezeichneten Stelle. Ich holte sie hervor und begann meinen würdigen Freund damit anzustreichen; zuerst machte ich ihm einen blauen und einen rothen zollbreiten Ring um beide Augen, dann strich ich das Uebrige von dem Gesicht einerseits weiß an, während ich es auf der anderen Seite in der schönen Schwärze ließ, welche die Haut dieser Leute durch Ruß und Staub und Schmutz von Natur zeigt; nun malte ich ihm eine große weiße Sonne auf die Brust, darüber einen blauen und darunter einen rothen Mond, der letztere kehrte seine beiden Spitzen nach oben und schloß den Bauch glücklich ab gegen die Lenden, dann bedeckte ich seinen Rücken abwechselnd mit blauen und rothen Querstreifen und als ich nunmehr dem Manne einen nürnberger Spiegel von der Größe eines Quartblattes vorhielt, ein Ding, was er noch nie gesehen, war er ganz außer sich. Er suchte zwar, wie die Kinder, anfangs die schöne Gestalt, die er sah, hinter dem Spiegel, als ich ihn aber an eine Kürbisschale voll Wasser führte, da fühlte er doch, daß der Begriff Spiegel ihm keineswegs fremd sei, er hatte in ähnlicher Weise oder am Bache sein Bild wohl schon gesehen, nur freilich nicht so schön wie hier.

Anfangs war der glückliche Mensch ganz entzwei vor Wonne über seine schöne Bemalung, dann aber siegte seine Gutmüthigkeit; er sah, daß die Andern ihn beneideten und er gönnte ihnen ein gleiches Glück, und so bat er mich, seine Freunde gleichfalls zu bemalen, nur nicht ganz so schön, wie ihn selbst. So wurde denn bald die Oelfarbe verpinselt, denn schließlich tauchte Jeder den Finger in einen Farbentopf und der Eine machte sich eine lebhaft blaue Nase und blaue Backen, der Andere machte sich ein feuerrothes Gesäß, so daß bald die Paviane in größter Vollendung vor uns standen.

# Achtundfunfzigstes Kapitel.

Ursachen der sehr verschiedenen Berichte über die Insulaner. Was die Landsmannschaft für einen Einfluß darauf hat. Anputz der Leute. Ihre Schiffsbaukunst. Producte der Inseln. Sonderbare Art Fische zu fangen. Menschenfresserei. Ursache und Zweck derselben. Sie essen nicht ihre Landsleute, sondern nur ihre Feinde. Abneigung mit uns zu gehen, weil sie dasselbe von uns voraussetzen.

Das Intermezzo hatte den gewünschten Zweck. Pertahi war vollkommen ausgesöhnt und ich bin überzeugt, daß die so verschieden lautenden Berichte über diese Südsee-Insulaner, so weit sie dem Stamme der Papuaneger angehören, ihre Erklärung ganz einfach darin finden, daß die Einen unter den Besuchern freundlich mit den Leuten umgegangen sind, die Anderen grob und herausfordernd. Wenn ein brutaler englischer oder holländischer Matrose, so wie hier Herr Meyer, mit Ohrfeigen und mit Pistolenschüssen seine Bekanntschaft einleitet, so wird er allerdings anders über seinen Empfang zu erzählen haben, als ein lustiger Franzose, der den Frauen eine Kleinigkeit schenkt, den Männern Musik vormacht, oder sie anmalt, wie wir es gethan, und außerdem kann man aus den Berichten selbst die Nationalität erkennen, sobald man z. B. in einer Uebersetzung freundliches über die Leute liest, so kann man sich darauf verlassen, daß es Franzosen oder Deutsche waren, welche Bericht erstatten. Liest man nur böses, so kann man eben so gewiß und sicher behaupten, daß es Engländer oder Holländer waren, von denen die Beschreibung herrührt. So erzählt Mr. Simpson gerade von dieser Insel, daß es ihm unmöglich gewesen sei, auch nur die geringste Unterstützung von den Eingeborenen zu erhalten, daß er keine Lebensmittel und kein Wasser von ihnen bekommen konnte, daß anfangs die Einwohner mit ganzen Kahnladungen voll von Früchten und lebenden Thieren auf sie zugestoßen wären, doch nur um sie auf die hämischste Weise zu foppen, denn so wie sie sich dem Schiffe genügend genähert, um ihm die Schätze zu zeigen, seien sie boshafter Weise umgekehrt und lediglich — — — wir erfahren die Ursache einige Seiten später, — — weil der Proviantmeister einen der zuerst Anlangenden erschossen hatte, da er ihm seine Ladung nicht ohne weiteres an Bord reichen wollte.

Es ist freilich sehr thöricht, dergleichen Kleinigkeiten übel zu nehmen aber was hilft es, wenn man unter Wölfen ist, muß man mit ihnen heulen und wo die Leute nicht gerne geprügelt oder todtgeschossen sein wollen, thut man wirklich besser, es zu unterlassen.

Seit ich die Leute so wunderschön angemalt, hatte ich mir selbst allen Handel verdorben. Bis zu diesem Augenblick konnte ich für einige Glaskorallen oder messingene Knöpfe, für ein rothes Tuch oder ein sehr schlechtes Messer bekommen, was ich wollte, jetzt hatte mir Herr Meyer den Rang abgelaufen

mit seinen Farbentöpfen. Aus einem Bananenblatt eine kleine Düte gedreht und da hinein so viel Oelfarbe gethan, daß man den Zeigefinger sechsmal hineintunken konnte, ohne die Masse gänzlich zu erschöpfen, — das war die Geldeinheit, das war das Tauschmittel und o, was konnte man dafür Alles bekommen, hätten die Leute statt schwarzer bröcklicher Zähne die schönsten und reinsten



Einwohner von Vanikoro. (S. 264.)

Zähne von der Welt gehabt und wäre Herr Meyer ein Zahnarzt gewesen! Für eine Düte Farbe von der gedachten Größe hätte er jedes Gebiß bekommen, was ihm gefallen hätte, selbst wenn er es nicht mit allzu zarter Hand ausgezogen; einen solchen Werth legten die Leute auf den Schmuck und was würden sie erst gesagt und geboten haben, wenn sie die Dauerhaftigkeit dieser Farbe gekannt

hätten! dazu waren wir aber nicht lange genug auf der Insel, Oelfarben brauchen immer einige Zeit, um zu trocknen.

Was ich beobachtete während des kurzen Aufenthalts von zweien Tagen scheint mir zu bestätigen, was ich oben gesagt und wenn die französischen Berichterstatter der wissenschaftlichen Expedition von Dumont d'Urville die ersten gewesen sind, welche in der Geschichte der Salomons-Insulaner ein freundliches Wort geredet haben, so muß ich zu dieser Seite eine zweite fügen, gleichfalls ihres Lobes voll. Ich muß z. B. sagen, daß diese bösartigen Insulaner das Gefühl der Dankbarkeit vielleicht besser kannten, als mancher Andere zu unserer Expedition Gehörige. Niemals habe ich einem dieser Leute etwas geschenkt, ohne sogleich und unaufgefordert ein Gegengeschenk erhalten zu haben, niemals habe ich auch nur ein Stück Brod oder eine einzelne Glaskoralle hergegeben, ohne dafür durch etwas belohnt worden zu sein, was einen tausendfach größeren Werth für mich hatte, als das eben Weggegebene; die Leute kamen mir ferner äußerst dienstfertig vor und es schien mir, als legten sie auf irgend welche Arbeit eigentlich gar keinen Werth. Thaten sie es bei Sachen, bei Dingen, so thaten sie es doch keineswegs bei Arbeiten, ich kann nicht sagen, daß ich bemerkt hätte, es wären Ansprüche auf Belohnung für einen weiten Marsch, für stundenlange Begleitung oder dergl. gemacht worden. In meinem Falle war es Pertahi ganz leicht, mich und meine Begleiter zu ermorden und falls sie uns nach ihrem Geschmack gefunden hätten, auch zu verspeisen. Der Strand ihrer Insel ist so sehr flach, daß von einer Landung eigentlich überhaupt keine Rede ist, aber gesetzt, man hätte es versucht, nachdem man uns vergeblich längere Zeit erwartet und es wäre auch gelungen, was hätten die Matrosen anders thun können, als den Strand zu durchforschen, denn falls die Eingeborenen sich nicht auf einen mißlichen Angriff hätten einlassen wollen, hätten sie sich in ihre Wälder zurückziehen und Niemand hätte ihnen dahin folgen können. Sie thaten es nicht, sie nahmen uns nichts von den für sie werthvollen Gegenständen, sie stahlen uns nichts, was nach den Begriffen dieser Leute nicht einmal unehrenhaft gewesen wäre und so will ich ihnen denn dadurch, daß ich dieses offen gestehe, meinen Dank öffentlich aussprechen für die freundliche Weise, wie sie mich und meine Begleiter behandelt haben.

Bei den mehrsten Südsee-Insulanern ist das Tättowiren eingeführt, bei den Bewohnern der Salomons-Inseln habe ich es nirgends bemerkt, wir sind auf verschiedenen derselben gewesen, um nach Herrn Meyers Manier Handelsverbindungen anzuknüpfen, immer ließ er mir das Vergnügen, der Erste am Lande zu sein, um dasselbe zu recognosciren, nirgend habe ich das Tättowiren durch Einschneiden in die Haut gefunden, sie ersetzen diesen Schmuck durch Malerei und haben dadurch allerdings keine Schmerzen zu ertragen. Sehr künstlerisch scheinen die Leute nicht zu sein, allerdings sind ihre hölzernen Waffen vielfältig verziert und sie sind Beweise von außerordentlicher Geduld, aber darauf

beschränkt sich auch so ziemlich alles, nur ihre Schiffe verdienen noch als Beweise von Geschicklichkeit angeführt zu werden. Die Art, wie sie die Seiten des ausgehöhlten Baumstammes, welcher die Grundlage bildet, erhöhen, die Bretter durch Lianen damit verbinden und durch Harz kalfatern, scheint wirklich der Beachtung werth; sie wissen sehr wohl sprödes Harz von zähem zu unterscheiden und wenden das erstere niemals an, auch sind ihre Boote so wasserdicht, daß sie des Ausschöpfens nur in dem Falle bedürfen, daß Spritzwasser beim Durchschneiden der Brandung hineinkommt. Der Ackerbau scheint ihnen beinahe ganz unbekannt, ebenso wohl auch die Viehzucht, wenn man nicht etwa sagen wollte, sie trieben Hühnerzucht, dieses findet nämlich wenigstens in so fern statt, als sie die Eier der Thiere unberührt lassen und die Hennen durch Ausstreuen von Futter, von unenthülstem Reis, an das Haus gewöhnen, in welchem sie dann gerne wenigstens zur Nachtzeit Schutz gegen Raubvögel und kleine vierfüßige Raubthiere suchen, für welchen Schutz sie allerdings einen gewissen Tribut zu zahlen haben.

Der Reis, den ich in vielen sumpfigen Stellen gesehen habe, kommt mir nicht vor, als ob er angepflanzt wäre, ebenso ist es mit dem Zuckerrohr, ebenso mit dem Pisang und der Cocosnuß. Diese Pflanzen vermehren sich aus der Wurzel auf eine ungemeine Weise und die guten Leute nehmen das Geschenk der freundlichen Mutter Natur mit Dank an, scheinen es aber nicht zu verstehen, dieser gütigen Mutter mehr davon abzulocken, in Folge dessen sie auch häufig Noth leiden und sie angewiesen sind auf dasjenige, was der Zufall ihnen bietet. Darum steht das Muschelsuchen und die Fischerei im Meere bei ihnen in großem Ansehen, die letztere wird aber auf eine sonderbare, unbeschreibbare Weise betrieben und es scheint, als mache sie der Erfindungsgabe dieser guten Leutchen keine große Ehre.

Sie fischen mit dem Netze auf folgende Art. Ein aus Cocosbast geflochtenes Netz mit Maschen, durch welche man wohl einen Arm stecken kann und welches ungefähr 9 bis 10 Ellen Länge und ebenso viel Breite hat, wird in das Meer niedergelassen, bis es auf den Grund kommt. Sie gehen mit ihren Kähnen so weit in das Meer, bis das Netz etwa in 10 Fuß Tiefe auf dem Boden liegt. Nunmehr werden durch das Netz drei Stangen gesteckt, in den Meeresgrund geschlagen und oben werden diese etwa 2 bis 3 Fuß über der Meeresfläche durch Querhölzer verbunden.

Auf diesen Stangen sitzt ein Mensch, welcher vier Leinen von den vier Ecken des Netzes herkommend, in seiner Hand hat. Er wartet nun geduldig, bis er einen Fisch, der so groß ist, daß er durch die Maschen nicht entwischen kann, über dem Netze wahrnimmt, dann zieht er dessen vier Ecken so schnell als möglich zusammen und zu sich empor.

Sobald der Fisch dieses merkt, sucht er zu entwischen und die Geschicklichkeit des Fischers besteht nun darin, diese Absicht immerfort zu vereiteln, indem

er gerade da, wo der Fisch das Netz verlassen will, dasselbe höher hinauf zieht, die Bewegungen beobachtet, ihnen folgt und auf diese Weise wirklich mitunter dazu gelangt, seine Beute in Sicherheit zu bringen; aber in der größeren Zahl der Fälle wird der Fisch entweichen, bevor die vier Wände des Netzes über Wasser sind und ihm wirklich den Ausweg versperren.

Was die Menschenfresserei betrifft, so glaube ich, wird den Bewohnern dieses Archipels auch zu viel gethan; es ist nämlich nicht Menschenfleisch, wonach sie begierig sind, sondern nur das Fleisch ihrer Feinde. Es fällt Niemandem ein, einen Mann des Stammes zu schlachten, um ihn zu verspeisen, sie zeigen im Gegentheil für ihre Todten eine ebenso große Achtung, ja eine Verehrung gegen deren Ueberbleibsel, wie man sie nur irgendwo finden kann. Hier, wo der Mensch überhaupt so wohlfeil ist, wo der Häuptling der unumschränkte Herr über alles ist, was um ihn her wohnt, natürlich auch über die Personen selbst, hier würde es durchaus nicht auffallen, wenn der Häuptling eines seiner Weiber oder irgend einen von seinen Unterthanen, von dem er glaubt, daß er zart und wohlschmeckend genug sei, zu schlachten beliebte, aber es scheint mir beinahe, als sei diese Idee noch Niemandem gekommen, auch habe ich nirgends Gerippe gesehen. Was sie zum Verzehren des Feindes treibt, ist Rache. Jeder ihrer Kriege setzt eine Handlung voraus, welche beschimpfend oder sonst irgend wie verletzend ist, so daß sie nur durch einen Krieg gesühnt werden kann. Die Rache führt den Speer und die Keule, aber die Rache ist mit dem Tode des Feindes noch nicht vollständig, erst muß der getödtete Feind noch gegessen worden sein, also die Rache und nicht der Hunger ist die Ursache des Cannibalismus; einen Feind aufzuessen ist Kriegsrecht und Kriegspflicht und es scheint ihnen so vollkommen natürlich, daß sie gar nicht glauben, man könne anders handeln; auch ist dieser Gebrauch unter ihnen vollkommen gegenseitig, ihre Feinde thun das Nämliche mit ihnen, wie sie mit ihren Feinden und daß wir in gleicher Weise handelten, war ihnen so gewiß, daß wir auf die Frage, ob sie sich uns anschließen, ob sie die Reise mit uns machen wollten, stets erwiederten, sie wünschten durchaus nicht aufgegessen zu werden. Bei alle diesem kann nicht geleugnet werden, daß sie das Fleisch ihrer Feinde für das delicateste Gericht halten, wenn schon der Umstand, daß ihre Hautfarbe sehr verschiedene Schattirung hat, doch dafür ein Zeugniß ablegt, daß sie keineswegs alle tödten, mit denen sie in Conflict kommen, sondern wohl manchen leben lassen, dessen Nachkommen dann durch ihre Farbe die Vermischung zu erkennen geben.

---

## Neunundfunfzigstes Kapitel.

Ob die Leute wirklich so schlimm sind, als man sie macht. Eine schwere Prüfung glücklich bestanden. Weiterreise nach der Insel Vanikoro. Begegnung mit den Eingeborenen und Verständigung mit denselben. Auffindung der Stelle, wo die Mannschaft la Perouse's den Wald gelichtet.

Man pflegt gewöhnlich zu glauben, daß diese Leute keine Anhänglichkeit für irgend etwas haben, daß es nichts gäbe, was man ihnen nicht abhandeln, abschachern könnte, ich habe hier gesehen, daß dieses nicht der Fall ist. Eines der Hühner, welche ich an dem Hause meines Gastfreundes Pertahi sah, war von ungemeiner Schönheit und ich wünschte dasselbe zu haben; der Häuptling erklärte, daß ihm nichts daran liege, daß es jedoch einer seiner Frauen gehörte, die er indessen rufen wolle.

Madame Pertahi die fünfzehnte oder fünfundzwanzigste, wurde mir aus dem Hause herausgeschickt und ich zeigte auf das Huhn, das unter seinen halb erwachsenen Jungen umherging und für sie Körnchen suchte. Ich bot einen kleinen Spiegel, doch sagte die Frau, sie wolle das Huhn nicht verkaufen; ich bot eine Scheere dazu, ich bot noch eine Schnur rother und grüner Glaskorallen, doch umsonst. Ich legte noch ein ganz gelb und roth gestreiftes Tuch dazu und bot schließlich noch einen Schluck aus meiner Feldflasche. Die Frau kämpfte einen schweren Kampf, blickte bald auf das Huhn, bald auf die Geschenke, schien den Werth des Huhnes gegen den gebotenen Preis abzuwägen, doch endlich schüttelte sie mit dem Kopf und sagte: „Das Thier hat Kinder, sie würden sterben!“

Ich konnte mich einer wahrhaft innigen Rührung nicht erwehren und ich frug mich, welche von unseren gebildeten Europäerinnen würde wohl an die jungen Hühnchen denken, wenn man ihr solche Schätze böte? Man darf nicht vergessen, daß meine beiden Tücher den kostbarsten Terneaux-Shawl und meine Glaskorallen das prachtvollste Perlenhalsband aufwiegen. Solche Schätze, wie ich sie bot, sind hier ein fast königlicher Schmuck.

Die Frau war umgekehrt und schweren Herzens fortgegangen, sie kniete bei ihrer Henne nieder, streichelte sie, hob sie auf und ich dachte schon, sie würde mir dieselbe bringen, es hätte mich nunmehr wirklich geärgert, aber sie that es auch nicht, sie drückte das Huhn an sich, setzte es nieder und ging, ohne sich nach mir umzusehen, zur Hütte. Das konnte nicht unbelohnt bleiben, ich rief die Frau herbei und schenkte ihr alle die angebotenen Tauschgegenstände. Sie wußte im ersten Augenblick durchaus nicht, was sie sagen sollte, dann schrie sie auf, jauchzte auf, warf sich vor mir auf die Knie und umschlang die meinigen, drückte sie mit Heftigkeit an sich und that alles mögliche, um mir einen Begriff von dem Glück zu geben, welches ich ihr bereitete. Nun hielt sie die ihr geschenkten Sachen empor, betrachtete sie bald von der einen, bald von der anderen

Seite, rief ihre Genossinnen herbei und zeigte sie diesen, kurz sie war ganz aus dem Häusel. Aus diesen Aeußerungen vermochte ich zu entnehmen, welchen Werth diese Gegenstände gehabt und dennoch hatte sie dieser Versuchung widerstehen können, sie hatte die Henne der Küchlein wegen nicht verkauft.

Herr Meyer kehrte zum Schiffe zurück, ganz beladen, so weit die Schaluppe es erlaubte mit Lebensmitteln, welche sich die armen Menschen entzogen hatten, um sich dafür zu schmücken. Die Eitelkeit überwiegt alles, sonderbar, daß sie unter den Wilden bei dem männlichen Geschlecht größer zu sein scheint, als bei dem weiblichen, oder ist dieses eine Täuschung und rührt daher, daß die Männer sich alle erdenklichen Vorrechte anmaßen als Herren der Schöpfung und das arme Weib nicht zum Genusse der geringsten Kleinigkeiten gelangen lassen? Es wäre dies wohl möglich und es würde dies bestätigen, was wir schon lange wissen, daß die Männer nicht dem edleren Geschlecht angehören, sondern nur dem gewaltthätigeren.

Wir verließen nun die Insel, um uns weiter umzusehen, um noch ein Paar andere zu besuchen und ich kann von einer jeden derselben sagen, daß die Einwohner uns mit Mißtrauen entgegenkamen und beobachteten, als aber die Bahn einmal gebrochen war, dem Bilde nicht entsprachen, was engländische und niederländische Reisende von ihnen machten, sondern sich allen Vertrauens würdig zeigten; sie waren niemals diejenigen, die uns betrogen, sondern — leider muß ich es zu unserer großen Schande gestehen, wir waren es, die für ihre besten Schätze ihnen gewissenlos den elendesten Plunder aufhingen.

Die nächsten Inseln waren Malaita, Sanct Cristoval, Nitendi, im Archipel Santa Cruz und Vanikoro, jene berühmte oder vielmehr berüchtigte Insel, auf welcher La Perouse ermordet worden war und auf welcher man nach mehr als einem halben Jahrhundert die Trümmer der ganzen Expedition gefunden hat.

Auf meine Vorstellung, daß hier wahrscheinlich noch sämmtliche Kanonen von den französischen Schiffen zu finden seien, wurde beigelegt. Ich wünschte gar sehr jene Orte kennen zu lernen, an denen der unglückliche Mann gelandet und wo er sein Ende gefunden hatte; ich wußte sehr gut, daß schon eine frühere französische Expedition diese Inseln besucht und alles mitgenommen hatte, was irgend zu jenen berühmten Schiffen gehörte, aber Herrn Meyer konnte ich weiß machen, was ich wollte, sobald ich nur seine Gewinnsucht mit in's Spiel brachte. So wurde denn hier gelandet und wie immer in ähnlichen Fällen war ich die Avantgarde, war ich derjenige, der die Kastanien aus der Asche holen sollte, ein Amt, wozu ich mich übrigens sehr gerne hergab, da ich diese Leute bereits von einer sehr vortheilhaften Seite kennen gelernt hatte und ich wußte, daß durch Freundlichkeit und Zutrauen, daß durch einige wenige Geschenke ihre Dankbarkeit angeregt werden konnte und sie diese zu üben niemals anstanden.

Wir ankerten in der Bay von Saboë unfern des Riffes, welches die Insel umgiebt und welches für jene Schiffe so verderblich war. Diesmal hatte

der Kapitain es gut gefunden, mit mir zu gehen und er stellte Sondirungen an, um zu erfahren, ob man mit einem tief gehenden Schiffe hinter das Felsenriff gelangen könne und siehe, dieses zeigte sich nicht nur als möglich, sondern sogar als leicht und einfach, denn es befanden sich zwei Eingänge zu dem von dem Riff geschützten stillen Wasser und der Boden daselbst war sehr günstig und etwa 20 Faden tief, so daß selbst das größte Schiff nicht nur dort hätte liegen können, sondern auch der furchtbarste Wellengang — falls er in einer solchen Bay möglich gewesen wäre, diesen Schiffen nichts geschadet haben würde.

Der Kapitain hatte ein Paar Anker mit vier Armen wie sie von den Flußschiffern geführt werden, mitgenommen, um die Bay zu durchsuchen und während er die Taue mit diesen Teufelskrallen auf- und abschleifte, ging ich an's Land, um dort nach Pflanzen und Thieren, die mir neu waren, zu suchen.

Von ferne hatte ich bereits ein einzelnes Haus und durch mein Rohr auch drei Leute davor erkannt, welche uns beobachteten, wohl mit einer leicht verzeihlichen Aengstlichkeit, denn in der Regel war ihnen nicht viel Gutes geworden von Seiten europäischer Besucher; auch sie waren entflohen, als ich landete und beim Eintreten in die Hütte nahm ich wahr, daß diese kaum verlassen worden, denn das Feuer auf dem Herde war noch nicht völlig erlöscht.

Ganz unbewaffnet, wenigstens ohne äußerlich sichtbare Wehr, schritt ich mit Violet einen Fußpfad entlang, der in den Wald führte. Violet, welcher sehr viele Talente in sich vereinigte, hatte auch dieses, Thier- und Menschenstimmen nachzuahmen, wohl cultivirt. Alle die eigenthümlichen Schreie und Signale, welche er von den Wilden gehört, wußte er vortrefflich wiederzugeben; ich sagte ihm, er möchte dieses hier thun, um die Flüchtlinge zu uns zu locken und siehe das gelang; auf den ersten Pfiff und Schrei antwortete allerdings nur ein vielstimmiges Echo, dann aber hatte ich doch das Vergnügen, einen vereinzelten Schrei ähnlicher Art zu hören und bald darauf trat uns ein einzelner Mann entgegen mit Keule, Speer, Bogen und Pfeilen hinlänglich bewaffnet, welcher bei unserem Anblick erstaunt zurückzutreten suchte, denn er hatte wohl nicht Europäer, sondern seinesgleichen zu sehen erwartet, doch auf unsere freundlichen Winke wurde er einigermaßen zutraulich und kam dann auch wirklich näher und näher; und als ich ihm ein Messer zuwarf, hob er dasselbe auf, legte es an seine Stirn und an seine Brust, verbeugte sich gegen uns und trat nun ohne Besorgniß zu uns heran.

Der Mann verstand allerdings keines der Worte, welche wir an ihn zu richten vermochten, aber das Wort Egui, Oberhaupt, welches allen diesen Inseln gemein zu sein scheint, verstand er und meine Zeichen, mit denen ich sagen wollte, daß ich der Häuptling jenes Schiffes sei, schien er wirklich zu begreifen. Er zeigte auf die Cocosbäume und auf das ihm gegebene Messer und schien damit andeuten zu wollen, daß wir davon so viel wir wollten, als Gegengeschenk nehmen durften. Danach stand nun allerdings mein Sinn nicht, ich winkte ihm,

mit uns zu kommen und uns sein Haus zu zeigen und suchte ihm begreiflich zu machen, daß ich noch jemand von seinem Stamme zu sehen wünschte. Ob verstanden oder nicht verstanden, vermag ich nicht zu sagen, allein der Mann that einen Pfiff auf den Finger, noch ein wenig besser, als unsere Schäfer es verstehen und siehe da, aus dem Gebüsch trat eine schwarze Schönheit, begleitet von einer jüngeren, vielleicht ihrer Tochter, hervor. Sie trugen mit einander einen Korb mit Palmenblättern, welcher ohne Zweifel ihre werthvollsten Habseligkeiten enthielt; sie mochten damit geflüchtet sein, als sie das Boot der Insel zusteuern sahen. Wir kehrten zur Hütte zurück und ich deutete ihnen an, daß sie immerhin ihren Korb wieder auspacken dürften, weil ich nichts davon wolle, das geschah denn auch und zur Belohnung dafür, daß ich sie nicht plünderte, nicht bestahl, brachte die Frau aus einem Versteck einige schöne große Brodfrüchte und ein Paar gewaltige Tarowurzeln. Natürlich nahm ich sie dankbar an und schenkte dem Manne dafür ein kleines Beil, der Frau aber eine Schnur Glaskorallen — eine überschwenglich reiche Bezahlung. Wir hatten uns nach verschiedenen Richtungen zerstreut und da keine Einwohner gesehen worden waren, so hatten meine anderen Begleiter ohne große Besorgniß vor möglichen Ueberfällen ein Paar kleine Thäler, welche in die Bay mündeten, durchsucht und sie waren an eine regelmäßig ausgehauene quadratische Lichtung gekommen, welche offenbar von Europäern herrühren mochte, denn sie hatten, obschon ganz von mächtigem Gesträuch bedeckt, große Stammenden von 5 bis 6 Fuß Durchmesser gefunden, die offenbar mit einer Säge abgeschnitten waren.

Da das Gebüsch umher schon sehr hoch war und da der Boden mit jungen Bäumen bedeckt erschien, welche ein halbes Jahrhundert Wachsthum verriethen, so konnte man wohl glauben, daß es die Lichtung sei, welche die Mannschaft des gescheiterten Schiffes gemacht, um hier eine Niederlassung anzulegen; so viel war gewiß, daß ein Paar Menschenalter vergangen sein mußten, seitdem jene Baumriesen abgeschnitten wurden, denn den Stamm derselben, den gefällten Baum, fand man nirgends, er war verrottet und zerfallen, aber das Wurzelende hatte sich wenigstens so weit erhalten, daß es noch kenntlich war. Die aufgeschossenen Bäume waren Dracänen, Pandanus und Palmen verschiedener Species, welche sehr langsam wachsen; daher kam es, daß sie gewissermaßen eine Schonung bildend, sich sehr deutlich abzeichneten von den riesigen Bäumen des Urwaldes, welcher in drei geraden Linien und nach der Bay hin geöffnet, diese Lichtung umschloß.

# Sechzigstes Kapitel.

Aufsuchen fernerer Spuren. Unangenehmer Vorfall mit einer unverschämten Brennessel. Schreckliche Folgen solcher Verletzung. Der Obelisk als Denkmal des verunglückten Reisenden. Verirrung im Busch. Es wird keine Niederlassung auf Vanikoro gegründet. Weiterreise, aber nicht weit. Lange beschwerliche Windstille.

Wir suchten, so viel man den Boden sehen konnte, umher, um vielleicht Spuren, welche die ehemaligen Bewohner dieser Insel zurückgelassen haben konnten, zu entdecken; es war wohl eine vergebliche Mühe, denn hier hatten



Monument für la Perouse auf Vanikoro. (S. 267)

die Einwohner schon sicherlich vor 60 oder mehr Jahren, als die Stelle noch unbewachsen war, geforscht und weggeholt, was ihnen des Wegtragens werth erscheinen mochte; aber ein Unglück begegnete uns dabei und zwar eins, welches wir offenbar ganz allein verschuldet hatten. Herr van Diepenbrook vielleicht etwas naseweiser als ich, bemühte sich, den Boden zu sehen und that es offenbar nicht mit der nöthigen Vorsicht; er breitete die Zweige mit den Händen auseinander und fuhr dabei plötzlich zurück, als werde er von einem bösen In-

sekt oder von einem Thier gebissen, ach, es war etwas viel schlimmeres, er hatte sich an jener furchtbaren Nessel verwundet, welche die Eingeborenen Daun Scheitun in einem richtigen Verständniß nennen. Daun Scheitun heißt Teufelsblatt und nichts kann besser diese Nessel bezeichnen; gerade wie unsere Brennnessel, von gefährlicher Größe, ist dieses Blatt mit äußerst feinen Stacheln besetzt, welche ein Nesselgift enthalten, das bei uns ein empfindliches Brennen verursacht, das aber an der tropischen Sonne gekocht die entsetzlichsten Schmerzen, ja die lebensgefährlichsten Verwundungen hervorbringt.

Dies scheint eine Uebertreibung zu sein, ist es aber keineswegs; die Nesseln enthalten überhaupt alle ein Gift, so gut diejenigen, welche wir hier in unseren milden Climaten haben, als jene in den Tropengegenden; dieses Gift ist aber je heißer das Land, desto furchtbarer und es verursacht schon die leiseste Berührung so entsetzliche Schmerzen, daß sie selbst den standhaftesten Mann zu lauten Aeußerungen derselben treiben. Es sind die Nesseln, welche man Urtica stimulans, Urtica crenulata und Urtica urentissima nennt; diese letztere ist nach Angabe berühmter Botaniker von Timor an bis zu den Fidji-Inseln verbreitet und Diepenbrook hatte das Unglück gehabt, das Gedeihen derselben auf Vanikoro aus eigener Erfahrung bestätigen zu können.

Diepenbrook war mit der Hand an ein solches Blatt gekommen, alsbald war dieselbe geröthet und schwoll unter furchtbaren Schmerzen an bis zu einer solchen Höhe, daß ich beinahe glaubte, es könne die Haut dieser Spannung nicht widerstehen, sie müsse zerreißen. Der Unglückliche brüllte dabei vor Schmerzen und war unvermögend, sich auf den Füßen zu halten; der Eingeborene eilte herzu, um zu helfen, er zog einige Wurzeln aus der Erde, zerkaute dieselben und legte sie so auf die Hand des immerfort Schreienden; es schien jedoch, als sei das Hilfsmittel von geringer oder von gar keiner Wirkung, der Schmerz ließ nicht nach, wohl aber schwoll der Arm allmälig an und wir waren genöthigt, zum Boote zurückzukehren, wobei dem armen Menschen die Füße gänzlich den Dienst versagten. Das immer stärkere Aufschwellen des Armes machte erforderlich, daß wir ihm den Rock auszogen und dabei wurde die verletzte Hand gestreift und der Schmerz wurde so wüthend, daß der arme Mensch sich zu Boden warf und schrie und um Gotteswillen bat, man möge ihn tödten, sonst würde der Schmerz das Henkeramt übernehmen.

Er wurde aufgehoben, da er selbst mit Unterstützung von beiden Seiten nicht gehen konnte und wurde nach dem Ufer getragen, um von dort ebenso in die Schaluppe gebracht zu werden. Ich hoffte davon einige Linderung für ihn, daß ich die Hand im Seewasser hängen ließ, aber auch dieses hatte einen sehr schwachen Erfolg.

Als er in der Schaluppe lag, kehrten die Anderen nach dem Lande zurück, indessen er auf den „van der Kapellen“ gebracht wurde. Dieser Unglücksfall hatte mich sehr betrübt und ich wäre gern mit ihm zurückgekehrt, doch wollte ich

die Gelegenheit, die Insel noch ein wenig näher kennen zu lernen, nicht gerne aufgeben und wäre ich einmal mit meinen Begleitern auf dem Schiffe gewesen, so hätte ich wahrscheinlich das Land nicht mehr besuchen können, indessen jetzt die würdigen Herren doch genöthigt waren, uns abholen zu lassen. Dem Herrn Meyer traute ich allenfalls zu, daß er sich um mich persönlich nicht viel bekümmert haben würde, aber der Kapitain war doch gewissenhaft genug, mich nicht unter den Wilden zurückzulassen, selbst wenn meine Begleiter nicht mit von der Parthie gewesen wären.

Unsere Untersuchungen führten uns doch wenigstens dahin, den steinernen Obelisk zu finden, welcher la Peronse durch d'Urville unter großen Feierlichkeiten hier gesetzt werden ist. Man muß den guten Willen in Betracht ziehen, denn das Ding an sich ist unbedeutend und geschmacklos, es ist ein Stein von 8 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe, worauf ein Obelisk von 6 Fuß Höhe steht, welcher mithin, wie sich aus diesen Maßen ergiebt, einen äußerst schlechten Anblick gewährt. Ich konnte nicht entdecken, wo man das Material hergenommen, welches Sandstein ist, aber aus dieser kubischen Masse hätte man jedenfalls etwas Schöneres zum Vorschein bringen kömnen. Eine Bleitafel in den Stein eingesenkt trägt eine Inschrift, welche den Zweck dieses Denkmales, eine Erinnerung an la Perouse zu sein, angiebt.

Es war vergeblich, daß wir noch lange umhersuchten, nichts wurde gefunden, was einigen Aufschluß hätte gewähren können, aber dennoch interessirte es mich in hohem Grade, die Umgebungen zu besichtigen, welche Zeuge gewesen waren des Unglücks, das den wackeren Forscher betroffen. Nur da und dort an einem Baume, der noch aufrecht und im vollen Wachsthum stand, sah man die Spuren einer Axt oder einer Säge, d. h. europäischer Werkzeuge. Ich suchte am Strande umher, ob ich nicht irgendwo einen kleinen Hügel, zusammengelegte Steine oder ähnliches entdecken könne, woraus man hätte schließen können, daß hier vielleicht etwas vergraben sei, daß die Schiffbrüchigen hier eine Glasflasche mit Nachrichten über ihr Geschick niedergelegt hätten, es war alles umsonst, nichts derartiges konnte entdeckt werden. Da ich jedoch auf Meeresgrund wandelte und die Menge Muscheln sah, welche hier umherlagen, so versuchte ich welche, aber leider muß ich bekennen, daß sie nicht eben den besten Geschmack hatten. Ich war nicht abgeneigt, mich durch ein Gericht dieser Art ergötzen, mich entschädigen zu lassen für die sehr einfache Schiffskost, welche, wenn auch für die Chargirten immer besser als für die Matrosen, doch an einer großen Einfachheit laborirt, allein diese Austern hatten einen so entschiedenen Tintengeschmack, daß sie durchaus nicht zu den Delikatessen gerechnet werden konnten. Schädlich wurden sie mir übrigens nicht.

In der Erwartung der Boote suchten wir auf dem zuerst betretenen Fußpfade nach dem Innern der Insel vorzudringen, ein Versuch, der jedenfalls als

ein thörichter bezeichnet werden muß und der auch eine Folge hatte, wie er sie verdiente. Wir verirrten uns nämlich und zwar um so weiter, je sicherer ich glaubte, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, wir waren auf mein Anrathen einem Bache gefolgt, — bei der Kleinheit der Insel war es gewissermaßen nothwendig, daß er sich in das Meer ergießen mußte, er that dies indessen nicht. Je weiter wir ihm folgten, desto weiter entfernten wir uns vom Meer, denn der Bach verlief sich in einen Sumpf, wir hatten eine kleine Hügelreihe überstiegen und der dichte Wald hinderte uns zu sehen, daß der weitere Weg uns durch Berge versperrt war.

Als wir dessen inne wurden, war es schon ziemlich spät und dennoch blieb uns nichts übrig, als den Bach wieder aufzusuchen, um an seinem Ufer uns ebenso aufwärts zu arbeiten, wie wir bisher abwärts gegangen waren und so erlangten wir schließlich die Höhe, von der unsere Excursion begonnen hatte und dann sahen wir auch bald genug das Meer und hörten auch die wiederholten Signalschüsse, die im Raume des düsteren Waldes nicht bis zu uns gedrungen waren. Glücklich, so weit zu sein, gaben wir sofort durch unsere Feuerwaffen die nöthigen Zeichen und wir kamen auch ohne Unfall zu der Schaluppe und zum Schiffe. Meine Ausbeute bestand aus einigen, mir noch ganz unbekannten Hühner- und Taubenarten, aus einigen sehr schönen baumartigen Farrenkräutern und einer nicht geringen Menge anderer Pflanzen, welche immer der Mühe, so weit umhergeklettert zu sein, entsprachen.

Der Wilde, welcher uns nur eine Strecke weit begleitet hatte, nachdem er mit großem Eifer das Weitergehen abgerathen, fand sich jetzt auch wieder zu uns, empfing noch einige Geschenke, welche ihn vielleicht gegen andere Fremde ebenso freundlich stimmen werden, worauf wir uns denn einschifften, ohne hier eine Niederlassung errichtet zu haben, wie Herr Meyer behauptete, der sehr eitel darauf war, jeden Ort, an welchen er den Fuß an's Land gesetzt, als eine durch ihn gegründete Niederlassung zu bezeichnen.

Abermals zogen wir gen Osten, doch allerdings nicht eben sehr lange, denn es begegnete uns die Unannehmlichkeit, von einer Windstille überfallen zu werden. Nun ist in der That für Jemanden, der vorwärts will, der Zwang des Stillliegens etwas höchst Unbequemes und diesen empfanden wir im vollsten Maße. Wir hatten alle Segel aufgespannt, wir hatten die Flaggen und Wimpel erhoben, allein durchaus vergeblich, kein Lüftchen rührte sich, nicht die Spitze des 40 Fuß langen obersten Wimpels am mittelsten Mast wurde bewegt, ruhig war die Luft, wie in der Wüste, schweigsam, lautlos, wie im Grabe; keine Wolke zeigte sich am Himmel, aber der ganze Horizont war weiß, nicht blau und die Sonne schien matt und hatte nach abwärts einen breiten, sie verlängernden Streifen. Eine unbeschreibliche Aengstlichkeit lagerte sich über uns und sie wurde um so unangenehmer, als bei der völlig bewegungslosen Luft, diese eine so entsetzliche Temperatur anzunehmen begann, daß wir uns kaum zu bergen wuß-

-en. Eine dumpfe, peinliche Angst, welche uns erfaßte, schien sich auch auf den Ocean gesenkt zu haben, von dem nicht die leiseste Bewegung ausging. Sonst nimmt man lange Bänder wahr, welche gleichzeitig in der Sonne aufflammen und vergehen, es sind die bei ruhigem Meere 20, ja 50 Meilen langen, ruhig sich senkenden, ruhig sich hebenden Wogen, welche langsam fortzuschreiten scheinen, während sie doch in der That ununterbrochen an der nämlichen Stelle auf- und absteigen und nicht einmal einen leichten Holzspahn, viel weniger ein Schiff mit sich führen; aber auch diese geringen Veränderungen nahm man nicht wahr, alles blieb todt und stille, selbst die Fische, die sonst in Schaaren zu sehen waren, selbst die Haye, welche tagelang das Schiff umspielten, von dem Auswurf desselben lebend oder wenigstens ihn aufsuchend, zeigten sich nicht.

## Einundsechzigstes Kapitel.

Dauernde Windstille. Peinlicher Eindruck, den dieselbe macht. Wunderliche Ansichten, welche sich die Sinne beherrschend aufdrängen. Ueble Stimmung der Matrosen. Versuche, ob denn gar kein Lüftchen zu bemerken ist. Die sternhelle Nacht. Aberglaube. Der Klabautermann und der fliegende Holländer. Der Supercargo kommt in Verdacht und in Gefahr. Vorzeichen einer Meuterei. Ungehorsam. Berathung der Offiziere untereinander.

Es verging ein ganzer Tag und eine ganze Nacht, ohne daß sich in dieser Lage das Geringste änderte. Die Oberfläche des Wassers sah am nächsten Morgen so wie am Tage vorher aus, wie ein neu polirter Spiegel, nichts störte die Ruhe desselben, sogar die immer geschäftigen Tummler, Delphine, welche von ihrer außerordentlichen Beweglichkeit den Namen haben, zeigten sich nicht, sie schienen geflohen zu sein in Meeresstriche, welche weniger stille, welche mehr ihrem Charakter entsprechend waren. Der Luftocean und der Wasserocean, sonst in stetem Kampfe mit einander, schienen desselben müde, einen Waffenstillstand gemacht zu haben, um sich von ihren erschöpfenden Kämpfen zu erholen. In der Mitte eines großen, bis zum Horizont reichenden Streifen, lag der „van der Kapellen" gefangen, lag er wie angenagelt mit seinem Kiel auf einem unterseeischen Felsen. Es war, als habe die Natur ihren letzten Todesseufzer ausgestoßen und sie liege, nachdem alles Andere verschieden, nun selbst im Sterben.

In solcher vollkommenen Ruhe wird das Schiff so empfindlich, daß die Bewegung der Matrosen darauf es bald da, bald dorthin neigt, wie die Anzahl derselben auf diesem oder auf jenem Bord sich vermehrt. Bei starkem Winde

und wenn das Schiff sich von selbst schräge legt, so daß seine Masten mit der Wasserfläche einen Winkel von 60, auch wohl gar von 50 Grden machen, fällt es Niemandem ein, daß diese Neigung Gefahr bringen könnte. Sieht man alsdann Tummler oder Hayfische um das Schiff herspielen, so legt sich wohl die gesammte Mannschaft auf der überhängenden Seite hinaus über Bord, um dem lustigen Spiele zuzusehen. Jetzt war das anders. Es ist jedenfalls eine Thorheit, zu glauben, das Schiff könne umschlagen, denn sein Schwerpunkt liegt so tief unter Wasser und es hat dort unten eine so beträchtliche, zur Ausstattung des Schiffes gehörige Masse von Eisenbarren liegen, daß ein Umschlagen, selbst bei sehr heftigem Sturme, nicht stattfinden kann.

Hier bei dieser entsetzlichen Ruhe war es anders, man glaubte das Schwanken des Schiffes unter seinen Füßen zu fühlen, man glaubte es und so fühlte man es auch wirklich; es schien, als ob das Schiff sich schaukele wie eine Wiege, sich bald über das Steuerbord, bald über das Backbord neige.

Ein zweiter Tag verrinnt wie der erste, ein dritter wie der zweite, und immer zeigt uns nichts an, daß die Natur erwachen will, es ist überall und überall die Majestät des Schweigens, welche herrscht, es ist, als wolle die Welt eine neue Welt gebären und brüte darüber, die Fehler an der alten zu verbessern. Die Matrosen fangen an träge zu werden, ihre Muskeln erschlaffen in dieser gezwungenen Unthätigkeit von welcher sie keine Grenzen sehen, ihre Hauptbeschäftigung ist langsam auf dem Verdeck hin- und herzugehen und ihre trockene Zunge dann und wann durch einen Trunk zu erfrischen. Umsonst erhebt man einen benetzten Finger um an der Erkältung der einen Seite die Gegend zu erkennen, aus welcher ein Luftzug kommt, nirgends nimmt man einen Unterschied wahr. Die Ungeduld verwandelt sich in Grimm. Der Matrose hat vielleicht einen Hund, den er sehr liebt, aber in seinem Grimm mißhandelt er das arme Thier, daß es laut heult, es ist beinahe, als wollte er mit diesem Heulen die Lüfte erwecken, welche das Schiff vergessen zu haben scheinen. Die Flüche, welche der Matrose im Sturme ausstößt, verhallen, diese, welche er jetzt bei der lange anhaltenden Windstille herauspoltert, fallen schwer auf's Herz, man hört jedes einzelne Wort und sie scheinen gräßlicher, als man je welche gehört. Im Sturme sah man die Flüche für Ausbrüche der Zornes an, des Zornes gegen eine Macht, mit welcher man sich messen konnte, mit welcher man einen Kampf unternahm, jetzt bei der Windstille empfindet der entsetzte Hörer, daß diese Flüche der wilde Ausbruch der Wuth eines im Käfig gefangenen, reißenden Thieres sind.

Das Schiff ist in der Gewalt eines furchtbaren Feindes, er ruht unter seinem Kiel, er umgiebt seine Flanken, er drückt mit seiner Gegenwart die Segel nieder, aber er berührt uns nicht, er verletzt, er verwundet uns nicht, der Feind ist überall und nirgends sieht man ihn, wie soll man das Unsichtbare treffen,

wie soll man kämpfen mit einem nicht vorhandenen, wie will man einen Feind besiegen der tödtet und doch nirgends vorhanden ist!

Vier Tage sind zu den verflossenen dreien noch hinzugekommen und es hat sich nichts geändert, noch bewegt sich keine Flagge, noch kein Wimpel. Einen letzten Versuch will der Kapitain wagen, er befiehlt das oberste kleinste Segel von seinem Raa loszubinden und es frei fallen zu lassen. Aus einer Höhe von 120 Fuß niedersinkend muß es doch von einem Lüftchen, und sei dasselbe noch so leise, gefaßt werden, wie glücklich würde er sein, wenn das Segel ihm verloren ginge, wenn dieses Lüftchen dasselbe in das Meer führte.

Vergebliche Bemühung; das Segel fällt ohne Bewegung flach neben dem Maste nieder und es liegt da ausgebreitet auf dem Verdeck als sei es das Grabtuch der letzten Hoffnung.

Ist diese entsetzliche Ruhe am Tage schon furchtbar, so wird sie es noch mehr in der Nacht. Der klare Himmel zeigt uns den nordischen Bären, den Orion und die Bilder des Thierkreises und den Canopus und das große Kreuz des südlichen Himmels, wir sind in der Nähe des Aequators, wir sehen mithin alle Sterne von Pol zu Pol, wir sehen sie sich erheben, über uns culminiren und im Westen niedersinken, wir sehen den ganzen weiten Himmelsraum in Bewegung; nur wir sind unbeweglich, nur unser Schiff liegt still. Alle jene prächtigen Sterne mit den weißen Strahlen steigen auf, wandeln fort, sinken nieder in Folge eines gewaltigen Gesetzes das durch die ganze Welt geht, aber indessen dort oben alles in Bewegung ist, ruht der Fluch der Bewegungslosigkeit allein auf uns, das Schiff allein liegt todt in all diesem regelmäßigen Leben.

Die gesammte Mannschaft empfindet anfänglich eine tödtliche Langeweile. Die Leute sind keineswegs zufrieden mit Nichtsthun, Arbeit ist ihnen Bedürfniß; sogar viel Arbeit und Anstrengung ist ihnen nicht unangenehm, aber die tödtliche Ruhe erschlafft alle so sehr, daß sie sich bei weitem mehr, man möchte fast sagen angegriffen fühlen als von der härtesten, lange dauernden Arbeit, sie sitzen hier und dort vereinzelt herum, anfangs war ihnen die Ruhe eine Veranlassung zu Späßen, zu schlechten Witzen, dann zu Glücksspielen aber in ganz kurzer Zeit ist alles erschöpft, was ihnen hat Unterhaltung gewähren können, und Faullenzen gewährt keine, wenn man nicht ein Spanier oder Italiener ist.

Nun aber fangen gar abergläubige Geschichten an aufzutauchen. Man hat ja viele Beispiele, daß der Klabautermann ein Schiff auf einer Stelle festgenagelt hat. Er, welcher sonst der gute Kobold des Schiffes ist und freundlich den Leuten hilft wenn alles klar ist, wenn das Schiff klar Wasser hat (daher der Name Klabautermann, was eine Verstümmelung von Klarwassermann ist) aber dieser gute Kobold läßt das Schiff mit Mann und Maus untergehen, wenn sich ein schwerer Verbrecher unter den Matrosen oder den Passagieren befindet.

Nun wird ein Jeder mit großem Mißtrauen geprüft. Wer ist der Schuldige, wer hat einen Mord, oder sonst eine schwere Unthat auf der Seele. Natürlich greift Niemand in seinen eigenen Busen, sondern Jeder sieht mit Furcht und Grauen auf den Andern und meistens sehen Alle nach oben, d. h. nicht gen Himmel, sonden auf den Kapitain oder den Schiffseigner, oder den Steuermann, kurz auf einen der Ersten im Schiffe.

Auch das berüchtigte Seegespenst, der fliegende Holländer taucht auf — gewiß war das Schiff, dem wir vor acht Tagen in diese Unglücksee folgten, der fliegende Holländer und nichts anderes kann uns retten, als daß wir zu ermitteln suchen wen er als Matrosen oder Steuermann von uns haben will.

Noch ein Paar Tage sind verstrichen, das Wasser in den großen Gefäßen hat durch die ununterbrochene Ruhe sich belebt, kleine und große Würmer sind darin in solcher Menge, daß es überhaupt unmöglich ist, dasselbe ohne Filtration zu gebrauchen; jetzt aber hilft diese nicht einmal mehr, denn das Wasser ist so übelriechend, ist so von Verwesung durchdrungen, daß man es nur unter reichlichem Branntweinzusatz und dann niemals ohne Ekel trinken kann und wenn man sich überwindet, weil der Durst zur tödtlichen Pein wird, so erfüllt dieses Getränk seinen Zweck nicht einmal, denn es vermehrt den Durst statt ihn zu löschen.

Schon sind zwölf Tage verflossen seit man auf diesem Unglückspunkte gefesselt sitzt und jetzt wird die Frage ernsthaft debattirt wer denn wohl der Verruchte sein möge, den der Klabautermann oder der fliegende Holländer haben will.

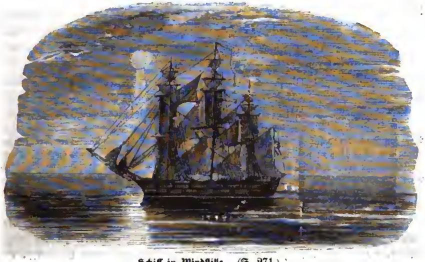
Da fängt es an zu munkeln unter den Leuten wer anders könnte es sein als der Supercargo dessen schändliches Leben den mehrsten Leuten aus Batavia bekannt ist, der seine Frau umgebracht, der sie mit seinen Füßen todtgetreten hat um den reichen Schwiegervater zu beerben und von all diesem abgesehen, hat er nicht die 400 Chinesen und die holländische Schiffsmannschaft umgebracht durch seinen schändlichen Eigensinn, wer kann es also anders sein, wer auf dem ganzen Schiffe ist ein schlechterer Mensch als dieser Supercargo, dessen Laune, dessen ganz ohne einen vernünftigen Grund aufgestellten Befehlen sie sämmtlich noch als Opfer fallen werden.

Wo er sich jetzt sehen läßt, verfolgen ihn böse, verfolgen ihn grimmige Blicke; ein Jeder weiß von ihm eine Schandthat zu erzählen. Bald stecken die Leute in Gruppen von fünf und zehn die Köpfe zusammen, bald wird die Zahl verdoppelt und verdreifacht. In kurzer Zeit giebt es nur zwei Partheien; die sämmtlichen Matrosen auf der einen, die Offiziere auf der andern Seite.

Die ersten bedrohlichen Zeichen einer Meuterei gaben sich kund, indem die Befehle des Kapitäns nur mit Murren, die des Supercargo aber gar nicht ausgeführt

wurden. Anfänglich achtete man darauf nicht, da die Nachlässigkeiten sich aber mehrten, sollte strafend eingeschritten werden, doch es fand sich Keiner, der die Strafe vollzog, der dazu befohlene Profoß erklärte — was wohl noch nie dagewesen sein möge — er sähe keinen Grund, warum er ein Paar Matrosen schlagen sollte die ungehorsam gewesen seien, das sei er auch und demnach würde er sich selbst durchprügeln müssen, was ihm keineswegs einfiele.

So etwas war dem Kapitain noch nicht vorgekommen in seiner ganzen Praxis, ein Matrose der Schlußfolgerungen macht ist etwas durchaus Ungewöhnliches, etwas, das man auf einem Schiffe durchaus nicht dulden darf, wo nur eine eiserne Disciplin den wilden Geist der aus allen Weltenden zusammengewürfelten Leute im Zügel halten kann.



Schiff in Windstille. (S. 271.)

Der Profoß sollte in das Gefängniß des Schiffes, etwas tief im Raume und nicht von bester Gesellschaft umgeben, sondern von Wasserratten unsicher gemacht, geführt werden, doch der commandirte Matrose verweigerte die Ausführung des Befehls.

In solchen Fällen pflegt kaltblütige, ruhige Sicherheit das Einzige zu sein, was zur Rettung führt, der Kapitain versammelte daher die Offiziere um sich, theilte ihnen mit, was geschehen und frug sie, ob sie den Umfang der Meuterei kennen. Man zählte die seit dem gestrigen Tage vorgekommenen Fälle von Widersetzlichkeit zusammen und es ergab sich, daß so ziemlich alle Matrosen derselben schuldig seien. Man konnte sich das Ganze durchaus nicht erklären,

dieses Unglück fiel vom heiteren Himmel herab gerade wie die Windstille und Niemandem fiel ein, daß es gerade die Windstille sei, welche das Unheil hervorgebracht.

Der Kapitain beauftragte seinen zweiten Steuermann, der den Matrosen am nächsten stand, weil er selbst aus ihnen hervorgegangen, mit der Erkundigung dieser Widersetzlichkeit. Bald kehrte derselbe lachend mit der Nachricht zurück, die Leute seien sämmtlich närrisch, sie glaubten der Klabautermann oder der fliegende Holländer wolle ein Opfer haben und sie bezeichneten als solches den Supercargo, das sei eine läppische Grille, die sich mit dem ersten Windhauche geben würde.

So war es auch und so geschah es auch, allein trotz dessen hatte der Supercargo doch seinen Theil zu leiden bevor es dazu kam, ihn von dem Verdachte, er sei den bösen Mächten verfallen, zu befreien.

---

## Zweiundsechzigstes Kapitel.

**Wie der Supercargo sich Achtung zu verschaffen weiß. Versuche des Kapitains, die Stimmung der Matrosen zu verändern. Der Supercargo muß in See geworfen werden. Grog. Vorsichtsmaßregeln des Kapitains und große Tapferkeit des Herrn Meyer. Wie gut die Vorbereitungen gewählt waren. Ein Compromiß. Die Meuterei bricht aus. Muthiges Benehmen des Kapitains.**

Einmal aufmerksam gemacht auf die drohende Stimmung unter den Matrosen, nahm der Kapitain die nächste Gelegenheit wahr, Herrn Meyer mitzutheilen, was seiner warte, und ihm den guten Rath zu geben, die aufrührerischen Leute zu besänftigen. Dazu war nun Meyer nicht der Mann. Brutal im höchsten Grade, wollte er überall mit dem Kopfe durch die Wand ohne dabei die Courage zu haben, seinen Kopf wirklich irgend einer Chance auszusetzen. Drohen und das große Wort führen, nöthigenfalls auch die niedrigsten Schimpfwörter brauchend, das waren seine Hilfsmittel „um sich Achtung zu verschaffen" wie er sich auszudrücken pflegte. Nirgends auf der Welt verschafft dergleichen Achtung, es ist gerade, als wollte ein österreichischer Corporal, der täglich hundertmal ein Paar einzelne Hiebe austheilt, von der Achtung sprechen, welche man vor ihm habe. Haß und Verachtung sind es, lediglich gezügelt durch die Furcht und sobald diese durch etwas noch Fürchterlicheres überwunden ist, so schützt ihn nichts mehr vor dem Grimm Derer, die er bisher gemißhandelt hat.

Das war auch das Schicksal des Supercargo, dem alle seine Untergebenen ein reichliches Maß von Verachtung zollten, der sich nur dadurch, daß man ihn als Herrn des Schiffes ansah, erhielt unter diesen wilden Naturen, diese Achtung aber jetzt, da das Schiff sammt allen denen, die darauf waren, in Frage kam, gar keinen Werth mehr hatte. Im Gegentheil war ihnen dieser Eigner des Schiffes das böse Princip geworden, dasjenige wodurch sie in Gefahr kamen das Leben zu verlieren; was konnte sein Besitztitel ihm da noch helfen!

Der Kapitain lachte über den Gegenstand nicht wie sein Untersteuermann, er schimpfte und fluchte auch nicht wie der Supercargo, wohl aber sprach er mit den Leuten wie sie in einzelnen Gruppen da oder dort müssig umherstanden und suchte ihnen durch vernünftige Lehren die Thorheit ihres Beginnens klar zu machen, allein wann wäre wohl Aberglaube jemals durch die Vernunft besiegt worden, dazu gehörte Zeit und zwar nach Jahrtausenden berechnet; der Hexenglauben findet schon im alten Testament seine Repräsentanten und im alten Griechenland war eine ganze Provinz, das bergige Thessalien, wegen seiner Hexen berüchtigt und das Hexenwesen und Unwesen hat gedauert bis in das 18. Jahrhundert, und sehr gelehrte Männer haben große Bücher darüber geschrieben und große Juristen und Theologen sind in Controverse mit einander gekommen, und man hat Scheiterhaufen angezündet und Hexen verbrannt und gemartert bis zum Entsetzen trotz der zunehmenden Aufklärung und in Baiern wurde noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts der arme Bauerbursch Proehls wegen Hexerei auf das Gräßlichste von Henkershänden torquirt und verstümmelt, wiewohl alles zur Ehre Gottes, aber nicht zur Ehre der Vernunft, die es nicht hat hindern können.

So war auch hier alles Reden des wackern Kapitains vergeblich. Wie sehr ihm der Supercargo auch verächtlich war und wie wenig die Welt an ihm verlor, so wollte doch der Kapitain weder schuld daran sein, daß dem Mann ein Schaden geschähe, noch wollte er dulden, daß sich Jemand von seinen Untergebenen an ihm vergreife, und so that er nach Kräften das Seinige die Gemüther zu beruhigen und einen Tag lang hielt auch Stand was er gesagt, aber die guten Leute hatten sich ein Ziel gesetzt, sie hatten beschlossen, den Supercargo ins Wasser zu werfen wenn bis morgen nicht anderes Wetter würde, wenn bis morgen nicht ein frischer Wind auftauche, der das Schiff aus seiner Unthätigkeit reiße.

Das war nun sehr viel verlangt von der gütigen Vorsehung, sie sollte sich des Supercargo wegen in diese Angelegenheit mischen, es schien fast, als würde dies nicht geschehen.

Herr Meyer vergnügte sich indessen mit seinen beiden Schönen, der Malayin und der Chinesin nach besten Kräften und war weit davon entfernt zu glauben, daß ihn irgend etwas bedrohe, eine Voraussetzung, in welcher er sich allerdings gewaltig irrte.

Der Tag verging wie die bisherigen in trübester Unthätigkeit und in mürrischem Schweigen; gegen Abend versammelte der Kapitain die Matrosen, hielt ihnen eine freundliche Anrede, ermahnte sie zur Ruhe, wies auf die öfter schon vorgekommenen und immer entdeckten Meutereien hin, welche nie unbestraft geblieben wären, ließ ihnen durch den Proviantmeister eine dreifache Portion Rum für den Abend austheilen, um sich einen steifen Grog zu machen und rieth ihnen, nachdem sie diesen zu sich genommen, in ihre Hängematten zu gehen, um den schlechten Gedanken auszuschlafen. Dem Kapitain wurde ein lautes Hurrah gebracht, aber des Supercargo letztes Stündlein wußte ein Jeder mit Bestimmtheit vorherzusagen. Mit Sonnenuntergang des nächsten Tages mußte Herr Meyer einen Sprung über Bord machen, nichts konnte ihn retten, als eine gute Mütze voll Wind, und wo diese hernehmen, da der Klabautermann den Sack zuhielt bis er sein Opfer bekommen.

Der Grog wurde auf das Wohlsein des Kapitains getrunken, und dann wurden die Hängematten aufgesucht. Der Kapitain war keineswegs so ohne Besorgniß wie Herr Meyer, sondern er brachte Waffen in Menge zusammen, lud die Schießgewehre, entfernte alles, was den Matrosen hätte dienen können um irgend eine Gewaltthat zu verüben, brachte auch einige Hebebäume von dem Gangspill in die Kapitainscajüte um mittelst derselben die Thüren zu versetzen, indessen er gleichzeitig die kleinen Gucklöcher von ihren festgeschraubten Schiebern befreite, um dieselben als Schießscharten zu benutzen und als diese Arbeit, unterstützt von den zehn chargirten Personen, welche das Schiff zählte, beendet war, glaubte er beruhigt sein zu dürfen, glaubte er auch den Supercargo versichern zu können, daß seiner wohl schwerlich irgend eine Gefahr warte. Aber der Kapitain hatte seinen Mann völlig verkannt, Meyer dankte ihm nicht, sondern lachte ihm ins Gesicht und sagte, wenn ihm irgend ein Unheil passire, so werde er es Herrn van der Kapellen mittheilen und dieser werde ihn vor das Admiralitätsgericht stellen, da er dann abgesetzt und irgend einer Bedienstung eines Schiffes für unfähig erklärt würde. Des Kapitains erste Pflicht sei, gute Mannszucht zu halten, und wo diese Pflicht erfüllt werde, da gebe es keine Meuterei. Im übrigen komme ihm die Sache unbeschreiblich lächerlich vor, und wenn er, der Herr Kapitain Furcht habe, so möge er sich immerhin verbarrikadiren, seine Thüre werde offen bleiben, ein Blick, den ein Mann auf solches Gesindel schleudere, sei genügend, um die Meuterer zu Boden zu schmettern.

Solchen Reden gegenüber war allerdings nichts zu thun, als die Sache ihren Gang gehen zu lassen, ohne dies waren 100 Menschen und darüber einig unter einander, daß sie sich nicht wollten durch Reden amüsiren lassen und offenbar war es, daß die zehn Offiziere die Rebellen würden nicht im Zügel halten können, wenn auch schon zu hoffen war, daß ein blutiger Sieg auf Seite der Offiziere bleiben würde, aber welch ein Sieg und wie schrecklich für denjenigen, der ihn erringt.

Als der Morgen längst angebrochen war, als die Sonne schon hoch genug stand und einer nach dem andern seine Hängematte verließ, sich träg und schläfrig reckend, als sei er von dem langen Schlaf und Faullenzen erst recht müde geworden, suchte sowohl der Kapitain als ein jeder der Offiziere mit den einzelnen Gruppen, die sich nach und nach bildeten zum Guten zuzusprechen; die Menschen waren aber wie besessen, das Gespräch führte zu nichts, als daß sie früher losbrechen wollten und nur die Mahnung des Kapitains, daß ein ehrlicher Matrose Wort halte, brachte sie wieder so weit, daß sie den Abend erwarten wollten. Jetzt zog sich der Kapitain, jetzt zogen sich die anderen Offiziere mit den Leuten redend, bis zur Cajüte zurück, dann gab er den Offizieren einen Wink und diese betraten nunmehr die Cajüte, sie hinter sich schließend, dann rief der würdige Mann die Leute herbei die auf dem Verdeck standen und zeigte ihnen seine Anstalten. „Seht," sagte er, „hier sind acht Schießcharten durch deren jede man die Mündung einer Büchse stecken kann, wir sind unsere zwölf Personen hier, wir sind alle gute Schützen, wenn jeder von uns fünf Schuß gethan haben wird, so liegen 60 Mann von Euch in ihrem Blute da, vergeßt das nicht! — Vergeßt auch nicht, daß ich Euch immer ein guter und milder Befehlshaber gewesen bin, daß ich aber auch strenge sein kann wie der Teufel selbst, wenn Ihr mich dazu bringt, einer zu werden. Bis jetzt sehe ich die Sache an als eine Albernheit, die daher rührt, daß Ihr nichts zu thun habt; ich will die ganze Sache vergessen, wenn Ihr zu Eurer Pflicht zurückkehrt, doch einen jeden Einzelnen von Euch, der mit dem Leben davon kommt, wenn es heute Ernst werden sollte, werde ich züchtigen lassen nach aller Strenge der Schiffsgesetze. Wer bei dem Gefecht nicht todt bleibt, sondern nur verwundet wird, soll um so besser gepflegt werden, je schuldiger er ist, denn wenn er wieder hergestellt ist, wird über ihn wie über jeden Andern Kriegsrecht gehalten und die Hälfte Derer, die am Leben geblieben sind, werden im nächsten Hafen einer europäischen Niederlassung gehängt und die andere Hälfte wird mit blutigem Rücken abgelohnt werden und mit einem solchen Zeugniß versehen, daß Niemand sie wiedernimmt."

Der Kapitain hatte dieses mit furchtbar erhobener Stimme und mit drohendem Arm ausgesprochen, nunmehr fügte er hinzu: „Ihr könnt jetzt wählen wie Ihr denkt, daß es für Euch das Beste sei, Ihr könnt den nachsichtigen, Ihr könnt den strengen Richter in mir haben."

„Euch selbst wollen wir haben!" so rief einer der Matrosen auf den Kapitain zuspringend, doch dieser holte aus und gab den kecken Burschen eine solche Ohrfeige, daß er sofort niederstürzte und daß die Backe, welche so voll und rund war, daß der Kapitain gewiß sich schwerlich wehe gethan hat bei diesem Hieb, doch drei ganz entschieden violette Streifen zeigte, welche schnell in ein dunkleres Blau übergingen. Gleichzeitig öffneten sich die Schießcharten und heraus streckten sich acht schöne Doppelgewehre und man hörte ein unheimliches

Knacken hinter der hölzernen Wand der Cajüte, weshalb denn auch die sämmtlichen Matrosen sich um ein Dutzend Schritte zurückzogen, der Kapitain aber den niedergestürzten erhob und ihn mit sich in die Cajüte nahm, welche sich unmittelbar hinter ihm abermals schloß.

Nach einiger Zeit kamen vier Matrosen, welche sich als eine Deputation der übrigen ankündigten; der Kapitain öffnete eines der vergitterten Fenster und sagte, er sei nicht befugt und nicht gewohnt von Meuterern Deputationen anzunehmen, es sei denn, daß sie kämen um eine unbedingte Unterwerfung und die Rückkehr zur Ordnung anzuzeigen. Die Matrosen erwiederten, sie wollten den vom Kapitain gezüchtigten Hämmerling heraus haben und versprächen, dann bis zum Abend zu warten, wie verabredet worden. Der Kapitain erwiederte, daß er ihnen Allen die Wahl gelassen habe wie sie behandelt sein wollten, gut oder schlecht. Dieser habe gewählt und er solle nach seiner Wahl behandelt werden.

„Ist das Euer letztes Wort Kapitain," frugen nun die Meuterer, aber statt aller Antwort schob der Kapitain die 1½ Zoll dicke Glasplatte vor das Fenster und kehrte sich von denselben ab.

Die Matrosen unter einander sagten, sie hätten alles das falsch angefangen, die Offiziere hätten zuerst fortgeschafft werden müssen, nicht todtgeschlagen, sondern nur eingesperrt, so daß sie sich nicht wehren könnten, den Supercargo nicht vertheidigen könnten, jetzt seien die 12 Mann allerdings im Vortheil, auch wenn sie Gewehre hätten, denn durch die Bohlen dringe keine Flintenkugel und durch die dicken Glastafeln noch weniger; bei einem anderen Hause könne man durch die Fenster schießen, bei einer Schiffscajüte gehe das nicht, was nun machen?

---

## Dreiundsechzigstes Kapitel.

Brackwater entwirft einen vortrefflichen Plan. Es wird ein neues Königreich geschaffen. Der König ist bereits da, es fehlt nur noch das Reich. Eine kleine Prügelei. Feuer unter dem Bienenkorb. Muth des Supercargo im Augenblicke der Gefahr. Alle Mann auf Deck. Eine Brise. Ein Geschwornengericht auf dem Schiffe. Eine Execution.

Die Matrosen hatten sich zurückgezogen und unter das Verdeck begeben, wo sie in so weit sicher waren, als Kugeln sie nicht erreichen konnten. Hier beriethen sie mit einander was zu thun sei. „Vor allen Dingen," sprach der Rädelsführer Brackwater, „warten wir bis eine Stunde vor Sonnenuntergang, um diese Zeit erhebt sich gewöhnlich der Wind und geschieht dieses heute, so sehen wir daraus, daß der Supercargo unschuldig ist. Wenn aber kein Wind kommt, so — —"

„Nun so?" frug einer aus dem Haufen — „werden wir auf das Verdeck gehen und uns immer halbdutzendweise todtschießen lassen? Nicht wahr?"

„Ei, nicht doch, solche Esel werden wir nicht sein. Seht Kinder, wenn man sich vor einen Bienenkorb stellt, und die Bienen neckt, so kommen sie heraus und stechen einen, wenn man aber ein bischen Zunder und einige Schwefelfäden unter den Bienenkorb legt, dann stechen sie nicht, sondern sie werden todt geräuchert. Nun seht einmal, da oben ist der Bienenkorb und die Bienen sind alle zusammen in der sogenannten Kapitainscajüte. Hier die Offiziercajüten, welche gerade darunter liegen, sind leer, was brauchen wir weiter, um die dort hinauszuräuchern, als das wir ein bischen Feuer unter den Fußboden machen, wenn ihnen die Sohlen brennen, werden sie schon herausgehen, und wenn sie nicht herausgehen, nun so holt sie ja alle der Teufel und dann sind wir ja erst recht oben drauf."

„Nun das wohl nicht," meinte ein anderer Matrose, „denn führen kann doch Keiner von uns das Schiff, wir können wohl die Segel stellen und auch wohl allenfalls das Steuerrad regieren, aber wohin uns der Wind führt, wissen wir freilich nicht."

„Nun," sagte Brackwater, „so lassen wir einem von den Offizieren das Leben und der muß uns dann steuern."

„Ja und führt uns in einen holländischen Hafen und die Hälfte von uns wird gehängt, wie der Kapitain sagte."

„Ach was, an dergleichen muß ein Kerl, der Courage hat, gar nicht denken, — nein er muß schwören, daß er uns nicht in einen holländischen Hafen führt, sondern auf eine von den vielen Inseln, die hier herum liegen müssen, da stiften wir ein apartes Königreich."

„Davon wirst Du König?"

„Na warum nicht, Du Großmaul!" rief Brackwater, „und wenn Du nicht mein Unterthan sein willst gutwillig, so sollst Du wahrnehmen, daß ich eine noch schwerere Hand habe als der Kapitain."

Alsbald hatte Brackwater selbst eine solche Ohrfeige, daß ihm wirklich klar wurde auch seines Gegners Hand habe eine nachhaltige Schwere; er fiel nicht zu Boden, aber er prallte mit dem Kopfe dergestalt an die Schiffswand, daß er eine Beule hatte, so groß wie die flache Hand.

Die Köpfe der Matrosen sind gewöhnlich dick und von solch einem Hiebe stirbt keiner derselben. Brackwater raffte sich daher alsbald auf und gab seinem Gegner, der eben so unvorbereitet war als er selbst gewesen, die Ohrfeige in kräftigster Art zurück, und nun ging ein ziemlich allgemeines Prügeln unter den Holländern an. Die Malayen betheiligten sich nicht dabei, denn ihnen sind Schläge etwas so Schimpfliches, daß nur der Tod die Schmach abwaschen kann. Die Chinesen hielten sich gleichfalls fern, denn sie haben vor Schlägen

Angst, ihre weise Regierung hat ihnen dieselbe auf eine nachdrückliche Art beizubringen gewußt.

Bei alledem vergaßen doch die Holländer nicht den Hauptzweck des ganzen Unternehmens, der ganzen Meuterei, und nachdem sie sich genügend das Gesicht zerbeult hatten und sämmtlich geschwollene Augen und blutende Nasen oder Zähne hatten, vertrugen sie sich und Brackwater übernahm nunmehr die Leitung der Angelegenheit. In der Cajüte, welche in der Abtheilung war, die Meyer mit seinen Schönen bewohnte, wurde ein Tisch unter die Mitte gerückt, darauf wurde eine eiserne Platte gelegt von einigen Ziegelstücken unterstützt und nun wurde ein tüchtiges Kohlenfeuer auf dieser Platte angeschürt. Die Wirkung war nicht rasch genug, weil das Feuer immer noch 3 Fuß von den Bohlen, welche die Decke bildeten, entfernt war. Man stellte mithin den Tisch auf vier Stühle und verringerte so die Entfernung um die Hälfte, auch wurde die Masse der Kohlen nunmehr so gehäuft, daß sich bald die untere Seite der Bohlen im glühenden Zustande befand und lautes Krachen verkündete den Zersetzungsproceß; die Bohlen fingen an zu platzen und der Rauch drang in schmalen Streifen zu den oberen Gemächern und Herr Meyer mit seinen beiden Damen und seinem holländischen Stewart kamen in nicht geringe Angst; doch die Matrosen auch, denn was half es ihnen, wenn sie das Schiff bis auf die Wasserlinie herniederbrannten, sie waren ja dann erst recht verloren, sicherer, als durch den fliegenden Holländer, es eilten mithin mehrere der Matrosen zu den Luken um Eimer hinabzulassen und Seewasser zu schöpfen, um dieses sofort bei der Hand zu haben, wenn der Brand weiter um sich greifen sollte, als man beabsichtigte.

Der Supercargo stürzte voll Verzweiflung in die Cajüte des Kapitains und schrie um Hülfe. Vor allen Dingen bemächtigte er sich allen Weines, den er dort stehen sah und goß ihn durch die Thüre in die knisternde Cajüte, welche er so eben verlassen, aber der Kapitain öffnete die Cajütenthür, trat heraus und rief mit lauter Stimme: „Alle Mann aufs Verdeck!"

Wie ein Zauberwort wirkte das gewohnte Kommando; es ließen die sämmtlichen Matrosen von ihrem frevelnden Beginnen, um zu hören, was der Kapitain wolle. Als das erste Dutzend unter die große Luke kam, sprach der Kapitain: „Eine Brise frischt auf, vorwärts in die Wandten, die Segel gebraßt und gestellt, die Staggsegel aufgezogen! ein Jeder an seinen Posten."

Ein donnerndes Hurrah begrüßte diese Worte, und als wäre nichts geschehen, nichts vorgefallen, was sie strafbar mache, so kletterten die Matrosen an den Wandten empor, bemächtigten sich der Taue und Leinen, vermöge deren die Raaen und die Segel regiert werden und wiederholter Jubel erscholl, als ein jeder Matrose sich überzeugen konnte, daß der Spiegel des Meeres gekräuselt sei und daß ein leichter Wind die Leinwand zu heben begann.

Unterdessen stieg der Kapitain hinab und befahl den Chinesen, Wasser zu

schöpfen, das Feuer auszugießen, die schwer verbrannte Decke von unten und von oben her zu benetzen und so die Gefahr bald vollständig zu beseitigen.

Der Wind hob die Segel, das Schiff ächzte in seinen Fugen als es aus der langen Ruhe heraus kam und ein unendlicher Jubel erhob sich als das Schiff, dem Druck des Windes nachgebend, seine erste Bewegung machte. Eine halbe Stunde darauf hätte Niemand geglaubt, daß auf dem Schiffe irgend welche Unordnung stattgefunden hatte, doch bereitete sich ein ernster Act vor. Der Bursche, welcher seine Hand an den Kapitain gelegt hatte und Brackwater, welcher Feuer an das Schiff gelegt, standen vor dem Kriegsgericht. Drei Offiziere, drei alte Matrosen und drei junge, bildeten die Juri, ein Rechtskundiger, der Auditeur führte die Verhandlung. Die Thatsachen wurden festgestellt, es konnte nicht geleugnet werden, daß der Matrose den Kapitain mit der einen Hand an den linken Arm, mit der andern Hand an die Gurgel gegriffen hatte, auch war er der Sache geständig, es lag hier Menterei im Complott, es lag die höchste Subordinationswidrigkeit, welche vorkommen kann, es lag ein Angriff auf die Person des Kapitains, es lag die volle Ausführung dieses Angriffs vor.

Der zweite Fall war schwieriger, der Brandstifter leugnete anfänglich ganz, dann überführt, leugnete er, daß er es allein gewesen sei und zog noch fünf andere von seinen Kammeraden in die kleine Verdrießlichkeit, welche er alle möglicherweise um die Fähigkeit zu athmen bringen konnte. Brackwater hatte den Gedanken gehabt das Schiff in Brand zu stecken, er hat die Kohlen auf die eiserne Platte geschüttet und angezündet, er hatte befohlen, daß man den Tisch höher hebe, damit die Gluth näher an der Decke sei, die Anderen hatten seine Befehle ausgeführt.

Das Verhör war zu Ende, die Zeugen waren vernommen, das Schuldig war einstimmig gesprochen worden und das Urtheil lautete auf Tod durch den Strang für die beiden Rädelsführer, und für die Anderen auf Kerker bei Wasser und Brod in Ketten bis zur Ankunft in einem holländischen Hafen, wo sie dem Gouvernement zur Deportation nach Banda übergeben werden sollten.

Es mochte wohl den sechs Matrosen wehe gethan haben, als sie das Schuldig sprachen über ihre eigenen Kammeraden, mit denen sie gleichzeitig das Verbrechen der Meuterei begangen hatten, allein sie waren ehrlich genug, einzusehn, daß sie alle straffällig seien und jener Brackwater am mehrsten, der sie zu allen den Excessen aufgereizt. Jetzt, wo die Ursache der Unzufriedenheit geschwunden war, jetzt, wo eine schöne Südwestbrise die Segel des Schiffes füllte, fühlten sie wie unrecht sie gethan und sie fühlten auch gleichzeitig die ungeheure Ueberlegenheit der Offiziere über sie, welche in der kleinen Zahl von Zehnen — denn daß Meyer und sein Kammerdiener nicht zu zählen sei, sah Jeder ein — einen vollständigen Sieg über die mehr als zehnmal größere Anzahl davongetragen und wagte Keiner sich dem Urtheil zu wiedersetzen, der

Profoß selbst trat unaufgefordert vor mit seinem Gehülfen und als der Richter beiden Verurtheilten noch eine sehr eindringliche Rede gehalten, die ihnen zwar nichts helfen konnte, doch einen sichtlichen Eindruck auf die Andern machte und sie nun dem Profoß übergab, ging er schweigend mit ihnen an den großen Mast, an dessen Hauptraa sowohl rechts als links eine Leine mit einer Schleife befestigt und durch einen Kloben gezogen worden war, legte ihnen die Schlinge um den Hals, hieß sie ein Vaterunser beten und als das Amen ertönte, sprangen jederseitig zwei Matrosen mit dem anderen Ende der Leine vom Hauptraa herab auf das Verdeck und wie sie den Fuß darauf setzten, schwebten die beiden Gerichteten an den Spitzen der Raa, zappelten noch eine Zeitlang und streckten sich dann langsam aus unter dem letzten Todesschauer.

Eine halbe Stunde später ließ der Kapitain die beiden Leinen, an denen die Verbrecher hingen, von ihren Nägeln lösen und dann sagte er zu dem versammelten Schiffsvolk: „Ich will zu Gott hoffen, daß kein ähnlicher Fall wieder vorkommt und daß wir also die Leinen nicht mehr brauchen werden. Damit sich Keiner daran verunreinige, so mögen sie mit den beiden Verurtheilten ins Meer versinken. Laßt los!"

Mit diesen Worten entglitten die Leinen den Händen der Matrosen und die Körper der beiden Gehängten fielen perpendikulair zu beiden Seiten des Schiffes nieder und in einem langen Schweif die Leinen ihnen nach, bis man nichts mehr von dem Einen noch von dem Andern sah.

---

## Vierundsechzigstes Kapitel.

Der Supercargo und Kapitain Waterhocker sagen sich Schmeicheleien. Die Fidji-Inseln. Aeußerer Anblick derselben. Ein furchtbares zweibeiniges Raubthier. Manuel Munnos erzählt etwas von der „schönen Josephine". Sie wird verschiedentlich in Anspruch genommen und hat mehrere gefährliche Abenteuer zu bestehen. Könige bewerben sich um ihre Gunst.

Dem Supercargo war der Kamm wieder so geschwollen, als ob sein Leben niemals bedroht gewesen wäre; das erste was er in Folge dessen that, war, daß er das Tagebuch verlangte um den Vorfall von der ganzen Meuterei hineinzuschreiben. Der Kapitain verweigerte ihm dieses, weil Niemand in das Schiffstagebuch etwas zu schreiben befugt sei, wenn er ihn nicht damit beauftrage, Meyer hingegen, der wieder einmal als Eigner des Schiffes auftreten wollte, verlangte nochmals und unter grimmigen Drohungen das Tagebuch, so daß der Kapitain sich genöthigt sah, ihm zu antworten, es thue ihm herzlich leid, daß die Brise nicht so lange ausgeblieben sei, bis Brackwater mit ihm fertig gewesen, er für seinen Theil würde, auch wenn die oberste Cajüte ganz

in Brand gestanden haben sollte, noch mit den Leuten fertig geworden sein, aber mit ihm sei in der That schwerer auszukommen, als mit einhundert der rohesten Matrosen.

„Diese Injurien werde ich in mein Tagebuch schreiben," sagte der Supercargo und der Kapitain erwiederte: „Da gehören Sie auch hin, damit, so oft Sie dasselbe aufschlagen, Sie sehen, was man von Ihnen hält, im Uebrigen muß ich mir verbitten, daß Sie sich ferner in meine Angelegenheiten mischen, sonst mache ich die versiegelte Ordre auf, welche mir Herr van der Kapellen mitgegeben hat für den Fall, daß ich mit den gewöhnlichen Mitteln gegen Sie nicht ausreichte. Schließlich will ich Ihnen gesagt haben, was, wenn ich nicht irre, Sie schon einmal von mir hören mußten, daß nicht ich unter Ihrem Kommando stehe, sondern Sie unter dem meinen, und hiermit ist, hoffe ich, die Sache ein für allemal bereinigt."

„Wenigstens bis auf Weiteres," erwiderte der Supercargo, „für jetzt aber erkläre ich Ihnen, die Meuterei betreffend, daß sämmtliche Schurken auf das Strengste bestraft werden müssen."

„O Gott, wenn das wahr würde," — so unterbrach ihn der Kapitain, „wo sollten dann wir die Profoße alle herbekommen, um die Strafen zu vollziehen? Was aber nun die Meuterer betrifft, so habe ich ihnen Gnade zugesichert, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten, es ist geschehen und ich werde ihnen mein Versprechen halten. Die Andern, welche nicht zu ihrer Pflicht zurückgekehrt sind, habe ich durch ein Kriegsgericht aburtheilen und bestrafen lassen, und jetzt ist die Sache todt und kein Mensch soll sie wieder aufrühren, am wenigsten Sie, Herr Supercargo. Daß die Angelegenheit in das Tagebuch kommt, versteht sich von selbst aber mit der Bemerkung, daß die Sache beendet sei und keine weiteren Folgen für die Uebrigen haben könne.

„Das Weitere werde ich dann schon veranlassen," erwiderte der Supercargo schließlich, „aber wegen der versiegelten Ordre bitte ich mir doch noch einige Aufklärung aus."

„Hierauf habe ich nichts zu sagen, hierin nichts aufzuklären, allein sobald ich mich gezwungen fühle, diese Ordre zu öffnen, werde ich Ihnen auch getreu mittheilen, was sie enthält und sie Ihnen im Original vorlegen; im Uebrigen scheint es mir besser und für Sie vortheilhafter, wenn ich die Ordre uneröffnet wieder mit nach Batavia bringe." Hiermit hatte das anmuthige Zwiegespräch ein Ende. Der Kapitain ging an das Steuer, ordnete den Cours für die Nacht und zwei Tage später sahen wir die größte der Fidji-Inseln vor uns.

Die Gruppe besteht aus zwei Hauptinseln, Fidji levu und Vanua levu, welche umgeben sind von größeren und kleineren Inseln in solcher Menge, daß man sie bis jetzt noch nicht alle kennt. Die südlichere von beiden Inseln ist die größte, sie hat 25 deutsche Meilen Länge und vielleicht 20 Meilen Breite, ist also immer beträchtlich größer, als die kleinen deutschen Königreiche. Vanua

hat zwar die gleiche Länge, aber nur die Hälfte der Breite, sie liegt östlicher als diese und genau zwischen dem 16. und 17.° südl. Breite. Die größere wird von dem 18.° durchschnitten, liegt aber mit ihrer größeren Hälfte auf der nördlichen Seite desselben. Wir gingen vor Anker und suchten alsbald eine nähere Bekanntschaft mit dem Lande und den Leuten. Wir hatten die ganze Südlänge der Linie umfahren und ankerten im Hafen von Pao, welcher eine große Berühmtheit durch die Anwesenheit der französischen Kriegsschiffe unter Dumont d'Urville erlangt hat.

Dieser kleine Archipel, oder wohl besser gesagt, die Hauptinsel desselben hat bereits eine Geschichte und zwar wie immer in dem traurigen Sinne, den die ganze Weltgeschichte durchgehends zeigt, nämlich Kriege und immer wieder Kriege. Die Könige feinden sich an und die Völker müssen dafür ihr Blu geben und etwas anderes weiß man von den Leuten, welche diese Insel bevölkern, von den Königen, die sie regieren, auch nicht.

Bei unserer Annäherung sahen wir vor allen Dingen das Land auf das allerüppigste bewachsen, eine Vegetation von ganz ungewöhnlicher Schönheit breitete sich über das ganze Ufer aus, so weit man dasselbe zu verfolgen im Stande war. Alle Bäume, sowie alle niederen Pflanzen, welche tropische Gegenden auszeichnen, waren hier in der reichsten Fülle zu sehen; die sämmtlichen Schätze der glücklichen Insulaner lagen vor uns. Der herrliche Brodfruchtbaum mit seiner breiten Belaubung so gut wie die schlanke Palme, der kurze und knorrige Pandanus, so gut wie halb im Wasser stehend und auf hohen Stelzenwurzeln über demselben hervorragend, der Manglebaum, waren in größter Mannigfaltigkeit sichtbar und es unterlag keinem Zweifel, daß ein so herrliches Klima durch reichlichen Wasserzuschuß, den die Berge gewährten, allen Bedürfnissen eines Naturvolkes genügen müsse. Es ist unbegreiflich, daß in einer so herrlichen Natur sich Völker ausbilden konnten, von so rohen entsetzlichen Sitten, von so kriegerischer Art und von so verabscheuungswürdigen Gelüsten. In dieser einen Hinsicht stehen die Menschen hier auf einer viel niedrigeren Stufe, als die Thiere, denn selbst Löwen und Tiger fressen einander nicht und der Wolf, das einzige Raubthier, von dem man es zu sagen wagt, thut es doch nur im Winter, wenn er von Hunger getrieben in Schaaren bei einander ist und wenn dann einer dieser Schaar durch einen Schuß fällt, sie selbst unter einander greifen sich nicht an, aber von Borneo nach Neu-Seeland und von dort bis zum schönsten Bouquet der Inseln des stillen Meeres, bis zu den Freundschafts-Inseln, fangen die Menschen Krieg unter einander an, um sich zu schlachten und roh oder gebraten zu verzehren, und geschieht es auch auf Otaheita und Nahiva nicht mehr, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß es früher geschah. Es giebt in der Natur viele Räthsel, welche vorläufig noch nicht gelöst sind, so ist es auch mit diesem.

Der Akt, durch welchen die große Insel in die Geschichte eintrat, wird

folgendermaßen erzählt: Ein Spanier, aus Lima gebürtig, Manuel Munnos, schiffte sich auf der französischen Brigg, „die schöne Josephine von Otaheiti" nach den Fidji-Inseln ein, um dort Handel mit den Produkten der Societäts-Inseln zu treiben. Die „schöne Josephine" erreichte eine der kleineren Inseln, Biwua, nach 34 Tagen einer ganz glücklichen Fahrt. Der Häuptling dieser Insel, Misi Malo, äußerte den Wunsch, den französischen Kapitain zu begleiten und schiffte sich mit demselben ein, gefolgt von 12 Häuptlingen niederen Ranges und von ungefähr 80 Einwohnern der Insel. Die Reise dauerte etwa vier Monate,



Die Liebhaber der „schönen Josephine". (S. 287.)

während welcher man, von einem Landungsplatze zum anderen ziehend, die Produkte der Inseln gegen europäische Waaren austauschte. Der König von Biwua verschaffte den Reisenden Perlmuttermuscheln, Perlen, Schildkrötenschalen, einheimische Stoffe von Bast und manchen frischen Mundvorrath gegen wahre Kleinigkeiten, indessen beide Theile waren zufriedengestellt und das ist ja der Zweck eines jeden Handels.

Die „schöne Josephine" kehrte nach der Insel Biwua zurück, nachdem Misi Malo noch auf einer benachbarten kleinen Insel einen sehr künstlichen Kriegskahn geholt hatte, der ihm von dem Könige dieser Insel gestohlen

worden war. Die Reise hatte so guten Erfolg gehabt, daß der Kapitain auf den Wunsch des Herrn Königs Misi Malo noch eine Reise unternahm nach der Insel Maroro. Der nächste Befehlshaber oder Häuptling nach Misi Malo machte dieses Mal die Reise in Begleitung von etwa 40 Männern mit und der „schönen Josephine“ folgte eine große Menge Kriegspiroguen. Der Zweck dieser Expedition war, den Mord eines Bruders des Königs Misi Malo zu rächen, welcher durch den König von Maroro aufgefressen worden war. Der Kapitain der „schönen Josephine“, Bureau, verfolgte dabei noch einen Nebenzweck. Er wollte sich einer großen Menge Perlen, Schildkrötenschalen und Perlmuscheln bemächtigen, welche der König gestohlen hatte, nachdem er den Bruder seines Nachbarkönigs zu sich genommen.

Das Unternehmen gelang vollkommen; den Häuptling von Maroro fand man zwar nicht, denn er hatte sich geflüchtet, aber man zerstörte die Anpflanzungen, plünderte die Häuser, verspeiste in der Eile einige Dutzend Insulaner und die „schöne Josephine“ brachte die Perlen und Muscheln in ihrem geräumigen Leibe unter.

Als das Schiff nach Biwua zurückkehrte, wurden die Eingeborenen ausgeschifft und nur fünfe derselben, welche der Kapitain förmlich in Sold genommen hatte, arbeiteten auf dem Schiffe als Matrosen. Das Schiff bedurfte einiger Ausbesserung, man takelte es daher im Hafen ab und begann die möglichen Arbeiten. Während dieser Zeit suchte der Kapitain Bureau einen seiner Untergebenen, Namens Georges auf, welcher auf einer seiner früheren Reisen hier gelandet hatte, um Handel mit den Eingeborenen zu treiben, die werthvollen Gegenstände zu sammeln, damit die „schöne Josephine“, wenn sie wieder hier anlege, sogleich einen Theil ihrer Ladung einnehmen und sich nicht mit Kleinkrämerei zu befassen hätte. Dieser Georges scheint kein guter Haushalter gewesen zu sein, er hatte den ihm anvertrauten Schatz verschleudert, vergeudet, der Kapitain ließ ihn daher auf das Schiff bringen und in Eisen legen; auf Bitten des Häuptlings Misi Malo, welcher den Kapitain zu entschädigen versprach, wurden die Ketten ihm zwar abgenommen, allein er mußte gefangen an Bord bleiben.

## Fünfundsechzigstes Kapitel.

**Ein Häuptling der Fidji-Inseln wird erzürnt und droht Rache. Die „schöne Josephine“ bedarf einer gründlichen Kur. Sie wird abgetakelt und überfallen, widerstandslos den Wilden preisgegeben. Was man mit der „schönen Josephine“ vornahm. Ein amerikanischer Dreimaster wird überlistet. Die „schöne Josephine“ wechselt ihre Besitzer. Munnos kehrt nach Otaheita zurück. Ein neuer Bayard tritt auf, um die „schöne Josephine“ zu rächen.**

Während die geringe Besatzung des Schiffes mit ihren Arbeiten beschäftigt war, fanden häufig Besuche anderer Könige statt, welche theils eine kleinere,

theils aber auch eine größere Macht hatten, als Misi Malo, derjenige, mit dem man zuerst bekannt geworden war. Einer dieser Fürsten nannte sich Misi Mara und war König von Rewon; derselbe kam wiederholt auf die Brigg und ließ sich daselbst, auf seine Königswürde bauend, regaliren. Die Besatzungen solcher Handelsschiffe sind niemals zahlreich, daher der Proviant, den sie mit sich führen, in der Regel nicht sehr groß ist; so mochte es kommen, daß der Herr König dem Kapitain nachgerade unbequem wurde; nun begann er mit großen Versprechungen sich zu revangiren, er hatte so ungeheure Mengen von Perlmuscheln und Schildkrötenschalen, daß er mit seinem Vorrath die ganze Brigg reichlich beladen konnte. Der Kapitain glaubte halb und halb den Versicherungen, doch vergingen vier Wochen und die Brigg war gänzlich wiederhergestellt, ohne daß eine Perlmuschel in die Hände des Kapitains gelangt wäre. Derselbe erklärte nun dem König Misi Mara, er könne sich zum Teufel scheeren, er brauche keinen unnützen, lügnerischen Brodesser und Misi Mara verließ zähneknirschend das Schiff, auf dem er sich bis jetzt bei Pökelfleisch, gekochten Erbsen und Rum sehr wohl befunden hatte.

Während der letzten Paar Tage seines Aufenthalts auf dem französischen Schiffe, waren Untergebene von ihm wiederholt gekommen, um langen Zwiesprach zu pflegen, jetzt verschwand der Häuptling mit allen seinen Unterhäuptlingen; man bekam nichts mehr von ihm zu sehen. Die Brigg war ausgebessert und sollte demnächst unter Segel gehen. Am Tage vor der Abreise bemerkte der Kapitain eine gewaltige Menge von Piroguen, an deren Spitze sich die sehr kenntliche des Häuptlings Misi Mara befand. Der Kapitain wollte in Frieden von ihm scheiden und rief indem jener vorbeisegelte, er möge an Bord kommen und ein Abschiedsmahl zu sich nehmen, der Häuptling aber erwiderte, er wolle das später thun, jetzt aber begebe er sich mit allen Pirognen der ganzen Insel auf den Fang und er wolle so viel von den Dingen, die der Kapitain wünsche, zusammenbringen, daß er genug habe, um sofort abzureisen.

Der Kapitain wartete geduldig bis lange nach Mittag. Erst nach vier Uhr setzte er sich ohne den Herrn König zu Tische und kurz vor Sonnenuntergang erhob er sich höchst unzufrieden über den treulosen Häuptling, der auch dieses Mal sein Wort gebrochen hatte.

Jetzt trat einer der fünf Eingeborenen, welche an Bord dienten und zwar derjenige, welchen der Kapitain als einen besonders brauchbaren Menschen bevorzugte, zu ihm und sagte, daß ein kleines Boot der „schönen Josephine", welches hinter dem Spiegel derselben vor Anker lag, leck sein müsse, da es sich mit Wasser fülle und wenn man es nicht verlieren wolle, müsse man hinschicken, um es auszuschöpfen.

Der Kapitain nahm sein Fernrohr, trat an das Fenster und betrachtete

damit das Boot; in demselben Augenblicke aber stieß der Wilde einen zugespitzten Stock dem Kapitain dergestalt in den Kopf, daß der Stab auf der anderen Seite wieder herauskam und der Kapitain im Augenblicke todt zu Boden stürzte.

Die anderen vier Eingeborenen befanden sich mit den Matrosen auf dem Vordertheil des Schiffes, mit diesen gemeinschaftlich arbeitend; im Augenblick aber, als der Mörder aus der Cajüte trat, stürzten die vier Wilden über die Matrosen her und ermordeten sie sammt dem Steuermann, nur der Koch und der Spanier Munnos sprangen durch eine Luke in den Schiffsraum und verschlossen sich daselbst. Da sie jedoch keine Waffen hatten, konnten sie ihren Feinden keinen Schaden thun, mußten sich auf Verhandlungen einlassen, vermöge deren ihnen versprochen wurde, daß man ihnen nicht nach dem Leben stehen wolle, falls sie heraufkommen und die nöthigen Arbeiten besorgen wollten, was denn auch geschah.

Ein Paar Stunden nach dieser schrecklichen Catastrophe kam der König von Biwua an Bord, schien sehr entsetzt über die Unthat, was allenfalls Ernst sein mochte, da der Kapitain ihm große Dienste erwiesen, er verließ aber das Schiff sehr bald und nahm den Spanier und den Koch mit sich, um sie vor der Ermordung zu schützen, unzweifelhaft zu ihrem Heil, denn kurze Zeit nachher kamen die Boote des Misi Mara und plünderten die Brigg, in der sie jedoch vorläufig nur diejenigen Artikel fanden, welche hierselbst eingetauscht worden waren und auf welche die Insulaner natürlich den geringsten Werth legten. Es wurde ihm von den fünf braunen Matrosen gesagt, daß Malo zwei Weiße in sein Haus entführt habe; zwei andere befanden sich überdies während der Niedermetzelung der übrigen am Lande und dies waren die Einzigen, welche der Metzelei entgangen.

Mara, offenbar der mächtigere von beiden Königen, schickte alsbald zu Misi Malo und forderte die Auslieferung der in sein Haus aufgenommenen Weißen, welche denn auch ohne Umstände verabfolgt wurden. Diese mußten nun, wenn sie nicht sofort getödtet und gefressen sein wollten, alle die Verschlüsse anzeigen, in denen der Kapitain seine Handelsgegenstände verborgen und bald war nichts mehr von der ganzen Ladung auf der Brigg, viel hundert Hände beeilten sich dieselbe auszuräumen und in ihre Boote zu bringen, worauf das Schiff sich selbst überlassen wurde. Die Weißen konnten zu ihrem Beschützer zurückkehren, bald aber hatte Mara ihrer nochmals nöthig, sie sollten die Takellage und die Segel des Schiffes in Ordnung bringen, denn er wollte nach einer benachbarten Insel fahren, sobald aber die Arbeit vollzogen, schien ihm die Lust vergangen zu sein. Etwa 14 Tage später legte eine engländische Brigg in dem Hafen an, der Kapitain schloß einen Handel über die sämmtlichen, von der „schönen Josephine“ geraubten Gegenstände; sie wurden, da der Kaufpreis dem Häuptling sehr anstand, sofort auf die Brigg gebracht, als aber Mara erklärte, daß nunmehr

Alles abgeliefert sei, packten der Kapitain und der Steuermann gleichzeitig den Häuptling an Armen und Beinen und warfen ihn über Bord, worauf die Segel in den Wind gestellt und die Brigg in's Weite gebracht wurde. Der Koch und ein Matrose waren bei diesem Handel mit auf die Brigg gekommen und fuhren mit ihr davon.

König Mara wurde zwar sofort aufgefischt, da die Boote das Schiff dutzendweise umringten, die furchtbare Berserkerwuth, in welche er gerieth, mußte sich aber erfolglos austoben, indem seine Leute unbewaffnet das wohlbesetzte Schiff nicht angreifen konnten.

Abermals zwei Tage später langte ein amerikanischer Dreimaster in dem nämlichen Hafen an. Dieser wollte das französische Schiff von dem König Mara kaufen, derselbe erklärte aber, daß er nicht beabsichtige, das Schiff fortzugeben, indem er dasselbe für den ersten Keim zu einer bedeutenden Marine ansehe. Der Amerikaner beschloß mit Gewalt zu nehmen, was er nicht mit Gutem bekommen konnte und beschoß die „schöne Josephine", auf der sich eine große Menge von Eingeborenen befand, mit gehacktem Blei und tödtete viele Menschen, bevor sie Zeit hatten, das Schiff zu verlassen. Nun glaubte allerdings der Mann der Freiheit und des Rechts, der edle Republikaner, sein Ziel erreicht zu haben, aber zu seiner nicht geringen Verwunderung veränderte sich die Entfernung zwischen seinem Dreimaster und der „schönen Josephine" gar nicht, obgleich er sich ihr zu nähern suchte. Bald wurde ihm die Sache klar, die Wilden waren vom Deck in's Meer gesprungen und hatten sich in ihre Pirognen begeben, aber zugleich hatten sie aus jeder Pirogne eine Leine um die Ankerkette gelegt und daran die „schöne Josephine" näher an die Insel gezogen, so daß dieselbe jetzt hart vor einem Riff lag, immer noch vor ihrem Anker, doch um zwei Kabellängen anders stehend, als vorher, wo sie durch die Strömung von der Insel entfernt worden war.

Der amerikanische Kapitain war jetzt so grimmig, wie wenig Tage vorher der Inselkönig, aber er wollte dennoch seinen Vorsatz nicht aufgeben. Er erwartete den nächsten Morgen, setzte einige Boote aus, welche stark armirt waren und näherte sich damit dem Lande, allein die Brigg war während der Nacht so außerordentlich nahe an das Ufer gezogen worden, daß man kaum begreifen konnte, wie sie dort ohne zu scheitern, ohne auf die Felsen zu stoßen, schwebte und der Kapitain mußte völlig unverrichteter Sache von seinem Unternehmen ablassen. Er ging dann unter Segel, nachdem er noch einige fruchtlose Kanonenschüsse auf die Hütten am Strande abgefeuert hatte. Mit ihm entfernte sich Munnos, der indessen auch nicht weit mitging, sondern auf einer Insel im chinesischen Meere zurückblieb, weil er fürchtete, durch die spanischen Behörden auf Manilla arretirt zu werden, da er auf Lima gebürtig, von den Spaniern für einen Rebellen gehalten wurde. Eine neue Handelsbrigg ameri-

kanischen Ursprungs gelangte nach der Insel und dem Kapitain derselben war es endlich möglich, den König Mara zum Verkauf der „schönen Josephine" zu bewegen; so gelangte dieselbe nach einer glücklichen Fahrt durch den Sunda-Archipel nach den engländischen Besitzungen und wurde dort nach englischer Weise aufgetakelt und weiter hörte man nichts von ihr.

Munnos gelangte wieder zurück nach Otaheita und von da nach den Sandwichs-Inseln, woselbst er einen ausführlichen Bericht über den ganzen Gang der Reisen und des Unglückes der „schönen Josephine" abgab und noch hinzufügte, der Kapitain Bureau müsse sehr reich gewesen sein, denn er habe, bevor er von Otaheita abgesegelt sei, in die Hände eines engländischen Missionairs daselbst ein versiegeltes Schächtelchen mit sehr schönen Perlen, mehrere Kahnladungen mit Perlmuscheln und unglaublich viele andere werthvolle Sachen, darunter viele Ballen mit leinenen und baumwollenen Stoffen in Verwahrung gegeben, er selbst habe die Hinüberschaffung vom Schiff in das Haus während dreier voller Tage überwacht und geleitet, demselben Missionair sei auch ein kleines Schiff, eine kleine Goëlette, in vollständigem, seetüchtigen und fertigen Zustande übergeben worden. Diese Erzählung legte Munnos zu Honolulu im Jahre 1838 nieder, als die französischen Corvetten Astrolabe und Zélée sich daselbst befanden und auf diese hin beschloß Dumont d'Urville die verrätherischen Häuptlinge und deren Untergebene zu bestrafen; es mochte ihm wohl schwer fallen, die wirklichen Schuldigen herauszufinden, doch stützte er sich auf die Aussagen eines Matrosen, welcher bei der ganzen Affaire mitgewesen und auf dem engländischen Schiffe glücklich entkommen war und der die Insel Biwua als den Schauplatz der Unthat bezeichnete.

---

## Sechsundsechzigstes Kapitel.

**Dieselbe Geschichte von einer anderen Seite betrachtet. Auf wessen Seite die Schuld an den verübten Gewaltthätigkeiten liegt. Dumont d'Urville macht Bekanntschaft mit einigen Häuptlingen der Fidji-Inseln. Ein Rachezug nach einem benachbarten Königreich. Einer der eingeborenen Fürsten macht denselben mit. Die Landung ist ein schwieriges Unternehmen.**

Dumont d'Urville war in demselben Hafen angelangt, in welchem wir uns jetzt 20 Jahre später befanden; er suchte mit einigen Häuptlingen bekannt zu werden, auch fand er daselbst einen engländischen Matrosen mit Namen Charles, welcher derjenige war, der von der Insel nicht entfliehen konnte und der sich nun hier häuslich niedergelassen, verheirathet hatte und der sich bis auf einige Verwilderung, die man ihm wohl anmerkte, doch in seinem neuen Aufenthalts-

ort ganz gut befunden haben mochte, denn seine Klagen erstreckten sich auf nichts anderes, als daß die Insel ein ganz verfluchtes Land sei, in welchem man weder Beefsteak noch Pudding, noch Porter oder Ale finde. Dieser Matrose versicherte, der Vorfall mit der „schönen Josephine" sei keineswegs auf einer jener kleinen Inseln, sondern gerade hier vorgekommen, auf der Hauptinsel des Fidji-Archipels, was er schon dadurch beweisen könne, daß er sich hier befinde und daß er den Ort der Niederlage des Schiffes zu Fuß verlassen habe, um hierher zu kommen, daß er nicht über ein noch so kleines Stückchen Meer geschifft sei.

Aus den Mittheilungen dieses Menschen und mehrerer Anderer, welche der Kapitain d'Urville von verschiedenen Seiten erhielt, ging hervor, daß der Kapitain der „Josephine" nach den Grundsätzen der Wilden durchaus nicht hinterlistig ermordet, sondern lediglich in Kriegsweise bestraft worden sei. Die „Josephine" war ein Handelsschiff und Bureau hatte nur so viel Waffen bei sich, als erforderlich, um sich selbst gegen Angriffe der Wilden zu vertheidigen; seine Bemannung war auch nur gerade ausreichend, um das Schiff ohne übermäßige Anspannuug der Kräfte zu lenken, dennoch hatte er sich durch Gewinnsucht verleiten lassen, dasselbe zwei verschiedene Male ganz in die Gewalt der Wilden zu geben, die er gegen Bezahlung von verschiedenen Orten herüber und hinüber führte. Diese Leute waren bei weitem redlicher, als der Kapitain selbst. Es wäre für sie ein Leichtes gewesen, mit den Matrosen fertig zu werden und das Schiff zu plündern, denn sie befanden sich immer in der zehnfach größeren Anzahl darauf und es wäre für sie nicht eine Schande, sondern es wäre im Gegentheil ein Lob gewesen und sie würden in ihren Kriegsgesängen als Helden von Generation zu Generation gekommen sein. Sie hielten Treu und Glauben und erst die Brutalität, die gegen einen Häuptling durch den Kapitain selbst ausgeübt war, brachte sie auf Rachegedanken und bei der Ausführung derselben stand noch immer die Ehre auf Seiten der Wilden, deren Anzahl geringer war, als die der Matrosen. Fünf Wilde eroberten das ganze Schiff. Allerdings fing die Eroberung mit einem vorher überlegten Mord an, aber im Kriege pflegt man das überhaupt nicht so genau zu nehmen und bei den Bewohnern der ganzen Inselreiche und bei allen Malayen insbesondere ist die List durchaus nichts Unehrenhaftes, gereicht demjenigen der sie ausübt, nicht zur Schande, sondern im Gegentheile zum hohen Ruhme und leider muß man zugestehen, daß die Kapitaine der Kauffahrer fast immer sich solcher Ungerechtigkeiten und selbstsüchtigen Handlungen schuldig gemacht haben, daß man sich beinahe wundern muß, wenn nicht eine jede Landung durch Blutvergießen bezeichnet wird indessen wie dem immer auch sei, die französische Flagge war beschimpft und eine glänzende Genugthuung mußte derselben gewährt werden.

Der Kapitain hatte einen Häuptling Namens Latschika kennen gelernt und hatte von ihm die Bestätigung der erwähnten Thatsachen erfahren. Der Häupt-

ling rieth dem Franzosen, eine engländische Flagge aufzustecken, wenn sie sich dem Hafen näherten, in welchem der schuldige Häuptling seine Niederlassung habe, zwar sei derjenige, welcher den Kapitain Bureau habe ermorden lassen, nicht mehr am Leben, aber sein unmittelbarer Nachfolger, Nakalassé, erfreue sich noch immer des Besitzes der geraubten Gegenstände und es sei gewiß gerecht, denselben zu züchtigen. Eine falsche Flagge aufzustecken schien dem französischen Befehlshaber nicht ehrenvoll, wohl aber verstand er sich dazu, das Schiff ganz ohne Flagge zu lassen und so zog er nach dem benachbarten Hafen von Biwua, woselbst sich Misi Mara's Nachfolger, Nakalassé, befinden mußte.

Zwischen der Residenz des Freundes Latschika und der des Feindes befand sich noch ein Häuptling mit Namen Tanoa, welchen man neutral zu erhalten wünschte; es wurde an ihn eine Botschaft gesendet, welche der befreundete Häuptling begleitete, um dem König Tanoa die Absichten der französischen Schiffe anzuzeigen und ihm zugleich die Versicherung zu geben, daß nicht die geringste Feindseligkeit zwischen ihm und den Franzosen eintreten solle, daß er daher seine Kähne mit Lebensmitteln oder sonstigen Tauschgegenständen zu den französischen Schiffen schicken möge, ohne wegen ihrer Sicherheit die geringste Besorgniß zu haben.

König Tanoa nahm die von Geschenken begleiteten Auseinandersetzungen gnädigst an und geruhte zu erklären, daß er es für vollkommen gerecht finde, wenn sein Nachbar gestraft werde und daß er diesem Strafakt ruhig zusehen wolle. Wir können hier an einem schönen Beispiele sehen, wie außerordentlich naturwüchsig die auch den Deutschen innewohnende Idee ist, es könne keiner der Nachbarn mehr geschwächt werden, als gerade für das Ganze wohlthätig sei. Wenn alle Fürsten der Fidji-Inseln zusammenhielten, so würde weder die „Astrolabe" noch eine ganze Flotte französischer Kriegsschiffe ihnen etwas anhaben können, so aber freut sich ein Jeder, wenn der Nachbar eine tüchtige Schlappe bekommt. Fiat applicatio.

Die beiden Kriegsschiffe segelten jetzt nach Biwua, um wo möglich zu vollziehen, was König Tanoa so sehr wünschenswerth gehalten hatte, den König Nakalassé gefangen zu nehmen und damit zugleich den ganzen Stamm zu vernichten. Am nächsten Morgen sahen die erstaunten Bewohner von Biwua zwei mächtige Kriegsschiffe sich gegenüber. In einer wunderschönen, von der herrlichsten Vegetation überwölbten Bay, zog sich ein Dorf hin von mehreren hundert Häusern, in der Mitte, im Hintergrunde des Thales erhoben sich weitläufiger gebaute Häuser, die Wohnung des Königs; auch für einen großen Geist ist ein Haus gebaut und der ganze Raum ist äußerlich durch eine starke Pallisadirung gegen Angriffe geschützt, nur freilich nicht gegen Feuerwaffen.

Der Häuptling Latschika hatte die Expedition mitgemacht und unterwegs sehr viel erzählt von den großen Thaten, die er zu vollziehen gedenke und namentlich, was für Hiebe und Speerstöße er Nakalassé, dem feindlichen Könige, beibringen

wolle. Jetzt, wo die Boote in's Meer gesetzt und bemannt wurden, schien es ihm nicht mehr so eilig zu sein, als aber der französische Commandeur die Expedition nicht selbst begleitete, weil seine Stelle immer nur an Bord des Schiffes war, da stützte sich Latschika gleichfalls auf seine hohe Würde. Dem Range des Fürsten war es vorbehalten, seinen Platz zu haben neben dem Commandeur des Schiffes. Vielleicht mochte ihm bange sein, bei dieser Gelegenheit als Ehrengericht servirt zu werden, wie den Abgesandten d'Urville's ein solches bei Tanoa vorgesetzt worden war. Ein Abgesandter des Häuptlings Nakalassés an Tanoa war am Hofe dieses trefflichen Fürsten geschlachtet worden und die französischen Offiziere sollten einen Ehrenbraten davon haben.

Dumont d'Urville machte Latschika bemerklich, wie kleinlich es sei, sich jetzt nach so vielen Versprechungen und Prahlereien feige zurückzuziehen, solch einen Vorwurf wollte der Häuptling doch nicht auf sich sitzen lassen und so entschloß er sich denn eine der Schaluppen zu besteigen, obwohl er dem Kapitain noch zu bemerken gab, daß es eigentlich gar nicht klug von ihm sei, seinen besten Freund auf diesen Inseln der Gefahr auszusetzen, zum Frühstück genossen zu werden und er frug ganz ernsthaft, was der Kapitain machen wolle, wenn er in dem Gefechte bleibe, da er doch der Einzige sei, der sich ihm und den Eingeborenen zugleich verständlich machen könne. Der Kapitain lächelte über diese feine Wendung, war aber durchaus nicht in Verlegenheit, sondern sagte, daß, falls er den Tod eines Helden sterben solle in dieser gefährlichen Expedition, er statt seiner sich des engländischen Matrosen bedienen werde, von welchem er, Latschika, sein bischen Englisch gelernt.

„O, was sind die Weißen dumm," sprach der Häuptling, „ich habe zwar englisch gelernt, aber glaubst Du denn wirklich, daß der englische Matrose meine Sprache versteht? Selbst seine Frau und seine Kinder mußten seine Sprache lernen und er versteht bis auf diese Stunde noch nichts von der unsrigen."

Die Boote waren gefüllt, von einem jeden der beiden Schiffe stießen drei ab, im Ganzen mit mehr als 100 Mann besetzt. Sie theilten sich in zwei Divisionen, davon die eine das rechte, die andere das linke Ufer so nahe als möglich zu berühren suchte. Sie fanden nicht den geringsten Widerstand, kein Mensch zeigte sich am Ufer oder in einem der Häuser, auch kein Boot war zu sehen, die absichtliche Zögerung des menschenfreundlichen Kapitains hatte Allen Zeit gegönnt, zu entfliehen, er wollte kein unnützes Blutvergießen anstellen, sondern nur durch Niederbrennen ihrer Häuser den Beweis liefern, daß man ihre Schandthaten nicht vergessen habe und daß man die Schuldigen zu finden und zu bestrafen wisse.

Die Boote näherten sich dem Lande so viel als irgend thunlich, doch mußten die Leute es unterlassen, wirklich den Fuß auf die Erde zu setzen, sie würden eine große Strecke im Meerwasser haben waten müssen, was dann ihre Gewehre und ihren Schießbedarf unbrauchbar gemacht hätte. Das leichteste Boot wurde

nunmehr abgeschickt, um zu recognosciren, um zu untersuchen, ob man nicht irgend wo eine bequemere Landungsstelle, einen vorspringenden Felsen oder dergleichen bemerke. Da machte Latschika auf eine Plateform aufmerksam, die sich im Wasser befand und von welcher ein auf Pfählen ruhender Steg nach dem Lande führte. Dies war eine Art Molo, aber ein anderer Zweck war damit verknüpft, auf der Plateform sollte nämlich ein Haus erbaut werden, wo hinein im Falle der Noth der Häuptling flüchten konnte mit seinen besten Schätzen und worin sich gegen einen Angriff zu vertheidigen viel leichter sein mußte, als auf festem Grunde. An dieser Plateform konnten die Boote bequem anlegen und so gelang es denn trocknen Fußes das Land zu erreichen.

Die Hälfte der Bemannung war zur Vertheidigung der Stellung in den Schaluppen geblieben, die andere Hälfte betrat das Land mit der Brandfackel in Händen. Die Leute wurden nun vertheilt und beordert, zuerst die Häuser zu durchsuchen, ob nicht alte oder kranke Menschen zurückgelassen wären, dann aber werthvolle Waffen, welche sie etwa finden möchten, als Trophäen mitzunehmen. Nun wurde auch das Anzünden der Häuser angeordnet, jedoch erst dann, als alles Uebrige geschehen und man sich auf dem Rückwege befinde, damit nicht etwa Leute der Expedition selbst verunglückten. Das ganze Unternehmen war sehr gut geregelt, denn Latschika, seine Leute kennend, hatte die Franzosen darauf aufmerksam gemacht, daß sie wahrscheinlich aus einem Hinterhalt angegriffen werden würden und so war alles auf diesen möglichen Fall vorbereitet, aber nichts derartiges geschah und das ganze Dorf aus mehreren hundert großen Wohnungen bestehend, wurde sammt seiner Pallisadenumgürtung in weniger als einer Viertelstunde ein Raub der Flammen.

## Siebenundsechzigstes Kapitel.

Treffliche Anpflanzungen. Unvorsichtigkeit der Franzosen. Wirkung der Granaten. d'Urville kehrt zu König Tanoa zurück. Eine Doppelpirogue mit Früchten. Geschmack eines befreundeten Häuptlings. Empfang der Franzosen am Lande. Wunderbare Leistungen der französischen Marinesoldaten. Eine höchst geistreiche Ansprache an die Fidji-Insulaner.

Die Boote kehrten nunmehr zurück, um ihre geringe Beute zu den Schiffen zu bringen; die Vorsicht, die man beobachtet, zeigte sich demnächst als durchaus nicht überflüssig, der edle Fürst kannte seine Leute zu gut, um sie falsch zu beurtheilen. Wären die Franzosen nicht in guter Ordnung aufgetreten, oder wären ihre Boote nicht reichlich besetzt geblieben als man landete, so hätte ihnen wohl eine große Niederlage bereitet werden können, denn die Boote waren noch nicht auf die Entfernung einer Kabellänge vom Lande gekommen, als sich bereits

große Haufen von Kriegern auf beiden Seiten der Brandstätte zeigten, ja es scheint sogar, als hätten die Franzosen in ihrem gewöhnlichen Leichtsinn die Vorsicht bei weitem weniger walten lassen, als vernünftig. Einzelne Offiziere hatten nämlich die Pallisaden an einigen Stellen durchbrochen und waren in die Anpflanzungen gegangen, welche zum Erstaunen Aller sehr ausgedehnt waren. Große Felder mit Bananen, mit Ingname und Taro, zwei tropische Pflanzen, welche außerordentlich große und mehlreiche Wurzeln haben und an Nahrungskraft unsere Kartoffeln um das Vierfache übertreffen, waren mit Palmenbäumen, Brodfruchtbäumen und einigen der tropischen Obstgattungen untermischt, in einer Ausdehnung, welche in Erstaunen setzte. Hier sahen sie sich um, bevor das Dorf angezündet wurde und hier, wo hinter jedem Grasstengel ein Menschenfresser lauern konnte, war ihrer aller Leben in der größten Gefahr. Die Stämme der cultivirten Bananen haben nicht selten einen vollen Fuß Durchmesser bei einer Höhe von 20 Fuß und mehr; die Fasern, welche diesen Grasstengel bilden, werden zu Geweben benutzt und sie sind gleichzeitig wunderbar fein und dennoch außerordentlich stark, so daß sie beinahe die Seide vertreten könnten. Die Taro- und Ingnamewurzeln, welche oft 30 Pfund und darüber werden und deren Stärkegehalt 80% beträgt, während die Kartoffel nur 20% desselben enthält, treiben hochstämmige und blattreiche Kronen empor, welche ein Dickicht bilden, wie es z. B. entstehen würde, wenn man den Schmuck unserer Gärten, die Rhabarberpflanze, in größeren Parthieen anbaute.

Die Leutchen kamen glücklich, selbst ohne einen kleinen Schreck davon, daß sie aber gefährdet gewesen, ging gerade aus dem Umstande hervor, daß sofort nach der Abfahrt die Eingeborenen sich in hübschen Haufen zeigten. Der Commandeur der Flotille ließ einige Granaten über die Gruppen hinwegfeuern und der Umstand, daß diese Geschosse weit hinter ihnen niederfielen, die Geschütze mithin eine ihnen ganz unbegreifliche Tragkraft hatten, ferner der Umstand, daß eben diese Geschosse zugleich Geschütze waren, wieder einen furchtbaren Knall hervorbrachten und mächtige Stücke weit umherschleuderten, mochte ihnen doch wohl einen solchen Schreck eingejagt haben, daß sie es gerathen fanden, sich eiligst zu verziehen und sich auch nicht wieder blicken ließen, bevor nicht die Boote das Schiff erreicht hatten und die Mannschaft an Bord gegangen war, da aber konnte man bemerken, daß sie sich wieder in nicht geringer Menge zeigten. Um ihnen nunmehr den Beweis zu liefern, daß sie auch in dieser Entfernung noch keineswegs sicher wären, ließ Dumont d'Urville eines der schwersten Geschütze abfeuern und obschon mehr als eine Seemeile vom Lande entfernt, schlug die 60pfündige Kugel doch auf das Ufer, ohne vorher die Wasserfläche berührt zu haben.

Die Schiffe wendeten nunmehr und gingen in tieferes Wasser zurück, wo sie in vier Seemeilen Entfernung von der Insel einen trefflichen Ankergrund fanden und dort zu bleiben gedachten, bis alles vorüber war, was sie etwa auf

den Inseln auszuführen gedachten. Auf dieser Ankerstelle legten zwei gewaltige doppelte Piroguen mit doppelten Balanciers und mit einer vortrefflich angelegten Estrade auf der Mitte an das Schiff, sie waren überreich mit Lebensmitteln aller Art beladen, nur fehlte dasjenige, was die Schiffsmannschaft am liebsten gehabt hätte, frisches Schweinefleisch oder lebende Thiere dieser Gattung, sie galten derzeit für tabu, für heilig und unverletzlich, selbstverständlich nur so lange, als dem Fürsten, dem alles gehört, ein Preis geboten wurde, der seinen Wünschen entsprach, eine Flinte und viel Pulver und Blei für jedes Schwein war im Stande die Heiligkeit derselben sehr zu beeinträchtigen, aber so viel wollte d'Urville nicht daran wenden.

Latschika, der edle Fürst, welcher die Expedition so muthvoll begleitet hatte, wünschte nunmehr sich verabschieden zu dürfen und es wurde diesem Ansinnen nicht das Geringste in den Weg gelegt, zuvörderst war keine Ursache vorhanden,



Eine Doppelpirogue mit Lebensmitteln. (S. 297.)

den Mann gefangen zu halten, ferner aber und hauptsächlich lag den Franzosen daran, sich das vollste Vertrauen der Leute zu erhalten und ihnen zu beweisen, daß man ihnen mit Sicherheit sich übergeben könne. Latschika war bis jetzt höchst bescheiden gewesen und hatte keine Bitte um irgend ein Geschenk laut werden lassen, er war unzweifelhaft der Meinung gewesen, daß er eine Art Geißel vorstelle, um so größer mußte seine Freude sein, sich auf die überraschendste Weise beschenkt zu sehen. Man gab ihm 10 Meter weißen Zeuges, halb so viel rothen Zeuges und einen Soldaten-Infanteriesäbel, worüber er eine wahrhaft kindische Freude hatte. Das rothe Zeug wickelte er augenblicklich turbanartig um den Kopf, das weiße um die Hüften, mit dem Säbel wußte er nicht viel anzufangen, da er jedoch blank war und messingene Beschläge hatte, war er jedenfalls ganz nach seinem Geschmack.

Die Piroguen gehörten ihm, die Lebensmittel waren Geschenke, welche er den Fremdlingen darbrachte. Nachdem sie an Bord gebracht, empfahl er sich freundlichst und nahm alsbald in seinen neuen Schmuck gehüllt seinen Platz auf der Plateform des Doppelschiffes ein. Wie gern hätte er sich, wenn es möglich gewesen wäre, auf beide Schiffsschnäbel zugleich gesetzt, das Kunststück wollte ihm jedoch nicht glücken; im übrigen war er auch so schon der Gegenstand des Neides aller Anderen, wie er als Fürst der Gegenstand stummer Verehrung sein mußte.

Unter lauten Hurrah's fuhr er mit seinen Piroguen ab und Dumont d'Urville beging die Malice, ihm eine kriegerische Ehrenbezeugung durch drei Kanonenschüsse zu gewähren, was auf die Ruderer den Eindruck machte, den man dem Medusenhaupte zuschreibt, sie schienen versteinert vor Schreck; da indessen Niemand von ihnen getödtet war, so faßten sie sich erträglich und ruderten weiter. Am folgenden Tage schiffte sich dieselbe Gesellschaft, welche das Dorf zerstört hatte, in sechs Booten nach Pao ein; dort hatte sich die Bevölkerung auf das Zahlreichste versammelt, aber sie waren sämmtlich unbewaffnet, saßen auf ihren Fersen und beobachteten ein beinahe religiöses Stillschweigen; vor ihnen standen die Häuptlinge und der Sohn des Königs Tanoa ganz frisch schwarz angestrichen und von Fett glänzend, kenntlich übrigens durch seine gewaltig hohe Frisur, stand allen Anderen voran.

Nachdem die Offiziere durch die Piroguen der Eingeborenen an das Land gebracht waren, empfing Latschika sie höchst ceremoniell und führte sie durch die versammelte Volksmenge nach einem großen freien Platz, welcher amphitheatralisch von einer doppelten Erhöhung umgeben war, auf welcher die Krieger saßen, in der Mitte des Halbkreises die Häuptlinge, Tanoa oben an.

Der französische Kapitain giebt eine ziemlich genaue Beschreibung dieses gewaltigen Herrschers. Er soll untersetzt, ja beinahe klein gewesen sein, ein Greis von etwa siebenzig Jahren hatte er einen schneeweißen Bart und sehr vieles Haar, doch konnte man dessen Farbe nicht sehen, da dasselbe, wie stark auch gekräuselt und toupirt, doch ganz von einem Tuch verhüllt war, so daß es eine vollständige weiße Kugel bildete, um die zum Ueberfluß noch ein Kranz von schönen Blumen geschlungen war. Der Körper selbst war nackt bis auf einen Gürtel von unbedeutenden Dimensionen, welcher zwischen den Beinen herunterging und zwischen diesen sich nach dem Rücken zog, woselbst dieser Gürtel mittelst eines Knotens an dem um die Hüften geschlungenen Stück befestigt war. Als der Kapitain sich ihm näherte, erhob er sich und bewillkommnete denselben stehend, darauf ließ er einen steinernen Block herbeischleppen, den er ihm zum Sitze anwies. Auch für die Offiziere wurden ähnliche Blöcke herbeigebracht, aber nicht von Stein, sondern von Holz, wie ihr niederer Rang es gebot. Die Marinesoldaten, welche den Kapitain begleitet hatten, schlossen das Gemälde nach dem Meere zu ab, sie standen in langer Schlachtlinie neben ein-

ander aufgestellt und nachdem sie so einige Zeit unbeweglich dagestanden hatten, wurde ihr Kunststück von allen Seiten durch lautes Beifallsklatschen, welchem Tanoa sich anschloß, belohnt. Das Stillstehen nämlich hielten die Wilden für ein Kunststück, für ein Schauspiel, was man ihnen geben wollte und die völlige Unbeweglichkeit der Soldaten war ihnen etwas so Auffallendes, daß ihr Beifallsklatschen immer gewaltiger wurde, je länger es dauerte, bis endlich Tanoa zu Latschika sagte, er lasse den Offizier bitten, die armen Leute nicht länger zu quälen, denen von dem Stillstehen die Beine einschlafen würden, er seinerseits erkläre sich höchst zufrieden mit ihrer an's Wunderbare gehenden Leistung.

Was würde der würdige Mann wohl sagen, wenn er unsere Manöver sähe, wo mitunter ganze Regimenter Stunden lang bewegungslos auf einem Flecke stehen!

Latschika übersetzte den Wunsch des Fürsten und lächelnd soll ihn d'Urville gewährt haben, indem er das „Rührt Euch!" aussprach, worauf die Franzosen allerdings immer noch auf einem Flecke stehen bleibend, doch nicht mehr als hölzerne Soldaten dastehend, sondern mit Händen, Kopf und Augen sich munter bewegten.

d'Urville trug nunmehr dem Fürsten Latschika auf, dem König Tanoa zu sagen, daß er nach Biwua gezogen sei, um den Mord, den man an den wehrlosen Kapitain und seinen Leuten begangen habe, zu bestrafen, es sei zu dem Ende die ganze Niederlassung zerstört und auf gleiche Weise werde man einen Jeden behandeln, der in der Folge sich Aehnliches zu Schulden kommen lassen werde. Das Exempel sei hier vor allen Dingen statuirt worden, um die Macht der französischen Waffen darzuthun. Latschika sollte ferner erklären, daß man mit Freuden vernommen, Tanoa habe das Verbrechen nicht gebilligt und mehrere derselben, welche an dem Tode des Kapitains Bureau schuldig gewesen, getödtet und aufgefressen. In Folge dieser edlen That werde es den Franzosen Freude machen, mit den Bewohnern von Pao in Frieden zu leben, wenn sie sich jedoch späterhin ungerecht und feindselig zeigen sollten, so besäßen die Franzosen noch viel größere Schiffe als diejenigen, denen er vorstehe und der große Häuptling seiner Nation werde nicht anstehen, dergleichen herzuschicken, um die Uebelthäter zu bestrafen. Daß indessen Nakalassé noch überdies feige sei, hätte er kaum geglaubt, er habe eine bessere Meinung von seinen Feinden gehabt. Gewiß wisse er, daß Nakalassé und sein ganzes Heer nicht der Mannschaft eines einzigen Bootes würde haben widerstehen können, er habe aber doch geglaubt, daß er wenigstens versuchen würde zu kämpfen, versuchen würde, sein Dorf zu schützen, zu vertheidigen und er müsse erklären, daß, da dies nicht geschehen sei und sich nicht einmal ein einziger Mann gezeigt habe, er ihn für einen Feigling erkläre, welcher nichts verstehe, als seinen Feind gleich einem Meuchelmörder aus einem Hinterhalt anzugreifen.

---

# Achtundsechzigstes Kapitel.

Große Beredtsamkeit des Häuptlings Latschika. Die Versammlung der Volksvertreter. Allgemeines Gemurmel, wie bei unseren Kammerverhandlungen. Ahnenstolz auch auf den Fidji-Inseln. „Ein engländischer Bandit" wie d'Urville sagt. Die Häuptlinge kommen an Bord. Spektaculöse Ehrenbezeigungen. „Kuriose Leute." Rache eines engländischen Kapitains an den Eingeborenen.

Nachdem der Commandeur sich auf das Vollkommenste mit Latschika verständigt hatte, erhob sich dieser, schlug zweimal in die Hände, zum Zeichen, daß er Aufmerksamkeit verlange und nun hielt er in seiner Sprache eine Rede, welche eine volle halbe Stunde einnahm. Er schien das Thema in historischer Weise zu behandeln, sprach von der Ankunft des Kapitain Bureau, von seinem Handel mit Nakalassé, von der Verrätherei dieses letzteren sowohl, wie der Art, in der er sich gegen Tanoa und die Leute von Pao benommen habe, nachdem er die Brigg geplündert. Hierauf ging er über zu der Ankunft der gegenwärtigen Franzosen, welche er Wantsé nannte (Français) auch die Namen Tufil und Jackhos (d'Urville und Jacquinot) wurden gehört, dann besprach er die prahlerischen Reden des Nakalassé, seine Flucht vor dem nahenden Wantsé, besprach das Verbrennen des Dorfes und ging endlich zu den Friedensanerbietungen d'Urville's über und erklärte, nach seinen Ansichten müßten die Franzosen durchaus und unter allen Umständen den Vorrang vor allen Anderen haben.

Die beobachtenden Franzosen erzählten, daß Latschika eine solche Beredtsamkeit gezeigt habe, daß sie gewiß dem größten Redner eines civilisirten Volkes Ehre gemacht haben würde; er sprach ohne zu stocken mit Ernst und Würde und er wußte in seine Worte eine so hinreißende Kraft zu legen, daß sie selbst diejenigen bewegte, welche keine Silbe von dem ganzen Vortrage verstanden; zugleich waren seine Bewegungen würdig, nachdrücklich, der Sache angemessen und keinen Augenblick übertrieben.

Die Rede wurde von den Zuhörern man möchte fast sagen mit religiösem Schweigen vernommen, nur dann und wann hörte man auch hier, wie bei unseren Kammerverhandlungen „ein allgemeines Gemurmel" oder die Worte: „sehr wahr" und doch wurde die Ordnung nicht einen Augenblick unterbrochen und Präsident Tanoa hatte nicht nöthig, zur Klingel oder zum Hammer zu greifen. Im Uebrigen war hier so wenig wie bei irgend einer anderen zahlreichen Versammlung vollkommene Einigkeit vorhanden; im Allgemeinen war man zufrieden mit d'Urville's Anerbietungen, aber die Drohungen, welche mit unterflossen, schienen keineswegs ganz nach dem Geschmack der Herren zu sein; bei alledem lief die Versammlung vollkommen ruhig ab und sichtlich waren sämmtliche Häuptlinge etwas eingeschüchtert, was vielleicht noch vermehrt wurde dadurch, daß d'Urville seine 50 Mann verschiedene militairische Evolutionen

machen ließ, aus denen die Wilden entnehmen konnten, daß sie im Kriegsfalle mit schwer zu bekämpfenden Feinden zu thun haben würden, mit solchen, die in geschlossenen Reihen streiten und einen Angriff, der von allen Seiten kommt, dadurch abzuschlagen wissen, daß sie nach allen Seiten Front machen, ein Quarré bilden ꝛc.

Bei dieser Unterredung wurde noch klar, warum in der Erzählung von dem unglücklichen Schicksal der „schönen Josephine" ganz andere Namen vorkommen, als die Franzosen gegenwärtig hörten. Jeder Häuptling nennt sich nach den Thaten, welche er vollbracht hat, bald so, bald anders; Nakalassé wird Mumu-Matua genannt, weil er einen Häuptling dieses Namens, welcher sein Feind war, getödtet und dann aufgefressen hatte; man nannte ihn ferner Mau-Mara, weil er zwei Inseln dieses Namens erobert und unter seine Herrschaft gebracht hatte; man nannte ihn auch Tahova-Nao, weil er persönliche Aehnlichkeit mit dem berühmtesten Häuptling des ganzen Fidji-Archipels haben sollte und weil seine Tapferkeit derjenigen des berühmten Häuptlings gleich ist.

Latschika ist übrigens ein Mann der Ahnen hat, sein Vater war der König Tombo-Muha, dessen Vater war wieder Finau, König von Vawao. Die Gattin des Großvaters und die Gattin des Vaters waren beide Königstöchter. Das ganze Geschlecht ist sehr kriegerisch, sehr tapfer, aber deswegen ist es auch ausgestorben oder vielmehr ausgetilgt bis auf Latschika, welcher nun der Erbe mehrerer Fürstenthümer ist. Die Franzosen schreiben ihm viel Kenntnisse zu und glauben, seinem Muth sowohl als seiner Ueberredungskunst wäre es gelungen, Nakalassé zur demüthigen Anerkennung der Gewalt der französischen Waffen zu bringen, wenn sich nicht ein englischer Bandit, welcher bei Nakalassé ansässig war, darein gemischt, wenn er nicht den Häuptling mit der Versicherung, die Engländer würden ihn schützen, betrogen hätte. (d'Urville erklärt im vierten Theile seiner Voyage au Pol Sud et dans l'Océanie Seite 196; „je soupçonne fort qu'un bandit d'Anglais qui" etc. etc., er ist also nicht besonders gut auf die Engländer zu sprechen).

Auf die Unterredung folgte ein schwelgerisches Mahl aus allen Kostbarkeiten, welche die Insel aufzuweisen hatte und dann verabschiedeten sich die Offiziere unter den lautesten Freundschaftsbezeigungen der Einwohner. Diese auf Befehl des Königs Tanoa unbewaffnet erscheinend, hatten doch alle ihre Waffen in der Nähe versteckt und waren während der Zeit des Mahles zu den in den Booten zurückgebliebenen Leuten gegangen und hatten, bis an die Brust im Wasser stehend, mit ihnen einen Handel begonnen über ihre besten Habseligkeiten, Gegenstände, deren Werth in unseren etnographischen Sammlungen auf das Tausendfache von dem angenommen werden würde, was man dort dafür gegeben hatte. Unsere Figur zeigt ein paar Beile aus Feuerstein und die Art, wie der Stein durch das zierlichste Flechtwerk an dem Holze so dauernd befestigt ist, daß sie damit große Bäume fällen.

Nach beendetem Mahle führte Tanoa den Schiffskapitain in seine Hütte. — sein Haus können wir wohl sagen, denn es hat bei weitem mehr als 100 Fuß Länge und 50 Fuß Breite und die Bewohner von 30 Dörfern, welche ihm untergeben sind, haben nach seiner Versicherung einen ganzen Monat lang daran gearbeitet; es steht, wie alle Häuser hier, etwas über dem Boden erhaben auf Pfählen, ist ganz von Holz construirt, zum größten Theile aus Bambusrohr, dessen Rundungen, so weit sie den Boden betreffen, durch aufgebrachten Thon ausgeglichen sind, worauf der Boden von einem Ende bis zum andern mit den saubersten Matten belegt ist; auch die Seitenwände sind von innen mit Matten verkleidet, so daß man das Holz nirgends sieht. Im Hintergrunde befindet sich eine querüber laufende Abtheilung, welche lediglich dem Gebrauche des Königs und seiner Lieblingsgattin gehört, dieser Raum ist heilig (tabu) und darf bei Strafe des sofortigen Gefressenwerdens von keinem Sterblichen betreten werden; im Uebrigen hat der König Tanoa mehr als 100 Frauen, von denen einige, selbst was das Gesicht betrifft, ziemlich hübsch sind, auch eine mehr als gewöhnlich hellfarbige Haut haben, die Körper sind sämmtlich tadellos, so weit es die jüngeren angeht. Tanoa stellte den französischen Offizieren seinen ganzen Harem zur beliebigen Auswahl vor, eine Gnade, welche nicht benutzt wurde. Latschika sagte, obwohl der König diese seine Schätze durchaus nicht genießen könnte, sei er doch auf die Rechte, von



Beile und Hacken von Feuerstein. (S. 300.)

denen er keinen Gebrauch zu machen vermöge, höchst eifersüchtig und da eine der Frauen in interessante Umstände gerieth, mußte sie den Thäter nennen, welcher alsbald gefangen, mit einem Speer durchstochen und dann von Tanoa gegessen wurde. Zum Glück war der Mann, der sie in den interessanten Umstand versetzt, ein Häuptling; hätte sie ihrem Herrn die Schande angethan, ihm Hörner durch einen Untergebenen aufsetzen zu lassen, so wäre sie ebenso gut verspeist worden, als ihr Verführer.

Die Franzosen zogen sich nunmehr zurück und frugen Tanoa und Latschika, ob sie mitkommen wollten; es wurde angenommen und der alte König zeigte sich durchaus würdig und ohne eine Spur von Besorgniß. Selbst als die Schiffe, nachdem er das Verdeck bestiegen, ihn mit Kanonenschüssen salutirten, veränderte sich seine Miene nicht, obschon man ihn deutlich zittern sah. Ihm wurde erklärt — was er übrigens bereits durch Latschika wußte, daß dieser ohrenzerreißende und herzerschütternde Spektakel eine Ehrenbezeigung sei. „Latahuka!" rief er aus, „kuriose Leute!" Ich glaube in der That, der Mann hat Recht.

Der König sowohl als der andere Häuptling erhielten nun die ihnen zugedachten Geschenke. Weiße und rothe Stoffe, gelbe und grüne Tücher, große Zuschlagemesser, mehrere Beile und vieles, was ihnen von großer Wichtigkeit sein konnte. Sie erhielten aber auch Jeder eine silberne Medaille und es wurde ihnen die Erklärung, daß alle anderen Geschenke nur Zeichen des Wohlwollens und der Zufriedenheit seien, diese Medaillen aber von der französischen Regierung nur an solche Personen gegeben würden, mit denen dieselbe in dauernder Verbindung und in Freundschaft bleiben wollte, und daß jeder andere Franzose, auch wenn er den Kapitain Tufil nie gesehen hätte, würde bei Erblickung dieser Medaille ihnen gleiche Achtung und Freundschaft widmen, wie der Geber derselben.

Der Greis schien durch dieses Geschenk ganz besonders gerührt und versprach den Franzosen als Gegengeschenk einen Piloten und es war so sehr sein vollkommener Ernst den Mann zu schenken, daß, als er nach vollzogenem Auftrag zurückgebracht wurde, Tanoa ihn als Flüchtling, als ungehorsamen Unterthan sofort schlachten und braten ließ; dieses wurde mir von Latschika selbst erzählt, nachdem bereits 20 Jahre darüber verflossen und Tanoa längst zu den von ihm Aufgespeisten gegangen war.

Ungefähr in derselben Zeit langte ein engländisches Schiff, „der Conway" bei Berata an, einem Theil der großen Insel, welcher sich noch unabhängig erhalten hat; dort war ein Schooner der Engländer beim Handel mit den Eingeborenen angegriffen, die Mannschaft war niedergemacht und das Schiff war verbrannt worden. Das engländische Schiff kam jetzt, um Rache zu nehmen für die Beleidigung, die Beschimpfung der engländischen Flagge. Die Strafe traf sehr prompt ein, denn es waren noch nicht 6 Monat her, daß die Bewohner sich

dies köstliche Mahl bereitet hatten. Der Kapitain des engländischen Schiffes, Drinckwater, ließ die Kanonen auf das Dorf richten, was am Ufer gelegen war und forderte die Bestrafung der Schuldigen. Es kamen darauf ein Paar jammernde Abgesandte aus dem Dorfe und erklärten, daß der Häuptling, der das Verbrechen begangen, gestorben sei; sie baten nunmehr für sich um Gnade und erhielten sie, als sie so viel Schweine an Bord brachten, wie sie englische Offiziere und Matrosen aufgefressen hatten. (d'Urville a. a. O. Seite 216.)

## Neunundsechzigstes Kapitel.

**Wie man durch einen Klempner zu großen Ehren gelangen kann. Der Supercargo geht an's Land und wird glänzend empfangen. Was er von diesem Empfange hielt. Vor dem Könige. Bereitung des Kawa, eines köstlichen Ehrentrunkes. Der Priester und der Ceremonienmeister vollenden alles zur höchsten Zufriedenheit des Königs.**

Diese Evenements sind es, durch welche die Fidji-Insel in die europäische Staatengeschichte eingreift. Wir unsererseits haben nichts so Merkwürdiges und das Wohl der Völker Berührendes aufzuzeichnen, wir können nur unsere Beobachtungen und unsere einfachen Reiseabenteuer mittheilen, aber interessant ist mir, daß ich eine der handelnden Personen in Latschika, welcher jetzt ungefähr 50 Jahre alt ist, kennen gelernt habe.

Unser Schiff hatte eine imposante Größe und eine bedeutende Bemannung, es war daher natürlich, daß Latschika, jetzt der Nachfolger Tanoa's und der Erbe von dessen Medaille (daher er zweie trug) uns sehr aufmerksam empfing. Er besuchte uns zuerst auf einer großen schönen Doppelpirogue und da ich eine grün lackirte Botanisirkapsel trug, welche der Geschmack des Berliner Klempners mit schönen goldenen Zeichnungen versehen, so hielt er mich für die erste Person auf dem Schiffe und sah mit einem unbeschreiblichen Blick von Nichtachtung auf den Supercargo, der sich ihm in Schlafrock und Pantoffeln vorstellte. So machte der Zufall, daß ich das Blechding umgehangen, weil ich soeben in das Boot steigen wollte, mich zu einer Person von Rang und Latschika, mit welchem ich nach und nach sehr vertraut wurde, ließ sich doch nicht ausreden, daß ich die Hauptperson auf dem Schiffe sein müsse, da er an keinem Anderen eine solche Auszeichnung bemerken konnte, als an mir. Um den Kapitain nur einigermaßen gleich mit mir zu stellen, mußte ich ihn bitten, das größte seiner Fernröhre an einem Riemen, den seine älteste Tochter mit einer schönen Stickerei versehen, umzuhängen.

Unsere Verhandlungen wurden in freundschaftlichster Weise fortgeführt, er war nicht wenig geschmeichelt dadurch, daß ich bemerkte, er besitze zwei Verdienst-

medaillen und er erzählte mir die Geschichte derselben und die Thaten, durch welche er sie erworben. Wir gingen mit ihm an's Land, allein er verweigerte uns die Aufnahme in seinem Hause und als ich nach der Ursache fragte, gab er zur Antwort, solche Herren könne er nicht in seinem Hause empfangen, dazu müsse man Kawa trinken, wie es auch Kapitain Tufil bei König Tanoa gethan und da ich seine Medaille anerkenne, dürfe er mir keine geringeren Ehrenbezeigungen erweisen, als dem Kapitain Tufil. Morgen möchte ich mit dem Kapitain und mit so vielen unserer Untergebenen kommen, als ich wollte, wir würden alle mit der uns gebührenden Ehre empfangen werden.

Der ersehnte Morgen brach an und da alles so friedlich abgelaufen war, entschloß sich auch der Supercargo den Ausflug mitzumachen. Es mochten wohl an 30 Personen sein, die sich alle schön angethan an das Land begaben. Schon am Ufer wurden wir von einer Schaar schwer bewaffneter Krieger empfangen, deren Anblick den Supercargo bis in die hintersten Reihen verscheuchte. Zum mindesten waren deren 200. Sie waren sämmtlich uniformirt, da aber ihre Uniform beinahe zu einfach war, so lohnt es kaum, sie zu beschreiben; sie hatten nämlich nichts als einen aus Bast geflochtenen Streifen, den sie vorne in einen Knoten geschlungen, zwischen den Beinen durchgenommen und auf dem Rücken festgebunden hatten. Dieses Allen gemeinsame gleiche Kleidungsstück (uniforme) war zugleich das Einzige, was sie hatten und um eine zahlreiche Armee auf diesem Fuß zu erhalten, würde das Budget selbst eines großen Staates mit keinem Deficit belastet werden.

Die Krieger stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber, genau in solcher Entfernung, daß, wenn wir hätten durch sie Spießruthen laufen sollen, kein Hieb vorbeigegangen wäre. Durch dieses Spalier mußten wir einzeln gehen; es war eine große Demonstration, vielleicht eine größere als der Kawa, der unserer wartete. Als wir nämlich uns rangirt hatten zum schönsten Gänsemarsch, wie es ein Dollmetsch so von uns verlangte (wobei der Supercargo, welcher sonst immer die Nase am weitesten voran hatte, durchaus nicht zu bewegen war, den ihm gebührenden Platz einzunehmen) gingen wir in gleichem Schritt hintereinander auf die Gasse zu, sobald der Kapitain noch zwei Schritt von derselben entfernt war, schlugen die sämmtlichen Kriegskeulen vor uns nieder, so daß sie mit der Fläche auf den Boden fielen und einen lauten Schall von sich gaben, worauf wir angewiesen wurden, über diese Keulen hinwegzuschreiten, das die Krieger uns gestatteten als ein Zeichen, daß wir die Uebermächtigen seien und ihre Waffen unter unseren Füßen lägen. Für eine so kriegerische Nation gewiß ein Zeichen einer mehr als gewöhnlichen Demuth.

Der Supercargo hatte die Sache aber falsch aufgefaßt, das plötzliche Erheben der Keulen und das Geräusch des Niederfallens hatte ihn solchergestalt erschreckt, daß er sich eilends umdrehte und nach dem Boote lief. Wir waren indessen ruhig hindurch geschritten und nahmen nun von beiden Seiten neben

uns ein ganz gleichmäßiges Trampeln wahr. Was geschah? Die wackeren Leute, die uns die nöthige Ehre erwiesen hatten, erhoben wieder ihre Keulen, liefen von beiden Seiten neben der Doppelreihe, neben dem Spalier her, stellten sich an die Spitze des Zuges und legten dort abermals ihre Keulen vor uns nieder, so daß wir den ganzen Weg bis zum Palaste des Häuptlings immerdar auf so flachen Streitkolben spazierend, zurücklegten.

Nachdem der Supercargo gesehen hatte, daß uns Niemand zerschmettert oder zerrissen, mochte er sich doch ein wenig schämen und kam uns nachgegangen, aber freilich kam er nicht mehr zeitig genug, um an unserem Triumphzuge Theil zu nehmen.

Indessen wurde der Zug an der Hütte von seinen Begleitern verlassen und wir traten in dieselbe ein. Es mochte vielleicht die nämliche sein, deren sich Tanoa bedient, aber sie war sichtlich innerlich erneuert, überall an den Wänden



Eine Opferstätte der Insulaner. (S. 314.)

hingen Matten, entweder frisch gewaschen oder wirklich noch nicht gebraucht; sie waren von bewunderungswürdiger Schönheit und die Zeichnungen der Verzierungen waren so sauber ausgeführt, wie ich es nur bei mexikanischen Produkten ähnlicher Art gesehen habe. Im Hintergrunde der Hütte saß König Latschika, umgeben von den vornehmsten Häuptlingen. Als wir eintraten, erhob er sich mit wahrhaft königlichem Anstande und obgleich er nur mit ein Paar locker um ihn her hängenden Stücken Zeug behangen war, so sah man ihm doch das Uebergewicht an, welches die Anderen ihm ohne Widerstreben zuerkannten. Das Haus hatte die uns bereits bekannte Form, die ganze Giebelwand war offen,

so daß reichlich Licht in dem weiten Raume war, auch befand sich der erhabene Sitz, welchen der König einnahm, keineswegs ganz im Hintergrunde, sondern vielleicht nur so weit davon entfernt, als das Haus im Giebel hoch war; in Folge dieser Anordnung, welche einen sehr großen Hintergrund übrig ließ, war die ganze Gruppe vollständig beleuchtet und machte eine imponirende Wirkung.

Als der Fürst uns empfangen hatte, setzte er sich nieder, ließ für uns Klötze herbeibringen und bat uns, nach der Reihe Platz zu nehmen, er könne nichts weiter mit uns beginnen, bevor nicht die große Ceremonie zu unserer Ehre vorüber sei. Wir setzten uns und warteten der Dinge die da kommen sollten; auch der Supercargo hatte sich eingefunden und nahm zum großen Aerger Latschika's den Platz vor dem Kapitain ein.

Herein wurde ein mächtiger Fleischerklotz auf dreien Füßen gebracht; so sah das Ding wenigstens aus; es war ein quer abgeschnittenes Stück eines Baumstammes von vollem Klafterdurchmesser und etwa 1 Fuß dick. Wie ich aber sah, war es kein Klotz, sondern eine riesige Schüssel aus einem Baumstamme gehöhlt, auch drei Füße waren daran und zwar zu dem Stamme selbst gehörig, keineswegs an oder eingesetzt, sondern stehen geblieben, während man von dreien Seiten nach der Mitte hingearbeitet und dadurch wohl $^2/_3$ der ungeheuren Holzmasse beseitigt hatte.

Diese Riesenschüssel wurde ein Paar Schritt weit von Latschika entfernt aufgestellt, dann kam ein halbes Dutzend Männer, deren jeder eine enorme Kawawurzel trug; eine nach der anderen wurde dem Könige gezeigt und dann zu seinen Füßen niedergelegt. Als dieses geschehen, wurde ein großes Thongefäß mit Wasser gebracht und in die Schüssel ausgeleert.

Nunmehr erhob sich ein Mann von seltener äußerlicher Würde, der Nambetti, ein Priester, welcher die Geister der Insel in seiner Gewalt hat, sich mit ihnen in Berathungen einläßt und danach das Volk selbst berathet; der Nambetti ist demnach eine gewaltige Person.

Dieser greise Priester trat nun zu den Kawawurzeln, ließ sich eine nach der anderen reichen und zerschnitt sie in Stücke, worauf er ein solches Stück dem Könige darbot, der etwas davon abbiß, es durchkauete, darauf sich erhob und den Inhalt seines Mundes in die weite hölzerne Schale spie.

Hierauf reichte er mit eigener Hand einem jeden der hinter ihm stehenden Häuptlinge ein Stück Kawawurzel, worauf er sich wieder niederließ; die Häuptlinge aber umringten die Schüssel, bissen ein Stück nach dem anderen von den Wurzelstreifen ab, zerkauten es und spieen es in die Schüssel. Nachdem jeder mit seinem Streifen fertig war, erhob der Nambetti eine Anzahl ähnlicher Stücke und vertheilte sie an die Untergebenen, sich selbst zurückziehend auf seinen Sitz hinter dem Könige.

Nunmehr kamen die gemeinen Krieger herbei und verrichteten mit ungemeinem Eifer das Durchkauen der Wurzelstücke, was ihnen jedenfalls eine heil-

lose Arbeit gemacht haben muß. Allgemach wurden der Streifen weniger und als endlich der letzte zerbissen war, befand sich in der Schaale dasjenige, was circa 100 Menschen an Speichel abgesondert und gespieen hatten.

Nunmehr kam ein Großceremonienmeister, ihm wurden 5 oder 6 große Thongefäße mit Wasser gebracht und er goß dieselben zu dem Schleim und den zerkauten Wurzeln. Darauf wurde ein langes Seil von Cocosbast um und über die Schüssel geschlungen und dann wurde das eine Ende dem Könige gereicht, welcher darauf biß, als wolle er dasselbe kosten, dann winkte, daß man noch einen Thonkübel mit Wasser hinzugieße und hierauf den Strick von sich warf. Nun rührten der Ceremonienmeister und der Priester das gespieene Gemenge mit dem Wasser sorgfältig zusammen, indem sie sehr ungenirt ihre Hände hineinsteckten und alles, was noch nicht wohl zergangen war, zwischen den Fingern zerdrückten oder zwischen beiden Handflächen zerrieben. Nachdem dieses geschehen war und die beiden Großwürdenträger sich die Hände an ihren Schenkeln abgewischt hatten (bekanntlich das Wischtuch aller Wilden, so wie die obere Handfläche das Nastuch unserer Tagelöhner), wurden sehr viele quer durchgeschnittene Cocosschalen herbeigebracht und der Ceremonienmeister trat an die Schüssel, schöpfte eine Schale davon voll und rief: „der Kawa ist fertig, wem soll ich diese Schale geben?“ worauf der König erwiederte: „dem Nambetti“ (als dem Erhabensten unter uns) worauf dieser denn auch ohne Weiteres die Schale leerte.

---

## Siebenzigstes Kapitel.

**Es entwickelt sich bei mir ein leiser Widerwille und bei Meyer ein lauter. Satisfaction, welche Latschika für eine Beleidigung hält. Meyer wird gründlich bearbeitet und zu dem Schiffe zurückgebracht. Weitere Ceremonien mit dem Kawa. Meine Definition von Männerkawa und Frauenkawa bei den Blaßgesichtern. Einige Proben von europäischem Männerkawa.**

Beim Anblick dieser Libation erfaßte mich ein solcher Ekel, daß ich schleunigst zu meiner Feldflasche griff, um durch einen tüchtigen Schluck Madeira mich einigermaßen wieder in Sicherheit vor einem Ausbruch zu setzen. Die zweite Schale wurde von dem Ceremonienmeister ohne eine weitere Frage dem Könige selbst überreicht, welcher sie jedoch nicht annahm, sondern sie dem Supercargo zuschickte.

„Was?!“ rief dieser aus, „i soll dees Sauzeug saufe? — Pfui Teufel sint ihr wünschte Säu!“ Mit diesen Worten sprang er auf, stieß noch einige Flüche aus und enteilte dem Palast, wobei er jedoch vergessend, daß derselbe nicht auf ebener Erde stand, einen Sturz machte, der ihn hinstreckte, so lang er war.

Die Beleidigung, welche Meyer dem Könige angethan, war so eclatant, daß sie einer blutigen Genugthuung bedurft hätte; ich suchte Latschika zu beruhigen, aber schon brach er in ein homerisches Gelächter aus, denn es wurde ihm die pflichtschuldige Satisfaction auf eine merkwürdige Weise ertheilt.

Ein sehr großer Ziegenbock war durch den lebhaften Umschwung, welchen Herr Meyer sich selbst gegeben hatte, so decontenancirt worden, daß er denselben für einen Angriff auf seine persönliche Sicherheit nahm, sich auf die Hinterbeine stellte, seine Hörner gegen den Angreifer senkte und ihm einen mächtigen Stoß beibrachte. Meyer richtete sich schnell auf Händen und Knieen auf, aber gerade diese Stellung brachte die Sache vollends in die vortheilhafteste Lage für den Bock, welcher bereits einen zweiten Ansatz genommen hatte und mit seinen Hörnern die Stirne des Supercargo traf. Diese war nun allerdings dick genug, um noch härteren Stößen Widerstand zu leisten, allein der Hautüberzug, den sie hatte, war es nicht. Schreiend suchte er aufzukommen, aber schon hatte der malitiöse Bock ihm noch einen Stoß gegeben. Er fiel allemal rücklings nieder und bei jedem neuen Versuch, auf seine vier Extremitäten zu kommen, wurde er von neuem übergerannt; das Blut strömte ihm vom Gesicht und er mag auch sonst wohl noch manche blutrünstige Stelle bekommen haben, am schönsten sah aber jedenfalls seine Stirne aus. Von Männern, welche durch ihre Frau betrogen werden, pflegt man zu sagen, sie hätten Hörner. Die Beulen auf der Stirne des Supercargo sahen genau so aus, wie die Erhöhungen, welche ein junger Stier bekommt, wenn sich zuerst die Hornansätze unter der Haut entwickeln und zum Durchbruch kommen, doch bin ich keineswegs darüber mit mir einig, ob die Untreue eines nicht angetrauten Weibes gleichfalls die Wirkung hat, welche man einer Untreue nach der Trauung zuschreibt.

Die Wilden pflegen in der Regel ziemlich ernst zu sein, wenigstens sieht man sie nur selten in lautes Lachen ausbrechen, hier aber war die komische Kraft des Auftrittes doch zu groß, als daß sie nicht hätte einen Ausbruch hervorrufen sollen, wie man ihn nicht leicht zu hören bekommen wird. Sie lachten laut, sie schrieen vor Lachen, sie hielten sich die Seiten, als ob sie Milzstechen bekämen, sie machten einander aufmerksam auf die komischen Sprünge des Bockes und ahmten sie lachend untereinander nach und auch wir Europäer vergaßen den Respect gegen den hochmögenden Supercargo so vollkommen, daß wir eben so toll lachten, wie die Wilden selbst und daß wir nicht einmal im Stande waren, demselben beizuspringen, oder was gleichviel ist, nicht daran dachten es zu thun, denn wir waren alle viel zu sehr mit dem Possierlichen in seiner Lage beschäftigt, um an das Schreckliche derselben zu denken. Da der Mensch übrigens bei der ganzen Besatzung des Schiffes keinen einzigen Freund hatte, so war es wohl möglich, daß man ihm die Züchtigung gönnte, die Jeder von Allen gerne vollzogen hätte und die doch natürlich Keiner zu vollziehen wagte.

Nachdem die Kampfscene vielleicht einige Minuten gedauert haben mochte,

kam es mir doch in den Sinn, dem Unglücklichen beizuspringen, ich nahm daher den Rohrstock des Kapitains, sprang die beiden Stufen herunter und versetzte dem bösen Bock einige Hiebe, worauf derselbe sich natürlich gegen mich wendete, aber dabei schlecht genug ankam, da mein Rohrstock ihm sein Gesicht so gründlich bearbeitete, wie er das des Supercargo bearbeitet hatte.

Dieser war indessen aufgesprungen und sah so jämmerlich und so furchtbar zerbläut aus, daß mich wirkliches Mitleid erfaßte, noch mehr als ich bemerkte, daß die Mißhandlung so weit gegangen war, um in seiner Seele etwas zu erwecken, das man wie einen entfernten Versuch zu einem oberflächlichen Anfluge von Dankbarkeit betrachten konnte. Er sprach: „O Gott, Sie sind mein Retter von dieser wüthenden Bestie, ich werde Ihnen das nie vergessen." Das will viel sagen für einen so hochmüthigen Menschen, viel für Jemand, der sich so über alle anderen Stellungen erhaben gestellt dünkt, für Jemanden, der nun vollends mich lediglich wie ein unbrauchbares Möbel, wie einen unnützen Brodesser betrachtete, den sein Schwiegerpapa nur angestellt habe, um einen gewissen Ruhm dafür zu erlangen, daß er große Geldopfer für die Wissenschaft bringe.

Ich geleitete Meyer nach den Booten und übergab ihn den Händen seiner Matrosen, welche ihn mit schadenfrohen Mienen empfingen und ihn vielleicht lieber getheert als gewaschen hätten, begab mich dann aber schleunig wieder zurück zu dem Hause des Königs, um die Ceremonie des Kawa-Reichens nicht ganz zu entbehren. Hier war denn auch die Ordnung so ziemlich wieder hergestellt, der König hatte seinen Sitz wieder eingenommen, der Priester gleichfalls, aber der Mundschenk oder Ceremonienmeister und die Uebrigen standen sämmtlich noch in einem heftigen Kampfe mit dem Lachen und es hatte den Anschein, als werde es noch ziemlich lange dauern, bevor die kriegerische Würde ein entschiedenes Uebergewicht über die Lachlust bekomme.

Der Ceremonienmeister füllte nun eine Schale, hob sie empor, bot sie abermals dem Könige an, dieser aber zeigte auf den Kapitain, den er dadurch hoch ehrte, indem er ihn als den Ersten im Range nach sich erklärte; ich konnte ein etwas schadenfrohes Lächeln nicht unterdrücken und frug mich selbst, wie wird er sich aus dieser Angelegenheit ziehen und siehe, er that es glücklich genug und vollkommen ernsthaft, so daß für den König keine Beleidigung daraus entsprang. Er sagte: „Unser Glaube verbietet uns, etwas zu genießen, das ein Anderer bereits halb genossen hat; unsere Religion will, daß derjenige, der mit einer Speise oder mit einem Getränke seinen Mund gefüllt, diesen Gegenstand auch herunterschlucke."

Ich weiß nicht, was daran Wahres ist, ob man Niemandem etwas aus dem Munde nehmen kann, Jemandem die besten Bissen vor dem Munde wegzuschnappen, ist durchaus nichts Ungewöhnliches in Europa, aber der Kapitain kam durch mit seiner Einwendung, wie man denn überhaupt im ganzen Orient Alles von sich abwälzen kann, was einem unangenehm ist, wenn man nur sei-

nen Glauben vorschützt. Vor diesem Glauben hat auch der roheste Wilde Achtung, was man leider den civilisirten Nationen nicht nachrühmen kann.

Die Ceremonie ging nun weiter und der König bestimmte durch sein Wort die Rangordnung der Krieger, die um ihn waren, der früher Genannte war nicht wenig stolz auf die ihm erwiesene Ehre und die noch nicht Genannten blickten mit Neid auf ihn. Es ist gewissermaßen ein Adelsdiplom und jeder Neugenannte schlürfte den Kawa, welcher ihm seinen Rang anwies, mit sichtlicher Wollust hinab.

Der König frug mich nun, ob wir nicht auch Kawa hätten, ich erwiederte, das sei allerdings so, nur hätten wir zweierlei, einen Kawa für die Männer und einen für die Frauen; der letztere heiße auch beinahe ganz so, nicht Kawa, sondern Kawe oder auch Kaffee und die Schalen aus Stein, in denen man ihn herumreichte, bestimmten ebenso die Rangordnung unter den Frauen, wie seine Cocosschale dieses bei den Männern thue; ich machte ihm auch begreiflich, daß es uns keineswegs an Rangunterschieden fehle und es ein höchst wesentliches Studium ausmache, alle diese Rangunterschiede zu kennen. Wer dagegen verstoße, gelte für ungesittet, aber es komme nicht häufig vor, denn man bringe in der Regel Personen, die sehr verschieden im Range sind, nicht in eine und die nämliche Gesellschaft; eine Geheime Regierungsräthin, eine Geheime Finanzräthin würde sich auf das Tiefste verletzt fühlen, wenn sie mit einer Geheimen Kanzleiräthin oder einer Geheimen Rechnungsräthin in der nämlichen Hütte zusammenkommen und Kawe mit derselben trinken solle. Die Männer, so fuhr ich fort, machten dabei weniger Umstände, ihr Kawa heiße Wein und er werde auch nicht viel appetitlicher zubereitet, als der Kawa hier; es sei der Saft von Früchten, die man mit den Füßen, bloß oder auch bestiefelt, ausgetreten habe und den man dann trinke. Ich fuhr fort, ihm mitzutheilen, wie die Männer weniger streng auf Rangunterschied halten und wie es wohl komme, daß ein sehr vornehmer Herr einen sehr niederen, vielleicht gar schurkischen Menschen in seine Gesellschaft ziehe, wenn er nur recht Rupien besitze, auch komme vor, daß ein Geheimer Regierungsrath mit einem weit Untergebenen in einer Kawahütte (welche man bei uns Weinhaus oder auch wohl schlechtweg Kneipe nenne), zusammenkomme und mit ihm Männerkawa trinke, besonders wenn der Untergebene dem Vorgesetzten häufig Cachelot-Zähne geliehen habe, unter der Voraussetzung, dieselben niemals wieder zu bekommen. Dergleichen werthvolle Dinge nenne man bei uns Dukaten oder Goldstücke und sie würden so hoch geschätzt, als hier die schönsten Cachelot-Zähne. Wenn aber der Untergebene sich's einfallen lasse, das Geliehene zurückzubegehren, so sei dieses eine solche Beleidigung, daß dadurch alsbald der Rangunterschied zwischen dem Geber und Empfänger wieder hervorgerufen werde und es als ein Glück zu betrachten sei, wenn dadurch keine schlimmeren Folgen wachgerufen würden, als daß der vornehme Mann mit dem geringen niemals wieder Kawa trinke.

„Macht Ihr Euch denn Euren Kawa selbst?" frug der König; ich erwiederte pflichtgetreu und der Wahrheit gemäß, daß dieses nur von den Frauen geschähe und daß die Männer sich immer ihren Kawa von anderen Leuten machen ließen. „Habt Ihr Männerkawa bei Euch?" Ich war so glücklich, dies bejahen zu können und goß aus meiner Lederflasche in das lederne Becherchen, welches ihren Kork bedeckte, so viel von meinem Madeira, um ihm einen Begriff von dem Geschmack desselben zu geben und ich muß gestehen, daß er so viel gesunde Vernunft hatte, denselben besser zu finden als denjenigen, den er hatte bereiten lassen.

Ich frug den Kapitain, ob er den anwesenden Gästen nicht das Vergnügen machen wolle, europäischen Kawa zu kosten, es müsse ja nicht gerade Madeira sein, die hohen Häupter, um Latschika versammelt, würden auch wohl mit Wachholderbranntwein zufrieden sein. So geschah es denn, daß aus dem Boot ein Fäßchen mit diesem Branntwein heraufgeholt, den Matrosen aber für ihre zeitweilige Entbehrung eine reichliche Entschädigung am Abend versprochen wurde.

Was für Augen machten die edlen Häupter dieser Nation, als sie das köstliche Naß zu schmecken bekamen, und vorsichtig war dasselbe mit Wasser verdünnt, also nicht übermäßig stark, aber doch gab sich die aufregende Wirkung bald zu erkennen und es schien mir, als hätten sie bei weitem größere Lust, diesen Kawa aus Cocosschaalen als aus Weingläschen zu trinken. Zum Glück war das Fäßchen nicht inhaltreich und die Zahl der anwesenden Krieger sehr groß, so daß die Portion, welche jedem Einzelnen traf, doch nur eine sehr mäßige war und auf den Kopf eines Matrosen wohl gar keinen Eindruck gemacht hätte; sonst dürfte es gefährlich gewesen sein, mit dem Löwen zu spielen, nichts dient bei diesen wilden Naturen besser zur Aufregung der wüthendsten Leidenschaften, als eine Portion Branntwein, größer, als sie mit Bequemlichkeit ertragen können. Ich hätte mir eigentlich Vorwürfe zu machen darüber, daß ich die gefährliche Bekanntschaft mit dem Branntwein eröffnete, allein ich hatte im Sinne, sie dadurch für uns zu gewinnen und freundschaftlich zu stimmen und das gelang vollkommen, sie kamen mir vor wie Kaliban in Sheakspeare's Sturm.

---

## Einundsiebenzigstes Kapitel.

**Fortsetzung des großen Festes. Unterricht in der Kochkunst wird Madame Latschika ertheilt und der Herr Gemahl findet die bereiteten Gerichte sehr gut. Besuch einer Opferstätte unter dem Schutze des Häuptlings. Ansichten über unsere Art der Kriegführung. Große Dummheit der Europäer, welche die beste aller Speisen den Würmern überlassen.**

Das Fest wurde nunmehr weiter fortgeführt, man brachte eine große Menge gekochter Fische herbei, auch hatte man schöne fette Streifen von Schweine-

fleisch in Bananenblätter gepackt und so gebraten in einem in die Erde gemachten Herde, welcher Feuer enthielt, so lange bis der Boden durchgeglüht war, worauf die Fleischstücke an diese heiße Stelle gebracht, mit Asche und darauf mit etwas Erde zugedeckt wurden und nunmehr auf dieser Erddecke das Feuer weiter brannte, bis die nöthige Gahre eingetreten. Dieses Fleisch war außerordentlich saftreich und zart, es war auch appetitlich, denn es lagen noch die verkohlten Bananenblätter um ein jedes Stück her, auch hatte man nicht nöthig, besorgt zu sein, daß es in demselben Topfe gekocht worden, in welchem man unmittelbar vorher Menschenfleisch zubereitet hatte, wiewohl Seine Fidjische Majestät uns die Versicherung gab, daß solches niemals geschähe und daß hiezu immer besondere Gefäße gebraucht würden.

Als Brod dienten geröstete Schnitte der Brodfrucht, weißer wie Schnee, aber leider so geschmacklos wie Oblaten. Ich machte mir späterhin das Vergnügen, ihnen Sauerteig zu geben und sie damit Brod backen zu lehren; ich zeigte ihnen, daß die zerriebene Frucht mit etwas Sauerteig zusammengeknetet in Gährung übergehe und ein schmackhaftes und zugleich nahrhafteres Brod gebe, ich lehrte sie auch, sich diesen Sauerteig selbst zu bereiten, dadurch, daß man einen Klumpen des gesäuerten Teiges ungebacken für den nächsten Tag verwahre, dann mit dem neuen Teig vermische und von diesem wieder einen Klumpen für den folgenden Tag zurücklege. Der Häuptling hatte mich so wohl begriffen, daß er die ganze Angelegenheit seinen Frauen auseinandersetzen und mich nach ein Paar Tagen mit einem trefflichen Weizenbrode aus der gegohrenen Brodfrucht regaliren konnte. Es schien mir von Wichtigkeit, diesen Cannibalen die Möglichkeit zu zeigen, sich verschiedene Gerichte zu verschaffen; ich lehrte sie darum auch die Bereitungsweise von Fleischspeisen und Mehlspeisen mit Fett. Sie kennen nur das Braten in der Asche oder das Kochen in Wasser. Als ich aber Madame Latschika gezeigt, wie man ein Huhn in Schweineschmalz braten könne und als ich ihr auch etwas Salz dazu gegeben, fand König Latschika dieses Gericht so überaus vortrefflich, daß er es unbedenklich für besser als Menschenfleisch erklärte. Salz haben die Leute freilich nicht und das wenige, was man ihnen vom Schiffe aus zukommen lassen konnte, mußte sich bald erschöpfen, aber ich zeigte ihnen, wie man sich aus dem Meerwasser Salz verschaffen könne. Es wurde eine kleine Lagune ein paar Zoll unter der Fluthmarke ausgegraben, da hinein das Fluthwasser gelassen, dann aber mittelst eines Dammes abgesperrt. Die tropische Sonne verdunstet das Wasser schnell, dann wurde der Canal wieder geöffnet und die Lagune abermals gefüllt und nachdem dieses dreimal geschehen war, zeigten sich bereits Salzkrystalle und Latschika war ganz glücklich, die Quelle dieses vortrefflichen Gewürzes zu kennen. Das Meersalz ist allerdings entsetzlich unrein und würde für unsern Gaumen ungenießbar sein, für Latschika und die Seinen erfüllte es den Zweck vollkommen und ich glaube, wenn Jemand sich längere Zeit mit diesen Leuten beschäftige

und sie darauf aufmerksam mache, wie viele Genüsse sie sich verschaffen könnten, ohne ihresgleichen zu schlachten, so würde es bald gelingen, sie von dem allerabscheulichsten Mißbrauch der rohen Gewalt gegen den Schwächeren zurückzubringen. Aber allerdings müßten es intelligente Leute sein, welche das in die Hand nehmen, diejenigen, die auf den Fidji-Inseln ansässig sind, ein Paar



Die Wohnung des Königs Latschika auf Vili Levu. (S. 316.)

Dutzend schiffbrüchiger engländischer Matrosen und ein engländischer Missionair, sind nicht geeignet, Civilisation zu verbreiten. Der Missionair lehrt durchaus nichts, als den Sonntag auf das abergläubigste streng halten und da sich gerade diesem Nichtsthun keiner fügen will, so erklärt der Missionair die Fidji-

Insulaner für gänzlich unverbesserlich. Die Matrosen —— nun was engländische Matrosen außer Boxen, Fluchen und Trinken lehren können, ist wie man weiß, nicht weit her.

Doch ich greife dem Gange meiner Geschichte vor. Es wurden noch mehrere Gerichte und auch einige von den Früchten des Landes herbeigebracht, um das Mahl zu beschließen; dann gab der König ein Zeichen, daß die edlen Herren sich ihrer Freiheit nach Belieben bedienen könnten und uns frug er, ob wir Wünsche an ihn zu richten hätten. Da der Supercargo nicht gegenwärtig war, wurde wie begreiflich von Handelsangelegenheiten nicht gesprochen, ich aber bat, uns sowohl das Dorf als den Tempel oder sonstige Merkwürdigkeiten zu zeigen; hiezu war er sehr gerne bereit und so sahen wir denn zuerst einen künstlich aufgeworfenen Hügel von 12 Fuß Höhe, welcher ganz von absichtlich gepflanzten Bäumen im Kreise umgeben war, sonst aber so dicht mit Buschwerk besetzt, daß man selbst innerhalb des Kreises der Bäume stehend die Krone des Hügels nicht sehen konnte.

Der Fürst führte uns nun zu einem anderen Heiligthume und sagte der Ort sei überhaupt tabu und dürfe von Niemand, außer ihm und dem Priester, betreten werden, auch wir könnten nur unter seinem Schutze und auch dann nur bis zum Eingange gehen, so weit wolle er uns führen, bäte uns aber dringend, nicht einen Schritt in den Kreis selbst zu thun, was wir auch gerne versprachen, um so mehr, als er behauptete, uns durch seine ganze Macht nicht schützen zu können gegen den Zorn des Priesters, von dem ein Wort genüge, um alle Häuptlinge zu unserem Untergange zu verbinden.

Wir durchdrangen das Dickicht und kamen auf eine Plateform, welche die Aussicht auf die dahinter liegenden Gebirge bot; hier sah man in einem unregelmäßig gezogenen Kreise 18 roh geformte Säulen von sehr verschiedener Höhe stehen, welche theilweise durch Verwitterung so gelitten hatten, daß sie nur noch Ruinen ihrer vorigen Größe waren. Ich muß gestehen, ich konnte es nicht fassen, wie solche mächtige Blöcke von diesen Insulanern hierher gebracht worden waren. Da sie durchaus nichts von Mechanik verstehen, da sie gar keine Werkzeuge haben, so mußte die Arbeit eine ganz riesige sein.

Ich frug nach dem Zweck der wunderbaren Anhäufung von Steinen und er wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus; dann aber sagte er: „Das, wozu diese Steine errichtet sind, geschieht nicht mehr, darum kann ich es auch wohl sagen. Hier wurden sonst die Menschen geschlachtet, welche den Zorn der Götter zu versöhnen bestimmt waren. In der Mitte stand der Priester, welcher das Opfer verrichtete, an den Säulen standen die Häuptlinge, auf der höchsten saß der König, dem Opfer zusehend; dann wurde ihm das noch warme Gehirn geboten und wenn er und der Priester dasselbe verzehrt, so zerschnitten die Anderen den Leichnam und Jeder suchte davon so viel zu bekommen als möglich."

Ich frug, ob das ein Häuptling sei, der geopfert werde. Ganz erstaunt

sah der Mann mich an, ob er wirklich mich verstanden hätte, dann sagte er: „Wo wird ein Häuptling sich opfern lassen, dazu sind die Untergebenen da, diese werden für die Häuptlinge geschlachtet, um den Geist zu versöhnen und den Gaumen der Häuptlinge zu erfreuen." Ich konnte nicht umhin, ihm zu gestehen, daß dieses ganz vernünftig sei und daß man es bei uns gerade so mache, nur daß man es etwas mehr in's Große treibe, indem man nämlich nicht einen Menschen schlachte, sondern eine halbe Million Menschen aufeinander hetze, welche sich gegenseitig abschlachten müßten.

Sein Auge glänzte. „Ha!" rief er aus, „das muß schön sein und die Uebrigbleibenden setzen sich dann hin und verzehren die Gefallenen, nicht wahr?"

Ich konnte diese Frage nicht bejahen, sondern sagte, daß man dergleichen den Raben, Geiern und Wölfen überlasse, was für diese zu viel sei, aber unter der Erde verscharre.

„Aha," meinte er, „und dann Feuer darüber mache und sie brate; ja, so zubereitet nach längerem Liegen schmecken sie auch sehr gut, vielleicht noch besser als ganz frisch."

Sieh da, so dachte ich, selbst auf den Fidji-Inseln haben die vornehmen Leute schon Begriffe von haut goût. Ich sagte ihm nun, daß die so in die Erde Verscharrten zur Nahrung für Würmer dienten und daß man auf den mit Blut und Menschenleichen gedüngten Feldern Weizen baue, der eben dadurch prächtig wachse, daß man also die todtgeschlagenen Menschen allerdings esse, aber erst aus zweiter Hand.

Der König war ganz entrüstet, als er dies hörte und äußerte sich höchst unzufrieden mit uns. „O wie seid Ihr so dumm, Ihr Weißen," rief er beklagend aus, „Ihr schlachtet so viele Menschen auf einmal, daß eine ganze große Nation Monate lang davon leben könnte und dann überlaßt Ihr es den Raubvögeln und den Würmern! Wißt Ihr, daß das eine ungeheure, eine gar nicht zu vertheidigende Verschwendung ist? Wenn Ihr Eure Feinde nicht essen wollt, warum schlachtet Ihr sie denn? Auf diese Art muß Euch ja sehr bald die Nahrung ausgehen — nein, da sind wir doch vernünftiger, wir schlachten nur gerade so viel, als man für eine gewisse Zeit braucht, dann schließen wir Frieden und leben von unserem Erwerb und wenn die Leichen alle aufgezehrt sind, so wird sich schon wieder ein Grund finden, um Krieg anzufangen und sich neuen Vorrath zu verschaffen, aber in solcher Weise verschwenderisch umzugehen mit dem Besten, was man hat — nein das ist ja gar nicht zu begreifen."

Noch ganz entrüstet über unsere Dummheit, und zweifelhaft, ob es überhaupt der Mühe werth sei, solchen Thoren noch besonders was zu zeigen, ging er mit uns den Berg hinab und führte uns nach dem Dorfe, an dessen Spitze sein Palast stand. Dieses Dorf war von ganz anderer Beschaffenheit, als das Haus, welches der Fürst bewohnte. Die Häuser nämlich ruhten zwar gleich jenem auf Plateformen, sie schwebten über dem Boden, aber zuvörderst viel beträchtlicher,

viel höher, als das Haus des Fürsten, dann aber keineswegs auf Pfählen, sondern auf Mauern. Theils auf cyklopischen, wie man sie noch heutigen Tages in Polen und in Sachsen findet, indem man ganz unregelmäßige Steine, wie sie der Zufall bietet, an einander paßt und mit Mörtel oder Lehm verbindet theils aber waren die Mauern aus ziemlich großen, aus Lehm geformten und an der Sonne getrockneten Quadern, ungewöhnlich großen Luftsteinen, errichtet. So bildeten sie den Umfang und zugleich das Fundament des Hauses. Auf diesen Mauern ruhte nun der bewohnte Boden, der in der gewöhnlichen Weise sehr hoch überdacht war.

Ich frug, wozu diese Mauern dienten, er sagte mir: „Zum Schutz gegen Ueberfälle feindlicher Stämme;" nun frug ich weiter: und Dein Haus entbehrt dieses Schutzes? „Das ist nur meine Wohnung während des Tages, erwiederte er, „zur Nachtzeit habe ich eine sicherere Wohnung und zu dieser will ich Euch geleiten."

## Zweiundsiebenzigstes Kapitel.

Ein königliches Privathaus und ein Thronsitz, welcher singt und schreit. Der König lernt zu seiner und der allgemeinen Rührung trommeln. Hauptsächliches Kleidungsstück der Fidji-Damen. Ihre seltene körperliche Vollendung. Wie die berühmtesten Reisenden darüber dachten und wie ich, der unberühmteste.

Bald gelangten wir zu der Wohnung des edlen Herrn, welche sich noch auf eine andere Art den anderen gegenüber auszeichnete. Sie stand nämlich nicht allein auf einer, wiewohl etwas niedrigeren Mauer, sondern sie war ganz von einer zweiten umgeben, wodurch zwischen beiden ein klafterbreiter Gang übrig blieb. Diese äußere Mauer hatte mehr als 8 Fuß Höhe, so daß wenigstens das untere Drittheil des Hauses dem Gesicht entzogen war, die Bewohner mithin an jeder beliebigen Stelle ihr Haus verlassen konnten, ohne von außen gesehen zu werden.

Auf der schmalen Seite hatte die äußere Mauer ihren Eingang und dieser war wieder von zwei weit vorspringenden Mauern vertheidigt, wodurch ein mehr als 20 Schritt langer Gang entstand, der leicht durch ein Paar Steine unzugänglich gemacht werden konnte.

„Hier wohne ich während der Nacht," sagte Latschika, „dort wohne ich während des Tages am luftigen Meeresstrande. Ich kann zwei Häuser haben, denn mein Volk muß mir dieselben bauen, die Leute aber sind arm und sie mögen nicht arbeiten, daher sind sie zufrieden, wenn sie überhaupt ein Haus haben und denken nicht daran, sich ein zweites zu bauen, was mir auch sehr

lieb ist, denn es würde mir die Aussicht nach dem Meere benehmen und die Luft verderben."

Nun erklärte sich mir auch die Dürftigkeit der Einrichtung des von uns betretenen königlichen Hauses, in dem ich nichts als die Holz- und Steinsitze, dann aber die schönen Matten an den Wänden bemerkt hatte, allerdings war die Nachtwohnung reicher versehen. Der vordere Raum, ungefähr ein Viertheil des Ganzen, hatte außer seinem Schmuck von schönen Matten auch noch eine große Menge von Waffen aller Art, welche die Seitenwände zierten. Da sah man ihre schön geschnitzten Keulen, ihre eigenthümlich und mannigfaltig verzierten Speere; da sah man auch Beile groß und klein, meistentheils von Feuerstein gemacht, ferner Hämmer von Basalt in manchen Formen. Eine unendliche Menge von sauber gereinigten Schenkelknochen hingen vorläufig als Trophäen umher und warteten ihrer Verwendung zu Speerspitzen; auch einige europäische Waffen sah ich darunter, der Infanteriesäbel, welchen er von d'Urville erhalten, nahm den Ehrenplatz ein, eine Muskete war gleichfalls da, sonderbarer Weise auch eine Trommel, welche der gute Mann auf ganz eigenthümliche Weise, nämlich als Thronsitz, brauchte.

Als ich dieses sah, fiel mir ein, welch' ein Leben ich in die Versammlungen würde bringen können, falls ich den großen König trommeln lehrte; ich sagte jedoch kein Wort, sondern führte erst am nächsten Tage aus, was ich jetzt gleich erzählen will. Vom Schiffe wurden ein Paar schöne mit Messing beschlagene Trommelstöcke herübergeholt, dem Fürsten als Geschenk dargebracht, welcher indessen nicht wußte, was damit beginnen, freute sich jedoch darüber, wie Wilde und Kinder über Alles sich freuen, was neu und was blank ist. Als er nunmehr seinen Thronsitz verlassen, nahm ich die Trommel und untersuchte sie, ich fand sie vollkommen wohl erhalten, auch die Schnüre und Lederstreifen waren vorhanden sowohl als die Saiten, die man unter das untere Fell spannt, um den lärmenden Ton hervorzubringen. Nun bat ich den hohen Herrn mir ein geneigtes Ohr zu schenken, setzte mich auf einen Klotz, nahm die Trommel, nachdem ich sie durch mein Schnupftuch gedämpft hatte, zwischen die Kniee und begann wacker zu trommeln, so gut ich selbst es eben verstand. Himmel! wie spitzte Latschika die Ohren, er schlug die Hände über den Kopf zusammen, er besah die Trommel von allen Seiten und sagte: „Sie singt, sie spricht." Als ich sie nun in sofern verschieden stimmte, indem ich die Saiten verschiedenartig anzog, wodurch sich bedeutend unterscheidbare Töne höher oder tiefer hervorbringen lassen, wurde ihm das Singen, Sprechen noch mehr klar.

Nun nahm ich die Dämpfung fort und schlug einen lustigen Wirbel.

Der Eindruck war sehr sonderbar, er fuhr erschrocken auf mich los, hielt mir die Hände und sagte: „Sie schreit! Du hast ihr weh gethan!"

Ich gab ihm die Versicherung, daß ich der Trommel nicht wehe gethan habe und daß man sie schreien und singen lassen könne nach Belieben und zeigte

ihm den Mechanismus des Dämpfens, indem ich mein Schnupftuch zwischen die Darmsaiten und das Trommelfell brachte und dadurch das Anschlagen der ersteren an das Fell verhinderte.

Als er dieses begriffen und sich überzeugt hatte, daß hier nichts Lebendiges sei, erklärte er, mein Schnupftuch beseitigend, ich solle das Ding nicht stumm machen, wenn es ihm nicht wehe thue, so könne es schreien so viel es wolle und jemehr, je besser. Als ich nun auf die Trommel losschlug, sprang er vor Entzücken umher wie toll, dann nahm er mir die Stöcke aus der Hand und schlug mörderisch darauf los, wobei ich wieder zu bemerken Gelegenheit hatte, daß er der Trommel wehe thue und so unterrichtete ich ihn auf das sorgfältigste in der Handhabung der Trommelstöcke und o, welches Ansehen wird es dem Manne verleihen, es wird vielleicht das Paladium sein, von dem die Nachbarn werden hören und es zu rauben suchen werden, es wird aber auch das Paladium sein, welches das Volk, das in seinem Besitz sich befindet, vor dem Untergange schützt. Wenn einmal die Untergebenen des Königs Latschika nach dieser Trommel getanzt haben werden, wie ist es möglich, daß sie alsdann noch dieselbe sich rauben lassen. Auch die Weiber waren herbeigekommen und hatten uns Beide neugierig umringt und konnten gar nicht genug ihre Freude und ihr Erstaunen äußern über die wunderbar schreiende und sprechende Musik.

Ich kehre nun zurück zu meinem Besuch vom vorigen Tage, bei welchem Latschika uns die Herrlichkeiten seines Hauses zeigte; auch in seine Frauengemächer ließ er uns blicken. Dieselben waren ähnlich eingerichtet, wie auf den Salomonsinseln; jede Frau hatte ihren Pferch für sich, nur fand ich, daß nicht innerhalb der Hütte gekocht wurde, obwohl dieselbe so hoch, so geräumig und luftig war, daß man unmöglich durch den Rauch belästigt werden konnte, vielleicht war er sogar wohlthätig, indem er Insekten verscheuchte, allein es geschah nicht, man kochte nicht innerhalb der Hütte, vielleicht nur darum, weil sehr häufig ein Braten des Fleisches in Bananenblättern vorgenommen wurde, was natürlich nicht auf einem Herde, sondern nur in einer Grube geschehen konnte.

Die Weiber gingen sämmtlich vollkommen nackt, nur ein Flechtwerk aus gespaltenem Bambusrohr diente ihnen als eine Art Umgürtung. Man muß sich dies Flechtwerk vorstellen wie drei Springfedern von Fußlänge, welche sich in einem Punkte vereinigen und dabei stark gekrümmt sind. Die Vereinigungsstelle wird gerade dahin gelegt, wo der Oberkörper ganz aufhört und die Beine frei hervortreten. Zwei von diesen Springfedern legen die Frauen über ihre Hüften, so daß sie diese durch ihre Krümmung umfassen und vermöge ihrer Federkraft sich daran halten. Die dritte Feder wird zwischen den Beinen hindurchgenommen und schließt durch ihren Druck sich an das Kreuzbein an, dergestalt, daß auch diese Feder sich an dreien Punkten gegen den Körper stützt, die handgroße Vereinigungsstelle aber gerade am Schluß des Unterleibes liegt

und so gewissermaßen eine Schürze, aber eine sehr kleine Schürze bildet. Bei jedem natürlichen Bedürfniß muß dieses Kleidungsstück, oder wie man es sonst nennen will, entfernt werden und da es aus sehr elastischen Streifen von Bambusrinde geflochten ist, die guten Leute aber nichts von Unterfutter wissen, so sehen die Frauen an den Stellen, wo die Federn den Körper vorzüglich streifen, ganz zerkratzt aus. Im Uebrigen scheint ihnen so wenig darauf anzukommen, sich zu bedecken, daß sie diese Gürtel gegen ein Billiges verkauften. Eine Jede hatte deren mehrere und vertauschte dieselben unbedenklich gegen einige Glaskorallen, wenn aber ihr Vorrath erschöpft war, so stand sie keinen Augenblick an, dasjenige Ding, was gerade an ihr haftete, abzunehmen und dem Begehrenden zu reichen, da man sich denn einen sehr deutlichen Begriff von dem Costüm machen konnte, welches unsere Urahnen vor dem Sündenfall getragen.

Es ist unzweifelhaft wahr, daß die Körper dieser Weiber tadellos schön genannt werden können, besonders ist es der obere Theil bis zu den Hüften, der Nacken, die Brust, der Rücken, die Arme, das alles ist von den reinsten Formen; die Hände sind so außerordentlich schön, daß eine Jede einen Bildhauer entzücken würde, nur die Kniee und die Füße entbehren dieser allgemeinen Harmonie. Weil sie nämlich immer mit angezogenen Knieen sitzen, so sind diese dick und weil sie immer mit bloßen Füßen gehen, so sind dieselben etwas zu breit nach unserem Geschmack, wiewohl sie sonst sehr klein sind. Aber ich sage ausdrücklich nach unserem Geschmack, denn unzweifelhaft ist dieser breite, kräftige Fuß viel zweckmäßiger, als unser durch Schuh und Stiefel verdorbener, bis zum Verunstalten aller Formen zusammengedrückter Fuß. Dieses gänzliche Nacktgehen hat aber auch noch eine andere eigenthümliche Folge, alle haben eine unbeschreibliche Gracie. Wenn eine Europäerin und wäre es die Frau eines Fischers aus dem südlichen Italien, welche zu vier Fünftheilen unbekleidet geht, wenigstens so lange sie mit ihrem Manne arbeitet — aufgefordert wird, ihr letztes Gewand abzulegen, so findet sie sich genirt, sie bückt sich, sie klemmt sich, sie nimmt ungeschickte, unschöne Stellungen ein. Ganz anders mit den Wilden, welche überhaupt kein Kleidungsstück kennen, sie bewegen sich völlig frei, völlig ungezwungen und daraus geht jene Gracie hervor, die wir bei den Kindern und bei den Wilden bewundern.

Zugleich habe ich bemerkt, daß es auf die Gesichter wenig oder gar nicht ankommt, wenn der übrige Körper so schön ist. Bei den Formen, die man hier sieht, vergißt man ganz und gar, daß die Mädchen oder jungen Frauen auch noch ein Gesicht haben, man sieht es kaum und man würde es gar nicht sehen, wenn diese Mädchen in ihren häßlichen Gesichtern nicht so unbeschreiblich, nicht so wunderbar schöne Augen hätten, deren Feuer und deren Milde, deren zärtlicher, wie deren ernster Blick gleich entzückend sind. Auf diese Weise kann ich mir sehr wohl vorstellen, wie sonst wahrheitsliebende Männer, wie berühmte wissenschaftliche Notabilitäten: Bougainville, Cook, Forster, la Perouse, Rossel,

Krusenstern, Chamisso und viele Andere mit solcher Begeisterung von der Schönheit dieser Mädchen sprachen. Sieht man den Körper einer Venus und sieht man ein Paar süß lächelnde Augen und eine Doppelreihe von Perlen in dem Munde, so sieht man in der That die aufgeworfenen Lippen und die breite Nase nicht mehr.

Ich theile diese Ansicht allerdings nicht vollkommen. Ich kann nicht in Abrede stellen, daß ich mich dem Eindrucke, den sie machten, nicht entziehen konnte; ich kann nicht leugnen, daß ich sagte, was sind das für wunderschöne Körper, aber dabei blieb es auch. Wenn ich ein Weib schön finden soll, so muß mir auch die Farbe zu Hilfe kommen und die Form des Gesichts. Der Bildhauer wird dabei sagen, das sei sehr geschmacklos, schöne Formen seien einmal schön und eine Venus von Bronce sei es nicht in geringerem Grade, als eine Venus von Marmor oder sonst einem anderen Material, aber ich erwiedere darauf, das ist richtig für den Künstler, allein neben dem Künstler steht der Mensch und sicherlich wird der Mensch eine Statue von Marmor nicht so schön finden, als ein junges Weib von gleicher Formenpracht und ich muß bezweifeln, daß der berühmte Canova seine Hebe geheirathet haben würde.

## Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Wasserscheu der älteren Personen, Reinlichkeit der jüngeren. Großer Fischfang im Meere. Das Haus des Häuptlings. Anordnung des ganzen Dorfes. Ein Haus des Priesters und ein Tempel. Hohes Ansehen des Priesters oder Nambetti. Menschenzähne als Halsschmuck.

Der hohe Herr hatte sich eine bedeutende Quantität von Frauen zugelegt und ich wage nicht zu behaupten, daß hier derselbe Gebrauch herrschte, wie auf den Salomons-Inseln, daß nämlich Jugend und Jungfräulichkeit wie Fehler betrachtet werden, von denen der letztere noch viel größer ist, wie der erste, aber ich sah doch neben den vielen jungen Frauen, welche Latschika hatte, auch eine ziemliche Anzahl von älteren oder wirklich alten, welche mit nicht weniger Zärtlichkeit behandelt wurden, als die jungen. Obgleich wohl sicher die Untreue mit sofortigem Tode bestraft wird, so konnte ich doch durchaus keine ängstliche Zurückhaltung, kein Vermeiden von vielfältiger Begegnung, noch sonst etwas bemerken, was darauf gedeutet hätte, daß die Weiber sich in einer beschwerlichen, in einer ängstlichen Abhängigkeit befänden, daß sie beaufsichtigt worden wären, daß der Mann sie mit Eifersucht verfolgte; so habe ich gesehen, wie sie z. B. auf den Fischfang gegangen sind und durchweg junge Männer und junge Frauen sehr nahe in Berührung kamen, ohne daß es irgendwie aufzufallen schien, ohne daß die Leute selbst ein Arg daraus gehabt hätten und eine solche Fischereiscene

ist übrigens etwas sehr Anmuthiges. Es scheint, als ob die älteren Personen eine gar zu innige Berührung mit dem Wasser scheuen, daher man an diesen mitunter auch einen Ueberzug von solcher Dicke wahrnimmt, daß er abblättert, eine wahre Rinde von Schmutz. Die Jungen, welche der Fischerei obliegen, entbehren dieses vielleicht wärmenden Ueberzuges, denn nicht nur konnten wir vom Schiffe aus sehen, daß sie mit dem ersten Morgenlichte sich zuerst im Meere, dann aber in einem Bache badeten, sondern auch beim Fischzuge selbst nie unterließen den Körper förmlich zu waschen, mit den Händen abzureiben.

Um zu fischen, begeben sich 60 und mehr Jünglinge und Mädchen, Frauen und junge Männer bunt durcheinander an das Gestade. Hier wurde der oben beschriebene geflochtene Gürtel abgenommen und auf dem Sande niedergelegt und nun gingen sie an zwei verschiedenen Punkten in einer langen Linie so weit in das Meer, als es bequem geschehen konnte, sie gingen ungefähr bis an die Brust hinein und dabei wurde dann eben fleißig und vielfältig an sich und an Anderen gewaschen. Eine unreine Stelle, die man selbst nicht sehen konnte, wurde von einer anderen Hand entfernt und die Dienste waren häufig, gegenseitig, ja von einer solchen Art, daß man wohl etwas dabei hätte empfinden können und daß ein Mann oder eine Frau bei uns, wenn sie auch nicht zur Eifersucht geneigt gewesen wären, diese Dienstleistungen doch wohl als ein zu weit gehendes Zeichen von Vertraulichkeit angesehen haben würden. Hier machte das weder auf die Zuschauer noch auf die handelnden Personen auch nur den geringsten Eindruck.

Wenn der jederseits im Wasser befindliche Flügel der Kette der Fischer eine genügende Entfernung vom Ufer erreicht hatte, so gingen sie beide auf einander zu und bildeten einen großen Halbkreis, dessen Sehne das Ufer war, nun schritten sie, mit dem Rücken gegen das Meer gekehrt, auf eben dieses Ufer zu, näherten sich demselben und unter einander immer mehr, so daß sich abermals Gelegenheit zu sehr inniger Communication bot, aber auch hier konnte ich nichts wahrnehmen, was irgend wie ein Verständniß zwischen ein Paar Personen angedeutet hätte, wiewohl ich auch wieder sagen muß, von meinem Standpunkt als Europäer ausgehend, ich hätte nicht der Mann einer dieser Schönen sein dürfen, es wäre zwischen ihr und mir ganz gewiß zu großen Verdrießlichkeiten gekommen.

Bei diesem Aneinanderrücken und bei diesem Zuschreiten auf das Ufer wurden unzählige kleine Fische, an denen diese Küsten sehr reich zu sein scheinen, auf das Ufer getrieben und sobald sie in so flachem Wasser waren, daß die freie Bewegung ihnen schwer werden mußte, wurden sie ergriffen und auf den Sand geschleudert, wo dann die älteren Frauen dieselben empfingen. Die Menge fußlanger und ellenlanger Fische war so außerordentlich, daß ein Jeder von Allen mehr als reichlich betheilt wurde und in seinen Armen so viel davontrug, daß sein Haushalt für diesen Tag sicher nicht in Noth war.

Vom Meere zum Dorfe beträgt die Entfernung nahezu eine Viertelstunde,

denn dasselbe liegt sehr schön und schattig und als Latschika uns dasselbe zeigte, waren wir erstaunt über die Schönheit der Gebäude, deren manches wohl die Arbeit von vielen Wochen gefordert hatte, und über die glückliche Lage, welche sowohl gegen die heftigen Stürme dieser Gegend als gegen den furchtbaren Sonnenbrand Schutz zu leisten, geeignet war, aber noch mehr setzte uns in Verwunderung der Schutz, den dieses Dorf hatte gegen das Andringen äußerer Feinde. Der Ort war eine förmliche Festung; abgesehen davon, daß die Häuser ummauert waren, zog sich auch um die ganze Waldgrenze desselben eine sehr hohe Mauer aus Bruch- und aus Lehmsteinen, welche eine ungewöhnliche Dicke hatte und gewiß reichlichen Widerstand gegen feindliche Angriffe gewährte. Diese Wilden beschleichen einander und sind nicht gerade geneigt zu einem offenen Angriff, wenn man also das Erstere hindern kann, so ist man gegen einen Letzteren so ziemlich gesichert, denn das fällt Niemandem von den Wilden ein, die offene Seite des Dorfes in Masse anzugreifen; es ist möglicherweise diese Mauer allein, welche dem Könige Tanoa und seinem Nachfolger die Oberherrschaft über einen ziemlich weiten District gesichert hat; im Uebrigen liegt in der Erbauung derselben der Beweis, daß die Leute fühlen, sie seien eines Schirmes bedürftig, so wie der Beweis, daß sie sehr wohl verstehen, gemeinsame Arbeiten auszuführen, eine Fähigkeit, welche man den Südseeinsulanern im Allgemeinen sehr gerne abspricht.

Die Häuser ziehen sich ziemlich ohne Regel, wenigstens auf das entschiedenste entfernt von dem Gedanken einer Vereinigung in Straßen, in einem schönen freundlichen Thal an der Grenze des Waldes den Berg hinan. Am höchsten Punkte nahm ich ein Gebäude wahr, welches mir etwas mysteriöses zu haben schien. Es war von Stein gebaut, ganz quadratisch, mochte 50 Schritte im Umfang haben und zeichnete sich vor den anderen dadurch aus, daß es auf der Mauer eine Menge aufgerichteter Steine trug, die man allenfalls mit Obelisken dürfte vergleichen können, das Haus übrigens hatte kein Dach. Wir wollten hinein, es wurde jedoch tabu genannt und wir mußten draußen zurückbleiben. Wie ich später von Latschika erfuhr, so ist dieser ummauerte Raum das Schlachthaus; nicht sowohl dasjenige, worin Schweine oder andere Thiere geschlachtet werden, sondern dasjenige, in welchem man die Menschen, die zum Speisen bestimmt sind, schlachtet und zertheilt, um sie an die einzelnen Haushaltungen abzugeben, falls nicht eine allgemeine Metzelei und ein großes Festessen statthat.

In der Nähe dieses Hauses befindet sich auch der Tempel, der Bau in welchem der Priester wohnt und in welchem er Dienste verrichtet, welche der Gott dieser Inseln verlangt. Sonderbar genug, dieses Haus ist nicht tabu, es ist nicht heilig, von welchem Hause hätte man es eher erwarten sollen, als gerade von diesem und doch ist Jedermann aus dem Volke der Eintritt gestattet, es scheint mir sogar, als sei dasselbe eine Art von öffentlichem Versammlungsorte für alle Müssiggänger, deren es in dem glücklichen Klima und in der

völligsten Sorglosigkeit für die Zukunft, ja nur für den nächsten Tag, sehr viele giebt.

Der innere Raum ist mit Matten belegt, die Wände sind damit behängt und sind ferner mit den Geschenken aller derjenigen geschmückt, welche an die Gottheit eine Bitte zu richten haben, die immer von einem Geschenk begleitet sein muß; diese Geschenke bestehen meist in Waffen, mitunter auch wohl, besonders wenn sie von Frauen herrühren, aus anderen Gegenständen, namentlich ihrer Industrie. Im fernsten dunkeln Winkel befindet sich eine Abtheilung, durch Vorhänge von dem übrigen Raume gesondert, dieser Raum ist tabu; selbst die Matten, die die Scheidewand bilden, sind es und dürfen von keiner Hand berührt werden, dahinter wohnt der Priester. Dort beschäftigt er sich mit dem Wohle des Volks, dort trägt er die Bitten dem großen Geiste vor, was sonst dahinter noch vorgeht, weiß Niemand, aber der Priester, welcher den Titel Nambetti führt, wird bei allen wichtigen Gelegenheiten um seinen Rath, um seine Ansicht befragt. Verborgen in dem Winkel des Hauses des Geistes (kiné balu) spricht er mit diesem Geiste und läßt sich durch denselben belehren, über das, was gethan oder unterlassen werden müsse. Ist dieses geschehen, so theilt er das Resultat seiner Besprechung dem Häuptling mit und dann ist die Sache beendet; was der Nambetti gesagt hat, geschieht, es ist daran keine Appellation, es ist das nämliche was im Mittelalter „Rom hat gesprochen" bedeutete, hiemit ist Alles abgemacht; man sieht, welch' ein ungeheures Uebergewicht dadurch in die Hände des Priesters gelegt wird, gleichviel ob er Pope, Papa oder Nambetti heißt. Im Uebrigen ist dieser Mann keineswegs ausgenommen von den übrigen Pflichten des Mannes. Hat er Krieg ausgesprochen, so kämpft er in den vordersten Reihen des Heeres, dem er angehört, gleich einem anderen Häuptling. Die einzige Auszeichnung, deren er sich zu bedienen pflegt, ist sein Halsschmuck von Menschenzähnen, während die anderen dergleichen von Muscheln oder von Zähnen des Cachelot tragen, die deshalb auch besonders gesucht und theuer sind. Der greise Nambetti, welchen wir bei dem Festmahle sahen, trug eine Schnur von wenigstens 20 Ellen Länge, d. h. sie ging ihm mehr als zwanzigmal um den Hals und bestand aus lauter Schneidezähnen; unzweifelhaft sind sie den unglücklichen Schlachtopfern abgenommen, die nach und nach unter seinen Henkershänden das Leben ausgehaucht haben.

# Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Eine Mythe der Fidji-Insulaner. Uebereinstimmung derselben mit der allgemeinen Fluthsage. Eine Mythe aus dem Götterleben der Fibji's. Der Vogel Rock im großen Ocean als Ente des Felsens. Eine romantische Entführungsgeschichte.

Die Insulaner haben auch noch andere eigenthümliche Sagen, welche beweisen, wie weit, wie allgemein verbreitet die Annahme der Entstehung des Menschengeschlechtes von einem Paare und der großen Fluth, welche zur Strafe über die Menschheit verhängt — sei.

Der oberste Gott dieser Insulaner heißt Roko-Muta. Spazieren gehend sah er einen kleinen Falken sein Nest bauen und er sah später, wie das Weibchen zwei Eier legte. Diese Erscheinung freute ihn so sehr, daß er beschloß, die Eier selbst auszubrüten. In Folge dessen gingen zwei menschliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, aus den Eiern hervor. Der Gott trug sie an den Fuß eines großen Baumes, woselbst sie verblieben, bis sie die Größe sechsjähriger Kinder hatten. Sie lagen auf den entgegengesetzten Seiten des mächtigen Baumstammes und konnten einander nicht sehen, doch als sie eine gewisse Größe erreicht hatten, sah der Knabe um den Baum herum, erblickte das Mädchen und alsbald erkannte er seinen Zweck, indem er sagte: Gott hat uns beide geschaffen, damit wir die Erde bevölkern sollen. Auf solche Weise kamen die beiden neu geschaffenen Menschen zu einander und erfüllten die ihnen aufgegebenen Pflichten. Der Gott gab ihnen auch Nahrung und lehrte sie dieselbe kochen. Die Sage hat übrigens mehrere Varianten, nach einer derselben ist der Gott Ndengi der Schöpfer sowohl der Thiere, als des Menschen, bei diesem letzteren hat er viele Versuche gemacht, welche zum Theile nicht einmal seine eigene, viel weniger anderer Götter Aprobation erhielten, so z. B. des Gottes Roko-Muta, welcher dem Schöpfer eine Menge grober Fehler an dem Weibe zeigte, welche dann verbessert wurden.

Die Fluth betreffend, so glauben die Fidji-Insulaner, daß sie die ganze Welt, nämlich den ganzen Fidji-Archipel betroffen habe. Die Ursache war übrigens eine ziemlich geringe. Der Lieblingsvogel Ndengi's wurde durch zwei Enkel des Gottes getödtet. Den Tod dieses Vogels Turu-Kawa wollte der Gott rächen; die Enkel hätten ihn bitten, hätten seine Verzeihung erflehen sollen, statt dessen trotzten sie ihm, führten eine sehr aufrührerische Sprache und befestigten die Stadt, in der sie wohnten, indem sie den Gott aufforderten, sie zu bestrafen, wenn er es vermöge.

Die Macht desselben muß nicht unmäßig groß gewesen sein, denn er nahm sich drei Monate Zeit, um seine Streitkräfte zu sammeln, gelangte indessen nicht dahin, die Stadt zu erobern und beschloß daher eine andere und wirksamere

Art durchzuführen. Auf sein Geheiß sammelten sich die Wolken über der Welt, ergossen ihren Regen darüber und setzten allgemach Städte, Hügel und Berge unter Wasser. Die eingeschlossenen Empörer lachten dazu, bis ihnen selbst das Wasser an die Kehle ging, bis die Fluthen, welche ohne Ende immer höher stiegen, auch die Gipfel des Berges erreichten wo die Festung lag und nun riefen sie Ndengi um Hilfe an und er rieth ihnen freundschaftlich, sich zwei Nachen zu bauen und darin sich vor dem Andringen der Gewässer zu retten. Das geschah und diese Nachen blieben auf der Höhe der Insel Mbenga sitzen, woher es kommt, daß die Bewohner dieser Insel selbst sich für die ersten Menschen der Welt halten. Zwei ganze Geschlechter der Menschen, eins aus lauter Weibern bestehend und das andere mit Schwänzen versehen, gleich den Hunden, wurden völlig ausgerottet und übrig blieben von allen Menschen überhaupt nur acht. Dieser Umstand giebt dem engländischen Missionair Williams in seinem Werke über die Fidji-Insulaner Veranlassung, zu zeigen, daß die mosaische Sage von Noah und seinen Kindern sich auch hier bewahrheite, indem selbst auf den Fidji-Inseln die Ueberzeugung herrsche, daß gerade acht Menschen übrig geblieben seien von der großen Fluth. Auch der Name eines kleinen Vogels, welcher eine klagende Stimme hat, giebt ihm Gelegenheit, Noah's Taube anzuziehen. Der höchste Gipfel der Insel Koro heißt „Ngingi tanzitne Koro" und das bedeutet einen kleinen Vogel, welcher über das ertränkte Eiland jammert. Dieser Vogel ist nach Williams Meinung die Taube des Noah, welche bei ihrem zweiten Fluge aus der Arche Boden fand, um sich niederzulassen. Nach eben demselben Berichterstatter steht bei dem Orte Sawu auf der Hauptinsel Vanoa levu ein Hügel, der das Fundament des babylonischen Thurmes ist. Die Eingeborenen waren begierig, zu erfahren, ob der Mond bewohnt sei und deshalb schütteten sie jenen Berg auf (sie hatten aber viel höhere in der Nähe bereits fertig) und erbauten darauf einen hölzernen Thurm, der sich immer weiter in die Lüfte und zuletzt wirklich in den Himmel erstreckte. Da brach plötzlich der untere, zu schwer belastete Theil des Baues auseinander und die in dem Thurme vertheilten vielen tausend Arbeiter purzelten durcheinander und wurden so auf alle Inseln der Welt, d. h. des Fidji-Archipels verstreut. Davon kommt es, daß man in der ganzen Welt nur die Sprache der Fidji-Insulaner spricht.

Es ist mir schwer faßlich, wie der würdige Missionair diese letzte Geschichte erzählen kann, da sie doch offenbar im Widerspruch mit der Bibel steht, denn durch den babylonischen Thurmbau wurde ja gerade bewerkstelligt, daß die Leute sich nicht verstanden. Sprachverwirrniß war das Resultat dieses Baues, nicht Verbreitung einer Sprache über die ganze Welt.

Auch geologische Mythen sind den Eingeborenen nicht fremd; die Leute haben den Unterschied zwischen dem ebenen Strand und den felsenreichen Thälern und den schluchtenreichen Gebirgen wohl bemerkt und sie wissen recht gut, woher der Unterschied kommt. Bekanntlich gehört alles dem Häuptling, worüber

die Schleppe seines Mantels geht, dasselbe findet mit einem Gotte in einem erhöhten Maße statt. Der Gott Roko-Muta machte eines Tages einen Spaziergang am Meeresstrande, da ebneten sich unter ihm, oder vielmehr unter seinem schleifenden Mantel, die Felsen und die Hügel und hingen sich an das Kleidungsstück des Gottes, bis derselbe dadurch gehindert wurde und nun seinen Mantel aufhob, wobei denn die Steine und Felsen herniederfielen. Der Unterschied der felsigen und ebenen Küsten rührt also davon her, daß der Gott dieselben stellenweise gefegt hat, wie unsere Damen die Straßen mit ihren Kleidern.

Die Stellung mehrerer Berge und Felsen, welche sich hier und da isolirt und in auffallender Weise sichtbar zeigen, wird auf ähnliche Weise erklärt. Es haben Götter oder Göttinnen sich den Spaß gemacht, dieselben zu verschleppen.

Ganz unabhängig von dieser Schöpfungs- sowohl als von der Fluthsage bestehen auf den Fidji-Inseln noch mancherlei eigenthümliche mythologische Märchen, welche beinahe anzudeuten scheinen, daß sie von Arabien oder Persien dahin gelangt seien, wenigstens findet sich die Sage vom Vogel Rok ganz schön ausgebildet vor.

In dem Götterlande Tombotombo wohnten Rokana und Okowa, zwei Götter, zwei Freunde. Der Erstere gab seine Schwester dem Letzteren zur Gattin und die Ehe war eine überaus glückliche; doch wie das Sprichwort sagt: „Treue Liebe ist nicht ohne Kummer", so war es auch hier. Okowa war zum Fischen auf das Riff gegangen und seine schöne Gattin hatte ihn begleitet, sie war jedoch nicht nahe genug bei ihm, um beschützt zu werden. Es kam ein gewaltiger Vogel, „die Ente des Felsens" herbei, bemächtigte sich der schönen Tutuwatiwati und flog mit ihr davon.

Okowa ergrimmte, er schrie vor Wuth, er warf seinen Speer dem Vogel nach, doch vergeblich. Er eilte nun zu seinem Schwager Rokana und verlangte seinen Beistand, dieser gewährte ihn sogleich. Beide setzten sich in ein Boot und kamen in einigen Tagen an das Eiland der Göttinnen, wo nur Jungfrauen leben und sich mit den Freuden der Jagd unterhalten.

Auf dieser Insel wollte Rokana bleiben, er sagte zu seinem Schwager: „Laß uns nicht weiter den Spuren Deiner Gattin Tutuwatiwati folgen, laß uns in diesem Lande bleiben, welches die schönsten Mädchen des Himmels birgt, wo Alles im größten Ueberflusse ist und wo es auch noch Kauris giebt (kleine Muscheln, welche als Scheidemünze gebraucht werden), um das Uebrige zu kaufen."

Der Schwager war nicht der Ansicht, er sagte: „Tutuwatiwati war sehr schön und ich habe sie noch nicht lange genug, um ihrer überdrüssig zu sein, wir wollen immerhin weiter suchen."

So geschah es denn und sie kamen nach der Insel, auf welcher — auf dem Berge Jasawas — der große Vogel wohnte. Man frug die Leute, wo derselbe zu finden sei und man wies ihnen die Höhle Sawailo, welche er bewohnte,

aber der Vogel war nicht zu Hause. Als sie umherschauten, bemerkten sie einen kleinen Finger der schönen Frau des Gottes Okowa, welchen dieser als eine kostbare Reliquie aufhob und verbarg, daran erkennend, daß der böse Vogel seine Gattin gefressen habe. Die beiden Götter ruhten nunmehr in der Höhle, da wurde es plötzlich finster, denn der Vogel nahete sich und sein breites, ausgedehntes Gefieder verdunkelte das Licht der Sonne und verbreitete Schatten und Nebel über die Erde.

In seinem gewaltigen Schnabel trug der Vogel fünf Riesenschildkröten und in seinen beiden Klauen zehn Walfische, welche er am Eingange der Höhle ablegte und zu verschlingen begann, ohne sich an die Anwesenheit der beiden fremden Götter zu kehren.

Okowa wollte dem Vogel alsbald zu Leibe, aber Rokana rieth ihm, noch zu warten, bis das Ungeheuer sich vollgefressen und bis er einen Sturmwind in der Höhle erregt habe.

Als dieses geschah, erhob der Wind die Schweiffedern des gewaltigen Vogels und es ward ein Theil sichtbar, der sonst bedeckt zu sein pflegt. In diesen hinein und durch alle Eingeweide jagte der junge Gott seinen gewaltigen Speer, so daß er ganz unsichtbar wurde.

Der Vogel fiel todt um, sie wollten ihm den Kopf abhauen, dazu hatten sie aber keine hinlänglich lange und schwere Waffe. Als Trophäe, als Siegeszeichen wollten sie eine Schwanzfeder mitnehmen und als Segel für ihr Boot brauchen, dieselbe erwies sich aber so schwer, daß das Schiff unter der Last versunken wäre; sie begnügten sich daher mit einer kleineren Feder, deren Anwendung als Segel auch vollkommen genügte, um sie glücklich wieder nach ihrer Heimath zurückzuführen.

Bevor sie das Schiff bestiegen, warfen sie den Körper des todten Vogels in's Wasser, dadurch wurde das Meer in solch erschrecklicher Weise zur Anschwellung gebracht, daß es die großen Länder auseinander riß und daraus sehr viele kleine Inseln machte.

Wir sehen hier eine neue Fluthsage; hier ist eine Ueberschwemmung und Umgestaltung der Erde nicht als Strafe für den Ungehorsam der Menschen durch Gott hervorgebracht, sondern durch die Unvorsichtigkeit zweier Götter.

# Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Ein Exemplar von der Race der Fidji-Insulaner. Ihre Art sich zu schmücken, tättowiren und bemalen. Die schöne Litinanta erhält Geschenke und macht ein werthvolles Gegengeschenk. Sie wird im Abseifen unterrichtet. Was die Folgen davon sind. Wie man das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigen kann.

Es würde vergeblich sein, ein allgemeines Bild von der Gestalt, von der mehr oder minder großen Schönheit des Körpers, von der Farbe der Haut, von dem Reichthum der Haare, von dem Schmuck, mit dem sie sich versehen, zu geben, was einfach darin liegt, daß die Race durchaus nicht mehr rein ist. Das Mädchen, welches wir hier auf dem Bilde sehen, ist die Tochter des durch d'Urville bestraften Nakalassé. So muß man doch wohl sagen, da sie die Tochter einer seiner Frauen ist, allein Latschika erzählte ihre Abkunft folgendermaßen:



Fräulein Litinanta. (S. 329.)

Nach der Expedition d'Urville's, welche wir erzählt haben, schickte der König einige kleine Abtheilungen von Kriegern aus, um so viel von den zerstreuten Untergebenen des mörderischen Königs zu fangen, als ihnen möglich sein würde. Unter diesen Gefangenen befand sich auch eine Gattin des Häuptlings selbst. Sie war von ungemein heller Farbe und war unzweifelhaft die Frucht des früheren Besuches der „schönen Josephine" an der Küste von Fidji levu. Diese gefangene Schöne zog die Aufmerksamkeit eines der jüngsten Offiziere der Expedition des Mr. François Demas, eines lebhaften Gascogners auf sich, der damals 27 Jahr zählte und gewiß geeignet war, die

Augen der ersten Französin reinsten Blutes nicht nur einer polynesischen Venus auf sich zu ziehen. Bei dem Anblick des Einen wie der Anderen zeigte sich, daß lebhafte Neigungen bei südlichem Blut in einem Augenblick entstehen können. Der Nordländer braucht längere Zeit dazu, sich zu verlieben, der Bewohner des südlichen Europa bedarf dazu nur eines Moments.

Es ist schwer zu sagen, ob der greise König wahrgenommen, was in den beiden Leuten vorging, aber eine Thatsache ist es, daß er das schöne Weib dem feurigen Offiziere als seinen Antheil an der Beute übergab, ihm gleichviel, ob er den größten Genuß darin finden würde, sie zu zerstückeln, zu kochen und zu braten, oder ob er sich andere und süßere Genüsse durch sie verschaffen wolle.

Der Offizier konnte das schöne Weib natürlich nicht mitnehmen und wollte es auch nicht schlachten, um so wenigstens eines Theiles desselben zu genießen, er bat daher Latschika, sein Dollmetscheramt auch für ihn zu gebrauchen und sich dahin zu verwenden, daß er mit der schönen Gattin des verjagten Häuptlings die Wohnung für kurze Zeit theilen könne.

Die Bitte wurde vorgetragen und gewährt und das schöne Mädchen, welches unser Bild zeigt, ist die Frucht dieser sehr kurzen Ehe. Ihre Farbe ist ganz die der Europäer von brünettem Teint, ihre Haare sind schwarz, lang und glänzend, wahrscheinlich wie die des Vaters, und sie kennt keinen schöneren Schmuck, als eben dieses lange und übermäßig reiche und lockige Haar frei über die Schultern und dem Nacken herabfallen zu lassen.

Wer nun nach diesem Bilde sich eine Vorstellung von den Bewohnerinnen des Fidji-Archipels überhaupt machen wollte, würde doch in einen gewaltigen Irrthum verfallen, abgesehen davon, daß sie gleich unserer jungen schönen Dame die Arme von der Mitte des Oberarmes und die Beine vom Knie abwärts tättowiren, d. h. mit blutigen, äußerst schmerzhaften Zeichnungen versehen (der ganze übrige Körper bleibt völlig frei von jeder Tättowirung), so entstellen sie das Gesicht auf die wunderlichste Weise durch Bemalen mit Kohle, Kreide und blauem Thon, welche alle, mit Cocosöl verrieben, aufgestrichen werden und häufig die aller abscheulichsten Fratzen bilden, was sie wiederum für schön halten, denn nur deshalb bemalen sie sich, gerade so wie unsere Damen sich in die entstellenden ungeheuren Reifröcke stecken, doch lediglich in der Meinung, das sei schön. Aber der übrige Körper wird gleichfalls mit einem Farbenaustrich versehen in mannigfaltigen Zeichnungen, Schnörkeleien, je nachdem die Malerin Geschick hat; ferner ist der Kopfputz gleichfalls sonderbar genug. Die Haare sind kraus und viel länger, als bei den Negern, auch durchaus nicht wollig; diese Krause aber benutzen sie, um dem Haar die sonderbarsten Gestalten zu geben. Männer und Frauen sind gleich erfindungsreich in diesem Punkte, sie toupiren dasselbe zu einer ungeheuren Kugel oder sie nehmen es auf beide Seiten des Scheitels abwärts, binden es rechts und links zusammen und lassen die krausen Büsche des Haares frei umherflattern, oder sie bilden sich förmliche Hörner davon, oder

schlingen es in einzelne Knoten, welche nun von der Größe der Wallnüsse bis zur Größe der Aepfel rund um den Kopf her stehen und hängen, und so variirt das auf die mannigfaltigste Weise; aber am sonderbarsten hiebei ist, daß sie auch dem Haar verschiedene Farbe geben, so steht es zu einem jugendlichen Gesicht von schöner hellbrauner Farbe sonderbar genug, wenn die eine Hälfte des Krauskopfes schneeweiß und die andere mit blauem Thon blaugrau bestäubt worden ist. Sie quadriren auch wohl das Gesicht sehr geschmackvoll, indem sie es durch einen Kreuzstrich in vier Theile theilen; die rechte Stirnhälfte und das darunter liegende Auge nebst einem Theil der Nase schneeweiß anstreichen, die andere Hälfte ebenso vollkommen schwarz, nun aber die untere rechte Gesichtshälfte wiederum schwarz zusammt der halben Nase, die linke Gesichtshälfte wieder weiß färben, dergestalt, daß das Gesicht aussieht, als ob es vier große schwarz und weiße Schachbrettfelder enthielte. Ueberdies ist der ganze Körper auf das sorgfältigste mit Cocosöl eingerieben, was sie thun, nicht allein, um sich gegen die Insekten zu schützen, gegen welche es in der That wirksam ist, sondern um sich durch den Glanz ein vornehmes Ansehen zu geben, um dadurch ihre Schönheit zu erhöhen.

Wenn diese Fidji-Schönen keinen Eindruck auf mich machten, so kann ich doch nicht leugnen, daß die Tochter Nakalassé's, oder, wenn man will, die Tochter des jungen Gascogners, mich sehr lebhaft interessirte, den Wunsch in mir regte, wenigstens etwas dazu beizutragen, daß die schöne helle Farbe bei ihren Abkömmlingen nicht wieder zurückschlage in das Braune und ich gab ihr zu erkennen, daß sie mir sehr gefalle, indem ich ihr ein kleines weißes Halstüchelchen von Seide mit eingedruckten Zeichnungen schenkte, wie man dergleichen wohl bei unseren Kindern sieht. Litinauta (so war ihr Name) wollte mir ein Gegengeschenk geben und da sie sonst nichts zu verschenken hatte, so drehte sie sich aus ein Paar Palmenblättern ein Schnürchen, schlang es um die reizenden Hüften, hing das kleine Tuch als zierliches Schürzchen in diese Schnur und gab mir das einzige Kleidungsstück, was sie bis dahin getragen hatte und was nun durch dieses Tuch unnöthig geworden war. Das Mädchen zeigte, daß es Geschmack hatte und daß es empfand, welches Geschenk als Gegengabe für mich von Werth sein konnte. Es war nicht schwer, mich ihr weiter verständlich zu machen und da die Mädchen hier eine unbeschränkte Freiheit genießen (nur die Frauen sind zur Treue verpflichtet), so war es auch nicht schwer, sie meinen Wünschen geneigt zu machen. Bei weitem schwieriger wurde es, ihr dahin verständlich zu werden, daß ich vor allen Dingen wünsche, sie von oben bis unten wiederholt mit Seife gewaschen zu sehen; sie that mir endlich den Gefallen, aber sie bestrich sich auch unmittelbar darauf wieder von Kopf bis zu Füßen mit Cocosöl und ich hatte viel zu dulden und zu reden, bevor ich es so weit brachte, daß sie das Einölen nach der Wäsche unterließ. Nun erst konnte ich sehen, wie ungewöhnlich schön dieses Mädchen war, welch einen Schmelz, welche Frische, welche sammetartige Be-

schaffenheit ihre Haut hatte; nur fand ich es jammerschade, daß die überaus schön geformten Arme durch die Tättowirung mit blauen, schwarzen und weißen Streifen und Zeichnungen so sehr entstellt waren. Diese Tättowirung nämlich besteht nicht in farbigen Punkten, wie man sie beinahe bei allen Matrosen auf den Armen oder auf der Brust sieht, sondern in Narben, welche durch eine scharfgeschliffene Muschel hervorgebracht werden. Man macht damit Einschnitte in die Haut in vielen parallelen Linien und läßt die wenigstens $^1/_8$ Zoll tiefen Wunden ganz offen, bis sie von selbst ausheilen; dadurch bilden sich Erhöhungen, indem das Fleisch aus der Haut gewissermaßen herauswächst. Die Farbe, in welche der Meißel getunkt war, theilt sich dem Fleische mit.

Dieser Arm, wenn ich ihn anfaßte, brachte mir immer Schauer hervor, denn ich dachte, die Berührung müsse dem Mädchen wehe thun und darum beschränkte ich mich auf dasjenige, was nicht tättowirt war und da war des Schönen so viel, daß ich meinen Aufenthalt sehr in die Länge ziehen durfte, bevor ich alle diese Reize erschöpft gehabt hätte. Das Mädchen hing bald mit all der Gluth einer 15jährigen Südländerin an mir und es wäre mir ein Leichtes gewesen, sie zu überreden, die Insel zu verlassen, ja sie deutete sogar darauf hin, aber die nächste Folge davon wäre gewesen, daß Herr Meyer dieselbe seinem Serail einverleibt hätte und möge mich Gott bewahren, daß ich irgend einen Menschen in solche Lage bringe. So wie die Sache jetzt steht, wird Litinanta unter ihren Gespielinnen hoch geehrt erscheinen, denn die Liebe eines Weißen hat sich auf sie gerichtet und wenn man sieht, daß diese Liebe nicht ohne Folgen gewesen, so wird irgend ein großer Häuptling ihre Hand begehren und sie wird eine Königin, während in Herrn Meyers Besitz sie eine Sclavin gewesen und als solche späterhin verkauft worden wäre; es lag mir daher ob, zu verhindern, daß sie von dem edlen Manne gesehen werde und ich sprach deshalb mit Latschika über meine Neigung zu Litinanta, wobei mir der sonderbare Name Gelegenheit gab, zu fragen, woher er denn komme.

„Nachdem ich Dir erzählt, wessen Tochter sie ist, setzt mich Deine Frage in Verwunderung," erwiederte Latschika. „Ihr Vater hieß Litinant und seine Tochter heißt folglich wie er, nämlich Litinanta."

„Ihr Vater hieß Demas, aber nicht Litinant," erwiederte ich, doch Latschika wandte ein, daß er nie anders als Litinant genannt worden wäre; nun erst ging mir ein Licht auf, er war Lieutenant und dies hatte man für seinen Namen genommen, daher die Verketzerung und die Verwandlung eines Titels in ein nomen proprium.

Latschika versprach mir das Mädchen verborgen zu halten und sie versprach mir, sich nicht einzuölen, bis ich wiederkomme; aber ach, wie leid that es mir, dieses Versprechen angenommen zu haben, sie war von unzähligen Stichen der bösartigen kleinen Gewürme bedeckt und hatte alle diese Schmerzen mit stoischem Muthe ertragen. Das Nächste war natürlich, daß ich sie auf das Dringendste

bat, nur alles Oel, dessen sie habhaft werden könne, zu verwenden, um ihre Stiche zu heilen und um sich vor neuen zu bewahren, und die Waschungen mit der Seife, wovon ich ihr einen schönen Vorrath mitbrachte, erst zu beginnen, wenn sie das Boot vom Schiffe herkommen sähe; für die Tageszeit nämlich war die Gefahr nicht so groß, die abscheulichen Thiere sind nur zur Nachtzeit so böse und gefährlich. Unter diesen Vorsichtsmaßregeln gelang es denn auch meinen Wünschen und ihren Bedürfnissen Rechnung zu tragen und als ich sie am nächsten Morgen wieder sah, fand ich den größten Theil der geschwollenen Stiche geheilt und in kleine dunkelrothe Pünktchen verwandelt und ich sah keine neuen Verletzungen; das Mädchen aber hatte nicht nur eine Freude an meiner Freude, sondern sie schien sich selbst zu gefallen ohne den Fettglanz des Cocosöls, dem Schaum und dem üblen Geruch desselben, doch alles zusammen eine leidige Nothwendigkeit für dieses schreckliche Klima.

## Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Wie die Frauen der Fidji-Insulaner leben. Ihre Arbeiten und Beschäftigungen. Industrie derselben und Handel mit den Kunst- wie mit den Naturerzeugnissen. Schildkrötschalen und Perlmuscheln. Große Gewandtheit der Frauen im Schwimmen. Ein kleiner Roman. Das werthvollste Schlachtvieh, welches die Insulaner haben.

Das Schicksal der Frauen auf den Fidji-Inseln scheint nicht so traurig zu sein, als das derselben auf den Sunda-Inseln oder gar auf Neu-Holland. Sie sind bei weitem freier als dort und ihre Arbeit kann man nicht so sehr beschwerlich nennen. Im Vergleich zu dem vollends, was sie zu leisten haben in Nordamerika, unter den schon viel civilisirteren Stämmen der Eingeborenen, ist ihre Existenz hier auf den Inseln eine paradiesische zu nennen. Vor allen Dingen sind sie ansässig, sie wandern nicht, haben mithin auch nicht die Verpflichtung, den ganzen Haushalt sammt ihren Kindern von Ort zu Ort zu schleppen, indessen der Mann nur mit seinem Gewehr oder Bogen und Pfeil vorangeht. Allerdings sind die Frauen auch hier Sclaven der Männer und sind harter Behandlung ausgesetzt, aber der Mann nimmt ihnen doch die hauptsächlichsten Arbeiten ab, er baut das Haus, er formt die Steine zu den Mauern, er höhlt den Baum aus, um daraus seinen Kahn zu gestalten, er fällt das Holz, was zum Kochen gebraucht wird, er geht auf die Jagd und auf den Fischfang; der Frau liegt die Pflanzung der Taro-Wurzeln und die Einsammlung derselben, oder der Früchte der Banane und des Brodbaumes, sowie die Bereitung der Speisen ob. Das mag nun allerdings immer nicht ganz leicht sein und bei der Pflanzung hilft der Mann nicht, ja häufig sah ich, daß die arme Frau das

Unkraut aus den Pflanzungen fortschaffte, indeß das jüngste Söhnlein auf ihrem Nacken ritt und wenn ihn durstete, sich von der Mama die Brust ganz bequem hinaufreichen ließ. Dies sieht nun allerdings so überaus unschön aus, daß man kaum dazu gelangen kann, Mitleid mit diesen Frauen zu haben; aber in der That ist die Arbeit nicht schwer und eine Bauernfrau in unseren Gegenden hat wenigstens das Zehnfache von dem zur täglichen Aufgabe, was die Frau auf den Fidji-Inseln spielend abmacht.

Eine gewisse Industrie kann diesen beinahe ganz rohen Naturkindern nicht abgesprochen werden; von großer Wichtigkeit für sie ist ein plastischer Thon aus welchem sie mit bloßen Händen, ohne irgend eine Maschine, wie Töpferscheibe u. dergl., Gefäße der verschiedenartigsten Gestalt und Größe zu bilden wissen, sie haben Töpfe und Gefäße (die ihrer Form nach Kessel genannt werden könnten), von solcher Ausdehnung, daß die europäischen Töpfer nichts von ähnlicher Größe zu liefern im Stande sind, die portugiesischen Töpfer ausgenommen, welche riesige Thonflaschen (ähnlich unseren Wasserflaschen) zu machen verstehen, von einer solchen Ausdehnung, daß sie den Inhalt eines Stückfasses Wein haben.

Die Insulaner schlemmen und reinigen ihren Thon und brennen die Gefäße vollständig, so daß man in diesen Töpfen oder Kesseln einen ganzen Menschen kochen kann. Die Formen derselben sind mannigfaltig und nirgend sieht man, daß die Hand sie gebildet hat; sogar bis zum Glasiren haben sie es hier gebracht.

Sie haben vier verschiedene Thonarten von beinahe ganz gleicher Feinheit und sonstiger Beschaffenheit, nur durch die Farbe von einander verschieden; die eine Gattung Thon bleibt nach dem Brennen weiß, eine andere wird hochgelb, die dritte wird roth in verschiedenen Schattirungen, die vierte wird schwarz, oder sie bleibt es vielmehr, denn sie hat diese Farbe auch im rohen Zustande. Man bereitet Trinkgeschirre, Schüsseln, Töpfe, Urnen, Vasen, sämmtlich von einer so geschmackvollen, man möchte fast sagen, correcten Zeichnung, daß man geneigt wird, zu glauben, sie seien nach ganz besonders gut gezeichneten Mustern auf einer Töpferscheibe gedreht und doch findet nichts von alledem statt. Ihr Werkzeug ist ein runder Stein als Basis, ein hölzerner Ring darauf und vier flache Schlägel von Holz und unter diesen einfachen Apparaten gehen die kleinsten wie die größten Gegenstände hervor.

Sie bereiten aus harten Hölzern eine große Menge verschiedener Haushaltungsgegenstände, alle erdenkliche Arten von Schüsseln und Näpfen, von Tassen und Kelchen werden aus diesem Material oder aus der Cocosnuß gebildet, sie verstehen dieselben äußerst schön zu verzieren und man kann bei der Härte des Holzes und den schlechten Instrumenten dies kaum begreifen, wenn man nicht die unglaubliche Geduld und die viele Zeit, die sie übrig haben, in Anschlag bringt.

Das Schönste, was sie zu machen verstehen, verdankt man den feinen zierlichen Händen ihrer Frauen und Mädchen; es sind dies Matten aus den verschiedenartigsten Pflanzenfasern gebildet und zwar sind sie an Stärke so verschieden, als der Gebrauch zu dem sie dienen. Die derbsten derselben, aus feinen gespaltenen Streifen von Bambus oder aus denjenigen Kletterpalmen denen wir unser Stuhlrohr verdanken, dienen um den Fußboden zu bedecken, feinere aus dem Bast der Palmenstengel dienen zur Bekleidung der Wände; nun machen sie noch aus den Fäden des Bananen- oder Pisangstammes, aus dem Bast des Papiermaulbeerbaumes und aus unendlich vielen anderen Pflanzenfasern, Gräsern u. dergl., oder auch aus dem Baste, der die Cocosnuß umgiebt, feinere Stoffe in unzähligen Abstufungen. Welche dienen zu ihrem Lager, andere zu dem Gürteltuch der Männer, noch andere zu dem Schleier, mit welchem die Häuptlinge ihren ungeheuren Haarwulst umgeben; so sieht man, daß die Feinheit eine sehr verschiedene sein müsse, aber nun kommt auch noch die Schönheit hinzu. Die Fäden sind nämlich so gleichmäßig gespalten und so regelmäßig und genau parallel neben einander gezogen, daß man glauben möchte, die Matte sei mittelst eines Webestuhls gemacht. Dann verstehen sie die Fäden mannigfaltig zu färben und mit diesen gefärbten Fäden bringen sie in ihre Matten so zierliche Muster, daß man versucht wird, sie als neue geschmackvolle Vorlagen für die Zeugweberei zu copiren.

Die Zeuge werden mitunter so sehr zart und fein gemacht, daß sie ganz gut als Schleier gebraucht werden könnten; von dieser Art sind die Tücher, welche die vornehmen Herren über den unmäßig auftoupirten Krauskopf nehmen. Die Fidji-Insulaner haben es auch schon zu einem unter den Wilden seltenen Luxus gebracht, nämlich zu Musquitonetzen, welche man überall auf dem stillen Meere, so weit der schöne Inselgürtel reicht, gebrauchen könnte, welchen man aber nur auf den Sunda-Inseln kennt.

Sie sind ungemein erfinderisch in dem Muster der Matten, die sie höchst sauber flechten, aber merkwürdig genug bleiben diese Muster constant dieselben in jedem Ländchen und zwar dergestalt, daß eine erfahrene Frau bei jeder einzelnen Matte zu sagen weiß, aus welchem Orte oder von welcher Insel sie herstammen. Gewiß haben wir in Europa außerordentlich zierliche Korbflechtereien, mit den Kunstwerken der Fidji-Insulaner sind sie jedoch gar nicht zu vergleichen, sowohl was die Mannigfaltigkeit in der Erfindung, als was die Zartheit in der Ausführung betrifft. Das Stricken der Netze haben sie zu gleicher Vollkommenheit gebracht und sie bedienen sich dabei genau derselben Nadeln und Stöckchen, wie wir in Europa. Das Garn wird aus dem Baste einer Hibiscus-Art oder aus den Fasern der Cocosnußschale und für sehr feine Gegenstände aus den Fasern einer Nessel von ungewöhnlicher Größe gewonnen, ebenso bedient man sich hierzu langer Fasern aus dem Baste einer Schlingpflanze.

Die Männer sind sehr geduldige Holzschnitzer, vor allem macht sich dieses an den Griffen und Flächen ihrer Kriegskeulen bemerklich, deren Zeichnung von Geschmack und Phantasie, deren Ausführung, wenn man bedenkt, wie einfach ihre Werkzeuge sind, von so großer Geschicklichkeit als Ausdauer zeugen; die Waffen werden häufig auf das Allerschönste mit Muscheln und mit Zähnen von verschiedenen Thieren ausgelegt und auch in der Anordnung dieser Art zeigt sich so viel Kunstsinn als Kunstfertigkeit.

Das Großartigste an Schnitzerei zeigen ihre Fahrzeuge, ihre Boote, sie sind sämmtlich mit langen Auslegern versehen, welche gewöhnlich selbst ausgehöhlt sind, so daß man also ein großes und ein kleines Boot zu einem Zwecke verbunden findet. Wenn das Hauptboot 40 Fuß Länge nicht übersteigt, so ist die angewendete Kunst gewöhnlich nicht sehr groß, solche Boote werden nur zum Fischfange gebraucht, allein sie bauen Kähne von 120 Fuß Länge, bei denen der Träger, der ausgelegte Balken, 50 Fuß mißt, das Verdeck also eben diese Längenausdehnung hat und dabei 24 Fuß breit ist. In dem Hauptboote steht der Mast zwischen 60 und 70 Fuß hoch. Diese Boote haben zwar einen Kiel aber merkwürdigerweise keine Rippen und die Planken steigen von dem Kiel rechts und links frei auf, indem eine an die andere gebunden wird. Es werden Leisten an jeder Planke ausgespart, welche übereinander greifen, die Planken selbst passen auf das Genaueste auf einander, die Fugen werden erhitzt, mit heißem Harze bestrichen und so aneinander gepreßt; vorher hat man aber durch die Leisten schräge Löcher gebohrt und wenn die Verkittung vorgenommen wird, zieht man Schnüre durch diese Löcher hin und her und nähert auf solche Weise die Planken aneinander.

Auswendig sieht man natürlich von dieser Näherei gar nichts, auswendig ist aber auch das Schiff überhaupt noch roh; nun erst wird es behauen, geglättet, geschliffen und zuletzt auf eine so sorgfältige Weise polirt, daß man das Kunstwerk eines deutschen Tischlers zu sehen glaubt. Ich sage absichtlich nicht Schiffszimmermann, denn ein solcher würde unter Anstrengung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel niemals ein Werk solcher Art fertig bekommen.

Inwendig werden die Fugen und die Näthe mit sehr festem, harten Harze noch so überkleidet, daß man weder Erhöhungen noch Vertiefungen, noch auch die Näthe selbst oder das Material, was dazu gebraucht ward, zu sehen bekommt.

Jetzt kommt die Verzierung, welche hauptsächlich den weit emporragenden Schnabel betrifft. Dieser Schnabel gleicht an Form ganz denjenigen, den die venetianischen Gondeln tragen, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er 15 bis 20 mal so hoch ist und 30 bis 40 Fuß Länge mißt. Ueber seine ganze Ausdehnung versieht man ihn mit Schnörkeleien, welche aber so zierlich, so ungemein geschmackvoll und so reich sind, daß man wohl selten etwas ähnliches finden wird; selbst im Alterthume, wo man viel auf Verzierung der Schiffe gab und selbst auf den übrigen indischen Inseln, welche alle das ihrige thun in der

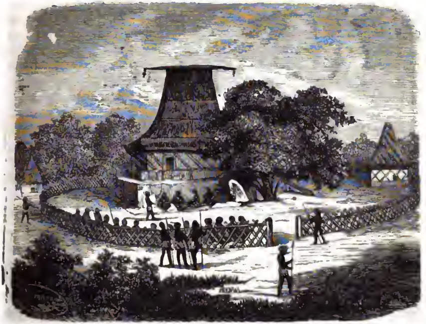
Schiffsbaukunst, hat man ähnliches nicht, sucht man es auch ganz vergeblich in Darstellungen aus vorigen Zeiten. Zu der Ausstattung gehören auch noch blank geschliffene Muscheln, die in langen und reichen Behängen längs des Schiffsschnabels auf- und abgehen. Ein solches Schiff kann bequem 100 Personen aufnehmen und könnte man die Fracht gut befestigen, so könnte es eine fernere Belastung von 200 Centnern mit Leichtigkeit ertragen. Die Seetüchtigkeit dieser Schiffe hat sich auf Fahrten von mehr als 300 Meilen Entfernung bewährt. Fidji-Insulaner sind nach den Neuen Hebriden und nach den Samoa- oder Schiffer-Inseln hin- und zurückgefahren.

Die Seltenheit der Erzeugnisse europäischer Industrie auf diesen Inseln beweist, daß dieselben noch nicht häufig von Seefahrern besucht sind und wenn man trotz dessen am Strande einzelne Europäer niedergelassen findet und in Folge dieses Umstandes sich unter den Eingeborenen die helleren Farben immer mehr einzubürgern beginnen, so sind es doch nicht europäische Niederlassungen, denen die Leute angehören und von denen etwa sie sich getrennt und vereinzelt hätten, sondern es sind Schiffbrüchige, welche sich auf den Strand geflüchtet, welche vielleicht nichts als ihr nacktes Leben gerettet haben und Schiffbrüche kommen allerdings hier häufig vor; wenn der Schiffskapitain den Pfad verloren hat, wenn er nicht auf die Raumsecunde weiß, an welchem Punkt er sich befindet, so ist er jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, an den Küsten zu scheitern.

Diesen Geretteten danken die Einwohner den geringen Handel, den sie überhaupt haben, der angekommene Fremdling theilt ihnen mit, was der europäische Kaufmann zu haben wünscht, er sagt ihnen, daß sie das Sandelholz suchen und zeigt ihnen den Baum, den sie dann fällen und für einen späteren Ankömmling aufbewahren. Er lehrt sie die Schildkröte tödten, ohne ihre kostbare Schale zu verletzen, welche der europäische Kaufmann gerne mit einem hohen Preise, mit zwei, vielleicht mit drei leeren Glasflaschen bezahlt; er sagt ihnen, was für Muscheln und Schnecken sie zur Zeit der Ebbe aufsuchen sollen und er lehrt sie auch die Auster kennen, welche Perlen birgt. Diese Muscheln essen sie zwar und wissen sie nebst vielen anderen zu fangen und zu bereiten, aber auf die darin enthaltenen Perlen fingen sie erst an zu achten, seitdem Europäer unter ihnen wohnen, welche nicht selten für eine Hand voll solcher Dinger einen ganzen Cachelotzahn gegeben haben. Und bei allen diesen zu suchenden und zu findenden Schätzen sind es immer wieder die Frauen, denen die Sorge darum obliegt, indessen der Mann den Vortheil daraus zieht, da er sich ein Beil oder eine Flinte dafür eintauscht, oder sonst etwas, das für ihn von besonderer Wichtigkeit ist.

Die Strandbewohnerinnen haben in Folge der täglichen Fischerei oder des Suchens nach solchen Schätzen eine solche Vertrautheit mit dem Wasser, daß sie unbekümmert um die Gefahr in kleinen Booten von Insel zu Insel rudern.

Ueber diese Geschicklichkeit, noch dazu verbunden mit einem gewiß seltenen Muth, erfuhren wir hier eine allerliebste kleine Anekdote. Unfern unseres Hafens und von dem Ufer aus sichtbar liegt eine Insel, welche die Einwohner Lewu nennen, d. h. Weib. Auf dieser Insel oder vielmehr ganz nahe hinter derselben auf einer größeren Insel wohnte ein Häuptling, dessen Tochter die Wünsche eines Häuptlings der Nachbarschaft von Latschika's Stamm auf sich gezogen hatte. Derselbe warb um das Mädchen und führte sie heim. Bald war er ihrer überdrüssig und nahm eine andere. Dieses würde durchaus nichts zu sagen gehabt haben, da die Vielweiberei allgemein ist, so beschwert sich keine Frau,



Tempel und Menschenopfer auf den Viti-Inseln. (S. 339.)

wenn ihr Mann von der Sitte Gebrauch macht; allein nicht dieses, sondern schlechte Behandlung, welcher sie sich ausgesetzt sah, machte sie wünschen, daß ihr Gatte sie dem Vater zurückschicke, gleichfalls etwas allgemein Gebräuchliches, also nichts Auffälliges.

Der Mann lehnte aber dieses Verlangen ab und da es öfter wiederholt wurde, so sagte der Mann endlich, die Frau möge doch hinüberschwimmen und sie erklärte, daß sie das thun werde, damit man seine Grausamkeit und ihren Muth kennen lerne. Einige Zeit blieb sie noch bei ihrem Gatten, doch als dieser sie wieder einmal mißhandelte, beschloß sie, das vorgehabte Unternehmen

suchen, daß sie in ihrem Namen Menschen essen. Sie vergöttern nämlich sehr Vieles, nicht nur besonders große Helden, nicht nur etwa Verstorbene, sondern auch leblose Gegenstände, Felsen von besonderem Aussehen, schreckhafte Naturerscheinungen; aber es mag wohl sein, daß nur Furcht oder Achtung sie bewegt, gewaltige Krieger, besonders schwere Waffen, eine Keule mit der unzählig Viele erschlagen sind, zu vergöttern. Sie beten alles dieses nicht an, aber sie betrachten es mit besonderem Respect, sie verehren die Gegenstände.

Jedenfalls haben sie dunkle Begriffe von einem unsichtbaren, höchsten Wesen dem sie eine unumschränkte Gewalt über alle irdischen Dinge zuschreiben, aber einen Begriff von einem ferneren Leben scheinen sie noch nicht zu haben, er hat sich bei ihnen nicht entwickelt oder ist noch nicht zum Durchbruch gekommen. Was ich vorher von ihrer Verehrung verschiedener Gegenstände sagte, bezieht sich auf eine Erfahrung, die ich machte. Vor dem Hafen liegt, wie überhaupt um die ganze Insel her, eine Masse von Korallenbauten. Die Durchgänge durch diese, welche ihnen gestatten aus dem Hafen in das freie Meer zu fahren, sind ihnen heilig und werden von ihnen verehrt. Wenn ein Adliger an solch einem Durchgange vorbeigeht, so nimmt er das Tuch, welches den Kopf bedeckt, ab, gerade wie wir den Hut oder die Mütze abnehmen um zu grüßen und er stößt dabei einen Schrei aus. Genau dasselbe geschieht, wenn er einem anderen Häuptling oder gar dem Oberhaupt des Stammes begegnet, keineswegs aber, wenn er an einem Niedriggeborenen oder einem Weibe vorübergeht. So ist das Entblößen des Kopfes ein Zeichen der Verehrung und sie geben dasselbe von sich so gut beim Anblick eines verehrten Kriegers, wie beim Anblick einer Meerenge oder eines Wasserfalles, eines wunderbar geformten Steines u. s. w.

Zu den hochverehrten Personen des Fidji-Archipels gehört auch der Regent einer ganz kleinen Insel, welche unmittelbar vor dem Hafen von Pao liegt, derselbe heißt Takombo und ist der wirkliche Oberherrscher des ganzen Archipels; ohne seine Erlaubniß darf nichts geschehen, nichts vorgenommen werden und man muß billig sich verwundern, daß es einem so kleinen Herrscherlein gelang, die Bevölkerung so vieler Inseln zu unterwerfen; wirklich aber hat er die vollständige Souverainetät über 300 Inseln, aus denen der Archipel besteht und über 100,000 Menschen, die ihn bevölkern, erlangt. Da es mir daran lag, das Innere der großen Insel zu sehen, so konnte ich nach Allem, was Latschika mir sagte, seines Schutzes durchaus nicht entbehren und ich mußte mich an den Hof des erhabenen Monarchen begeben, um von ihm Erlaubniß und Schutz zu erlangen. Man sagte mir, daß er durch die unerhörteste Grausamkeit und Härte sich diese Obergewalt errungen habe, daß sie allerdings im Innern der großen Insel kaum wirklich, sondern nur dem Namen nach stattfinde, daß aber alle übrigen Häuptlinge sich ihm wirklich unterworfen hätten. Er ist der Rudolph von Habsburg dieser Insel, der mit einer an sich geringen Macht doch dahin gelangte, sich rings umher alle Kronen zu unterwerfen, so daß selbst der stolze

Ottokar, der Böhmenkönig, vor ihm, dem schweizerischen Grafen und machtlosen Kaiser kniete und sein ererbtes Reich von ihm zum Lehn empfing. So hatte der schlaue Kaiser den Titel eines Herrschers in eine wirkliche Herrscherwürde verwandelt, seine Macht wuchs mit jedem neuen Siege, bis sie als die unwiderstehliche von Allen anerkannt und nirgends mehr angefochten wurde und seine Nachkommen zuletzt Reiche ganz fremder Zungen beherrschten, Böhmen, Polen, Ungarn, Serben, Italiener, Spanier, Amerikaner 2c.

In diesem wunderlichen Archipel bildet jedes Dorf ein eigenes Fürstenthum; hat König Takombo vermocht, ein solches Fürstenthum zu besiegen und muß dieses ihm ein Hilfsheer stellen, so ist er dadurch allein schon Herr aller Uebrigen, denn zweien vereinten Reichen dieser Art kann kein einzelnes widerstehen und eine freundschaftliche Allianz zweier oder mehrerer gegen einen Dritten scheint undenkbar und ist unmöglich. Takombo hat so Einzelne unterworfen und sich dadurch zum Oberhaupte Aller aufgeschwungen.

Der Vater dieses gewaltigen Königs der Könige war Tanoa, welchen wir bereits aus dieser Erzählung kennen. Takombo erbte, wie es scheint, nur einen Theil seiner Besitzungen, indem Latschika den Stammsitz Tanoa's in der Bay von Pao einnahm. Takombo aber hatte an seiner kleinen Insel und ihrer Bevölkerung reichlich genug, um zu einer Machtentwickelung zu gelangen, wie Latschika sich derselben niemals rühmen konnte, es ist übrigens auch möglich, daß sein Ehrgeiz nicht groß genug war, um eine Souverainetät über die gesammten Inseln zu beanspruchen, vielleicht wagte er nicht einmal, sich selbst solch einen Gedanken zu gestehen, indessen Takombo diese Idee bereits von seinem Vater ererbt hatte und der Mann war, um dieselbe durch List oder Gewalt auszuführen. Von den verschiedenen auf der Insel ansässigen Europäern, deren nachgerade sehr viele sind, erfuhr ich, daß er eine beträchtliche Zeit mit dieser Vereinigung unter sein Scepter zugebracht habe und daß er verschiedentlich in sehr ungünstige Chancen gerathen, sogar ein Paar Mal aus seinem Besitzthum vertrieben worden sei, daß er aber mit einer Hartnäckigkeit und zugleich einem scharfen Verstande, welcher wohl an einem sogenannten Wilden in Verwunderung setzen konnte, durchgeführt habe, was er so lange im Sinne gehabt. Das Ende seiner Unternehmungen war, daß er unter der freundschaftlichen Maske seine Nachbarn beruhigt und sogar vielfältig in ihren Unternehmungen unterstützt, diese plötzlich mit seinen Leuten überfallen, viele seiner Feinde ermordet, die Uebrigen in die Flucht gejagt habe.

Dieser Schlag hatte einen solchen Schrecken verursacht, daß selbst die Entflohenen nicht sicher waren in ihren geheimsten Zufluchtsörtern, sie wurden theils freiwillig, theils auf Takombo's ausdrückliches Verlangen an ihn ausgeliefert. Dieser oberste Häuptling feierte nun ein gewaltiges Fest wegen seines Sieges und bei demselben wurden alle die ausgelieferten, bis dahin gefangen gehaltenen Häuptlinge gebraten und verspeist.

Es scheint übrigens, als würde ihm die Erlangung der wirklichen Oberherrschaft doch nicht gelungen sein, ohne den Beistand der Engländer, denen dieser Archipel schon darum wichtig ist, weil er die holländischen Besitzungen einschließen hilft. Nun mußte ihnen lieber sein, mit einem Herrscher über Alle zu verhandeln, als mit jedem Herrscher einzeln; man kann den Engländern nicht abstreiten, daß sie zu rechnen verstehen und daß sie sehr wohl begriffen haben, wie hundert Geschenke an hundert kleine Fürsten ihnen mehr kosten, als einige bedeutendere Geschenke an ein Oberhaupt und darum ohne Zweifel haben sie bei den übrigen kleinen Potentaten darauf zu wirken gesucht, daß sie sich Takombo unterwarfen und er wieder hat in Dankbarkeit gegen diese Beihilfe das Christenthum angenommen und beschützt nunmehr die wenigen Missionaire, welche auf der Insel sind, in solcher Weise, daß sie, wenn auch nicht gerade übermäßig gut angeschrieben, so doch nirgends eigentlich angefeindet sind.

Es waren unserer Zehn, welche die Reise nach der kleinen Insel in einem schönen Doppelboote antraten. Der Supercargo hatte sich uns natürlich nicht angeschlossen, was ging ihn eine wissenschaftliche Expedition an, weshalb hätte er wegen einer solchen nur einen Schritt über die Grenzen seiner Bequemlichkeit hinaus thun sollen. Die übrigen von meinen näheren Bekannten waren aber dabei bis auf den Kapitain, der gerade dann das Schiff nicht zu verlassen wagte, wenn der Supercargo darauf blieb, so daß einer den anderen gewissermaßen bewachte, einer den anderen gefangen hielt.

---

# Achtundsiebenzigstes Kapitel.

**Ein Besuch bei König Takombo. Wie das Männchen ausgesehen. Verlauf der Audienz und des darauf folgenden Mahles. Geschenke für den König erwecken die allergrößte Aufmerksamkeit und Latschika's Neid. Der edle Mann wird beruhigt. Auch ich werde um eine große Sorge erleichtert. Unterschied zwischen weißem und braunem Schlachtvieh.**

Unser Besuch war durch Latschika dem Oberhaupte angezeigt worden, Takombo also hatte alles gethan, um sich in Respect zu setzen; er empfing uns liegend auf einer schönen bunt gewirkten Matte mit einem Fächer von einem Talipotbaume in der Hand, seine Frisur war so kraus und so hoch auftoupirt wie möglich, auch hatte er ein Paar Reiherbüsche in den Haaren stecken, an dem einen Arme hatte er einen starken Messingring oberhalb des Ellbogengelenks befestigt, an dem anderen Arm war ein ähnlicher kleiner um das Handgelenk geschlungen, der obere Theil war völlig nackt, um den unteren hatte er ein Paar Dutzend Ellen baumwollenen Zeuges mehr geworfen als geschlungen, das

Zeug lag auf ihm wie eine ungeschickt behandelte Decke. Sein königlicher Thron war sehr einfach, er bestand aus einer Matte von besonderer Feinheit, welche man auf die anderen Matten gelegt hatte und aus einigen Rollen und Polstern, gleichfalls von Matten mit Moos oder Blättern gestopft. Von dem Hause, will sagen, von dessen Inneren bekamen wir eigentlich nicht viel zu sehen, denn er lag in dem vorderen Theil desselben und wenigstens vier Fünftheile der Länge waren dadurch abgeschnitten, daß man eine Leine aus Cocosfasern quer durch die Hütte gezogen und darüber fein geflochtene Matten gehängt hatte. Dies entzog den ganzen Hintergrund unseren Blicken. (S. Abbildung, S. 344.)

Als wir eingeführt wurden, erhob er sich und begrüßte uns stehend, wobei die sämmtlichen Gewänder zu Boden fielen und er so nackend vor uns stand, wie irgend einer der Fidji-Insulaner; ich hatte hiebei Gelegenheit, den überaus kräftigen, beinahe riesenhaften Körperbau des Mannes zu bewundern, Arme, Brust, Schenkel, Waden waren von dem vollkommensten Ebenmaß bei einem Mann von 6½ Fuß, er hatte keinen Bauch, er war durchweg stark und mit Muskelfleisch überreich versehen, sein Nacken war rund und stark, die Farbe so sehr viel heller, als die der übrigen Fidji's, daß man sie kaum braun nennen konnte. Mehr als diese außerordentliche Fülle setzte mich sein Gesicht in Verwunderung, die Augen waren feurig, sie sprachen Klugheit, sie sprachen Verstand aus, die Stirne war breit und hoch und es lag etwas so entschieden königliches darin, daß man sich über seine Erfolge kaum wundern konnte; ein voller Bart ging von dem krausen Haar um das Kinn und zierte ihn gewiß, aber was mir am mehrsten auffiel, war das überaus Wohlwollende und Freundliche in dem ganzen Wesen, welches wohl schwerlich irgend einen Menschen auf den Gedanken gebracht haben würde, dies sei ein listiger, grausamer und blutdürstiger Tyrann und Menschenfresser. Auch nicht die entfernteste Andeutung eines solchen Charakters konnte ich wahrnehmen. Das Auge, sagt man, sei der Spiegel der Seele. In diesem Spiegel aber las ich weder List noch Grausamkeit noch Mordlust.

Der König lud mich zum Sitzen ein, es war der einzige Stuhl, der sich im Gemache vorfand, er stammte unzweifelhaft von einem Schiffe her, es war europäische Arbeit und sollte wohl seinen Thron vorstellen, er aber fand es bequemer, mir diesen Thron anzuweisen und sich wieder auf seine Matte zu legen die ihm auch ganz gewiß besser stand, als das ganz ungewohnte Ding aus der Conbüse oder dem Matrosenquartier einer englischen Brigg.

Latschika, welcher mein Dollmetsch war, trug ihm nunmehr meine Bitte vor. Wir wünschten, er möge uns erlauben, das Innere der Hauptinsel zu besuchen. Er antwortete darauf nicht gleich, sondern erwiederte, daß vor allen Dingen seine Gäste sitzen müßten und er lud sie nochmals, so wie mich ein, Platz zu nehmen. Das war nun allerdings nicht sobald gethan als gesagt, denn es befand sich kein Stuhl mehr in der Abtheilung des Gemaches, allein

Takombo, welcher unsere Verlegenheit wahrnahm, deutete verwundert darüber auf den Boden, auf dem er lag und so mußten denn alle meine Begleiter wohl oder übel sich auf die Fersen niederlassen, um so mit angezogenen Knieen auf der Matte zu sitzen, wobei Diepenbrook das Unglück passirte, daß er seine Inexpressibles quer über beiden Knieen durchriß, denn er hatte dieselben nach Art der Reiter, für welche dies allerdings nothwendig ist, mit Stegen unter seinen Stiefeln angespannt und so versagten sie bei dieser Zumuthung den Gehorsam und da Diepenbrook sie forcirte, so gaben sie allerdings nach, aber in einer Weise, welche ihn in einem europäischen oder batavischen Salon zur eiligsten Flucht genöthigt haben würde.



König Takombo vor der Audienz. (S. 342.)

Nun ließ der Chef uns gekochten Reis, (ein Gericht welches er dem Handel verdankt) und dann auch Kawa vorsetzen, aber das war nicht derjenige, den ich bei Latschika hatte bereiten sehen, sondern derjenige, den ich als den Kawa der europäischen Frauen bezeichnet hatte, es war nämlich wirklich ein erträglich guter Kaffee und die Frauen des mächtigen Häuptlings mußten gute Lehrer gehabt haben; der Kaffee war klar, also filtrirt und hatte genügendes Aroma, was voraussetzt, daß er nicht zu stark gebrannt war, wodurch das Aroma zerstört wird.

Erst nun kam der König auf unsere Bitte. Er erklärte uns, daß wir seine vollständige Bewilligung zu unserer Untersuchung hätten und daß er uns durch mehrere Häuptlinge begleiten lassen werde, um die Möglichkeit jeder Unannehmlichkeit zu beseitigen, ein Versprechen, welches er auch getreulich hielt.

Es versteht sich, daß wir dem hohen Herrn Geschenke mancher Art darbrachten, allein sie machten auf ihn nicht den Eindruck, welchen ich mir versprochen, er war bereits zu sehr verwöhnt durch die Engländer, denen es allerdings ein Leichtes sein mußte, alle anderen Concurrenten zu überbieten, lag es doch in ihrem Interesse so viel zu thun, daß ein Anderer vergeblich mehr zu thun versuchte; indessen was noch nirgend seine Wirkung verfehlt, sollte auch hier nicht ohne dieselbe bleiben. Unter meinen Geschenken befand sich einer von jenen kleinen Leierkasten, mit welchen an manchen Orten die Dompfaffen im Pfeifen unterrichtet werden. Als ich ihm den einfachen hölzernen Kasten hinreichte, war er allerdings ein wenig verwundert, daß dieses Stück Holz ein Geschenk für einen König sein sollte, da ich ihm nun aber sagen ließ, dieser Kasten könne singen, er möge nur an dem hervorragenden Griffe drehen und er dieses thuend nun die wunderbaren Töne vernahm, da war er außer sich vor Freude, sprang auf und schloß mich in seine Arme, so daß ich mir neben dem Riesen wie ein kleines Kind vorkam. Jetzt drehte er an der Kurbel weiter und die pfeifenden, schreienden Piccoloflötentöne lockten ein Paar Gesichter hinter dem Vorhange herbei, welche mit äußerster Neugier lauschten.

Der König bemerkte es nicht unfreundlich, gewiß ein Beweis von einer äußerst glücklichen Stimmung, denn ohne diese würde es die Frau wahrscheinlich sehr bereut haben, so ungerufen herbeigekommen zu sein aber in seinem, keine Grenzen kennenden Entzücken hatte er dieses Mal nichts dawider, daß sie sich näherte ohne gerufen zu sein und so kam denn auf seinen Wink eine dunkelbraune Schönheit von hinlänglich kräftiger Gestalt, um auch diesen gewaltigen Mann in seinen Umarmungen nicht fürchten zu dürfen und mit ihr kam ein Söhnlein von acht oder zehn Jahren, der einstige Erbe des hohen Herrn, so wie Madam Takombo die einzige Frau des christlichen Königs war, dem übrigens die englischen Missionaire keineswegs untersagt hatten, sich noch mehr Kebsweiber zu halten, als er früher rechtmäßige Frauen gehabt.

Frau und Kind unterhielten sich nun um die Wette mit der kleinen Drehorgel, jeder wollte daran drehen und der kleine Kerl war nahe daran, sie gewaltthätig an sich zu reißen und dadurch zu zerbrechen. Ich beeilte mich, noch eine zweite Drehorgel hinzureichen, welche nunmehr der prinzliche Bengel sofort an sich riß und vielleicht nur mit seinem Leben gelassen hätte; er leierte mit einem seltenen Geschick das schöne berühmte Lied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht", indessen sein Herr Vater ein „gaudeamus igitur juvenes dum sumus" dazwischen pfiff, woraus ein harmonisches Ganzes ent-

stand, gewiß den Ohren dieser liebenswürdigen Leute bei weitem angenehmer, als die herrlichste Beethoven'sche Symphonie.

Latschika blickte mich mit einem Auge voll des tiefsten Vorwurfes an, denn obwohl ich ihn reich beschenkt, so war doch etwas derartiges noch nicht in seine Hände gekommen. Ich fühlte den Blick tief in meinem Herzen und ich fühlte auch, daß mir die Feindschaft dieses so sichtlich vernachlässigten Mannes gefährlicher werden konnte, als die Freundschaft Takombo's nützlich und so beeilte ich mich denn, ihm zu sagen, daß ich nur dem Oberhirten dieser vielen kleinen Heerden hätte den Vorrang lassen wollen, daß ich nun aber ihm gleichfalls eine solche Vogelleier geben werde, da er dann in ihr und der Begleitung der Trommelmusik, welche er durch mich machen gelernt, etwas bei weitem Kostbareres habe, als König Takombo selbst. Es versteht sich, daß dieses zwischen uns geflüstert wurde in meiner Sprache und während die beiden Besitzer der Vogelleiern auf das Wüthendste musicirten.

Als König und Junge müde waren vom langen Drehen des ganz kleinen Dinges, was für ihre Hände, gewohnt Keulen zu führen, nicht ganz angemessen sein mochte, sagte ich ihm meinen Dank für den versprochenen Schutz, frug aber doch mit einiger Besorgniß, ob ich dort auch sicher sei, nicht einmal gelegentlich als Kriegsgefangener angesehen und bei kleinem Feuer gebraten zu werden, allein lächelnd erwiederte mir seine hellbraune Majestät, daß die Bewohner seines Reiches nicht so geschmacklos wären; die Weißen hätten ein viel schlechteres Fleisch als ihre Landsleute und würden dasselbe niemals vom Markte verdrängen. Man schmecke ganz deutlich die verschiedenen Nahrungsmittel, namentlich aber bei den Matrosen den schlechten Branntwein, mit dem sie gefüttert würden. Ich dachte unwillkürlich daran, daß ähnliche Beobachtungen bei uns gemacht worden seien und daß Schweine oder Rinder, welche man mit Branntweinschlempe gemästet, auch keinen guten Geschmack hätten, doch mußte ich den Herrn König fragen, woher er denn so gut unterrichtet sei über den schlechten Geschmack unseres Fleisches, denn es wollte mir und meinem bürgerlichen Stolze gar nicht recht einleuchten, daß ich nicht wenigstens ebenso gut zu verspeisen sein sollte, wie so ein liebenswürdiger Wilder, aber gleichzeitig mußte ich auch wieder an solche Analogieen im Thierreich denken. Der Truthahn hat weißes, sehr zartes Fleisch, der Auerhahn, ganz demselben Geschlechte angehörig, hat schwarzes Fleisch und zwar ziemlich grobes und wird doch von Kennern dem Truthahn weit vorgezogen; so mochte es also mit uns armen, zahmen weißen Menschen auch sein, gegenüber den Wilden und Schwarzen.

Der König beantwortete mit einem freundlichen, man möchte beinahe sagen schalkhaften Lächeln meine Frage dahin, daß allerdings mancher Matrose gelegentlich verspeist worden sei, daß aber dann, nachdem man einen Vergleich anzustellen vermocht, dieses nicht mehr geschähe und ich folglich in vollkommener Sicherheit um meine glatte Haut sein ganzes ausgedehntes Reich durchwandern

könne, er stehe mir dafür, kein Adeliger, ja nicht einmal ein Bürgerlicher, der doch selten genug Menschenfleisch zu essen bekäme, würde sich an mir vergreifen.

---

## Neunundsiebenzigstes Kapitel.

Außerordentliche Gesänge, Exercitien und Kunststücke. Abschiedsschmaus und Heimkehr. Reise nach dem Innern der Insel. Alles ist tabu. Süßwasserhaifische. Das Wasser des Bartes. Ueberraschende Pracht der Pflanzenwelt. Baumartige Farrenkräuter. Mit Gras überwachsene Lichtungen.

Der Fürst wollte uns nicht sobald fortlassen, als wir wünschten, wir glaubten nach Beendigung der musikalischen Unterhaltung seiner und seines Sohnes aufbrechen zu dürfen, es wurde uns dies jedoch nicht gestattet, wir mußten noch einen prächtigen Tanz der Eingeborenen ansehen. Auf den Befehl des großen Königs erhoben sich die vor seinem Hause versammelten Häuptlinge, um in das Dorf zu gehen und alles herbeizutreiben, was die Beine zu rühren vermochte und bevor noch eine Viertelstunde vergangen, standen vor dem Hause, d. h. vor dessen offenen Giebel nahe an 200 Menschen versammelt, welche sich in vier Reihen neben einander gestellt hatten und nun mit Stöcken in den Händen einen Marsch begannen, welcher schwer zu beschreiben sein dürfte.

Unmittelbar vor der Erhöhung, auf der das Haus stand, hatten etwa ein Dutzend Weiber Platz genommen, welche mit entsetzlich schreiender Stimme einen Gesang in ziemlich langsamen Tempo ableierten. Der Gesang enthielt, wie mir Latschika mittheilte, die Erzählung der großen Thaten der Vorfahren Takombo's. Nachdem eine Abtheilung dieses Gesanges beendet war, begann er von neuem und nun setzten sich die vier Reihen in Abtheilungen von vier, hintereinander in Marsch, so daß immer sechzehn Personen, ein kleines Quadrat bildend, mit einander marschirten, gleichen Schritt hielten und gleiche Bewegungen machten. Die erste Gruppe marschirte gebeugt vor uns vorbei, so daß ihr Oberkörper beinahe horizontal lag. Die zweite Abtheilung von sechzehn Mann in vier Reihen marschirte kerzengerade aufgerichtet einher, die dritte Abtheilung wieder gebeugt u. s. f. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sich die Gebeugtgehenden und in demselben Augenblick machten alle die bisher Geradegehenden eine Beugung, so daß sie gingen wie geöffnete Taschenmesser, welche man durch den Druck der Feder halb zuschnappen läßt, in welcher Weise auch die Bewegung selbst vor sich ging. Dies Auf- und Zuschnappen wiederholte sich, wie mir scheinen wollte, allemal nach einer Abtheilung des Gesanges.

Als nunmehr der Vorbeimarsch stattgehabt, bildete sich vor dem Hause ein großer Halbkreis, gleichfalls aus den gedachten vier Reihen bestehend. Plötzlich

unterbrachen den Gesang der Weiber ziemlich schneidende Töne einer langen Pfeife und die milderen einer Rohr- oder Panflöte und als diese Töne gehört wurden, sprang ein Mann mitten in den Kreis, welcher offenbar der Possenreißer des Dorfes war und unter dem lautesten Lachen aller Anwesenden so entsetzliche Verdrehungen und so convulsivische Bewegungen vornahm, daß mir Angst und Bange wurde, er werde sich seine sämmtlichen Glieder verrenken; er klappte seinen Leib so zusammen, daß der Körper nach hinten oder nach vorne senkrecht herunterhing, wo dann der Kopf frei zwischen den Beinen schwebte und bald rechts und links an diese anschlug, daß es an seinen Waden klatschte, bald hin- und hermarschirte, wie ein Perpendikel. Plötzlich warf er sich auf den Rücken, schlang die Arme über die Brust und machte nun mit den Beinen zuckende Bewegungen in der Luft, durch deren Schnellkraft der am Boden liegende Körper mitgenommen, eine Strecke weit fortflog und bei einem neuen Ruck wieder weiterflog, so daß es aussah, als ob er auf dem Rücken ginge. In dieser Art machte er wenigstens 30 Schritte oder Sprünge in einem Kreise umher, worauf er plötzlich aufsprang, auf einem Beine stehend, das andere weit ausgestreckt haltend, sich wie ein Kreisel drehte, dann den Körper ebenso horizontal niederlegte, wie er das eine Bein bis zur horizontalen Lage aufgehoben, dann auf den Händen das Spiel fortsetzte und beide Beine horizontal ausgestreckt, aber nunmehr oben und den Kopf unten haltend sich weiter drehte.

Kurz, es kamen Bewegungen zum Vorschein, welche ich, wenn man mir davon erzählte, jedenfalls für unausführbar halten würde, die aber dem Hofspaßmacher durchaus nicht schwer zu werden schienen und welche er immer toller und übertriebener machte, je mehr die Zuschauer lachten und ihm Beifall zollten.

Nunmehr nahmen die 200 Menschen ihren Marsch wieder auf, der Gesang begann von neuem, aber der Rythmus wurde schneller und immer schneller und artete zuletzt in einen so wüthenden Wirbel aus, daß ich glaubte, sie würden den vulkanischen Boden unter uns zusammentreten und dem kochenden Innern der Erde einen Ausgang bereiten. Zuletzt kamen die Leute auf das Entsetzlichste in Schweiß und dann hörten sie auf den Ruf: Wao! plötzlich auf, fielen ermattet nieder und schnappten nach Luft und ich kann nicht behaupten, daß diese Exaltationen, die in vollster Kraft zu dem offenen Giebel empordrangen, mir überaus angenehm gewesen wären, doch mußte ich mich so gut wie die Anderen darein finden, denn nichts ist den Leuten widerwärtiger und beleidigender als Ekel, den man vor ihnen zeigt.

Der Herr König ließ uns jetzt nochmals mit Speisen versehen und dann fuhren wir sofort, geleitet durch die Häuptlinge, auf unserer schönen Pirogue zurück nach Pao.

Mit dem nächsten Tage begann meine Reise, anfangs in einem Boote den Strom aufwärts, welcher Rewa lewu heißt, der große Fluß, wie gewöhnlich in allen Theilen der Erde von den Eingeborenen die größeren Wasserläufe genannt

werden. Die Ufer desselben sind überaus reich und von dem herrlichsten Pflanzenwuchs bedeckt. Alle Zierden der tropischen Vegetation sind hier vertreten, aber es scheint mir, als wenn dieselben wenig benutzt würden, denn alles was wir anrühren wollten, war tabu, keine Blume, kein Blatt durften wir nehmen, augenblicklich wurde die Hand hoch gehoben und das Wort tabu ausgesprochen. Dies wurde mir nachgerade so langweilig, daß ich beinahe gewünscht hätte, der edle König hätte uns nicht begleiten lassen. Ich machte dem einen Häuptling begreiflich, daß mir gerade daran liege, dergleichen Pflanzen nicht für tabu ansehen zu dürfen, allein er erwiederte mir, dieser Ort sei nun einmal heilig mit allem, was ihn umgebe und es sei unmöglich, darin etwas zu ändern; wir würden aber späterhin an einen Ort kommen, gleichfalls am Fluß gelegen, welcher dieselben Pflanzen enthalte und nicht tabu sei, hier aber wohne die Göttin Ko-Ma-Nai-Tasiri, der das Alles gehöre und die nicht leiden könne, wenn man irgend etwas nehme und die deshalb, um es zu bewachen, Haifische hierher postirt habe.

Haifische in süßem Wasser? dies wollte mir durchaus nicht einleuchten, allein Latschika bestätigte die Thatsache; es sollte hier ein Haus für die Göttin gebaut werden, zu diesem Behufe durfte man von den Bäumen, die ihr gehörten, welche fällen, denn es geschah ja zu ihrem Dienste, allein es muß doch keineswegs ganz mit ihrer Bewilligung geschehen sein, denn ein Mann, welcher bei dem Abhauen der Zweige in's Wasser fiel, wurde augenblicklich von einem Haifisch am Fuße gefaßt und in die Tiefe gezogen. Alsbald sprang ein Zweiter dem Ersten zu Hilfe, allein ihm wurde die Hand abgebissen. Noch acht Andere, welche nacheinander ihre Gefährten zu retten suchten, wurden mehr oder minder gefährlich verwundet, bis man mit dem Unthiere fertig wurde. Nur die Bewohner von Kumbuna, woselbst der König Takombo residirt, werden nicht angefallen, wenn sie sich als seine Unterthanen zu erkennen geben. Wenn sie durch das Wasser schwimmen oder waten, müssen sie rufen: ich bin von Kumbuna! dann weichen die Haifische ihnen respectsvoll aus.

Wir fuhren nun weiter bis zu einer felsigen Gegend, von welcher herab ein kleiner Bach in lustigen Sprüngen tanzte. Hinter diesem Bache hört das tabu auf, er selbst aber ist es noch und bildet die Grenze; er heißt das Gewässer des Bartes und die jungen Leute, welche diese Zierde des Männergesichtes noch nicht haben, gehen häufig hierher, um sich das Kinn zu waschen und dadurch den Bartwuchs zu befördern, es gelingt auch jederzeit; ich selbst habe Leute gesprochen, welche mir die Versicherung gegeben, ihr Bart habe nicht wachsen wollen, bis sie sich mit diesem Wasser gewaschen und siehe, vier Jahreszeiten darauf haben sie einen so schönen Bart gehabt, wie nur irgend Jemand von ihnen. Vier Jahreszeiten, das macht zwei Jahre und das ist allerdings für einen Bart nicht lange.

Jetzt ward ich in meinem Sammeln von Pflanzen nicht mehr gehindert

und ich nahm Zweige und Blüthen, wie ich deren nur irgend als mir noch unbekannt finden konnte und meine Botanisirkapsel wurde in so kurzer Zeit gefüllt, daß ich sie kaum mehr schleppen konnte und in Noth kam für die nächsten Paar Tage.

Mit unserem Weiterschreiten wurde die Gegend immer schöner und entzückender, es mischten sich die Farben der Pflanzen in so wunderbar harmonischer Weise, daß jede neue Wendung des Kahnes mich in neues Staunen, in neues Entzücken versetzte, die Fülle und Mannigfaltigkeit auf den hohen Inseln der Südsee ist so bedeutend, wie sie auf den niederen Inseln unbedeutend und wenig zahlreich ist. Ungemein schön sehen die Farrenkräuter aus. Ein Jeder weiß, wie schön und zierlich diese Pflanze in unserem Vaterland ist, die feinen und doppelt gefiederten Blätter werden von dem Wanderer durch unsere Wälder wegen ihrer Zierlichkeit bewundert und mit Freuden aufgenommen, ja man hat wohl auch versucht sie für den Zimmergarten zu gewinnen, wozu sie nicht geeignet scheinen, da sie Waldschatten lieben.

Nun stelle man sich diese zarten Blätter bis auf 2 und 3 Ellen verlängert vor, daß sie auf einem ganz zweiglosen Stamm stehen, von dessen Gipfel sie sich allseitig herabneigen, genau wie ein wohlgeformter Schirm, sie streben von der Mitte ein wenig aufwärts, einen Trichter bildend, gleich den Spreizen des Schirmes, verlaufen dann ein wenig horizontal und fallen dann in sanfter, weicher Krümmung nieder. Wenn man dieses schöne Schirmdach aus einem erhöhten Standpunkte betrachtet, wenn man darauf niedersieht, so ist die Aehnlichkeit mit dem Schirme beinahe noch größer, denn die jungen Blätter und Triebe, welche immer von Innen des Stammes herauswachsen, füllen den Trichter, der durch das anfängliche Aufsteigen der Blattstiele entsteht, vollständig aus. Die Stämme sind schlank und nach den verschiedenen Species sehr verschieden an Höhe, man hat einige, die an 30 Fuß erreichen, die mehrsten indessen werden nicht über 12 Fuß hoch. Daß sie gar keine Aeste haben und daß ihr Gipfel einfach belaubt ist ohne den geringsten Ansatz zu einem Zweige, macht sie den gefiederten Palmen sehr ähnlich, dergestalt, daß Leute, welche von der Botanik nichts wissen, sie dafür ausgeben, was freilich einem Naturforscher nicht begegnen kann, da der erste Blick auf die linke Seite eines Blattes die kleinen kreisrunden bräunlichen Punkte erkennen läßt, welche die Samen enthalten, ein feiner kaum fühlbarer Staub, von dem die Palmenblätter frei sind, da die Früchte der Bäume in einer großen hängenden Rispe von vielen hundert Stücken beisammen hängt.

Neben diesen Prachtexemplaren der Pflanzenwelt standen wieder unzählige andere, die Farren überschattende Bäume und Schlingpflanzen mit überaus prächtigen Blüthen vereinigten die Bäume untereinander sowohl als deren Zweige zu einem dichten Geflecht. Da und dort sah man Lichtungen, welche frühere Cultur verriethen, jetzt aber von Gras und Unkraut überwuchert waren.

---

# Achtzigstes Kapitel.

**Woher jene Lichtungen entstanden sind. Was dazu gehört, daß die Bewohner eines Dorfes abgeschlachtet werden. Treuherzige Erzählungen über solche Vorfälle. Auch auf den Fidji-Inseln hat man zur Ehre Gottes Menschen ermordet. Wie viele Menschen ein anderer Mensch verspeist hat. Denkmale solcher Thaten. Ein Fremdenhaus.**

Gerade dieses kam mir seltsam vor und ich konnte es mir nicht erklären, frug daher einen der Häuptlinge nach dieser sonderbaren Erscheinung, er erwiederte, das seien die Räume, wo früher Dörfer gestanden hätten, die man niedergebrannt habe und wo dann die Lichtungen jeder Cultur, jeder Anpflanzung und der Pflege derselben entbehrten, daher alsbald wild genug überwachsen, allmälig auch sich Bäume daraus erheben und zuletzt wieder dichter Wald dastehen würde, wo früher Taro und Igname und Bananen gebaut worden wären.

Mich setzte die Antwort noch mehr in Verwunderung, als der Anblick dieser Grasflächen, er erklärte mir jedoch mit der treuherzigsten Miene von der Welt und als ob dabei nicht das allergeringste Befremdende zu finden sei, daß es diejenigen Dörfer gewesen wären, welche man überfallen habe, um Menschen zur Mahlzeit anzuschaffen. Dies erklärt allerdings Vieles, aber so entsetzlich, als ich es hier fand, habe ich es mir allerdings nicht gedacht. Es gehörte nichts als der Wunsch eines Häuptlings, Menschenfleisch zu essen, dazu, um ein Dorf aus der Reihe der vorhandenen zu streichen. In der Nacht überfielen hundert Krieger — mehr oder minder, je nachdem dies nöthig schien, ein unbewehrtes Dorf, machten nieder, was sich widersetzte, sperrten die alten Leute, welche nicht schmackhaft sind und auch die Kinder, falls sie noch nicht gehen konnten und man sie hätte tragen müssen, in die Häuser, zündeten diese an und kehrten mit den Gefangenen zurück, wobei natürlich nur die Häuptlinge bedacht wurden mit diesen Unglücklichen, indessen das Volk, das die Kastanien aus der Asche geholt, berechtigt war, dem Freudenmahle aus der Entfernung zuzusehen.

Beim Vorüberfahren erzählte uns bald dieser, bald jener Häuptling, wie und wenn ein solches Dorf untergegangen. Hier hatte man funfzig, dort zwanzig Gefangene gemacht, hier hatte man auf der Stelle, um sie nicht umkommen zu lassen, die Säuglinge, die kleinen Kinder gebraten und auf der Brandstätte des Dorfes verzehrt; an einem anderen Orte hatten die untergeordneten Krieger mit eigener Gefahr die Greise aus dem Feuer gezogen und ihnen das Fleisch abgeschnitten von den Schenkeln und sonstigen fleischigen Theilen. An einem anderen Orte hatte man wissenschaftliche Versuche angestellt, um zu erfahren, ob das Fleisch besser schmecke, wenn es gebraten werde, nachdem der Mann getödtet oder wenn er lebendig an den Spieß befestigt und so gebraten wurde.

Die Gräuel, welche einer der Häuptlinge nach dem anderen mit rührender

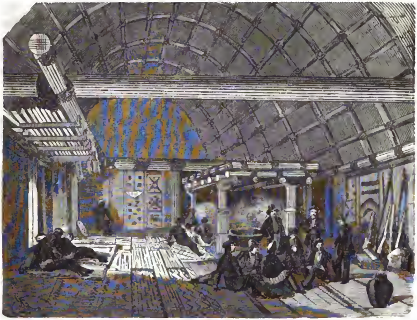
Gemüthlichkeit erzählte, waren so entsetzlich, daß mir unwohl dabei wurde und ich meine Leser nicht länger mit diesen Abscheulichkeiten unterhalten will, nur einige Resultate, einige Zahlenangaben muß ich noch machen.

Wir gelangten an unsere Abendstation noch früh genug, um uns die Umgegend besehen zu können; das Boot wurde auf den Rasen gezogen, der sich bis in den Fluß erstreckte, da derselbe, höher als gewöhnlich stehend, durch anhaltende Regengüsse seine Ufer überschwemmt hatte. Die prachtvollen indischen Orangen, die Pompelmus standen in der üppigsten Blüthe und durchdufteten die Luft mit ihrem köstlichen Geruch, ihre Menge war so groß, daß man die abgefallenen Blüthen noch im Rasen glänzen sah, der Geruch so stark, daß er beinahe beschwerlich war. Ein viel betretener Pfad führte uns auf einen Hügel, der zwar bereits gelichtet und vom Unterholz befreit doch so schattig geblieben war, daß die Sonnenstrahlen nicht versengend auf das unter den Bäumen verborgene Dorf wirken konnten. Der Häuptling, den uns Takombo mitgegeben, wies uns ohne Weiteres das schönste Haus zur Wohnung an und verjagte die Bewohner daraus, ganz in der Weise, wie es die Unterbeamten in Rußland thun, wenn ein hochgestellter Mann durch den Ort kommt. Der auf diese Weise Beglückte wagte keine Einwendung, sondern nahm uns mit Freundlichkeit und Demuth auf, sagte aber, besser wie in seiner schlechten Hütte würden wir in dem Fremdenhause wohnen. Dies leuchtete dem Befehlshaber der Expedition ein und er hieß unseren Wirth uns zu diesem Fremdenhause (dem Mure-Nisa) führen; dabei kamen wir bei einem zerfallenen Tempel vorbei, der bereits mit Gras und mit Schlingpflanzen überwachsen war, denn das Dorf gehörte zu denjenigen, die durch die engländischen Missionaire bekehrt worden waren und daher nicht mehr öffentlich Menschenopfer bringen oder Menschenfleisch essen durften; beabsichtigten sie dieses Letztere, so begaben sie sich auf eine Reise nach einem nicht christlichen Dorfe, in welchem sie durch Kauf oder durch die Gastlichkeit eines Freundes ihr Gelüst befriedigen konnten.

In der Nähe des Platzes, den der Schutthaufen als ehemaligen Tempel bezeichnet, stand ein hoher schlanker Baum, an welchem ich mehrere Reihen von etwa 6 Zoll langen Querschnitten bemerkte, es waren Kerbe mit der Art gemacht, welche die Eingeborenen aus Calcedon oder schwarzem Feuerstein zu spalten verstehen. Ich frug nach der Bedeutung dieser wunderbaren Verzierung, der freundliche Wirth vom Hause sagte mir, dies seien die Zeichen, welche der Priester jedesmal gemacht, wenn er einen Menschen zur Ehre Gottes geschlachtet. Nun das ist nichts besonderes, zur Ehre Gottes hat man Huß verbrannt und ist der Hussitenkrieg geführt worden, zur Ehre Gottes hat man Luther verflucht und zur Hölle verwiesen und den 30jährigen Krieg geführt, zur Ehre Gottes hat die Inquisition in Spanien, Frankreich und Italien Millionen Menschen verbrannt, also das Schlachten und Braten zur Ehre des

höchsten Gottes verstehen wir ebenso gut, als die Fidji-Insulaner, nur mit dem Essen derselben geht es nicht so gut, da sind wir noch weit hinter jenen zurück.

Der Häuptling dieses Dorfes, ein schlanker junger Mann und offenbar ein Mischling, kam uns entgegen und bat uns, sein Haus nicht zu verschmähen, sondern bei ihm Gastfreundschaft anzunehmen. Da ich jedoch Neigung hatte das Fremdenhaus zu sehen, die Carawanserei gewissermaßen, so lehnte ich seine freundliche Einladung ab, doch mußten wir wenigstens sein Haus in Augenschein nehmen und in der That es war das größte und schönste des Ortes und der Hauptweg zu demselben war auf beiden Seiten mit zahlreichen Steinen besetzt,



Ein Casino, eine Ressource auf den Fidji-Inseln. (S. 354.)

die ungefähr gleich den Minutensteinen unserer Chausseen tief genug in die Erde gegraben waren und etwa einen Fuß und darüber aus dem Boden hervorragten. Gegen hundert Schritt war diese Begrenzung des Weges rechts und links ganz regelmäßig, die Steine standen sehr gut gerichtet zu beiden Seiten in 5 oder 6 Reihen, aber unter sich nicht in gleichen Entfernungen. Ich frug den jungen Mann, was diese Steine bedeuteten. Er erwiederte gleichgültig: „Da mein Vater ein großer Freund des guten Fleisches war, so hat er häufig Kriege geführt und viele Menschen aufgegessen. Diese Steine bedeuten die Zahl derjenigen, die er verzehrte."

Ganz entsetzt frug ich: „Verzehrt? Er allein? Das ist ja gar nicht möglich!“ Der junge Mann sah mich befremdend an und schien nicht recht zu wissen, warum ich bezweifle, was er mir als ein Faktum mittheilte, aber mein Begleiter sagte bestätigend: „Du kannst es glauben, der Vater dieses Mannes, Ra-Undre-undu, war ein großer Krieger und hochberühmt sowohl wegen seines großen Appetites, als wegen seiner Größe und Stärke.*) Ich frug verwundert, ob er denn selbst — der junge Mann und jetzige Häuptling, schon Menschen gegessen habe. „O ja,“ erwiederte er, „allerdings, doch habe ich es erst bis auf ein halbes Hundert gebracht und werde wohl nicht so glücklich sein, wie mein Vater,“ setzte er mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, „denn da ich englisch geworden bin (soll heißen christlich), so ist mir dieser Genuß untersagt.“ Wie ich späterhin erfuhr, so war die Bestialität des alten Fürsten doch selbst den Fidji-Insulanern zu stark und sie gaben ihm einen Beinamen, nämlich Undre-undu, denn er heißt eigentlich Ra, jener Beiname aber bedeutet das ungeheure Ding, oder kurzweg das Ungeheuer. Sein Herr Sohn scheint herrliche Anlagen zu haben und wenn er nicht „englisch“ wäre, so würde er vielleicht seinen Vater übertreffen.

Wir gelangten endlich an das Fremdenhaus, ein schönes Gebäude von ganz besonders sorgfältiger Construktion, zwar gebaut wie die übrigen Häuser, doch durchweg mit Balken von besonderer Schönheit und mit Verbindungen derselben versehen, die großen Fleiß verriethen. Man vereinigte die Balken nicht durch Zapfen und Nägel, sondern durch Schnüre und diese Schnürungen zeigten eine wahre Künstlichkeit. Längs den Wänden waren Matten auf ziemlich hoch geschüttelten Haufen von Laub als Lager der Fremden und jeder Fremde konnte sich der Lager des Hauses bedienen, so lange er am Orte blieb. Das Haus war zugleich Ressource, Casino oder Club oder wie man das nennen will, die müßigen Bewohner vornehmen Standes kommen da zusammen, um sich zu unterhalten, mitunter blieben auch welche über Nacht hier, besonders geschah es, wenn ein junges Paar sich daheim nicht ungestört sprechen konnte, aber sobald ein Fremder kommt und das besetzte Lager in Anspruch nimmt, muß es ohne weiteres ihm als den allein Berechtigten eingeräumt werden.

Ziemlich in der Mitte dieses Hauses befand sich ein besonders eingeschlossener Feuerherd, welcher mit einer dreifachen Lage von runden Bäumen überdeckt war. Den Zweck dieses Daches unter dem Dache konnte ich nicht errathen,

*) John Macdonald, Hilfsarzt auf dem englischen Schiffe der „Herold“ hat eine kurze Beschreibung seiner Reise auf dem Rewa-Flusse der großen Fidji-Inseln in das Journal der geographischen Gesellschaft von London im Jahre 1857 einrücken lassen und er erzählt dieses Faktum gleichfalls umständlicher und sagt, daß er bei seiner Anwesenheit 822 Steine gezählt habe, daß aber viele derselben bereits ausgegraben gewesen und zu anderen Zwecken verwendet worden seien, so daß man wohl mit Sicherheit annehmen könne, dieser Oger habe 900 Menschen gefressen.

ich glaubte anfangs, es sei etwa der Rauchfang, davon haben die Leute aber um so weniger einen Begriff, als ihre hohen Häuser oben an beiden Giebeln ganz offen dem Rauch ungehinderten Abzug gestatteten; vielleicht wird diese Plateform gebraucht, um darauf zu nächtigen und sich durch den emporsteigenden Rauch gegen Insekten zu schützen.

## Einundachtzigstes Kapitel.

Höfliche Redensarten gegen Untergebene. Verschiedene Menschenspecies auch Kasten genannt. Ehrenbezeigungen den Höheren angethan. Ehrenbezeigungen von uns Begegnenden. Zeichen der Unterwürfigkeit. Bereitung eines Schönheitsmittels aus Curcummawurzel. Analogieen mit dem Schmuck der Europäerinnen.

Ich sah hier ein Kunstwerk ihrer Töpferei, was wohl nicht ganz gering zu achten sein dürfte; es war eine etwa zwei Fuß tiefe, fünf Fuß im Durchmesser haltende Schüssel von gebranntem Thon, in welcher eine zahlreiche Gesellschaft ihr Abendessen bereiten konnte, an den Wänden standen noch viele kleinere Krüge und Schüsseln umher. Eine Urne fiel mir auf, welche auf das Genaueste die Form derjenigen Gefäße hat, die man bei uns in den alten Hünengräbern findet.

Wir sahen bei unserem Eintritt mehrere Leute in der Nähe des Feuers, auch ein Paar Damen auf der einen Seite desselben im munteren Gespräche begriffen. Sie wollten sich alsbald erheben und entfernen, doch gestatteten wir dieses nicht und Takombo's Abgesandter sagte ihnen freundlich, wenn sie nicht sitzen bleiben wollten, wenn sie nicht überhaupt thäten, was wir beföhlen, ohne zu mukfen, so würde er sie spießen. Als mir Latschika, mein getreuer Begleiter, dieses übersetzte, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, der Häuptling müsse einen Kirgis-Kosacken zum Lehrer gehabt haben; allein die Art, wie mir Latschika die Sache auseinander setzte, bewies mir schließlich, daß es hier so gewöhnlich sein müsse, mit Personen untergeordneten Ranges zu sprechen, wie es denn auch eigentlich überall ist, wo Menschen verschiedener Species neben einander wohnen, z. B. höhere und niedere Beamten, Herrschaften und Dienstboten, Arbeitgeber und Arbeitnehmer &c. Und solche verschiedene Species giebt es auch hier, nur bezeichnet man sie nicht in solcher wissenschaftlichen Weise, sondern man nennt sie Kasten.

So viel ich erfahren konnte, giebt es sechs solcher Abtheilungen; die erste nimmt diejenige Klasse von Herrschern ein, welche ihre Gewalt über mehrere Inseln ausgedehnt haben. Der zweiten Kaste gehören die Beherrscher einer Insel oder eines ausgedehnten Distrikts von mehreren Dörfern auf einer großen

Insel an. Der dritten Kaste gehören die Häuptlinge eines Stammes (Dorfes) und die Priester an, welche letztere aber im Ansehen um etwas höher stehen. In die vierte Kaste rangiren die tapfersten Krieger, jedoch nicht von Häuptlingen, sondern vom Volke abstammend; ferner gehören dahin diejenigen, welche Häuser, Tempel oder Doppelboote mit Segeln zu machen verstehen; ferner diejenigen, welche gewissermaßen als Herren, wenigstens als Vorsteher einer Zahl von Schildkrötenfischern anzusehen sind. In der fünften Kaste stehen die niederen Eingeborenen, in der sechsten die Sclaven und begnadigten Kriegsgefangenen, beide Kasten völlig recht- und besitzlos, den höheren Kasten ganz nach deren Gefallen dienstbar, eßbar u. s. w.

Den höheren Kasten, namentlich den drei ersten, wird eine große Verehrung bezeigt; wo ein Häuptling der drei Klassen erscheint, werfen Männer und Frauen gleichviel, sich nieder und senken den Kopf in den Staub und verweilen unbeweglich, bis der Häuptling des Dorfes, der Priester oder König vorüber ist, zugleich wird eine Begrüßung ausgesprochen.

Es ist schwer verständlich, wie die wirkliche Verehrung, wie der tiefe Respect vor den höheren Ständen sich bei diesem auf die entsetzlichste Weise gemißhandelten Volke hat so unerschütterlich erhalten können, denn Mord, Raub, Diebstahl, Heuchelei, List, Betrügerei, Gewaltthätigkeiten aller Art, Nichtachtung der Rechte Anderer sind die ganz deutlichen Kennzeichen dieser Aristokratie, deren Abstammung schwer nachzuweisen sein dürfte und gerade vor diesen verruchtesten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft beugt und demüthigt sich Alles in verehrungsvoller Furcht.

Auf den Fidji-Inseln ist wie bei allen dem Malayenstamme verwandten Völkern sogar eine eigene, besonders schwunghafte Sprache eingeführt, welche voll der übertriebensten Bilder und Symbole ist und nur in dieser Sprache darf man von den ersten Kasten, d. h. von ihren Personen sowohl als von ihren alltäglichsten und unbedeutendsten Handlungen sprechen. Der Respect vor diesen Häuptern drückt sich in allen Worten wie in allen Handlungen aus. Wenn ein Oberer mit einem Niederen spricht, so hört der Untergebene ihn mit gebeugtem Rücken an und mit gebeugtem Rücken läßt er den Häuptling an sich vorüber gehen. Müssen zwei Personen verschiedenen Ranges mit einander einen Weg machen, so geht der Niedere auf der linken Seite und nie in gleicher Linie mit ihm, sondern immer etwas hinter demselben. Da dies ganz unsere Art ist, so möchte ich es wohl wissen, wo sie es gelernt haben. Von den engländischen Missionairen gewiß nicht, denn deren Manier ist es gerade nicht.

Die sonderbarste Demuthsbezeigung dürfte wohl folgende sein: Wenn irgend ein Häuptling etwas Ungeschicktes begeht, wenn er nur einen Fehltritt im Gehen macht oder wenn er fällt, so fällt sein Begleiter oder Gesellschafter niederen Standes augenblicklich mit ihm oder er begeht die nämliche Ungeschicklichkeit, die Jener begangen hat. Und warum? wird man fragen, lediglich aus

Höflichkeit, der ungeschickte Herr könnte lächerlich werden, gleich begeht der Diener denselben Fehler und so nimmt er das Lächerliche auf sich; vor dem gefallenen Herrscher beugt man sich, den gefallenen Menschen niederer Kaste lacht man aus, aber da er keine Ehre hat, die allein den Häuptlingen zusteht, so kann das Auslachen ihm nicht empfindlich sein; zudem muß der Häuptling dem Untergebenen jederzeit ein Geschenk machen, dessen Größe und Bedeutung sich wieder nach seinem Stande richtet. Als ich dieses erfuhr, konnte ich mir erst den Ausruf einer unserer Begleiter erklären, der mit mir über einen umgestürzten Stamm gegangen war, welcher über einen Gießbach gefallen, als Brücke diente. Wie ich den Stamm betrat, hatte er sich ganz vergnügt die Hände gerieben und zu seinen nächsten Gefährten gesagt: „heute bekomme ich eine Flinte!"

Ich gelangte glücklich und ohne zu fallen an das andere Ufer und der arme Teufel ließ trübselig den Kopf hängen. Jetzt wußte ich, daß, wenn ich gefallen wäre, er mir sofort hätte nachfallen müssen und da ich ein Häuptling war, mußte ich mich bei ihm durch ein Geschenk auslösen, was, um meiner Stellung nichts zu vergeben, kaum geringer hätte sein dürfen, als eine Flinte.

Wir zogen unseres Weges weiter den starkgeschwollenen Strom hinauf. Es war nicht ganz gefahrlos, denn theils lagen niedergebrochene Stämme vom Ufer quer in den Fluß hinein, theils kamen uns solche im Wasser schwimmend entgegen und da die Wurzeln unter Wasser standen, man sie also nicht sah, so war es leicht auf diese aufzurennen, was für das schwache Fahrzeug von sehr bedenklichen Folgen gewesen wäre, doch kamen wir durch die Geschicklichkeit unserer Ruderer noch immer mit dem blauen Auge davon. An verschiedenen Stellen wurden wir von den grimmig aussehenden und schwer bewaffneten Einwohnern des Ortes mit einem so furchtbaren Geschrei empfangen, daß wir eigentlich hätten um unser Leben zittern müssen, allein uns war jetzt bereits so viel von den Sitten der Insulaner bekannt, daß sie auf Kriegs- oder Raubzügen niemals ihre Frauen und Kinder mitnehmen. Unter den hier am Ufer versammelten Leuten war aber vielleicht ein Drittheil weiblichen Geschlechts und ein anderes Drittheil durfte man auf die Kinder rechnen. Dies ist ein vollkommen sicheres, niemals trügendes Zeichen friedlicher Absicht, auch bei den Eingeborenen von Nordamerika ist es bekanntlich so und obwohl sie Schelme sind und jede List für erlaubt halten, so haben sie doch das Mitnehmen der Weiber und Kinder niemals angewendet, um über die kriegerischen Absichten, welche sie etwa gehabt, zu täuschen.

Wir waren jetzt schon so weit nach dem Innern des Landes gerückt, daß unser Begleiter Muna-Mronu, d. h. der erste von den Häuptlingen, welche Takombo zu unserem Schutze mitgegeben, es gerathen fand, die Autorität seines Herrn durch Einforderung des Zeichens der Unterwürfigkeit aufrecht zu erhalten. Der Vorsteher des Dorfes, in welchem wir übernachten sollten, mußte eine große Tarowurzel herbeibringen, mit dieser in der Hand in gebeugter Stellung uns

erwarten und sie dem Muna-Mbonu, um Frieden bittend, entgegenhalten. In dieser symbolischen Handlung liegt das Zeichen der Unterwürfigkeit und der hohe Herr erkennt diese an, indem er Frieden zu halten verspricht, also nicht er verlangt Frieden, sondern er gewährt ihn, seine Untergebenen dürfen sich nicht unterstehen, Krieg anzufangen, sie danken dem Himmel, wenn man sie nicht mit Krieg überzieht, wenn man sie ungeschoren, will sagen, ungefressen läßt.

An einer entfernteren Stelle sah ich eine große Zahl von Frauen sehr lebhaft beschäftigt, sie bereiteten ein uns allen wohlbekanntes Handelsprodukt, Curcuma nämlich, welches sie Furmerik nennen. Sie hatten kleine Gräben ausgehöhlt, welche sehr sorgfältig mit Bananenblättern ausgelegt waren. Die Curcuma-Wurzel wird zerrieben, gehaspelt und dann in diese Höhlungen zwischen die Blätter gelegt und mit solchen zugedeckt, worauf sie einige Zeit sich selbst überlassen bleibt. Wenn alles nunmehr durch Ausschwitzen der in der Wurzel enthaltenen Flüssigkeit naß und saftig geworden ist, deckt man die Gräben auf und bringt den Inhalt in große Gefäße von Bambusrohr, wo sich dann das Flüssige von dem Wurzelgereibsel sondert. Dieser Niederschlag ist das zu uns kommende Handelsprodukt; der darüber stehende Saft (dessen Menge man keineswegs durch Auspressen vermehrt, denn er ist auch bei dem trockenen Curcuma-Pulver das Wesentliche, nämlich das Färbende) wird abgegossen und zum Gebrauch der Einwohner bewahrt, der übrige ganz nasse Inhalt der Rohrstücke wird sehr langsam und an schattigen Orten getrocknet und wenn man dessen genügende Mengen hat, so wird er entweder als Tribut oder als Handelsgegenstand an den Ort seiner Bestimmung gebracht.

Der Saft ist ein berühmtes Schönheitsmittel unter den Damen des Fidji-Archipels, allein er kommt nicht in solcher Menge in Gebrauch, daß eine jede sich dessen bedienen könne; auch hier ist also äußere Pracht ein Vorrecht der Aristokratie, sie machen sich damit schöne Striche, Reifen, Kleckse auf den Leib und scheinen um so glücklicher, je mehr gelber Striche sie über sich verbreiten können. Das ist ganz analog unserem Reifrock, der auch eine um so vornehmere Dame bezeichnet, je mehr der Reifen er enthält. Sonderbar ist, daß man diesen Schmuck anwendet, wenn man einen Freund, der gestorben ist, besonders ehren will und daß er auch als eine Art Heilmittel für alle entbundenen Frauen angesehen wird. Noch eine heilige Eigenschaft liegt in dieser gelben Farbe: sie bereitet die Wittwen vor, die man stranguliren will.

---

# Zweiundachtzigstes Kapitel.

**Entsetzliche Gräuel. Die Methodisten und ihre Wirksamkeit. Das Loos der Wittwen. Verbrechen aus Rache. Zauberer, welche in großem Ansehen stehen. Priester und Propheten. Mehrere Arten von Zauberei. Die Unverwundbaren. Ihre Siege und ihre Dankbarkeit gegen den Propheten.**

Wir befanden uns jetzt in einer Gegend, welche so grauenvolle Thaten gesehen hatte, daß sogar dieses davon täglich heimgesuchte Volk mit Schrecken daran zurückdachte. Ein Zufluß des Rewa-Stromes war verschiedene Male bei den furchtbaren Metzeleien, die man unter seinen Anwohnern vorgenommen hatte, von dem Blute roth gefärbt worden; er führt daher in der Sprache der Eingeborenen den Namen Modi-Kani, d. h. der Strom von Blut. Wir bogen in denselben ein und unser Führer zeigte uns die leeren Stellen von einem halben Dutzend Dörfern, welche sammt ihren Einwohnern von der Erde vertilgt waren. Wird es jemals gelingen, solche Menschen zu civilisiren? Wenigstens müssen es nicht engländische Methodisten sein, denen man das Amt überträgt, denn sie predigen nicht Liebe, sondern Haß. Dumont d'Urville erzählt, daß katholische Missionaire auf diese Insel geschickt seien, daß die bereits ansässigen engländischen Methodisten sie bei sich scheinbar sehr freundlich aufgenommen und die Häuptlinge zu einer Versammlung eingeladen haben, daß sie hierauf aber die Fremden den Häuptlingen übergeben und gesagt hätten, sie verbreiteten eine falsche Religion, eine andere als die ihrige, welche die allein richtige wäre und sie möchten mit diesen Menschen machen, was sie wollten, worauf sie natürlich erschlagen und gespeist wurden, allerdings nur versuchsweise und um sich zu überzeugen, ob das Fleisch von Weißen wirklich schlechter schmecke, als das von Braunen.

Die englischen Missionaire haben, soweit ihre Thätigkeit reichte, es wirklich dahin gebracht, daß die Eingeborenen am Sonntage nichts thun, was ihnen unter allen Umständen das Wichtigste ist, aber sie haben es nicht dahin gebracht, das Loos der Wittwen zu ändern. Die Fidji-Insulaner thun überhaupt nichts, daher ist ihnen das Nichtsthun am Sonntage durchaus nicht lästig, aber da sie nichts thun, haben sie auch nichts und können nichts mittheilen, können sich selbst nur zur Noth, Andere aber gar nicht ernähren, also fort mit all denjenigen, welchen der Ernährer fehlt. Ist der Mann gestorben, so ist die Frau ohne Ernährer und Wittwenkassen giebt es auf den Fidji-Inseln noch nicht, selbst nicht einmal für die höheren Beamten, viel weniger für die niederen oder gar für das Volk. Wer soll nun die Wittwen ernähren, die nächsten Verwandten wird man sagen — ja die haben so viel mit sich selbst zu thun, daß sie nicht auch noch für Andere sorgen können, deshalb streicht man den Körper der Wittwe des Gestorbenen oder die mehrerer mit Cureumagelb an, setzt sie an einen Pfahl neben der Leiche des Mannes und erwürgt sie, so ist man aller Sorge überhoben.

Ebenso wenig als es ihnen gelungen ist, dergleichen Schändlichkeiten auszurotten, haben sie vermocht, den Aberglauben, der dieses Volk beherrscht, auch nur im allergeringsten zu beseitigen. So giebt es hier in allen größeren Dörfern Zauberer, welche sich damit abgeben, unnatürliche Dinge, übernatürliche Dinge zu verrichten. Es sind dies keineswegs die Priester, sondern es sind recht eigentliche Hexenmeister. Wir wollen gar nicht von den Albernheiten reden, welche diese Menschen begehen, um zu täuschen, um Furcht oder Achtung zu erringen, das ist zu sehr in ihrem Interesse, daß sie dieses aufrecht erhalten, als daß man ihnen zumuthen könnte, davon abzulassen. Aber so weit könnten die Missionaire ihren moralischen Einfluß wohl treiben, die Häuptlinge von der Verworfenheit gewisser Handlungen zu überzeugen, wie von Meuchelmord und dergl., es kommt ihnen aber durchaus nicht in den Sinn, daß die christliche Religion ihre eigentlichen Triumphe darin feiert, daß sie die Menschen besser macht.

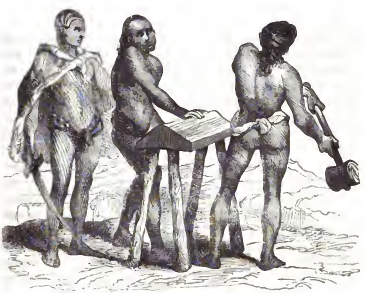
Wenn ein Häuptling, überhaupt ein Mitglied der drei oberen Kasten einen Feind hat, so versteht es sich für ihn von selbst, daß derselbe beseitigt werden müsse. Dies bewerkstelligt er nun häufig nach Art der Wilden, nämlich durch Meuchelmord. Er verbirgt sich möglichst gut auf dem Wege, den sein Gegner nehmen muß und wenn derselbe bei ihm vorbeigegangen, so erschlägt er ihn mit seiner Keule oder er durchstößt ihn mit seiner Lanze und in der Regel hat Niemand etwas dagegen, als die Wittwen des Ermordeten, welche nun auch sterben müssen, obschon sie vielleicht gerne noch lange gelebt.

Nun kann aber der Fall eintreten, daß der Feind, welcher geopfert werden soll, der Verwandte eines höheren Häuptlings ist, daß also dem Mörder aus seiner Gräuelthat Gefahr erwachsen könnte. Dann soll Niemand wissen, wer der Mörder ist und er wendet sich an den Zauberer, dem er irgend ein Stück Zeug, einen Lappen, eine Gürtelschnur, welche einmal zur Bekleidung des Feindes gedient hat, übergiebt und für ein Geschenk bringt der Zauberer die Sachen um, worauf der Mensch, dem sie gehörten, gleichfalls stirbt. Es erinnert dies an den aus dem Mittelalter noch bis in die neue Zeit hinüberreichenden Aberglauben, daß man Jemanden thätlich beschädigen, verwunden könne, wenn man sein Bild und wäre es nur eine schlechte Puppe von Wachs, der man des Feindes Namen beilegt, mit einem Messer, einer Lanze, einem Pfeil durchsticht.

Der Zauberer ist immer eine sehr gefürchtete Person, darum umgiebt er sich mit Aeußerlichkeiten, die ihn schreckhaft machen, entstellt seine ohnedies nicht schöne Fratze noch mehr durch Schnitte und Verwundungen, die er sich beibringt und behängt sich mit giftigen Pflanzentheilen, giftigen Insekten und Schlangen, welche ein Jeder wohl kennt, wovor ein Jeder den tiefsten Abscheu hat. Diese Dinge braucht er auch, um seine Zaubermorde auszuführen. Er steckt den Lappen, welcher dem zu Tödtenden angehörte, einer Schlange in den Mund oder er wickelt denselben in die Blätter einer giftigen Pflanze ein und nun ist der edle Auftraggeber überzeugt, daß sein Gegner in Kurzem sterben wird. Dem

Zauberer liegt nunmehr noch ob, sein Versprechen wahr zu machen und das geschieht gewöhnlich dadurch, daß er den dem Tode Geweihten aufsucht und ihn mit einer giftigen Waffe verwundet, worauf der Unglückliche meistentheils so schnell stirbt, daß er nicht einmal einen Verdacht aussprechen, irgend Jemand der Mordthat zeihen kann. Den Zauberer würde er übrigens nicht anklagen, selbst wenn er es könnte, denn vor diesem Menschen hat man eine so große Furcht, daß selbst der Tod sie nicht endet.

Die Zauberer haben noch ein anderes Amt, welches sie mit den sogenannten alten Hexen unserer Dörfer theilen; auch von diesen verlangt man nämlich, daß sie durch ihre Kunst Diebe herausbekommen. Und wie man hier ein Sieb



Strafe an dem falschen Propheten. (S. 365.)

und eine Scheere, oder ein Erbbuch und einen Erbschlüssel haben muß, um denjenigen, welcher den Diebstahl begangen hat, herauszubekommen, so ist es dort abermals eine giftige Pflanze oder ein giftiges Thier, welches zur Entdeckung hilft. Gewöhnlich wird der Diebstahl nur an Wurzelfrüchten oder an geschlachtetem Fleisch begangen. Was nun gestohlen sei, der Zauberer zerstückelt etwas ähnliches und legt giftige Pflanzen darauf, schneidet ein Portiönchen Fleisch klein und setzt giftige Spinnen oder andere giftige Insekten auf dasselbe und wartet nun den Erfolg ab.

Der Aberglaube ist so groß, daß diese höchst alberne Procedur den Erfolg zu haben pflegt, den der Zauberer voraussetzte. Sobald der Dieb hört, daß in

der gedachten Weise verfahren worden sei, so ißt er nichts von dem gestohlenen Gut und hat er davon gegessen, so wird er sicher aus Todesangst krank. Hiergegen wäre nun nichts einzuwenden, denn dieser Aberglaube ist einigermaßen heilsam, allein sehr häufig verfahren die schurkischen Zauberer anders. Wenn sie befragt werden, so geben sie an, sie wollten sich mit dem Geiste berathen und nun nach der gepflogenen Berathung nennen sie denjenigen, der ihnen im Wege ist, einen ihrer Feinde und dieser wird dann ohne weitere Umstände ergriffen und erschlagen. Die Menschen sind dort zwar alle Spitzbuben und einen Einwohner einer anderen Insel, einen Fremden zu bestehlen scheint ihnen nicht nur nichts Unrechtes, sondern sogar etwas Lobenswerthes, aber untereinander sich zu bestehlen, scheint ihnen unrecht und sie denken, „wenn wir Spitzbuben untereinander nicht einmal ehrlich sein wollen, wer soll denn da noch ehrlich genannt werden."

Außer diesen Zauberern und den eigentlichen Priestern giebt es noch eine Art von Propheten, welche in ihrer Sprache wörtlich „Menschen, welche die künftigen Dinge vorhersagen können" genannt werden. Ob dieses nun Leute von besonderem politischem Scharfblick oder von besonderer Unverschämtheit sind, wollen wir ungesagt lassen, allein ihre Prophezeiung wird als völlig unfehlbar betrachtet; häufig wissen sie es zu machen, daß ihre Angaben bewahrheitet werden müssen, wenn Jemand einen Feind verfolgt und er frägt den Propheten, wo er ihn finden werde, so sagt er ihm dreist an dem und dem Orte; zu dem Verfolgten aber sagt er unter Nennung des nämlichen Ortes, geh dahin denn dort wird er Dich gewiß nicht mehr suchen, da er soeben von dort herkommt. Natürlich treffen die Leute einander und der Fliehende wird todtgeschlagen, der Mörder aber verbreitet den Ruhm des Propheten. Auf solche einfache Weise lassen sich die sonst so listigen Menschen hintergehen; ein wesentliches Geschäft aber ist bei einem bevorstehenden Kriege die Schuß- und Hiebfesten zu bezeichnen. Die Passauer Kunst, welche im Mittelalter hoch berühmt war, hat sich, wie es scheint, auf die Inseln des Stillen Oceans zurückgezogen, da giebt es noch Leute, welche unverwundbar sind.

Wenn irgend ein Ueberfall gemacht werden, wenn eine Schaar Menschenopfer geraubt werden soll, so sucht man den Propheten auf und veranlaßt ihn, diejenigen zu bezeichnen, welche zuerst in den Kampf zu schicken sind, die Unverwundbaren. Der Prophet bestimmt nun, ohne sich zu besinnen, ein Paar Dutzend, welche er als die Tapfersten, als die Stärksten kennt. Diese nehmen nun im Kampfe die erste Reihe ein. In der Ueberzeugung, unverwundbar zu sein, entwickeln sie eine für jeden anderen Fall eigentlich unmögliche Tapferkeit. Die Feinde, welche sehr gut wissen, daß in den ersten Reihen Unverwundbare stehen, machen gar nicht erst den Versuch, sie zu bekämpfen und so gehen sie denn wirklich unverwundbar aus dem Streite hervor und darum sind diese Leute hoch geehrt und von großem Einfluß unter den Kriegern, gewöhnlich dankt

man ihrer außerordentlichen Tapferkeit auch den Sieg, denn sie verrichten wahre Wunder, ganz einfach aus dem angegebenen Grunde und sie danken dem Propheten ihren Sieg durch den besten Antheil an der Beute oder durch vortreffliche Schenkel und Brustſtücke von den geschlachteten Gefangenen, denn er hat ja durch seine Unterhandlungen mit den Göttern die Unbesiegbarkeit und die Sicherheit gegen Speerstöße und Keulenschläge hervorgebracht.

---

## Dreiundachtzigstes Kapitel.

Ein Angriff durch die Unverwundbaren wird unbegreiflicher Weise abgeschlagen. Der Prophet hat aus Malice falsche Leute bezeichnet. Wie derselbe bestraft wird Weitere Folgen, welche der abgewiesene Angriff nach sich zieht. Fackeln aus dem Dammar-Harz. Dazu gehörige Leuchter.

Die Einführung der Feuerwaffen fängt an etwas allgemeiner zu werden, als sie noch zu den Zeiten d'Urville's war. Bei seinem ersten Besuch kannte man Flinten dort noch gar nicht, bei seinem zweiten Besuch hatte man auf den Inseln des Fidji-Archipels vielleicht noch keine 200, jetzt, obwohl die Bewaffnung der Krieger noch immer keine andere ist, sie fast alle noch Speer und Keule führen, haben doch die Häuptlinge beinahe alle bereits Feuergewehre und es dürfte selbst im Innern der großen Insel wohl kaum ein Dorf geben, wo nicht wenigstens in den Händen des Aufführers eine Muskete wäre. Die Dörfer am Strande oder in der Nähe desselben können meist schon über 10 Musketen gebieten und an den Hafenplätzen selbst sind sie wohl noch häufiger. Dies hat denn auch die Unverwundbaren seltener gemacht; ihr außerordentlicher Muth und ihr kriegerisches Feuer ist auf eine auffallende Weise abgekühlt worden, seitdem die Musketen häufiger geworden sind. Die Feuerprobe sollten sie nicht bestehen.

Das Dorf Kasuru, an der Küste gelegen, war den Angriffen der Bergbewohner wiederholt ausgesetzt gewesen, immer hatten sie von neuem durch Raub zu leiden, bis es ihnen endlich gelang, eine Anzahl von etwa 12 Musketen ihr eigen zu nennen. Die Führung der Feuerwaffen lernen diese Leute alle äußerst schnell, kaum acht Tage im Besitz derselben, wären sie schon vollkommen fähig gewesen, sich auf das Tapferste zu wehren; nun ließen die Bergbewohner während eines ganzen Mansuhns Zeit, ihre Waffen zu erproben und als die Begierde nach Menschenfleisch wieder erwachte und der Krieg beschlossen war, ließen die Häuptlinge des Bergdistricts durch ihren Propheten sich die Unverwundbaren bezeichnen und jetzt ging es zum Kampfe.

Hatten nun die Einwohner von Kasurn Wind bekommen von dem beabsichtigten Ueberfall oder hatten sie Wachen ausgestellt, welche zeitig genug die nahenden Feinde verriethen, gleichviel, die Stunde des ersten Morgengrauens, bei allen wilden Völkern die des Ueberfalles, fand die Einwohner bereit, die Feinde zu empfangen. Hiemit ist in der Regel das ganze Unternehmen gescheitert, die Angreifenden sind nur darauf gerüstet, den Feind schlafend zu finden, die Hälfte wehrlos niederzumachen und mit der anderen Hälfte, welche taumelnd aus dem Schlaf erwacht, ein leichtes Spiel zu treiben. Bei dem Anblick der bewehrten Männer, welche auf den Plateformen standen, wich die größere Menge zurück, die Unverwundbaren aber spotteten der Furcht der Anderen, nahmen vielleicht 30 an der Zahl den Kampf auf und stürzten sich mit wahrer Todesverachtung auf den, dem Untergange geweihten Feind. Da knallte hier eine Büchse und dort eine andere, es fielen dreie, sechse und in weniger als einer Minute war unter allen Unverwundbaren kein einziger, der nicht verwundet gewesen wäre; nur wenige von ihnen schleppten sich mit zerschmettertem Arm, mit durchschossenem Bein in die Reihen der Ihrigen zurück, die mehrsten lagen todt auf dem Platze, auf dem die Kugeln sie ereilt und diejenigen, denen ein solch glückliches Loos nicht gefallen war, wurden eine Stunde oder zweie darauf theils lebendig gebraten, theils wurden sie noch lebend abgezogen und in einen von jenen großen Thonkesseln gelegt und darin gekocht, denn die Leute machen nämlich einen wichtigen Unterschied zwischen dem gekochten und gebratenen Fleisch, nur bei demjenigen, welches zum Braten bestimmt ist, lassen sie die Haut auf dem Fleische, da sie in diesem Zustande sehr wohlschmeckend ist, wie wir Europäer ja auch von unserem Gänse- und Schweinebraten wissen.

Das zurückgeschlagene Heer, welches durch die verfolgenden Dorfbewohner noch manchen Verlust erlitt, kehrte in die Gebirge heim und das Erste, was man that, war das Aufsuchen des Propheten, dem man Schuld gab an dem Mißlingen des ganzen Unternehmens, weil er aus Bosheit nicht die richtigen Personen bezeichnet hatte; er wurde bestimmt, die Hand zu verlieren, mit welcher er die Gefallenen als unverwundbar bezeichnet hatte und die Sentenz wurde alsbald ausgeführt.

Es wurde unter den Stücken Holz, welche herumlagen, eins ausgesucht, das auf einer Seite flach, auf der anderen eine stumpfe Kante zeigte; in einem starken Feuer wurde ein eiserner Bolzen, den sie wohl von irgend einem Schiffbruch herhaben mochten, glühend gemacht, damit brannte man vier Löcher in den Klotz und steckte vier junge Baumstämme hinein, so daß eine Art von Tisch entstand mit einer Erhöhung in der Mitte und zwei schräg abfallenden Seitenflächen. Nun wurde der falsche Prophet von zweien Kriegern zu dem Klotze geführt, dessen Vorbereitung und Aufstellung er hatte mit ansehen müssen. Der eine dieser Krieger hatte einen Klotz mit einem Stiel, einen schweren hölzernen Hammer in Händen, mit welchem man dort Pfähle in die Erde zu treiben

pflegt, der Andere hatte eines jener scharfen und schweren Messer, mittelst deren man den Kopf auf einen Hieb spalten und zu gleicher Zeit so glücklich auseinander legen kann, daß die Anführer sofort im Stande sind, den ihnen zukommenden edelsten Theil des Gefallenen, das Gehirn, zu sich zu nehmen.

Der unglückliche Prophet mußte sich nun an den Tisch stellen und seine Hand auf den Klotz legen, so daß das Handgelenk gerade auf der Kante lag, ihm gegenüber stand der Mann mit dem Hammer, um die Execution zu vollziehen, ihm zur Seite aber der Häuptling mit der Kriegswaffe, bestimmt, ihm den Schädel zu spalten, wenn er seine Hand nur im mindesten zurückzuziehen versuche. Das Abhauen mit dem Beil ist gegen diese entsetzliche Amputation ein wahres Kinderspiel. Als der Schlag gefallen war, hing die Hand nur noch an dürftigen Hautlappen und der schrecklich Verstümmelte ging ruhigen Schrittes davon, aber auf beide Vollstrecker des Urtheils warf er einen so furchtbaren Blick, daß sie zitterten, denn sie waren überzeugt, daß er Macht genug besitze, um sie in irgend welcher Weise zu gefährden, zu tödten, in Feindeshand zu bringen oder was sonst des Schrecklichen einem Krieger begegnen kann. Hieraus zeigt sich, daß mit dem hohen Herrn hierselbst nicht gut Kirschen essen ist. Es hätte nur noch gefehlt, daß denjenigen, welche das Urtheil vollzogen hatten, irgend etwas Uebles begegnet wäre, so hätte man natürlich diesem bösen Blick und der Gewalt des Zauberers die Schuld gegeben, denn Zufall kennen diese Leute nicht, alles ist der Wille böser Menschen oder böser Geister.

Die Bergbewohner, welche sich gegen das Dorf an der Küste feindlich gezeigt hatten, sollten noch auf andere Weise sehr hart bestraft werden. In ihrem Siegerstolze kehrten die Strandleute den Spieß um, wie man zu sagen pflegt, sie machten mit ihren Dutzend Feuergewehren einen Einfall in das Gebiet, schossen viele Männer nieder und da alles vor ihrer gefährlichen Waffe flüchtete, zündeten sie das Dorf an. In der nächsten Jahreszeit, d. h. ein halbes Jahr später, geschah dasselbe, ein halbes Jahr später abermals und die Dörfler hatten nichts weiter zu thun, als ihre Häuser immer wieder von neuem aufzurichten; die Ueberfälle wurden richtig halbjährig wiederholt, sie bekamen davon einen ganz sonderbaren langen Namen: „Nondo-jawu-nata-meta-kiof", das soll heißen, „die Leute, deren Beschäftigung ist, Holz zum Häuserbau zu fällen", weil man in der That ihnen keine andere Beschäftigung ließ. Der Ort, früher sehr zahlreich, ist jetzt ganz heruntergesunken und um nicht abermals in die Nothwendigkeit zu kommen, Holz zu fällen, nehmen sie jeden Morgen ihre Hütten auseinander und legen die Dach- und Seitenwände flach auf den Erdboden nieder und errichten so jeden Abend die Hütten von neuem.

Die Fidji-Insulaner wählen ihre festen Plätze meistens sehr gut, oft an einer schrägen Berglehne, an einer Felsenwand, zu welcher nur ein einziger Pfad führt, der Feind also klettern und sich nur Mann um Mann nähern kann, dazu kommen Schießscharten, Pfahlwände, auch wohl vorgewälzte Felsblöcke und

sie machen die Wege in Kriegszeiten durch versteckte Bambussplitter, welche vermöge ihrer Kieselsteinrinde schneiden wie Glas, möglichst unwegsam. Ist ihnen nicht von der Natur ein solcher Schutz geboten, so umgeben sie ihre Städte und Dörfer mit einem Wasser gefüllten Graben, innerhalb dessen ein Wall umherläuft, der noch mit Bambuspallisaden besetzt ist, hinter denen sie wohl ihre Geschosse hervorschnellen können, sie selbst aber vor solchen Geschossen sicher sind. Da sie immer im Kriegszustande leben, sind ihre Festungen in der Regel sehr gut mit Nahrungsmitteln versehen, was allerdings dadurch sehr erleichtert wird, daß die Belagerungen niemals lange dauern und drei Tage wohl nur höchst selten vorüberstreichen, ohne daß die Sache entschieden ist.

In Folge solcher Vorsorge, solcher Befestigung, gehen die Kriege häufig ohne Blutvergießen ab, der hartnäckige Widerstand und die gute Befestigung verhindert die Einnahme, der abziehende Feind begnügt sich mit Zerstörung der Fruchtbäume und der Ernten. Wird aber eine Stadt erstürmt, so sind die Scenen, welche vorfallen, vielleicht eben so gräßlich, als man sie bei Erstürmung von Vesten durch die Croaten oder Panduren, oder durch Russen und Polen, oder durch engländische Matrosen *c. *c. erlebt hat. Jede Schändlichkeit, jeder Frevel, jede Verstümmelung wird an den Leichen wie an den Verwundeten geübt, nur darin übertreffen sie noch die obengenannten Völkerschaften, daß sie die Leichen ihrer Feinde braten und verzehren.

Hält man sich für unfähig, Widerstand zu leisten, so bittet man den Feind um Schonung; gewöhnlich schickt man ein Paar Frauen des Häuptlings ab, mit der Versicherung, daß man sich unterwerfen wolle, dann fängt kein Blutvergießen an, oder wenn es schon begonnen, wird es sofort beendigt; aber das besiegte Volk befindet sich nunmehr in völliger Unterwerfung, in Sclaverei, es muß seine Festungen selbst schleifen, darf nur in offenen Dörfern wohnen und begiebt sich aller Rechte freier Menschen.

Ich will nun nicht behaupten, daß Alles, was mir Latschika nach den Ueberlieferungen anderer Leute erzählte, vollkommen wahr ist, möglich indessen muß man es wohl nennen, auch schon deshalb, weil die Leute in ihrer Rachsucht schwer zu befriedigen sind. Vielleicht kommt übrigens die Erzählung von ihren auseinandergenommenen Hütten lediglich daher, daß dieselben ganz gegen die Gewohnheit aller Fidji-Insulaner auffallend klein sind. Während sonst die Häuser hunderte von Fußen messen, waren die Hütten dieser Gebirgsbewohner nicht größer als die Strauchbaracken, die der Soldat sich zu machen weiß, wenn er zur Sommerszeit bivouakiren soll. Eng bei einander konnten wohl zehn Personen darin liegen, war die Zahl der Familie aber größer, so hatte man zwei Hütten oder dreie nahe beieinander stehen.

In der Regel pflegt man zu glauben, daß die Wilden keine andere nächtliche Erleuchtung kennen, als das Feuer des Herdes und daß sie deshalb auch ziemlich viel schlafen und besonders frühzeitig schlafen gehen, was man nach

unserer Ausdrucksweise zu bezeichnen pflegt „mit den Hühnern auffliegen". Mir war bisher auch noch nichts anderes in den Sinn gekommen, denn alle die Hütten, welche mir zur Bewohnung angewiesen waren, sah ich durch Feuer erleuchtet. Während der trockenen Jahreszeit brennt dasselbe gewöhnlich vor der offenen Seite der Hütte, während der nassen aber immer im Innern derselben.

Im ersten Falle nun mag allerdings die Erleuchtung einer 100 Fuß langen Hütte, vor deren Giebel ein Feuer brennt, dürftig genug ausfallen, auch wenn dieses Feuer recht hoch flackert. Bei einer solchen Gelegenheit bemerkte ich doch, daß die Leute wirkliche Lichte besitzen. Ich will nun nicht gerade sagen, daß sie genau nach unserer Weise gemacht wären, aber den Zweck erfüllten sie vollkommen.

Auf diesen Inseln wächst ein schöner, harzreicher Baum, den Nadelhölzern angehörig, die Bewohner nennen ihn Ndaqua, es ist Pinus dammara, derjenige Baum, aus welchem das bis zu uns gelangende Dammarharz quillt. Die Einwohner sammeln es, indem sie Einschnitte in den Baum machen und den herausquellenden Saft in Abschnitten von Bambusrohr auffangen. Sehr bald erstarrt dieses Harz, dann kneten sie wallnußgroße Stücke mit den Fingern und rollen dieselben aus, so daß ein mehre Zoll langer Cylinder daraus entsteht. Dies sind ihre Lichte und da es ein klein wenig unbequem wäre, dieses Lichtchen zu halten, so haben sie sich darauf gelegt, auch Leuchter zu machen und zwar zum mindesten ebenso gute, als man sie in vielen großen Städten Europa's bei Illuminationen angewendet sieht. Die ärmeren Bewohner solcher Städte, welche drei und vier Treppen hoch wohnen, doch auch ihr Lichtlein leuchten lassen wollen und wäre es auch ein Talgstümpchen, welche doch aber nur einen einzigen Leuchter haben, nehmen sehr vernünftig ein faustgroßes Stück Lehm, kneten dasselbe ziemlich rund, machen oben mit dem Finger ein Loch hinein, während sie die untere gegenüberstehende Seite etwas glatt klopfen, damit der Leuchter stehe und die Arbeit ist gethan.

Gerade so machen es die Leute hier, nur kneten sie ihren Lehm oder Thon nicht in die Form einer Kugel, sondern eines Kegels, der ungefähr so hoch ist als breit, daher außerordentlich feststeht, was auch nöthig ist, denn fiele das Lichtlein mit seinem Leuchter um, so würde alsbald eine Matte ergriffen und in einer Viertelstunde nicht nur das Haus, sondern das ganze Dorf ein Raub der Flammen sein.

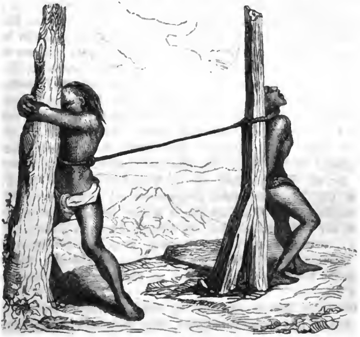
# Vierundachtzigstes Kapitel.

Große Autorität des Oberhauptes. Die platonische Republik. Die Liebe kennt nicht Rang, nicht Stand. Ein kleiner Roman mit einem tragischen Ende. Zwei Ermordungen mit kaltem Blute. Wie man sich mit der Geliebten nach dem Tode vereinigen kann.

Wir waren jetzt am Ziel unserer Reise; wir hatten den Hauptfluß der Insel bis zu einem kleinen See verfolgt, welcher gerade auf der Wasserscheide liegt, denn es senken sich von ihm nach ganz verschiedenen Richtungen mehrere Flüsse dem Meere zu. Unsere lang dauernde und ziemlich beschwerliche Reise hatte uns bis über die Mitte der großen Insel hinausgeführt und dennoch waren wir nicht weiter als 20 Meilen von dem Ankerplatze des „van der Kapellen" entfernt. Hier in der Nähe des Sees befand sich eine große Niederlassung, bis zu welcher zu gelangen wohl vor 30 Jahren eine Unmöglichkeit gewesen wäre, indessen hatte die Oberhoheit des Takombo, schon durch seinen Vater begründet, so feste Wurzeln geschlagen, daß er durch seine Gesandten fremde Reisende durch alle feindlichen Stämme bis mitten in die fernsten Wildnisse seines Reiches ungefährdet geleiten lassen konnte. Das mag wohl der Beginn der Civilisation sein, nur derjenige ist ganz roh und wild, der gar kein Gesetz anerkennt, sobald er sich aber beherrschen läßt und wäre es auch durch den grimmigsten Despoten, so hat doch die Cultur schon angefangen. Allerdings liegt ihr Gipfelpunkt wieder auf der Stufe, wo es gar kein Gesetz giebt, d. h. wo gar keines nöthig ist. Wird man einmal in einem Staate es dahin gebracht haben, daß alle Menschen vollkommen rechtlich, rein, tadellos sind, daß keine Selbstsucht mehr herrscht und daß irgend welches Vergehen oder Verbrechen unmöglich ist, weil es keinen giebt der so unmoralisch und so irreligiös wäre um eines zu begehen, so brauchen wir keine Polizei, keine Regierung, kein Heer und dann sind wir auf dem Punkte der platonischen Republik angelangt; aber freilich, lieber Leser, ist diese Republik in diesen 2200 Jahren seit Plato's schönem Traum noch nicht gekommen und wenn wir uns nach abermals 2000 Jahren wieder sprechen sollten, so werden wir vielleicht sagen „auch jetzt noch nicht!"

Mein Aufenthalt in diesem Orte machte mich bekannt mit einer allerliebsten kleinen Idylle. Wir waren in das Fremdenhaus geführt worden, die uns begleitenden Häuptlinge aber gingen im Dorfe umher, um die erforderlichen Lebensmittel aufzutreiben. Es war jenes schöne Verfahren, welches die Franzosen während ihrer Continentalkriege zu so großer Vollkommenheit ausgebildet hatten und welches sie Requisition nannten. Unterdessen die edlen Machthaber hier ein wildes Huhn, dort ein Schwein und da die nöthigen Pisangfrüchte herbeizubringen befahlen, machte ich es mir an der einen Seite des Herdes

bequem und beobachtete dabei zugleich ein junges Paar, welches sehr neu verheirathet sein mußte, denn ganz gegen den Charakter der Fidji-Insulaner küßten sie sich, schmiegten sich aneinander, kurz, sie zeigten eine so lebhafte Zuneigung, wie man sie nur im Wonnemonat der Ehe findet, in welcher Zeit die ganze Welt umher verschwunden ist und die Liebesleute nur sich selbst sehen. Ich machte Latschika auf die Scene aufmerksam und er sagte, da müsse etwas Besonderes im Hintergrunde liegen, denn gewöhnlich sei dieses Benehmen bei seinen Landsleuten nicht. Er wandte sich nun an den jungen Mann, der vielleicht kaum 16 Jahre zählte, während die Frau kaum 12 haben mochte und frug ihn,



Schluß eines Liebesromans auf den Fidji-Inseln. (S. 371.)

wo er her wäre. Damit wollte der junge Bursche nicht heraus, nur sagte er, daß er nicht von dieser Insel und daß er ein Flüchtling sei.

Latschika machte den jungen Menschen treuherzig und dieser erzählte ihm, daß seine Gattin mit ihm in demselben Hause erwachsen sei und daß sie sich schon als Kinder sehr geliebt. Nun habe vor Kurzem der Vater, Ti-la-doo, seine Tochter an einen Häuptling als Gattin verkauft, ihn selbst habe er auf sein innigstes Bitten an den nämlichen Häuptling als Diener verkauft, so seien sie denn wieder in demselben Hause gewesen. Als nun der Häuptling von seinen Rechten Gebrauch machen wollte, sei er so wild gewesen und habe bei

Ti-la-bi einen solchen Widerstand gefunden, daß darob großer Lärm im Hause geworden, der Häuptling seine junge Gattin habe zerschmettern wollen und sie dann aus Todesangst entflohen sei.

Dies Alles habe er mit anhören müssen, da er so wie die übrigen Frauen und Diener des Häuptlings in der nämlichen Hütte gelegen, er sei leise aufgestanden und habe der Geliebten, welche gejammert und geschrieen, zu Hilfe kommen wollen, als sie endlich die Hütte fliehend verlassen habe, sei er ihr nachgefolgt, glücklicherweise ohne gesehen zu werden und sei mit ihr bis zum Strande gelaufen, wo sie sich dann Beide in ein Boot gelegt und dem Meere anvertraut hätten. Hier sei das schöne Mädchen ihm um den Hals gefallen und habe ihn als ihren Retter gepriesen, er habe sie gefragt, was der grausame Mensch von ihr gewollt, warum er sie so gemißhandelt und darauf habe sie ihm denn ganz leise eine Andeutung von dem Verlangen des Häuptlings und von der rohen Art sie zu behandeln gegeben. Noch auf dem Meere schaukelnd, sei sie inne geworden, daß sich diese Forderungen auf weniger rohe Weise machen ließen und daß man durch deren Gewährung große Freude bereite und empfange; nun sei natürlich keine Rede mehr gewesen von einer Heimkehr, sie seien aufmerksam geworden auf ihren Weg, hätten den günstigen Wind benutzt und seien dann auf der großen Insel angelangt. Hier hätten sie das Boot sofort wieder zurückgestoßen in das Meer, um ihre Landungsstelle nicht zu verrathen und seien dann von Dorf zu Dorf, als ein Paar Fremdlinge und bis jetzt schon zweimal zehn Tage miteinander fortgewandert und Jeder sei das Glück des Anderen, ein größeres Glück als das sie besäßen, sei ihnen nicht denkbar. Dies leuchtete mir vollkommen ein und auch Latschika lächelte so, als ob er die Sache begreife. Unterdessen war unsere königliche Begleitung mit ihrem Geschäfte fertig geworden und die Häuptlinge sowie die gebrandschatzten Dorfbewohner näherten sich dem Fremdenhause, wobei der Befehlshaber sich laut genug vernehmen ließ.

Bei dieser Stimme erschraken die beiden Liebesleute und all ihr Blut mußte plötzlich zum Herzen zurücktreten, denn sie wurden sichtlich bleich, dann umfaßte Einer den Anderen, klammerte sich, wie Rettung suchend, an ihn und bei der nicht mehr zu verkennenden Annäherung der sprechenden Personen sprangen Beide plötzlich auf und liefen zu der entgegengesetzten Wand hinaus; aber es war zu spät, das Haus stand auf einem freien Platze und die Richtung ihrer Flucht war eine unglückliche gewesen, sie hatten das Haus nicht zwischen sich und dem nahenden Häuptling behalten, dieser hatte sie gesehen, sofort erkannt und war mit den Seinigen ihnen nachgeeilt, um sie einzuholen, was ihm leider auch gelang.

Latschika war den Flüchtigen sowohl als dem Häuptling, der sie verfolgte, nachgeeilt und nach einer halben Stunde zurückkehrend erzählte er mir das Folgende:

Wie ich vermuthet aus der plötzlichen Flucht der jungen Leute, so war es wirklich Muna-Mdonu, der Führer unserer Expedition, der vornehmste der Gesandten des Königs Takombo, welcher der Gatte und der Herr der beiden jungen Flüchtlinge war; er hatte sie eingeholt und ihm stand das Recht zu, sie sofort zu tödten und zu verspeisen. Er hatte das Mädchen mit einer Schlinge gefangen und zog dieselbe so fest zu, daß das arme Kind den Geist aufgab; nun ging er auf den flüchtigen Diener los, um ihn den Schädel zu spalten, aber dieser bat ihn, er möge ihn gleichfalls erwürgen und lachend sagte der Häuptling dieses zu; der Tod durch Erwürgen ist schwerer, die Strafe also viel härter als ein kurzer Keulenschlag, der auf der Stelle tödtet. Der grausame Häuptling legte eine Schlinge um den Hals des Knaben und gleichzeitig um einen Pfahl, an dem er mit dem Rücken gelehnt und mit den Händen gefesselt war. Das andere Ende desselben Strickes knüpfte der Häuptling sich um den Leib, in solcher Länge, daß er mit den Händen noch eben einen freistehenden Baum erlangen konnte, dann legte er sich zuerst mit seiner Körperwucht in das Zugseil und faßte nachher mit beiden Armen den Baum an, sich bis zu demselben heranziehend und so den unglücklichen Knaben grausam und leider sehr langsam erwürgend. Die Bestialität war in der kurzen Zeit geschehen, in welcher ich hier in der Hütte am Feuer saß.

Ich machte mir über meine unglückliche Reise die schrecklichsten Vorwürfe, denn es kam mir vor, als sei ich allein daran schuld, daß die jungen Liebesleute ergriffen worden, wem wäre sonst eingefallen, den Rewa-Strom hinaufzuziehen bis zu seinem Quellensee; aber Latschika suchte mich zu beruhigen, indem er versicherte, früher oder später würden sie gewiß aufgegriffen worden sein, denn sie hätten durchaus nicht an ihre Sicherheit gedacht, welche viel leichter zu erhalten gewesen wäre, wenn sie sich selbst ganz in der Nähe des Ufers eine Hütte gebaut und diese mit einander bewohnt hätten, als durch das Herumziehen von Dorf zu Dorf, was jedenfalls sehr auffallen mußte, da es zwar Sitte sei, daß einzelne oder mehrere Männer, durchaus aber nicht, daß Männer und Frauen mit einander umherzögen. Im Uebrigen, versicherte er, sei der junge verliebte Mann auch im Tode noch sehr glücklich gewesen. Der Häuptling hätte das Recht gehabt, seine beiden Gefangenen aufzuessen und solch junges Fleisch sei etwas äußerst delicates — hier sah ich deutlich, wie dem Schurken das Wasser im Munde zusammenlief, aus Appetit nach der Delicatesse, die er beschrieben, denn er konnte einen Augenblick nicht sprechen und mußte erst den Ueberfluß von Feuchtigkeit hinunterschlucken — nunmehr aber habe er sich in seinem Zorne und seiner Uebereilung des Vorrechts begeben, er habe das Mädchen erwürgt und einen Erwürgten könne man nicht essen. Als der junge Mensch dies gesehen, habe er den Häuptling gebeten, ihn gleichfalls zu erwürgen, was denn auch geschehen sei, nun seht — wie klug der junge Mensch das angefangen hat. Erwürgt darf er auch nicht gegessen werden, Beide wer-

ten also in einer Grube begraben und bleiben im Tode beieinander, wie sie ihr ganzes Leben beieinander gewesen sind.

---

## Fünfundachtzigstes Kapitel.

Vorsichtsmaßregeln gegen die Beschützer unserer Reisegesellschaft. Flußfahrt bei Fackelschein. Widerwille gegen die Gesandten des Königs. Wir gelangen zurück an den Meeresstrand. Zwei glückliche Stunden viel zu schnell entflohen. Außergewöhnlich kräftiger Körperbau der Insulaner. Muthmaßliche Ursachen. Vielweiberei. Wie die Ehen geschlossen werden und in welch ausgedehnter Weise der Mann über seine Frau verfügen darf.

Die abscheuliche That hatte mich dergestalt empört, daß ich mit dem Häuptling und seinen Genossen nicht länger beisammen sein mochte, als unerläßlich; würde es sich haben machen lassen, so hätte ich mich auf der Stelle von ihnen getrennt, leider brauchte ich sie zu unserer Sicherheit, wiewohl ich nicht gewiß war, ob wir nicht selbst durch diese barbarische Sauvegarde gefährdet seien, wenn ich auch vor dem Aufgefressenwerden keine Furcht mehr hatte, seit der König mir erzählt, daß das Fleisch der Weißen schlecht schmecke, so kam ich mir keineswegs sicher vor, nicht beraubt und ermordet zu werden. Ich konnte es schon nicht überwinden, hier an diesem Orte zu bleiben, so nahe bei der Stätte der grauenvollen Hinrichtung, beinahe neben den Leichen der armen Kinder. Ich sprach meinen Abscheu offen aus und erklärte, daß ich sofort zurückkehren wolle. Man sagte zwar, daß wir nicht vor Nacht das nächste Dorf am Strome erreichen könnten, ich behauptete aber, es würde gehen, wir müßten nur Fackeln haben. Diese wurden nun auch wirklich herbeigebracht, die requirirten Lebensmittel schaffte man in das Boot und nachdem dieses geordnet war, kehrten auch wir dahin zurück und übergaben uns dem Strom, der uns auf seinen hüpfenden Wellen leicht hinabtrug.

Ich befürchtete zwar nicht, den hier Anwesenden zu unterliegen, denn erstens waren unserer, der Weißen, die Mehrzahl, zweitens waren wir sämmtlich mit Doppelgewehren und mit Drehpistolen bewaffnet, doch stand mir Niemand dafür, daß der abscheuliche Mörder nicht im nächsten Orte die Einwohner zu unserer Niedermetzelung aufrief; zwar konnten wir unser Leben theuer verkaufen, aber was konnte uns das helfen dreißig von diesen Bösewichtern nach der Hölle zu schicken, wenn wir doch schließlich unterliegen mußten. Ich empfahl daher die sorgsamste Wachsamkeit nicht nur während der Fahrt, sondern auch im Dorfe und ordnete eine Wache an, welche sich regelmäßig ablösen mußte.

Als unsere Fahrt etwa zwei Stunden gedauert hatte, war es dringend

nöthig geworden, die Fackeln anzuzünden, welche aus Cocosfasern mit Dammarharz getränkt bestanden, auswendig aber mit langen Scheiten von gespaltenem Bambusrohr umgeben waren, so daß das schmelzende Harz im Innern des Rohres blieb und nicht verletzend und versengend auf die Hände herabfließen konnte, es war aber in so großer Menge vorhanden, daß mehr davon geschmolzen als aufgezehrt wurde, man mußte deshalb von Zeit zu Zeit die Fackeln seitwärts nach dem Wasser hin schwenken, wobei das brennende Harz in Tropfen und langen Fäden auf die Wasserfläche sank und dort brennend mit uns abwärts schwamm, was einen äußerst schönen Anblick gewährte. Diese Entleerung war auch noch deshalb nothwendig, weil das Bambusholz durch das brennende Harz mit verkohlte und also den Ueberfluß davon nicht mehr einschließen konnte.

Die vier Fackeln, welche wir auf dem Kahne hatten, gaben gewaltig hohe und breite Flammen, beleuchteten den Strom in wundervollster Weise und auf der schwarzen Nacht, welche hinter den Baumgruppen lagerte, malten sich wunderschön die beleuchteten Blätter ab, welche in lebhaftem, vergoldetem Grün wie ganz freischwebend aus dem Schatten hervortraten. Der Anblick war so ungemein schön, daß er mich eine Zeitlang von der abscheulichen Scene abzog, welche ich soeben durchgemacht. Als nun jedoch auch auf dem Ufer Lichter erschienen, woraus ich die Nähe des Dorfes ersah, da erwachte mein ganzer früherer Abscheu und mit ihm meine Besorgnisse vor diesen abscheulichen Menschen; ich kam sogar selbst auf den Gedanken, sie sammt und sonders hier gleich im Schiffe todt zu schießen, woraus man recht deutlich sehen kann, wie die Menschen alle nichts taugen, ich so wenig als die Fidji-Insulaner, diese mordeten aus Rachsucht und ich wollte morden aus Abscheu. Die Motive sind verschieden, die That wäre immer dieselbe gewesen.

Mein Wachsystem wurde durchgeführt und von den Häuptlingen sehr übel vermerkt, Latschika sagte mir dies, aber ich erklärte, daß es mir sehr gleichgültig wäre, ob sie mir etwas übel nähmen oder nicht, denn ich verabscheuete sie Alle. Er begriff dieses so wenig, wie die durch mich so schwer verletzten Häuptlinge; ich sagte ihnen, daß sie sehr wohl wüßten, wie vertrauensvoll ich mich ihnen ergeben hätte und wie wenig es mir eingefallen sei, für meine Sicherheit Besorgniß zu hegen, jetzt aber hätten sie mir ein so entsetzlich grausames Herz gezeigt, daß ich mich unter ihnen keinen Augenblick mehr sicher fühle und deshalb immer auf meiner Hut sein müsse.

Wo die Begriffe von Moralität so himmelweit verschieden sind, wie zwischen den Fidji-Insulanern und uns, da ist nicht daran zu denken, daß man sich verständlich mache; die Wege gehen zu weit auseinander. Es trat zwischen uns eine Spannung ein, welche mir die Reise nachgerade lästig und unangenehm machte und ich dankte dem Himmel, als ich nach dreien Tagen das Meer und auf demselben unser schönes Schiff erblickte; ich kann aber nicht leugnen, daß ich mich auch herzlich freute, das liebliche Mädchen, die zierliche Litinanta

wiederzusehen, welche mir so manche Stunde meines Aufenthalts zu einer sehr glücklichen gemacht hatte und bevor ich noch in dem Dorfe angelangt, daran dachte, das Signal zu unserer Abholung zu geben, suchte ich das süße Kind auf, das, als sie mich erblickte, wie ein aufgescheuchtes Reh davon sprang, aber nach einer Viertelstunde frisch gewaschen, von allem Oel befreit, wie die dem Schaume des Meeres entstiegene Göttin vor mir stand.

Während ich an der Seite des freundlichen Kindes verweilte, hatten die Anderen, ungeduldiger als ich und der schlechten Landkost überdrüssig, die Flagge aufgehißt, deren Erscheinen als Signal dienen sollte, daß wir zurückgekehrt seien und die Abholung durch die Schaluppe erwarteten. Zwei kurze Stunden unbeschreiblichen Glückes entschwebten mir in der Nähe des reizenden und schelmischen Mädchens wie eben so viele Minuten. Da donnerte der Signalschuß vom Schiffe herüber, ich mußte mich aus ihren Armen losreißen und zur prosaischen Wirklichkeit zurückkehren, meine gesammelten Steine, Pflanzen, Thiere in die Schaluppe bringen und dann davonsegeln. Eigentlich hatte ich geglaubt, erst am nächsten Morgen zum Schiffe zurückkehren zu können und ich hätte wahrlich das Signal um so weniger gegeben, als unsere Heimkehr, über die Gebühr beschleunigt, noch gar nicht erwartet wurde. Nun war es einmal geschehen und ich schaukelte mich in der Schaluppe auf dem Meere, indessen ich mein armes Mädchen zurücklassen mußte, die sich zweifelsohne nicht wieder eingesalbt hat, also von Insekten so zerstochen sein wird, als am ersten Abend unserer Bekanntschaft.

Im Allgemeinen war ich erstaunt über den ungewöhnlich kräftigen Körperbau der Fidji-Insulaner. Dies kommt wohl daher, daß sie sich nicht mit solcher Zügellosigkeit den Freuden der Liebe hingeben, wie man es bei diesen Völkern häufig findet. Es versteht sich, daß auch hier, wie in allen ähnlichen Fällen, nicht die Vernunft es ist, welche die Zügel hält, sondern der Aberglaube; aber diesmal gewiß ein sehr nützlicher. Bei den Mädchen tritt die Verwandlung vom Kinde zur Jungfrau gewöhnlich schon nach dem 10. Jahre ein, unzweifelhaft sind sie demnach nach dem zurückgelegten 12. Jahre reif, dann also auch unbedenklich im Stande zu heirathen. Die Knaben aber erreichen in ziemlich gleichem Alter die Pubertät und doch findet man nicht, daß sie schon so unsinnig früh heiratheten. Warum? Die Neigung wäre ohne Zweifel vorhanden, aber der Priester erklärt: wenn ein junger Mann heirathet ꝛc., bevor er 40 Jahreszeiten, d. h. 20 Jahre zurückgelegt hat, so ist die unmittelbare Folge dieses Vergehens der Tod, sie behaupten, man sterbe während des Genusses der Zärtlichkeit selbst. Dieses wird in der That geglaubt und daher hüten sich die jungen Männer wohl, mit ihren Gespielinnen eines Umganges zu pflegen, welcher ihnen so verderblich werden kann. Die Folge davon ist, daß der Körper Zeit gehabt hat, sich auszubilden und eine Festigkeit zu erlangen der späterer Genuß nicht sehr nachtheilig ist und so sieht man denn in

der That Leute von einer solchen Muskelkräftigkeit, daß sie in Erstaunen setzt. Die beiden Männer, welche die Hauptanführer unserer Reisegesellschaft im Auftrage des gewaltigen Takombo waren, hatten körperliche Kräfte von solcher Uebergewalt, daß sie sich in Europa würden als Preiskämpfer haben zeigen können.

Für die Mädchen besteht ein solches Gesetz nicht, es ist auch unzweifelhaft nicht nöthig, denn da sie zur ehelichen Treue verpflichtet sind und die Vielweiberei ganz allgemein verbreitet ist, so wird ihnen gewiß nicht mehr zugemuthet als sie ertragen können, ohne ihre Gesundheit zu beeinträchtigen. So lange die Mädchen übrigens unverheirathet sind, hindert sie Niemand, sich einer zärtlichen Neigung hinzugeben, nur ist dieses darum sehr selten, weil es an Männern fehlt, die sich in solch ein Verhältniß einlassen möchten und weil diejenigen, die heirathsfähig sind, auch gleich zur wirklichen Heirath schreiten. Wenn also eine junge Bewohnerin der Fidji-Inseln zur Vermehrung der Bevölkerung beiträgt, so ist es jederzeit durch einen Fremden veranlaßt und da es dem Mädchen durchaus keine Schande bringt, Fruchtbarkeit selbst aber eine Ehre ist, so sieht man, daß die Farbenmischung einen durchaus natürlichen Grund hat.

Im Uebrigen scheinen die Leute hier den Begriff Liebe nicht zu haben, Liebesbündnisse werden nicht geschlossen, aus Liebe verheirathet sich kein Mädchen, kein junger Mann, es ist ein reines Kauf- oder Tauschgeschäft; der Mann sagt zu den Eltern: Ich wünsche Eure Tochter zu haben, was soll ich dafür geben? Es wird nun ein Preis verabredet und ist derselbe gezahlt, so ist das Mädchen ohne weitere Einreden Eigenthum des Käufers und da er mit derselben Alles anfangen kann was ihm beliebt, so kann er sie auch zu seiner Frau machen, auch kann er sie für eine beliebige Zeit an einen Anderen verkaufen. Dies ist wiederum ein Grund der sich ausbreitenden Farbenmischung. Es geschieht zwar nicht oft, aber es geschieht unbedenklich und Niemand hat dagegen etwas einzuwenden, Niemand spricht darüber, warum soll der Besitzer aus seinem Eigenthum nicht den größtmöglichsten Vortheil ziehen und Latschika selbst würde sagen: Wenn mir Jemand für eine meiner Frauen eine Flinte gäbe, so würde ich sie unbedenklich für kurze Zeit abtreten, denn ich habe ihren Eltern nicht so viel als Kaufpreis gezahlt und die Frau wird sich sehr freuen, wenn sie erfährt, daß man einen so hohen Preis um ihren Besitz giebt. Sie wird stolz darauf sein und eine Schande ist nicht damit verbunden, denn was sie thut ist eine Dienstleistung, wie es hundert andere Dienstleistungen giebt, zu denen sie verpflichtet ist, was wäre dabei Besonderes? Ihre Moral ist nicht die unsere, dies erklärt Alles. Die Rufiani in Italien treiben ganz denselben Handel mit den Reizen ihrer Ehefrauen.

# Sechsundachtzigstes Kapitel.

Was aus den alten Leuten wird. Analogie zwischen den Fidji-Insulanern und den Eingeborenen von Nordamerika. Die Frau begleitet den Mann zu seiner Bedienung. Bei einem Häuptling thun es mehrere Frauen. Die aufgefressenen Männer bleiben ohne Begleitung. Plötzliche Abreise.

Ein auffallenderer Widerspruch in dem Charakter der Fidji-Insulaner ist mir bis jetzt noch nicht gelöst worden. Diese Leute haben eine tiefe Verehrung gegen die Todten, d. h. gegen ihre Verwandten, gegen ihre Eltern besonders; sie errichten ihnen kleine Denkmale, sie bringen ihnen Zeichen der Liebe und der Erinnerung dar, auch hört man gewiß niemals, daß die Eltern von den Kindern beleidigt würden, daß die Kinder sie nicht respectirten. Abgesehen davon, daß das uralte und ursprüngliche Verhältniß von Jüngeren zu Aelteren, das patriarchalische hier noch in vollkommenster Gültigkeit besteht, daß, was also der Vater befiehlt, unweigerlich gethan wird, weil der unmittelbare Tod die Folge des Ungehorsams wäre — abgesehen hiervon sieht man wirklich Zeichen der Liebe zu den Eltern so auffallend, als es umgekehrt auffallend ist, daß man Zeichen der Liebe zwischen Personen verschiedenen Geschlechts nicht sieht.

Wer erklärt nun diesen ungeheuren Widerspruch, daß der Sohn den Vater todtschlägt, wenn derselbe alt wird?

Die alten Leute kennen nicht nur ihr Schicksal, sondern sie halten es für etwas natürliches und nothwendiges und es läßt sich wahrscheinlich keiner von den alten Leuten ein graues Haar darum wachsen. Die Procedur, unter welcher die Ermordung geschieht, ist ganz derjenigen gleich, welche bei den nordamerikanischen Eingeborenen üblich war. Dort aber hatte die schauderhafte That einen Grund, welcher wenigstens für jene Menschen in's Gewicht fällt. Der Nordamerikaner in einem rauhen Lande, welches wenig geneigt scheint, freiwillig Früchte hervorzubringen, lebt ganz ausschließlich von der Jagd; die Pflanzennahrung, welche er genießt, ist eine durchaus zufällige; wenn dort der Mann zwischen seinem fünfzigsten und sechzigsten Jahre die Kräfte so weit abnehmen fühlt, daß er nicht mehr im Stande ist, den Hirsch todtmüde zu jagen, ihn zu Fuß so lange zu verfolgen, ihn stets von Neuem aufzuscheuchen, bis er erschöpft nicht mehr aufsteht und den tödtlichen Pfeil erwartet, — dann ist es für ihn Zeit, von der Welt Abschied zu nehmen, denn er vermag sich nicht mehr zu ernähren und sein Sohn ist außer Stande, auch noch für den Vater zu sorgen, da er selbst schon ein oder zwei Weiber und mehrere Kinder hat. Aber hier in diesem glücklichen Lande, wo die Menschen, man möchte fast sagen, gar nicht arbeiten — die Männer gewiß nicht — weil die Natur ihnen Alles von selbst und ohne irgend welche Bemühungen giebt, hier, wo die herrlichsten Früchte

ohne alle Pflege gedeihen, wo der Brodfruchtbaum und der Pisang ihnen Brod, Semmeln und Kuchen liefert, mehr als sie irgend vertilgen können, da ist der Elternmord wohl auch nach den Begriffen der nordamerikanischen Wilden nicht gerechtfertigt.

Es versteht sich von selbst, daß wir, wie bereits bemerkt, den Maßstab unserer Moralität nicht anlegen dürfen bei diesen Menschen; es ist für uns auch unmoralisch, zwei Frauen zugleich zu heirathen und sie finden es noch sehr moralisch, 50 und 100 zu heirathen; es ist bei uns auch unmoralisch, seine Feinde todtzuschlagen und aufzuessen, es könnte sogar sein, daß man bestraft würde, wenn dergleichen abnormer Appetit dem Staatsanwalt zur Anzeige gebracht würde — bei ihnen ist das nicht unmoralisch und durchaus nicht straffällig, im Gegentheil, es ist eine lobenswerthe Handlung. Aber mit diesem Ermorden der Eltern, denen man bis dahin Liebe und Verehrung gezeigt hat, denen, wenn sie auch alt sind, es durchaus nicht an reichlicher Nahrung gebricht, da die Pflanzenwelt sie in üppigster Fülle bietet und selbst die thierische Nahrung nicht durch eine beschwerliche, gefahrvolle Jagd, sondern durch den Fischfang besorgt wird und dieser wieder nicht den Männern, sondern den Frauen, Mädchen und Jünglingen obliegt — ist es denn doch ein eigenes Ding.

Und diese entsetzliche, abscheuliche Handlung wird doch hier nicht im allergeringsten für abscheulich gehalten oder irgend wie verdammt oder verurtheilt. Der Vater geht mit seinem Sohne an irgend einen zu ihrem Vorhaben gelegenen Ort, hier graben sie miteinander ein Grab, so tief, daß der Vater bequem darin sitzen kann in der Weise, wie die Leute hier immer sitzen, sie hocken auf den Fersen. Der Sohn steigt zu dem Vater hinein, erhebt seine Keule und zerschmettert ihm damit den Kopf. Gewöhnlich folgt der Tod auf den ersten Schlag. Da man aber niemals die Kriegskeule anwendet, welche den Kopf spaltet, vollständig in zwei Theile zertheilt, sondern die kleinere Keule, welche nur quetscht, da sie kugelförmig abgerundet ist, auch kein großes Gewicht hat, so trifft sich's wohl zuweilen, daß der erste Schlag nur schwer verwundet, ohne zu tödten oder auch nur zu betäuben, dann muß trotz des Schreiens und Flehens des alten Mannes der Sohn so lange auf ihn losschlagen, bis der Kopf wirklich zerschmettert ist. Und nunmehr wird der Ermordete begraben, er wird mit Erde zugedeckt und die Hinterbliebenen pflanzen Blumen auf sein Grab, knieen bei demselben nieder und weinen heiße Thränen und die Kinder hacken sich ein Glied eines Fingers, einer Zehe ab, um ihren Schmerz dadurch zu bekunden; ja wenn der Greis noch eine Frau hat, so fordert diese, daß man sie auf seinem Grabe tödte, was denn auch ohne weiteres geschieht. Im Falle, daß ein Häuptling an einer Krankheit stirbt oder im Kriege bleibt, ohne dabei gefressen zu werden, ist ein solcher Tod das Loos mehrerer seiner Frauen, welche dann nicht gefragt werden, sondern deren man so viele abschlachtet, als man zu seiner Bedienung jenseits des Grabes für erforderlich hält. Die armen Opfer dieser

abscheulichen Sitte werden dann neben ihm eingescharrt. Ist der Häuptling aber in dem Kriege so in Feindeshand gerathen, daß er geschlachtet und verzehrt worden ist, so bleiben seine Wittwen am Leben, denn sollte der Zweck erfüllt werden, dieselben mit ihm nach dem Tode zu vereinigen, so müßte man jedem der Theilnehmer an dem herrlichen Mahle eine seiner Frauen zu verspeisen geben und da man dieses doch eigentlich nicht will, so bleibt ein Gefressener ohne weibliche Begleitung.

Ich habe nun genug von den Gräueln unter den Eingeborenen gesprochen, ich muß nun auch noch einige Worte über die Weißen hinzufügen.

Es ist leider ziemlich bekannt, daß Spanier, Engländer, Holländer sich die gräßlichsten Schändlichkeiten gegen die Eingeborenen der Länder, welche sie erobert, haben zu Schulden kommen lassen, daß aber europäische Colonisten etwas Gleiches gethan, ist doch kaum geglaubt worden. Hier auf den Fidji-Inseln kann man es erleben, daß Weiße, daß Christen die Eingeborenen weit übertreffen. Es besteht auf den Fidji-Inseln eine Colonie von 35 Engländern und Amerikanern, 8 Spaniern und 50 Mischlingen, von denen uns der Kapitain Wells und der Hochbootsmann Shermann von dem dort gestrandeten Wallfischfahrer „Logan" eine rührende Schilderung machen. Dieselben waren zu der europäischen Colonie gelangt und hatten sich daselbst drei Wochen lang aufgehalten, bis sie ein engländisches Fahrzeug fortbringen konnte. Die Colonisten hatten sich theils der abscheulichsten Verbrechen gerühmt, theils hatten sie dieselben begangen in Gegenwart der dort gestrandeten Weißen. Sie bildeten eine gesetzlose und folglich zügellose Rotte, welche sich jede erdenkliche Scheußlichkeit erlaubte; die Mehrsten hatten an den blutigen, cannibalischen Mahlzeiten der Fidji-Insulaner Theil genommen, sie zogen in kleineren oder größeren Rotten auf der Insel umher, um zu plündern und zu morden und die jungen Mädchen mit sich zu nehmen. Alle diese Colonisten hatten Sclavinnen, einige bis auf funfzig; sie hatten auch geraubte Männer unter sich als Sclaven und sie behandelten dieselben auf die grausamste Weise. Ihre Unterhaltungen bestanden darin, daß sie diejenigen Mädchen, deren sie überdrüssig waren, einander Paarweise gegenüberstellten und sie zwangen, sich mit den scharfen, dreikantigen Stengeln der Palmenblätter so lange zu hauen, bis die ganz nackten Körper zerfleischt waren und aus unzähligen Wunden bluteten und unter diesen Qualen ihr Leben verhauchten.

Kapitain Wells hatte zugesehen, wie einer dieser Colonisten ein Mädchen wegen einer unbedeutenden Veranlassung zwischen zweien Pfählen in horizontaler Lage ausspannen und dann bei langsamen Feuer lebendig rösten ließ. Das Martern Anderer scheint ihnen überhaupt ein wesentliches Vergnügen zu gewähren und sie pflegen z. B. an Bäumen festgebundene Menschen dadurch zu martern, daß sie ihnen Hände und Füße durch Stricke und hineingesteckte Knebel zusammenschnüren, bis sie absterben, worauf dieselbe Operation einen Zoll weiter an den noch unverletzten Theilen vollzogen wird, bis allmälig Arme und Beine

durch die Schnürung 15 oder 20 Einschnitte, die bis auf die Knochen gehen, erhalten haben, wenn sie es so lange aushalten. In anderen Fällen hatte der Kapitain zugesehen, wie man einem Unglücklichen Glied für Glied abhieb, vom kleinen Finger bis zur großen Zehe, dann einzelne Theile der flachen Hand und des Fußes und immer mit stumpfen Werkzeugen, mit Steinmessern, wodurch die Qualen auf das Gräßlichste vermehrt werden mußten.

Der Kapitain, welcher gefragt wurde, ob denn der engländische Missionair, der auf den Fidji-Inseln wohne, nichts zur Abstellung dieser Scheußlichkeiten thue erwiederte, die Ermahnungen desselben würden verlacht und er wage nicht, eine Anzeige von diesen Schändlichkeiten zu machen, weil er sonst Gefahr laufe, ermordet zu werden. Diese Colonie steht unter den Auspicien eines Mannes, der sich „ein amerikanischer Consul" nennt.*)

Ich legte mich sofort nieder als ich das Bord erreichte, ich hätte mich wohl noch eine Zeit lang mit dem Kapitain unterhalten mögen, allein der Supercargo war bei ihm und dies war genug, um meinen Wunsch zu unterdrücken, denn obschon ich den Herrn Meyer vor den Hörnern des Bockes bewahrt hatte, so kann ich doch durchaus nicht sagen, daß es aus wirklichem Mitleid geschehen sei. Bei weitem mehr als die Absicht ihm zu dienen, leitete mich der Wunsch, der lächerlichen Scene, welche einen Europäer traf, ein Ende zu machen. Die guten Leute hier haben eine große Neigung, das Ungeschickte oder Widerwärtige, was einen betrifft, auf die ganze Kaste oder Klasse, der er angehört, zu werfen und nichts ist gefährlicher für Europäer, als den Eingeborenen das Bild großer Lächerlichkeit zu geben. Ich hörte unter Anderem die Aeußerung: Sieh, die Weißen lassen sich von einem elenden Bock niederwerfen. Was kann es schlimmeres geben als ein solches Renomé.

Nach so langem Umherirren auf der Insel und nach so äußerst schlechten Nachtlagern, als diejenigen, welche uns geboten wurden, war mein Schlaf in meiner schönen Coje auf einer wohl gepolsterten Matratze und gegen Insekten durch ein zartes Netz geschützt, ein sehr süßer und wohlthätiger. Ich erwachte neu gestärkt und begab mich eilig auf das Verdeck, um die Fahrt der Schaluppe an das Land nicht zu versäumen. Aber wer malt mein Erstaunen, als ich oben angelangt, mich auf völlig freier See befand und vom Lande rings umher nichts mehr erblickte. Man hatte bald nach unserer Ankunft die Anker gelichtet und war nordwärts gefahren, um von Fidji lebu nach Vanoa lebu zu kommen und wir befanden uns jetzt ziemlich in der Mitte zwischen beiden größten Inseln. Ich kann nicht leugnen, daß mir ein recht eigentlicher Schmerz die Brust beengte, als ich daran dachte, daß ich das schöne Mädchen, welches mir so glückliche Stunden bereitet hatte, nicht mehr sehen sollte. Es wäre vergeblich

*) **China, Australia and the pacific Island's in the Years 1855 and 1856 by I. D'Ewes, Esqu.**

gewesen, gegen den Strom zu schwimmen, ich durfte nicht einmal sagen, wie schmerzhaft es mir war, ich wäre nur verhöhnt worden, mußte mich also darein finden so gut ich konnte und hatte nicht einmal etwas zurückgelassen, womit ich meinem freundlichen Kinde eine besondere Freude hätte bereiten können. Auch von Latschika hatte ich nicht Abschied genommen, denn es fiel mir nicht ein, daß wir so urplötzlich den Ort verlassen würden; was mußte er, was mußte sie von mir denken und die Leute alle, welche mich so freundlich behandelt, selbst der Herr König Takombo, wie mußten sie den undankbaren Weißen verachten; und ich hätte so gern gezeigt, daß ich dankbar sei, ich glaube sogar, daß es sehr thöricht gewesen, so zu verfahren, denn es macht gewiß nach uns kommenden Europäern die Aufnahme minder freundlich und daß ich nicht daran schuld bin, kann mich in der That nicht trösten.

Ein wunderschöner Tag und ein mäßiger halber Wind, der Ostpassat, begünstigten unsere Fahrt. Der Himmel war blau in den wundervollsten Tönen von dem tiefsten Indigo über uns bis zum immer helleren Ultramarin und zuletzt mit dem blassen Hellweiß am Horizont zerfließend. Das Meer schien zu unseren Füßen zu spielen, kaum war es von Wellen bewegt, nur in sehr langen Entfernungen hintereinander zeigten sich schwache Wellengipfel und die mehrere tausend Schritt betragende Entfernung zwischen zwei Wellenbergen oder Wellenthälern war — man könnte beinahe sagen, glatt und spiegelblank; der Anblick ist ein wunderbarer, die ungeheuer lang gestreckten Berge und Thäler wechseln auf derselben Stelle zugleich in ihrer Höhe. Das Thal gleicht sich aus mit der Höhe des Wellenberges, dann steigt es scheinbar über denselben empor, indessen der Wellenberg ebenso langsam sich mit dem Wellenthal ausgleicht und dann unter dieses, was zum Wellenberge geworden ist, versinkt. So geht dieses Spiel immerfort wechselnd auf und ab, aber Wellenberg und Wellenthal, stets ihre Rolle mit einander vertauschend, schreiten doch nicht fort, sondern bleiben auf derselben Stelle stehen und das Schiff, vom halben Winde beinahe senkrecht auf die Richtung desselben getrieben, durchschneidet einen Hügel und ein Thal nach dem anderen und man sieht nur die Furche, welche der Kiel gezogen hat, weit hinter dem Schiffe in kleinen, vielfältig sich kreuzenden, krausen Wellen die Spur des Schiffes bezeichnen: das Einzige, was sich zu bewegen scheint in der unendlichen Fläche, da man das Steigen und Fallen der gewaltigen weiten Wogen kaum wahrnimmt.

So ging's den ganzen Tag nordwärts, um Vanoa lebu zu erreichen; ich weiß nicht, welche Geschäfte der Supercargo auf Fidji lebu gemacht hat, aber ich weiß, daß er gedachte noch viel bessere auf Vanoa zu machen und als nun der Abend kam und die Segel eingezogen werden mußten, um den Cours zu verlangsamern, da schien es dem wackern Herrn gar nicht recht und er wäre wahrscheinlich lieber auf die Riffe gerannt, um nur recht schnell seine großen Handelsprojecte durchzuführen.

---

# Siebenundachtzigstes Kapitel.

**Vanoa lebu. Es kommen Insulaner an das Schiff und wir gehen an's Land. Unangenehme Begegnung mit den Eingeborenen. Furchtbare Metzelei. Versuch, eine natürliche Festung zu erreichen. Es gelingt zwar, aber es gelingt auch, mehrere der Geretteten wieder hinab zu locken und dann zu ermorden.**

Als wir am Morgen auf das Verdeck kamen, sahen wir bereits die gefährlichen Brandungen vor uns, welche die Korallenriffe verursachen und fern am Horizont erhob sich das Vorgebirge Coconal, auf welches wir losfuhren. Die brandenden Wogen bezeichneten sehr deutlich die gefährlichen Stellen und obschon unser Schiff einen bedeutenden Tiefgang hatte, so gelangte es doch ganz wohl durch die Riffe bis in die Nähe der Küste, welche wir als sehr bequem erreichbar erkannten, denn hauptsächlich erschien der Meeresgrund tief und in eine Bucht hineinsehend gewahrte man ein Flüßchen, welches versprach, daß man ganz wohl würde landen können. In der Bucht legte sich das Schiff vor Anker; dieselbe schien stark bewohnt, denn es sammelten sich alsbald sehr viele Eingeborene an der Küste und es kamen auch eine Menge wohlbemannter Boote gegen das Schiff her.

Wie es in solchen Fällen immer geschah, so wurde die Schaluppe bemannt, der zweite Steuermann wurde als Commandeur derselben designirt und acht Matrosen nebst vier Soldaten stiegen ein und wie immer meldete ich mich zum Mitfahren, auch Diepenbrook schloß sich mir an und vorwärts ging es gegen das Land. Wir kamen durch alle die Boote, welche zum Schiffe eilten, ungehindert hindurch, sahen auch nirgends eine feindliche Bewegung und hielten uns daher für vollkommen sicher. Die Fidji-Insulaner hatten sich bisher sehr fügsam gezeigt, es lag durchaus kein Grund vor, etwas anderes zu erwarten. In der Fuhrt, welche der kleine Fluß ausgespült (er mochte zur Regenzeit wohl gewaltig genug wirken), gelangten wir vollkommen bequem an's Land. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und eingeladen, weiter in das Innere zu kommen; wir hatten nun eigentlich dies nicht im Sinne, jedenfalls wollten wir uns nicht aus dem Gesichtskreise des Schiffes entfernen, da dieses jedoch auch nicht geschah, wenn wir bis zu den Fruchtbäumen vorschritten, so lag eigentlich kein Hinderniß vor, dem Verlangen nachzukommen; zwei Matrosen blieben in dem Boote, die anderen sechs sowie die Soldaten und der Steuermann gingen an's Land, gingen immer weiter hinauf, bis wir uns ungefähr 1000 Schritt vom Ufer befanden.

Da sah ich mich um und sah mit Erstaunen die ganze Fläche hinter uns von unzähligen Kriegern bedeckt. Ich machte den Steuermann darauf aufmerksam, er wurde stutzig und wollte nicht weiter, allein einer der Wilden, der

etwas von einem Häuptlinge hatte, trat herzu und suchte sich uns in englischer Sprache verständlich zu machen, wir seien seine guten Freunde, wir sollten nur keine Angst haben, zurückkehren könnten wir doch nicht, denn unser Schiff sei mit dem Häuptling und ihrem Nambetti (Priester) und noch acht Anderen zum Besuch nach dem Schiffe gefahren und wir sollten uns nur ihnen anvertrauen, weiter nach dem Innern kommen, wo mehr Früchte zu finden seien, wo es gutes Wasser gebe, wo wir auch gebratene Hühner bekommen würden u. dergl. m.

Der Steuermann, welcher sich vom Schiffe abgeschnitten sah, fing nun erst recht an Verdacht zu schöpfen und wollte durchaus umkehren, um mit seiner Flagge ein Signal zu geben, so war es der größeren Sicherheit wegen verabredet worden, deswegen auch der Kapitain oder andere Offiziere das Ufer fortwährend mit einem Fernrohr beobachteten.

Als die Wilden sahen, daß wir zur Umkehr entschlossen waren, versperrten sie uns in solcher Zahl den Weg, daß an ein Durchschlagen gar nicht zu denken war. „Jungens!" rief der Steuermann seinen Matrosen zu, „wir sind hier in eine schöne Patsche gekommen, da werden uns unsere Fäuste heraushelfen müssen, denn mit Gutem läßt sich gegen die Kerls nichts ausrichten; also nun mal 'raus mit Euren Hackmessern, und Ihr Kerls mit den Flinten legt einmal an auf die Kerls, aber schießt ja nicht als bis ich es Euch sage."

Die Matrosen zogen ihre kurzen Waffen, eine Art Hirschfänger von sehr geringem Werthe und auf das Commando des Steuermannes setzten wir uns gegen die Wilden in Marsch. Da entstand ein furchtbares Gebrüll, die Insulaner schrieen wie wahre Teufel und machten ringsum einen so gräßlichen Lärm, daß es unmöglich war, noch ein Commando zu hören. Die Feindseligkeiten begannen, ein Paar Häuptlinge erhoben ihre Lanzen und warfen sie gegen uns. Einer der Matrosen ward davon getroffen und niedergestreckt. In furchtbarer Wuth sprangen nun die Uebrigen mit ihren Messern in den dicken Haufen und auch der Steuermann beging diese Thorheit, deren natürliche Folge war, daß alsbald sie sämmtlich unter den Streichen der furchtbaren Schlagkolben niedersanken.

Das war gräßlich anzusehen, wie die Leichen mit den weit gespaltenen Schädeln dalagen und die gierigen Tiger mit den Fingern in das Gehirn tauchten und Stücke davon herausrissen und es verschlangen so warm und rauchend wie es da war. Es entstand dadurch ein Moment der Ruhe für uns und ich sagte zu den vier Soldaten und Diepenbrook: „Hier ist wohl keine Rettung mehr, wir können nichts weiter thun, als unser Leben so theuer wie möglich verkaufen. Das werden wir hier unten aber auch nicht einmal können, indessen bleibt uns noch eine Zuflucht; seht dort den einzeln stehenden Felsen, dort so schnell wie möglich hinauf!"

Die Richtigkeit dieser Bemerkung fühlte ein Jeder und darum ahmten Alle meinem Beispiele nach; ich sprang den Felsen hinauf, der wie zu solch einer Ver-

theidigung gemacht, ganz isolirt dastand und nur von einer Seite zugänglich war. Glücklich langten wir oben an, nur einer der Soldaten hatte es nicht verstanden, sich genügend zu beeilen, er wurde am Fuße des rettenden Felsens durch eine Keule erschlagen. Die vor uns und die um ihn beschäftigten Wilden zeigten, was unserer wartete, wenn nicht Rettung kam.

Als das entsetzliche Mahl so weit abgehalten, als die Hirnschalen der Erschlagenen sämmtlich geleert waren, da richteten die Bestien wieder ihre Aufmerksamkeit auf uns und forderten uns auf, herabzukommen, um uns gleichfalls schlachten zu lassen, eine Zumuthung, der wir uns nicht auszusetzen gedachten. Da wurde denn ein Sturm beschlossen, an zehn oder zwölf der Tapfersten nahmen einen Anlauf, um den Felsen schnell zu ersteigen, aber allerdings gelang es ihnen nicht, denn bevor sie die Hälfte der Höhe erreicht hatten, lagen sechs derselben zu Boden gestreckt und die Anderen eilten davonzukommen, obschon sie ihre getödteten Freunde mit sich schleppten. Nun kamen wiederholt einzelne Anläufe, aber jeder Ankommende blieb sofort, mitunter schon am Fuß des Felsens oder auf halbem Wege liegen und auch mitten unter den Haufen der wüthenden Feinde schickten wir unsere Kugeln, was denn doch die Wilden in einigen Respect setzte. Sie zogen sich zurück außer Schußweite und wir hatten nun das entsetzliche Geschick, vor uns das Meer und das darauf an seinem Anker sich ruhig schaukelnde Schiff zu sehen, welches uns keine Hilfe zusandte und um und neben uns die Wilden, welche Löcher ausgruben und darin Feuer machten, um vor unseren Augen die Erschlagenen zu braten.

In dieser schrecklichen Lage verging uns eine Stunde nach der anderen, wir waren völlig unthätig geworden und hatten nichts zu thun als zu warten, bis man so gütig sein würde, sich neuerdings um uns zu bekümmern. Wir mußten zusehen, wie man die Ermordeten zerschnitt, die Arm- und Beinknochen auslöste, um sie theils als Trophäen, theils als Waffen — als Spitzen zu ihren Lanzen zu verwenden. Wir mußten zusehen, wie nun die Fleischmassen in Bananenblätter gewickelt in die durchhitzten Gruben gelegt, mit heißer Erde bedeckt und dann unter dem darüber angefachten Feuer gebraten wurden; wir mußten zusehen, wie eine Stunde darauf die Bösewichter das Fleisch aus den Gruben herausholten und es so heiß als möglich verschlangen, indessen das niedere Volk voll Neid von ferne stand und innigst bedauerte, nicht zu den Häuptlingen zu gehören, welche sich ein so köstliches Mahl durften schmecken lassen.

Als dasselbe beendet war, kam der eine Häuptling gegen uns, machte Zeichen des Friedens und forderte uns auf, herabzukommen. „Um auch gefressen zu werden wie die Anderen?“ frug ich. „Nein,“ sagte er, „die Anderen haben Unrecht gethan, sie haben Euch, die ihr friedlich kamet, auf schändliche Weise angefallen, Euch will ich in meinen Schutz nehmen, kommt herab, es wird Euch nichts geschehen.“

Ich übersetzte das mir Vorgeredete sehr ungläubig den Soldaten, einer derselben war thöricht genug, etwas darauf zu geben; er legte sein Gewehr nieder und begab sich den Hügel hinab. Da der Erfolg seiner Rede ein so günstiger war, beeilte sich der Häuptling nach Kräften seiner schönen Rede fernere Geltung zu verschaffen und nach kurzen Bemühungen ging noch einer der unglücklichen und thörichten Soldaten den Berg hinab. So ermuthigt setzte der Häuptling nunmehr vollends alle seine Beredtsamkeit daran, uns die Fruchtlosigkeit unserer Bemühungen zu beweisen und es fehlte nicht viel, so hätte er auch noch den Dritten herabbefördert, aber die Ungeduld der Bösewichter ward ihm und uns Beiden zur Rettung; während er nämlich noch in Unterhandlung mit uns war, näherten sich ein Paar Keulenträger den entwaffneten Soldaten; der Häuptling bot uns Frieden an und sagte, wenn wir nicht kämen, so würden wir doch bei Nacht heruntergeholt werden, es sei besser, sich ihm anzuvertrauen. Ich erwiderte, daß man zwar auf dem Schiffe acht Gefangene habe, die man ebenso gut opfern würde, wie man uns opfere, aber er, der ein besseres Gesicht hatte als wir, zeigte nach dem Schiffe und siehe, die Schaluppe war wieder in Bewegung auf uns und leider ohne alle Hilfe, denn wir sahen keine Gewehre blitzen.

„Seht, da kommen sie," rief er uns zu, „es sind also keine Geißeln mehr in den Händen des Kapitains, wenn Ihr aber Euch mir gefangen gebt, so bringe ich Euch sicher und ohne alle Gefahr zu Eurem Boot, so wie die Beiden hinter mir, welche sich mir anvertraut haben."

Als er diese Worte gesprochen hatte und der Soldat eben im Begriff war zu seinen Kameraden zu gehen, waren die beiden anderen Insulaner nahe genug gekommen, um ihre Absicht auszuführen. Die schweren Streitkolben fielen auf den Hinterkopf der Soldaten, welche nach uns emporschauten und zerschmettert lagen Beide da; dies war zu viel, mein Gewehr und das Diepenbrook's streckte jedes einen der beiden Schufte zu Boden und unserem dritten Gefährten war alle Lust vergangen, hinabzugehen zu dem wohlrednerischen Häuptling. Die Wilden indessen sprangen abermals wüthend auf und kamen auf uns zu, um jetzt bei unserer kleinen Anzahl nochmals einen Sturm auf uns zu versuchen. Der Soldat war uns von großem Nutzen, er lud fortwährend unsere Gewehre und die seiner Kameraden und setzte uns in den Stand, jeden Angriff abzuschlagen; allerdings nicht gegen eine taktisch gebildete Masse, ja wäre es nur gegen eine Sektion einer europäischen Compagnie, welche mit dem Verlust von höchstens vier Mann den Felsen erstiegen hätte, wohl aber gegen die unsinnigen Thoren, welche Einzeln heranliefen auf gut Glück und dann natürlich auch niedergestreckt wurden.

Indessen ward unsere Lage mit jeder Minute hoffnungsloser. Der Abend brach herein und was wollten wir Drei machen, wenn während der Nacht ein Trupp von auch nur zehn Wilden an dem Felsen emporgestiegen wäre; überdies



Noch ein solcher Sieg und wir sind verloren! (S. 386.)

war unser Vorrath von Pulver und Blei so weit reducirt, daß uns nur noch achtzehn Schuß übrig blieben und wenn auch jeder Schuß traf, was war das gegen diese Menschenmenge!

---

## Achtundachtzigstes Kapitel.

*Ein neuer Angriff. Es langt eine sehr geehrte Person auf dem Schauplatze an. Eine Berathung beginnt. Man fängt an mit uns zu unterhandeln. Statt uns in eine Falle zu locken, geräth der Priester (Rambetti) und der Häuptling selbst in die Falle.*

In dieser verzweiflungsvollen Lage befanden wir uns und die Ueberzeugung, jeder Hilfe bar zu sein, drängte sich uns mit furchtbarer Gewalt auf; wir waren völlig rath- und hilflos und ich darf vielleicht ganz unumwunden gestehen, daß ich mich fest überzeugt hielt, ich stände am Abend meiner Tage, ich würde das nächste Frühroth nicht mehr erleben. Das Schifflein schwebte immer näher und als nicht mehr zu bezweifeln war, daß außer den vier Matrosen, welche das Boot ruderten, lauter Wilde darin waren, stieg der Jubel der Eingebornen immer höher und von Neuem machte ein halbes Dutzend derselben einen Angriff auf uns, welcher bei der kurzen Strecke, die zurückzulegen war, für uns hätte gefährlich, hätte tödtlich werden müssen, wenn wir nicht Doppelgewehre gehabt, so daß von Allen nur Einer zurückkehrte. Wir waren jetzt auf dreizehn Schüsse reducirt, unser Sieg war gewiß, aber noch ein solcher Sieg und wir waren außer Stand, uns ferner zu wehren.

Die Schaluppe legte an und der eine der Matrosen gab uns ein Zeichen, daß wir eiligst herabkommen sollten. Der Soldat hatte nicht übel Lust, dieser Aufforderung Folge zu leisten, doch da ich ihn frug, wie er sich bis zum Boote durcharbeiten wollte und ihm die zerfetzten Kleidungsstücke und die Blutlachen zeigte, welche von seinen Kameraden herrührten, da besann er sich allerdings eines Besseren und beschloß unser Schicksal zu theilen, statt demselben thöricht voranzugehen.

Die Matrosen hatten sich aus dem Bereich der Speerwürfe zurückgezogen, hielten sich jedoch zu unserer Aufnahme in der Nähe des Ufers bereit. Die mitgebrachten Indianer aber waren von den Anderen jubelnd begrüßt worden und vor Einem derselben hatten sich unzählig Viele gewissermaßen anbetend niedergeworfen. Der Mann hatte ein eigenthümliches Aussehen, er war nicht so nackt wie die Uebrigen, er hatte eine Art Gewand um den Leib geschlungen und einen aus Vogelfellen zusammengesetzten Mantel auf den Schultern hängen; in seiner Hand hielt er eine Art Krummstab, eine etwa 10 Fuß lange Stange, deren oberstes Ende sich in starker Krümmung seitwärts neigte und hier mit

vielen wunderlichen Zierrathen, besonders aber mit Haifischzähnen in langen Schnüren, mit ringförmig zusammengebundenen Schlangen und mit großen Eidechsen behängt war. Da man sich so außerordentlich über seine Rückkehr freute, so mußte er wohl eine gewaltig heilige Person sein, vielleicht ein Zauberer oder sonst ein hoch verehrter und gefürchteter Mann. Der Jubel über seine Rückkehr war so groß, daß er sich durch Schreien, Brüllen und Tanzen bei dem Volke kundgab; sie jubelten, sie machten Sätze hoch in die Luft, sie warfen sich auf den Rücken und schlugen Hände und Füße zusammen, dann sprangen sie wieder auf und Viele von ihnen, vielleicht dreißig oder mehr, machten einen erneuerten Angriff auf uns; es wurde mir klar, daß unser letztes Stündlein geschlagen habe. Wir schossen darunter und gewiß wir zielten gut, denn jede Kugel traf ihren Mann; mit Blitzesschnelle lud der Soldat die Gewehre immer wieder und Einer nach dem Anderen der Heraufstürmenden fiel und ich hatte die letzte Kugel in meinem Rohr und war eben im Begriff mir das Gewehr unter das Kinn zu setzen, um diese Kugel durch mein Hirn zu jagen, als ich einen eigenthümlichen, hornartigen Ton vernahm, welcher, wie ich nachher sah, aus einer schönen, großen Tritonsschnecke kam und ein Schlachtzeichen, ein Commando zu sein schien, denn die Anstürmenden, denen wir nichts mehr entgegenzusetzen hatten, wichen zurück und nahmen die Leichen ihrer Brüder mit sich den Fels hinab.

Unten ward nun irgend etwas Neues gebrütet, denn die Barbaren schlossen einen weiten Kreis um den Zauberer, um den Häuptling, welcher mit ihm vom Schiffe zurückgekehrt war und um denjenigen, welcher bisher der Dollmetsch zwischen der wüthenden Menschenmasse und uns gewesen war. Sie beriethen unter einander was jetzt, da unsere Niederlage unzweifelhaft, mit uns geschehen sollte; sie zeigten dabei auch vielfältig nach dem Schiffe sowohl als nach dem Boote und es mußte irgend etwas Neues im Werke sein; was anders als ein letzter Sturm, der nun natürlich so erfolgreich werden mußte, als die anderen erfolglos gewesen waren. Die Menschenmasse, welche sich um den Priester geschaart hatte, rückte in einem immer dichteren Knäuel zusammen, der Kreis wurde zwar nicht enger, aber er wurde verzehnfacht; die Leute standen hintereinander, krochen einander durch die Beine, stiegen auf die Schultern Anderer; Jeder wollte hören was gesagt wurde und bei jedem neuen Stichwort, das auf unser Heil abzielte, brach von Neuem ein wüthender Jubel aus; beim Himmel, es war eine fürchterliche Viertelstunde, welche ich dort zubrachte.

Nunmehr theilte sich der Kreis, Alles machte respectvoll Platz; die drei Sprecher traten aus dem Kreise hervor, ein Paar Worte von ihnen, so sprangen hundert Menschen nach allen Richtungen auseinander auf die benachbarten Büsche zu, ein Jeder riß einen Zweig herab und brachte diese den Häuptlingen und dem Priester, welche natürlich nur Jeder einen davon nehmen konnte, worauf denn die anderen vor ihnen niedergeworfen wurden. Die Menge bewegte sich

auf den Felsen zu, auf dem wir standen. Am Fuß desselben legten die Häuptlinge ihre Keulen nieder, der Priester oder Zauberer hielt in einer Hand seinen Stab mit Schlangen und Eidechsen und in der anderen gleich den beiden Häuptlingen einen Palmenzweig.

Die ganze wilde Horde blieb unten zurück und die drei Männer begaben sich, ihre Palmenblätter schwingend, allein zu uns hinauf. Mir fuhr es wie ein Blitzstrahl durch die Seele, daß uns Rettung winke und ich sprach ein Paar Worte zu meinen Leidensgefährten; wir ließen die drei Boten des Volkes uns nahen, da wir es doch nicht verhindern konnten, es auch ohne Gefahr schien, da sie waffenlos waren und nun standen sie vor uns. Unser Dollmetscher erklärte, daß wir ganz ungeheuer tapfere Männer seien, daß wir ihnen zwar großes Leid zugefügt, indem wir so Viele der Ihrigen getödtet, daß sie aber die Tapferkeit auch in den Feinden zu ehren wüßten und daß wir freien Abzug haben sollten, unter der Bedingung, daß wir unsere Waffen ihnen abgäben.

Ich erklärte im Namen meiner Brüder, daß ich gegen die Art tapferer Leute sei, ihre Waffen vor dem Feinde niederzulegen und sagte, daß sie uns nur sehr mit Unrecht tapfer nennen würden, wenn wir auf diesen Vorschlag eingehen wollten; zugleich machte ich ihnen bemerklich, daß wir es keineswegs gewesen wären, welche mit Mord angefangen hätten, wir wären zu ihnen gekommen in völlig friedlicher Absicht, wir hätten Früchte und zahme Thiere zum Schlachten von ihnen einhandeln wollen und dafür Glaskorallen, Beile, Messer und Feuergewehre anzubieten gehabt; da seien sie es gewesen, welche das Gastrecht, das allen Völkern heilig ist, auf eine so empörende Weise mit Füßen getreten; sie hätten die wehrlosen Matrosen niedergeschmettert wie Hunde und von den Paar mit Waffen versehenen Leuten hätten sie Drei durch Versprechungen zu sich gelockt und sie alsdann auf die unwürdigste Weise ermordet. Ich frug sie nunmehr, was mich wohl bewegen könne, in ihre Versprechungen das geringste Vertrauen zu setzen, was uns dafür stehe, daß, sowie sie unsere Waffen in Händen hätten, wir mit denselben sofort erschlagen würden.

Unser Dollmetsch und der andere Häuptling, welcher gleichfalls englisch zu verstehen schien, übersetzten dem Zauberer meine Antwort, worauf dieser sehr ehrbar mit dem Kopfe nickte und zu sagen schien, wir hätten allerdings Recht, unser Mißtrauen sei nicht ohne Grund; dann fügte er noch mancherlei hinzu, wovon wir natürlich keine Silbe verstanden. Nunmehr wandte sich der Dollmetsch an uns und erklärte nahezu das, was ich Anfangs errathen hatte, die Eingeborenen hätten sich gegen uns vergangen, wir sollten aber Abrechnung halten, wir hätten sie zur Genüge bestraft, sie uns zur Genüge kennen gelernt, wir möchten nunmehr gehen, nur damit wir keinen ferneren Schaden thun könnten, müßten wir ihnen unsere Gewehre zurücklassen.

Das war nun die alte Geschichte und wir waren damit nicht im geringsten gebessert; da ich aber wußte, daß man bei den Wilden überhaupt mit selbst-

bewußtem Auftreten und mit Prahlen mehr ausrichtet, als mit vernünftigen Vorstellungen oder gar mit Demuth und Unterwürfigkeit, so erklärte ich, sie hätten keine Vorschriften zu geben, sondern wir; sie hätten gesehen, daß mit diesen wenigen Gewehren wir Vierzig oder mehr von den Ihrigen niedergeschossen hätten; sie sollten nicht glauben, daß wir jetzt fertig wären, im Gegentheil, wir würden nicht in Verlegenheit sein, wenn sie Alle auf einmal heraufkämen, denn alsdann würde jeder Schuß nicht Einen der Ihrigen treffen, sondern zweimal so viel als sie Finger an den Händen hätten. Wir wollten ihnen nichts mehr thun, wenn sie uns in Ruhe ließen, aber von hier waffenlos fortgehen, das sei zu ehrlos, als daß wir uns dazu verstehen könnten und auch wenn wir mit den Waffen in der Hand fortgingen, müßten wir noch immer eine Bürgschaft dafür haben, daß wir nicht meuchlings angegriffen würden.

Da sagte der Häuptling: „Neben Dir steht der heiligste Mann unseres Stammes, der große Zauberer und Nambetti, Tai-Wakon-Tabu-Maiti, der ist so heilig, daß seine Berührung Dich vor jedem Angriffe schützt; er wird Dir und den dort unten versammelten Männern sagen, daß auch Du und die Deinigen geheiligt seien, weil Ihr unter seinem Schutze stehet."

Ich besann mich einige Augenblicke und sprach dann ein Paar Worte holländisch mit meinen Begleitern, worauf ich mich wieder zu dem Häuptling wandte und leicht mein Gewehr erhebend, wie es auch die Anderen thaten, doch ohne irgend eine auffallende Bewegung, sagte ich: „Erkläre denen da unten, daß wir frei und geheiligt seien; erkläre ihnen, daß wir jetzt den Ort verlassen wollen, der uns bisher geschützt."

Es flammte in dem Auge des Häuptlings auf, als er diese Worte von mir hörte und ich bemerkte wohl, wie sehr mein Mißtrauen gerechtfertigt sei; es sah mir aus, als sage er sich selbst im Stillen: „Endlich habe ich Euch!" aber er sagte wirklich Etwas zu den unten Stehenden mit lauter Stimme, worauf diese mit einem freudigen Gemurmel antworteten.

Nunmehr fuhr ich fort: „Rufe ihnen auch noch zu, daß sie von beiden Seiten ausweichen, den Felsen ganz verlassen und uns eine breite Bahn machen sollen, damit wir ungehindert zu unserem Boote gelangen können." Auch diesem Auftrage wurde nachgekommen und ich sah, wie wirklich die Leute den Felsen verließen und sich unten in zwei Doppelreihen ordneten, was einige Zeit wegnahm, unterdessen ich zu dem Dollmetsch und dem Häuptling sagte: „Nunmehr wollen wir hinabgehen, wir alle Sechs mit einander. Der Vornehmste von uns, der Priester zuerst, hinter ihm werde ich gehen, dann wirst Du kommen und hinter Dir wird mein Freund gehen; dann wirst Du, der Dollmetsch, kommen und hinter Dir wird mein Kamerad gehen und wenn Ihr von diesem Augenblick an eine feindselige Bewegung macht, so seid Ihr hier auf der Stelle getödtet, wenn Ihr aber ruhig seid und uns ungefährdet bis an das Schiff geleitet, so werden wir Euch das Leben schenken. Nun wollen wir unseren

Marsch antreten; sage dem Priester, er solle, sobald wir herabkommen, die Leute, welche dort die Gasse bilden, weiter zurückweichen heißen und sage ihnen hübsch ordentlich und ausführlich, was ich Dir soeben mitgetheilt." Begreiflich hatte diese Auseinandersetzung länger gedauert, als ich sie hier erzählt habe, denn die Leute verstanden zwar die englische Sprache, aber doch nur sehr unvollkommen und man sah ihnen an, wie sie nach und nach immer starrer wurden vor Schrecken, sich in derselben Falle zu sehen, in die sie uns hatten locken wollen; vor Allem schien der Nambetti um sein liebes Leben sehr besorgt zu sein, denn er sprach mit den anderen Beiden äußerst eifrig und wehrte immerfort meinen auf ihn gerichteten Büchsenlauf ab, den ich ihn unbarmherzig unter die Nase hielt.

## Neunundachtzigstes Kapitel.

Der Rückzug der zehntausend Griechen konnte nicht ruhmvoller sein als der unsere. Die Gefangenen werden gebunden, die Kanonade beginnt. Furchtbare Wirkung der Kartätschen und Granaten. Vergebliche Versuche der Metzelei Einhalt zu thun. Triumph des Kapitains.

Ich wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Diepenbrook und sagte dann zu dem Dollmetsch: „Wir wollen nunmehr gehen, sage dem Nambetti, was er zu thun hat." Mit größtem Widerstreben, aber da es nun einmal nicht zu ändern war, mit einem gewissen Heroismus setzten sich die Leute in der angegebenen Ordnung in Marsch. Ich folgte dem Priester auf dem Fuße und drückte mein Gewehr, das einzige noch geladene, ihm fühlbar in den Rücken, wogegen er zwar protestirte, aber es sich endlich gefallen lassen mußte. Unten angelangt, faßte ich ihn noch mit der linken Hand am Gürtel, indessen ich in der Rechten das Gewehr hielt und rief dem Dollmetsch zu: „Er möge dem Priester nochmals anempfehlen, daß er die Leute um uns her zurückschicke und vor allen Feindseligkeiten warne," worauf dieser es auch sofort that und der Nambetti mehr schrie als rief, was geschehen sollte und mit den Händen gewaltig fuchtelte, damit die Reihen der mordgierigen Krieger sich immer weiter öffneten.

Man sah den Schmerz und den Grimm der Enttäuschung sich in jedem Gesichte malen, allein es gehorchte die ganze Masse widerstandslos; was der Priester befahl, geschah, die Doppelreihe wurde etwa zwanzig Schritt breit und durch sie hindurch gingen wir zum Strande hinab, doch nicht ohne daß ich in englischer Sprache zu Diepenbrook und dem übrigen Soldaten zurückrief: „Wenn etwa der hinter mir gehende Häuptling nur eine Handbewegung mache, so solle Jeder sofort sein Gewehr abdrücken, ich würde dasselbe thun." Es war zum

Erstaunen, wie stramm und gerade die beiden Häuptlinge dann marschirten. Als hätten sie bei der russischen Infanterie exercieren gelernt, so schlossen ihre Arme an den Leib, so ohne eine Bewegung, als die des Schreitens, machten sie den Marsch durch die Reihe ihrer Krieger, mitten unter Tausenden der Ihrigen, gefangen und gedemüthigt durch drei einzelne Fremdlinge; schwerlich war ihnen jemals etwas Aehnliches geboten worden und ich glaube, daß es beinahe allein der Einfluß des Priesters war, der sie dahin brachte, sich solches gefallen zu lassen. Ohne daß dieser Heilige dabei in Gefahr gewesen, hätten sie vielleicht sich der Schmach nicht unterworfen und wären gestorben, in dem Bewußtsein, daß ihr Tod sofort gerächt werden würde.

Wir gelangten zum Boote und hier wollten alle Drei umkehren, ich hinderte sie jedoch daran und bemerkte, daß wir uns noch keineswegs für sicher hielten, sie müßten mit uns zum Schiffe und von dort könnten sie sich durch eines ihrer Boote abholen lassen. Schweigend fügten sie sich darein und als wir in der Schaluppe waren, stellte der Steuermann das vor unserer Ankunft bereits aufgezogene Segel in den Wind und wir entfernten uns von dem Ufer; drei der Matrosen gingen schweigend zu den Gefangenen und plötzlich waren allen dreien Stricke um die Arme und den Leib gelegt und sie damit an den Ruderbänken festgebunden. Ich frug den Steuermann, weshalb dieses geschähe, er erwiderte: „Der Kapitain habe befohlen, falls wir Gefangene machen sollten dieselben zu binden, damit sie nicht in's Wasser springen und sich durch Schwimmen retten könnten.“ Da die drei Gefangenen sehr niedergeschlagen schienen, so setzte ich ihnen auseinander, weshalb man diese Vorsichtsmaßregel gebrauche, was sie ein wenig aufzurichten schien.

Als wir ungefähr 400 Schritt vom Lande entfernt waren, wo eine ungeheure Menschenmenge jammernd versammelt stand, ließ der Steuermann plötzlich das Segel sinken und rief: „Jetzt Jungens an die Arbeit!“ und mit diesen Worten zog er zwei Mäntel hinweg, welche über ein Paar schwere Drehbassen (auf einem Zapfen drehbare Kanonen) gedeckt waren. Dieselben standen im Hintertheile der Schaluppe von beiden Seiten des Steuers und wurden nunmehr aus dieser geringen Entfernung mit einer ganz entsetzlichen Wirkung gebraucht. Die vier Matrosen waren furchtbar flink, sie hatten den Tod des Steuermannes und ihrer Kameraden zu rächen. Bei der ersten Entladung waren die Wilden so entsetzt und erstarrt, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten; als die Kanonen sich zum zweiten Male in verderblichster Weise entluden und schon Hunderte durch die kantigen Bleistücke todt oder kampfunfähig niedergestreckt waren, flohen sie in größter Eile den flachen Strand hinauf, aber wer malt ihren Schreck, als sie den Weg abgeschnitten finden!

Für das Schiff waren unsere Kanonenschüsse das Signal zum Anfange eines Bombardements gewesen. Aus den Kanonen des schwersten Kalibers, welche in der Kapitains-Cajüte standen, waren Granaten nach dem Landungs-

platze geworfen worden. Ob absichtlich oder zufällig, kann ich nicht bestimmen, doch von dem entsetzlichsten Erfolge begleitet war der Umstand, daß die Granaten vor den Fliehenden einschlugen und mit furchtbarem Krachen krepirten und immer neue Granaten fielen daselbst nieder, thaten zwar weniger Schaden als die Kanonen der Schaluppe, trieben aber doch die Eingeborenen diesen entgegen, so daß die Schaluppe wenigstens zehn höchst verderbliche Kartätschenladungen abgab. Die Metzelei war zu gräßlich, als daß ich den Steuermann nicht hätte bitten sollen, aufzuhören; er führte jedoch den ausdrücklichen Befehl des Kapitains an mit der Bemerkung, er habe den Auftrag, sich von meiner und des Herrn Diepenbrook's Menschlichkeit nicht irre machen zu lassen und so ging denn die Metzelei unter den Eingeborenen fort, die von allen Seiten von Schrecken umgeben, sich durch Paßkugeln, Kartätschen oder Granatenstücken mußten abschlachten lassen.

Endlich schien dem Schlächter nunmehr der Arbeit genug, er sah überall nur noch vereinzelte Wilde laufen, auf die er mit der Kanone nicht schießen konnte; dann hißte er das Segel wieder auf und fuhr auf den „van der Kapellen" los, indem er sagte: „Die Hunde werden an uns denken und wohl schwerlich wieder arme, wehrlose Matrosen abschlachten."

„Dies unterliegt mir keinem Zweifel, aber auch wir werden daran denken und ob wir durch diese Metzelei unseren Nachfolgern einen Dienst leisten, will ich ungesagt lassen."

„Darauf kommt es auch gar nicht an, es möge ein Jeder sehen, wie er fertig wird; hier kommt es darauf an, daß einem Jeden sein Recht geschehe."

„Du lieber Gott, wo wären wir dann Alle!" rief ich aus. „Wenn einem Jeden nach Verdienst gelohnt würde, wer wäre da vor dem Galgen sicher," meint Hamlet. Doch das waren allerdings Betrachtungen, welche nicht vor das Forum eines Untersteuermannes gehörten, darum brach ich sie ab, dem Himmel dankend für die wunderbare, kaum noch denkbare Rettung.

Wir kamen ohne weiteren Aufenthalt an Bord des „van der Kapellen", nachdem der Steuermann nur noch einige hoffentlich ganz vergebliche Schüsse nach fliehenden Piroguen der Wilden gemacht hatte; nicht so glücklich waren sie von Seiten des Schiffes davongekommen; eine furchtbare Paßkugel sah ich hüpfend über die blanke, spiegelglatte Fläche des Meeres fliegen und eine stark besetzte Pirogue wie mit einem Messer durchschneiden, höchstens konnte die Kugel zwei Menschen treffen, aber die Pirogue in der Mitte auseinander geschossen, schüttete doch ihren ganzen Inhalt in's Meer und wer mag sagen, wie Viele von den sie Besetzenden den Haifischen entgangen sind.

Wir stiegen an Bord und wurden von dem Kapitain mit kummervoller Miene empfangen. „Ich habe das ganze Elend von seinem Entstehen an gesehen und genau verfolgt," sagte er. „Ich kann nicht leugnen, daß Sie Drei sich mit einer unglaublichen Tapferkeit gewehrt und sich sehr geschickt benommen

haben; aber sagen Sie mir um's Himmelswillen, war denn Alles dieses nöthig, mußte denn der erste Steuermann mit seinen Matrosen unter die Wilden umkehren, konnte dieses nicht anders geordnet werden?"

Ich hatte nicht Lust, den armen Teufel, der seine Thorheit mit dem Leben gebüßt hatte, auch noch im Tode irgendwie zu beschuldigen, sagte daher nur, daß ich von dem Kriegsgebrauch nichts verstünde, daher den wackeren Herrn nicht zu beurtheilen vermöge. Ich allerdings wäre vielleicht gar nicht so weit nach dem Inneren gegangen, indessen konnte ja auch der Steuermann gar nicht wissen, daß so viele von diesen menschenfresserischen Hallunken da versteckt seien.

„Nun, Sie haben es gebüßt," rief der Kapitain, „und ich müßte mich sehr irren, wenn dort nicht fünfhundert Leichen oder Verstümmelte lägen. Nehmen Sie einmal mein Fernrohr und sehen Sie sich den Spaß an."

„Gott bewahre mich vor solchem Spaß," erwiderte ich, „es genügt mir zu wissen, wie Entsetzliches dort geschehen ist, ich mag es nicht auch noch besehen."

„Wahrhaftig, ich glaube, Sie haben noch Mitleid mit den Hallunken?"

„Wenigstens kann ich sie nicht so schwer verdammen, wie Sie es thun; für mich sind diese Wilden ganz unzurechnungsfähige Menschen. Ihre Moral ist ja nicht die unsrige, ihre Begriffe von Menschlichkeit stimmen mit unseren nicht überein, wir müssen sie nicht beurtheilen und bestrafen nach christlichen Moralgesetzen, sondern nach heidnischen."

„Nun, ich habe die Kerls heidnisch zusammenschießen lassen und es ist mir lieb, werther Doctor, daß Sie nicht hier auf dem Schiffe waren; ich glaube, Sie hätten versucht ein Paar von den Granaten, welche ich unter die Bestien habe werfen lassen, aufzuhalten. Ich bitte Sie, sprechen Sie in solcher Weise nicht in Gegenwart unserer Matrosen oder Seesoldaten, Sie könnten Ihre ganze Popularität dadurch verlieren. Wer ersetzt mir denn die erschlagenen und aufgefressenen Menschen? Und Sie selbst, der Sie sich so tapfer herausgebissen haben — es hat mich sehr gefreut, Sie so handeln zu sehen, besonnen, fest entschlossen und unbeugsam, ich glaube, Sie sind ein Mann, auf dem man sich im Nothfalle stützen kann und ich achte Sie deshalb, obwohl Sie weder ein Seemann noch ein Soldat sind — aber sagen Sie einmal selbst, würde es Ihnen denn gefallen haben, wenn Sie todtgeschlagen und gefressen worden wären?"

„Hierauf kann ich mich nicht einlassen," erwiderte ich halb scherzend, halb ernst, „denn ich weiß nicht, wie mir zu Muthe wäre, wenn man mich aufgefressen hätte; aber umgekehrt muß ich in demselben Sinne eine Frage an Sie richten: Sind denn nun dadurch, daß Sie vier- oder fünfhundert Menschen wehrlos niedergeschmettert haben, Ihre Matrosen wieder zum Leben gekommen?"

„Das nicht, aber ich habe doch meine Freude daran gehabt, daß ich die Bestien unsere Macht habe fühlen lassen; die dort am Boden liegen, thun keinem Schiffe mehr Schaden."

# Neunzigstes Kapitel.

Wie es den Geißeln ferner erging. Eine Matrosenergötzlichkeit. Meinungsverschiedenheiten über Prügel und Verwandtes. Gespräch mit einem durchgeprügelten Wilden. Einige Kraftäußerungen desselben. Seine Rückkehr nach der Küste.

Mit solchen Leuten ist nichts zu machen. Die Hartnäckigkeit derselben ist durch Gründe nicht zu besiegen und wenn ich von Moral und Religion mit dem Manne geredet hätte, würde ich nicht das Geringste bei ihm ausgerichtet haben; er würde mich für einen Schwärmer, für einen Methodisten, für einen Narren, aber gewiß nicht für einen Christen gehalten haben.

Das Schrecklichste stand mir noch bevor. Die Menschen, welche ich als Schild für uns arme, schwer bedrängte Leute benutzt hatte und denen ich versprochen, daß sie vom Bord abgeholt werden dürften, wurden gefangen gehalten, wurden nicht freigelassen und es war ganz umsonst, daß ich mir Mühe gab, den Kapitain von der Fruchtlosigkeit seiner grausamen Handlungsweise zu überzeugen. Er sagte, die Bestien müßten gehängt werden, sie hätten den zehnfachen Tod verdient, ich solle mir keine Mühe geben und schließlich antwortete er mir gar nicht mehr auf meine Einwendungen.

Die drei Männer wurden auf das Verdeck gebracht, ein Jeder an einen Mast gebunden und nun vorläufig den Mißhandlungen der Matrosen Preis gegeben. Den Matrosen war zwar untersagt worden, ihnen etwas zu thun, aber in welcher Weise war das geschehen. „Schlagt mir die Kerls nur nicht ganz todt!“ sagte der Kapitain zu den Matrosen und hatte auf das Wort „ganz“ einen besonderen Werth gelegt; daraus schlossen die Matrosen, daß ihnen gestattet sei, sie wenigstens halb todt zu schlagen und darin thaten sie ihr Möglichstes. Zuerst wurden ihnen alle ihre Zierrathen aus den Ohren, aus der Nase, vom Halse gerissen, dem Priester wurde sein Federgewand abgenommen und er so nackend hingestellt wie die Anderen; dann suchten sie sich Tauenden auf und bearbeiteten die Körper der Gefangenen auf die unbarmherzigste Weise und als sie auf der einen Seite gahr schienen, wurden sie umgekehrt angebunden und weiter geschlagen. Die Abscheulichkeit war so groß, daß ich's nicht länger ertragen konnte, das Klatschen der Hiebe zu hören und den Kapitain um Gotteswillen bat, sie nur endlich hängen zu lassen, damit diese Bestialität ein Ende nehme.

„Nun seht, so gefallt Ihr mir,“ sagte der Kapitain, „jetzt seht Ihr doch endlich ein, daß es nöthig ist, den Hallunken den Garaus zu machen.“

„Ja wohl,“ erwiderte ich, „und es scheint mir viel besser, daß sie eines schnellen Todes sterben, als daß sie auf eine so barbarische Weise gemißhandelt werden.“

„Halt!" rief der Kapitain den Matrosen zu, „jetzt habt Ihr genug Vergnügen gehabt und sie haben genug Prügel bekommen; nun macht die Schlingen zurecht am Hauptraa des großen Mastes und dann fort mit ihnen in die andere Welt."

Hierauf wandte sich der Kapitain zu mir und sagte: „Doctor, ich habe eine große Zärtlichkeit für Euch."

„Ja, ich merke," erwiderte ich, „die Mißhandlung der Unglücklichen war ein Beweis derselben."

„Nein," erwiderte er, „das war es nicht und das sollte es auch nicht sein, ich konnte nicht anders handeln, ich mußte diese treulosen Bestien bestrafen; aber seht, ich will Euch wirklich einen Beweis meiner Freundschaft geben, ich will nur zwei von den Kerls hängen lassen und will Euch gestatten, denjenigen zu bezeichnen, der verschont werden soll. Da habe ich zugleich den Vortheil, daß der gepeitschte Schuft zu Hause erzählen kann, auf welche Weise wir mit solchen Menschenfressern umgehen, das wird ihnen dann, hoffe ich, für die Zukunft eine Warnung sein."

„Ich dachte doch, daß die Freundschaft allein solche Wirkung nicht hervorbringen, solche wunderbare Großmuth nicht erzeugen könne," erwiderte ich, „aber mein werther Kapitain, ich glaube nicht, daß Ihr Euren Zweck erreicht, denn so große Bestien diese Menschen sind, so abscheulich, so barbarisch sie verfahren, so haben sie ein Ehrgefühl, das feiner ist als das unsere. Ihr habt jedenfalls in Euren Kinderjahren manche anständige Portion Schläge bekommen" — „o ja," unterbrach er mich gewissermaßen wohlgefällig — „und habt Eure Ehre dadurch nicht verletzt gefühlt." — „Nein, nicht im Mindesten," erwiderte er, „Jungen müssen Prügel haben, ohne das können sie nicht groß werden, sie strecken sich nicht ordentlich."

„Nun seht," fuhr ich fort, „dieser Meinung sind die Wilden keineswegs, sie halten jeden Schlag für eine Entehrung und ein Knabe, der von seinem Vater einen Schlag bekäme, würde sich sofort das Leben nehmen. Was glaubt Ihr nun, was es helfen wird, wenn Ihr diesen drei Viertel todtgeprügelten Mann zurückschickt, glaubt Ihr, die Anderen würden sich dadurch warnen lassen und freundschaftlich gegen die Fremden verfahren? Rache wird er brüten, Rache seinen Mitbrüdern einflößen und jeder Weiße, der seinen Fuß auf diese Insel setzt, wird um so unzweifelhafter ermordet werden."

„Nun gut," erwiderte der Kapitain, „Ihr mögt Recht haben; ich glaubte Euch einen Gefallen zu thun, ich glaubte Euch zu beweisen, daß ich Euch hoch achte, trotz Eurer Pimpelei und trotz Eures sentimentalen Geschwätzes über Menschlichkeit und Grausamkeit, wenn Ihr aber meint, so werden wir alle Drei hängen lassen, es wird meinen Jungen nur ein um so größeres Vergnügen machen."

„Es ist zum Verzweifeln," sprach ich, „mit diesen hartnäckigen Menschen,

ich darf mich mit Euch durchaus nicht auf Gründe und Streitfragen einlassen, Ihr folgt einem Instinkt und laßt Euch durch keine noch so wohl gesetzte Rede belehren; wohlan, ich nehme Euer freundliches Erbieten an und will sehen, wie weit ich's nutzbar machen kann; ich wähle diesen hier, meinen Dollmetsch, aus und werde mich mit ihm zu verständigen suchen."

Mit diesen Worten band ich ihn los und sagte ihm, daß ich außer Stande gewesen sei, die Mißhandlungen zu verhindern, daß ich auch nicht hindern könne, daß jene Beiden getödtet würden, daß aber er frei zur Insel zurückkehren dürfe und nun erzählte ich ihm, warum man so verfahre. Sie hätten Menschen, welche friedlich in der Absicht Lebensmittel zu kaufen, bei ihnen gelandet seien, überfallen, sie hätten dieselben getödtet und gefressen, das seien nach unserem Begriff solche Schändlichkeiten, daß sie immer mit dem Tode bestraft würden.

„Ja, todt!" erwiderte er, „aber nicht schlagen!" und er zeigte auf seinen zerfleischten Körper und sagte: „Das ist nicht todt, das ist Schande. Weiße, pfui!" Ich warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Kapitain, aber dieser sagte: „Was versteht solch ein Kerl von Ehre und Schande."

Ich sagte nun zu dem Pardonirten: „Gehe heim zu Deinen Brüdern und sage ihnen, wie wir Treulosigkeit bestrafen." Er aber erwiderte mit grimmigem Blick auf mich: „Wie bestraft man denn Deine Treulosigkeit? Du hast versprochen, daß wir ungehindert zurückkehren sollen."

Ich schlug die Augen beschämt nieder; ich hatte geglaubt, es durchsetzen zu können, hatte aber freilich die Gemüthsart meiner Landsleute nicht in Betracht gezogen; er aber fuhr fort: „Wenn ich Dir verspreche, Dein Leben zu schonen und meine Brüder wollen es nicht, so müssen sie erst mich tödten, bevor sie Dich tödten können."

Jetzt schwoll mir der Kamm doch etwas, mir schien der Vorwurf ungerecht und ich erwiderte: „Prahle damit ja nicht! Dieses könnte sehr zu Deinem Nachtheil ausfallen. Zwei von den Unsrigen hast Du mit Deinen Versprechungen von unserem festen Felsen herabgelockt und sofort sind sie ermordet worden."

„Hinter mir!" antwortete er, „ohne daß ich es wußte, hinter meinem Rücken und ohne mein Zuthun; meine Brüder wußten nicht, daß ich ihnen das Leben versprochen und sie waren zerschmettert, bevor ich eine Hand erheben konnte, um sie zu schützen; aber siehe, wir haben sie getödtet, nicht geschändet; sie haben ein ehrenvolles Grab in dem Magen unserer Krieger gefunden, sie sind nicht den Geiern zur Beute hingeworfen worden; uns aber, denen Du die Heimkehr zugesichert, uns hat man **geschlagen**, — gut, ich werde heimkehren und meinen Brüdern sagen, was sie von den Weißen zu erwarten haben, wenn sie sich auf ihre Versprechungen einlassen."

„Was?" rief der Kapitain dazwischen, „der Schurke will uns noch drohen?

Die Bestie muß auch gehängt werden" und er gab einigen Matrosen einen Wink, sich seiner zu bemächtigen. Der Wilde aber, so barbarisch er gemißhandelt worden war, hatte doch seine Kräfte noch nicht verloren. Einem der Matrosen, der in dem Augenblick gerade auf ihn zukam, gab er mit der geballten Faust einen so furchtbaren Stoß von unten herauf unter das Kinn, daß der Kopf ihm hintenüberflog und ein Halswirbel von seinem Verbindungsknorpel getrennt war, wie sich bei der Section ergab. Er lief quer über das Verdeck, um in das Meer zu springen und ein zweiter Matrose, der die Dreistigkeit hatte, ihm gegenüber zu treten und der, um ihn zu empfangen, sich recht breitbeinig hinstellte, lag unter gräßlichem Brüllen augenblicklich am Boden, indessen der Wilde mit zweien Sätzen über ihn hinweg und in das Meer sprang. Er hatte mit dem Knie die Genitalien des Matrosen mehr zermalmt als zerquetscht, hatte dann über ihn hinweglaufend einen Fuß auf seinen Unterleib und die Ferse des anderen auf Mund und Nase gesetzt, so daß der Knochen eingebrochen, die Zähne sämmtlich eingedrückt waren, dann sprang er über Bord und war unseren Blicken entschwunden. Zwar wurden alsbald ein halbes Dutzend Musketen herbeigeholt, um ihn zu erschießen, allein man sah seinen Kopf erst in weiter Entfernung und dann nur auf einen Moment zum Vorschein kommen, worauf er von Neuem versank und als er abermals auftauchte, war er schon zu weit entfernt, als daß ihn die Flintenschüsse hätten erreichen können.

Es war nahe daran, daß der Kapitain mich dieses neuen Unglücks zieh und ich mußte ihm zurückrufen, daß er es gewesen, welcher durch Zurücknahme seines Versprechens den Wilden zu diesen Aeußerungen seiner noch nicht völlig erschöpften Kräfte gereizt hatte. Er war denn auch so gütig, dieses einzusehen, aber auch um so unerbittlicher in Vollziehung des Todesurtheils gegen die beiden Anderen. Der Häuptling und der Priester wurden von dem Mast losgemacht und gebunden unter die Raaen geführt; es wurden ihnen die Schlingen um den Hals gelegt und es beeilten sich die gutmüthigen holländischen Matrosen das Henkeramt zu versehen; eine Minute darauf hingen die zappelnden Körper jeder an einer Raa des Mittelmastes und das abscheuliche Trauerspiel war beendet.

---

## Einundneunzigstes Kapitel.

Da dem Supercargo der Appetit zur Anlegung der Colonieen vergeht, kehren wir um. Einige flüchtige Bemerkungen über den tiefen Grund, den das Christenthum auf den Fidji-Inseln gefaßt. Todtenopfer. Verbreitung des Christenthums durch Tonga-Insulaner und durch Missionaire. Krieg wegen einer Brautschaft.

Der Vorfall hatte einen so entsetzlichen Eindruck auf mich gemacht, daß meine ganze Freude an der Reise verdorben war; ich konnte lange Zeit den

Schauder, welchen diese Scenen mir erregt, nicht los werden und ich wünschte beinahe, ich wäre lieber durch einen Keulenschlag gestorben, denn ich kann nicht glauben, daß derselbe so weh thut, als dieses gräßliche Verfahren meinem Herzen wehe that. Es scheint mir beinahe, als seien diese Indianer nicht so schlimm, wie man sie ausmalt; wer weiß, welche Verbrechen wir an ihnen zu sühnen bestimmt waren. Wir, die Unschuldigen allerdings in diesem Falle, aber ach, wie schuldig in hundert anderen. Fast überall findet man, falls die Tagebücher der Reisenden mit Ehrlichkeit geführt sind, daß die Europäer durch ihre Rohheit und Treulosigkeit die erste Veranlassung zu den Grausamkeiten, zu den schauderhaften Mordscenen, denen alsdann immer noch viel schrecklichere Vergeltungsscenen folgten, schuld sind.

Es war mir sehr lieb, daß wir schleunigst von diesem Schauplatze des Entsetzens fortzogen, denn Herr Meyer hatte keine rechte Lust, Geschäfte an dieser Küste zu beginnen, er mochte wohl auch eine gewisse Besorgniß vor Keulenschlägen und anderen Freundschaftsbezeugungen haben und so wurde denn das Schifflein gewendet und wir richteten unseren Cours wieder gen Osten, um aus dem Fidji-Archipel heraus und dann etwas südlich, um nach dem Tonga-Archipel zu gelangen.

Die Missionsberichte soweit sie von Engländern und Nordamerikanern ausgehen sind sehr reich an Beschreibungen über die Herrlichkeit, in welcher das Christenthum auf den Fidji-Inseln emporblüht. Ich muß allerdings sagen daß ich davon nur wenig oder nichts bemerkt habe, doch ist möglich, daß mehr geschehen als man sieht, man pflegt zu sagen das Gute trete nicht prahlerisch auf; wenn nun also die amerikanischen Missionaire mehr erzählen als wahr zu sein scheint, so kann immerhin etwas wahres daran sein, wenn man auch nicht viel davon sieht. Das Christenthum ist übrigens nicht durch die Europäer auf die Fidji-Inseln gekommen, sondern durch die Bewohner des Tonga-Archipels, welche gewaltige Seefahrer sind und so gut wie die Fidji-Insulaner Reisen von mehreren hundert Meilen Ausdehnung machen wenn auch in besserer Absicht, nämlich nicht um Menschen zu erschlagen und zu fressen, sondern um Handel mit ihren Produkten zu treiben und dieselben zu vertauschen gegen diejenigen anderer Völker mit denen sie in Berührung kommen. Diese Eroberungen auf friedlichem Wege sind bereits sehr alt, denn es wohnen auf den Fidji-Inseln Abkömmlinge jener edeleren Race seit so langer Zeit, daß ihnen selbst die Erinnerung, wann sie hiehergekommen sind, entschwunden ist. Sie haben unter sich niemals die Abscheulichkeit des Menschenfressens eingeführt, nachgeahmt, oder selbst nur bei denen geduldet die sich mit ihnen verbanden, es hat sich der edlere Stamm bewährt obschon die eingeborenen Fidji's gerade darin ein Kennzeichen sehen wollen, daß der Stamm der Tonga-Insulaner kein edlerer sei als der ihrige.

Als die Missionaire im Jahre 1833 zuerst die Fidji-Inseln betraten, fanden sie diese Tonga-Bewohner bereits daselbst und der Boden war so gut vor-

bereitet, daß ihre Lehren keineswegs als etwas Neues erschienen und daß sie im Uebrigen ganz wohl verstanden wurden, aber es fehlte nicht viel, so hätten eben diese Missionaire das vorhandene Christenthum als eine verruchte Ketzerei verurtheilt und abgeschafft, denn da die Tonga-Christen am Sonntag spazieren gingen, so war schon dieses Eine genug um ihre ganze Bemühung als eine durchaus irreligiöse zu kennzeichnen.

Was dem Tonga-Christenthum schneller Eingang verschaffte, als dem der Missionaire, war die Verwandtschaft in der äußern Form, die Tonga-Wilden waren nackend wie diese und es war die höhere Civilisation. Die Tonga hatten den Fidji's viele sehr nützliche Hausthiere, Hühner, Schweine, Schafe, Rinder und Enten, sie hatten ihnen ferner mannigfaltige eiserne Haus- und Ackergeräthschaften gebracht. Der Gott dieser Tonga mußte also ein viel klügerer und mächtigerer sein als der Fidji-Gott.

Die Missionaire wurden vier Jahre nach ihrer Ankunft eingeladen das Reich Somosomo zu besuchen. Sie waren klug genug gewesen aus dem Verkehr mit den Tonga-Christen die Lehre zu nehmen, daß man durch nützliche Geräthschaften sich eher Vertrauen erwerbe als durch bloßes Predigen. Sie hatten sich viele Werkzeuge und Thiere aus Europa theils mitgebracht, theils nachkommen lassen, und sie verbreiteten davon unter den Eingeborenen was sie entbehren konnten. Dies hatte der Beherrscher von Somosomo wahrgenommen und er wollte seinem Königreiche gleichfalls die Vortheile verschaffen, die er dort unter den Bewohnern von Lakemba durch deren Verkehr mit den Christen verbreitet gesehen hatte. Es war im Jahre 1839 als die Missionaire dem Rufe folgten. Der Sohn des alten Herrschers und, da keine Brüder desselben vorhanden waren der Thronerbe, war unmittelbar vorher mit einem Kriegsgeschwader ausgelaufen. Kurze Zeit nachdem die Missionaire das Land betreten, verbreitete sich die Nachricht, daß das Geschwader im Sturme untergegangen sei.

Die Nachricht von dem Unglück bestätigte sich dadurch, daß keines der Schiffe wiederkehrte und nun wurden für die Ertrunkenen 16 Frauen erdrosselt und vor dem Hause begraben, welches man den Missionairen eingeräumt hatte. In Folge dieses Unglücks, welches man den Missionairen zuschrieb, erhob sich die allgemeine Stimme gegen sie, daß sie genöthigt waren den Ort unverrichteter Sache zu verlassen wenn sie nicht der Gefahr getödtet zu werden, sich aussetzen wollten.

Südlich vom Viti levu liegt die Insel Ono, welche tributpflichtig an das Reich Lakemba ist, das dieser kleinen Insel gerade gegenüber liegt. Einer der Häuptlinge brachte im Jahre 1835 den Tribut nach Lakemba und er kam dort mit einem Tonga-Christen zusammen, welcher ihm die Grundzüge seiner Religion beibrachte. Es giebt nur einen Gott Jehovah, zu diesem muß man fleißig beten und den ihm geheiligten Tag feiern.

Der Häuptling Namens Wai erfaßte diese tiefen Wahrheiten, diese heiligen

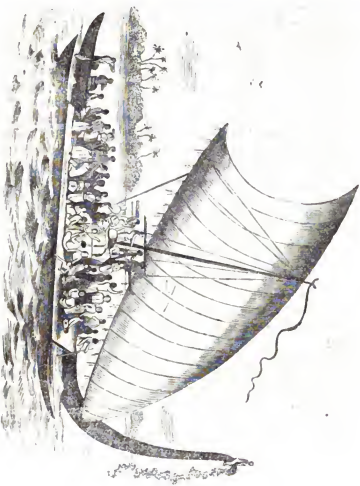
Lehren der christlichen Religion mit gläubigem Herzen auf, theilte sie seinen Untergebenen mit, führte die neue Religion ein, diente dem neuen Gott und als im Jahre 1838 ein getaufter Tonga nach Ono kam, wurde es ihm sehr leicht als Heidenbekehrer aufzutreten und fortzusetzen was der Beherrscher Wai begonnen hatte.

Da es mit seiner Weisheit bald zu Ende war, schickte man eine Barke nach Lakemba um Missionaire nach Ono einzuladen. Auf dieser Reise setzte sich ein geheiligter Vogel, Lavedua, in dessen sterblichem Leibe die Seele der Fidji Gottheit seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, ermüdet von der langen Reise auf das Schifflein. Alle die Insulaner trotz Jehovah und der Sabathfeier noch so voll Aberglauben wie irgend ein engländischer Matrose, legten ihre Ruder nieder und beteten den heiligen Vogel an. Der Heidenbekehrer aber sagte, er wolle ihnen einen Beweis geben, daß dieser Vogel nichts sei als ein gewöhnliches befiedertes Thier, er werde denselben erschlagen und essen und wenn ihm nichts geschehe so möchten sie daraus sehen, daß es mit der Gottbeseeltheit dieses Vogels nicht weit her sei. Der Tonga ergriff das Thier, tödtete es trotz der Demonstrationen der Anderen und siehe, der Lästerer blieb ungestraft und sie selbst kamen ungefährdet nach Lakemba von wo ein Missionair mit ihnen nach Ono ging.

Aber ob wohl dieser würdige Mann nichts weiter lehrte als was die Bewohner der Insel bereits wußten, man ihm also als einen würdigen Vertreter des Christenthums hätte glauben und Vertrauen schenken sollen, so verscherzte er dieses doch durch eine Forderung auf welche der Häuptling einzugehen, nicht-Neigung hatte. Die Fidji-Insulaner haben nämlich Vielweiberei, allerdings findet man sie nur bei den Häuptlingen und Reichen, indem die Armen sich solchen Luxus versagen müssen, aber gerade deshalb, nämlich weil es die Reichen und Vornehmen sind, wollen sie sich dieses Vorrecht nicht nehmen lassen und so hatte denn der Missionair, welcher zu den Lehren des Tonga noch die Neuerung fügen wollte, daß der Häuptling seinen Frauen bis auf eine entsagen müsse, den aller entschiedensten Widerstand vor sich. Bis dahin war Wai, das Oberhaupt, als ein guter Christ anerkannt gewesen, bis dahin hatte Niemand an seine Religiösität gezweifelt und er selbst vielleicht am wenigsten, denn er hatte das Christenthum gelehrt und verbreitet, gerade so, wie er es von dem Tonga und wie dieser es von einem Missionair seiner Heimath gelernt hatte. Jetzt aber wurde er von einem anderen Missionair als ein Unchrist hart verketzert und er fühlte sich auf das Tiefste gekränkt und schien einige Neigung zu haben dem Missionair den Dienst aufzusagen, doch begnügte er sich, den Stand der Dinge zu belassen wie er war, um aber doch etwas für den neuen Glauben zu thun, seine älteren Frauen so wie sie ihm lästig wurden allgemach abzuschaffen, an Leute der Insel zu vertheilen, die sich glücklich schätzten ein abgenutztes Möbel in ihr Haus aufzunehmen blos weil es ein königliches Möbel war — und die entstandenen Lücken in seinem Haushalt nicht wieder, wenigstens nicht in

auffallender Weise zu besetzen, sondern nur etwa die weibliche Dienerschaft seiner Frauen mit schönen Mädchen zu vermehren.

Jetzt kam aber eine ernstlichere Gefahr über das Christenthum auf Ono. Eines vornehmen, von den Göttern abstammenden Mannes Töchterlein Namens



Eine Doppelbarke der Tonga-Insulaner. (S. 415.)

Towo, war als kleines Kind mit dem Könige von Lakemba verlobt worden, wie dieses blos nicht dort, sondern ja noch vor nicht langer Zeit an den mehrsten europäischen Höfen üblich war. Das Mädchen war getauft und hatte den Namen Jemina erhalten; sie hatte ganz ungewöhnliches Talent entwickelt, war von

dem Missionair in sein Haus genommen und im Schreiben und Lesen unterrichtet, und jetzt da sie das gesetzliche Alter erlangt, weigerte sie sich die 31. Frau des Königs von Lakemba zu werden was dieser nun hinwiederum auf das Ernstlichste verlangte.

Die Ono-Christen erklärten, sie würden der Forderung, das Mädchen auszuliefern mit den Waffen Widerstand leisten, auf der Insel selbst aber war noch keinesweges Alles zur christlichen Religion bekehrt, im Gegentheil gab es eine starke Parthei, welche die Christen sehr böswillig ansah, diese Parthei bestand auf Erfüllung des Vertrages und der König von Lakemba rüstete sich dazu, seinen Rechten Achtung, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen.

Die Sache wurde jetzt sehr ernsthaft, deshalb eilte der Missionair nach Lakemba und stellte dem Könige sein großes Unrecht vor indem er erklärte, die Heidin Towo, seine Verlobte, existire durchaus nicht mehr, Jemina sei durch die Taufe neu geboren und sei eine völlig andere, als die mit ihm verlobte Heidin. Die christliche Wiedergeburt des Geistes sei etwas viel tiefer dringendes, erneuendes als eine körperliche Geburt, die Christin Jemina stehe von der Heidin Towo viel weiter entfernt als eine später geborene Schwester von dieser Towo stehen würde.

Man sieht, der würdige Geistliche verstand es. den Text auszulegen, aber der König von Lakemba kehrte sich weder an den Text, noch an den Ausleger, sondern rüstete sein Heer weiter aus, wiewohl er ein viel zu großer Diplomat war, um seine Pläne einzugestehen, er erklärte, daß er nichts weiter beabsichtige als den Tribut einzuholen, und fuhr am Sonntage ab, trotz aller Mahnungen des Missionairs, er wollte den Brautvertrag aufrecht erhalten und sei es nur des Prinzips willen, denn auf Prinzipien reitet man nicht blos in Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorf sondern auch auf den Inseln über und unter dem Wind.

Diese Geschichte wurde mir von dem Missionair Kramer erzählt, welcher mit großer Rührung und Erbauung hinzufügt, hier habe sich Gott einmal recht als ein Eifriger und als Beschützer seiner Gläubigen gezeigt. Der verruchte König, welcher durchaus die einunddreißigste Frau haben wollte, mußte sich auf des Herrn Geheiß doch mit dreißigen begnügen und er nahm ihm die Krone von dem stolzen Haupt und legte sie unter seine Füße.

---

# Zweiundneunzigstes Kapitel.

**Krieg der Fidji's gegen die Insel Ono. Wie Jehova sich in's Mittel legt. Mangel an dem rechten Glauben. Ein Stückchen Geschichte der Fidji-Inseln. Der große Krieg auf Viti-Lewu und seine Folgen für das Christenthum.**

Das Heer des Königs bestand aus achthundert Männern. Vier große Barken, eine jede mit 100 Fischern besetzt, den grausamsten und diebischesten von allen Fidji-Insulanern. Sie bildeten die Vorhut, er selbst, der König, fuhr einen Tag später mit den beiden größten Kriegsschiffen der Vorhut nach und sein Sohn führte die beiden letzten Barken, welche dem Könige abermals um einen Tag folgten. Aber der Herr hatte Gnade mit seinen Bekennern und ein furchtbarer Sturm ergriff zuerst die Schiffe mit den 400 Menschenfressern und schleuderte sie in den Grund des Meeres, so daß man nie etwas wieder von ihnen gehört hat und der König von Lakemba selbst wurde den Tag darauf in den nämlichen Sturm gezogen, aber der Herr der seinen Arm erhoben hatte, ließ ihn wieder sinken, er ängstigte den Verruchten nur, und warf seine Schiffe an die felsige Küste der kleinen Insel Totoja woselbst das Christenthum bereits Wurzel gefaßt hatte und man den hart gesottenen Sünder für unverdaulich hielt, ihn also nicht auffraß sondern einige Tage später nach Lakemba zurückführen ließ.

Der gute geistliche Herr scheint ganz vergessen zu haben, daß jener rachsüchtige, eifersüchtige, böse und zornige Gott, den er verkündet, wohl der Gott der Juden aber nicht der der Christen ist; diesem, dem liebenden Vater den Christus verkündet, würde es leichter gewesen sein, die wilden Krieger in gutmüthige Menschen zu verwandeln als sie in den Wogen des empörten Oceans zu begraben, merkwürdig aber und ganz allgemein wahr ist, daß die christliche Religion der Engländer eine vollständig mittelalterliche Färbung hat und alle Grausamkeiten zeigt, an denen das Mittelalter so reich war wie es die mosaische Religion zur Zeit ihres Stifters ebenfalls gewesen. Nirgends hört man Liebe predigen, überall nur Zorn, Rache und Strafe.

Die Thatsache selbst verläuft nun folgendermaßen: die beiden Barken, welche der Sohn des Königs von Lakemba führte, wußten gar nichts von dem Sturme, der zwei Tage zuvor ihre vier Schiffe verschlungen und einen Tag nachher die Schiffe seines Vaters verschlagen hatte. Er kam nunmehr mit seinen beiden Schiffen nach Ono und erklärte unumwunden er habe die Absicht die Braut seines Vaters mit Gewalt zu holen. Unterdessen hatte sich auf Ono manches anders gestaltet. Die heidnischen Insulaner fühlten, daß viele der Ihrigen, welche Christen waren, würden unter der Kriegsgeißel furchtbar leiden müssen. Sie machten sich auch klar, daß die Krieger von Lakemba schwerlich nach dem Taufschein fragen also erwürgen eventualiter auffressen würden, wen sie zu besiegen

im Stande wären, so beschlossen sie denn ihren christlichen Brüdern beizustehen und gemeinschaftlich mit diesen den nahenden Feind zu bekämpfen.

Als nun die beiden langen Boote mit den Kriegern ankamen, als sie sahen, daß die Ortschaften sehr stark befestigt und die Einwohner zum hartnäckigsten Widerstand entschlossen seien, erklärte der Sohn des Königs, daß er überhaupt gar keine feindlichen Absichten habe, sondern nur komme, um den Tribut einzuholen. Dieser wurde alsbald herbeigeschafft und die Kähne kehrten nach Lakemba zurück, wo sie ziemlich gleichzeitig mit dem verschlagenen Geschwader des Königs eintrafen. Dieser war übrigens durchaus nicht mürbe geworden, er gab trotz aller Bitten und Anerbietungen seine Ansprüche auf die schöne Frau nicht auf, er nahm Geschenke an, welche man ihm als Lösegeld darbrachte, aber er löste den Vertrag nicht auf und ließ sich in keiner Weise bewegen, von seinen Ansprüchen abzustehen, was für die arme Jemina um so trauriger war, als sie nun zum ledigen Stande verurtheilt, unverheirathet bleiben mußte, denn solche Verlobungen sind ebenso fest, wie Eheverträge und können nur unter beiderseitiger Einwilligung gelöst werden.

Den rechten Glauben haben die Fidji-Insulaner übrigens doch nicht, wir wollen gar nicht von dem heidnischen Könige sprechen, sondern von Jemina, der Christin, denn dieser erklärte der würdige Diener Gottes, daß sie — Jemina und Towo, die Heidin, zwei ganz verschiedene Personen wären und daß jener, der Heidenkönig, an sie, die Christin, durchaus keine Ansprüche hätte, sich ohne Anstand verheirathen könne — man denke, das Mädchen glaubte dem Missionair nicht. Sie zog vor ledig zu bleiben, da sie nicht von dem gegebenen Versprechen entbunden wurde und war albern genug, nicht an ihre Wiedergeburt zu glauben, so nützlich ihr das gewesen wäre.

Auch auf Viti-Lewu, der größten Fidji-Insel, kam das Christenthum in derselben Zeit sowohl stellenweise zur Annahme, als bald darauf in vielfältige Gefahren. Es war dort eine Empörung gegen den König von Mbau ausgebrochen, in Folge deren er sein Reich verlassen mußte; der Sohn desselben, Sern, sammelte einige Jahre später um sich alle früheren Anhänger seines Vaters und als er sich erstarkt fühlte, brach die Gegenempörung los, in Folge deren viel Blut vergossen und der frühere König wieder zurückgeführt wurde. Dieser König war Tanoa, von dem ich bereits früher erzählt und sein Sohn nannte sich seitdem Tako Mbau, auf deutsch: „der Schrecken von Mbau“. (Der Name wird kurz ausgesprochen Takombau).

Sowohl unter diesem, als unter dem Herrscher des Nachbarstaates Rewa hatten die Christen in den Jahren 1839 und 1840 viel zu leiden. Zwischen beiden Staaten oder Mächten brach ein Krieg aus. Bei dem Herrn von Rewa dienten einige Europäer, entsprungene Sträflinge aus der Straf-Colonie von ...ny-Bay; dies hatte zur Folge, daß in dem Reiche Mbau die weißen An... schwer zu dulden hatten. Auf Seiten dieses letzteren Staates und im

Vertrauen des Takombau befand sich ein Mann, Namens Verani, d. h. Franke oder Franzose und weil dieser den Bewohnern von Rewa großen Schaden that durch seine satanischen Rathschläge, so waren dort die Weißen gehaßt und verfolgt, weil man sie alle für Franzosen hielt, sowie den Verani auch, der ein ehrlicher Fidji war und sich den gedachten Namen nur beigelegt hatte als einen Ehrentitel; er wollte damit nicht sagen, er sei ein Franzose, sondern ein Franzosenfresser, er hatte nämlich einen französischen Kauffahrer, der unfern des Dorfes, das ihm gehörte, vor Anker lag, überfallen, die Mannschaft gemordet und gefressen, das Schiff aber nach der Plünderung verbrannt.

Dieser Verani scheint ein wahres Musterbild eines Fidji-Helden gewesen zu sein, alle seine Anschläge waren so blutdürstiger Art und so trefflich ersonnen, daß er der Schrecken der Krieger von Rewa und der Liebling des gewaltigen Takombau wurde, bis zu seinem Tode, — nein, nicht so lange, der Mann wurde Christ oder Lotu, wie sie die Christen auf den Fidji-Inseln nennen und hiermit hörte die Freundschaft Takombau's auf, nicht aber die des Bekehrten, welcher zwar seine Heidengröße vielfach bejammerte und beweinte und als tief zerknirschter Sünder Buße that in Sack und in der Asche, aber doch wieder die Waffen ergriff für seinen Freund Takombau, als sich die Insel Ovalau gegen denselben empörte. Sein Christenname war Elia und als solcher in der Absicht den Aufruhr gütlich zu dämpfen, ging er dahin, fiel aber durch die Hand eines Mörders.

Das Land hat viel durch Kriege gelitten und noch wenig Jahre vor unserer Ankunft waren blutige Kriege ausgefochten worden und es hat sich gezeigt, daß trotz aller günstigen Berichte der Missionaire die Leute noch immer so wild und blutgierig sind wie sonst.

Es war in der Mitte des Jahres 1854 eine Barke von den Tonga-Inseln nach der vorhin gedachten Insel Ovalau gekommen, um dem Beherrscher dieser Insel und den dort wohnenden französischen Missionairen Geschenke zu bringen. Als sich die Barke der Stadt näherte, entstand ein gewaltiger Auflauf am Strand; Eingeborene und Mischlinge von diesen und Europäern empfingen die Insulaner von Tonga mit Flintenschüssen und nöthigten die Barke zum Umkehren. Der Anführer derselben war getödtet und mehrere Leute schwer verwundet. Derjenige, der diesen Streich ausgeführt, hieß Mara. Er hatte einen grimmigen Haß gegen alle hellfarbigen Leute und sogar Complotte angestiftet, um alle Tonga-Ansiedler auf der ganzen Fidji-Gruppe zu ermorden. Man suchte diesen Menschen zu bewegen, den friedlichen Insulanern irgend welche Genugthuung zu geben, was derselbe jedoch hohnlachend ablehnte.

Indessen war man auf den Tonga-Inseln nicht unthätig geblieben, die viel gebildeteren Tonga's hatten Begriffe von Völkerrecht und sie fanden dasselbe hier auf die schnödeste Weise verletzt. Der Beherrscher der Tonga-Gruppe versammelte die Häuptlinge der größten Inseln, ihnen wurde der Fall vorgetragen und Alle beschlossen einen Kriegszug gegen die treulosen Fidji's, wobei

sie sehr wohl zu unterscheiden wußten, von welchem Volke oder Stamme der Fidji's die Beleidigung ausgegangen war; sie hatten es mit Rewa zu thun und alliirten sich mit Mbau; am 7. April rückte eine Kriegsmacht von 2000 Tonga's und 1000 Fidji's nach der nächsten starken Veste von Rewa. Die 2000 Tonga's waren auf 39 Barken 150 deutsche Meilen weit hergekommen.

Der Hauptsitz der Krieger von Rewa war Kamba, in der Nähe der Ostküste der großen Fidji-Insel, auf einem Vorgebirge, zu dem eine Landzunge führte, die durch ein quervorgezogenes Pfahl- und Grabenwerk unzugänglich gemacht war. Die Fidji's griffen diesen Vertheidigungsposten vom Lande her an und die Tonga's unterstützten ihre Verbündeten von der Seeseite, indem 20 Barken vom Osten und 19 vom Westen her landeten und den Vertheidigern in den Rücken kamen.

Die Landung war glücklich vollzogen und es sollte nun zuerst das Lager verschanzt, dann aber die Festung kunstgerecht eingeschlossen werden, als der Ungestüm der Fidji-Krieger von Rewa die Angelegenheit in viel kürzerer Zeit zum Austrage brachte. Mara griff die Tonga's an, bevor sie ihr Lager verschanzt hatten; der Anfall war ganz unvorhergesehen und äußerst schnell ausgeführt. Mehrere Tonga's waren erschlagen und die rewaischen Krieger ließen nun plötzlich im Kampfe nach, luden die Erschlagenen auf ihre Schultern und schleppten sie in die Stadt, um ihren Schmauß daran zu halten. Da ergrimmten die Tonga's in wildem Zorn, ließen die Belagerungsarbeiten liegen und rückten gegen die Stadt, während schon die Trommel geschlagen wurde, wodurch die Leichenschmauserei eingeleitet wird, die Verschanzung wurde angegriffen, der Graben mit Steinen und Erde gefüllt, die Pfahlwerke gelockert und ausgerissen, endlich entstand eine Bresche und die Tonga's drangen ein.

Gleichzeitig hatten die Krieger von Mbau den vertheidigungslosen Pfahlbau durchbrochen, denn die Rewa-Krieger hatten sich eiligst nach der Stadt zurückgezogen, da sie sich von zwei Seiten angegriffen sahen. Dies war der Grund des furchtbaren Blutvergießens, welches stattfand. Die Tonga's wollten nur Genugthuung, die Fidji's aber wollten schlachten und so wurden von diesen Letzteren über 100 Rewa's ermordet, durch die Tonga's aber 200 gefangen, indessen Mara einen günstigen Augenblick benutzte, um aus der Festung zu entwischen und über die Landzunge zu entfliehen, so daß, wie dies gewöhnlich zu gehen pflegt, der eigentliche Schuldige gar nicht bestraft wurde.

Die Gefangenen wurden entlassen, es wurde ihnen die Unthat des Anführers nicht angerechnet, obwohl die Tonga's 14 Leichen und viele Verwundete zählten.

Hiermit endete der große Krieg auf Viti-Lewu, von welchem die Missionaire behaupten, daß er das Christenthum außerordentlich gefördert habe. Sie erzählten mir, daß bereits 55,000 wirklich bekehrte Christen vorhanden seien und daß 20,000 die Schule besuchten. Ich wage diese Angaben zu bezweifeln, da

ich überall die alten Sitten wahrgenommen habe, unter deren Geißel die Insel so lange gestanden hat; ich wage ferner meine Zweifel noch damit zu motiviren, daß die den Missionairen zugänglichen Küstenstriche bei weitem nicht siebentausend Einwohner zählen und das Innere der beiden großen Inseln noch vollständig heidnisch gesinnt ist.

---

# Dreiundneunzigstes Kapitel.

Die ersten Niederlassungen von Europäern aus der Verbrechercolonie auf Neu-Holland. Die Art, wie die Fidji's regiert werden. Abgaben, deren Einziehung; bequeme Weise, alles Beliebige sich selbst anzueignen. Reise nach dem Tonga-Archipel. Kampf eines Wallfisches mit einem Narwal.

Ich habe vielfach versucht, von den hohen Häuptern, mit denen zu sprechen ich die Ehre hatte, etwas über die Geschichte des Archipels zu erfahren, allein so viel ich bemerkte, weiß Niemand etwas weiter zurück zu datiren, als bis zu seinem Großvater. Wir Europäer wissen, Taßmann hat die Insel entdeckt und Cook hat sie späterhin besucht. Im Jahre 1804 hatte sich eine Bande von Räubern und Mördern vereinigt, um aus der Strafcolonie von Neu-Holland zu entfliehen. Es war denselben gelungen, ein kleines Schiff zu erbeuten, auf gut Glück waren sie davon gefahren und nach den Fidji-Inseln gelangt. Sie hatten alle Feuergewehre und sich durch dieselben zu einer politischen Macht aufschwingen können, es geschah aber nicht. Etliche derselben waren solche Ungeheuer, daß sie selbst von den Menschenfressern verabscheut wurden und der Häuptling derselben, ein Schwede Namens Savage, wurde im Jahre 1813 von den Eingeborenen ersäuft und dann verzehrt. Von dieser Vorhut der europäischen Civilisation war im Jahre 1840 nur noch ein Irländer Namens Konor übrig. Dieser hatte sich mit dem König von Rewa in Verbindung gesetzt und war dessen Rathgeber geworden; sein Einfluß war ein gewaltiger und man that Alles, was derselbe verlangte, um ihn sich freundlich zu stimmen. Nach dem Tode des Königs verließ er das Reich desselben und wandte sich zu den Missionairen; er war jedoch während seines 36jährigen Aufenthaltes so vollkommen fidjisirt, daß er Menschenfleisch fraß, wie nur je ein Beherrscher dieser Inseln, daher die Missionaire ihn ausstießen und ihm gestatteten, in möglichst weiter Entfernung von ihnen die Zahl seiner Kinder und Schweine zu vermehren; die letzteren bezahlten sie ihm gut, wenn sie fett waren, die ersteren dagegen überließen sie seiner väterlichen Fürsorge.

Die Regierungsform, wenn man überhaupt von einer solchen reden kann, wo lediglich Gewalt herrscht, ist der wildeste Despotismus. Ihn patriarchalisch

zu nennen, scheint mir beinahe Unsinn; möge dies der wackere Missionair Williams bei den würdigen Patriarchen, vor denen er bereits versammelt ist, vertheidigen. Mir hat geschienen, als wären die Häuptlinge völlig frei von jeder Verantwortung und seien immer nur dem Stärkeren unterthan, bis auf einen einzigen, dem Häuptling von Beuga, einer kleinen Insel an der Südküste der größten Fidji und dieser würdige Herrscher hat den Titel: Gali-tuwa-ki-lagi, d. h. „nur dem Himmel unterthan". Derselbe galt also für den obersten der Könige und allerdings wurden seine Boten überall, wo er sie hinsendete, respectirt. Dies hinderte aber nicht, daß man ihn mit Krieg überzog, besiegte und ein anderer Häuptling, Tanoa, die Oberwürde an sich riß. Das war ein Mann nach dem Herzen der Fidji-Insulaner. Er hieb einst seinem Bruder den rechten Arm ab, trank begierig das hervorquellende Blut, ließ in Gegenwart des Verstümmelten seinen Arm braten und verzehrte ihn, als jener verblutete. Seinen eigenen Sohn ließ er im Zorne mit Keulen todtschlagen und als er selbst starb waren seine letzten Worte: „Wie viele werden mir folgen," d. h. wie viele Frauen werden an meinem Grabe geschlachtet werden. Als man ihm sagte, daß es deren fünf sein sollten, war er zufrieden und schloß die Augen für immer.

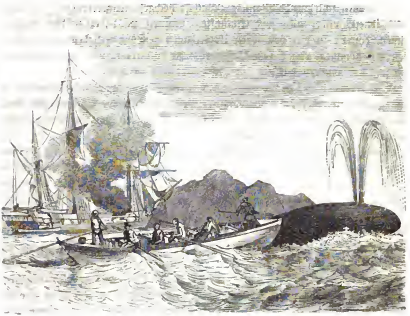
Die verschiedenen kleinen Staaten stehen in um so größerer Achtung, je größere Bestien ihre Herrscher sind. Wer die mehrsten Opfer geschlachtet hat, wer die mehrsten Dörfer vernichtet hat, ist der geachtetste Regent und vor dem Lande, das er beherrscht, beugen sich die anderen Länder. Wenn z. B. eine Anzahl von Insulanern sich einer durch einen solchen Despoten beherrschten Niederlassung zu Schiffe nähert, so muß dieses unter Einziehung der Segel und Niedersitzen der Schiffer geschehen; wird dieses versäumt, so zieht es das Abschlachten aller Schuldigen nach sich; es ist ungefähr so, als wenn ein kleines Schiff einem großen engländischen Kriegsschiffe nicht seine Achtung durch Streichen des obersten Segels bezeigt. Der Engländer schießt dasselbe zu nichte, aber die Seefahrer, dies muß gebührend anerkannt werden, fraßen die Engländer keineswegs.

So viel ich bemerkt habe, erfreuen sich die Könige der Fidji-Inseln einer Unterstützung in ihren Unternehmungen durch einen hohen Rath, den wir nach europäischem Muster Staatsrath nennen wollen. Geistige Befähigung giebt ein Recht zu diesem hohen Posten, keineswegs die Geburt; dagegen giebt eine gewisse Körperfülle dem Staatsrathe die ungeheure Ehre, von seinem Könige gelegentlich verspeist zu werden.

Die Fidji-Insulaner bauen nach allen Seiten offene Häuser, die dünnen Rohrmatten können kaum für etwas Widerstandleistendes gezählt werden, daher kommt es, daß die Staatsbeschlüsse bereits bekannt sind, ehe sie noch gefaßt werden. Als die engländischen Missionaire sich feste Häuser mit mehreren Stockwerken bauten, rief einer der Könige: „Wie schade, daß wir nicht solche Häuser

haben. Wie prächtig ließen sich da oben Versammlungen halten und geheime Anschläge schmieden." Und in der That, sie dürfen es wohl bedauern, dergleichen nicht zu können, denn ihre Anschläge gehen meistens darauf aus, irgend ein Dorf zu überfallen, dessen Einwohner zu schlachten und solch ein Anschlag mißlingt leider immer, wenn er frühzeitig bekannt wird, denn die schändlichen Einwohner, uneingedenk der Ehre, welche der Fürst ihnen erweisen will, laufen vorher davon.

Die Herrschaft, die Fürstenwürde ist erblich, nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom älteren auf den jüngeren Bruder, nur wenn keine Brüder



Kampf zwischen Wallfisch und Narwal. (S. 414.)

da sind, folgen die Söhne. Der König darf zwar frei gewählt werden, aber man kann bei Strafe des sofortigen Aufgefressenseins keinen anderen Herrscher wählen, als den zunächst Berechtigten, ungefähr so, wie es in Ungarn war, woselbst die Magnaten völlig frei waren in der Wahl ihres Königs, nur durfte es kein anderer sein, als der Erbe des österreichischen Kaiserthrones.

Nachdem der Fürst sein Reich angetreten hat, wird er gewählt, dann wird ihm gehuldigt und viel später, oft nach Jahren, wird er gesalbt. Die Fidji-Monarchen behaupten unmittelbar von den Göttern abzustammen, sie beanspruchen daher auch göttliche Verehrung. Alles was sie berühren ist heilig

und da Niemand etwas Heiliges besitzen darf, als der Herrscher, so gehört ihm Alles was er berührt hat. Wenn es dem Herrscher zu unbequem ist, dieses selbst zu thun, so schickt er Jemanden, dem er seinen Mantel übergiebt und der ihn dann über Alles das streichen läßt, was der König gerade zu haben wünscht, worauf die Eingeborenen alles so Berührte sofort dem Fürsten bringen. An allen Fürsten oder Häuptlingen haftet die Berechtigung durch Berührung zu heiligen oder tabu zu machen. Dieses schöne Recht ist das Heiligste und Erhabenste des Sonnenschirmes oder der Schleppe. Wir würden sagen: der Krone, diese kennt aber der Fidji-Insulaner nicht, die Auszeichnung der höchsten Würdenträger ist der Sonnenschirm und bei den Häuptlingen zweiten Ranges der am Boden schleppende Mantel. Was so hochgestellte Personen tabu machen, gehört ihnen, bildet also ihre Einkünfte. Sollten sie dabei zu dem Einsehen kommen, daß sie zu viel von ihren Unterthanen genommen haben, so bleibt es ihnen unbenommen, etwas dem Besteuerten zu schenken, nicht zu erlassen oder zurückzugeben, sondern wirklich ein Geschenk damit zu machen.

Die Fahrt nach Tonga war zwar etwas langsam, denn wir hatten den Wind gegen uns, aber die eigenthümliche Geschicklichkeit der Schiffer, ihre Segel so zu stellen, daß sie den Wind schneiden, daß sie mit halbem Winde fahren, gestattete uns den Inseln zu nähern.

Hiebei hatte ich den wunderbaren Anblick eines Kampfes zwischen einem Wallfisch und einem Narwal. Diese beiden Thiere scheinen geschworene Feinde, denn wo sie sich einander sehen, geht der Kampf in wüthendster Weise los; allerdings ist der Wallfisch nicht der Angreifer, im Gegentheil sucht er durch die wildeste Flucht sich zu retten. Der Wallfisch ist ein gewaltiges Thier, er erreicht mitunter 100 Fuß und darüber und bei dieser gewaltigen Länge hat er eine Beweglichkeit, welche man ihm gar nicht zutrauen sollte. Nicht seine sehr großen Brustflossen, seine Arme sind es, mittelst deren er solche Bewegungen macht, sondern der 40 Fuß lange Schwanz, seine beiden flach nebeneinanderliegenden, in einen Stamm verwachsenen Hinterfüße. Der Wallfisch und sein ganzes Geschlecht sind bekanntlich Säugethiere und haben nur wegen ihres Aufenthalts im Wasser eine fischähnliche Gestalt, sie haben wirkliche Hände und Füße, nicht Flossen, so wie ihre festen Theile wirkliche Knochen, nicht knorpelartige Gräten sind.

Mit seinem mächtigen Ruder vermag dieses ungeheure Säugethier so schnell zu reisen, daß ihm 14 Tage genügen würden, um den ganzen Erdkreis zu umlaufen, er kann täglich 300 Meilen machen, es ist daher begreiflich, daß kein Segelschiff und kein Dampfschiff den Fliehenden einholen könne, aber es giebt ein Thier, welches doch noch schneller zu schwimmen vermag als er, das ist der Narwal, gleichfalls ein Meeressäugethier zum Wallfischgeschlechte gehörig, nur noch mehr fischähnlich als dieser. Auch er hat eine ansehnliche Größe, denn häufig wird er 45 wohl 50 Fuß lang, er ist aber schlank und deshalb noch

gewandter als der Wallfisch; an seiner oberen Kinnlade hat er zwei ganz gerade lanzenförmige Stoßzähne, Hopfenstangen vom feinsten Elfenbein. Einer dieser Zähne, welche 12 Fuß, ja sogar darüber, lang werden, ist gewöhnlich abgebrochen, daher der Glaube, daß er nur ein solches Horn, nur einen Stoßzahn habe, welches jedoch irrig. Dieser mächtige Fisch mit seiner furchtbaren Waffe geht auf den Wallfisch los, wo er seiner ansichtig wird und sucht ihn von der Seite zu treffen; der Wallfisch dagegen sucht ihm so eilig zu entkommen als irgend möglich und so geschieht es, daß beide Thiere, deren Aufenthalt die Meere der kalten Zone sind, sich in die Meere der heißen Zone, in die Aequatorialregion verirren. Wenn nun der Kampf wirklich nicht mehr zu vermeiden ist, so kehrt der Wallfisch um und geht entweder auf seinen furchtbaren Gegner zu, um ihn in der Mitte seines Körpers zu treffen und ihm mit seinem furchtbaren Kopfe einen Stoß beizubringen, oder er sucht unter denselben zu kommen und ihn mit einem Schlage seines Schwanzes zu verletzen. In beiden Fällen wäre der Narwal verloren, aber dieses gewandte Thier versteht so wohl die Angriffsart seines Gegners als die Kunst, den furchtbaren Stößen auszuweichen. Sobald er den Wallfisch umkehren und auf sich zukommen sieht, schlägt er mit dem Schweif auf das Wasser und hebt sich mit diesem Schlag darüber empor, so daß er in der Luft schwebt, während der Wallfisch durch das Wasser hinschießt ohne ihn zu treffen. Ein andermal richtet er sich plötzlich auf und nun mit dem ungeheuren Ruder das Meer schlagend, schießt er aus demselben senkrecht empor und fliegt in die Luft, nicht nur daß man seine ganze Länge frei darin schweben sieht, sondern noch um so viel höher, daß er Raum hat sich in der Luft umzukehren, mit dem Kopf zu unterst wieder herabzustürzen und wehe dem Wallfisch, wenn er ihn auf seinem Wege findet, das Horn bohrt sich durch den ganzen Körper desselben hindurch und er muß an dieser furchtbaren Wunde verenden, denn sie ist viel tiefer, als die kräftigst geworfene Harpune eindringen kann. Diese macht gewöhnlich nur einen Hautriß, durchdringt das Speck, was halb flüssig ist und bleibt irgendwo im Fleische haften; aber der Zahn des Narwal geht 12 bis 18 Fuß tief und verletzt die innersten und die edelsten Theile, so daß bei solch einer Verwundung das Blut in Strömen durch die Naslöcher ausgeworfen wird.

In gleicher Weise versteht dieses riesige Thier sich furchtbar zu machen, wenn es den Wallfisch von der Seite her anzugreifen vermag, derselbe wird durchbohrt so vollständig daß sehr oft die Spitze des mächtigen Zahnes auf der anderen Seite herauskommt, ja dies geschieht immer, wenn der Wallfisch nicht zu den allergrößten Exemplaren gehört.

Bei der ungeheuren Schnelligkeit, mit der die Bewegungen der Riesenthiere vor sich gehen, ist es schwer, dem Kampfe zu folgen; sie tauchen auf, tauchen unter, sind bald nah, bald fern von einander, sie tummeln sich, gebrauchen List, um einander auszuweichen, unversehends anzugreifen; aber dennoch blieb

das Schauspiel, wenn auch nur bruchstückweise gesehen, ein höchst interessantes, es schien, als nähmen sie Beide, die Ungeheuer des Meeres, das Schiff wahr und wichen gewissermaßen demselben aus, das will sagen, sie ließen es nicht vorbei, sondern sie waren immer so weit voraus, daß sie von dem guten Segler nicht erreicht wurden und so hatten wir denn den Anblick dieses merkwürdigen Kampfes wenigstens eine halbe Stunde lang, bis es endlich dem Narwal gelang, dem Wallfisch in der Mitte zu treffen und so wie ich vorhin sagte, ganz zu durchbohren; nun aber trat etwas anderes ein: die Bemühungen des Narwals, von dem Feinde loszukommen. Sein drei Klafter langer Stoßzahn war wohl durch den Körper des Wallfisches hindurchgegangen, aber dieselbe Kraft, mit der er aus der Ferne auf den Wallfisch zuschießend, denselben durchbohrt hatte, war nicht ausreichend, um den tief in die Fleisch- und Knochenmasse des gewaltigen Thieres versenkten Zahn wieder herauszuziehen. Man sah den mächtigen Meeresbewohner mit aller seiner Kraft und aller Geschwindigkeit die er aufbieten konnte, rückwärts rudern, um sich zu befreien, umsonst, das Horn saß irgendwo zwischen ein Paar Rippen eingeklemmt, die Anstrengungen waren vergebens und wie furchtbar sie von beiden Seiten sein mochten, sie hatten nicht den vorausgesetzten Erfolg.

Das Meer färbte sich weit umher mit Blut, man sah den Wallfisch mächtig athmen und kämpfen und Blut statt Wasser ausspeien, man sah den Narwal an seiner Seite hängend sich abarbeiten, welches allerdings den Anschein hatte, als ob er den Wallfisch immer tiefer anbohren wolle, was aber doch bei genauerer Betrachtung sich als unrichtig erwies, da man bei den Bewegungen des riesigen Thieres deutlich sehen konnte, wie es mit dem aufgespießten Wallfisch rückwärts ging, in dem Bestreben, sich loszumachen, was allerdings keinen Erfolg hatte.

Ich möchte wohl wissen, warum der Narwal den Wallfisch angreift, er kann denselben nur tödten, nicht brauchen, nicht fressen, er ist durchaus nicht auf solche Nahrung angewiesen. Läßt er im Kampfe nach, so wird er allerdings ungefährdet davonkommen, denn begiebt er sich auf die Flucht, so vermag der Wallfisch nicht ihn einzuholen, auch ist er sehr zufrieden, wenn sein Feind ihn in Ruhe läßt, dies soll aber niemals geschehen, der Kampf wird immer fortgesetzt, bis zu dem Ziele, welches wir vor Augen hatten und dann ist der Narwal bei seinem ganz fruchtlosen Siege verloren mit dem gespießten Wallfisch; auf seinem Stoßzahn ist er selbst unbeweglich, er kann keiner für ihn brauchbaren Beute nachgehen und er müßte jedenfalls verhungern, wenn er nicht lange vor der Zeit bei lebendigem Leibe eine Beute der Albatrosse, der Sturmvögel würde und der Haifische, welche ihn wie seinen getödteten Feind unter Wasser zerfleischen, so wie von oben her es die Meeresraubvögel thun, die auf ihren ausgebreiteten, 14 Fuß messenden Schwingen tagelang und man sagt

wochenlang über der Fläche des Meeres schweben, bis sie sich irgendwo auf einer so zufälligen Beute niederlassen können.

Jetzt, wo der Kampf zu Ende war, kamen wir nahe genug vorbei, um uns die aneinander geketteten Gegner genau besehen zu können und wahrzunehmen, daß der Stoß des Narwals wirklich durch und durch gegangen, war kein Wunder, da es bekannt ist, daß Kapitain Basil-Hal vor dem Eingang in den Hafen von Rio selbst 'eine Begegnung mit einem Narwal hatte, ohne daß man etwas Näheres darüber wußte, außer dem Stoße, den das Schiff empfangen und der so gewaltig war, daß man glaubte, er sei die Folge eines plötzlich eingetretenen und eben so schnell vorübergegangenen Erdbebens, welches sich bekanntlich auf dem Meere ebenso fühlbar macht, wie auf dem Lande.

Als man in Rio nichts erfahren konnte von einem Erdstoß, mußte die Sache auf sich beruhen und wäre als etwas Unerklärliches wohl auch so geblieben, wenn das Schiff nicht ein schwaches Leck gehabt, welches ein Umlegen desselben nöthig machte. Da gewahrte man denn bei der Untersuchung die Spitze des Stoßzahnes eines Einhornes, welche etwa einen Fuß weit von der Schiffswand abgebrochen war und unverrückbar darin festsaß, denn er war durch die innere wie äußere Verschalung durch zwei 4 Zoll dicke Bohlen gegangen und war innen im Schiffsraum noch 2 Zoll weit zu sehen. Der Narwal hatte wahrscheinlich das Schiff für einen Wallfisch angesehen, war auf das Ungeheuer angerannt und hatte dabei die Spitze seiner furchtbaren Waffe in der Länge von anderthalb Ellen verloren.

---

## Vierundneunzigstes Kapitel.

**Der Wallfisch wird zum Gegenstande großer Streitigkeiten. Wir erreichen Wawao. Besuch eines Egui an Bord des „van der Kapellen". Ansichten des Kapitains über die Insulaner. Der Häuptling erklärt sie für veraltet, allein der Kapitain verfährt in gewohnter Weise mit den Tonga's wie mit den Fidji's.**

Der Supercargo, welcher nicht gerne eine Gelegenheit vorübergehen ließ, welche irgend einen Profit versprach, wollte durchaus den Wallfisch aufgenommen wissen, er sollte abgespeckt, die Barten, das theure Fischbein und aus seinem gewaltigen Kopfe auch das ölreiche Fettwachs, welches man Wallrad nennt, genommen werden. Der Kapitain erklärte, daß seine Leute nichts vom Wallfischfange verständen, aber der hartnäckige Supercargo, welcher immerfort tausend spanische Matten (Piaster oder Dollars) im Kopfe hatte, behauptete, hier sei ja gar keine Rede vom Wallfisch*fange*, sondern nur von dem Gewinn des Fettes und was die Leute nicht verständen, das könnten sie lernen. Endlich erklärte

der Kapitain, wenn er auch des Herrn Supercargo's Anordnungen Folge leisten wolle, so sei dieses doch schon darum ganz unthunlich, weil man keine Gefäße habe, um das Speck darin aufzunehmen. Herr Meyer schlug die Wassergefäße vor, worob allerdings die Matrosen in ein ganz respectswidriges Lachen ausbrachen, denn Trinkwasser ist dem Matrosen jedenfalls noch viel nothwendiger als Rum, und Rum ist doch schon etwas sehr Nöthiges, wie ein Jeder zugestehen wird, der nur das Geringste vom Matrosenthum versteht. Auf meine Bitten wurden die Boote ausgesetzt, um den mächtig blasenden Wallfisch in der Nähe zu besehen, allein es war zu gefährlich, sich dem Narwal zu nahen, darum blieb die Fahrt fruchtlos.

Wir setzten unsere Fahrt südöstlich fort unter vielen und langen, den Passat kreuzenden Schlägen, es wurde lavirt, man macht bald einen Schlag nordwärts, bald einen südwärts, wobei immer ein wenig über den Wind, der von Osten kommt, gewonnen wird und so näherten wir uns dem Tonga-Archipel, den man bei günstigem Winde bequem in vier Tagen erreichen kann, erst am zwölften Tage und zwar war es die Insel Wawao, welche in einer Entfernung von ungefähr vier deutschen Meilen vor uns lag.

Wir machten noch einen langen Schlag und befanden uns dann Angesichts des Hafens, indem wir südlich von uns an den vulkanischen Hügeln von Kao und Tofu vorbeifuhren. Die Bay schien ganz verlassen, unseren Betrachtungen durch das Fernrohr zufolge; als wir uns aber der Insel mehr genähert hatten, bevölkerte sich der kleine Hafen sehr schnell. Von allen Felsen und Hügeln herab, aus allen Schluchten und den bewachsenen Mündungen der Bäche hervor kamen Menschen auf den Strand, sie alle waren beladen, sie alle drängten sich in ihre schön geformten Doppelpiroguen und stachen unter malerisch geschnittenen lateinischen Segeln (dreieckig, wie man es noch jetzt im ganzen Mittelmeer braucht und wie es vor dreitausend und dritthalbtausend Jahren von Phöniciern, Griechen und Römern ebendaselbst gebraucht wurde, denn die Leute sind sehr conservativ) in See, um auf uns zuzukommen und uns die Schätze ihrer Inseln anzubieten. Es war noch keine halbe Stunde vergangen, seit wir bei 25 Faden Tiefe die Anker hatten sinken lassen, als auch schon mehr als 50 Piroguen um das Schiff her tanzten.

„Als ob wir noch auf den Fidji-Inseln seien," so rief voll Entsetzen der Supercargo, „wir dürfen die Schufte nicht auf's Verdeck lassen, wenn wir nicht von den rachsüchtigen Cannibalen sämmtlich gefressen werden wollen." — „Wir haben ihnen ja nichts gethan, warum sollten sie sich an uns rächen?" sagte ich, allein der Supercargo meinte: „Man könne immer nicht wissen," und der Kapitain wiederum sagte: „Es sei sehr gefährlich, gar zu Viele von diesen Leuten auf das Schiff zu lassen," und so wurden denn die Leitern nicht herabgelassen, selbst als man sah, daß sie ihre Piroguen durchweg mit Lebensmitteln beladen hatten und keine Waffen bei sich führten.

Eine der größten Piroguen legte sich an das Schiff und an dem elegant verzierten, hoch gehobenen Schnabel, von dessen Gipfel ein langer, schöner Blumenkranz herniederhing, kletterte ein Mann empor, der da sagte: „Man möge die Leitern herunterlassen, denn der König wolle das Schiff besuchen."

„Ah, das ist etwas anderes," sagte der Kapitain, „wenn es ein König ist, muß man anders verfahren; bitte Seine nackte oceanische Majestät, Sie möchte so gütig sein, Dir zu folgen, Du stehst ja da auf einer prächtigen Leiter, welche das Bord unseres Schiffes weit überragt."

Der Wilde erklärte: „Dies ist wohl ein Weg für mich, aber nicht für meinen Herrn, den Egui (Oberhaupt, König). Die anderen Nationen, welche mit uns verkehren, wissen diese Würde besser zu achten als Du."

Der Kapitain nahm höflich seinen Hut ab und sagte: „Hochverehrter Herr Abgesandter, Du hast ganz Recht, ich bitte um Deine gütige Verzeihung und um die Deines Herrn, wir wollen uns alsbald unserer Schuldigkeit erinnern." Hiemit hieß er zwei Matrosen die Treppe herniederlassen und alsbald erhob sich ein sehr wohlbeleibter Mann von seinem Sitze unter dem Schutze eines schönen Baldachins und stieg majestätisch die Leiter empor, gefolgt von einer zahlreichen Menge der ihm Untergebenen. Er ging gravitätisch auf den Kapitain zu, bot ihm die Hand, konnte aber nicht unterdrücken zu sagen: „Freund, Du hast mich lange warten lassen, einen Egui empfängt man mit mehr Respect." Der Kapitain nahm den Hut ab, wir Anderen thaten ein Gleiches, aber der Erstere sagte zu mir gewendet: „Ist das nicht schändlich, diese hochmüthigen Spitzbuben verstehen Alle Englisch, nicht Holländisch, jedenfalls muß das einmal anders werden."

Es eröffnete sich nunmehr ein ziemlich lebhaftes Gespräch über gegenseitige Bedürfnisse und Tauschartikel. Wir hatten zwar Lebensmittel in Menge, doch wenn Raum vorhanden ist, so kann man niemals sagen, der Lebensmittel seien zu viel und da uns lebende Schweine und eine große Menge Cocosnüsse und Früchte des Brodbaumes für einige eiserne Nägel, Messer und Glaskorallen geboten wurden, so gingen wir gerne wieder auf den Tausch ein.

Ich war erstaunt zu sehen, mit welcher Hoheit der Egui sich benahm und welch eine Ehrfurcht der allernatürlichsten und ungeheucheltsten Art die Untergebenen ihm bezeigten; bei Allen sah man das Bestreben, durch Bescheidenheit, durch zurückhaltendes Benehmen zu gefallen, bei keinem nahm man jene ermüdende Begehrlichkeit nach Allem, was in die Augen fällt, wahr, nirgend sah man die widerwärtige Dieberei und ich äußerte zum Kapitain: „Das scheinen doch noch Leute, mit denen umzugehen ist." — „O ja, für einige Tage," erwiderte der Kapitain, „allerdings, so sind sie gewesen zu allen Zeiten, im Anfange so liebenswürdig, daß Cook den Archipel mit dem Ehrennamen „die Freundschafts-Inseln" belegte, aber er selbst hat schon sehr traurige Erfahrungen daselbst gemacht und spätere Besucher haben diesen Titel ihnen gänzlich abgesprochen. Mariner,

d'Urville, Dillon, Pendleton und zwanzig Andere haben gesagt, daß in ihrem Benehmen weit mehr diplomatisches Talent als Natürlichkeit, weit mehr Berechnung als Wahrheit sei; sie haben die Friedenspalme in der Hand und das scharfe Messer im Gürtel, sie umschleichen Euch mit Katzenfreundlichkeit, sie umkosen Euch zärtlich, um zu erlauern, wo Ihr am besten zu treffen seid. Hier erscheinen sie anständig, zurückhaltend, weil sie auf unserem Territorium sind, weil ihnen einleuchtet, wir seien die viel Stärkeren. Laßt uns schiffbrüchig an ihrer Küste werden und glaubt mir, sie plündern uns aus bis auf das Letzte, bis auf das Hemd, das unseren Leib bedeckt."

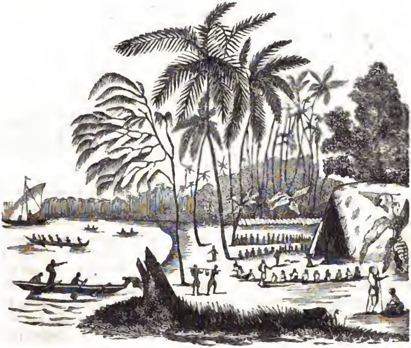
„Es scheint mir, als ob Ihr Euren Pinsel in zu dunkle Farben tauchtet," sagte ich, allein der Kapitain erwiderte: „Ich male nur treu, ich schmeichle nicht, glaubt mir, sie sind so listig und so abgefeimt, wie es nur irgend ein Betrüger in einer großen Stadt Europa's sein kann, niemals sieht man dieselben Gewalt brauchen, wenn sie einsehen, daß es erfolglos wäre; immer aber werden sie morden und stehlen, wo sie können, wo sie glauben, es ungestraft zu dürfen; vertraut Euch ihnen ja nicht unvorsichtig an, sie haben gerade so scharfe Klauen wie die Menschenfresser auf den Fidji-Inseln, nur verstehen sie besser sie zu verstecken."

Diese Aeußerungen, obwohl ich sie immer noch für viel zu übelwollend hielt, stimmten meine Phantasie bedeutend herab; ich besah mir die Leute näher und suchte in ihren Gesichtern die Schelmerei, die Hinterlist zu entdecken, welche auf den Moment der Schwäche des Gegners wartet, allein es wollte mir nicht gelingen und ich war damit nicht unzufrieden. Der Kapitain dagegen von seiner Ansicht als der richtigen ausgehend, fing an, mit dem Egui zu verhandeln und frug in englischer Sprache, welche ihm und vielen der Seinen geläufig war: „Ob er auf dem Schiffe bleiben wolle als Geißel, während man von hier aus bemannte Schaluppen mit den Kauf- und Tauschgegenständen an die Küste schickte." Der Eine der Eguis sah ihn höchst befremdet an und frug: „Was denkt Ihr von uns, weshalb wollt Ihr dergleichen Vorsichtsmaßregeln treffen? Wir sind Christen und seitdem wir dieses sind, thun wir Keinem unserer weißen Brüder mehr ein Uebles."

Der Kapitain blieb erstaunt einen Augenblick ohne Antwort stehen, diese plötzliche Umwandlung, dieser Uebergang zum Christenthum war ihm gänzlich fremd geblieben und er schien mir im Begriff, eine freundliche Antwort geben zu wollen. Er schien sagen zu wollen, daß in diesem Falle sich die Frage von selbst erledige; es war jedoch keineswegs so, denn nach kurzem Bedenken sagte er: „Ach was, Christen oder nicht, unsere Vorgänger haben auf Eurer Insel und wir selbst haben in Wanoa-Lewu gar zu schreckliche Erfahrungen gemacht, um nicht behutsam zu sein. Also kurz und gut, wollt Ihr Einen von Euch jederzeit als Geißel bei uns lassen, so werden wir viel mit Euch verhandeln, wo

nicht, so werden wir unser Steuer anders stellen und eine gastfreundlichere Insel suchen."

Der Häuptling erwiderte: „Es sei, wie Du gesagt, Einer von uns wird fortwährend auf dem Schiffe bleiben und wenn er zum Lande gehen muß, wird ein Anderer ihn ablösen; aber nach dem, was ich Dir gesagt habe, scheint Deine Forderung unbillig und als habest Du kein großes Vertrauen zu der Macht der Religion, welcher Du selbst angehörst. Sonst glaubten wir freilich, Raub sei die leichteste Art, sich in Besitz der Dinge zu setzen, welche man gerne



Eine Landung auf den Tonga-Inseln. (S. 419.)

haben möchte. Jetzt sehen wir, daß es eine leichtere und bessere Art giebt, den Tausch. Wir haben der Gegenstände, die Ihr verlangt, sehr viele und es kostet uns keine Mühe, davon abzugeben, so viel als Ihr wollt; warum sollten wir feindlich gegen Euch auftreten, da Ihr uns Gegenstände bringt, welche wir gern haben: Eisen, schön gefärbte Zeuge, Perlen von blauem und rothem Stein, Gefäße zum Kochen, Gewehre um damit zu schießen. Behandeln wir Euch schlecht, so kehrt Ihr nicht mehr zurück und wir haben kein Eisen und keine schönen Stoffe mehr, nach denen wir begierig sind; nein, wir sind die besten

Freunde der Weißen, aber wissen möchte ich wohl, warum Ihr weniger muthig seid als sonst. Eure Matrosen haben Schießgewehre, Euer Schiff trägt Kanonen, kommt immerhin an's Land und zwar auf Eure eigenen Bedingungen. Wollten wir Euch sogar hintergehen, wollte Einer von uns sein Leben opfern, um dafür in den Besitz Eurer Schätze zu gelangen, was würde es uns nützen, zehnmal so viel, als von den Eurigen im Kampfe geblieben sind, würdet Ihr durch Eure Geschütze zerschmettern lassen."

Die Rede war zu vernünftig, als daß sie nicht hätte mein volles Vertrauen erwecken sollen, der Kapitain aber blieb hartnäckig bei seiner Ansicht von der Sache und erwiderte auf alle die schönen Reden nichts als die wenigen Worte: „Besser bewahrt, als beklagt."

---

## Fünfundneunzigstes Kapitel.

Etiquette unter den Tonga's. Die Schaluppe wird an das Ufer gesendet. Anblick des Landes. Ein Spaziergang in Gesellschaft eines Eingeborenen. Thörichte Besorgniß. Zauberei mit bunten Gläsern. Einträglicher Tauschhandel. Große Ehrlichkeit der Leute bei diesem Geschäft.

Die drei Häuptlinge, der eigentliche Oberherr oder Egui voran und hinter ihnen in respectvoller Entfernung die übrigen Häuptlinge gingen nun in vollster Unbefangenheit auf dem Verdeck umher, auch machten sie sich bekannt mit den Matrosen, so weit sie nicht zu den höchsten Würdenträgern gehörten und da nirgend eine Spur von Waffen zu sehen war, so stellte sich auch bald ein gewisses Vertrauen her, das, wie ich zum Ruhme der Leute sagen muß, auf keine Weise gestört wurde. Es war die Zeit des Frühstücks und die Leute wurden sehr wohl verpflegt und schienen die neuen Gerichte nicht ungern zu essen, noch weniger aber zeigten sie Widerwillen gegen die geistigen Getränke, mit denen man auf den Schiffen in der Regel ziemlich freigebig ist. Der Kapitain führte den Egui und seine beiden nächsten Würdenträger in die Cajüte, um sie mit seinem eigenen Frühstück bekannt zu machen. Der Egui setzte sich ohne die mindeste Verlegenheit zum Kapitain, die beiden Anderen aber waren nicht zu bewegen, auf derselben Seite des Tisches Platz zu nehmen, sie setzten sich gegenüber, was wir bezeichnen würden mit den Worten „am unteren Ende der Tafel". Nichts von Allem, was an Speisen herbeigebracht wurde, berührten sie früher, als ihr Oberhaupt davon genossen hatte; offenbar erschien ihnen der Kapitain nicht ebenbürtig mit dem Egui, sondern höchstens gleichberechtigt mit ihnen, denn falls der Egui von einem Gericht genommen hatte und der Kapitain ihnen davon vorsetzte, ohne es selbst berührt zu haben, so nahmen sie davon,

ohne sich im Mindesten zu bedenken. So weit ich diese drei Männer und die übrigen auf dem Schiffe Anwesenden beobachtete, fand ich, daß sie sich durchweg bescheiden und anspruchslos zeigten. War es nur Maske, so saß dieselbe ihnen sehr gut.

Die Schaluppe wurde ausgerüstet, wurde mit vielen für diese Leute höchst wichtigen Gegenständen beladen, dann wurden Wasserfässer zur Genüge hineingebracht und nun ging es an's Land. Daß ich dabei war, trotz der neulich gemachten unangenehmen Erfahrung, versteht sich von selbst und daß dadurch die Freundschaft des Kapitains nicht verringert wurde, zeigte sich mir in seiner großen Freundlichkeit indem er sagte: „Da Ihr jetzt bereits tüchtig dabei gewesen seid, so denke ich, wird die Schaluppe unter Eurer Führung sich am besten befinden." Ich bat ihn um Himmelswillen mir dies nicht anzuthun, da es den Neid der Mehrberechtigten anregen müsse, auch ich gewiß bei den Matrosen nicht die geringste Autorität hätte, da ich denn doch immer nichts als eine Landratte und ein Federfuchser sei, zwei jedem eigentlichen Seemann höchst verächtliche Dinge.

„Im Allgemeinen mögt Ihr Recht haben," erwiderte mir der Kapitain, „doch was der Soldat von Euch erzählt, hat bewirkt, daß sie Alle Euch für einen wahren Bayard ansehen, Ihr mithin der Autorität unter ihnen durchaus nicht entbehrt, sie werden sich gerne und ohne Umstände Eurer Führung anvertrauen."

Ich stellte dem Kapitain noch vor, wie unbequem es mir wäre, wenn ich nicht meiner Laune unbedingt folgen könne und wenn ich irgend etwas zu verantworten haben würde, so ließ er denn von seinem Wunsche, mich an der Spitze des Commando's zu sehen, sich abbringen und Knoof, bisher zweiter Steuermann und jetzt erster, wurde mit dem Befehl der Schaluppe beauftragt. Diepenbrook fühlte keinen Beruf sich mir anzuschließen.

Begleitet von einer unzähligen Menge der leichten Inselboote gelangten wir an das Land und sehr viele Eingeborene befanden sich unter uns, wartend in bescheidener Entfernung, nicht stürmisch, nicht turbulant, sondern in großen Halbkreisen vor ein Paar Hütten sitzend und wohl noch dazu beaufsichtigt von einigen ziemlich ernsthaft aussehenden Männern, deren Obliegenheit mir allerdings fremd war, von denen ich jedoch muthmaßte, daß sie gleichsam Schulmeister waren, welche die unartigen Kinder in Ordnung halten sollten. Die wunderschönen schlanken Palmen und eine vereinzelt stehende Casuarina hoben das Bild sehr anmuthig, nur wunderte mich zu sehen, daß die Hütten, vor denen sie saßen, so außerordentlich klein waren und schwerlich besser als ein Paar Holzhauer sie machen würden, wenn sie im Walde sich für acht Tage einrichten wollten. Bald entdeckte ich indessen, daß in diesen Hütten Taro gerieben ward und daß dieselben nichts weiter als Schatten geben sollten.

Ich stieg an's Land, während die Matrosen einen Theil der Sachen am

Ufer ausbreiteten, dann aber einen Bach aufsuchten, um ihre Fässer zu füllen, indessen der Steuermann Tauschhandel einleitete.

Ich suchte nun alsbald in das Innere zu dringen, wozu sich mir einer der Eingeborenen anschloß. Daß ich meine Drehpistolen in Bereitschaft hatte, wird mir Niemand verargen, doch hoffte ich derselben nicht zu bedürfen.

Nur wenige hundert Schritt vom Ufer fing das Land an sich sehr cultivirt zu zeigen. Die schönsten Felder von Igname, Taro- und Kawa-Wurzeln lagen vor mir, ebenso war Zuckerrohr und Mais in reichlicher Menge gebaut. Jede Pflanzengattung stand für sich, der Boden war bearbeitet, von Unkraut völlig rein gehalten und die einzelnen Felder waren gut und fest eingezäunt durch starke Bambusstangen, welche pallisadenartig nebeneinander in den Boden gegraben waren und welche alle in gleicher Höhe abgeschnitten, oben durch ein gespaltenes Bambusrohr bedeckt und miteinander verbunden waren.

Jetzt fühlte ich mich vollkommen sicher, ich befand mich umgeben vom größten Ueberfluß an Nahrungsmitteln, ich stand auf einem reichen Boden und der Mensch, der denselben bewohnt, war nicht zu träge, ihn zu bearbeiten. Solche Menschen können nicht Cannibalen sein. Selbst die reißenden Thiere tödten nur, wenn sie hungrig sind und lassen, gesättigt, diejenigen, welche sonst zu ihrer Nahrung dienen, unbeschädigt. Sollten die Menschen hier in der Mitte des größten Ueberflusses schlimmer sein, als die Thiere?

Etwa nach einer Viertelstunde eines Spazierganges durch die üppig strotzenden Felder gelangte ich an einen See, den ich auf eine Meile Länge und eine Viertelmeile Breite (deutsche Meilen) schätzte. Auf einen Hügel gelangend, gewahrte ich, daß dieser schöne See nichts weiter, als ein tiefer Einschnitt des Meeres in das Land sei; drei kleine Inseln schienen auf den Wellen wie im süßen Schlummer zu schwimmen, sie spiegelten sich in der ruhigen, glatten Fläche, welche kaum auf Augenblicke durch einen Seevogel gefurcht wurde, der nach einem Fische oder einer Molluske tauchte. Den Hintergrund säumte eine Hügelkette, welche sich weiter nach dem Innern zu in der Form eines Kegels erhob, so daß ich annehmen konnte, derselbe sei vulkanischen Ursprunges, indessen die Umsäumung der ganzen Insel den fleißigen Madreporen angehört.

Und wie belebt war diese schöne Natur von tausendfältigen zierlichen kleinen und größeren Vögeln aller Art, von Tauben, Papageien, Strandvögeln, kolibriartigen Thieren, sämmtlich aber in den reizendsten Farben, wetteifernd mit gaukelnden Schmetterlingen, den geflügelten Blumen der heißen Zone und überall zutraulich, denn diese Vögel scheinen noch nicht gejagt zu sein, noch nicht den verrätherischen Menschen von seiner schlechten Seite kennen gelernt zu haben; sie blieben sitzen, als wollten sie sich fangen lassen, was allerdings nicht gelang, was sie jedoch nicht scheu und weit entfliehend verhinderten, sondern so, daß sie sich aus dem Bereich meiner Hände einige Schritt weit zurückzogen.

Mein Begleiter ließ auf einmal seine Stimme lauter als bisher erschallen,

er befand sich in lebhaftem Gespräch mit einigen neu hinzugekommenen Insulanern. Plötzlich wurde mir meine einsame Lage bewußt; ich, der ich ganz ohne Plan in das Land hineingegangen war, befand mich jetzt so weit von der Küste, daß man mich im Boote nicht hören konnte, selbst wenn ich hätte schießen wollen; mir kamen alle die Besorgnisse des Kapitains wieder in den Sinn und ich legte meine Hand an den Revolver, mein bisheriger Führer kam rascheren Schrittes und wie es mir schien in feindseliger Stimmung auf mich zu. Meine Pistole lag fest in der Hand und ich fürchtete mich derselben bedienen zu müssen, aber mein Führer erklärte mir nur, daß die gegenwärtigen Männer mich gleichfalls führen wollten, was er für überflüssig halte, da er die Insel zur Genüge kenne.

Meine Hand ließ beruhigt das Gewehr los und ich erklärte, sie möchten in Gottes Namen alle zusammen mich führen und zwar vorläufig jetzt zurück nach dem Strande, ich werde Jedem von ihnen für seine Bemühung etwas schenken, denn darauf war es doch vor allen Dingen abgesehen, aber in der That, die Leute waren so bescheiden, daß ich mich nicht über sie zu beklagen hatte, Keiner forderte etwas, Jeder war mit dem zufrieden, was ich ihm gab und das waren diesmal sehr unbedeutende Gegenstände, runde, thalergroße Stücke von schön gefärbtem und recht durchsichtigem Glase. Als ich dieselben jedem Einzelnen gab und ihnen zeigte, daß man dieselben vor das Auge halten müsse, um hindurch zu sehen, da schien ihnen das Ganze eine wunderbare Zauberei, noch nie hatte Einer derselben einen hochrothen, goldgelben oder grünen Himmel gesehen, noch nie blaue Häuser, violette Thiere, orangefarbene Bäume, und da standen die glücklichen Kinder und zeigten einander die Wunder und verglichen sie untereinander und freuten sich, jubelten, jauchzten, liefen umher, um Allen zu zeigen, was sie besaßen und dann eilte ein Jeder mir ein Gegengeschenk zu machen, was ich jedoch ablehnte, da ich nicht hätte tauschen, sondern sie mit einer Gabe erfreuen wollen, ohne auf eine Vergeltung Anspruch zu machen.

Indessen waren sowohl die Matrosen mit ihrer Arbeit, als der Steuermann mit seinem Tauschhandel fertig. Er hatte die gewöhnlichen Gegenstände, als da sind die bereits vom Häuptlinge genannten Glaskorallen 2c., dann aber auch nützliche Gegenstände wie Beile, Sägen und Messer. Dafür befand sich am Ufer aufgehäuft eine so unerhörte Menge von Früchten des Landes und von lebenden Thieren, daß die Schaluppe unmöglich Raum hatte, Alles zu fassen und Vieles, namentlich aber die vegetabilischen Schätze zurückgelassen werden mußten, um sie am nächsten Tage abzuholen; so viel wurde den Leuten in sehr schlechtem Englisch begreiflich gemacht, sie versprachen Alles liegen zu lassen, ja sogar zu bewachen, was indessen überflüssig schien, da diese Gegenstände einem Jeden in ausreichender Menge zuwachsen und er nichts weiter nöthig hat, als danach zu langen.

Als wir am Morgen des nächsten Tages zurückkehrten, war nicht nur das Zurückgelassene unversehrt vorhanden, es schien mir sogar, als habe man noch

mehr hinzugebracht als dagewesen. Ich hatte mich mit Tauschgegenständen anderer Art versehen, sie waren mannigfaltiger und mehr auf die Neigung dieser Naturkinder zu spielen, sich am Schönen, am Wohlgefälligen zu erfreuen, eingerichtet; hiezu gehörten die farbigen Glastäfelchen, runde, flache oder noch besser convexe Spiegel, in denen ein Jeder seine Fratze allerliebst verkleinert sehen konnte, ferner jene kleinen Instrumente, welche man Mundharmonika nennt, oder die prismatisch geschliffenen Glasbehänge zu Kronleuchtern, durch welche man schauend alles in zauberischer Farbenpracht sieht. Alle diese Gegenstände waren für die Insulaner von allerhöchstem Werth und ich konnte dafür erhalten was ich irgend wollte.

## Sechsundneunzigstes Kapitel.

Die Insel Tonga Tabu. Der König Tahofa. Preiscourant für Glasperlen, Lebensmittel und Waffen. Landung in dem königlichen Boote. Reizende Landschaftsbilder. Die Apostel des Archipels.

Der Handel hielt uns einen Tag lang hier auf, dann setzten wir unsere Reise fort und gelangten am darauf folgenden Abend nach der größten Insel des Archipels, nach Tonga Tabu, der heiligen Insel. Auch hier wurden wir von unzähligen Piroguen empfangen. Der Anker hatte den Boden noch nicht erreicht, als wir uns von wenigstens funfzig derselben umringt sahen, von denen sich drei auszeichneten durch Größe und Eleganz der Ausschmückung, welche den Häuptlingen der Insel angehörten. Sonst nämlich gehorchte die Insel einem souverainen Herrscher, dem sich unbedingt Alles unterworfen hatte, dem Tui-Tonga. Aber wie wahr hat Chateaubriand gesprochen: „La révolution fera le tour du monde!“ Sie ist wahrlich nicht allein bis Indien und China, sie ist sogar schon bis zu den Inseln des Stillen Meeres gedrungen. Der mächtige König ward abgesetzt, zur Flucht gezwungen und die Macht war jetzt getheilt und befand sich in den Händen von nahezu einem Dutzend mehr oder minder mächtiger Häuptlinge, wahrlich zum Unglück der Leute, denn es läßt sich voraussehen, daß sie sich bald genug einander in den Haaren liegen werden, gerade wie es in Frankreich, Spanien, Italien, England und Deutschland war, bis endlich die Herrschaft an einen König fiel und wenn in Deutschland, wo dies noch nicht geschehen ist, irgend ein Zwist ausbrechen würde, so werden wir es abermals erleben, daß Brüderstämme einander bekriegen. Die nächsten und mächtigsten Häuptlinge, Tahofa und Palu, lernten wir gleich am ersten Tage kennen. Tahofa, dessen Bild ich auf dem Lande in seiner Begleitung zeichnete,

scheint ein Mann von ungefähr 45 Jahren, mäßiger, mittlerer Größe, außerordentlich schönem und kräftigem Körperbau; in der sonderbaren Art der Krieger hat er sich eine Hälfte seines Körpers schwarz, die andere weiß angestrichen, keine ist seine natürliche; der Teint der Männer zeigt ein wunderschönes Braun, das der Frauen dasselbe in einer viel helleren Schattirung. Was ich von dem Manne hörte, läßt ihn tapfer erscheinen wie Achilles, indessen Palu, der nächst mächtige Herrscher auf Tonga, zwar auch ein tüchtiger Krieger, doch immer noch mehr ein beredter Mann ist und mehr durch sein gutes Mundwerk, als durch die Kriegskeule Siege errungen haben soll. Man sah nichts von kriegerischer Wildheit an ihm, denn selbst seine Bemalung ließ ihn in den Augen eines Europäers viel eher komisch als schrecklich erscheinen. Sein Gesicht von der entstellenden Farbe befreit, zeigt einen Mann von ernstem, würdigen Aussehen und so wenig fremdartig im Schnitt, daß man glauben möchte, er gehöre einer schon vielfach gekreuzten Mischlingsrace an. Ich habe im Uebrigen späterhin dies bei allen Bewohnern der Tonga-Inseln wahrgenommen.

Der andere von diesen beiden Fürsten war ein gewaltig dicker, gemästet aussehender Mann, so fett, daß er sich kaum bewegen konnte. Sein Gesicht war rund, sein Hals so dick wie der Kopf, der Ausdruck seiner Züge ungewöhnlich ruhig, doch in den Augen lag etwas, das man für List ansehen konnte, was aber auch nur die ganz gewöhnlich schlaue Beobachtungsfähigkeit der Wilden überhaupt sein konnte. Von ihm erzählte man mir späterhin, daß er eine außerordentliche Gabe der Ueberredung und Ueberzeugung habe. Ich muß gestehen, er sah nicht danach aus.

Es wurde ein eben solches Abkommen mit den Chefs der Insel getroffen, wie wir es zwei Tage früher auf Wawao gethan hatten und die Herren, obschon sie nicht gleich erzählten, daß sie Christen seien, führten sich in der That sehr christlich auf. Da wir zwar reichlich mit frischen Lebensmitteln versehen waren, der Seemann aber derselben nie genug zu haben glaubt, so wurden hier namentlich Schweine und Hühner eingenommen und zwar hatten die blauen Perlen zu Halsbändern eine große Anziehungskraft. Für funfzig derselben erhielt man ein Schwein von schöner, großer Race, zwar nicht gemästet wie in Europa mit Träbern und Branntweinspülicht, aber desto wohlschmeckender und der Gesundheit zuträglicher. Ein Huhn galt fünf Korallen, fünf Cocosnüsse erhielt man für eine. Ich erhielt ein ganzes Naturalienkabinet von Muscheln, Korallen, Schnecken, Vogelbälgen, Schildkröten u. s. w. für zwanzig, und ein wahres Museum von Waffen der Eingeborenen, Dolche, Bogen, Pfeile, Speere, Schilder für funfzig Glasperlen.

Auch andere europäische Gegenstände fanden ihre Käufer; Scheeren, Messer, Meißel, Ringe waren begehrt, doch alle weniger als blaue Glaskorallen. Man sah hier übrigens recht wie die Waaren sinken, wenn sie im Ueberflusse vorhanden sind. Unsere Matrosen schwelgten, wie sie selbst sich äußerten, wahrhaft

königlich, denn sie hatten täglich frisches Schweinefleisch mit altem Sauerkraut und ein bis zwei Hühner pro Kopf, daher kam es, daß wir nur wenig zu zahlen geneigt waren und sie, die Leute, begnügten sich auch mit dem Wenigen. Bewunderungswürdig war übrigens ihr wohlgesittetes Benehmen. Sie kletterten zwar von allen Seiten am Schiffe empor, aber nur bis zum Bord, über welchem sie mit einer Hand sich haltend, mit der anderen den Verkaufsgegenstand darboten; nirgends zeigte sich jene so häufig bei den Polynesiern gerügte Unverschämtheit, sie möchte am Ende auch wohl mehr ein Erbtheil der papuaals der malayischen Race sein.

Das Anlanden auf unseren Booten ist so gut wie unmöglich. Die Ufer sind von Korallenbauten dergestalt erfüllt und sie erheben sich so sehr, daß sie die Wasserfläche zur Zeit der Ebbe nur eben berühren und während der Fluth kaum drei Fuß damit bedeckt sind, dies ist nämlich annäherungsweise der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth mitten auf den großen Weltmeeren. Bei eingeschlossenen Meeren, wie denen in der Nähe von Europa und Nordamerika, ist dies ganz anders. Wollte man hier auf unseren tiefgehenden Booten zu landen suchen, so würde man sich sehr häufig in der unangenehmen Nothwendigkeit sehen, aussteigen zu müssen, um auf den spitzen Korallen gehend das Boot zu ziehen oder zu schieben, um gleich darauf wieder mit Gefahr seines Lebens hineinzuspringen, weil das Wasser plötzlich 30 oder 50 Fuß tief geworden ist. Wir benutzten daher zu unserer Landung das Doppelboot des Häuptlings Tahofa, welches er uns willig zu Diensten stellte, da er auf dem Schiffe blieb, indessen der andere gehen und kommen konnte nach Gefallen, bis er geneigt war mit Tahofa die freiwillige Gefangenschaft zu vertauschen.

Wir gelangten an das Land und sahen schon in der Nähe des Ufers die reizendsten Hütten unter Bäumen und Gebüschen versteckt, von Gärten umgeben, die wieder durch Umzäunungen gegen äußere Feinde gesichert waren. O wie ist es hier schön! diese Gehölze, die rieselnden Bäche, die Pflanzungen vom frischesten, lebhaftesten Grün, dies ganze Ansehen des großen Wohlstandes, welchen wohlthätigen Einfluß machte es auf den Beschauenden! überall gewahrte man die ordnende Hand, die Gärten waren so sauber gehalten, so frei von allem Unkraut, wie man es wohl schwerlich irgendwo finden dürfte, besonders hatte man viel Aufmerksamkeit auf die Kawapflanzungen verwendet. Diese Pfeffergattung (piper methysticum) birgt in der Wurzel außer einer sehr scharfen Substanz, die dem Pfeffer ähnlich ist, noch etwas berauschendes, narkotisches, welches sie eben zum Gesellschaftsgetränk macht und unser Bier, unsern Wein ersetzen muß.

Nachdem wir einige hundert Schritte gemacht hatten, gelangten wir an ein kleines Dörfchen von zehn oder zwölf überaus zierlichen Häusern, doch alle noch so gebaut, wie es diese Insulaner gewohnt sind, hoch, luftig, von allen Seiten zugänglich, doch überall mit Bambuswänden zuzusetzen, wo es nöthig

erscheint. Hier bemerkte ich auch einige Spuren, einige Anfänge von Festungswerk, tiefe Gräben nämlich ganz mit Wasser gefüllt, in welchen sich abweichend geneigte Pallisaden von starkem Bambusrohr befanden, welche sorgsam scharf geschliffen waren. Hinter diesen Gräben erhoben sich tief in den Boden gesetzte Bambusstangen, beides vereinigt mochte während der Revolutionszeit auf dieser Insel wohl nicht ganz zu verwerfenden Schutz gewährt haben.

Weiter im Innern befand sich ein hölzernes Haus nach europäischem Zuschnitt; dasselbe hatte ein Parterre, darauf ruhend ein Dach, was zwei Drittheil des Baues bedeckte und über dieser schrägen Fläche nochmals ein Geschoß,



Tahofa, Häuptling von Tonga labu. (S. 423.)

welches nur zwei Zimmer enthalten konnte. Zwischen den oberen Zimmern und dem Parterre befand sich der Bodenraum; das Haus hatte sechs Fenster Breite und war sehr geräumig, es besaß auch schöne Glasfenster, aber sonderbar genug, so wie die Engländer ihr Beefsteak und ihren Porter sehr geeignet für das nebelreiche Land, überall, selbst nach Calcutta hintragen, so nehmen sie auch ihre abscheulichen Guillotinen, welche sie Fenster zu nennen belieben, überall hin und scheinen sich durchaus nicht überzeugen zu wollen, daß Fenster mit zwei Flügeln schöner und bequemer sind, als die gefährlichen und sich häufig klemmenden Fallquetschmaschinen. Das Haus, von welchem hier die Rede ist, gehörte den eng-

ländischen Missionairen, welche sich gerne die Apostel von Tonga-Tabu nennen, den Herren Thomas und Hutchinson, nur leider haben sie sich diesen Titel mit Unrecht angemaßt. Apostel pflegt man nur diejenigen zu nennen, welche die Ersten waren, die ein Land oder Volk wirklich bekehrten. Diesen würdigen Herren aber ist es nicht gelungen und sie haben sich nach mehrjähriger fruchtloser Bemühung und nach vielen umsonst gehaltenen methodistischen Reden von der Insel zurückgezogen, indem sie schließlich bemerkten, daß der Same, welchen sie ausstreuten, auf völlig unfruchtbarem Boden fiel. Sie sind nunmehr nach Niuku-Lafa übergesiedelt und haben dort einen der Herrscher bekehrt, welcher aber freilich nicht dadurch im Ansehen bei seinen Untergebenen oder Genossen gewonnen hat.

Als wir das Haus Palus erreichten, des Egui, der uns geleitet hat, fanden wir davor im großen Kreise sitzend die Häuptlinge, rings umher aber in respectvoller Entfernung das Volk, welches neugierig aber durchaus nicht zudringlich auf uns schaute und der Dinge wartete, die da kommen sollten. Muthmaßlich war er auf unseren Empfang vorbereitet; er hatte bei seinem Besuch auf dem Schiffe unzweifelhaft gehofft, uns zu bewegen, sein Haus in Augenschein zu nehmen, seine Geselligkeit auf die Probe zu stellen, denn der Kawa war bereits fertig und wir hatten nicht nöthig der widerwärtigen Bereitungsweise zuzusehen. Dieser Kawa scheint auf den mehrsten Inseln des Oceans heimisch; er scheint den Sinn der Friedenspfeife bei den nordamerikanischen Eingeborenen zu haben, denn er ist bald ein religiöses Opfer, bald dient er als Besiegelung, als Ratifikation eines Tractats, bald ist er eine Ehrenbezeugung, die man einem hochgeachteten Fremden bietet, bald nichts weiter als bei uns ein Thee oder Punsch im kleinen Freundeskreise, aber ebenso kann er zur Orgie führen, denn die Männer berauschen sich damit bis zum Wahnsinn und begehen alsdann auch wahnsinnige Streiche.

---

## Siebenundneunzigstes Kapitel.

Der Kawa etwas appetitlicher bearbeitet. Ein Schwein wird zum Festmahle zugerichtet. Kochkunst der Insulaner. Ein königliches Mahl. Mäßigkeit im Trunke, eine große Seltenheit unter den sogenannten Wilden.

Wie ich später bei ähnlichen Gelegenheiten sah, so verfuhr man hier zwar keineswegs Appetit erweckend bei der Kawabereitung, aber doch immer weniger unappetitlich. So oft ich Gelegenheit hatte bei der Bereitung gegenwärtig zu sein, bemerkte ich, daß man nur junge Leute mit sehr gesunden Zähnen und zwar nur Mädchen und Jünglinge und nicht Männer und Frauen wählte, und

daß sie vorher sich den Mund auswuschen. Jetzt bekam ein Jeder ein Stück der Kawawurzel, zerschnitt sich dasselbe zu mundrechten Bissen, zerkaute und legte es auf ein Bananenblatt; so sah ich denn, daß nicht der Speichel das Wesentliche war, sondern daß es sich vorzugsweise um das Zerkleinern der Wurzel handelte. Hätten die Leute Reibeisen gehabt, so würden sie wahrscheinlich das Kauen unterlassen haben. Bei meiner nächsten Reise um die Erde belade ich gewiß das ganze Schiff mit diesem schönen Artikel.

Wenn Alle mit ihrer Aufgabe fertig waren, brachte man die sämmtlichen zerkleinerten Wurzelmassen, wie ich bereits früher beschrieben habe, in ein Gefäß und goß Wasser hinzu. Hier aber waren es wieder junge Mädchen, die nach sorgfältiger Waschung ihrer Hände und Arme das Durchkneten und Ausdrücken der Masse besorgten, darauf wurde die schwammige Wurzelpaste auf eine große Matte gelegt, diese wurde zusammengerollt und dann nach zwei verschiedenen Richtungen gedreht, gewunden in der Art wie unsere Wäscherinnen ein Stück Zeug auswinden. Dieser Rückstand galt für werthlos und wurde fortgeworfen; geschöpft wurde die Flüssigkeit mit einer Cocosnuß, an der ein Stiel war, so daß sich daraus ein schöner Suppenlöffel gestaltete. Getrunken wurde der Kawa aus einem Stücke eines Pisangblattes, das zu einer Düte zusammengerollt, vollkommen wasserdicht war, dennoch aber nur einmal gebraucht und nach dem Austrinken fortgeworfen wurde.

Das Ceremoniell war hier vollständig das nämliche wie auf den Fidji-Inseln. Der Fürst bezeichnete dem Herold oder Ausrufer die Leute nach ihrer Reihenfolge, nach ihren Würden, der Herold rief Einen nach dem Anderen auf und der mit dem Kawa beehrte klatschte in die Hände, um anzudeuten, wo er sich befinde. Der Becher oder die Düte ward ihm gebracht, er leerte sie mit einem Zuge und warf das Blatt hinter sich. Das Volk, welches hinter dem Kreise stand, hatte keinen Theil an dieser Festlichkeit, nur Einen aus diesen bescheidenen Reihen vermochte ich glücklich zu machen. Ich wollte Alles versuchen, also auch das Kawatrinken, aber der brennende Geschmack und der Ekel schnürten gemeinschaftlich mir den Schlund so fest zu, daß ich nicht mehr als einen Schluck hinunterbringen konnte. Mich umsehend winkte ich einem alten Mann, welcher sich sofort auf die Erde legte und zu mir herankroch, um von den Häuptlingen nicht gesehen zu werden, dann aber den von mir verschmähten Göttertrank mit einem Zuge ausleerte.

Doch genug von diesem schauerlichen Göttertrank. Auch ein Braten ward uns aufgetischt und zwar ein ganzes Schwein. Da ich gehört hatte, daß die Leute sehr glücklich sein sollten in Bereitung dieses Bratens, so bat ich um Erlaubniß, mich aus dem Kreise entfernen zu dürfen und nahm nun mit Aufmerksamkeit wahr, was des Merkwürdigen hier geschah, das Schwein war lebend uns zur Ansicht vorgelegt worden, der Häuptling hatte die Tödtung angeordnet und dann wurde es entfernt und mittelst eines Keulenschlages getödtet.

Nunmehr schnitt man eine Pisangstaude, welche bereits eine Frucht getragen hatte, ab und benutzte die Schnittfläche, um das Thier damit und dem der Staude entquellenden Safte recht fleißig und tüchtig zu reiben. Dies wurde so oft gethan mit immer neu abgeschnittenen Flächen, bis das Thier sich wirklich als gereinigt zeigte, dann warf man dasselbe auf ein hell loderndes Feuer aus Rohr und drehte es fleißig und häufig um, wodurch es ganz abgesengt wurde. Alsbald waren scharfe Muscheln bereit, mit denen man dasselbe so schön rasirte, wie unsere Fleischer es irgend zu thun vermögen. Nochmaliges Waschen und Absengen beendete diesen Prozeß, worauf nunmehr auch an das Ausnehmen gedacht wurde. Am Nabel ward ein rundes Loch hineingeschnitten, aus diesem wurden die sämmtlichen Eingeweide herausgeholt und damit nichts von dem Inhalt derselben in den Körper zurückkehre, hatte man sogar den Mastdarm des Thieres nach außen genommen und sorgfältig zugebunden; in den Leib zurück brachte man die Leber, alles Uebrige galt für unbrauchbar dem Herrscher gegenüber, das Volk aber erfreute sich daran gar sehr; es wurden große, flache Gruben ausgehöhlt, Feuer darin gemacht und hierauf die lediglich einmal ausgewaschenen Eingeweide sammt Magen und Herz gebraten.

Beim Braten des Schweines wird in ähnlicher Weise verfahren, wie ich es schon früher einmal mitgetheilt. Man höhlt eine Grube aus, füllt sie mit Brennmaterial und erneuert dasselbe so lange, bis die Erde beinahe glühend scheint, dann wird das eigentliche Feuer entfernt, nur Kohle und Asche bleiben zurück. Das Thier, in Blätter vom Brodfruchtbaume und Lorbeeren gewickelt und geschnürt, wird hineingelegt, die Bananen und Ignamen, welche man dazu essen will, häuft man umher und nun deckt man Asche und die noch übrigen Kohlen darauf, bis alles mit Erde bedeckt ist und nicht einmal der Dampf des Fettes entweicht. Dieses und vielleicht auch das Hinzuthun der Lorbeerblätter, überhaupt aber das Einwickeln in die Blättermasse, welche das Entweichen der Dämpfe hindert, giebt dem Braten eine außerordentliche Saftigkeit; ich kann mich nicht erinnern, jemals Fleisch gegessen zu haben, welches so vollkommen allen Anforderungen der feinsten Kochkunst entsprochen hätte, als dieser Tonga-Tabu-Braten. In unseren europäischen Küchen dürfte es unmöglich sein, das hier angegebene Verfahren einzuschlagen, allein die reichen Gutsbesitzer auf dem Lande, welche nicht nöthig haben, den Werth einer Klafter Holz zu scheuen, würden vielleicht ihrem etwas einfachen Tisch eine Beihilfe, eine Vermehrung in der Bereitungsart der Speisen hinzufügen, welche sie die Kosten die verursacht werden, nicht bereuen läßt.

Auch die neben dem Fleische und ganz außer Berührung mit demselben gargebratenen mehlreichen Wurzeln und Früchte haben durch diese Behandlung eine so hohe Vortrefflichkeit gewonnen, daß sie dem feinsten Gebäck gleichgeschätzt werden können. Und wenn die Eingeborenen nur wenig Gebrauch von den Hilfsmitteln machen, die ihnen die gütige Natur geboten hat, so ist dies ihre

eigene Schuld und vielleicht ein Beweis von großer Mäßigkeit, gewiß aber nicht von irgend welchem Mangel.

Der Egni wollte uns auch noch beweisen, daß die Kochkunst in seinem Lande sich auch auf andere Dinge, als eine gute Bereitung des Schweinebratens gerichtet habe. Die großen Wurzeln, die Früchte der Cocospalme, des Pandanus, des Brodbaumes und mehrere andere Gegenstände aus der Pflanzenwelt waren in mannigfaltigster Weise bereitet auf unserem Tische. Allerdings war diese verfeinerte Kochkunst kein allgemeines Eigenthum, denn unser Gastfreund hatte sich den Koch von einem anderen Beherrscher der Insel auf einige Tage leihweise ausgebeten, doch lernten wir aus diesen Gerichten, daß es dem Tische hier keineswegs an Abwechselung fehlt und daß sie Gemüse, die Blätter von Pflanzen, die Früchte und Wurzeln derselben auf verschiedene Weise zu bereiten und jede einzelne dieser Substanzen durch verschiedene Anordnungen zu drei- oder viererlei Gerichte zu machen wissen.

Unsere Teller waren große Brodfruchtbaumblätter, unsere Tischtücher bestanden aus zwölf Ellen langen, frisch aufgerollten Bananenblättern; diese prachtvolle Pflanze erreicht hier in den geschützten Thälern eine Entwickelung, eine Höhe und Stärke, welche in Erstaunen setzt; unsere Becher waren Stücke dieser großen Blätter, unsere Servietten bestanden aus den locker gezupften Fasern von der äußeren Hülle der Cocosnuß, unser Getränk hatte sogar etwas europäisches, es war nämlich Grog, zu welchem der Saft des Zuckerrohres als Grundlage gebraucht worden war, dem der hohe Herrscher selbst kleine Quantitäten Rum zusetzte.

Dieser Umstand veranlaßt mich darauf zu kommen, daß die Südsee-Insulaner nur mit Unrecht gierige Trunkenbolde genannt werden. Der Rum, den wir genossen, befand sich schon mehrere Jahre in den Händen des Fürsten, irgend welcher Schiffskapitain hatte als Geschenk oder als Kaufpreis ein Fäßchen Rum etwa von der Größe eines Ankers zurückgelassen. Dies ist nun allerdings eine große Kostbarkeit und daß wir davon zu trinken bekamen liefert uns den Beweis, mit welcher Hochachtung Seine tongaische Majestät uns behandelte; aber in dem Vorhandensein dieses köstlichen Getränkes, welches einen so unwiderstehlichen Reiz für die wilden Völker zu haben pflegt, in dem Umstande, daß dieses Getränk sich Jahre lang in dem Besitz des Herrschers befand, ohne vertilgt zu werden, liegt gewiß ein Zeichen, daß der Mann sich zu beherrschen versteht; wenn dies nicht der Fall wäre, was könnte ihn hindern, sich alltäglich bis zum Wahnsinn zu berauschen, bis er oder das Fäßchen nicht mehr aushält, das letztere leer oder er begraben ist? Der nordamerikanische Wilde, so weit er ein Grenzanwohner ist, also den Branntwein kennen gelernt hat, pflegt in dieser Art zu verfahren. Er verkauft die sämmtlichen Felle, welche er im Laufe eines Jahres gesammelt hat, für so viel Branntwein als erforderlich, um sich auf die greulichste Weise zu berauschen. Der Lappländer reist mit

seinen überzähligen Rennthieren oder mit den Fellen der im Winter geschlachteten, zehn bis zwölf Tagereisen weit zur Kirche und dem daneben stehenden Wirthshause, er reist dahin während der Jahrmarktszeit, wo sich von allen Seiten die Käufer und Verkäufer versammeln. Er will sein Kind taufen, seine Tochter trauen lassen oder was es sonst für eine Ursache ist, welche ihn dahin führt. Er macht das Geschäft ab, bezahlt den Geistlichen, verkauft seine Schätze und nun trinkt er den abscheulichen russischen Schnaps, so lange er noch einen Rubel oder von den eingetauschten Waaren, blaues Tuch zum Rock für seine Frau oder rothes Tuch zum Besetzen seines Pelzes bei sich hat. So lange dies dauert, schläft er unter Dach seinen Rausch aus, besitzt er nichts mehr, so wird er ohne Weiteres zum Hause hinausgeworfen und verschläft entweder im Koth oder im Schnee, je nachdem es die Jahreszeit mit sich bringt, den letzten seiner erkauften Räusche und dann geht er arm und elend wie ein Bettler langsam nach Hause, um wieder ein Jahr lang zu arbeiten, bis er neuen Besitz erworben hat, um alsdann dieselbe Procedur ganz von Neuem anzufangen.

Wie hoch steht neben ihm der Wilde auf diesen Inseln, der es vermag, einen solchen Schatz wie ihm dieses Faß Rum ist, Jahre lang zu verwahren, ohne davon zu trinken oder sich mit Wenigem zu begnügen, ja der sogar im Stande ist, von diesem köstlichsten Gute Anderen — Fremden, Freunden etwas abzugeben, um sie zu erfreuen, zu erquicken. Gewiß, man thut sehr unrecht, wenn man solche Leute schlechtweg Wilde nennt.

## Achtundneunzigstes Kapitel.

Zierliche und schnell bereitete Waschschüsseln. Spaziergang mit meinem neuen Freunde. Der Sagobaum und die Bereitung des Sago. Benutzung des Stammes. Der Reis. Aufbewahrung desselben. Der Mais. Riesengröße der Pflanzen.

Nach Vollendung des Mahles wurde einem Jeden von uns eine Schüssel mit Wasser gebracht. Auch diese Schüssel war aus dem allgefälligen Bananenblatt gemacht und einem Trichter ähnlich, wie die Becher, aus denen wir getrunken hatten, nur war er flacher gedreht, so daß man mit beiden Händen hineinkonnte, aber freilich hatte die Schüssel die Unbequemlichkeit, daß sie von einem Anderen gehalten werden mußte; in unserem Falle hatte dies nichts Unangenehmes, denn die Mädchen alle, welche wir zu sehen bekamen, waren so hübsch und freundlich und ihre jugendlichen Körper waren so vollendet schön, daß man davon bezaubert werden mußte, wenn man nicht schon gar zu kaltes und altes Blut in seinen Adern hatte.

Nachdem wir diese sehr freundliche und reinliche Sitte mitgemacht, welche allerdings gar nicht zu umgehen ist, wo man nicht gewöhnt, mit Gabel und Messer zu essen, sondern sich in paradiesischer Einfachheit seiner Finger bedient, verließ ich mit einem neu gewonnenen Freunde die Hütte des Egui, um mir das Land zu besehen und obwohl ich schon viel des Lieblichen gesehen hatte, fand ich doch immer wieder in dieser unbeschreiblichen Natur neue Schönheiten, welche ich bis dahin noch nicht wahrgenommen zu haben glaubte. Hier sah ich köstlich duftende gewürzige Bäume, dort Schlingpflanzen, die wunderbarsten Blüthen entwickelnd, da wieder niedere Fächerpalmen, aus deren künstlich gefaltetem Blatt die Eingeborenen ihre Fächer machen. Stolze Gummibäume erhoben sich weit über die anderen, prächtige Cocospalmen neigten ihre luftigen Kronen in dem leisen Lüftchen, wunderschöne Farrenkräuter der verschiedensten Art, baumartig oder kriechend, bildeten das Unterholz und beim Weiterwandeln kam ich auch nicht sowohl an einen Sagobaum, denn dieser ist sehr häufig, als vielmehr an eine Familie, welche Sago bereitete.

Man läßt diesen nützlichen Baum gewöhnlich 2 Fuß im Durchmesser werden, bevor man ihn fällt und leider ist dies letztere nöthig, denn mit der Gewinnung des Sago ist unter allen Umständen der Tod des Baumes verbunden, doch scheint er ziemlich schnell zu wachsen und weil die Einwohner nicht ausschließlich auf ihn angewiesen sind, so wird er auch nicht in gar zu großer Menge abgetrieben.

Der holzige Theil des Baumes mag etwa einen Zoll dick sein, aber er ist so hart, daß es mich sehr wundert, die Leute den Baum fällen zu sehen mit ihren höchst unvollkommenen Instrumenten. Ist das große Werk gelungen, so schneidet man vor allen Dingen den unentwickelten Zopf weg, den armesdicken, spitzen Kegel, welcher aus der Mitte des Stammes emporschießt und von welchem sich nach und nach die schön gefiederten Blätter loslösen. Der innere Theil dieses gewaltigen Kegels, fest umschlossen von bereits ausgebildeten, aber noch nicht von der Hauptmasse getrennten Blättern liefert ein köstliches Gemüse, welches man seinem Geschmack nach am besten mit dem Spargel vergleicht. Es giebt zwar eine besonders als **Kohlpalme** bezeichnete Species, welche noch feiner, noch deliciöser sein soll, da man jedoch diesen Baum tödten muß um eines einzigen Gerichtes willen, so thut man es lieber nicht, es sei denn, daß man den Baum selbst als Bauholz brauchen wollte.

Der Sagobaum, nachdem er diesen einen Theil, seinen Gipfel geliefert hat, wird nun in fünf bis sechs Stücke von ungefähr 10 Fuß Länge zerhauen. Diese cylindrischen Blöcke werden durch Keile gespalten und dann wird das Mark, welches mit einer großen Menge von feinen aber starken Strängen durchwachsen ist, herausgekratzt, gehackt, geschabt, wie man überhaupt dazu gelangen kann. Dieses Mark besteht eigentlich nur aus Stärkemehl und das ist's auch, was man daraus gewinnt. Man knetet und reibt das Mark zusammt

den Fasern innerhalb einer großen Schale oder eines Troges mit Wasser aus, wirft die Fasern, welche das Mark durchziehen, bei Seite, gießt das Wasser von dem niedergesunkenen Stärkemehl ab und treibt es noch naß durch eine feine Matte, wodurch es sich in eine Menge kleiner Körnchen trennt, die nach und nach, wie sie an der Sonne trocknen, zwischen den flachen Händen rund gerieben werden.

So vollständig von seiner Feuchtigkeit befreit, läßt das gekügelte Stärkemehl, der Sago, sich in Säcken Jahre lang aufbewahren, doch immer an einem luftigen, trockenen Orte. Um ihn als Speise zu verwenden, legt man ihn in kleine Töpfe, kaum benetzt und in diesen zugedeckt wird er in heiße Asche gestellt, um zu backen. Wir bekommen das gekörnte Mehl unter dem Namen Sago als Handelswaare aus Indien und von den Inseln des Stillen Oceans. Da man aber in Europa das Stärkemehl der Kartoffel ganz in gleicher Weise zu bearbeiten versteht, so hat dieser Handelsartikel gewaltig an Werth verloren.

Die ausgehöhlten halben Baumstücke werden als Bote oder als Bettgestelle für die Kinder, gewissermaßen als Wiegen gebraucht, in welchem Falle man sie natürlich verkürzt. Umgekehrt will man auch wohl diese hohlen Stämme in größerer Länge benutzen, dann spaltet man den Baum, nachdem er überhaupt nur in so weit zerschnitten ist, als der projectirte Zweck es verlangt. Soll z. B. ein Kahn, ein Boot daraus gebildet werden, so läßt man dem Stamme so ziemlich seine ganze Länge, spaltet ihn von einem Ende bis zum anderen und treibt ihn im frischen Zustande so weit auseinander, als es durch Keile oder sonstige Hilfsmittel möglich ist. Das Mark wird nunmehr herausgenommen und in der oben beschriebenen Weise gereinigt, der hohle Stamm aber wird inwendig benetzt und auswendig erwärmt und dabei wird das Auseinandertreiben immer fortgesetzt, bis man nach und nach eine Breite von etwas mehr als 2 Fuß, bei starken Bäumen auch wohl von 3 Fuß erlangt hat. In dieser gewaltsamen Spannung setzt man das Hinter- und Vordertheil, aus festem Holz gemacht, ein und entfernt nunmehr die Spreizen, worauf dieser hohle Stamm sich mit ungemeiner Festigkeit an die Einsatzstücke legt, welche dann noch nach vorherigem Austrocknen mit Harz kalfatert werden. Ist der Stamm sehr lang, so pflegt man ihn nicht lediglich an den äußersten Enden, sondern auch in der Mitte von 10 zu 10 Fuß zu stützen, wodurch der Kahn so viele Abtheilungen erhält, als man anzubringen nöthig erachtet.

Auf diese Weise sieht man die mehrsten Kriegspiroguen gemacht, nur selten wird da oder dort eine solche aus einem Baume entweder gemeißelt oder durch Feuer ausgehöhlt. Das Letztere ist die gewöhnlichere Operation, aber es gehört auch eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit dazu.

Auf meiner Spazierfahrt sah ich mit Vergnügen, wie verständig die Leute im Aufbewahren ihrer Vorräthe sind; sie bauen z. B. den Reis sehr gern, da er ihnen das wichtigste Nahrungsmittel bietet, da sie aber eine große Zahl

schädlicher Insekten haben, welche von dem Reis als Nahrungsmittel gleichfalls Nutzen zu ziehen wissen, so würden sie sehr schlecht fahren, wenn sie denselben in unserer Weise aufspeichern wollten; sie trennen ihn daher nicht von seinen Hülsen und lassen ihn bis zum Gebrauch an seiner Aehre sitzen. Der Fahnenhafer oder die gewöhnliche Hirse giebt uns ein Miniaturbild von einer Reisähre, welche gleichfalls aus vielen Strahlen besteht, an deren jedem Körner angeheftet sitzen, nur sind diese Halmenden bei weitem stärker und ein Reisstengel trägt an seinem Ende eine Aehre, welche man mit Vortheil als Ruthe für unartige Kinder würde brauchen können.



Vertheilung des Kawa, etwas appetitlicher bereitet. (S. 426.)

Nur diese Aehren schneidet man von dem fingerdicken holzigen Reisstengel ab, bindet sie in Büschel zusammen und hängt dieselben unter dem Schutze des Daches auf.

Unser schönes schneeweißes Reiskorn befindet sich in einer Hülse, welche beinahe steinhart ist und den Zähnen (der Insekten, die Thermiten ausgenommen), einen erfolgreichen Widerstand leistet. Soll nunmehr Reis gekocht werden, so nimmt die Frau die nöthige Anzahl von Reisbündeln von der Decke ihrer Hütte herab und reibt sie über dem Mörser so lange zwischen den Händen, bis die

Körner sämmtlich abgefallen sind und nur das Stroh übrig ist, welches wir in Packete gebunden und breit auseinandergedrückt unter dem Namen Reisbesen kennen, eine Kleiderbürste von vortrefflichster Art, das Tuch schonend und doch jedes Härchen oder Stäubchen wegnehmend.

Der Reis in dem großen hölzernen Mörser, aus einem gehöhlten Baumstamme gemacht, hat nun noch immer nicht das Ansehen, welches unsere Handelswaare hat, viel eher sieht derselbe aus wie die Gerste, aus der man auf der Graupenmühle auch ein schneeweißes Korn zu schälen vermag, nur allerdings durch die künstliche Einrichtung der Mühle kugelrund, ein Versuch, der den Indianern wohl nicht gelingen dürfte. Die Hülse sitzt so fest an dem Korn, daß es stundenlanger Bearbeitung der Frucht mittelst eines Kolbens bedarf, um sie zum Abspringen zu bewegen; nun wird der Reis durch die Finger gelassen, wobei die Luft das Leichte, die Spreu, entführt, das schwere, weiße Korn aber in den Mörser zurücksinkt. Da täglich Reis gegessen wird, so ist dies das täglich wiederkehrende Vergnügen dieser armen Frauen, so ist ihre Erholung von der Tagesarbeit ein stündiges Hämmern und Klopfen auf den Reis zur Nachtzeit, wenn ihre Herrn und Gebieter sich bei einem Kawa oder gegohrenen Palmensaft gütlich thun.

So wie sie den Reis aufbewahren, so auch ein Produkt, welches ihnen erst ihre Bekanntschaft mit den Europäern zugeführt hat, den Mais, den türkischen Weizen, den die Engländer indisches Korn nennen, wiewohl er nicht von Indien, sondern von Amerika stammt, er wird auf den Inseln des Stillen Meeres jetzt schon sehr häufig getroffen; ob es diejenige Varietät ist, welche der Botaniker Zea gigantea nennt, oder ob die ungeheure Größe der Pflanzen nur von der fruchtbaren Erde und dem ebenso fruchtbaren Klima herrührt, will ich ungesagt lassen, doch setzte mich wirklich die ungeheure Größe der Halme in Erstaunen, welche 18 bis 20 Fuß erreichten. Ein jedes Korn giebt eine solche Pflanze mit drei bis vier Kolben, ein jeder von 800 bis 1000 Körnern, also eine Frucht, welche mit dem dreitausendfältigen Ertrage lohnt. Die Maiskolben sind wie bekannt von sehr festen, nach dem Innern zu immer zarter werdenden, aber dennoch lederartig derben Hülsen umgeben, welche sich vielfach und ganz eng gedrängt übereinander schichten wie die verschiedenen Schalen einer Zwiebel.

Wir in Europa nehmen diese Hülsenblätter sämmtlich fort und verwerthen sie als treffliches Viehfutter, nur drei oder vier, die aller innersten, läßt man zwar nicht auf der Frucht, aber wenigstens an derselben, man schlägt sie hinweg über den Stiel und knüpft sie mit den Hülsen eines zweiten Kolbens zusammen und hängt das Paar über eine Stange. In solcher Art wird die ganze Ernte luftig hingehängt, trocknet aus und ist vor Schaden bewahrt. In Indien verfährt man anders, man läßt die sämmtlichen Hülsenblätter an dem Kolben sitzen und hängt diese mächtigen armlangen und armdicken Früchte so zum Trocknen auf. Diese Hülsen sind nicht nach dem Geschmack der Insekten,

welche die enthülsten Kolben sofort angreifen würden. Dies haben die Leute ihrer Natur abgelauscht und so wissen sie sich sehr vernünftig gegen Schaden zu bewahren.

Ueberall, wie ich weiter schritt, sah ich eine so befremdende als erfreuende Ordnung. Die Gärtchen waren umzäunt, die Pflanzungen auf das Sauberste gehalten, aber was besonders anmuthig war und was von dem Glück dieser Leute zeugt, ist die reiche Fülle von Blumen. Sobald die Menschen sich damit beschäftigen, ihr Leben zu schmücken, ihm äußere Anmuth verleihen, so sind sie über das momentane Bedürfniß hinaus und in der That so scheint es hier zu sein; ich sah keinen Garten, der nicht viele und mannigfaltige Blumen gezeigt, ich sah kein Mädchen und keine junge Frau, welche nicht Blumen in den Haaren gehabt.

## Neunundneunzigstes Kapitel.

**Denkmäler für Verstorbene. Wie die Insulaner die großen Steine brechen und transportiren. Häßliche Fledermäuse und schöne Tauben. Mafanga, das Heiligthum der Insel. Die Geschichte von Tufill und Strolap. Wie viel Menschenleben ein Franzose werth ist.**

Auch die Sorge für die Todten zeugt von diesem Glück. Die Leichen werden nicht in den Fluß, in das Meer geworfen, sie werden nicht irgendwo eingescharrt und vergessen, sondern man begräbt sie unter Feierlichkeiten an geheiligten Plätzen und setzt ihnen Denkmäler von solcher Größe, daß man erstaunt, wie diese Insulaner mit ihren höchst geringfügigen mechanischen Mitteln im Stande gewesen sind, dergleichen zu leisten, solche Bauten aufzuführen.

Hie und dort sieht man geheiligte Plätze, welche Wohnungen der Priester sind, auf diesen nimmt man sofort Bauten wahr, welche man Anfänge zu Pyramiden nennen möchte; dieselben bestehen aus vier oder fünf quadratischen Flächen von immer kleinerer Erstreckung, Stufen bildend von nahezu 4 Fuß Höhe. Die einzelnen Steine, aus denen dieselben zusammengesetzt sind, haben gerade diese Höhe, aber eine verschiedene Länge, so daß sie von 5 bis 10 Fuß wechseln. Die Steine sind regelmäßig kubisch bearbeitet und haben bei der angegebenen Dimension und bei einer Breite von 5 Fuß immer einen Inhalt von 200 Kubikfuß, d. h. so ziemlich von 400 Centner. Ich sah bei meiner Rückkehr auf den durch die Ebbe freigelegten Meeresboden viele Gruben von regelmäßig rechteckiger Form, das waren die Stellen, aus denen die Leute diesen Madreporenkalkstein, diesen Korallenkalk gebrochen hatten. Ihre Werkzeuge sind aus Feuerstein gemacht; dieser ist allerdings viel härter als der Kalk, besonders als der bewohnte, noch nicht aus dem Wasser gekommene, dennoch möchte ich

wohl fragen, wie haben es die Leute gemacht, solche kubischen Massen nicht nur von den Seiten her, sondern auch an der unteren Fläche von seinem Muttergestein zu trennen und wie haben sie es gemacht, diese Steine auf das Ufer und weit auf das Land zu bringen, oder sollten dies nicht Zeichen einer ehemals auf diesen Inseln heimischen, vielleicht seit Jahrtausenden untergegangenen Cultur sein? Ich konnte nichts darüber erfahren, ob diese Grabdenkmale aus einer längst vergangenen Zeit herstammen, doch fällt mir eben ein, daß ich die Frage mir selbst beantworten kann. Da nämlich die Stellen, von denen die Steine genommen sind, noch offen liegen, so können sie nicht alt sein, denn die überaus fleißigen Korallenthierchen bauen solche Höhlungen bald wieder zu, es sind also dieselben wohl ziemlich unzweifelhaft ein Werk der jetzt lebenden Generation.

Die obere Fläche scheint nur einen Kranz von solchen Steinen zu haben und mit Erde ausgefüllt zu sein, vielleicht ist das mit der zunächst darunter liegenden Schicht ebenso; hier in diese von Quadern umgebene Erdmasse senkt man den Körper des Verstorbenen hinein. Gewöhnlich befindet sich ein sonderbar geformter Stein an der Ecke, den unsere Zeichnung nicht vernachlässigt hat, er soll dem Priester, wenn er die Götter für die Verstorbenen bittet, zum Sitz dienen. Ich sah auch ganz runde Denkmäler ähnlicher Construction. Immer waren sie in kleinen Wäldchen halb versteckt und stets standen Casuarinen, die geheiligten Bäume der Trauer, daneben. Wie alles hier tabu ist, so auch dieser Baum, aber er ist es immer, gleichviel wo er stehe, ob in der Nähe eines Begräbnißplatzes oder am Meere, ihn nur zu berühren ist schon ein Verbrechen und einen Zweig davon zu nehmen würde wohl schwerlich ein Eingeborener wagen.

Desto unverschämter wagen sich häßliche Thiere daran. Von ferne kommend, glaubt man in den langen, dünnen Zweigen Früchte hängen zu sehen, welche zur Zartheit, zu der zierlichen Schlankheit des Baumes und seiner Zweige gar nicht im Verhältniß stehen. Die Früchte sehen beinahe kegelförmig aus, sind kohlschwarz und hängen an Stielen, welche beträchtlich stärker sind als die Zweige, zu denen sie gehören. Was das für Dinger sind, wird wohl schwerlich Jemand errathen und alle Reisenden, welche die größeren Inseln des Stillen Oceans besuchen, werden mit der Ansicht, daß es Früchte seien, ähnlich den Cocosnüssen, getäuscht. Wenn man einen Stein nimmt und in den Baum wirft, so kann man erfahren, was für Früchte es sind. Mit häßlichem, gellenden Geschrei fliegen große Fledermäuse, mitunter von der Größe einer Katze umher, bis sie durch das Licht betäubt irgendwo anstoßen und niederfallen.

Diese schwarzen oder dunkelbraunen, häßlichen Teufel sind dadurch heilig, daß sie mit dem Heiligen in Berührung waren. Ein Eingeborener darf weder sehen, daß man nach dem Baume wirft, noch daß man nach einer solchen Fledermaus greift, welche zwar sehr unschön und grauenerregend, aber durchaus nicht gefährlich ist. Taugenichtse, welche nicht arbeiten wollen und doch glauben leben zu müssen, bringen hin und wieder ein solches Thier, einen Vampyr, nach

Europa und lassen dasselbe bei Tage für Geld sehen; sie zeigen gewöhnlich eine blecherne Maske vor und behaupten, diese müßten sie tragen, wenn sie dem Thiere Nachts sein Futter gäben, denn dieser schreckliche Vampyr falle den Menschen sogleich an, beiße ihm die Halsadern durch und sauge ihm all sein Blut aus. Das ist ungefähr so, als wollte man in eine Maaßflasche ein ganzes Anker füllen.

Aber abgesehen von dieser Uebertreibung ist überhaupt an der ganzen Geschichte nichts Wahres. Diese riesigen Fledermäuse sind weder bluttrinkend noch fleischfressend, sie leben von Früchten und fallen keinen Menschen an, geängstigt mögen sie sich wohl an ihn klammern, mit ihren langen Fingern und den feinen Krallen daran, aber wahrlich nicht aus feindlicher Absicht.

Eine anmuthigere Zierde als diese häßlichen Fledermäuse sind wunderschöne Tauben mit ganz grüner Fiederung und einem prächtigen, purpurrothen Kopf. Schöne Papageien von den buntesten Farben, Spechte oder Baumhacker, gleichfalls von mannigfaltigen Farben und unzählige größere und kleinere Vögel hüpfen, laufen, fliegen durcheinander. Auf den kleinen Seen schwimmen unzählige Enten, in Sumpfgegenden waten schneeweiße Reiher, alles ist belebt und alles Lebende ist schön.

Der mich begleitende Führer sagte: „Die Sonne steht noch hoch, wir können noch Mafanga besuchen, das Heiligthum der Insel, welches selbst im grimmigsten Kriege zweier Stämme geachtet, nicht durch Blutvergießen entweiht wird." Ich überließ mich gerne seiner Führung und da ganz Tonga-Tabu ein ununterbrochener Garten ist, so wanderten wir in diesem Garten weiter.

Wie wir uns dem Heiligthume näherten, so wurden die Häuser, die Gärten, die Umzäunungen schöner, großartiger, sorgfältiger gepflegt und man konnte bemerken, daß man sich einem Gegenstande nahe, der in besonderer Hochachtung stand. Hier war der Platz für die heiligsten Gräber, für die Denkmale der größten Krieger, hier waren auch die Wohnungen der vornehmsten Priester. Hier auf diesem Boden mußte der Haß seine entfleischenden Klauen einziehen, die erbittertesten Feinde mußten hier ruhig nebeneinander weilen, hier Blut vergießen, hieße die ganze Insel entheiligen. Mein Führer setzte mir dies Alles auseinander und gab sich Mühe, mir zu erläutern, was alles diesen Ort so heilig mache und wie trotz dessen ein europäischer Bösewicht es gewagt habe, diese Heiligthümer durch Kanonen zu schänden.

Ich frug ihn nach den näheren Umständen und erfuhr, daß acht Matrosen von dem Schiffe eines Europäers mit Namen Tufill an's Land gekommen seien, um Wasser einzunehmen, daß aber Tahofa, der König, diese Leute habe zurückhalten wollen, es sei vergeblich gewesen, daß man vom Schiffe aus mit ihm unterhandelt. Er wollte den Matrosen nichts thun und sie nur hier behalten, um sie nützlich für die Insel zu machen. Da ließ Tufill sein Schiff so nahe als möglich zum Lande bugsiren und von da, unter steter Gefahr selbst auf die Ko-

rallenfelsen zu rennen, ließ er die Insel mit Kanonen beschießen. Das Schiff hieß Strolap und befand sich fünf Tage lang in der schrecklichsten Lage, ließ aber während der ganzen Zeit nicht nach, Kugeln gegen das Land zu werfen, bis man ihm die acht Matrosen zurückgab.

Hätte er nicht mit seinen gewaltigen Eisenmassen Mafanga erreicht, so würde er schwerlich zum Ziele gekommen sein, denn Leute hatte er nur wenig getödtet, vielleicht drei oder vier; sie zogen sich aus dem Bereich der Kanonen zurück, aber die Fatuas, die Grabmäler und Mafanga, die Häuser der Götter konnte man nicht in die Wälder bringen, so war denn Tahofa genöthigt, die Matrosen zurückzugeben, welche er gar zu gerne in seinem Lande behalten hätte. Die Sache ist ein Factum, ich erinnerte mich ihrer sehr wohl; es ist nämlich hier die Rede von einem Vorfall, den d'Urville (Tufill) erzählt, der mit dem Schiff „Astrolabe" (Strolap) vor der Insel vor Anker lag. Um die Franzosen zu befreien, wurden ihnen noch Zwanzig nachgesendet, welche auf ausdrücklichen Befehl des Kapitains d'Urville die Unterhandlungen damit anknüpften, daß sie längs der Küste hinzogen, alle Wilden, die sich widersetzten, niederschossen und alle Häuser, die sie fanden, niederbrannten, wobei dem Offizier auf das Bestimmteste eingeschärft war, den Leuten zu zeigen, daß sie sich nur in den allerfriedlichsten Absichten hier befänden.

Der Auftrag wurde genau ausgeführt, nicht einzelne Häuser, sondern mehrere Dörfer von 30 und 50 Häusern, viele der schönen Doppelkähne rc. wurden angezündet, bis man sich dem Heiligthum der Insel, Mafanga näherte. Das Heiligthum mußte geschützt werden; wenn die Insulaner bis dahin vor den feindlichen Waffen und vor deren überlegener Gewalt geflohen waren, so erforderte es jetzt ihre Pflicht, Stand zu halten und das thaten sie auch mit ritterlicher Tapferkeit. Sie hatten nur Speere und Pfeile, äußerst wenig Flinten, aber sie setzten ihre nackten Körper den mörderischen Geschossen aus, um die Verletzung des Heiligthums zu hindern und da ihrer allein 2000 der tapfersten Krieger zugegen waren, ganz abgesehen von den Uebrigen, deren 15,000 gewesen sein sollen, so ergiebt sich hieraus, daß der Versuch der Franzosen, mit 20 Mann die Insel zu bezwingen, ein sehr thörichter gewesen. Nach viel vergeblich verschossenem Pulver mußten die Franzosen sich zurückziehen und d'Urville sagte, dieses Ereigniß hätte ihm bewiesen, wie sehr er sich hüten müsse, in ihren undurchdringlichen Gebüschen den Leuten am Lande ein Gefecht zu liefern, indem dort aus dem Hinterhalt einer der Franzosen nach dem anderen getödtet werden wäre.

„Aber wenn wir auch Sieger geblieben wären, so hätte doch der Tod von 1000 dieser treulosen Indianer in meinen Augen nicht einmal den Verlust eines einzigen Franzosen aufwiegen können." Sehr stolz bei Gott, „doch stolz will ich den Spanier", sagt König Philipp und es scheint beinahe, als habe d'Urville gemeint, das ginge ihn an.

# Hundertstes Kapitel.

Dumont d'Urville mit der „Astrolabe" vor Tonga. Desertion von acht Franzosen bringt einen unerhörten Mordbrennerzug in Thätigkeit. Wie die Erfolge der französischen Waffen waren.

Die Geschichte verlief nun ungefähr in der Art, wie mein Freund und Begleiter sie mir erzählte. Eine unzählige Menge von Kriegern war um das Heiligthum geschaart. Um dasselbe zu schützen, warf man Gräben und Wälle auf und zeigte dabei eine Umsicht und Geschicklichkeit, welche geeignet war Achtung vor der Intelligenz dieser Wilden einzuflößen, dieser Wilden, von denen ein unter ihnen ansässiger Europäer die Versicherung geben konnte, daß der in dem Gefecht gebliebene Corporal in völligster Sicherheit am Lande hätte begraben werden können und daß eben diese Wilden sein Grab so heilig halten würden, wie eines der ihrigen und daß weder die Stätte selbst, noch ein darauf gestelltes Kreuz entweihend berührt werden würde.

Während der Nacht wurden jetzt alle Anstalten getroffen, um diese schändlichen Bösewichter zu züchtigen, um wo möglich 2000 der Ihrigen für den getödteten Franzosen zu opfern und um ihnen, welche die Grabstätte des im Kampfe gegen sie gebliebenen Feindes achteten, die Gräber ihrer Vorfahren und ihrer Könige in Haufen zusammenzuschießen. Hat irgendwo die „Magnanimité" der Franzosen sich bewahrheitet, so ist es bei diesem glänzenden Fall.

Die „Astrolabe" rückte immer näher an das Land und verwickelte sich auf gefährliche Weise in die Riffe. Auf der Schaluppe war während der Nacht durch die Schiffszimmerleute ein kurzes Halbverdeck errichtet worden, um darauf eine Kanone postiren zu können, falls noch einmal ein Landungsversuch gemacht werden müsse. Dann ging mit Beginn des Tages das Bombardement los.

Während der Nacht hatten die Wilden sich mit so hohen Erdwällen umgeben, daß die Häuser des Dorfes und die sonstigen Heiligthümer vollständig gedeckt waren, nur in der Mitte war ein Raum offen geblieben, welcher den Zugang zum Dorfe gewährte; hier stand ein mächtiger Feigenbaum, welchen sie mit einem tiefen Graben umzogen, ähnlich lief auch ein breiter Graben vor den Wällen, welche das Dorf schützten, bis an das äußerste Ende der Befestigung hin; er hatte das Material zu dem Walle geliefert, welcher die Indier so vollkommen schützte, daß sie eigentlich der ganzen Attake hätten lachen können, auch schien es, daß nur die ersten Schüsse einen Schrecken hervorgebracht. Eine schwere Paßkugel flog auf den Baum zu, welcher den Eingang deckte, ein mächtiger Ast ward davon heruntergeschnitten und die Insulaner beeilten sich aus dem Graben hinter die Verschanzung zu kommen, hier aber standen sie auch vollkommen gesichert. Die Kugeln schlugen in den Sand und blieben darin

unschädlich stecken. Bald war ihnen die Sache so alltäglich geworden, daß nach jedem Schuß ein Dutzend der Leute hervorsprangen, um die Kugeln zu suchen. Es wurde nun mit Kartätschen unter die Suchenden geschossen, aber mit gleich geringem Erfolg; es ist schwer zu sagen, woran dieses lag, denn die „Astrolabe“ befand sich so nahe am Lande, daß die Flintenkugeln von dem Ufer aus geschossen über das Schiff hinwegflogen. In solcher Nähe hätte eine Kanonade von der furchtbarsten Wirkung sein müssen, die gewaltigen Sandberge, welche sie in einer Nacht aufgerichtet, hatten aber alle Macht der Geschütze gelähmt, dennoch ist höchst merkwürdig wie es kam, daß die Insulaner nachgaben. Sie schickten Boten auf Boten und selbst einen von den gefangen gehaltenen Franzosen mit Friedensvorschlägen und mit Bitten, nicht mehr auf ihr Heiligthum zu schießen. Es wurde die Bedingung gestellt, die acht Franzosen sofort herauszugeben und bis dahin die Einstellung des Bombardements versprochen und so nobel zeigte sich hier der Charakter der Wilden, daß sie, als diese Nachricht eintraf, alsbald in Schaaren aus den Gebüschen, aus dem Graben und hinter den Verschanzungen hervorkamen, ein Zeichen, wie vertrauensvoll sie das Versprechen der Franzosen hinnahmen.

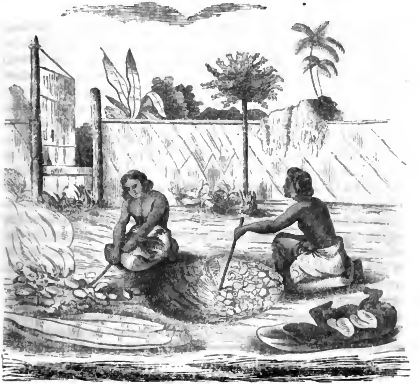
Der Häuptling, welcher auf diese Weise einen vorläufigen Frieden erlangt hatte, schickte nunmehr Boten aus, um die Gefangenen den Franzosen auszuliefern. Es war eine Frist von 10 Stunden festgesetzt worden, um die auf der Insel vertheilten Leute zusammenzubringen. Noch ehe diese abgelaufen war, kam der Häuptling selbst an Bord und bat um Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum nächsten Morgen, indem er behauptete — der lügnerische Schurke — daß vier der auf der Insel befindlichen Franzosen entflohen seien, daß man sie während der Nacht suchen und gewiß ausliefern wolle, daß aber bis zu diesem Zeitpunkt der fremde Egui nun auch keine Beschimpfung ihrer Heiligthümer mehr vornehmen möge.

Es wurde zugestanden, was der Häuptling erbat, doch warnte d'Urville ihn, keine Beleidigungen, keine Beschuldigungen gegen das französische Volk auszustoßen, indem er von dem Entfliehen derselben, von der strafbaren Desertion spräche. Der Egui wollte nun zwar sich noch vertheidigen über sein Verfahren und die gemachte Behauptung aufrecht erhalten, ihm wurde jedoch das Wort abgeschnitten und er ziemlich unhöflich vom Schiffe gewiesen, obwohl man nicht vergessen konnte, daß es gerade dieser Egui war, welcher bis dahin die allergrößte Freundschaft und Ergebenheit gegen die Franzosen gezeigt und ihnen unzählige Dienste erwiesen hatte; freilich war dieses Alles mehr als aufgewogen durch seinen schändlichen Verrath, der so recht deutlich die Tücke, die Hinterlist, die schmeichlerische Scheinheiligkeit dieser Wilden in helles Licht setzte.

Der Morgen kam heran und mit ihm auch sechs Matrosen, welche in einer Pirogue auf das Schiff gebracht wurden. Man erkannte sie Anfangs gar nicht, denn sie hatten sämmtlich die Bekleidungsweise der Insulaner angenommen,

erst als sie nahe genug waren, konnte man an der weißen Farbe ihrer Körper den europäischen Ursprung erkennen.

Die Matrosen stiegen in einem Gefühl tiefster Beschämung auf das Schiff — natürlich, weil sie beinahe ganz nackend waren — sie zeigten sich so verlegen, so gedemüthigt, baten so dringend ihnen zu verzeihen, daß man dieses Benehmen kaum begreiflich hätte finden können, wenn es nicht gleichfalls auf die eben gedachte Ursache zu schieben gewesen wäre. Die Ruderer der Pirogue waren



Kochkunst auf den Tonga-Inseln. (S. 428.)

bis auf zwei mit an Bord gekommen und erklärten, daß es bis jetzt noch nicht gelungen sei, die letzten beiden von den Flüchtlingen einzufangen, worüber die an Bord zurückgelangten Franzosen abermals in tiefer Beschämung die Augen niederschlugen; natürlich waren sie empört, daß lumpige Wilde es wagen konnten, den französischen Namen, so zu brandmarken, indessen die unverschämten Insulaner kamen noch nicht zurück von ihren Angaben, sie erzählten im Gegentheil ziemlich ausführlich, was Niemand wissen wollte, sicherlich d'Urville am wenigsten.

Die Thatsache war folgende, wie sie in späterer Zeit durch den historischen Bericht von der Expedition veröffentlicht worden: Acht Matrosen waren an's Land geschickt worden, um frisches Fleisch einzuholen. Zwei dieser Matrosen, Simonet und Talu, hatten die Absicht zu entfliehen und deshalb bereits ihre sämmtlichen Effekten in Packete zusammengebracht, wie der Soldat sie in den Tornister steckt. Man würde dieses noch jetzt nicht geglaubt haben, selbst nicht, als die zurückgebrachten Franzosen die Wahrheit dieser Angaben bestätigten, wenn man nicht auf ihre Veranlassung nachgesucht, die beiden Packete im Matrosenquartier hinter großen Koffern versteckt gefunden hätte; nur der Umstand, daß sie bei Tage nach dem Strande gesendet wurden, hatte sie verhindert, ihr Eigenthum mitzunehmen. Bei der Untersuchung desselben ergab sich überdies, daß sie sich keineswegs allein auf ihr Eigenthum beschränkt, sondern daß sie vorgezogen hatten, dasselbe noch durch einiges Fremde zu vermehren. Da sie nun aber wußten, daß die „Astrolabe" nach Einnehmen der Lebensmittel absegeln wollte, es ihnen mithin an Zeit und Gelegenheit zur Flucht gebrechen konnte, so zogen sie es vor, ihr Eigenthum zurückzulassen und sich mit dem des Kaisers der Franzosen zu begnügen.

So war es gekommen, daß sie noch unterwegs; in der Schaluppe, den sechs Begleitern auseinandergesetzt hatten, wie sie doch recht große Narren wären, wenn sie auf dem Schiffe bleiben wollten. Es würde schwerlich sich eine bessere Gelegenheit, als die jetzige, darbieten, um die bisherige Sclaverei mit einem heiteren und anmuthigen Leben zu vertauschen. Simonet hatte ihnen vorgestellt, daß sie zwar in dem Kawa keinen Ersatz für den französischen Wein fänden, daß sie aber dafür die reichlichste Fülle frischer Lebensmittel, ein glückliches Klima, ein genußreiches Leben haben würden, als Weiße unter den Eingeborenen hoch geachtet wären und zu Ehrenstellen emporsteigen könnten, und daß vor allen Dingen ihnen die schönsten Mädchen der Welt zu Gebote ständen, welche, wie sie wohl wüßten, ihnen mit offenen Armen entgegenkämen.

Dies Alles machte auf die leicht erregbare Phantasie der Franzosen einen solchen Eindruck, daß sie den Worten des Verführers nachgaben, daß sie sich wirklich entschlossen, das Schiff zu verlassen, der Fahne Frankreichs untreu zu werden.

Am Ufer angelangt, machten sie sofort dem Egui ihren Entschluß bekannt, welcher wie begreiflich gegen denselben nichts einzuwenden hatte, denn die Insulaner lieben es, Europäer unter sich verweilen zu sehen, wiewohl man dieses sehr thöricht zu nennen Ursache hat, denn zu dem wenigen Guten, welches sie von denselben lernen können, werden sie eingeweiht in alle Schändlichkeiten und Abscheulichkeiten, welche mit der Civilisation leider Hand in Hand zu gehen pflegen.

Tahofa, der Häuptling, von welchem hier wiederholt die Rede war, glaubte den Versicherungen der Flüchtigen, daß sie berechtigt seien, das Schiff zu ver-

lassen, wenn sie wollten; er nahm sich ihrer an und schickte sie auf ihren Wunsch immer zu Zweien an die, von ihm begünstigten Häuptlinge der Insel, denen er damit einen großen Dienst zu thun wußte; die Leute waren auch sofort mit allen möglichen Ehren bekleidet, gewissermaßen als Leibtrabanten in Dienst genommen. Ihre Kleider hatten die Häuptlinge behalten und ihnen andere gegeben, ihre Waffen aber waren ihnen geblieben und sollten zum Schutze der neuen Herrn verwendet werden; den Anfang machten sie gleich damit, daß sie die unmittelbaren Begleiter der Häuptlinge wurden und wohin diese auch gingen, sich immerdar an ihrer Seite befanden. Simonet's Aussage bestätigte sich demnach für die Verführten vollkommen und auch der Hauptbeweggrund ihrer Flucht, die Verbindung mit schönen Mädchen, wurde ihnen alsbald gewährt, denn die Schönen von Tonga-Tabu lieben es, sich den Europäern freundlich zu erweisen, obschon nicht in der Art, wie es sonst von den Südsee-Insulanern gerühmt oder vielmehr getadelt wird, denn in der That sind diese reizenden Weiber nicht aufdringlich, wie die Papua's oder die mit ihnen verwandten Völker.

Wer kann sich wundern, daß rohe, sinnliche Naturen, durch solche Verlockungen bewogen, der Fahne untreu wurden, der sie sich gewidmet. d'Urville scheint von all' diesem keine Ahnung gehabt zu haben, wenigstens wollen wir es zu seiner Ehre hoffen, allein man muß ihn einer schweren Uebereilung anklagen, man muß zugestehen, daß er unverantwortlich leichtsinnig gewesen, als er sofort einen Krieg eröffnete, ohne gefragt zu haben, was der Grund des Ausbleibens seiner Mannschaft sei und daß bei diesen Feindseligkeiten die Insulaner nicht die entsetzlichsten Verluste erlitten, war nicht die Schuld des Mannes, der zu friedlichen Zwecken und wissenschaftlichen Untersuchungen hieher kam, aber keineswegs um Reiche zu erobern und Völker zu bekriegen und deren Heiligthümer auf das Empörendste zu schänden.

Zugleich hat er die französischen Waffen in einen offenbaren Mißcredit gebracht. Von den Eingeborenen ist trotz der ganzen Kanonade nur ein einziger Mann getödtet und nur Einer verwundet worden, welches gleichzeitig ein Beweis ist, wie vortrefflich sich die Insulaner gedeckt hatten und wie wenig wirksam die französische Artillerie war.

## Hunderterstes Kapitel.

Thörichte Uebereilung des französischen Kapitains. Gefahren, denen er sich ausgesetzt. Die Heiligthümer und die Heiligen der Insel. Der Thronerbe. Ehrenbezeigungen, welche ihm dargebracht werden.

In seiner Uebereilung hatte d'Urville überdies das Schiff auf das Spiel gesetzt. Es war allerdings mit Behutsamkeit der Insel bis auf Büchsenschuß-

Entfernung nahe gebracht und es lag in hinlänglich tiefem Wasser vor Anker, aber das Kabeltau schleifte dergestalt auf den spitzen Korallen, daß es sich bis zur Unbrauchbarkeit durchscheuerte und zerriß, als man den Anker heraufholen wollte. Wäre dieses geschehen, bevor man die Bugsirboote angespannt, um das Schiff aus dem Felsenlabyrinth zu ziehen, so wäre es unzweifelhaft an den Klippen zerschellt und was hätte Herr d'Urville dann von seiner übereifrigen Errettung seiner Flüchtlinge gehabt. Ein zweiter Umstand war gleichfalls durchaus nicht berücksichtigt worden, als Herr d'Urville sich so nahe an das Ufer begab. Er setzte eine große Feindseligkeit voraus, er mußte daher jeden Augenblick einen Angriff auf sich selbst erwarten und wie fürchterlich ein solcher Angriff bei dem verzweifelten Muth der Insulaner und bei der großen Zahl derselben sei, hatten schon verschiedene Seefahrer vor ihm zu erproben Gelegenheit. Daß nichts derartiges geschah, daß die 3000 versammelten Krieger das Schiff, welches ihnen beinahe wehrlos Preis gegeben war, nicht angriffen, beweist recht eigentlich die außerordentliche Friedlichkeit der Wilden. Um so übler mußte der Eindruck sein, den die Kanonade auf das Heiligthum der Indianer machte, die Kanonade auf den Ort, den sie nicht allein über Alles heilig halten, sondern in dessen Nähe sie auch die eigenen Zwistigkeiten vollständig vergessen, dergestalt, daß niemals etwas ausgefochten wird in der Nähe des Heiligthums. Welchen üblen Eindruck dieses gemacht hat, ergab sich aus der Empörung, mit welcher mein Führer noch jetzt darüber sprach und ich konnte mich überzeugen, daß die Versuche der Franzosen wirklich erfolglos geblieben, denn ich nahm nichts wahr, was von der furchtbaren, zerstörenden Gewalt ihrer sonst so berühmten Waffen ein Zeugniß gegeben hätte, als ein Paar geköpfte Palmenbäume und ein Paar Löcher in den Dächern einiger Häuser, die man absichtlich nicht ausgebessert, obgleich dies ein Leichtes gewesen, möglicherweise nur um das Andenken an die begangenen Schandthaten der Feinde zu verewigen.

Die armen Insulaner hatten bald genug Gelegenheit, es sehr zu bereuen, daß sie den letzten beiden Flüchtlingen Aufenthalt gestattet, denn dieselben zeigten sich als liederliche, verdorbene Burschen, waren nicht zufrieden damit, die Gunst eines Mädchens zu gewinnen, sondern wollten die Gunst anderer Mädchen und Frauen erzwingen und es kam wiederholt zu sehr heftigen Reibungen, welche Anfangs damit endeten, daß schuldig befundene Frauen verstoßen wurden, dann aber zu Kämpfen führten, in denen die, durch ihre Liederlichkeit entnervten Franzosen unterlagen, so daß ich dieselben nicht mehr auf der Insel fand.

Ich war zufrieden, als ich meine Blicke abwenden konnte von diesen widerwärtigen Zeichen der Barbarei eines Mitgliedes der höchst civilisirten Nation der Erde und dazu gab mir mein freundlicher Führer Gelegenheit, indem er mich in das Haus des Faka-Fanoa führte, des obersten Hüters, des Oberpriesters der Insel, dessen Wohnung hier im Heiligthum selbst sich befand.

Dieser geistliche Häuptling ist eigentlich der wirkliche Beherrscher der Insel,

denn von seinem Willen hängt Krieg und Frieden ab, allein da er seinen Charakter als geheiligte Person zu bewahren hat, darf er sich den Ansichten seines Volkes nicht immer widersetzen, wie es denn auch mitunter kommen mag, daß er sich nicht erheben kann über die eigenen Wünsche und Ansichten, welche wohl nicht immer friedlich sein mögen.

Ich fand in diesem Faka-Fanoa einen freundlichen, sehr gemüthlich aussehenden Greis, der mich mit einer ganz ungeheuchelten Liebenswürdigkeit empfing und mich selbst zu den Häusern der Götter, zu den Heiligthümern geleitete, als er meinen Wunsch, dieselben zu besehen, durch meinen Führer erfahren hatte. Diese Häuser oder Tempel waren gewöhnlich fünfeckig, theils von Stein, theils von Holz erbaut und in denselben sollten die Geister, die Götter wohnen. Er selbst legte ihnen eine solche Heiligkeit bei, daß er dieselben nicht zu betreten wagte, mir aber gestattete er mit einer großen Zuvorkommenheit die nähere Besichtigung, welche mich allerdings sehr enttäuschte, denn der innere Raum war vollkommen leer. Möglicherweise füllt der Geist denselben ganz aus. An den Wänden aber hingen verschiedene Dinge umher, zusammengerollte Matten, in Packete gewickelte Stricke, Gefäße, auch wohl aus Holz geschnitzte, menschenähnliche Figuren von sehr verschiedener Größe, welche dorthin als Geschenke aus Gelübden, die man in Gefahr gemacht hatte, gebracht worden zu sein schienen, wenigstens gab die Aeußerung meines Führers mir Veranlassung, dieses zu glauben. In dem Dorfe, welches den Namen des heiligen Ortes selbst, Mafanga, führt, befindet sich ein großer öffentlicher Platz, auf welchem die sämmtlichen öffentlichen Spiele vorgenommen werden.

Hier in der nächsten Nachbarschaft wohnt auch eine weibliche Heilige, eine Greisin, mit Namen oder Titel (was ich nicht habe ermitteln können) Tui-tonga-fafine. Die Greisin ist die einzige Erbin der höchsten Würde auf der Erde, d. h. nach der Geographie dieser Insulaner auf der Insel, denn Alles, was sonst noch an Land sich auf der Welt befindet, ist durchaus nicht der Rede werth, wie ich erfuhr, als ich bei einer anderen Gelegenheit eine Karte ausbreitete und den Leuten begreiflich zu machen suchte, daß die Fidji-Inseln, Neu-Caledonien und Neu-Guinea größere Länder seien, als die Insel, der sie angehörten. Nachdem ich mich wirklich verständlich gemacht hatte und der Mann begriff, was ich ihm zu zeigen beabsichtigte, erklärte er ganz einfach die Weißen für die ungeheuersten Lügner, denn nur solche könnten versuchen wollen, eine so höchst allgemein bekannte Thatsache leugnen oder thöricht entstellen zu wollen, daß nämlich Tonga-Tabu eigentlich das einzige Land, — nein die eigentliche Erde sei. Man kann ihm das im Grunde nicht verdenken, hält doch der Schwabe das Sauerkraut, der Franzose seine Potage, der Wiener seine Rahmstrudel und der Italiener seine Macaroni für das Beste, für das einzig Eßbare auf der Welt und bemitleidet Jeden, der dies nicht einsieht, warum hätte der Bewohner von

Tonga weniger Recht, seine Insel für das beste Land und für das eigentlich einzige Land anzusehen.

Die Frau, welche ich hier sah, die Erbin der religiösen und politischen Gewalt auf der Insel, war allerdings nicht mehr im Stande, ihre Rechte auf Andere zu vererben. Dem entthronten obersten Fürstenhause der Insel angehörig, war sie die einzig übrig Gebliebene aus dem furchtbaren Kampfe, welcher den Untergang ihres Geschlechtes veranlaßt hatte. Sonderbar, die Revolution, als sie ihr Haupt erhob, trug nicht Scheu, den Fürsten zu verjagen, welcher die beiden obersten Gewalten in sich vereinigte, aber die Kinder der Revolution, die jetzt völlig unabhängigen Egui's zeigen noch immer dieselbe Achtung gegen die Wittwe des entthronten und verjagten Herrschers; beugen ihr Haupt vor derselben und setzen deren Fuß auf ihren Nacken und der ehrgeizigste Egui der Insel, Tahofa, hat die Matrone bewogen, sein Söhnlein an Kindesstatt anzunehmen. Das Bild, welches wir hier geben, zeigt dieses Söhnlein und seine wirkliche Mutter. Der Knabe hat bereits die mächtige Keule in der Hand, das Zeichen der Herrscherwürde und sein Scheitel ist geschoren, zum Zeichen seiner geistigen Oberhoheit, denn nur diese giebt ihm das Recht, sich solchergestalt zu tragen, wer dazu nicht berechtigt wäre und diese Tracht nachahmen wollte, würde sich als einen Spötter gegen das Allerheiligste zeigen und das Leben verwirkt haben. (S. Abbildung, S. 457.)

Die Mutter des Knaben ist die jüngste der Frauen des Egui Tahofa, welcher schon über die Sechzig hinaus ist und sie wohnt bei der Adoptivmutter ihres Sohnes, wodurch ein Abglanz von der Heiligkeit dieses Knaben auf sie fällt. Seinen hohen Stand zeigt er durch die zwei Schnüre blauer Glaskorallen an, welche nur dem Häuptling zu tragen erlaubt sind und wird er einmal ein Krieger sein, so wird er auch das Halsband von Cachelotzähnen tragen dürfen, welches wir auf S. 425 um den Hals der Hauptfigur des Bildes gelegt sehen. Dieses Halsband besteht aus dünnen Blättern, welche entstanden sind, indem man Zähne des Cachelot der Länge nach durchschnitten hat, eine äußerst schwierige Arbeit, welche denjenigen, die dergleichen zu machen verstehen, Rang und Ehren verleiht. Die Kunst heißt Fanno-li und die Personen Fannotamaki; das Gewerbe ist gewissermaßen geheiligt und die Kunstverständigen desselben treiben weiter nichts als dieses und sind darum sehr geachtet. Die Halsbänder haben einen ungeheuren Werth, weil man Monate braucht, um einen Cachelotzahn in vier oder fünf Bänder zu zerschneiden.

Ich war noch keine Viertelstunde bei der würdigen Alten und ihren beiden Schützlingen, als ich Tahofa gleichfalls ankommen sah. So wie er mich in der Nähe seines Kindes stehend erblickte, nahm er eine entschieden böse, fast möchte man sagen grimmige Miene an. Er kam herbei, sah weder mich noch meinen Führer, noch auch seine junge und wahrlich schöne Gattin, sah nur sein Kind. In dessen Nähe angelangt, warf er sich vor demselben nieder und während die

Mutter das Knäblein stützte, hob er einen Fuß desselben auf, küßte ihn, so staubig er war und setzte ihn dann auf seinen Nacken, zum Zeichen, daß er in ihm den künftigen Oberherrn der Insel verehre. Auch zu der Adoptivmutter begab er sich, kniete vor ihr nieder und setzte vor unser aller Augen deren Fuß auf sein Haupt, dann sah er uns mit so durchdringend herausfordernden Blicken an, daß ich in einige Verlegenheit gerieth, mein Begleiter aber nicht im geringsten; er ging auf das Knäblein zu und warf sich vor ihm nieder mit der Stirne in den Staub und bat das Kind, den Fuß auf seinen Nacken zu setzen. Dies selbst zu thun, wie es ein Egui that, wäre ein Verbrechen gewesen, denn einer niederen, einer untergeordneten Kaste angehörend, durfte er dieses nicht wagen, durfte er überhaupt die geheiligte Person nicht berühren.

Der kleine, dicke, runde Kerl, ein in der That sehr hübsches Kind, erhob sein Pfötchen mit ungemeiner Gracie, mit einem Selbstbewußtsein, das mich erstaunen machte und während sich die rechte Hand auf die Kriegskeule stützte, legte sich sein linkes Füßchen sanft auf den Nacken des Unterwürfigen; ich konnte mich des Wunsches nicht enthalten, daß sein Joch, welches er dem Volke auflegen wird, so leicht sein möge, als das, welches gegenwärtig mein Führer empfand.

Niemals verletze ich das religiöse Gefühl irgend eines Menschen und ich hatte gewiß in diesem Augenblick am wenigsten im Sinne, es zu thun, darum sagte ich zu Tahofa, der zu erwarten schien, daß ich das Beispiel meines Führers nachahmen werde, daß mir meine Religion verbiete, mich vor irgend einem Menschen zu beugen, daß dieselbe mir beföhle, nur vor dem höchsten Wesen selbst meine Demuth zu zeigen und hiemit gab der Mann sich sofort zufrieden, denn auch der Wildeste der Wilden hat so gut wie ich, Achtung vor der Religion eines Anderen. Als ich mich nun erbot, die Ceremonie zu vollziehen, welche man bei unseren Königen anwendet, um ihnen Ehrfurcht zu beweisen, war er vollkommen beruhigt und nahm sein freundliches Wesen wieder an; ich aber hob das Knäblein auf, küßte es auf beide Wangen und beide Augen, was ich ohne Ueberwindung thun konnte, da das allerliebste Kind so sauber gehalten war wie es hübsch war und setzte es darauf wieder zu Boden.

---

## Hundertzweites Kapitel.

Ehrgeizige Projekte verschiedener Häuptlinge. Ein junger tongaischer Papst. Verfall der früheren Religion. Große Freundlichkeit der Häuptlinge. Muster tongaischer Kochkunst. Ungeheurer Ficus. Heilige Quelle. Die alles nivellirende Zeit.

Also auch hier ein Sulla und ein Marius, sagte Cäsar, als er zwei iberische Dorfschulzen in Streit sah über ihre Würde. Also auch hier Marius und Sulla

mußte ich ausrufen, als ich die Projekte Tahofa's gegenüber Lawaka, dem nächst mächtigen Häuptling der Insel erfuhr. Tahofa hatte den Impuls gegeben zur Abschaffung der Würde eines geheiligten Oberhauptes, er selbst konnte sich diese Würde folglich nicht beilegen, aber seinem Sohne diese Würde zu erwerben, war sein ganzes Ziel und Streben, darum ließ er das Kind von der einzigen geheiligten Person adoptiren und deshalb verneigte er sich selbst in solcher Demuth vor diesem Kinde, um vor Jedermann darzuthun, daß er selbst vor demselben diejenige Achtung habe, welche er für das Kind prätendirte. Die Adoption durch die Tui-tonga-fafine, der Respect, den er derselben bezeigte, den er dem Kinde bezeigte, den er von den anderen Häuptlingen gegen dasselbe verlangte, dies Alles waren einzelne Staffeln, durch welche er in seinem eigenen Sohne diejenige Macht zu erreichen suchen wollte, welche das Ziel aller seiner Wünsche waren. Um seine Gegner zu entwaffnen, hatte er die Tochter des mächtigsten derselben noch in sehr reifen Jahren geheirathet und gerade ihr Kind zum Oberhaupt der Insel bestimmt. Die anderen Häuptlinge waren weniger klug oder weniger mächtig als er, von ihnen hatte er nichts zu befürchten und so geht denn das Knäblein der Macht eines Padischah, eines Herrschers sowohl über das Land und die Leute, als über die Gewissen derselben entgegen, es sei denn, daß dieses durch die Bekehrung zum Christenthume gehindert würde, wodurch allerdings die Würde des Oberpriesters und die Verehrung der Götter und der Personen göttlicher Abkunft, sowie die ganze politische Organisation nach und nach aufgehoben werden würde.

Der Erhebung seiner Familie, welche Tahofa immerfort im Sinne hatte, würde sich zuerst ein halb wildes, halb christliches Regiment entgegenstellen, dem dann wie begreiflich die allmälig eintretende Christianisirung folgen müßte. Dies sieht der ehrgeizige Fürst auch wohl ein und deshalb sucht er alles Mögliche aufzubieten, um die Ausbreitung des Christenthums auf dieser Insel zu verhindern, er muß entschieden als der thätigste Gegner der Missionaire betrachtet werden. Sollte es gelingen, ihn selbst zum Christen zu machen, so würde man für die gute Sache gewiß viel gewonnen haben, allein es ist sehr fraglich, ob es auf dem einzig rechten Wege, nämlich durch die Ueberzeugung dieses Mannes wird geschehen können, gewiß aber wird es geschehen, wenn man ihm beweisen kann, daß es den höchsten Vortheil für ihn haben müsse.

Bei einem anderen Besuch der Insel empfing mich der Häuptling Palu, einer der untergeordneten, aber zugleich immer einer der höchsten Häuptlinge der Insel, derjenige, dessen Tochter Tahofa noch auf seine alten Tage geheirathet hatte. Er zeigte einen großen Eifer sich uns freundlich zu beweisen und ließ uns zu Ehren alle Quellen tongaischer Kochkunst spielen. Da ich ihn in Erwartung der Mahlzeit um die Merkwürdigkeiten in seiner Nähe frug, führte er mich zu den Grabstätten der nächsten Umgebung. Hier ruheten die Leichname der früher über Alles hoch verehrten geistlichen Häupter der Fata-faïs, aber

ach, wie weit war ihr Ansehen bereits gesunken. Sonst mit der größten Sorgfalt unterhalten, von allem Unkraut und von jeder Ueberwucherung gesäubert, waren sie jetzt davon überwachsen, waren mit Schlingpflanzen und Parasyten beinahe bis zur Unkenntlichkeit bedeckt, selbst die Steine, aus denen diese Monumente gebaut, waren angegriffen, durch die Wurzeln zersprengt und schienen auch, wenn man sie von den übermächtigen Pflanzen gesäubert hätte, nicht mehr ganz geeignet, einen deutlichen Begriff von diesen merkwürdigen und großartigen Bauten zu geben; eine solche Pyramide maß 180 Fuß Länge, auf 120 Fuß der Breite und die Steine hatten 20 Fuß Länge und 6 bis 8 Fuß Breite.



**Grabdenkmale auf den Tonga-Inseln.** (S. 435.)

Was ist dieses? Uebt hier der Christianismus bereits seine zersetzende Kraft? Hat er bereits auf die Geister der Einwohner gewirkt, bevor er noch wirklich erschienen? Hat er bereits die alten Götter entthront, noch ehe die neuen vorhanden sind? Es ist wohl möglich, daß auf diese Weise der Boden geebnet wird, indem man zuerst die Achtung vor den alten Göttern verliert und dann um so leichter und williger die Einführung der neuen duldet.

Palu hatte zwei berühmte Fai-umu, zwei Köche herbeikommen lassen und durch ihre Kunst aus Schildkröten, Vögeln, Fischen, Schweinen, Muscheln,

Ratten, Brodfrüchten, Bananen- und Cocosfrüchten, ferner aus Cocosöl, Cocosmilch, Zuckerrohrsaft und vielen verschiedenen Gewürzen eine solche Menge Gerichte bereiten lassen, daß ich mich wirklich im äußersten Erstaunen befand. Bananen in Zuckersaft scheibenweise eingekocht, bis sie candirt waren, boten ein Confect, welches um so deliciöser war, als es einestheils durch Orangenschalen, anderentheils durch die Blüthen derselben Frucht, endlich aber durch andere sehr feine Gewürze verschieden schmeckend gemacht worden war. Aus derselben Frucht hatte man Kuchen gemacht, indem die Scheiben zuerst getrocknet, dann mit frischem Cocosöl bestrichen und nun geröstet worden waren.

In ähnlicher Weise hatte man aus den Ignamen verschiedene Gerichte bereitet, das mandelartige Fleisch der Cocosnuß zu Gallert gekocht, zu einer Pastete gemacht und endlich wieder so geröstet, daß sein natürliches Fett zur Geltung kam. Ebenso waren die Schildkröten in verschiedener Weise behandelt und die Ratten bildeten ein ganz allerliebstes Gericht. Da sie (wenn ich nicht sehr irre, waren deren 15), alle zusammen auf einem runden Teller, dem Herzen eines großen Fächerpalmenblattes lagen und mit ihren Schwänzen, die sich sämmtlich in der Mitte befanden, auf eine bewunderungswürdig künstliche Weise zusammengeflochten waren, so sah ich in diesem Gericht das leibhafte Urbild des Rattenkönigs, wovon ich eine durch den gelehrten Bellermann in einer eigenen Brochüre erläuterten Zeichnung gesehen habe, welche die getreueste Copie des vor mir auf dem Cocosteller stehenden Gerichtes war.

Nachdem wir die Kostbarkeiten der Tafel genossen hatten, geleitete uns Palu an das Meer, um uns einen prächtigen Feigenbaum zu zeigen, welcher gleichfalls tabu oder heilig ist. Bekanntlich gehören die Bäume aus dem Geschlechte der Feigen und Kastanien zu denjenigen, welche den größten Umfang erlangen, aber einen Baum von so ungeheuren Dimensionen, wie ich ihn hier sah, habe ich in der That nicht für möglich gehalten: man rühmt den Castagno di' centi cavalli am Vesuv als den größten Baum der Erde; mir hat derselbe nicht besonders imponirt, vor allen Dingen ist es nicht einer, sondern fünf, in deren Mitte ein Häuschen steht, welches zur Aufbewahrung seiner Früchte dient. Wenn in dem Schatten der fünf Bäume hundert Reiter stehen können, so ist dies kein großes Wunder. Aber gesetzt, die fünf Bäume seien wirklich, wie man behauptet, die auseinandergesunkenen Theile eines einzigen Baumes, so ergiebt sich doch aus der Messung an der äußeren Rinde dieser Stämme, daß sie aneinandergerückt zu Einem, nicht mehr als 40 Fuß im Umfange gehabt haben können und wer damit nicht zufrieden ist, der suche einen größeren Baum auf. Die Königseiche in dem wilden Rosenthal bei Leipzig hat im Umfang noch nicht 30 Fuß.

Der Baum hier auf der Insel setzte mich aber in Erstaunen, denn er mißt 105 Fuß im Umfang, das dürfte wohl etwas sein, was auf der Welt

nicht wieder vorkommt und was auch kein afrikanischer Boabab zeigt. Es sieht zwar aus, als ob dieser Baum aus wenigstens zwölf miteinander verwachsenen Stämmen bestehe und im ersten Augenblick hielt ich mich sogar wie für überzeugt, daß es so sein müsse; die Bäume aus dem Feigengeschlechte haben aber eine so tiefe Kerbung, daß man sich hierin überaus leicht täuschen kann und was mich zu dem Glauben bringt, daß der von mir gemessene Baum ein einziger Stamm sei, das ist der Umstand, daß mehrere seiner mächtigen, beinahe horizontal hinaushängenden Aeste 18 Fuß im Umfang, das will sagen, eine Klafter im Durchmesser haben. Ein solcher Ast, selbst ein Riesenbaum, setzt wohl einen Stamm voraus, der bei 100 Fuß Umfang nicht aus vielen zusammengewachsenen Bäumen, sondern aus einem Einzigen bestehe.

Dieser Baum war ganz speciell dem vertriebenen Tui-tonga geweiht und er war so groß und mächtig, wie die Gewalt dieses Herrschers es war. Wenn derselbe die Würde nach dem Tode seines Vorfahren empfangen hatte, begab er sich mit sehr zahlreichem Gefolge hierher an das Ufer des Meeres, setzte sich in den Schatten des Baumes und vollzog dort verschiedene Ceremonien, die als nothwendig zu seiner eigenen Erhebung betrachtet wurden. Zur selben Zeit empfing auch seine Gattin die hohe Würde ihres Mannes dadurch, daß sie sich in einer benachbarten heiligen Quelle badete. Sie war dabei allerdings von mehreren ihrer vornehmsten Dienerinnen begleitet, aber keine derselben durfte sich selbst in das geheiligte Gewässer begeben. Derjenige Mensch überhaupt, der es gewagt haben würde, die heilige Quelle durch seinen Körper zu verunreinigen, würde sich des Todes schuldig gemacht haben. Heutigen Tages ist dies Alles anders geworden. Der Tui-tonga existirt nicht mehr, der Baum beginnt zu verdorren, die Heiligkeit der Quelle ist erstorben; es mag wohl manchen der Herrscher tiefer Kummer überkommen, wenn er so Alles vergehen sieht, was einstmals das Geheiligteste und Verehrteste im Kreise seiner Begriffe war. Das ist das Traurige bei allen Revolutionen, daß sie zerstören, ohne etwas Neues und Besseres an die Stelle des Zerstörten zu setzen, es folgt wohl eine Umwandlung auf die andere, aber es sieht gerade so aus, als ob diese Umwandlung nicht ein Empor-, sondern ein Herabsteigen wäre; die Revolution nivellirt Alles, sie bringt die Bergspitzen den Thalgründen näher und näher, aber ist denn das etwas schönes, wenn alles so verflacht wird? Sucht der Mensch nicht im Gegentheil eine flache Gegend zu verschönern, indem er künstliche Hügel aufzuschütten sucht? Werden die Menschen glücklicher sein, wenn Alle vollkommen gleich sind? Und werden wir uns dann die Stiefel nicht selbst putzen, die Kleider uns nicht selbst machen, ja was das Schlimmste ist, sogar das Erz graben müssen, um daraus das Eisen zu gewinnen, aus welchem wir Stahl fabriciren, Draht ziehen und daraus endlich Nähnadeln machen, um damit die Kleider zu verfertigen, denn da wir Alle gleich sind, wird es Keinem gefallen, etwas für den Anderen zu thun und es wäre auch ein wahres Unglück, wenn

es geschähe, denn alsbald wäre dieser Eine reicher als die Anderen und man müßte mit dem Gleichmachen von vorn beginnen.

## Hundertdrittes Kapitel.

**Industrie der Insulaner. Fabrikation ihrer Bekleidungsstoffe. Färben und Malen derselben. Anmuthiger Anblick der jungen Mädchen. Irrthümliche Ansichten des Herrn van Bergheem und wie derselbe beinahe zum Fall gebracht worden wäre.**

Mein nächster Besuch am Lande galt den Beobachtungen der Häuslichkeiten bei diesem Völkchen und van Bergheem sowohl als Violet begleiteten mich diesmal. Der Supercargo hatte einen solchen heilsamen Schreck vor allen Landungsversuchen bekommen, daß er seine großen Handelsgeschäfte sämmtlich auf dem Schiffe abmachte und vorläufig nicht zu bewegen war, dasselbe zu verlassen, woran im Uebrigen — ich muß es gestehen, selbst auf die Gefahr hin, daß es etwas respectswidrig klingt — mir nicht im Geringsten gelegen war.

Wir schlenderten so umher, weniger durch das Ceremoniell der edlen Häuptlinge belästigt, als in den ersten Tagen, wo es ihnen darauf ankommen mußte, uns klar zu machen, daß sie die erforderliche Lebensart hätten, um mit Europäern auf freundschaftlichem Fuße umzugehen. Da gab es denn nun allerdings vielerlei zu sehen. Die Leute bieten zum Kauf an ein eigenthümliches filzartiges Gewebe, woraus sie Kleider verfertigen und dessen Bereitungsart beinahe gänzlich unbekannt ist, nicht etwa, weil sie gleich unseren vornehmen Fabrikanten ein Geheimniß daraus machen. Fabrikgeheimnisse giebt es unter diesen natürlichen, liebenswürdigen Menschen nicht, sondern weil von allen hier gelandeten Matrosen und Offizieren Niemand ein Interesse daran hat, die Bereitungsart kennen zu lernen. Bei mir war es anders, ich wollte Alles kennen lernen, was möglicherweise zu lernen ist und so kam es denn, daß ich das Mehrste mit ganz anderen Augen ansah und dadurch wirklich etwas lernte. Der Stoff, von welchem ich hier spreche, ist eine Art Bastfilz und wird aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes gewonnen; ich hatte nun Gelegenheit, die Fabrikation dieses Stoffes in seinen verschiedenen Stadien zu verfolgen. Mir wurde erzählt, daß man Zweige dieses Baumes, in der Regel nicht dicker als 4 Zoll im Umfange werden lasse, dann abschneide, spalte, so daß die Rinde sich abschälen lasse und diese nun ein Paar Tage im Wasser weiche. Von diesem Stadium an habe ich das Uebrige selbst gesehen. Die Frauen und Mädchen waren beschäftigt, den so geweichten Bast von der harten und spröden Rinde zu lösen; zu diesem Behuf wird dieselbe wiederholt umgekehrt, im entgegen-

gesetzten Sinne, wie sie gewachsen ist, gedreht, so daß das Innere nach Außen kommt, darauf klopft man mit einem ganz kubischen hölzernen Hammer immerfort auf die Rinde, bald von einer, bald von der anderen Seite. Beim Klopfen der Bastseite nimmt man eine Bahn des Hammers, die eben und ohne Kanten ist, beim Klopfen der äußeren Seite wird der Hammer in der Hand gewendet und es kommt eine Bahn in Berührung mit der Rinde, welche stark gereifelt ist, wodurch diese äußere spröde Rinde vielfältig zerbrochen wird und abspringt und als Unterlage dient dabei der Mörser, in welchem am Abend Reis gestampft wird, doch kommt nicht die hohle Seite, sondern die flache, die Bodenseite nach oben.

Nun legt man so vorbereitete Baststücke, von denen die Rinde abgesprengt ist, zwei über Kreuz aufeinander und klopft sie unter fortwährender Benetzung lediglich mit der glatten Seite, dann legt man ein Stück Bast parallel dem ersten und ein viertes Stück parallel dem zweiten und klopft sie nun wieder miteinander. Bei diesem Zufügen der neuen Streifen wird darauf gesehen, daß sich ein Flechtwerk bildet; wenn es vollendet ist, hat man in denjenigen Matten aus Lindenbast geformt, welche in großer Menge aus Rußland zu uns kommen, das beste Bild; aber die Sache gestaltet sich dadurch anders daß der Saft, der in dem Bast enthalten ist, durch Benetzung aufgelöst wird, die Fäden zusammenklebt und die Arbeiterin in Stand setzt, weniger im Flechten als im Klopfen die Festigkeit und Feinheit des Zeuges zu suchen. Diese Feinheit kann so weit getrieben werden, als man es irgend haben will; dasjenige Papier, welches unsere Goldschmiede zum Einwickeln von größeren Gegenständen brauchen, die man nicht gleich dem Schmuck in Kapseln legt — dasjenige, was man Seidenpapier nennt, ist bei weitem noch nicht so zart, nicht so weich und selbstverständlich auch nicht so haltbar, als der Stoff, den diese Insulanerinnen bereiten, wenn es ihnen darauf ankommt, etwas recht Vollkommenes zu liefern. Sie lassen den Stoff auch stärker, dreifach und sechsfach so dick, immer nach der Bestimmung, welche sie ihm geben, unter allen Umständen wird er aber außerordentlich haltbar, dauerhaft, wie man es von einem Filz gar nicht erwarten sollte.

Je größer das Stück werden soll (in der Regel 3 Fuß breit und 6 Fuß lang, aber zu Festgewändern weit über diese Dimensionen hinausgehend), desto mehr Personen sind dazu erforderlich, denn wie es wächst, muß es schwebend erhalten werden, weil der Klotz, auf dem die Verbindung geschieht, nur von geringer Größe ist. So sieht man denn an solch einem Stücke vier bis zehn Personen arbeiten, welche sich wiegen und neigen mit dem ganzen Stücke in ihren Händen über den Ambos und unter dem Hammer hinwegschweben, so daß die geschlagene Fläche viel hundertmal an die nämliche Stelle kommt, immer wieder von neuem getrieben in derselben Art, wie man bei uns das Zinn schlägt, um es zu Staniol zu machen.

Wenn der Stoff so weit fertig ist, breitet man ihn zum Trocknen auf ein fein geflochtenes Netz von Cocosfasern und nachdem dieses geschehen, wird er gefärbt.

Während des Trocknens wiederholt von dem Netz abgehoben, damit er nicht daran hafte, wird vor dem Färben noch einmal der ganze Stoff gelüftet, um sich zu überzeugen, daß er ganz locker aufliegt, dann taucht man eine handbreite Bürste, aus Cocosfasern gemacht, in einen Decokt von der Curcuma-Wurzel oder in einen ähnlichen Decokt von dem Coca-Baum. Das Erstere giebt die bekannte gelbe Farbe, das Andere liefert ein schönes Braun. Mit der Bürste wird die Farbe aufgetragen und dem Zeuge Strich gegeben, wodurch es zugleich Glanz', ein wirkliches Lüstre erhält. Will man die beiden Farben dunkler nüanciren, so legt man das Zeug sehr regelmäßig in Falten und dann vergräbt man es etwa einen halben Fuß tief in Bananenblätter wohl eingewickelt, drückt die Erde fest und zündet darauf Feuer an, was man so lange unterhält, bis die feuchte Wärme zu dem Zeuge selbst gedrungen ist.

Gewöhnlich sind die Zeuge nicht blos gefärbt, sondern gemalt. Abgesehen von einer breiten, weißen Kante, welche sie immer haben, da man das Anstreichen nicht bis zum Rande fortsetzt, so haben sie auch noch mit feineren Pinseln gemachte Verzierungen von braun auf dem gelben Grunde, von gelb und braun auf der weißen Borte, oder von einem prachtvollen Roth, welches sie aus der Rinde desjenigen Baumes gewinnen, welchen sie Hea nennen.

Mich interessirte jede einzelne dieser Beschäftigungen und gleichzeitig war mein Auge und meine Phantasie auf das Angenehmste berührt durch die wundervollen Mädchengestalten, deren wahrhaft reizerfüllter Körper bis zu den Hüften entblößt und von da nach dem Geschmack einer jeden weiter abwärts in das leichte Zeug gehüllt, welches ich sie bereiten sah, einen wahrhaft bezaubernden Anblick gewährten. van Bergheem mußte derselben Ansicht sein, wenigstens faselte er mir immerfort davon vor, theils gab er dem, was ich fühlte, bescheidene Worte, theils aber machte er Bemerkungen, die nicht gerade am Platze waren.

Wenn er die Schönheit der Formen, die vollen runden Arme, die prächtig ausgebildete Brust, welche emporstand, wie bei einer Marmorstatue, wenn er die Elasticität der Glieder überhaupt auf die Bewegung des völlig unbedeckten Körpers in freier Luft schrieb, so hatte er gewiß recht; auch ich war entzückt davon und konnte mich an all den Schönheiten, obschon sie mich rings umgaben, nicht satt sehen — wenn er die Weichheit der Haut, die Geschmeidigkeit derselben, ihren Glanz, ihre sammetartige Beschaffenheit mit dem täglich wiederholten Baden und der Anwendung des Cocosöles zusammenbrachte, hatte er gewiß recht, wenn er aber sonstige Bemerkungen machte, die ich nicht zu wiederholen wage, so hatte er unrecht und eine Ohrfeige, welche ihn beinahe zum Niedersitzen genöthigt hätte, machte ihm begreiflich, daß er sehr unrecht habe,

oder wenigstens, daß das Mädchen, dessen Taille er umfaßte und dessen schöne Brust sie seinen Händen nicht schnell genug entziehen konnte, diese Kühnheit sehr unangenehm empfinde. In der Zeichnung, welche der Leser sieht, habe ich versucht, ihr freundliches Gesicht wiederzugeben, möge der Buchdrucker sich diesem Versuche nicht allzu eigensinnig widersetzen, dann wird man finden, daß in diesem Gesicht keine Spur von bösem Willen liegt und daß die heftige Bewegung nur die Folge eines auf das Gröblichste verletzten Sittlichkeitsgefühles war. (S. 465.)

Ich konnte nicht umhin, dem schönen Mädchen meinen vollsten Beifall zu bezeigen und zu van Bergheem, der gewaltig empfindlich wurde und durchaus Satisfaction haben wollte, sagte ich, er möge kein Hasenfuß sein, die Lehre mit Dank hinnehmen und nicht mehr so gröblich sündigen! was er nun wieder von mir sehr übel nahm und meine Rathschläge und die Bemühung, ihm dergleichen zu ertheilen, höchst anmaßend fand, indem er einige unverschämte Worte über diese Mädchen ausstieß, die zeigten, was er eigentlich von ihnen denke, eine Idee, die ich ihm zu benehmen suchte, wiewohl auch vergeblich, denn er war nun einmal der Ansicht, von diesen Mädchen könne man Alles verlangen und für sechs Glaskorallen sei eine jede feil.

---

## Hundertviertes Kapitel.

Herr van Bergheem ist noch nicht geheilt von seinen falschen Ansichten und setzt sich einem Aderlaß aus. Ansichten über Liebe und Verwandtes. Kindliche Liebesopfer.

Ich bat den wackeren Herrn, sich dergleichen nicht einzubilden, diese Mädchen seien nicht wie die Papua-Neger oder die von Otaheita, ihre Gesittung sei eine so viel höhere, daß er mit seinen Ansichten nicht durchkommen werde und er möge mir doch einmal sagen, wie viel derselben an das Schiff gekommen seien, um sich den Matrosen preiszugeben, wie wir dies auf den Fidji-Inseln wahrgenommen hätten und noch an vielen anderen Stationen wahrnehmen würden.

van Bergheem antwortete auf die Frage nicht, das war auch überflüssig, denn ich wußte sehr gut, daß keine dagewesen waren und ich kannte auch die Ursache, aber er wollte mir beweisen, was fünf Glaskorallen thäten und griff in die Tasche, nahm eine Handvoll derselben heraus und bot sie dem Mädchen an, das ihn geschlagen hatte, doch sie kehrte ihm verächtlich den Rücken und da er nochmals Miene machte, sie anzufassen, so sprang sie davon nach der Hütte, vor welcher die Arbeit gemacht wurde und einen Augenblick darauf erschien ein mäßig bejahrter Mann, vielleicht ihr Vater, mit einem Speer, welchen er so

drohend erhob, daß van Bergheem eiligst Fersengeld gab und mir seinen Beweis schuldig blieb.

Da ich mir keiner üblen Handlung bewußt war, so blieb ich ruhig stehen und als der Vater nunmehr aus der Hütte trat und auf uns Beide, Violet und mich, mit erzürnten Gebehrden zuschritt, sprachen die anwesenden Mädchen sämmtlich begütigend und die allerliebste Entflohene kam eiligst hinter ihrem Vater her, umfaßte ihn mit beiden Armen und zeigte sehr eifrig mit freundlichen Mienen auf uns, indessen sie ebenso in lebhaften Zorn übergehend auf den Entflohenen deutete, dem nun der Vater ärgerlich und kopfschüttelnd nachsah. Aber zu mir kam das freundliche Geschöpf und bot mit heiterer Miene mir die Hand, umarmte mich dann und legte ihren wunderlieblichen Krauskopf so schmeichelnd an meine Brust und drückte mich dabei so sanft und doch so innig an sich, daß ich nicht umhin konnte, sie gleichfalls zu umfassen und hätte ich sofort den Speer des Herrn Papa, der daneben stand, zwischen meinen Rippen fühlen sollen; aber der Herr Papa sagte gar nichts dazu und das Mädchen entfloh nicht, sondern erhob sich nur zögernd aus der Umarmung, sah mir mit einem unbeschreiblich mildem Blick in das Auge, reichte mir nochmals die Hand, drückte die meinige zwischen ihre beiden und sprach einige sehr lebhafte Worte, welche in mir die Ahnung erweckten, als sollten sie Dank ausdrücken dafür, daß ich an ihre Ehre geglaubt oder ihre Ehre vertheidigt hätte.

Die Sache wurde dadurch bestätigt, daß der Vater, der ein wenig englisch konnte, auf meine Frage über diesen Gegenstand mir sagte, seine Tochter verabscheue den Fremdling, welcher glaube, daß sie für fünf Glaskorallen ihre Liebe verkaufen wolle, Liebe verkaufe man nicht, man verschenke sie, der Fremde würde ganze Berge von blauen Steinen ihr bieten können für einen Kuß, sie würde ihm keinen geben.

Natürlich kamen die Worte nicht ganz so zusammenhängend und geordnet heraus, aber thatsächlich war es der Sinn, den ich hier wiedergegeben habe. Der Grund, warum die Mädchen im Allgemeinen hier bei weitem weniger zugänglich sind, ist zum Theil in ihrer viel höheren natürlichen Begabung, in ihrer besseren, feineren Race zu suchen. Wir hielten uns lange genug hier auf, um im Stande zu sein, über die Sitten Beobachtungen anzustellen. Da konnte mir nicht entgehen, daß das Verhältniß zwischen jungen Männern und Mädchen ein bei weitem anmuthigeres war, als auf den Fidji-Inseln und daß vor allen Dingen der junge Mann sich nicht bei den Eltern nach dem Kaufpreise erkundigt, sondern sich bei dem Mädchen um dessen Neigung bewirbt.

Nun ist übrigens den Fremdlingen, ich meine den Matrosen gegenüber, die Sprödigkeit eines wirklich schönen und seiner Schönheit sich nur einigermaßen bewußten Mädchens ganz erklärlich. Sie sieht in ihm nicht ihresgleichen, nicht einen Gegenstand, der ihrer würdig, der für sie begehrenswerth wäre. Das ist aber nur die Außenseite; nun nähert sich ihr der gemeine Bursche und

sie lernt durch sein Betragen auch sein Inneres kennen, er wird für sie zu einem Thier, zu einem Gegenstand des Abscheues. Ja, wenn es wie bei den Papua's, unter denen wir waren, umgekehrt hergeht, das Weib als ein Gegenstand tief untergeordneten Ranges, als etwas Widerwärtiges betrachtet wird, da kann allerdings auch ein Matrose zur Geltung kommen, (wie z. B. auf dem Berg bei Hamburg), aber diese Mädchen auf Tonga sind von feinerem Thone gebildet, sind ihrer selbst so bewußt, daß sie sich nicht preisgeben und wie sehr haben sie recht. Jenes rohe Volk, welches das Zwischendeck bewohnt, ist nicht eben sorg-



**Ein junger tongaischer Papst.** (S. 446.)

fältig in der Wahl seiner Vergnügungen und wehe der Unglücklichen, die sich mit einem solchen einläßt, ihr wird die Pest eingeimpft.

In Europa kann diese Pest geheilt werden, in den heißen Gegenden geht man daran immer unter. Zuerst krank, dann durch die Krankheit entstellt, dann ein Scheusal und ein Greuel für Andere und zuletzt verwesend bei lebendigem Leibe. Diese Erfahrungen sollen auf den Tonga-Inseln gemacht worden sein, als am Anfange dieses Jahrhunderts die Engländer sich um dieselben bemühten, vielfältig hier anlegten und wenigstens einige der verwittweten Frauen bewogen, ihre Wünsche zu erhören. Sie wurden Opfer ihrer Bereitwilligkeit und ver-

breiteten die Krankheit eine Zeit lang unter den Ihrigen, bis sie mit denjenigen ausstarb, die von ihr ergriffen waren und dadurch hinlänglich belehrt, neue Erkrankungen nicht vorkamen.

Bei meinen weiteren Wanderungen bat ich vor allen Dingen Violet, mich nicht von Neuem in eine solche Verlegenheit zu setzen, wie es Herr van Bergheem gethan und es schien auch, als habe der geschwungene Speer des Vaters der schönen Tule (so hieß das Mädchen), für ihn etwas genügend Abschreckendes gehabt, ich hatte mich nicht über ihn zu beklagen.

Hier that ich nun noch vielfältiger und genauer Blicke in das häusliche Leben. Ich ging von einem Hause zum anderen und sah überall etwas mich Unterhaltendes, Erfreuendes; die Leute lebten in solcher idyllischer Friedlichkeit, daß jedes einzelne Bild ein reizendes war. Ich überraschte eine kleine Kaffeegesellschaft, das will sagen, acht Frauen, welche unter dem Vordach ihres Hauses saßen und Kawa tranken und dabei so lustig plauderten, so hübsche spöttische Mienen machten, wie man es nur in unseren feinsten Kaffeegesellschaften sehen kann. Vor einem anderen Hause saß eine Mutter und rasirte ihrem Sohne den Kopf. Sie that es mit einem Haifischzahn, dessen sägeartige Außenseite so außerordentlich scharf ist, daß sie zu diesem Behuf gebraucht werden kann und die Frau entledigte sich ihrer Aufgabe mit so vielem Glück, wie es nur ein orientalischer Barbier mit seinen Messern hätte thun können.

Vor einem anderen Hause saß ein halbes Dutzend Mädchen Netze strickend und als ich mich mit der Arbeit näher bekannt machen wollte, sah ich nicht nur zu meinem großen Erstaunen ganz die europäischen Instrumente, die eigenthümlich gestaltete und bewickelte Nadel und das runde Holz, welches die Größe der Maschen bestimmt, sondern bemerkte auch, daß die Schürzung der Knoten genau der unserigen gleich war. Die Kunst Netze zu stricken ist aber auf diesen Inseln unzweifelhaft älter, als die Bekanntschaft der Eingeborenen mit den Europäern., An einem anderen Orte sah ich vier Leute einander mit großer Lebhaftigkeit die Finger in's Gesicht werfen. Ich glaubte Anfangs sie demonstrirten einander irgend etwas schwer Begreifliches, beim Nähertreten sah ich aber zu meinem äußersten Erstaunen, daß es das à la Mora-Spiel der Italiener war, nur bestand eine Varietät darin, daß ein jeder fünf kleine Blättchen von Cocosholz bei sich hatte, welche die Fischchen unserer Whistspieler vertraten. Allemal wenn sie die Finger geworfen und die Zahl genannt hatten, bekam der Sieger ein solches Stäbchen; da nun bald der Eine, bald der Andere der Sieger war, das Glück hin- und herschwankte, so dauerte das Spiel immer eine Zeitlang und es war beendet, sobald alle zehn Marken der beiden Spieler sich in einer Hand befanden, hier zahlte nun der Besiegte dem Sieger den Gewinn aus, zugleich aber machte diese gewonnene Parthie der anderen ein Ende und die beiden Spielenden, welche mit ihrem Spiel noch nicht fertig waren, mußten den Anderen, welche ihr Spiel beendet hatten, etwas auszahlen.

Als ich einmal aufmerksam geworden auf dieses Spiel, bemerkte ich es an vielen Orten und zwar entweder, wie hier, unter vier Spielern oder nur unter Zweien. Es ist gewiß ein sehr primitives Spiel, man braucht dazu nichts als seine fünf Finger, dies sind die Karten und fünf Steinchen oder fünf Kerne von Früchten, Hölzchen u. dergl., das sind die Marken. Aber trotz seiner Einfachheit wundert mich doch sein Bestehen bei Gegenfüßlern. Würden die Engländer oder Holländer dieses Spiel treiben, so dürfte man ganz einfach sagen, durch die Seefahrer dieser Nationen ist dies Spiel hierher verpflanzt, allein im ganzen Norden von Europa ist es gänzlich unbekannt und die romanischen Völker, Italiener, Franzosen, Spanier haben diesen Archipel weder entdeckt, noch nach seiner Entdeckung bereist.

Man braucht nicht lange auf Tonga zu sein, um wahrzunehmen, daß den allermehrsten Frauen und Mädchen ein Glied des kleinen Fingers fehlt, auch wohl zweie an der linken Hand, sowie auch noch das erste Glied des Ringfingers. Ich wußte mir diese Verstümmelung, namentlich weil sie so allgemein vorkommt, gar nicht zu erklären, bis ich von dem Häuptling erfuhr, daß dieses Abschneiden oder Abhacken eines Gliedes eine heilige Operation ist. Sie nennen dieselbe tutu-nima und sie wird ausgeführt, wenn ein naher Verwandter erkrankt; es ist ein Opfer, welches den bösen Göttern gebracht wird, ein Opfer, welches ihren Zorn besänftigen und dadurch die Genesung herbeiführen soll, jedenfalls ein Beweis von Mitgefühl, wie man es von Wilden nicht erwartet. Es scheint mir überhaupt ein Frevel, diese Leute Wilde zu nennen. Sie haben andere Sitten als wir, aber beim Himmel, Wilde sind es nicht!

Ich war Zeuge eines solchen Opfers. Beim Vorübergehen an einer Hütte hörte ich schwere Seufzer eines Kranken, welche mich bewogen, näher zu treten; da lag ein Mann auf dem Lager und ächzte und die Leute umher vermochten nicht zu helfen, der Zauberer, welcher ihr einziger Arzt ist, hatte vielleicht vergeblich seine Künste versucht. Da sah ich ein allerliebstes kleines Mädchen von etwa acht Jahren zu einem Knaben laufen, welcher ein Messer in der Hand hielt; sie sprach einige Worte mit ihm, er sah sie zweifelnd an, ich werde das milde, wehmüthige Gesicht des Knaben nicht vergessen. Sie, die Kleine, rang die Hände, richtete flehende Worte an ihn und deutete auf den Kranken; da nahm der Knabe das Mädchen auf seinen Schooß, küßte es, hob einen Klotz von der Erde, legte den kleinen Finger des Kindes darauf und mit einem Hiebe des schweren Messers sprang das erste Glied desselben, vom Knorpel getrennt, weit davon. Das Mädchen verzog keine Miene, sondern hob ein Reiß vom Boden auf, zündete es an und räucherte oder trocknete damit die Wunde; in derselben Zeit aber hatte der Knabe den kleinen Finger seiner Hand auf die noch blutige Stelle desselben Klotzes gelegt und ihn sich abgetrennt, worauf er dem Mädchen das brennende Reiß aus der Hand nahm und es an seinen Finger hielt.

Jetzt sah das Kind den Knaben, den Bruder, an und dabei quollen die heißen Thränen aus seinen Augen und rollten über die Wangen, sie umarmte den Bruder, umfaßte seine Knie und küßte seine Hand und dies Alles war so lautlos vorübergegangen, daß die den Kranken Umstehenden nicht einmal etwas davon gemerkt zu haben schienen, und Leute mit solchen Empfindungen nennt man Wilde!

## Hundertfünftes Kapitel.

Heilung eines Kranken. Bauart der Häuser auf der Insel. Ungemeine Zierlichkeit des Flechtwerkes. Die Wirthschaftsgeräthe. Mannigfaltige häusliche Einrichtungen. Ordnung der Straßen, Gärten und Umzäunungen.

Dies Opfer hatte mich so innig gerührt, daß ich mich selbst der Thränen gar nicht enthalten konnte und Gott im Stillen innigst bat, mich zu befähigen, hier als Retter aufzutreten und das heilige Opfer, das kindliche Liebe gebracht, zu belohnen. Ich trat zu dem Kranken und fand ihn in einem furchtbaren Fieber, das mit einem Delirium verbunden war. Meine geringe ärztliche Praxis in Batavia hatte mich doch gelehrt, wie man in solchen Fällen in diesen heißen Gegenden verfahren müsse; in Folge dessen hatte ich auf meinen Ausflügen auch immer ein kleines Kapselchen mit einem halben Dutzend der allerwirksamsten Pflanzenalkaloide, deren sich die neuere Medicin mit so großem Erfolge bedient, bei mir. Ich zeigte zuerst den Leuten, daß sie den Kopf des Kranken immerfort benetzen und mit einem Fächer Luft darauf wehen sollten, was mir das beste Ersatzmittel für das fehlende kalte Wasser oder Eis schien, dann gab ich dem Kranken eine kleine Gabe Chinin und deutete an, daß ich am nächsten Morgen wiederkommen werde, daß sie indessen aber den Körper des Kranken zugedeckt und den Kopf desselben kühl halten sollten. Als ich dann wiederkam, fand ich wirklich zu meiner unbeschreiblichen Freude das Fieber sehr vermindert und den Kopf frei, wenige Tage darauf war der Mann außer Gefahr und auf der Insel Tonga gab es einen Halbgott mehr.

Die Art, ihre Hütten zu bauen, weicht wesentlich von derjenigen ab, die ich bisher bemerkt. Die Hütten sind fast alle länglich-rund, auf den beiden längeren Seiten ganz offen, auf den schmalen Rundungen aber geschlossen; es sind gewissermaßen nur Dächer, welche auf 4 Fuß hohen Pfählen ruhen, aber sie bieten dennoch alle, diesen einfachen Menschen nöthigen Bequemlichkeiten dar. Die Hütten werden 30 bis 40 Fuß lang und etwa 20 Fuß breit gemacht; die ovalen Abrundungen mit feststehenden Wänden dienen als Schlafgemächer, der offene Raum zwischen beiden ist das Wohn-, Staats- und Versammlungszimmer.

Da dieses ganz offen ist, so würde man sich fortwährend in Zugluft befinden, dem begegnen starke geflochtene Matten, welche ziemlich lang, 15 bis 20 Fuß und 3 bis 4 Fuß hoch zusammengerollt sind, so daß zwei Rollen daraus entstehen, auf jeder derselben ist die eine Hälfte der Matte und man kann so beliebig eine der beiden Hälften aufrollen und man thut es auch nach dem jedesmaligen Bedürfniß. Die beiden Rollen werden an die Seite gestellt, von welcher der Wind herkommt und so weit aufgerollt, als nöthig ist, um eine oder zwei Personen oder die ganze Familie mit einem Halbkreise aus dieser Matte, aus dieser geflochtenen spanischen Wand gebildet, zu umgeben. So sind die Leute gegen die bewegte Luft geschützt und etwas anderes brauchen sie während des Tages überhaupt nicht, aber dieses brauchen sie und darum nehmen sie es auch auf ihren Reisen mit sich. Die zusammengerollte Matte unter dem Arme ist ein sicheres Kennzeichen, daß der Träger sich nicht im heimathlichen Dorfe, sondern auf der Wanderschaft befinde.

Die Dächer auf den Häusern der Wohlhabenden sind mit Zuckerrohrstauden gedeckt und daher vollkommen wasserdicht, auch die stärksten tropischen Regen durchdringen ein solches Dach nicht, die Wände aber werden zur Zeit der Regen von Außen her verdoppelt, indem man starke und festgeflochtene Matten an die Hütte lehnt, so daß der strömende Regen diese und nicht das Haus selbst trifft. Zu dieser Zeit werden auch die offenen Seiten der Hütte dort, woher der Wind kommt, zugesetzt.

Die Häuser der armen Leute sind mitunter nur halb so lang, bei 12 bis 15 Fuß Breite, sie sind zwar denen der Häuptlinge im Aeußeren ähnlich, aber sie haben keine Bedachung von Zuckerrohr, sondern nur von Matten und durch diese allerdings dringt der Regen; ein solches Dach gewährt nur Schutz gegen die Sonne, denn der Regen läuft ungehindert durch die sich kreuzenden Fäden. Ich wundere mich sehr, daß die Leute ihre Hütten nicht mit Palmenblättern decken, diese würden jedenfalls viel besser, als unsere nordischen Strohdächer den Regen abweisen, Matten aber können dies natürlich nicht und doch sieht man diese sehr natürliche Auskunft nur selten.

Der Boden jedes Hauses besteht aus fest geschlagenem Thon, auf welchem eine Lage von getrocknetem Grase und Laub gestreut, diese aber mit Matten überdeckt wird, daher man auf solchem Boden sehr weich geht, was eigentlich nicht ganz angenehm ist; der Gebrauch wundert mich aber eines anderen Grundes wegen, es läuft hier so viel Ungeziefer umher, wie anderswo in heißen Ländern und daß dieses sich in dem trockenen Laub unter den Matten verbirgt, um während der Nacht über die armen Schläfer herzufallen, ist sehr natürlich, dennoch weicht man von dem Gebrauch nicht ab.

Die beiden halbrunden Gemächer an den Enden des Hauses erfüllen ihren Zweck als Schlafzimmer in folgender Art. Die eine Seite ist ganz ausschließlich für die Familie bestimmt, gewöhnlich ist sie durch eine Scheidewand in

zwei Theile getrennt, das eine bewohnt der Mann und seine Frau oder seine beiden Frauen, das andere Gemach dient den Kindern als Schlafstelle. Das gegenüberliegende Halbrund hat die Bestimmung, alle übrigen Bewohner des Hauses aufzunehmen und schlafen dabei die Männer auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite.

Die Wirthschaftsgeräthe sind wie begreiflich höchst einfach. Der dreibeinige, ausgehöhlte Klotz zur Bereitung des Kawa fehlt natürlich nirgends, ebenso wenig einige Kellen, halbe Cocosnüsse mit einem Stiel versehen, welche als Schöpflöffel dienen, dazu kommen einige ausgehöhlte Kürbisse, nicht selten von ungeheurer Größe, welche als Wassergefäße dienen, ferner sehr viele ganze Cocosnüsse, deren Mark man durch eine der Keimöffnungen entfernt hat und welche nun mit ihrem eisenfesten Holz vortrefflich dienen zur Aufbewahrung des Palmenöles, womit sie sich nach jedesmaligem Waschen die Haut einreiben, um sie geschmeidig zu erhalten und um sie gegen Insektenstiche zu bewahren, denen bekanntlich das Fett zuwider ist. Fügen wir noch einige Klötze und hölzerne Schemel hinzu, so sind wir mit dem ganzen Hausrath vollkommen fertig. Das Kochen wird, wie begreiflich, niemals innerhalb der Hütten vorgenommen, denn sie würden bei der geringsten Unvorsichtigkeit ein Raub der Flammen werden.

Jetzt findet man schon da und dort eiserne Kochgefäße, auch wohl kupferne, größtentheils sieht man noch immer Geschirre von Thon, welche mit den Händen geformt, geknetet, geschlagen und dann gebrannt, sogar auswendig glasirt sind; in der Regel aber wird das Kochen sehr vernachlässigt, meistentheils genießen sie ihr Fleisch auf die oben beschriebene Weise gebraten, Mais, Bananen und Brodfrucht geröstet, andere Früchte roh und so viel ich bemerken konnte, nur den Reis und die Fische oder Muscheln gekocht.

Es scheint mir nicht, als ob sie sich an irgend eine Essenszeit hielten, doch bemerkt man wohl, daß sie am Morgen kurz nach dem Aufstehen und Abwaschen etwas zu sich zu nehmen, die Hauptmahlzeit scheint ein Paar Stunden nach dem eigentlichen Mittag, nach dem höchsten Stande der Sonne eingenommen zu werden. Der Kawa hat keine bestimmte Zeit. Da man denselben immer irgend Jemandem zu Ehren bereitet, so bindet man sich natürlich an keine Stunde, sondern das Erscheinen des Gastes ist der Moment der Kawabereitung. Ein Abendessen wird um die Zeit des Sonnenunterganges eingenommen und bald darauf pflegen die Männer sich schlafen zu legen, die Frauen aber bleiben noch mehrere Stunden lang auf, um die Geschäfte zu besorgen, welche für den nächsten Tag unerläßlich sind, das ist nämlich das Reisstampfen; biebei pflegen wohl einige Familien zusammenzukommen und um den Herrn der Schöpfung dabei nicht zu stören in der süßen Arbeit des Schlummerns, wählen sie sich irgend einen Baum, unter welchem sie ein hell loderndes Feuer anzünden, bei dessen Schein, begleitet von munterem Geplauder, die Arbeit ganz lustig vor sich geht.

Bewunderungswürdig ist die zierliche Arbeit an ihren Zäunen. Sie sind gleich Matten geflochten, aber nicht aus Bast, sondern aus Bambusrohr, das man gespalten, im Wasser erweicht und aufgerollt hat und das sich nun in den mannigfaltigsten Mustern ineinanderschmiegt, um den festen, widerstandsfähigen Zaun zu bilden. Diese Zäune sind gewöhnlich so hoch, daß man nicht darüber hinwegsehen kann, manchmal auch niedriger, dies scheint ganz und gar von dem jedesmaligen Bedürfniß abzuhängen. Wo zu befürchten ist, daß Thiere, wie Ziegen oder Schweine einbrechen, sorgt man natürlich für größere Haltbarkeit und Höhe. Die Gärten haben besonders eingerichtete Thüren, diese gleichfalls aus Flechtwerk, schweben zwischen zwei senkrechten Pfählen, haben aber nur die Hälfte der Höhe des Zaunes und schweben oben, so daß man also bequem unter der Thüre würde hindurchkriechen können. Aber diese untere Hälfte ist nicht offen, sondern sie besteht gerade aus dem festeren Theile des Zaunes und ist ungefähr 3 Fuß hoch. Um nun über diese Barrière leicht hinweg zu kommen, steht außerhalb und innerhalb des Gartens ein flach abgeschnittener Baumstamm von halber Höhe, so daß man zuerst auf diesen, dann auf den halb hohen Zaun, von da aber jenseits des Zaunes auf den anderen Baumstamm und dann hinab auf den Erdboden tritt.

Man sieht aus allen diesen Anordnungen, wie sorgfältig die Leute sind, aber was noch mehr als dieses überall erscheinende Ordnungs- und Nützlichkeitsprincip ist, scheint mir das ebenso sichtbare Bestreben, das Schöne und Anmuthige aufzusuchen; sie ziehen Blumen, sie haben ganze Blumenbeete und diese Beete sind ganz allerliebst mit niederen, aus Bambusrohr geflochtenen Zäunen umgeben; ja einen einzelnen, schönen Baum, einen jungen Pandanus, dessen duftreiche Blüthe sie in das Haar flechten, — eine schön blühende Canna, obwohl sie nur wenig Monate dauert, umgeben sie mit einem wunderschön geflochtenen Zaun, mit einer Art Korb, wodurch die Hausthiere, Ziegen u. dergl. gehindert werden, sie zu beschädigen. Einige wohl verbundene Pfähle würden dasselbe leisten, aber es würde nicht so schön aussehen. Neben einander gestellte Bambusrohre — Pallisaden könnte man an die Stelle der künstlichen Zäune setzen und man würde viel Arbeit sparen, aber diese Zäune würden dem Auge nicht wohlgefällig sein; so ziehen sie denn seiner Schönheit wegen das Schwierigere dem Leichteren vor und wo dies der Fall ist, muß man die Cultur als nicht mehr auf der untersten Stufe stehend anerkennen.

## Hundertsechstes Kapitel.

Eine Jagd auf Ratten. Veranstaltungen dazu. Eine Idylle, welche sich in ein Epos verwandelt. Theilung der Beute. Eine Jagd mittelst des Lockvogels. Unterschied zwischen einem geraubten und einem gegebenen Kuß.

Der nächste Tag meines Aufenthalts auf der Insel war abermals Festlichkeiten gewidmet. Der Häuptling wollte uns jeden Tag dergleichen geben und war höchst erfinderisch in möglichster Vervielfältigung der Spiele und sonstiger Ergötzungsmittel. Der heutige Tag begann mit einer kleinen Jagd, welche unterhaltend genug war und zugleich die Geschicklichkeit der Eingeborenen in Führung zeigte.

Wenn sich meine Leser jetzt auf eine Elephanten- oder Rhinocerosjagd, oder auch nur auf Löwen und Tiger gespitzt haben, so mögen sie immerhin diese Seiten überschlagen, denn von so schönen und gefährlichen Thieren ist hier nicht die Rede, es werden weder zehn Familien ärmerer Einwohner durch den Verlust einiger ihrer Mitglieder in Verzweiflung gebracht, noch wird man erfahren, daß verschiedene Egui's zerrissen oder in die Luft geworfen, oder unter den Füßen der Ungeheuer zermalmt worden sind. Das Thier, um welches es sich handelt, ist die Ratte und damit ist genug gesagt, um einen Jeden, der nicht etwa selbst ein Rattenfänger ist, von der ferneren Lectüre zurückzuschrecken, aber amüsant ist das Schauspiel doch.

Gewöhnlich wird die Jagd auf dem öffentlichen Platze des Dorfes abgehalten, denn diese kleinen Vierfüßler sind nicht Bewohner der Wälder, sondern sie sind eine Plage der Haushaltungen und nur dem Umstande, daß man dieselben als Leckerbissen zu essen pflegt, hat die Insel es zu danken, daß ihre Einwohner nicht gleich denen von Abdera durch die Frösche — vertrieben worden sind. Wahrscheinlich mit europäischen Schiffen hieher gekommen, haben sie sich in unglaublicher Weise vermehrt und es sollte mich gar nicht wundern, wenn ein Paar hierher gebrachte Katzen ihrem Besitzer ein solches Glück verschaffen würden, wie dem kleinen Whitington die Seinige, der bekanntlich dadurch dreimal Lord-Mayor von London geworden ist.

An dem Tage, an welchem die Rattenjagd gehalten werden soll, umstellt man den großen Platz mit Pfählen, welche auf eine besondere Art bemalt worden sind und anzeigen, daß der Platz für die Zeit ihrer Aufstellung tabu sei, nicht betreten werden dürfe. In ähnlicher Weise werden auch die Straßen abgesperrt, welche zu dem Platze führen; die Einwohner sind demnach für diese Zeit auf Haus und Garten angewiesen, da aber jedes Haus innerhalb seines Gartens liegt, so ist die Sache keiner besonderen Schwierigkeit unterworfen.

Es werden nunmehr Lockspeisen ausgestreut, dieselben bestehen in Stücken

von Cocoskernen, von den Ratten sehr gesucht. Damit sie aber die Lockspeise weit genug wittern, so werden diese Stücke in Palmenöl getaucht und damit auf Kohlen geröstet, wodurch sie sehr stark und wie es scheint, für die Ratten sehr angenehm riechend werden.

In alle Straßen, welche zu dem Hauptplatze führen, streut man einzelne Linien von diesem wohlriechenden Köder und auf dem Platze selbst streut man davon so viel, daß eine ganze Rattenarmee sich daran würde sättigen können. Nunmehr wartet man den Erfolg ab, der sich denn auch bald zeigt; von allen



Vier Schönheitsideale eines Berliner Holzschneiders.' (S. 471.)

Seiten schlüpfen zwischen den Netzgeflechten der Zäune die Ratten hervor, strecken ihre Nase vorsichtig in den Wind und wenn sie die appetitliche Speise wittern, sonst aber keinen Feind wahrnehmen, so wagen sie sich endlich in's Freie, spazieren ganz gemüthlich auf das nächste Stückchen von gebratener Cocosnuß zu; andere Ratten kommen herbei und wollen das Vergnügen haben mitzuspeisen, werden aber mit geblökten Zähnen abgewiesen und gehen sonach zu einem zweiten, entfernter liegenden Köder; endlich durch die allgemeine Ruhe und Stille und weil sie sich so recht unter sich, also in ganz guter Ge-

sellschaft befinden, werden sie dreist und in weniger als einer Viertelstunde ist der ganze Platz mit hunderten von Ratten bedeckt, jede sitzt für sich auf den Hinterbeinen, ähnlich wie die Eichhörnchen, hat den gebratenen Köder zwischen den Vorderpfoten und speist mit ungemeiner Zierlichkeit; man muß gestehen, es ist wirklich allerliebst, denn sie brauchen ihre Vorderpfoten vollständig wie Hände, drehen die Nußstücke darin um, schälen sie mit ihren scharfen Zähnen von allen Seiten höchst sorgfältig ab, bis auch nicht eine Spur von Bast oder Kohle daran sitzt und nunmehr begeben sie sich mit wirklichem Anstand an das Essen.

Aber nun kommt der zweite Theil und das Idyll wird zum Trauerspiel. Die Jagdgesellschaft hat sich in zwei Abtheilungen getrennt, beide von gleicher Zahl; sie schleichen sich durch die Gärten bis an die Umzäunung des Platzes, hinter dieser hat man für jeden Jagdberechtigten einen Klotz aufgestellt, so daß er mit dem halben Körper über den Zaun ragt und also Bogen und Pfeil ganz bequem führen kann. Da sah ich denn mit Erstaunen, wie dies geringfügige Ziel auf Entfernungen von 50, 60 und mehr Schritten mit so großer Sicherheit getroffen wurde, daß die durchbohrte Ratte jederzeit an den Boden gespießt wurde.

Lautlos flogen die Pfeile von beiden Seiten gegeneinander und während hier eine Ratte in den letzten Zügen zappelte, saß dicht daneben eine andere sehr eifrig mit ihrem Stückchen Cocosnuß beschäftigt und kümmerte sich um die verendende Freundin gar nicht. Ich bin dringend überzeugt, daß keine derselben einen kleinen Finger für das Leben ihrer Nachbarin gegeben haben würde.

Es dauerte eine gute Stunde, bevor man mit allen Ratten fertig war, dann hatten meine guten Jäger aber auch so gründlich aufgeräumt, daß ich nicht behaupten kann, es sei eine Ratte mit dem Leben davongekommen.

Als der Tod Besitz genommen von dem ganzen Platze, begaben sich die Jäger nunmehr aus ihrem Hinterhalt auf das Feld ihrer Siege und ein jeder suchte seine Pfeile heraus, was begreiflich ganz leicht ist, da jeder einzelne Krieger sich seine Waffen selbst schnitzt und sie auf eigene Weise verziert. Jetzt kam ein zweiter Theil dieser Jagdparthie, es wurde nämlich gezählt, wie viel ein jeder Pfeile verschossen hatte und wie viele von seinen Pfeilen getroffen hatten. Derjenige, welcher doppelt so viele Pfeile als Ratten hat, gilt für einen durchaus schlechten Schützen, auch noch derjenige, der bei zwölf Pfeilen acht Ratten hat, wird nicht als ein Heros gepriesen, erst wenn auf zehn Pfeile nur einer als Nichttreffender kommt, sagt man, er verstehe seine Waffe zu brauchen und es waren viele der Egui's so glücklich gewesen, keinen einzigen Pfeil umsonst verschossen zu haben.

Die fettesten, die wohlgenährtesten waren selbstverständlich ein Eigenthum des Häuptlings, im Uebrigen hatte ein jeder der Schützen seine eigene Beute für sich. Hin und wieder waren Wetten gemacht, welche ich nicht recht verstand, doch sah ich wohl, daß der Eine lachend die Beute des Anderen halbirte

oder ein Anderer gar die Beute seines Gegners ganz zu sich nahm, was die Geplünderten ruhig geschehen ließen, denn es war keine Gewaltthat, sondern es handelte sich lediglich darum, daß zwei geschickte Schützen mit einander gewettet hatten, wer die mehrsten erlegen würde und die Wette wurde so bezahlt, daß der Wettende einen Theil der Jagdbeute oder das Gesammte, was er erlegt, für sich nahm, wahrscheinlich ging dieses nach dem Grade des Unterschiedes in der Zahl der erlegten Thiere. Ich bekam von diesen Ratten zu essen und habe sie mir sehr wohl schmecken lassen.

Tahofa ging nun mit mir allein in seinen Garten, um noch eine andere unterhaltende Jagd mit mir durchzumachen, es war eine Lockvogeljagd. Wir setzten uns in ein dichtes Gebüsch unter einen Pandanus, in dessen Gipfel ein Männchen von einer Papageienart an einen Fuß angebunden fortwährend flattert und schreit. Ein Weibchen derselben Art befindet sich in dem Gebüsch, in welchem die Jäger (selten mehr als zwei) versteckt sind. Das Weibchen ist dazu abgerichtet, immerfort seine Lockung ertönen zu lassen, das Männchen antwortet in dem Baume und schreit und flattert und macht in den trockenen, beinahe klappernden Blättern vielen Lärm. Dies hören die Männchen und kommen herbei, theils neugierig, weil sie denken, der Lärm rührt von einem Kampf zwischen mehreren Männchen her, theils aber auch angezogen durch den Lockruf des Weibchens.

Der Jäger, der dort verborgen steht, hat nun die Aufgabe, den nahenden Vogel im Fluge zu schießen. Das ist zwar nicht so unmenschlich schwer, wie man sich's gewöhnlich vorstellt, denn der Vogel hat den Flug des Sperlings, er macht immerfort kurze Bogen und scheint auf dem Gipfel derselben einen Moment still zu stehen, welchen Moment der Schütze benutzt, um seinen Pfeil abzuschnellen. Aber obschon dieses den Schuß sehr erleichtert, so ist es denn doch etwas ganz anderes mit einer Schrotflinte, die einen Kartätschenschuß giebt oder mit einem Pfeil, welcher ganz einzeln dahinfliegt, zu treffen. Auch hier zeigte der Häuptling, daß er würdig war, einem so kriegerischen Volke vorzustehen, er fehlte keinen einzigen Ankömmling und ich mußte bald dringend bitten, den lieblichen, zierlichen Thieren Gnade schenken zu wollen.

Nachdem ich reichlich genug gehabt an dieser Unterhaltung, kehrte ich mit dem Egui zurück nach seinem schönen Hause, wobei ich Gelegenheit hatte, mich nach dem Kranken zu erkundigen, der indessen glücklich außer Gefahr gekommen war; auch den allerliebsten Schelm, der Herrn van Bergheem so energisch abgewiesen hatte, sah ich wieder. Als die Kleine mich von ferne erblickte, rief sie ein Paar Worte in die Hütte hinein und kam mir entgegen, indessen der Vater aus seiner Wohnung heraustrat. In der Nähe des Egui senkte sie sich auf beide Kniee nieder, stützte die Hände darauf und beugte nun den Oberkörper so weit herab, daß ihre Stirne beinahe den Boden berührte. Als Tahofa aber vorübergeschritten, sprang sie auf, bot mir die Hand und drückte die meinige

zwischen den ihrigen an ihr klopfendes Herz. Sie gestattete mir, daß ich meine Hand, um es zu beruhigen, darauf legte, allein das schien nicht geholfen zu haben, im Gegentheil fühlte ich unter dem elastischen Widerstande der wunderschönen, zierlichen Brust das Herz immer lauter klopfen.

Ich dachte es nun auf andere Weise zu machen, ich legte meinen Arm um ihren Nacken, zog sie an mich und hob das Köpfchen, das sie an meiner Brust verbergen wollte, zu mir empor, so daß ihre frischen Lippen den meinigen gegenüberstanden und da konnte ich mich denn allerdings nicht enthalten, von diesen brennenden, feurigen Lippen den süßesten der Küsse zu rauben.

Rauben? Ist dies auch das rechte Wort? Es will mir beinahe scheinen, als dürfte ich sagen, die kleine Wilde, die Südsee-Insulanerin verstand diese Sprache so gut, als man sie am Ebro oder an der Wolga versteht, denn ihre Lippen brannten lange auf den meinigen und das pflegt bei einem geraubten Kusse nicht der Fall zu sein.

## Hundertsiebentes Kapitel.

Bescheidenheit und feiner Takt der Eingeborenen. Ein Festmahl. Stellung der Frauen zu den Männern. Spiele der Mädchen. Tänze und Kampfspiele der Männer sowohl als der Frauen.

Der Häuptling war höchst gravitätisch weiter gegangen, als ob weder das Mädchen noch ich auf der Welt wären. Ich hielt es doch für meine Schuldigkeit, ihm nachzueilen, wobei mich Tule verließ, als wir zu der Hütte ihres Vaters kamen, der mit freundlicher Miene auf mich zukam und unter herzlichem Händedruck mich entließ. Tahofa sprach kein Wort über die Angelegenheit, wie denn überhaupt diese sogenannten Wilden nicht nur höchst zurückhaltend sind, was ihre eigenen Angelegenheiten betrifft, sondern auch noch in einem seltenen Grade bescheiden hinsichtlich der Verhältnisse Anderer und nun ganz besonders hinsichtlich derer, die irgend wie eine Beziehung zur Neigung der beiden Geschlechter zu einander haben. Ein Europäer, der Zeuge von solcher Scene gewesen wäre, würde jedenfalls es für seine Pflicht gehalten haben, darüber zu scherzen und hundertmal im Laufe eines Nachmittags darauf anzuspielen und den Freund damit zu necken. Nicht also bei diesen wirklich und von Natur aus gesitteten und feinfühlenden Menschen, deren Verstöße lediglich davon herkommen, daß wir verlangen, sie sollen ihre Ansichten nach den unseren modificiren, eine wirklich drollige Idee, denn sie hätten ebenso vollkommen Recht zu verlangen,

daß wir uns ihren Sitten fügen sollten, gegen welche wir täglich unzählige Male verstoßen.

Als wir an der Wohnung des Häuptlings angelangt waren, zeigten sich bereits überall die Veranstaltungen zu einem Festmahle, viele Gäste waren geladen und noch mehr Zuschauer fanden sich ein. Der unvermeidliche Kawa war schon bereitet und wurde umhergeboten. Ich für meinen Theil konnte mich nicht entschließen, das Getränk zu mir zu nehmen, eine leere Düte aus einem Bananenblatt mußte mir den Anschein geben, als hätte ich getrunken, während der mir dargebotene gefüllte Trichter einem Nachbarn zu Gute kam. Um auch von meiner Seite etwas zu der Festlichkeit beizutragen, hatte ich drei Flaschen eines vortrefflichen Bananenweins aus meinem Privatvorrath und dazu sechs Gläser mitgebracht. Da ich den Matrosen eine Flasche Arac geschenkt, so hatten sie mir meinen Wein unangetastet gelassen; ohne diese Vorsicht wären ganz gewiß die Flaschen zerschlagen worden, der Jahn hätte das Boot plötzlich auf eine Seite geneigt, so daß die Flaschen aneinander gerollt, oder der Pitter hätte ein Ruder darauf fallen lassen, ich könnte mich überzeugen, wenn ich das Wrackwasser kosten wolle, darin sie während dreier Stunden mit ihren bloßen Füßen gestanden — o, es giebt unglaublich viele Zufälligkeiten, welche volle Weinflaschen treffen können, nachdem sie leer getrunken worden sind.

Der Wein mundete dem Häuptling und zweien seiner Egni's ganz vortrefflich, als ich aber bei dem zweiten Glase mit Tahofa anstieß, war dieser Klang mit ihm etwas so Schönes und Ueberraschendes, daß er seine beiden Lieblingsfrauen herbeirief und unter höflichen Entschuldigungen gegen mich, daß er sich die Freiheit nehme, so unwürdige Personen in meine Gesellschaft zu bringen, neben sich sitzen ließ, ihnen sparsam einige Tröpfchen Wein eingoß, desto reichlicher aber mit ihnen die Gläser klingend zusammenstieß.

Unter den Wilden ist es nicht gewöhnlich, daß die Frauen ihre Mahlzeit mit den Männern halten, überall nehmen sie eine so niedrige Stellung ein, daß der Mann sich dadurch entehrt fühlt, daß er mit ihnen gleichzeitig sein Mahl hält. Auch hier stehen die Frauen noch sehr niedrig und auch hier ist es nicht gewöhnlich, daß man mit den Frauen gleichzeitig speist, aber es darf doch geschehen und wenn es geschieht, so ist es keine Herabsetzung für die Männer, wiewohl immer eine große Gunst für die Frauen. Ich fand mich nun bewogen, den Unterschied der europäischen Ansichten von denen der Tonga-Insulaner hervorzuheben, wiewohl mir eben beifällt, daß ich in meiner Bezeichnung — die Europäer etwas zu weit gegangen bin. Ich sagte ihm, bei uns sähe man die Gegenwart der Frauen bei der Tafel als eine Zierde derselben an, man halte das Fest nicht für vollkommen, nicht für schön, wenn nicht Frauen und Mädchen dabei wären, die Gegenwart der Damen bei der Mahlzeit sei die erste Bedingung für ein fröhliches, für ein glückliches Mahl; mir fiel dabei nicht ein, daß die Orientalen überhaupt nicht so denken, ja, daß sogar die Christen in

Serbien und Bulgarien ihre Frauen dergestalt vernachlässigen, daß sie dieselben bei Tische hinter sich stehen und sich durch diese wie durch Dienstboten bedienen lassen, eine Unverschämtheit, deren sich selbst der vornehmste christliche Fürst südlich von der Donau, seiner Gattin gegenüber schuldig macht, obwohl sie nicht selten aus einem älteren und edleren Geschlechte ist, als er. Somit scheint mir gerechtfertigt, was ich vorher sagte, daß „Europa" eine viel zu ausgedehnte Bezeichnung sei, sobald es sich darum handle, Sittlichkeit gegenüber der Rohheit aufzustellen.

Dem Häuptling gefiel es, seinen beiden Frauen zu übersetzen, was ich gesagt und aus den schönsten schwarzen Augen, die ich je gesehen, flog ein so dankbarer Blick zu mir herüber, daß er allein genug war, um mich zu belohnen. Es wurde nunmehr des edlen Getränkes noch mehr genossen, aber auf eine der Flaschen legte der Egui Beschlag, indem er versicherte, man habe jetzt gerade reichlich genug getrunken und diese wolle er für eine andere Festlichkeit bewahren. Ich willigte gerne ein und erzählte ihm auch noch, auf welche Art er sich dieses Getränk bereiten lassen könne, er brauche nichts weiter, als den Saft reifer Bananen auszupressen, mit dem Safte des Zuckerrohres zu vermischen und dann in große Kürbißgefäße zu bringen und im Schatten in die Erde gegraben sich selbst zu überlassen, worauf er denn nach wenigen Tagen ein ganz ähnliches und sogar noch süßeres und wohlschmeckenderes Getränk haben würde. Auch dies wurde den Frauen übersetzt und schon am nächsten Tage war eine Weinfabrik errichtet. Wenn ich etwas Uebles gethan habe, so möge mir der Himmel verzeihen, ich dachte daran, daß es doch besser sei, sich eines gegohrenen Fruchtsaftes, eines Weines zur Erheiterung zu bedienen, als des narkotischen Giftes, das sich in der Wurzel des südindischen Pfeffers befindet.

Der Fürst war durch den Wein in eine so fröhliche Stimmung versetzt, daß er mir noch eine andere Unterhaltung zu bereiten suchte, als die bisherige, welche lediglich im reichlichen Essen bestanden hatte. Er sandte Boten aus und es wurden die geschicktesten Männer und Mädchen herbeigerufen, um ihre Künste vor mir zu produciren. Dieselben bestanden in Tänzen und in Spielen. Man kann nicht sagen, daß sie musikalische Instrumente hätten, welche einige Aufmerksamkeit verdienten, allein wie einfach dieselben auch sind (hohle Bambusstöcke von verschiedener Länge, welche mit hölzernen Klöppeln geschlagen werden und nach ihrer Länge verschiedene Töne hervorbringen, ebenso eine Pfeife, wie die Knaben auf dem Lande dieselbe aus jungen Weidenzweigen machen, ferner die Rohr- oder Panflöte, welche man in den Städten auch wohl Papagenoflöte nennen hört), danach zu tanzen, anmuthige, zierliche Bewegungen zu machen versteht man doch.

Da es nicht möglich ist, die schönen Gruppen und allgemeinen Tänze auf einem so kleinen Raume zu geben, wie derselbe mir hier gestattet ist, so will ich wenigstens ein Paar einzelne Figuren zeichnen. Tule, das zierliche Kind,

auf der rechten Seite des Bildes, war unter allen die Graciöseste und ihr Spiel mit den fünf unausgewachsenen Cocosnüssen das Reizendste, was ich je gesehen habe. Die Geschicklichkeit, mit welcher sie die fünf Bälle fortwährend in der Luft hielt, sie immer mit offenen Händen fangend und werfend, setzte mich in großes Erstaunen und sie wäre in Europa bei der vornehmsten Kunstreitergesellschaft als ein Phänomen bewundert worden und wäre sicher der Hauptanziehungspunkt für alle Garde-Lieutenants und hohe adelige Referendarien gewesen.*)

Die zweite, Tuboo, hat ein Racket in der Hand, mit welchem sie einen Federball wirft, der von einer Anderen aufgefangen wird. Kowai, gewiß nicht minder schön, als die Anderen, war die Tochter Tahofa's, sie und Latai, eine Freundin, aus dem Innern der Insel, daher auch in einer noch primitiveren Kleidung (ein Gürtel mit Schnüren aus Cocosfasern behängt und nichts weiter), tanzten nur, ohne sich auf andere, lebhaftere Spiele einzulassen; aber dieser Tanz war das Vollendetste, was man sich an graciösen und durchaus bescheidenen Bewegungen denken kann, sie sprangen nicht, sie drehten sich nicht im tollen Wirbel, sie bildeten nicht die Figur eines Wegweisers, noch den eines horizontal drehbaren Schlagbaumes, sondern sie nahmen nur anmuthige und reizende Stellungen ein.

Nachdem diese Uebungen vorbei waren, wurden Kämpfe aufgeführt, bei diesen ging es ernsthaft her, zwar hatten die Männer nicht Keulen, sondern mit zwei Händen geführte Stöcke, aber mit diesen schlugen sie, wiewohl im eigentlichen Sinne kunstgerecht fechtend, doch so mörderisch auf einander los, daß, wenn ein Schlag nicht parirt wurde, sondern den Körper traf, alsbald eine dicke, roth unterlaufene Schwiele entstand, die sich noch während des Kampfes blau und grün färbte. Dabei wurde keine Miene verzogen, kein Ruf des Schmerzes ausgestoßen, sondern der Kampf so ruhig fortgesetzt, wie man ihn bei uns auf dem Fechtsaal vor sich gehen sieht. Diesen Theil des Festes hätte ich meinem Gastfreunde gerne erlassen, er aber schien mit besonderem Stolze auf die Tapferkeit seiner Krieger zu sehen und in der That, es gehört etwas dazu, sich zum Vergnügen für einen Anderen so abscheulich zu zerbläuen. Hiebei fiel mir ein Widerspruch in dem Charakter dieser Leute auf. Ein Schlag ist eine Entehrung, welche mit dem Leben gebüßt werden muß und die zwei Helden, welche sich hier gegenseitig ganz satanisch durchprügelten, hatten sich weder vorher beleidigt, noch waren die gegenseitig ertheilten Schläge etwas Beleidigendes. Es war ein Duell auf Befehl des Herrschers, das allein mag es erklären, warum Keiner den Anderen zu ermorden verpflichtet war.

Was mich unangenehm berührte, noch viel mehr als dieser Kampf zwischen

*) Von der geschickten Hand des Xylographen Link in Berlin geschnitten, aber etwas idealisirt; die sämmtlichen Mädchen sahen nicht genau so aus, wie seine Meisterhand sie gegeben.

Männern, war ein Faustkampf zwischen Frauen. Zwei derselben mit mächtigen Muskeln, mit einer Körperbildung, welche einem Manne Ehre gemacht haben würde, traten in die Arena. Sie hatten um ihre Hände Riemen gewickelt, welche an den Cestus der römischen Faustkämpfer erinnerte, so schlugen sie mit ihren Fäusten aufeinander und keineswegs spaßhaft, sondern dergestalt, daß man sie weit schallen hörte und daß jeder Faustschlag eine unterlaufene Stelle zurückließ. Allerdings verstanden sie in gewisser Art das Pariren gleichfalls. Wenn es möglich war, so wichen sie dem Schlage aus und gaben nun den aus der Parade gekommenen Gegner einen tüchtigen Hieb auf die Schulter oder sie brachten den plötzlich emporgehobenen Ellenbogen unter die Faust des Gegners, so daß diese sich selbst an dem harten Ellenbogen schwer verletzte; aber die mehrsten Hiebe trafen doch die Arme oder die Seiten und da sie Beide nach und nach in wirklichen Grimm geriethen, nicht wie die Männer gemessen und ruhig blieben, so gab diese Scene ein durchaus unappetitliches Bild und ich dankte dem Himmel, als die zu meiner Ehre erforderlichen Prügeleien beendet waren und man die mächtigen Fackeln im Kreise anzündete, um noch einen allgemeinen Tanz, eine Art Polonaise zu beleuchten, wobei wieder die wunderschönen im Schatten und Licht glänzend hervortretenden Formen der jungen Mädchen einen überaus lieblichen Anblick gewährten.

## Hundertachtes Kapitel.

Stürmische Aufregung. Entschluß mehrere Tage am Lande zu bleiben. Herr van Bergheem ist noch immer nicht geheilt. Freundschaftliche Ermahnungen. Der Matabulai. Standesunterschiede der Bewohner von Tonga tabu. Vererben des Adels. Mißheirathen und deren Folgen.

Diesmal wollte mir die Nachtruhe nicht schmecken, der Schlaf nicht kommen. Ich warf mich in meiner Coje unruhig hin und her und ich, der ich sonst bei wildem Sturme, wenn die Taue an den Masten klapperten und die Wogen sich donnernd an der Schiffswand brachen, ruhig schlafen konnte, ich wurde diesmal durch die leichten Wellen geärgert, welche rings um das Schiff plätscherten — geärgert und immer von Neuem aufgeweckt, denn meine Phantasie war so lebhaft beschäftigt und mein Blut durch den süßen Kuß des jungen Mädchens in solchen Tumult gebracht, daß ich durchaus keine Ruhe finden konnte. Erst als ich mir die halbe Nacht verdorben, nahm ich mir vor, dem Kapitain zu sagen, daß ich von meinem morgigen Ausfluge nicht so schnell zurückkehren, sondern

wohl ein Paar Tage fortbleiben würde und das half, jetzt hatte ich ein festes Ziel vor mir, jetzt war ich im Stande zu warten und mich zu beruhigen und so schlief ich denn ein.

Natürlich wurde meinem Vorhaben nicht das Geringste in den Weg gesetzt, der Kapitain lachte und bemerkte blos, ich sei ein sehr eifriger Naturforscher und er wünsche herzlich, daß meine Forschungen den besten Erfolg haben möchten. van Bergheem hatte das gehört und sofort gerathen, was der Kapitain damit meinte und er erklärte darauf, er wolle mich begleiten und gleichfalls ein Paar Nächte am Lande bleiben.



Zwei Faustkämpferinnen auf Tonga-tabu. (S. 472.)

„Herr van Bergheem!" sagte der Kapitain, „Ihr seid ein freier Mann, Ihr seid Passagier und könnt folglich, wenn Ihr das Schiff nicht in seinen Bewegungen hindert, fortgehen, wohin Ihr und am Lande bleiben, so lange Ihr wollt, aber nach dem, was Ihr vor einigen Tagen erlebt, glaube ich beinahe, es sei besser, wenn Ihr an Bord bleibt."

„Oho!" erwiderte Bergheem, „mir wird diesmal nichts begegnen, ich werde mich wohl bewaffnen und so vorsehen, daß mir keine naseweise Dirne etwas anhaben und kein unverschämter Wilder mich insultiren soll."

„Herr van Bergheem," sagte ich, „man hat nicht Euch, sondern Ihr habt die Leute insultirt, Ihr vergeßt bei Euren Reden, daß diese Menschen schon viel mit Europäern verkehrt haben und von dem, was man sagt, so manches Wort verstehen, dann aber war auch die Art, wie Ihr Euch gegen das Mädchen benahmt, keineswegs besonders fein, Ihr faßtet sie gewaltig kühn um den bloßen Leib —"

Bergheem lachte laut und sagte: „Wenn ich in einem Salon von Batavia gewesen wäre, so würde ich keine Dame um die nackte Taille gefaßt haben, denn sie haben da alle Schnürleiber an, so unsinnig es bei der Hitze ist, aber diese Dinger, wozu sind sie denn auf der Welt und was sind sie besser als die Dirnen in Mistern Cornels."

„Nur daß sie sich für besser halten und sich dergleichen nicht gefallen lassen, habt Ihr wahrgenommen," entgegnete ich, „und wenn ich die Ehre haben soll, in Euer Hochmögenden Gesellschaft an's Land zu fahren, so muß ich dringend bitten, daß Ihr erstens keine Waffen mitnehmt, zweitens Euch eines solchen Betragens befleißigt, daß Ihr dieselben gar nicht vermißt, denn ohne dieses Versprechen wage ich nicht mit Euch an's Land zu gehen, da ich die Empfindlichkeit der Leute kenne und weiß, wie aufgebracht sie gegen Euch sind, ich würde dann lieber vorziehen, meinen Besuch am Lande aufzugeben, als eine Störung des guten Verhältnisses herbeizuführen, in welchem wir uns jetzt den Wilden gegenüber befinden."

Der junge Holländer brummte etwas in den Bart, was ungefähr so klang, wie „unverschämter Pflasterkasten", ein Ehrentitel, mit dem die reichen Holländer die Aerzte gerne belegen, aber seinen Bildungsgrad an seinem Reichthum bemessend, konnte ich unmöglich mehr erwarten, denn diese reichen Muttersöhnchen sind um so weniger werth, sind um so roher, je vornehmer, d. h. je reicher das Haus ist, dem sie angehören, aber eben darum durfte ich mir auch nichts von ihm gefallen lassen, sondern hielt mich für befugt, für berechtigt, meine Bedingungen zu stellen und glücklicherweise war der Kapitain ein so durchaus anständiger und zugleich unabhängiger Mann, daß er auf meine Seite trat und Herrn van Bergheem einige wohlgemeinte Warnungen zukommen ließ. Bergheem, dem viel zu sehr daran lag, an's Land zu gehen, besonders auch unter meinem Schutz, den er doch immer für besser hielt, als gar keinen, fand sich in alle von mir gestellten Bedingungen und so wurde denn die Fahrt angetreten und glücklich beendet; allerdings schien mir der Empfang nicht ganz so freundlich, als er am gestrigen Tage gewesen, doch war es möglich, daß ich durch eine gefärbte Brille sah, hierin hatte ich indessen Recht, daß uns die Mädchen heute auswichen, während sie mir gestern auf allen Wegen entgegengekommen waren.

Ich beschäftigte mich, wie bisher, mit der Aufsuchung der Sitten und Gebräuche dieser Leute und da dieses offenbar für Bergheem viel zu langweilig

war, so verließ er mich bald und suchte seine eigenen Vergnügungen auf. Ich war höchlichst zufrieden, ihn los zu sein.

Ich suchte jetzt, von der mir lästigen Gesellschaft befreit, die Hütte auf, in welcher das schöne, junge Mädchen wohnte, das gestern mich so in Flammen gesetzt hatte. Tule war mit ihrer Mutter im Garten und so hatte ich Muße, mit dem Alten über die Sitten des anmuthigen Völkchens zu sprechen. Er klagte sehr über die Grobheit des Fremden, welcher heute wieder mit mir an's Land gekommen und sagte, obwohl die Frauen Untergebene ihrer Männer wären, so seien die Mädchen doch vollkommen frei, keineswegs Sclavinnen und sie verlangten mit Recht, daß, wenn man sich um ihre Gunst bewürbe, dieses in freundlicher und nicht in verletzender Weise geschehe und er sagte mir, daß seine Tochter mich um dieser Freundlichkeit und Zartheit willen so sehr liebe, wie sie jenen Anderen verachte und verabscheue, um so mehr verabscheue, als er behauptet habe, er könne sie für fünf blaue Perlen allen seinen Wünschen geneigt machen, er könne sich darauf verlassen, daß dies ihm nicht gelingen würde für alle Perlen, die das Schiff berge, während ich gar keiner bedürfe, um überall mit Liebe aufgenommen zu werden.

Dies war so ungemein verständlich gesprochen, daß ich mein äußerstes Erstaunen nicht bergen konnte und ich verhehlte ihm nicht, daß es mich in Verwunderung setze, ihn so sprechen zu hören. Er erklärte mir darauf, daß er kein Tui-tonga und kein Egui, sondern nur ein Matabulai wäre, daß er der dritten Klasse angehöre, deren Kinder frei über sich selbst verfügen könnten. Bei den ersten beiden Klassen würden die Mädchen schon als ganz kleine Kinder mit nur wenig älteren Knaben verlobt und diesen müßten sie durchaus treu sein; die Mädchen der anderen Klassen, der Matabulai, der Mua und Tua wären zur Treue erst verpflichtet von da ab, wo sie verheirathet seien und könnten bis dahin jede ihnen gefällige Verbindung eingehen.

Ich frug ihn, ob er diesen Gebrauch nicht für einen Mißbrauch halte und ob daraus nicht große Unannehmlichkeiten entstünden. Er versicherte, daß dieses keineswegs der Fall sei. Bei den zwei oberen Klassen seien die Mädchen sehr im Nachtheil gegen die Männer und dies habe zur Folge, daß, wenn sie die Treue dem Verlobten gehalten hätten bis zur Verheirathung, sie sich nachher desto weniger für gebunden erachteten, obwohl der Ehebruch sehr hart bestraft werden dürfe, wenn schon man sich gewöhnlich damit begnüge, die Frau zu den Eltern zurückzuschicken; ihre Töchter dagegen schalteten frei über ihr Herz und wenn sie einmal Jemanden gewählt hätten, dem sie sich für immer verbinden wollten, so sei dieser Erwählte ihrer vollkommensten Treue ganz gewiß.

Er hatte mir den Namen oder Titel Matabulai genannt, ich frug ihn daher, was das eigentlich sei. Die Egui's, die Häuptlinge seien unterworfen einem Oberhaupt, dem Tui-tonga. Die Häuptlinge seien gewöhnlich junge, feurige, unzufriedene Männer, gern geneigt, sich gegen den Tui-tonga aufzu-

lehnen, da sei denn nun die sehr weise Einrichtung getroffen worden, ihnen erfahrene Männer an die Seite zu stellen, welche sie mit ihrem Rathe unterstützten, das seien die Matabulai's. Ein jeder Egui habe einen solchen und nur höchst selten käme es vor, daß er etwas unternähme ohne den Rath desselben, darum ständen die Matabulai's in hohem Ansehen, weil sie den Frieden auf den Inseln so viel als möglich erhielten. Ihre Verwandten seien die Mua's, sie theilten die Achtung, welche man den Matabulai's schenke, in hohem Grade. Sie bildeten die eigentliche Klasse oder Kaste, die Matabulai's seien erwählte Glieder aus dieser Kaste.

Ich frug den braven Mann, was denn die Egni's eigentlich seien und ob man sie nicht mit Recht Häuptlinge nennen könne. Seine Antwort war verneinend und er gab mir eine Erklärung, welche mich schließen läßt, daß die Egui's vollständig gleich sind unserem begüterten Adel, „unseren Herren von", insofern, als sie sich nach einer Besitzung schreiben, nicht Herr von Schulz und Herr von Müller, diesen Unsinn kennt man hier nicht, sondern Herr von einem Landgut, von einem Besitz, von einem oder mehreren Dörfern und das ist ein Egui, ein Adeliger in dem Sinne früherer Zeiten. Einen Adelstitel verleihen ohne dazu die Besitzung zu geben, welche das Wörtchen von erst verständlich macht, ist etwas so Unbegreifliches, daß es auch hier unter diesen natürlichen, einfachen Menschen nicht begriffen wird und nicht vorkommt.

Auf Reinheit der Abstammung halten diese Leute sehr, auch hier liegt wieder ein Beweis, daß die Frauen auf den Tonga-Inseln mehr geachtet werden, als sonst unter den Naturvölkern üblich. Mein neuer Freund drückte sich darüber so aus: „die Frau pflanzt den Adel fort". Das ist jedoch nur in sofern der Fall, als die Frau eines Adeligen von gleicher Herkunft mit dem Manne sein muß, wenn die Kinder Egui's sein sollen. Ist die Frau aus der Kaste der Mua's, so werden ihre Kinder trotz des vornehmen Vaters doch wieder Mua's; der umgekehrte Fall, daß eine Adelige sich mit einem Mua oder Tua verbindet, kommt durchaus nicht vor, der Tua würde viel eher getödtet, wie als Gatte einer Egui angesehen werden. Wenn nun aber die Gattin eines Egui ein zärtliches Verhältniß mit einem Mua hat und es entstehen daraus die natürlichen Folgen, ohne daß der verletzte Ehemann dessen gewahr wird, dann allerdings werden die Kinder eines Tua dadurch zur Egui, daß sie eine Egui zur Mutter haben, allein das ist dort durchaus nicht allein so, sondern es ist in Europa genau ebenso, auch die Verheirathung einer bürgerlichen Dame mit einem adeligen Herrn hat erst in der jetzigen Zeit, welche Alles nivellirt, den allgemeinen Charakter der Ehe angenommen; früher nannte man eine solche Verbindung eine Mesalliance und die Kinder derselben waren nicht ebenbürtig, die Töchter nicht stiftsfähig, die Söhne nicht courfähig. Seitdem aber der Adel seine Besitzungen größtentheils an die Kapitalisten verloren hat, sind die Verbindungen von reichen Mädchen und armen Adeligen an der Tagesordnung und

seitdem man die Stammbäume verbraunt hat, macht auch kein adeliges Gericht mehr einen Klecks auf den Namen der nicht adeligen Frau.

## Hundertneuntes Kapitel.

**Religiöse Ansichten. Unsterblichkeit. Insel der Seeligen. Wer eines künftigen Lebens theilhaft wird und weshalb dieses für die niedrig Geborenen überflüssig ist. Tule kommt aus dem Bade. Große Anmuth des lieblichen Kindes.**

Von all' diesem hatte ich mir allerdings unrichtige Vorstellungen gemacht, es war also hier der vollkommenste Feudalstaat ausgebildet, ein Herrscher, begüterte Adelige und Volk, welches natürlich in Klassen zerfiel, dennoch aber so weit unter dem Adel stand, daß eine Verbindung mit demselben, ein Vermischen der Race unmöglich war. Um so wunderbarer, als äußere Kennzeichen eines Unterschiedes ganz und gar fehlten.

Wenn dort, wo die Papua's, die dürftige und vernachlässigte Negerrace wohnt, die intelligenteren, die glücklicher begabten Malayen zur Herrschaft gelangen, so ist das kein Wunder. Zuerst ist immer der Stammesälteste, der Patriarch, Herrscher. Ueber mehrere solcher Gesellschaften herrscht sehr bald der Stärkste, der körperlich am mehrsten Begünstigte. Später schwingt sich der Intelligenteste auf den Thron, so richtet sich alles natürlich ein; wie aber hier unter den Bewohnern von Tonga ein so auffallender Kastenunterschied sich ausbilden konnte, wie ich denselben zu meinem Erstaunen wahrnahm, weiß ich mir nicht zu erklären, wenn es nicht dadurch ist, daß eigenthümlich religiöser Glaube das nach und nach festgestellt und festgewurzelt hat.

Nach den Ansichten, welche mir der Matabulai mittheilte, sind nämlich die Fürsten und Egui's unsterblich, das will sagen, sie haben noch ein Leben nach dem Tode, sie erkennen ein Jenseits an, in welches sie durch ihren erhabenen Standpunkt berechtigt, eingehen werden sobald ihr Lebenslicht ausgeht. Das niedere Volk erreicht sein Ende im Sterben, es ist also dieses nur gleich den Thieren zu schätzen, welche auch keine Seele haben.

Daß der Mensch nicht geneigt ist, sich ganz ohne Widerstreben in den Gedanken eines Aufhörens mit dem irdischen Leben zu fügen, finden wir Alle wahrscheinlich begreiflich, aber daß nicht alle Menschen daran Theil nehmen sollen, will uns, die wir schon so weit gekommen sind, anzunehmen, es gäbe keine Unterschiede unter den Menschen, durchaus nicht einleuchten; dort aber ist es so, die Tonga-Inseln kennen diesen Unterschied und gelingt es ja einmal, die Bewohner jenes Archipels zum Christenthum zu bekehren, so wird es nur dadurch möglich

sein, daß man die niedere Klasse auf die großen Vortheile aufmerksam macht, welche ihr im Jenseits erwachsen, wo sie mit den Anderen gleich sein werden; aber eben diese Gleichheit wird anhaltend ein Hinderniß sein, sowohl die Häuptlinge für die neue Lehre zu gewinnen, als überhaupt nur sie zu bewegen, daß sie die Ausbreitung derselben dulden.

Mein Matabulai gab mir die ehrliche Versicherung, daß unsere Insel, d. h. die ihrige, der Mittelpunkt der Welt sei, daß ringsum viel Wasser vertheilt wäre, in welchem aber eine große Menge Inseln zerstreut lägen, doch selbstverständlich keine einzige so groß, als Tonga-tabu, der Mittelpunkt der Welt. In großen Entfernungen, doch so, daß man sie in einem künftigen Zustande leicht und bequem erreichen könne, liegen Inseln, auf denen die Götter wohnen, dieselben heißen Bolotu, sind nach unseren Entfernungen gemessen allerdings sehr weit, obwohl im heiteren Sonnenschein gelegen, doch so vollkommen verborgen, daß Menschen sie nicht erreichen können, so ist es der Wille der Götter. Zufällig kann es geschehen und so kam es auch, daß die Bewohner von Tonga Kunde erhielten von dieser Insel; es war eine Pirogue mit ihren Mannschaften auf den Fidji-Inseln gewesen, kehrte nun von dorther zurück und wurde durch den starken Wind so weit seitwärts verschlagen, daß sie an allen Lebensmitteln großen Mangel litten; da traten sie auf eine Insel, welche reich an allen Arten Früchten war, sie stiegen daselbst aus und langten nach einer herrlichen Bananentraube, welche groß genug gewesen wäre, um sie Alle viele Tage lang zu sättigen, aber als sie danach griffen, faßten sie durch die Traube hindurch, ohne etwas in die Hand zu bekommen. Beim Vorwärtsschreiten gingen sie auch durch den Stamm der Banane selbst, ebenso durch einen Brodfruchtbaum; sie gingen weiter und trafen Häuser, welche den unsrigen ganz gleich waren, aber als sie auf dieselben zugingen, theilten sich Mauern und Dächer und sie schritten hindurch, als ob dieselben Schatten wären, es kam ihnen vor, als ob die Häuser, die Bäume, die Früchte Flammen wären, welche man auch deutlich sieht und durch die man doch einen Stock, ja selbst die Hand führen kann, ohne daß man den geringsten Widerstand findet, nur daß die Flamme heiß ist, was bei den Bäumen und Häusern nicht zu bemerken war.

Nach längerem Suchen sahen sie auch mehrere Egui's, liefen auf diese zu aber auch hindurch, weil sie ebenso aus nicht wärmenden Flammen bestanden. Sie kehrten sich nun um und die Egui's waren jetzt hinter ihnen und sie riethen den Ankömmlingen, sich eiligst von hier zu entfernen, denn hier sei kein Bleibens für sie, die Früchte könnten sie nicht essen, das Wasser nicht trinken, ja die Luft nicht einmal athmen, sie werde ihnen sehr nachtheilig sein, denn sie sei nur für die Gestorbenen athembar; diese Insel sei der Aufenthalt der gestorbenen Egui's und Fürsten, welche hier frei von der lästigen Zugabe der Mua's und Tua's lebten, deren die Egui's nicht bedürften, da hier Alles von selbst gedeihe, ebenso

gut die Früchte ohne Pflege und ohne Ernte, wie der Häuserbau, der von selbst sich erzeuge u. s. w.

Zum Beweise brach der geistige Egui eine Brodfrucht und zeigte auf den leer gewordenen Stengel derselben und während er die Frucht verzehrte, bildete sich aus dem Stengel eine neue und als er mit derselben gerade fertig war, hatte auch die Brodfrucht am Baume ihre volle Größe erreicht.

Die Mannschaft sah hieraus, daß die Mua's und Tua's eine ganz überflüssige Zugabe sein würden, wozu hätten sie dienen sollen, da es Niemand gab, der ihrer bedurft hätte. Dienen, d. h. gebraucht werden, ist doch nun einmal die Bestimmung der Tua's und wo man sie nicht braucht, ist es allerdings besser, daß sie gar nicht vorhanden sind.

Durch diese sehr verständigen Betrachtungen vollständig getröstet, schifften sie sich wieder ein und der verstorbene Egui war so gefällig, ihnen eine Luft von der Insel nachzusenden, vermöge deren sie in so kurzer Zeit nach Tonga gelangten, daß sie unterwegs nicht verhungerten. Sie aßen sich nun satt, erzählten ihr wunderbares Abenteuer, aber dann starben sie eben der verdorbenen Luft wegen, welche sie so lange eingeathmet hatten.

Man sieht aus all' diesem, daß es wirklich ganz überflüssig wäre, wenn das niedere Volk auch in das Jenseits käme. Da wird kein Taro gepflanzt, da werden keine Häuser und keine Zäune errichtet, da baut man keine Kähne, weder einfache noch doppelte, da flicht man keine Matten, schnitzt keine Wallfischzähne, macht keine Töpfe, wozu um Himmelswillen bedürften die Adeligen unter solchen Umständen der Handwerker oder der Bauern. Das Untergehen ist eine höchst weise Einrichtung, die Adeligen befinden sich nunmehr in der besten, d. h. in ihrer eigenen Gesellschaft.

Diese Lehre scheint, soweit mir der wackere Mann erzählt hat, durch die Priester mit einer besonderen Vorliebe ausgebildet zu sein. Vor allen Dingen lehrten sie, daß Mua's und Tua's Lohn und Strafe für ihre Thaten schon hier erhielten, daß jede Krankheit, jedes menschliche Ungemach und daß der Tod selbst eine Strafe für verübte Vergehen sei, und in diesem Glauben liegt sicherlich der Grund jener unaussprechlichen Ehrerbietung gegen die herrschenden Kasten und daher sieht man, daß hier wie überall tugendhafte Lebensweise übersetzt werden könne, wie es Jean Paul gethan hat, nämlich Furcht vor der Polizei.

Die Egui's, welche nicht Ungemach, nicht Noth und Elend zu ertragen haben, kümmern sich nicht viel um das, was man Tugend nennt, desto mehr diejenigen, denen solche Strafen drohen; es ist übrigens eigen, wie sehr die Begriffe, welche die Bewohner von Tonga von der Tugend haben — wiewohl sie das Wort durchaus nicht kennen — mit den unsrigen übereinstimmen. Gut sein, das ist eben tugendhaft sein — heißt Achtung haben gegen ältere und vornehme Personen, freundlich, sanft und bescheiden sein, die Ehre, die Gerechtigkeit und die heilige Tonga, das Vaterland lieben, das Unglück geduldig er-

tragen, seine Leidenschaften beherrschen, Eltern und Kinder lieben, vor allen Dingen aber die Götter und deren Verkündiger verehren. Das Alles sind durchaus nicht Beweise von mangelnder Cultur. Es haben Griechen und Römer auf dem Gipfelpunkt ihres nationalen Glückes nicht anders gedacht, freilich auch darin nicht, daß einen Diener ermorden, sich an dem Beleidiger mit dem Tode rächen 2c., nicht verbrecherische Handlungen seien.

Ich war sehr zufrieden, daß Herr van Bergheem nicht an meiner Seite saß, denn Zweifelsohne würde es diesem gefallen haben, sich in unzartem Spotte darüber zu ergehen und wenn auch seine Witze in holländischer Sprache gemacht, also für den Matabulai so gut wie unverständlich gewesen sein würden, so würde doch sein malitiöses Lachen und sonst sein ungebehrdiges Wesen zur Genüge bewiesen haben, wie er über das Mitgetheilte denkt. Mich aber empört nichts mehr, als das rohe Verspotten irgend eines Glaubens. Ich darf mich wohl freuen, daß ich einen besseren habe, aber darf dem Anderen in alberner Ueberschätzung nicht vorwerfen, daß ich einen besseren Glauben habe, was er mir nicht zugestehen würde, da Zweifelsohne für ihn wieder sein Glaube der bessere ist. Die natürliche Folge von solchen Rücksichtslosigkeiten ist noch überdies der Verlust des Vertrauens, dessen man sich bis dahin erfreute. Der Verspottete wird schweigsam und theilt nichts mehr mit, während es dem Reisenden ja gerade darauf ankommt, so viel als möglich zu erfahren.

Ich hatte mein Gespräch mit dem neu gewonnenen Freunde beendet und ihm soeben ein besseres Messer geschenkt, als die gewöhnlichen, für die Südsee bestimmten, es war ein Taschenmesser mit einer Säge, als seine Tochter eintrat. Sie war soeben mit ihrer Gartenarbeit fertig geworden und hatte sich in dem Bächlein, welches hinter dem Hause vorbeifloß, gebadet. Die wunderhübschen, kurzen, krausen Locken trugen noch die Perlen, weil das Abwischen mit Matten nicht so gut trocknet, als das mit unseren Handtüchern; sie sah also frisch aus, wie eine thauige Blume am Morgen. Mit einer liebreizenden Freundlichkeit kam sie auf mich zu, hielt mir beide Hände entgegen, kniete neben mir nieder, um mir einen Kuß zu geben und setzte sich dann an meine Seite. Ich glaubte, der feuchte Körper müsse durch die Luft unangenehm berührt werden, zog also ein großes, überaus grell roth und gelb gedrucktes, baumwollenes Tuch aus meiner Jagdtasche, öffnete es aus seinen noch fest geschlossenen Falten und breitete es über Rücken und Schultern des jungen Mädchens aus. Sie war entzückt über die Farbenpracht, besah die einzelnen Zipfel und um das besser zu können, rückte sie ein wenig ab, legte sich auf die Seite und ihren Kopf auf meinen Schooß, nun hing das Tuch über die linke Seite ihres Körpers gebreitet so weit hinten als vorne herab und sie konnte ihre Augen nach Gefallen ergötzen an dem brennenden Roth und Gelb.

# Hundertzehntes Kapitel.

Große Liebenswürdigkeit der Eingeborenen. Eine Locke als Ohrgehänge. Prüfung einer kleinen Säge. Das Tättowiren. Einige von mir erfundene Instrumente, um die Operation weniger schmerzhaft zu machen. Ein Spaziergang. Tauben im Netz gefangen. Bevölkerung der Insel. Schildkröten als Hausthiere.

Bald kam die Mutter, bald noch eine Schwester und Beide empfingen mich mit gleicher Freundlichkeit, wie Vater und ältere Tochter es gethan. Der Herr Papa probirte sogleich das ihm noch neue Instrument, die Säge und er sah, daß sie einen unbezahlbaren Schatz bildete. Wie leicht sind diese Menschen glücklich gemacht und wie wohl verstehen sie das Nützliche zu schätzen. Eine



Ein tättowirter männlicher Schenkel. (S. 482.)

Hand voll Glaskorallen wäre nach der Meinung der Leute hier ein höheres Geschenk, ein werthvolleres gewesen, aber für zehn Hände voll solcher Korallen hätte er auf der Insel Tonga keine Säge bekommen können und Niemand würde für einen noch höheren Preis, als den gedachten, ihm diese Säge haben abkaufen können.

Der Mutter machte ich eine gleich große Freude durch das Geschenk einer Scheere, womit sie allerdings im ersten Augenblick nichts anzufangen wußte, aber beinahe vor Freuden in die Höhe sprang, als ich eine Locke von meinen Haaren zwischen die Finger nahm und mittelst der Scheere dieselbe vom Haupte trennte. Als Tule dieses sah, griff sie hastig nach dem Instrument, daß ich

glaubte, ich müsse sie verletzt haben, doch nein, sie hatte nicht danach, sondern nach der Locke gegriffen, nahm diese nun, streichelte und liebkoste sie, hielt sie an ihre Wangen, an ihre Lippen und im Augenblicke darauf hatte sie dieselbe zusammengedreht, so daß sie eine Schnur bildete und hatte sie dann in das durchbohrte Ohrläppchen gesteckt und in eine Schleife gezogen. Da hatten meine Haare auf einmal einen gar niedlichen Platz erhalten.

Der Mann probirte seine Säge an seinem eigenen Körper, sie hatte scharfe Zähne und mochte wohl eindringen, denn es kamen ein Paar Tröpfchen Blut nach dieser Probe. Sie war auf seinen Schenkel gemacht und er zeigte dies seiner Frau, dabei gewahrte ich, wie eigenthümlich er tättowirt war und bat ihn, mir zu gestatten, daß ich davon eine Zeichnung nähme, was er auch ohne Weiteres erlaubte. Die Arbeit ist eine sehr schmerzhafte, denn sie wird nicht mit scharfen Instrumenten, mit Nadeln oder mit guten Messern gemacht, sondern mit scharf geschliffenen Muscheln, deren Kante man aufsetzt auf den zu zeichnenden Theil, worauf mittelst kurzer Schläge mit einem Stück Holz die Schärfe der Muschel in das Fleisch getrieben wird. Diese Arbeit dauert Stunden lang und dabei wird doch nur ein ganz geringer Theil der Operation vollzogen, denn nach einem halben Jahr muß die Zeichnung weitergeführt werden, weil, abgesehen von der Qual, welche eine längere Fortsetzung verursachen würde, auch die Zerstörung einer so großen Hautfläche schwere Krankheit, auch wohl den Tod nach sich ziehen könnte. Bis ein Krieger, ein Priester, ein Rathsherr vollkommen tättowirt ist, bedarf es wohl einer dreißigmaligen Wiederholung. Zum Glück sind die Leute wenigstens so vernünftig, ihren Oberkörper und ihr Gesicht unentstellt zu lassen. (Siehe Abbildung, S. 481.)

Wie es mir schien, hatte der Papa seiner Frau Gemahlin gezeigt, daß man mit dieser Säge die Operation besser und schmerzloser machen könne; da dachte ich denn, daß ich wohl noch weiter zu helfen im Stande wäre und ich nahm ein kleines Federmesser aus der Tasche, zeigte ihm dieses und die Möglichkeit damit Schnitte zu machen, welche viel weniger schmerzhaft wären, als diejenigen mit der Säge. Ich faßte das scharfe, kleine Instrument mit den Fingern so nahe an der Spitze, daß diese letztere kaum um eine halbe Linie herverstand und dann machte ich auf seiner Schenkelhaut einen Schnitt, dessen Tiefe durch das Festhalten zwischen meinen Fingern bestimmt wurde. Daß er keine Miene dabei verzog, versteht sich von selbst, die Sache war ihm aber doch so überraschend, daß er vor Verwunderung die Hände zusammenschlug, dann das Messer nahm und auf dem entblößten Knie seiner Frau in ähnlicher Weise einen kleinen Schnitt machte. Auch sie war höchst erstaunt über die Schmerzlosigkeit und es ist wohl möglich, daß dieses Geschenk meinen Freund, den Matabulai, zu einem sehr gesuchten Mann im Staate mache. Alle Männer von Rang lassen sich sehr reich tättowiren, selbst die Mua's und Tua's thun es, wenn schon viel weniger künstlich. Alle bedürfen fremder Hände dazu, wer

möchte sich wohl nicht lieber dem geschickten Manne unterwerfen, der durch ein kleines stählernes Instrument, das beinahe ohne Schmerzen verrichtet, was ein Anderer in zehnfach längerer Zeit und begleitet von grausamen Martern thut.

Da ich große Flächen auf dem Schenkel des Matabulai durch Punktirung gleichmäßig gefärbt sah und wußte, daß man dieses theils durch Einschlagen von Haifischzähnen, theils durch spitze Dornen verrichte, so machte ich in großer Geschwindigkeit ihm auch ein Punktirungsinstrument zurecht; ich nahm nämlich vier kurze starke Nähnadeln aus meinem kleinen Besteck und trieb dieselben durch ein Stückchen von einem grünen Zweige, so daß die Spitzen eine halbe Linie weit aus dem Holz heraussahen, dann schnitt ich dasjenige Ende, woran die Spitzen sich zeigten, so weit schräg zu, daß der geübte Operateur im Betrachten seiner Arbeit durch das vorstehende Holz nicht gehindert werden konnte und nun übergab ich dieses kleine Instrument meinem Freunde, der es sofort an sich versuchte und sich abermals ganz glücklich über dessen Wirkung zeigte. Himmel! was wird das für ein berühmter Mann werden, es ist mir zweifelhaft, ob je in Europa ein Mann existirt hat, dessen Ruhm in gleicher Weise verbreitet war, wie der meines neuen Freundes verbreitet werden wird. Der einst so hoch gepriesene Gräfe konnte zwar Beine abschneiden und Nasen ansetzen, aber was ist das im Vergleich mit der Operation des Tättowirens und nun gar mit einer schmerzlosen.

Meine Freunde sorgten für ein schmackhaftes Mahl und da der Matabulai am vorigen Tage meine Vorlesung über Weinbereitung mit angehört, so fand ich heute bereits ein solches Getränk, wenn schon noch keinen Wein, so doch einen köstlichen Most, der am dritten Tage meines Hierseins auch schon eine so berauschende Kraft hatte, daß ich meinen Freunden rieth, des Guten nicht zu viel zu thun.

Nach dem Essen machte ich einen Spaziergang mit meinem Freunde durch das Dorf, wo ich überall mit unglaublicher Freundlichkeit angesehen und behandelt wurde; außerhalb des Dorfes zeigte mir der Matabulai sein Taubennetz, was eine so eigenthümliche Einrichtung hatte, daß es mir wohl der Mühe werth scheint, dasselbe zu beschreiben. In der Mitte eines freien Platzes, der mit Gras bewachsen ist, erhebt sich ein Hügel von drei bis vier Fuß Durchmesser und Höhe. Nur seine äußere Bedeckung ist Erde, er ist von Bambus geflochten und dient, um den Jäger mit dem Lockvogel zu verbergen. Rund um die Hütte, ungefähr in der Entfernung von vier Klaftern von derselben, befinden sich fünf ähnliche Hütten, alle sind etwas vom Geblisch verdeckt, so daß die nahenden wilden Tauben ihrer nicht gewahr werden. Der Grasplatz ist mit vielen Netzen bedeckt, welche in Rahmen gespannt sind und Paarweise so schnell gegeneinander bewegt werden können, daß die im Grase darauf sitzenden Tauben zwischen solchen Netzblättern eingeschlossen werden. In jedem der fünf äußeren Häuschen

befindet sich ein Jäger, welcher die ihm zunächstliegenden Netze regiert und auf einem jeden Häuschen sitzt in einem Käfig eine Locktaube. Der Mann in der Mitte hat einen Tauber an einer langen Schnur und er läßt ihn an derselben im Kreise umherfliegen. Dieses Flattern und das Girren der Tauben macht die entfernteren Thiere aufmerksam und lockt sie herbei. Nun zieht der Jäger die Schnur an, so daß sein Thier immer kürzere Kreise beschreibt; haben sich jetzt genug Tauben irgendwo niedergelassen, so klappen alle diejenigen, auf deren Netzen welche sitzen, diese zusammen und die Tauben sind alsbald gefangen.

Da man hier keinen Markt hat, so fängt ein Jeder nur gerade so viel, als er für den Tag braucht. Die Wärme läßt das Aufbewahren rohen Fleisches gar nicht zu und gebratenes oder gekochtes Fleisch kann man zwar, aber jedenfalls auch nur wenige Tage aufbewahren. Es muß nämlich, um es vor dem Verderben zu schützen, jeden Tag von Neuem gekocht oder gebraten werden und man kann sich leicht vorstellen, daß ein fünf bis sechsmal wiederholt gebratenes Täubchen nichts besonders Schmackhaftes ist. Dies hat dann aber auch zur Folge, daß man mit dem thierischen Leben nicht so verschwenderisch umgeht, wie in Europa in manchen Ländern geschieht, z. B. in Ungarn, wo man alljährlich auf den großen Herrschaften Treibjagden anstellt, bei denen man die erlegten Hasen nur nach Tausenden zählt, sie werden dann gleich auf dem Felde abgestreift, den Wölfen oder den Treibern, falls diese solch abscheuliches Gethier essen mögen, überlassen und nur die Felle als Material für die Hutmacher verwerthet. Wäre Ungarn so stark bewohnt, wie Tonga-tabu, so würde man das Fleisch wahrscheinlich nicht den Wölfen überlassen. Die kleine Insel kann 5000 Krieger stellen (nach anderen Berichten gar 8000), das setzt wenigstens 25,000 Seelen voraus. Wenn die zweite Zahl richtig ist, gar 40,000, eine Zahl, welche man für ein von Wilden bewohntes Land kaum für möglich halten möchte, aber allerdings ist die ganze Insel auch ein üppiger, wohl angebauter Garten und außer einer Fülle von Pflanzen, welche eine fünffache Bevölkerung würde ernähren können, bietet auch das Meer noch seine besten Schätze dar. Hier kann man, falls man Appetit hat, täglich Turtlesuppen essen, Schildkrötensuppen, und zwar nicht nachgemachte, sondern „veritable und aufrichtige", wie man sich in Europa höchst geschmackvoll und richtig auszudrücken pflegt.

Ich nahm nämlich wahr, daß die Tonga-Bewohner bereits klug genug sind, die Schildkröten als Hausthiere zu halten. Die Schildkrötenschalen bilden einen sehr werthvollen Handelsartikel, welcher von den vorüberziehenden Kauffahrern gerne in Tausch genommen und gut bezahlt wird. Um nun nicht vom Zufall abzuhängen, bringen diese Leute die Schildkröten, welche auf's Land kommen, um Eier zu legen, in Bassins, die in den Madreporenkalk gebrochen sind und so steile Wände haben, daß die einmal hineingesetzten Schildkröten nicht daran emporklettern können. Sie nehmen hiezu natürlich nur diejenigen, welche große

Schilder haben, die anderen, falls man sie benutzen will, werden sofort getödtet und verspeist, aber die Caretschildkröte benutzt man, so wie man die Schafe oder die Gänse benutzt, man nimmt ihnen von Zeit zu Zeit ihr Kleid. Diese Operation ist allerdings sehr grausam, das Leben des Thieres aber so unglaublich zähe und der Körper so widerstandsfähig, daß ihm daraus kein Schaden erwächst, wenigstens kein sichtbarer.

Die Schildpatblätter werden nun so gewonnen, daß man ein Stück Holz an einem Ende in Brand bringt, bis es zu verkohlen beginnt. Diesen glühenden Theil hält man über die eine Kante eines solchen Schildpatquadrates, wobei man wiederholt den Brand durch die Luft schwingt, um ihn von Neuem anzufachen. Bald hebt sich die so erhitzte Kante, sie bläht sich auf und löst sich los, alsbald steckt man einige Holzkeile darunter, so weit sich's bequem thun läßt und nun hält man den nämlichen Feuerbrand an eine zweite Kante und so fort, bis man rundum gekommen ist, worauf man auch mit der Erhitzung nach der Mitte fortfährt und so im Laufe einer halben Stunde ein schönes Blatt losgelöst hat. Nun geht es an ein zweites und drittes, bis man mit einer Seite ganz fertig ist, worauf man die Schildkröte wieder in's Wasser wirft; nach einigen Monaten hat die Natur die geraubte Decke wieder ersetzt und nun macht man sich an die andere Hälfte. Ich habe in einigen Behältern zwanzig mächtige Schildkröten gesehen, sie werden dann ordentlich gepflegt, reichlich gefüttert und auch durch Anlegung kleiner Kanäle täglich mehrmals mit Seewasser versehen (durch Ebbe und Fluth).

## Hunderteilftes Kapitel.

Abendessen an einem Tisch von Tule's Erfindung. Geschenke und Liebe. Ursachen der Schönheit dieser Menschen. Liebreiz derselben. Wo ist Bergheem geblieben? Seine Versuche durch Geschenke Liebe zu gewinnen. Verachtung ist die Erndte. Bergheem wandert mit seinem Liebe bedürftigen Herzen von Dorf zu Dorf und wird dabei endlich vollständig geheilt.

Der Abend nahte und ich sehnte mich ein Stündchen mit der lieblichen Tule zu kosen; ich kehrte daher von meinem Spaziergang mit dem Vater heim und wir fanden Alles zu unserem Empfange und zum Abendessen bereit. Tule hatte bemerkt, daß mir das Sitzen auf der bloßen Matte nicht naturwüchsig war, so hatte sie mir denn ein Polster zurecht gemacht; das Laub von Palmenblättern, an sich ziemlich trocken, war zu einem Bündel von etwa Fußhöhe zusammengerollt und mit einer Matte so fest umwickelt, daß sich sehr bequem

darauf sitzen ließ, aber hiemit war ein Uebelstand verbunden, der sich nicht so leicht beseitigen ließ, die Tafel war der mit einer Matte bedeckte Fußboden, auf der lag das Tischtuch, d. h. eine feine Matte, welche gleich nach der Tafel weggenommen wird, damit sie nicht unter die Füße komme, aber dieser zierliche Teppich erhöhte die zu meinen Füßen liegende Tafel keineswegs so weit, daß ich meine Arme hätte darauf stützen und wie gewöhnlich essen können. Was that nun der kleine Schelm?

Tule legte ein aus Bambusrohr geflochtenes — wie soll ich es nennen — Brettchen, Täfelchen (?) kurz, einen hölzernen Präsentirteller (und um mich meinen lieben Oesterreichern verständlich zu machen, welche den Präsentirteller nicht kennen, will ich sagen „an Taazen") auf meine Kniee, deckte eine weiche, feine Matte darüber und hierauf setzte sie die für mich bestimmten Speisen. Da war ich denn ganz wohl eingerichtet und saß auf europäische Art zwischen meinen Freunden, die um mich her lagen. Aufrichtig gestanden, hätte ich mich auch lieber hingelegt, besonders wenn ich das reizende Kind zu meiner Nachbarin hätte haben können, da sie aber mit so viel Zuvorkommenheit herausgesucht hatte, was mir möglicherweise angenehm sein konnte, so wagte ich nicht, es abzulehnen, um Tule nicht zu kränken. Als aber die Tafel aufgehoben war, setzte ich mich neben sie vor die Hütte und kramte einige Sachen aus, von denen ich hoffen konnte, daß sie ihren Beifall haben würden; aber wie ihr Vater es schon angedeutet hatte — es war dies ganz überflüssig — sie sagte: „Ich will Deine Geschenke nicht, ich liebe Dich auch ohne diese und ich kann Dich nicht noch mehr lieben, auch wenn Du mir Alles schenkst, was Du bei Dir oder auf der großen Pirogue hast."

Dies war nun ganz zum Entzücken und mir verging der Abend in einem wahren Rausch. Das süße Naturkind war so unbeschreiblich reizend, daß man sich, unsere gewöhnlichen Schönheiten in Betracht ziehend, gar keine Vorstellung davon machen kann. Dieses zu bewahrheiten, genügt ganz Weniges. Die Leute wissen nichts von warmem Wasser, sie benutzen täglich ein Paarmal das Seebad und waschen sich das Salz im nächsten Bache ab, ihre Haut hat folglich eine ebenso große Frische als Elasticität. Ferner haben sie keine Schnürleiber, die Rippen sind also nicht zusammengebogen, die Brust nicht gewaltsam emporgedrückt, fällt mithin nicht schlaff herunter, wenn diese Stütze ihr genommen wird. Der fortwährende Einfluß der Luft auf den gänzlich unbekleideten Körper — das Stückchen Zeug, was vom Gürtel herab bis über die Kniee hängt, hindert diesen wohlthätigen Einfluß wie begreiflich gar nicht — hat zur Folge, daß der Teint bräunlich und warm, aber nicht blaß und kränklich ist, zugleich hat die Haut durch unendlich feine Härchen, die darauf dicht verbreitet sind, eine so weiche Beschaffenheit, daß bei Berührung des Körpers mit der Hand oder den Lippen man glaubt, man fühle den weichsten Sammet.

Die Gartenarbeit und manches Andere, zum Theil auch die Fischerei, liegt

den Frauen und Mädchen ob, daher sind die Muskeln nicht schlaff, sondern prall, widerstrebend dem Druck und doch ist diese Arbeit, welche so wohlthätig auf die Körperformen und Körperkräfte wirkt, nicht schwer genug, um die Feinheit der Hände zu benachtheiligen und nun denke man sich ein so wohlgebildetes weibliches Geschöpf an der Seite eines jungen überkräftigen Mannes und dann frage man sich, ob das nicht eingerichtet ist, um aus der Haut zu fahren und das wäre mir auch gewiß geschehen, wenn dies liebreizende Wesen nicht Mitleid mit mir gehabt hätte. Alle weiteren Schilderungen würden mir wie eine Entweihung der heiligsten Gefühle vorkommen, darum hierüber kein Wort mehr.

Nach einigen Tagen unbeschreiblichen Glückes schien es mir gerathen, mich nach Herrn van Bergheem umzuschauen, da mußte ich denn zu meiner großen Freude erfahren, daß er in seinen Erwartungen sich überall getäuscht gefunden habe. Nicht bloß in Krähwinkel erzählt man sich Neuigkeiten von seinen Nachbarn rechts und links, man versteht das in London und New-York ebenso gut, wo es die reichen Leute besorgen, in Paris und Wien ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß es dort die Huissiers und Hausmeister besorgen und man versteht es auf Tonga-tabu ebenso gut und Herr van Bergheem erfuhr dies zu seinem Schaden. Sein höchst unhöfliches Debüt und die Verachtung, mit der er über die Zeugweberinnen sprach, hatte diese so empört, daß sie nichts Eiligeres zu thun hatten, als eine jede den ihr befreundeten Kreis zu besuchen und dort zu erzählen, wie abscheulich sich der Fremde benommen, worauf eine jede, die es gehört, eiligst zur Frau Nachbarin oder Jungfer Nachbarin ging und dasselbe wieder erzählte dergestalt, daß wie begreiflich noch am nämlichen Abend das ganze Dorf von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt war und am nächsten Morgen die benachbarten Ortschaften, fünf oder sechs an der Zahl, durch akustische Telegraphen, durch Benachrichtigung von Mund zu Ohr, das Erforderliche vernahmen, um mit gleicher Indignation gegen den Verächter der schönen Frauen und Mädchen von Tonga-tabu erfüllt zu sein.

Herr van Bergheem machte einige überaus ungeschliffene Versuche, um zu seinem Ziele zu gelangen, er sprach zu den Mädchen ungefähr in dem Styl, wie Sir John Falstaf zu Dortchen Lakenreisser und hätten diese freundlichen und liebenswürdigen Geschöpfe ihm geantwortet, wie das berühmte Dortchen, so wäre Alles im richtigen Geleis gewesen und der Erfüllung der heißen Wünsche des reichen Holländers hätte nichts im Wege gestanden. Die Mädchen hatten aber Alle den Sheakspeare nicht gelesen und da ihnen diese Anschauungsweise nicht ganz so geläufig war, wie Herr van Bergheem erwartete, was Wunder, wenn er von den Mädchen mit Verachtnng abgewiesen, von den Frauen bedroht und von den Männern zum Hause hinausgeführt wurde.

Herr van Bergheem schien nicht zu fühlen, daß er höchst ungeschliffen gehandelt, wohl aber, daß hier sein Weizen nicht blühe und so setzte er seinen

Stab weiter. Man hatte mich schon in mehreren verschiedenen Dörfern gesehen, der einzeln ankommende Europäer machte daher kein eben großes Aufsehen, desto größer wurde aber dasselbe, als er mit mehr als gewöhnlicher Unverschämtheit seine Bewerbungen fortsetzte. An ein Paar Orten hatte er dies gethan, als man daran den Helden erkannte, dessen Ruhm von dem Ankerplatz, von dem Dorfe Lafihotu, sich weit genug verbreitet hatte. Nun ging es natürlich wie ein Lauffeuer umher: er ist da! der Schreckliche, der Abscheuliche ist da, der alle Frauen und Mädchen der heiligen Tonga-Insel für eine Hand voll Glaskorallen zu kaufen meint.



Fang der großen Seeschildkröten. (S. 484)

O armer Bergheem! hättest Du doch nie diese trostlosen Worte gesprochen, wie vieler Freuden hättest Du ohne sie noch theilhaft werden können, da diese unbesonnene Aeußerung nur im Gegentheil der Grund wurde, daß Du auf Alle verzichten mußtest.

Herr van Bergheem war noch nicht klug geworden, er machte sich in ein drittes Dorf und fing hier dieselben Albernheiten an. Da er nun mit seinen Glaskorallen und baumwollenen Schnupftüchern durchaus nicht durchkam, so

entschloß er sich zu einem Sclavenhandel; er wandte sich an einen Mua, dessen Tochter ihm besonders gefiel und frug ihn nach dem Preise derselben, er wollte sie haben, er wollte sie besitzen, sie als Sclavin sein nennen, da sie es nicht aus Zärtlichkeit oder gegen einige bunte Perlen werden wollte.

Der Menschenraub kommt auf diesen Inseln wohl vor, ein Häuptling sammelt eine kleine verwegene Schaar, landet bei Nacht auf einer fernen und wenig bewohnten Insel, raubt dort das junge Mädchen, das er sich ausersehen hat, eilt mit ihr davon und da eine Reise über Meer kein Geleis zurückläßt, wie eine Reise über eine Sandsteppe, so ist der Räuber nicht einmal zu verfolgen. Aber daß Jemand zu einem Vater käme und sagte: Ich will Deine Tochter kaufen und sie Dir nach kurzem Gebrauch wiedergeben, — das ist wohl auf den Tonga-Inseln noch nicht vorgekommen. Der angeredete Vater war deshalb auch höchst erzürnt und wies dem jungen Menschen die Thüre, welche dort bekanntlich sehr breit ist, indem sie die zwei langen Seiten des Hauses einnimmt. Herr van Bergheem hätte also ohne irgend ein Hinderniß gehen können, doch er that es nicht, sondern erneuerte und erhöhete sein Gebot, in der Meinung, es würde ihm schon gelingen, den Papa zu erweichen, aber das geschah keineswegs, der Papa wurde nur mehr und mehr ärgerlich und schließlich nahm er Herrn van Bergheem bei beiden Schultern und führte ihn zur Hütte hinaus. Noch an einigen anderen Orten machte Bergheem gleich vergebliche Versuche, endlich verschwand er aus dem Dorfe.

Mitten in der Nacht hörte der Mann, mit welchem Bergheem den unehrenhaften Handel hatte abschließen wollen, ein lautes Hilferufen. Wir haben bereits gesagt, daß jede Hütte an den beiden entgegengesetzten, abgerundeten Enden Gemächer hat welche zu Schlafstätten gebraucht werden. Herr van Bergheem hatte sich zuerst die Abtheilung gemerkt, welche von Vater und Mutter bewohnt wurden, dann hatte er auf der anderen Seite zu erlauschen gesucht, welche Hälfte den Knaben und welche der von ihm begehrten Tochter angehörte. Dieser hatte er einen nächtlichen Ueberfall zugedacht und dieser Ueberfall lief keineswegs geräuschlos ab. Die Mädchen sind dort nicht gewohnt, nächtliche Besuche zu empfangen, ihre Liebe will durch das Auge unterstützt sein und wahrlich sie haben recht, was kann es schöneres geben, als die Betrachtung eines vollkommen schönen Menschen vom entgegengesetzten Geschlecht!

Herr van Bergheem kam wie der Dieb in der Nacht und darum schrie man, wie man bei einem Diebe schreit und deshalb wurde der Vater aufgeweckt; als er nun mit einer Fackel in die Abtheilung seiner Tochter trat und dort denselben Mann traf, den er bereits am Tage zum Hause hinausgewiesen, da beschloß er, seinen Bestrebungen für immer ein Ziel zu setzen und er that an ihm, wie der Canonicus Fulbert an Abelard, obwohl dessen Nichte Heloise nicht geschrieen hatte. Die Operation wurde mittelst eines Feuersteines voll-

zogen und zwar mit solchem Geschick, daß der Patient nicht daran starb; die Wunde wurde durch Brennen sofort geschlossen, was höchst wahrscheinlich nicht zur Vermehrung der Annehmlichkeiten derselben beigetragen hat, aber doch wohl van Bergheem das Leben rettete.

Ich hatte von alle diesem keine Ahnung und erst als ich mich am vierten Tage meiner Anwesenheit auf der Insel zur Rückkehr nach dem Schiffe entschloß und van Bergheem aufsuchte, erfuhr ich das Erschreckliche aus seinem Munde, zugleich aber bat er mich auf das Dringendste um Verschwiegenheit, er wollte gerne auf jede Rache, auf jede Bestrafung verzichten, wenn nur Niemand erführe, was ihm geschehen.

## Hundertzwölftes Kapitel.

**Erzwungene Mußestunden und Studien während derselben. Entdeckung des Tonga-Archipels durch Tasmann. Cook. Ursprung des allgemein bekannten Namens „die Freundschaftsinseln". Große Achtung der Häuptlinge gegen höher gestellte Personen. Cook landet und wird festlich empfangen. Geschenke, Gegengeschenke.**

Das Unglück, was den armen Mann betroffen, fiel, wenn auch nur in seinem Reflex, auf mich zurück, da er mit größter Besorgniß auf Geheimhaltung der Affaire drang, konnte er sich dem Arzte des Schiffes nicht anvertrauen und ich mußte die Ausflüge an's Land aufgeben, um zu seiner Pflege mit zu wirken. Dies war nun allerdings für mich eine sehr harte Entbehrung, allein es war nun einmal nichts zu machen, wollte ich nicht ganz auf den Titel eines Menschen verzichten, so mußte ich schon bei Bergheem bleiben und ihn pflegen. Zum Glück war nichts weiter zu befürchten und es handelte sich nur um Heilen der Brandwunde und um etwas Schmerzstillendes, was ich denn einerseits in Opium, andererseits in linderndem Oele suchte, dennoch vergingen volle acht Tage, bevor der Unglückliche die Hängematte verlassen konnte, in einem Zustande, der ihn vollkommen befähigte, in den Harem des eifersüchtigsten türkischen Pascha's als Wächter einzutreten.

Während dieser Trauerzeit studirte ich die Geschichte dieser Inseln und während eben derselben beeilte sich endlich Herr Meyer von dem durch ihn selbst veranlaßten längeren Aufenthalt Nutzen zu ziehen. Durch die vorhergehenden Kämpfe mit den Eingeborenen war er so eingeschüchtert worden, daß er das Land nicht zu betreten wagte, bevor er durch anhaltendes Recognosciren über die Sicherheit eines solchen Unternehmens unterrichtet ward. Zu diesem Behufe schien er mich ausersehen zu haben, darum setzte er auch meinen Reisen an's

Land kein Hinderniß in den Weg, ich mußte die Bahn brechen, welche er dann zu betreten beabsichtigte. Es konnte mir nichts willkommener sein, denn es gestattete mir überall die Blüthen zu pflücken und ihm die Nachlese zu lassen.

Da es vielleicht nicht ganz uninteressant ist, den Lauf der Entdeckungen in diesem Archipel zu verfolgen, so will ich darüber mittheilen, was ich theils las, theils durch Fragen bei den Einwohnern, namentlich bei den Priestern, in Erfahrung brachte.

Die Insel, vor welcher wir ankerten, hieß früher Amsterdam und diejenige, an welcher wir zuerst angelegt, hieß Middelburg, beide wurden vor mehr als 200 Jahren durch den Holländer Tasmann entdeckt. Derselbe erhielt zahlreiche Besuche von den Eingeborenen, welche sich nach dem Zeugniß des Entdeckers außerordentlich freundlich, zuvorkommend und durchaus lobenswerth bewiesen, so daß man an ihnen nichts zu tadeln gehabt haben würde, wenn es nicht die große Neigung zum Diebstahle gewesen wäre. Dies ist allerdings ein Fehler, aber er ist dort ganz anderer Natur als bei uns; den Begriff stehlen haben die Leute gar nicht, sie eignen sich nur an, was ihnen gefällt und was sie für herrenloses Gut halten, liegt irgendwo ein Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit erregt, so nehmen sie denselben zu sich, nun gehört nur wenig dazu, um den Leuten begreiflich zu machen, daß sie sich etwas angeeignet haben, was bereits einen Herrn hat und augenblicklich geben sie es zurück, so scheint Tasmann gehandelt zu haben. Man wird dies entschuldigen, wenn man erfährt, daß er ein junger, verliebter Lieutenant war. Die Engländer waren klüger, bei den geringsten Vorfällen dieser Art brachten sie die neunschwänzige Katze in Anwendung und veränderten die Stimmung der Eingeborenen in sehr würdiger Weise. Daß der menschenfreundliche Tasmann ein verliebter Narr war, geht schon daraus hervor, daß er die entdeckte große Insel, südlich von Neuholland, nach seiner Geliebten Marie van Diemen nannte. Wäre er ein vernünftiger Mann gewesen, so hätte er sie nach irgend einem der hochmögenden Statthalter oder nach einem Prinzen von Oranien benannt.

Bei alledem hat sich sein Andenken lange Zeit unter den Einwohnern von Tonga-tabu erhalten. Man brachte ihm eine unglaubliche Menge der vortrefflichsten Lebensmittel an Bord und er schenkte dafür den Ueberbringern vielerlei nützliche Kleinigkeiten, unter diesen war auch eine große hölzerne Schüssel, welche für etwas so werthvolles gehalten wurde, daß sie in den ausschließlichen Besitz des höchsten Oberhauptes gelangte, des Tui-tonga, sie diente nur ihm und war dadurch heilig geworden. Heilig in solchem Grade, daß die Berührung die Verbrecher entlarvte, überführte. Wer irgend ein schweres Vergehen begangen, durfte sich dieser Schüssel nicht nahen, weil sonst ein Blitz daraus fuhr und ihn tödtete, wie uns das alte Testament von der Bundeslade erzählt. Ja die Schüssel war so heilig, daß sie den Tui-tonga selbst repräsentirte und wenn

dieser abwesend war, eine gleiche Verehrung genoß, wie er selbst, es war ein Andenken an einen edlen Mann und darum ein Heiligthum. Als Cook im Jahre 1773 dahin kam, zeigte man ihm noch diese Schüssel und sagte, daß sie von einem Weißen auf die Insel gebracht worden sei und daß jetzt der fünfte Herrscher sie besitze, derselbe hieß Pulaho. Die Beschreibung, welche Tasmann von den Inseln macht, würde mit Ausnahme einiger weniger Ansichten der Eingeborenen noch vollständig auf die jetzigen passen, schon er lobt die freundlichen Wohnungen, die herrlichen Gärten, die wohl umfriedigten Pflanzungen, den Fleiß und die Gutmüthigkeit der Eingeborenen, gerade wie es Cook und d'Urville gethan haben und wenn die Menschen nicht mehr so sind wie damals, so ist wahrlich die neunschwänzige Katze allein daran schuld.

Cook erschien im Jahre 1773 und er fand die Eingeborenen so freundschaftlich, daß er die Inseln nach dieser schönen Eigenschaft benannte. Einer der Egui's, Taï-one, erschöpfte sich in liebevollen und gastfreundschaftlichen Anerbietungen, er führte die Engländer in sein Haus, erfreute sie mit Musik, mit der ehrenvollen Ceremonie des Kawa, mit einem vortrefflichen Mittagsessen und vielen Geschenken. Der berühmte Naturforscher Reinhold Forster verließ die Hütte des Häuptlings, um mehr in das Innere zu dringen und er begegnete auf seinem ganzen Wege nur freundlichen Blicken und wohlwollenden Anerbietungen. Er erzählt wörtlich: Die Greise und die jungen Leute, die Männer und Frauen überhäuften uns mit schmeichelnden Liebesbezeugungen und sie waren Alle vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, hatten furchtbare Keulen jeder Form und Größe, schwere Schilder, Lanzen, Bogen und Pfeile, waren also kriegerisch, aber nichts störte die auffallende Freundlichkeit, mit welcher wir aufgenommen wurden.

Ich erstieg, so erzählt er, einen kleinen Hügel, von dem ich eine weite Strecke der vollkommen ebenen Insel überschauen konnte, mich überraschte der entzückende Anblick der vielen wohlgepflegten und eingehegten Gärten, der in Reihen stehenden schlanken Cocospalmen, der lebendigen Hecken von der prachtvollen Erythrina, welche tausende von Pyramiden vom sattesten Hochroth entwickelten. Der Pfad von dem Hügel führte mich auf eine weite Wiesenfläche, die üppigste Hütung für Ziegen darbietend, sie war begrenzt durch eine wohlgeebnete Straße von einer Meile Länge, welche mit vier Reihen schlanker Palmen besetzt war. Dieser Weg geleitete zu neuen Pflanzungen, zu Gärten, in denen Orangen gleichzeitig Früchte und Blüthen entwickeln. Eine Hütte stand hier ganz offen, überall lagen die Gegenstände des täglichen Gebrauchs sowohl, als die besten Schätze der Eingeborenen umher, Niemand war da, um sie zu bewachen, aber Niemand war auch da, wegen dessen dieses nöthig gewesen wäre.

Eine erquickende, frische Luft kam vom Meere herüber, spielte in unseren Haaren und in den leichten Kleidern und wehete uns die köstlichsten Blumen-

düfte zu, auf allen Zweigen saßen Tauben und girrten einander schmeichelnd entgegen, sie waren in das schönste Grün gekleidet, so daß sie nur durch den metallischen Glanz ihrer Federn von dem Laub zu unterscheiden waren und hatten schöne rothe Krönchen auf dem Haupt, wie es die Pfauenmännchen haben. Ich hätte gern ein Paar dieser Tauben für meine Sammlung besessen, hatte auch ein Gewehr bei mir, aber es wäre mir wie ein Frevel vorgekommen, den Donner und mit ihm gleichzeitig den Tod in diese friedlichen Gefilde zu tragen. In der That, dieses waren Plätzchen von solcher bezaubernder Schönheit, wie die lebendigste Phantasie eines Dichters dieselbe nur erdenken kann und doch war Alles reine Natur, die Kunst hatte nichts dabei gethan, die Phantasie trug nichts hinein, ja es wäre wohl vergeblich gewesen, das Bild noch schöner auszumalen, als es sich von selbst gestaltet.

Am nächsten Morgen besuchte Cook selbst das Land, wobei er auch auf einen jener Begräbnißplätze gelangte, von denen ich bereits früher gesprochen. Auf diesem Platze befand sich das Haus eines würdigen, alten Oberpriesters, welcher Cook und seine Begleiter einzutreten bat, ihnen eine vortreffliche Rede hielt und dann ein freundschaftliches Mahl anbot. Ueberallhin waren die Fremden von zahlreichen Insulanern begleitet, doch hielten dieselben sich stets in einer achtungsvollen Entfernung und so bescheiden, daß Niemand von der Gesellschaft durch sie irgend belästigt wurde.

Nach dem freundschaftlichen Besuch kehrte Cook zum Schiffe zurück und nahm einen Egui, Taha, mit auf das Schiff, es war die Essenszeit und Cook lud den Egui ein, sein Gast zu sein, was derselbe mit dem besten Anstande annahm. Man saß bereits bei Tische und hatte das erste Gericht eingenommen, als man einen beinahe blinden Greis ankündigte, welcher auf Cook's Befehl eingeführt und von diesem sofort mit zur Tafel gezogen wurde, aber zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden verließ Taha, der Egui, den Tisch, sobald sich der Greis demselben näherte und verbarg sich in einen Winkel, denn er war von bei weitem niedrigerem Range, als der Eingetretene und es würde ein schweres Verbrechen für den Egui gewesen sein, mit dem gewaltigen Manne, der zugleich eine hohe geistliche Würde bekleidete, an demselben Tische zu speisen.

Dieser schweigsame, halb blinde Mann schien Cook so gut stumm wie blind und er glaubte, daß, wenn solche Verehrung, wie der Egui sie gezeigt, wirklich stattfände, sie nicht in der Größe und Erhabenheit des Charakters, sondern im Aberglauben ihren Grund habe, doch wurde er eines Anderen belehrt, als er am nächsten Tage den hohen Herrn und heiligen Mann besuchte. Derselbe saß, in großer Entfernung von seinem Hofstaat umringt, so unbeweglich, als ob er eine Statue wäre. Er sprach kein Wort und äußerte auf die Fragen, die man an ihn stellte, nicht das Geringste, was man für eine Antwort hätte halten können, dennoch waren es Zeichen, die er gegeben und auf welche hin ein

Anderer die Antwort übernahm. So ging es immerfort und die Antworten erschienen treffend und bezeichnend, die Zeichen des greisen Mannes hatten also wirkliche und vernünftige Bedeutung, nur hinderte ihm seine hohe Würde als Ariki oder König sich mit Jemand zu besprechen, der so weit unter ihm stand, er durfte in seiner Milde hören, was vorgebracht wurde, allein er durfte sich nicht so weit erniedrigen, um selbst zu antworten. Cook ließ eine große Menge werthvoller Gegenstände vor ihm ausbreiten, ein Hemde, eine Axt, mehrere Stücke rothen Zeuges, einen Spiegel, Nägel von verschiedener Größe, glänzende Knöpfe, Glasgegenstände, — er empfing sie oder vielmehr, er duldete, daß man dieselben vor ihm ausbreitete, allein er sagte kein Wort, wandte den Kopf weder nach rechts, noch nach links und blieb in derselben Stellung unbeweglich bis zum Abschiede.

Allein kaum hatte Cook das Ufer erreicht, als auch schon ein Paar Dutzend Menschen herbeigetrabt kamen, welche die Gegengeschenke des Fürsten brachten, unter denen zehn lebende Schweine die Hauptrolle spielten, wovon eines genügend gewesen wäre, die erhaltenen Geschenke zehnmal zu bezahlen. Es war ein König, welcher schenkte!

## Hundertdreizehntes Kapitel.

Engländer und Eingeborene im Conflict. Grausamkeit der Ersteren, Muth und Geschicklichkeit der Letzteren. Edelmuth der Häuptlinge. Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit derselben. Unerhörte Handlungen Seitens der Engländer. Schilderungen der beiden Forster, Vater und Sohn, von der Liebenswürdigkeit der Eingeborenen. Der Spanier Maurelle.

Man hätte wohl glauben sollen, daß mit diesen Leuten gut durchzukommen wäre und in der That hatte man sich durchaus über nichts zu beklagen, als über einige Diebstähle, die so unbedeutender Art waren, daß man wohl lächelnd darüber hinwegsehen konnte, dies war indessen nicht die Art der Engländer. Bekanntlich stand damals der Strang auf jedem Diebstahl bei einem Werth über fünf Schilling; wenn nun einem Matrosen eine Jacke gestohlen wurde, welche sechs Schillinge werth war, so lag nichts näher, als den Menschen sogleich zu hängen. Sprang nun der Insulaner über Bord, so verfolgten ihn Flintenkugeln so oft als er auftauchte. Ein zweites Mal wurde ein ähnlicher unbedeutender Diebstahl begangen, der Thäter flüchtete gleichfalls in's Wasser und schwamm seiner Insel zu, von wiederholten Flintenschüssen nicht berührt, allein es war ein Boot im Meere und die Matrosen machten Jagd auf den Flüchtling, wiewohl sehr lange vergebens, denn er tauchte immerfort unter und

schwamm mit reißender Schnelligkeit so lange als sein Athem ausreichte in anderer Richtung, dergestalt, daß, wenn er auftauchte, um Athem zu schöpfen, man seiner entweder gar nicht gewahr wurde, oder ihn an einem durchaus anderen Orte sah, als man vermuthete und während man das Boot wendete, hatte er Zeit gehabt zu Athem zu kommen und er tauchte dann wieder unter und verschwand den Augen der ihn Suchenden. Nach einiger Zeit führte der Zufall das Boot und den soeben auftauchenden Dieb zusammen und ein Matrose von Talent, ein Mann, der wußte, wie man Hallunken zu behandeln habe, warf einen drei Pfund schweren, mit vier Widerhaken versehenen kleinen Anker, d. h. einen Angelhaken für einen Hayfisch, nach dem geschickten Taucher aus und zwei dieser Haken saßen zwischen den Rippen des Unglücklichen fest. Er wurde nun an das Boot gezogen, hereingeholt, nach engländischer Sitte sehr freundlich behandelt, ihm wurde auch nach einiger Mühe und Blutverlust der Doppelhaken aus dem Fleisch gezogen und dann wurde er unter vielen Püffen zwischen zwei Matrosen gesetzt, um ihn zu bewachen, die aber nicht stark genug waren, einem plötzlichen Ruck desselben zu widerstehen; der tapfere Bursche sprang über Bord, tauchte unmittelbar am Hintertheil des Bootes unter, hob das Steuerruder des Bootes aus, welches stark mit Eisen beschlagen, sofort untersank und kam dann, da das Boot nicht mehr lenksam war, glücklich an's Land, wiewohl er an der furchtbaren Verwundung, die zwei solche Haken gerissen, sterben mußte.

Man kann durchaus nicht behaupten, daß dieses Verfahren gegen die Eingeborenen unmäßig liebenswürdig gewesen wäre, was soll man aber von der Liebenswürdigkeit der Leute sagen, die sich dennoch nicht feindlich zeigten, sondern die Fremden stets mit gleicher Freundlichkeit behandelten und all' die erlittenen Unbillen vergessen zu wollen schienen!

Ich führe diese Thatsachen auf, um damit zu beweisen, daß die Feindseligkeiten stets von den Europäern ausgingen und daß die vielen Vorwürfe, welche man den Insulanern macht, nicht gerechtfertigt, daß ihre feindseligen Handlungen jederzeit durch das verabscheuenswerthe Betragen der Europäer, man möchte fast sagen, mit Gewalt hervorgerufen sind, um einen Vorwand zu haben, der angeborenen Rohheit und Unnatur zu folgen. Nach den Gewaltthätigkeiten, welche Forster beschrieb und nach vielen Anderen, welche ich nicht mit anführen will, vergoß bei der Abreise der Engländer, der wackere Egui Taha Thränen der Rührung und bat Cook auf das Dringendste wiederzukommen, er versprach ihm eine ganze Schiffsladung von lebenden Schweinen und Ziegen, von Wurzeln und Früchten.

Im nächsten Jahre legte Cook auch wieder an, die Naturforscher der Expedition wurden mit Wohlwollen von den Eingeborenen empfangen und überall freundlich hingeleitet; die Gebrüder Forster entwarfen ein wahrhaft hinreißendes

Gemälde von dem Edelmuth der Eingeborenen. Ein einziger Mann, der Schiffsarzt, war minder glücklich, er fiel in die Hände der Verwandten des durch den Angelwurf Verstorbenen, welche ihn entkleideten und Rache an ihm zu nehmen wollen schienen, als ein junges Mädchen, ein Engel von Schönheit, mit langen, dunkeln, schwer gelockten Haaren dazwischentrat und den Engländer unter ihren Schutz nahm und ihn glücklich durch die aufgeregten Insulaner zum Boote geleitete.

Auch jetzt kamen einzelne kleine Diebstähle vor, welcher ein jeder Andere, außer einem Engländer, als gänzlich unbedeutend übersehen hätte, einem Engländer aber war das nicht möglich, am allerwenigsten Cook, welcher aus ganz niederer Herkunft als Schiffsjunge seine Laufbahn begonnen, Jahre lang als Matrose gedient und dann auf dem „Hugh Palliser" in seinem 45. Jahre vom Steuermann zum Schiffslieutenant avancirt war; roh, hart, ungebildet, von niedrigen Gesinnungen, verstand er nur durch die neunschwänzige Katze und dadurch, daß er selbst wie ein gemeiner Matrose lebte, sich Gehorsam zu verschaffen und die Disciplin aufrecht zu erhalten und dieser Schiffsdisciplin unterwarf er auch die ruhigen, freundlichen Insulaner.

Es waren Waffen gestohlen worden und um dieselben wieder zu bekommen, bemächtigte er sich einer großen Doppelpirogue. Ein Eingeborener, welcher wußte, daß dieselbe einem Egui gehörte, widersetzte sich der Entführung; da befahl Cook einige zwanzig Schüsse aus geringer Entfernung auf ihn abzufeuern, wodurch der Unglückliche in einen beklagenswerthen Zustand gerieth. Sein Schreien rief aus den benachbarten Häusern Frauen und Mädchen herbei und nur durch viele Bitten und ernste Vorstellungen des Schiffsarztes und der Naturforscher wurde Cook bewogen, zu gestatten, daß man den zwölfmal Verwundeten verbinde. Der Schiffsarzt wollte erweichte Bananen auf die Wunde legen, aber Frauen und Mädchen brachten Mark von frischem Zuckerrohr herbei, als ein wirksameres Verbandmittel und nun suchten die Frauen und Mädchen den Zorn der Europäer zu beschwichtigen. Forster, welcher Zeuge dieser Scene war, beschreibt sie folgendermaßen:

„Die Frauen und Mädchen, welche bei dem Verbande des Unglücklichen gewesen waren, suchten den Frieden wieder herzustellen, ihre furchtsamen und vorwurfsvollen Blicke schienen aber zu sagen, daß wir hart und grausam gewesen wären. Dennoch setzten sie sich auf den Rasen, luden uns ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen und bezeigten uns eine seltene Liebe und Hingebung, besonders rührend war die Zärtlichkeit eines jungen Mädchens gegen den Arzt. Ihre Schönheit nahm gewiß den ersten Rang ein unter denen der Insel, das große Ebenmaß und die weiche Fülle der Glieder war so reizend, als die Züge regelmäßig und liebreizend waren, die schwarzen Augen glänzten von einem lieblichen Feuer, ihre Hautfarbe war bei weitem heller, als die der mehrsten

Eingeborenen und ihr einfaches Gewand, das nur die Hüften bedeckte, stand ihr reizender, als der kostbarste Schmuck einer europäischen Hofdame."

Nach all' diesen Ereignissen war es wohl begreiflich, daß man die Inseln „Freundschafts-Inseln" nannte. Noch einen dritten Besuch machte Cook auf diesen Inseln im Jahre 1777 und abermals mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen, konnte er doch nicht unterlassen, die unbedeutendsten Diebstähle durch die neunschwänzige Katze oder durch harte und ungerechte Er-



Der Egui Laha von den Tongainseln. (S. 493.)

pressung von Lebensmitteln und endlich dadurch zu strafen, daß er dem auf der That Ergriffenen den Kopf rasiren ließ.

Dem Tode durch das Feuerrohr hatten die Leute getrotzt, aber die Peitsche und das infamirende Haarabschneiden machte die Freunde zu Feinden und es bildete sich eine Verschwörung, welcher Cook nur dadurch ausweichen konnte, daß er die Insel schleunig verließ und von da ab verbreitete sich wahrhaft ungerecht die Behauptung, es verdienten die armen Insulaner den ihnen gegebenen Ehrentitel nicht, denn selbst die nachfolgenden Spanier, welche 1781 und die Fran-

zosen, welche unter la Perouse 1787 die Insel besuchten, hatten noch nichts zu leiden von dem aufgeweckten Unwillen der Eingeborenen, erst der Engländer Bligh sah die Eingeborenen sich feindlich gegenübertreten, nachdem er selbst zuerst die Waffen gegen dieselben ergriffen.

Der Erste, der nach Cook kam, war der Spanier Maurelle, Commandant der Fregatte „la Princesa", mit welcher er im Zufluchtshafen (so von ihm selbst genannt) ankerte, in einem Zustande der schrecklichsten Noth, indem sein Schiff die Rechnung verloren, weit vom Wege verschlagen worden war und sich, was Lebensmittel und Wasser betraf, in der entsetzlichsten Noth befand.

Die vielfältig gemißhandelten Einwohner kamen in Schaaren herbei und brachten so viel an Hühnern, eßbaren Wurzeln, Schweinen und trefflichen Früchten, daß sie sich niemals in einem ähnlichen Glückszustande befunden hatten. Maurelle erhielt auf seinem Schiffe Besuch von einem Egui mit seiner Frau, welche der Spanier so regelmäßig schön fand, daß er sich gedrungen fühlte, sie bei der Beschreibung mit den reizendsten Spanierinnen zu vergleichen; der Mann dagegen war von einer ungewöhnlichen Corpulenz, so daß es ihm Mühe machte, das Schiff zu ersteigen. Er war gefolgt von einer Menge vornehmer Insulaner, welche sich jedoch so weit unter dem Häuptling fühlten, daß sie, als er sich gesetzt hatte, niederknieten und ihm und seiner schönen Frau die Füße küßten, dann aber sich weit genug zurückzogen, um den Europäern Platz zu lassen.

Nach den Empfangsceremonien wünschte der König das Innere des Schiffes zu sehen und nur in beträchtlicher Entfernung folgten ihm seine Untergebenen. Bevor er sich verabschiedete, forderte er den Kapitain auf, ihn innerhalb seiner Hütte zu besuchen und das geschah denn auch schon am nächsten Tage. Ein Zeichner entwarf gleich beim Eintritt in die Hütte das Bild des Königs, seiner jungen und schönen Frau, seines Söhnchens und seines Matabulai, welcher an einer Seitenwand saß, die Familie einigermaßen gegen die Zugluft geschützt durch jenen Schirm von schön geflochtenen Matten, dessen ich weiter oben erwähnte.

Der König erhob sich und empfing den Fremden mit freundlichen Mienen und Blicken und lud ihn ein, zwischen ihm und seiner Gattin Platz zu nehmen. „In der That," ruft der entzückte Spanier nochmals aus, „die Frau war schön und war vollkommen würdig, eine Königin zu sein; auch herrschte ein Ceremoniell, welches von der hohen Achtung zeigte, in der die erhabenen Personen bei ihrer Umgebung standen. Als der Kapitain sich an den Ehrenplatz gesetzt und seine Begleiter sich der Gruppe gegenüber niedergelassen hatten, brachte man ein großes Gefäß herbei, in welchem ein Getränk bereitet wurde, das allem Anschein nach sehr bitter sein mußte, da die Mienen derjenigen, die es bereiteten, nichts Erfreuliches ausdrückten. Es wurde in zusammengedrehten Blättern herumgeboten, der König und die Königin bekamen dasselbe zuerst zu trinken,

dann kam ich an die Reihe, wies es jedoch mit Schaudern von mir, denn ich hatte schon an der Bereitungsart genug und dann kamen meine Begleiter."

Man sieht, daß hier von dem Kawa die Rede ist, man sieht auch, welchen Fehler der Spanier machte, indem er mit Verachtung ein Getränk von sich wies, was gerade ihm zu Ehren bereitet worden war; sollte der Mann in seinem Verstandskasten nicht so viel haben finden können wie ich, um sich zu entschuldigen, ohne gleichzeitig so grob zu beleidigen?

Dennoch behielt der König seine Fassung vollkommen bei, er that, als bemerkte er den Verstoß nicht und ließ sowohl den Kapitain als dessen Begleiter und auch die im Boot zurückgebliebenen Matrosen reichlich mit Lebensmitteln versehen und sie mit Freundschaftsbezeigungen und Festlichkeiten überhäufen. Der Spanier beschreibt die Festlichkeiten so einfach und doch so eigenthümlich, daß ich mich nicht enthalten kann, dieselben mit seinen Worten zu wiederholen.

## Hundertvierzehntes Kapitel.

Festlichkeiten zu Ehren der Spanier, wegen deren der Spanier seinen Untergebenen scharf zu laden befiehlt. La Perouse. Die Eingeborenen fangen an einzusehen, daß Europäer nicht die besten Gesellschafter sind. Bligh und Edwards schänden immer mehr den Charakter der weißen Race. d'Entrecasteaux.

„Wir erhoben uns aus der Hütte, um auf einen großen Platz zu gehen, woselbst eine Art von Thron für den Herrscher und daneben ein Sitz für mich aufgestellt worden war, von welchem aus man unter einem schattigen Dach von breitlaubigen Feigenbäumen verborgen, den Spielen zusehen konnte.

„Den Beginn machte eine Procession von Eingeborenen, welche auf ihren Schultern Stangen trugen, von denen alle möglichen eßbaren Früchte und Wurzeln, an denen die Insel reich ist, herabhingen. Die Früchte wurden da zusammengelegt zu einem großen Haufen, welcher die Mitte des Platzes einnahm, der von mindestens 2000 Indianern wie von einer Mauer umschlossen war, wobei man sehr deutlich die Rangunterschiede wahrnahm und sehen konnte, daß die Egui's sich nicht mit den Mua's und diese sich nicht mit den Tua's, den Leuten untergeordneten Ranges mischten.

„Der König bot mir alle die Früchte und Wurzeln an und hieß Leute sich damit beladen und dieselben in meine Schaluppe tragen. Während dieses geschah, entstand eine heilige Stille, worauf nach kurzer Dauer derselben der König eine laute Anrede zu halten begann, wobei alle diejenigen, denen ihr

Rang das Vorrecht gab in der Nähe des Königs zu sitzen, die ausgesprochenen Worte mehr oder minder laut wiederholten.

„Ich wußte nicht, wo das Alles hinaus sollte, daher befahl ich meinem ersten Steuermann und den unter ihm stehenden Soldaten und Matrosen sich bereit zu halten mit ihren Musketen und Pistolen unter die dichtesten Haufen der Eingeborenen zu schießen, sobald sie irgend etwas wahrnehmen würden, was ihnen feindlich schiene."

Es ist zum Erstaunen, wie weit das Vorurtheil gehen kann. Die wackern, braven, schon vielfältig gemißhandelten Leute kommen den an Hungersnoth leidenden Seefahrern mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit entgegen, nähren sie reichlich, überhäufen sie mit Freundlichkeit, nehmen sie in ihre Häuser auf, geben ihnen Feste, überfüllen ihre Fahrzeuge mit Lebensmitteln und Alles dieses bewegt den Kapitain nur dazu, das Leben von hunderten freundlicher, unschuldiger Menschen in die Hände grausamer Matrosen und Soldaten spanischer Race zu legen.

„Aus den Reihen der jungen Krieger erhob sich einer, mit herausfordernden Blicken einen Gegner zum Zweikampf suchend. Er hatte seinen linken Arm auf die Brust gelegt und schlug sich mit der geballten Faust wiederholt auf den Ellenbogen. So schritt er umher, bis sich ein ihm Ebenbürtiger erhob, dieselben Bewegungen machte und sie nunmehr einen Ring- und Faustkampf begannen, in welchem sie eine so große Geschicklichkeit als Tapferkeit zeigten, denn die Schläge fielen nicht sanft und zuletzt erhob einer der Streiter seinen Gegner beinahe bis über den Kopf und warf ihn horizontal mit solcher Gewalt zu Boden, daß ich glaubte, er würde das Aufstehen vergessen, allein er stand auf und hinkte aus dem Kreise, ohne sich seinem Gegner wieder stellen zu wollen, der sich dem Könige näherte, vor ihm niederkniete und das Haupt bis auf dessen Fuß beugte.

„Jetzt begannen andere Kämpfe, welche bloß mit der Faust geführt wurden und kurze Zeit darauf forderte der König auch junge Heldinnen auf, ihren Muth zu zeigen und gehorsam traten alsbald zwei Paare einander gegenüber, welche sich mit solcher Tapferkeit und mit solchen sichtlichen Spuren des Ernstes bekämpften, daß jeder Hieb auf den schönen, reinen Körper blutunterlaufene Flecke hervorrief und ich den König dringend bat, mit diesen schrecklichen Kämpfen aufzuhören, was denn auch sofort geschah. Mir schienen die jungen Mädchen im Kampfe bei weitem weniger schön, als diejenigen, welche im großen Halbkreise um den König her saßen (die Königin hatte die große Versammlung verlassen), denn sie waren auf das Schönste gekleidet in Stoffe von eigener Arbeit, aber die Haare theils in kurze, krause Locken, theils in lange, schwer herabwallende Ringel gebracht, hatten dieselben mit glänzenden Muscheln oder mit Glaskorallen geschmückt, vor allen Dingen aber waren sie vermöge des täglichen

wiederholten Badens und Waschens so rein und zart auf ihrem ganzen Körper, daß man vergebens nach dem geringsten Tadel gesucht haben würde.

„Nach den Kämpfen begannen Gesang- und andere, gewissermaßen theatralische Darstellungen; ein Paar von den Frauen oder Mädchen (wegen ihrer Jugend konnte man dies nicht unterscheiden), begleiteten ihren Gesang mit so ausdrucksvollen Gebehrden, daß man sie unbedenklich den größten Schauspielerinnen an die Seite hätte stellen dürfen.

„Endlich kehrten wir in das Haus des Königs zurück; ich fand daselbst die Königin, welche mich mit ungemeiner Liebenswürdigkeit empfing. Ich bat sie, mir zu sagen, warum sie den kriegerischen Spielen nicht beigewohnt habe; sie erwiderte, daß ihr der Anblick dieser blinden Wuth, dieses Grimmes, mit welchem die besten Freunde auf einander losgingen, unangenehm sei und einen Eindruck auf sie machten, der sie mit Entsetzen erfülle.

„Nachdem der König mir seinen Namen gegeben und dafür den meinen angenommen und so ein heiliges Freundschaftsbündniß mit mir geschlossen hatte, entfernte ich mich, um nach dem Schiffe zurückzukehren; ich fand jeden meiner Leute umringt von unzähligen Eingeborenen, welche sich auf das Lebhafteste beeiferten, dieselben ihrer Freundschaft und Liebe zu versichern und ihnen fortwährend dankten, daß sie so freundlich gewesen, dem Feste beizuwohnen; mich selbst nahmen die Sieger in dem Kampfe auf ihre Schultern, um mich in die Schaluppe zu tragen. Der König, welcher von der Höhe seines Hauses das fröhliche Getümmel übersah und welcher wußte, daß mir die gar zu innige Berührung zwischen meinen Matrosen und den Insulanern nicht angenehm sei, schickte eine Menge seiner Egui's ab, um die Zudringlichen auseinander zu treiben."

In diesem, von dem spanischen Seefahrer selbst geschriebenen Berichte kann man durchaus nichts finden, was eine Schändlichkeit der Einwohner, was Böswilligkeit, mörderischen Charakter, Feindseligkeit gegen die Europäer anzeigte.

Als im Jahre 1787 la Perouse diese Gegenden besuchte, stellte er eine ganze Reihe der größeren Inseln fest. Vor Tonga-tabu besuchten ihn mehrere Häuptlinge und obschon er acht Tage vor der Insel kreuzte und theilweise vor Anker lag und vielfältiger Verkehr zwischen seinen Leuten und den Eingeborenen stattfand, wurde doch der Friede nicht gestört. Zwei Jahre später erschien der von seiner meuterischen Mannschaft ausgesetzte Kapitain Bligh an der heiligen Insel. Die Leute, welche man mit ihm in sein kleines Boot gesetzt hatte, weil sie sich der Meuterei nicht anschlossen, befanden sich in dem elendesten Zustande. Wir werden von diesem Vorfalle an seiner Stelle sprechen, hier sei nur gesagt, daß diese elenden Menschen durch Noth aller Art, durch Hunger, durch erschöpfende, unaufhörliche Arbeit auf die schrecklichste Weise zerrüttet von den Insulanern mitleidig aufgenommen wurden, aber schon nach zweien Tagen sich

solche Schändlichkeiten zu Schulden kommen ließen, daß die Eingeborenen sie angriffen und sie vernichten wollten, was auch unzweifelhaft geschehen wäre, wenn sie nicht vom Winde begünstigt die schleunigste Flucht ergriffen hätten.

Nach dem Engländer Bligh finden wir abermals einen Engländer Edwards, welcher 1799 den Archipel besuchte. Auch er bestrafte die kleinsten unbedeutendsten Diebstähle mit dem Tode und in Folge dessen erschien das Volk seiner Mannschaft nicht sehr geneigt, was wir ihm übrigens durchaus nicht übel nehmen wollen, aber trotz dessen zeigte sich bei den Indianern so viel Vertrauen zur Rechtlichkeit der Weißen, daß der Tubo oder Fürst Fa-ta-faï sich mit Edwards einschiffte, um auf eine der entfernteren Inseln, welche ihm zu gehören schien, zu gelangen.

Es ist mir schwer faßlich, daß die neueren Schriftsteller alle die armen Wilden als grausam, als verrätherisch brandmarken. Ist irgend etwas geschehen, was nicht mit unseren Begriffen von Moralität zusammenpaßt, so kommt es eben daher, daß ihre Begriffe nicht die unseren sind; die Verrätherei aber, die Treulosigkeit, welche man ihnen Schuld giebt, die Feindseligkeit, welche sie gegen die Europäer haben sollen, wurden jederzeit von diesen mit Gewalt herbeigeführt.

Als der französische Seefahrer d'Entrecasteaux Tonga-tabu besuchte (im März 1793) fand er daselbst eine geordnete staatliche Einrichtung. Der Oberherr, Tubo oder Mu-Muï, war der jüngere Bruder des Tubo-lahi, den er beerbt, dem er im Reiche gefolgt war; er war der Sohn des Pulaho und hieß mit seinem eigenen Namen Fua-nunuï-hawa, zählte damals ungefähr 25 Jahr und hatte den Titel eines Tuï-tonga noch nicht erhalten; seines Vaters Schwester Tina, eine Fürstin von großem Verstand und daher großem Einfluß, empfing die Achtungsbezeigungen der übrigen Oberhäupter und Edlen unter dem Titel einer Tuï-tonga-fafine. Damals spielte ein gewisser Fino eine bedeutende Rolle und man hat nicht erfahren können, ob es derjenige Fino gewesen, welcher zur Zeit der ersten Missionaire auf der Insel regierte, oder ob er ein Vetter desjenigen war, der zu Cook's Zeiten lebte. Der Name Fino ist übrigens in der Familie des Tubo häufig.

Daß Herr von Entrecasteaux diese Verhältnisse so weit zu durchschauen vermochte, beweist schon eine fortgeschrittene Cultur; die Leute kennen Erbrechte, machen sich dieselben streitig, es treten Prätendenten auf, kurz es sind nicht Wilde. Daß übrigens unter den Einwohnern der niedrigsten Klasse jetzt so gut als früher der Diebstahl ein erlaubtes Gewerbe schien, unterlag keinem Zweifel, aber auch die Franzosen ließen sich, wie man zu sagen pflegt, die Butter nicht vom Brode nehmen, sie schossen nach den Piroguen, welche sich ihnen zu dreist näherten, mit Kartätschen und tödteten viele Leute und dennoch kamen am folgenden Tage die Egui's wieder, theils um das Schiff zu besuchen, theils um

Tauschhandel zu treiben und sie machten durchaus kein Aufhebens von der Kleinigkeit, daß einige Leute erschossen worden waren, ja als bei einem Streit zwischen den Matrosen und den Eingeborenen auf der Insel einer der Franzosen schwer verwundet wurde, lieferte Fino den Schuldigen unaufgefordert aus und stellte dem Kapitain anheim, denselben hinrichten zu lassen, was indessen nicht geschah, man begnügte sich, denselben durch eine hinlängliche Anzahl von Hieben mit dem aufgedrehten Tau zu bestrafen.

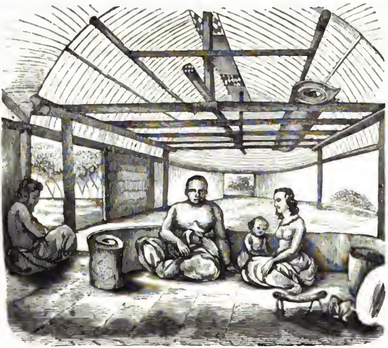
Dies Alles beweist immer noch nicht, daß alle die Insulaner Räuber und Mörder sind und daß die Tui-tonga-fafine den Offizieren des Schiffes ein besonderes Fest gab, wovon sie mit Entzücken sprachen, ist ebenso wenig geeignet, ihre Feindseligkeit gegen die Europäer zu bekunden; es wurden dabei von den Insulanerinnen Tänze aufgeführt, welche den Kapitain zu der Aeußerung veranlaßten, daß in diesen Ballets ein Ensemblé, ein Zusammenwirken aller Kräfte so vollkommener Art stattfinde, wie man es nur bei den vorzüglichsten Theatern finden dürfte, ja er bezweifelt nicht, daß dieselben selbst in dem Theater der großen Oper zu Paris mit höchstem Beifall gesehen werden würden.

## Hundertfunfzehntes Kapitel.

d'Entrecasteaux mit geringerer Freundlichkeit aufgenommen, als die Seefahrer vor ihm. Ein gemuthmaßtes Complott. Kapitain Wilson bringt Missionaire nach den Inseln. Nachrichten über die Insel. Ein Matrose Mariner ist der Herodot von Tonga. Grausamkeiten einiger Häuptlinge gegeneinander.

Während seines Aufenthalts soll sich ein Complott gegen Herrn von Entrecasteaux und seinen Leuten entsponnen haben. Sie waren bei einem großen Feste vereinigt und es schien den Offizieren, als behandle man sie nicht mehr so freundlich als sonst, als fände eine gewisse finstere Zurückhaltung statt. Nachdem sie vielleicht eine halbe Stunde am Lande zugebracht hatten, gab der Kapitain das Zeichen zum Rückzuge und er gelangte ohne die geringste Unannehmlichkeit zu den Booten und mit diesen zum Schiffe. Er hatte nur eine Ahnung von einem möglichen Ueberfall, durchaus keine Gewißheit. Ein Engländer mit Namen Singleton, welcher viel später auf der Insel sich niederließ, will durch einige Personen und namentlich durch seinen Beschützer Mëa erfahren haben, daß die Franzosen sich gerade zu rechter Zeit zurückgezogen hätten und daß kaum eine Viertelstunde später die Häupter der Verschwörung angekommen wären und die Franzosen alle ermordet haben würden, wenn sie dieselben noch gefun-

den hätten. Für diese ganze Verschwörung existirt kein Zeugniß, als das eben genannte. Bei dem Kapitain ist es durchaus nur Vermuthung und was der Engländer erzählt, ist nichts weiter als eine Nacherzählung gehörter Aeußerungen, somit ist die ganze Sache noch nicht bewiesen. Gesetzt aber, die Befürchtung des französischen Kapitains sei gerechtfertigt gewesen, so geht doch daraus, daß die Insulaner ihn durch ihr Benehmen aufmerksam machten, wohl mit Sicherheit hervor, daß sie nicht jene verdorbenen, abgefeimten Schurken seien, für welche man sie gerne ausgiebt, denn solche Menschen würden haben



Ein Tongaischer König „en famille". (S. 498.)

heucheln und die zu Ueberfallenden in Schlummer wiegen können, wie dies sich ja bei den civilisirten und religiösen Europäern immerdar zeigt.

Demnächst darf man, wie bereits wiederholt gesagt, diese Leute nicht mit unserem Maßstabe messen; wir können hiefür ein Beispiel mittheilen, welches der französische Schiffskapitain erzählt: Auf dem Schiffe befand sich der Fa-ta-faï mit seinem Schwiegervater und Beide wurden mit für sie höchst werthvollen Geschenken reichlich bedacht. Ein Bruder des Häuptlings Tubo kam gleichfalls herbei und alsbald bemühte sich der Fa-ta-faï die erhaltenen Geschenke den

Blicken des Häuptlings zu entziehen, als ob er gefürchtet habe, von demselben beraubt zu werden. Und diese Befürchtung schien in der That nicht ungerechtfertigt, denn kaum bemerkte der neue Ankömmling, daß der Fa-ta-faï etwas verberge, als er auch ohne Ceremonie auf ihn zuging, das bergende Gewand zurückschlug und sich lachend die Gegenstände aneignete, die denn auch ohne weiteres demselben überlassen wurden.

Als aber nun die Gäste das Gemach verließen, hielt der Fa-ta-faï, der dereinstige Erbe der Gewalt des Tuï-tonga, dem nachfolgenden Tubo die Sohle seines Fußes hin, indem er das Knie an sich zog und den Fuß ohne irgend ein weiteres Zeichen nach rückwärts ausstreckte.

Alsbald fiel der Bruder des Tubo auf seine Knie nieder und küßte andächtig und ehrerbietig die staubige Sohle des Fußes des Fa-ta-faï. So hatte denn ein Erbe des Tuï-tonga das Recht, sich jeden Augenblick von einem der höchsten Häuptlinge der Insel den Fuß küssen zu lassen, ohne das Recht zu haben, eben dem demüthigen Manne sein Besitzthum zu verweigern. Dies sind Zustände, von denen wir gar keinen Begriff haben, welche aber ganz gewiß geeignet sind, um uns in unseren Urtheilen über den Charakter eines Volkes mit so eigenthümlichen Gewohnheiten behutsam zu machen.

Nach d'Entrecasteaux kam ein amerikanisches Schiff hieher, von welchem sechs Matrosen entflohen, um sich auf der Insel niederzulassen. Dies schienen Bösewichter, welche los zu sein der Kapitain sehr zufrieden war, denn er machte nicht die geringsten Anstalten, derselben wieder habhaft zu werden und von da an scheint sich diejenige Verderbniß zu datiren, welche man jetzt den Insulanern zuschreibt. Als eben der vorhin gedachte Fa-ta-faï zum Tuï-tonga geworden war, gelangte ein Schiff mit Missionairen auf die Insel. Der Kapitain Wilson ging an's Land und frug an, ob man geneigt sei, Europäern die Niederlassung zu gestatten; es wurde dies unbedenklich zugesagt und sogar äußerte man, daß Europäer jederzeit willkommen wären, da sie den Eingeborenen viel Nützliches beizubringen vermöchten. So ließen sich denn zehn dieser furchtlosen Männer unter den Wilden nieder; sie wählten sich einen der mächtigsten Häuptlinge zum Beschützer und übergaben sich ihm selbst persönlich nebst ihren Familien und gründeten so die erste wirkliche, von anständigen Europäern gegründete Niederlassung. Ihr Protector war der Häuptling Tugo-aho, ein Mann von gewaltigen Eigenschaften, der sich überall so in Respect gesetzt hattte, daß die Missionaire glaubten, ihn gerade darum zu ihrem Beschützer wählen zu müssen, indem sonst möglicherweise seine Eifersucht erweckt und er zu ihrem Feinde geworden wäre, da dann schwerlich ein Anderer sie gegen seine Angriffe hätte vertheidigen können.

Gegen dieses Schiff sollen zweimal Attentate verübt worden sein, — sollen, denn sie sind ebenso wenig bewiesen, als jenes große Complott gegen d'Entre-

casteaux. Ein Matrose bemerkte bei Nacht eine Pirogue, welche sich dem Schiffe näherte. Es wurde darauf geschossen und sie kehrte um. Was hat die Pirogue gewollt? Natürlich nichts anderes, als das Ankertau durchschneiden, damit das Schiff auf den Klippen scheitere. Ein andermal bemerkte man am hellen Mittag eine große Anzahl Boote der Eingeborenen und der oberste Häuptling auf einer derselben machte Besuch an Bord. Der Kapitain muthmaßte einen Ueberfall oder vielmehr war ihm mitgetheilt worden durch einen der entflohenen Amerikaner, daß man sein Schiff überfallen wolle. Der Häuptling ward an Bord freundlich aufgenommen, er und sein Gefolge wurden bewirthet und dann zogen sie sich in aller Ruhe zurück, weil sie ihren Plan, das Schiff zu überfallen, vereitelt sahen.

Hier ist nun sehr schwer ein Angriff, eine verrätherische Absicht, ein Raub-, Plünderungs- und Ermordungsplan zu finden und zwar um so mehr, als der Kapitain erzählte, die vielen Männer in den Kähnen seien unbewaffnet gewesen. Wenn man durch eine ungetrübte Brille sieht, so stellt sich die Sache vielleicht ganz anders heraus. Der Tuï-tonga, der Sultan der Insel, macht einen Besuch auf dem Schiffe und um seine Macht zu entfalten, nimmt er alle Egui's mit, welche in seiner Nähe sind und ein jeder geleitet das Schiff des hohen Herrn in seinem eigenen Schiffe, geleitet von den Untergebenen und so wird aus dem furchtbaren Mordplan ein ceremonieller Besuch.

Von da, wo die Missionaire auf die Insel kamen, bis zu der Zeit, da die „Astrolabe" unter Kapitain d'Urville Tonga besuchte, also für einen Zeitraum von etwa 30 Jahren, ist die Geschichte der Insel Tonga-tabu gänzlich in Dunkel gehüllt. Man glaubt zwar den Zeitraum ausfüllen zu können durch die Erzählungen eines Engländers Mariner, welcher die Insel lange bewohnte und aus dem Munde der Eingeborenen genaue Nachrichten über die Vorfälle gesammelt haben will, allein auf Traditionen kann man sich nicht verlassen; selbst das, was wir Geschichte nennen, beginnt erst mit Herodot, welcher aufschrieb, was er sah und hörte, alles was vor ihm liegt, nähert sich sehr dem Gebiete der Fabel, aber merkwürdig blieben die Erzählungen doch, weshalb wir sie wenigstens im Auszuge geben wollen, merkwürdig besonders darum, weil die Fülle von Gräueln, welche sie enthalten, gerade mit der Niederlassung der Europäer auf der Insel beginnen.

Tugu-aho, derjenige, unter dessen Schutz die Missionaire sich begeben hatten, wurde feierlichst mit der Würde eines Tuï-kana-kabolo bekleidet und verwandelte in Folge dessen seinen bisherigen Namen in den eines Talaï-tabu, eines Gottes seiner Familie. So mußte man ihn bei Todesstrafe nennen und er spaßte nicht mit denjenigen, welche seine Gebote übertraten; die Missionaire hatten wiederholt Gelegenheit, seine Grausamkeit wahrzunehmen. Wenn ihm irgend Jemand mißfiel, ohne irgend eine Ursache als die, daß er ihm mißfiel, so ließ er ihm ohne Urtheil eine Hand abhauen. Ein armer Teufel hatte ihn

irgendwie beleidigt, dafür wurde er an einen Baum gebunden, mit den Händen über dem Kopfe und unter die Achselhöhlen brachte man Flocken von geschabter Rinde, welche man anzündete. Die Missionaire hatten die größte Mühe, es wenigstens dahin zu bringen, daß der Unglückliche nicht unter der Marter starb.

Dieser Gott seiner Familie regierte wie ein Henker; er ließ seine Untergebenen verstümmeln, spießen, verbrennen, wie ein Pascha in Kleinasien. Zum bloßen Zeitvertreib ließ er bei einem Kawa zwölfen seiner Untergebenen den linken Arm abhauen. Wenn ihm ein Gesicht nicht gefiel, so schnitt er dem Besitzer desselben die Nase oder ein Ohr ab, oder er stach ihm ein Auge aus.

Diese Grausamkeiten, bis zur Verrücktheit getrieben, brachten die Häuptlinge auf und es entstand bei zweien derselben der Entschluß, das Reich von diesem Teufel zu befreien, das waren Tubo-Niuha und sein Bruder Fino; sie kamen eines Abends im Jahre 1799 mit einigen Begleitern nach Tifo, der Residenz des gewaltigen Gottes. Sie brachten Geschenke und da es spät Abends war, so forderte es die Sitte des Landes, daß man ihnen Gastfreundschaft erwiese, ein Nachtlager gäbe. Als Alles in tiefem Schlummer lag, erhoben sich die Brüder. Fino besetzte mit seinen Leuten alle Eingänge zu dem Hause des Fürsten und der Bruder übernahm es, den Tyrannen mit eigener Hand zu tödten; er drang leise in das Schlafgemach des Gewaltigen, erweckte ihn, um ihm zu sagen, wer sein Richter sei und erschlug ihn mit seiner Keule; ein furchtbares Blutbad folgte, die ganze Familie des Ermordeten wurde abgeschlachtet, nur ein Kind von drei Jahren blieb übrig, der jüngste Sohn des Tyrannen, welchen Tubo-Niuha als Sohn adoptirte.

---

## Hundertsechzehntes Kapitel.

**Eroberungskriege zwischen den Eingeborenen. Zerrüttung des geordneten Zustandes. Noth der Missionaire. Grausame Verfolgungen gegen die widerstrebenden Häuptlinge. Der Port au Prince wird erobert und verbrannt. Eroberung einer Festung. Furchtbare Wirkung der von dem Schiffe geholten Kanonen.**

Die Hand voll Leute war genug gewesen, um das schreckliche Projekt durchzuführen, aber gegen die Anhänger des Ermordeten sich zu behaupten, wäre ihnen wohl nicht gelungen, darum zogen sie sich noch während der Nacht zurück und bereiteten sich zu einem Kriege vor. Bald erhob sich auch die ganze Insel, die große Kriegsmuschel rief von allen Seiten die Krieger zu den Waffen, man predigte eine Art Kreuzzug gegen die Mörder des Tyrannen, aber diese waren theils auf ihrer Hut, theils mächtig genug, um Widerstand zu leisten. Als eigentliche Beherrscher von einer großen Anzahl Inseln, welche Tonga-tabu um-

gaben, waren sie zwar dem Oberhaupt Aller tributpflichtig, aber doch so mächtig, daß sie nichts von den Angriffen der vereinigten Häuptlinge zu befürchten hatten. Sie versammelten ihre Streitkräfte, gingen dann aus dem Zustande der Belagerten zu dem der Angreifer über, überraschten und zerstreuten die feindliche Flotte, landeten alsbald in der Residenz des Ermordeten und begannen auch sofort den Kampf mit den dort gelagerten Streitern. Nach hartnäckigem Gefechte wurden sie durch die gewaltige Uebermacht der Versammelten zum Rückzuge gezwungen und schon naheten sie sich ihren Kriegsfahrzeugen, als ihnen plötzlich eine ganz unerwartete Hilfe zugeführt wurde.

Tuï-hala-fataï, der mächtigste Krieger von Tonga, war vor ein Paar Jahren mit seinen kriegslustigen Waffengefährten, Egui's und Mua's, nach den Fidji-Inseln gegangen, hatte die wilden aber muthigen Einwohner glücklich bekämpft, ihre Ländereien verwüstet, ihre Häuser niedergebrannt, die Bevölkerung ermordet und er kam nun von seinem Plünderungszuge zurück, in dem Augenblick, da Fino und sein Bruder der Uebermacht wichen. Man kann sich denken, welche Freude die Besiegten empfanden, als sich plötzlich Hilfe bot in einer Schaar verwegener tapferer Männer, welche nichts als Krieg wollten und entzückt waren, ihn auf dem heimischen Boden zu finden. Der Häuptling war zwar von einer schweren Krankheit ergriffen, aber er hatte noch einen Tag vor sich und wollte denselben benutzen.

So begann der Kampf von Neuem. Die Nacht wurde von beiden Partheien der nöthigen Ruhe gewidmet; am Morgen aber, es soll am 22. Mai 1799 gewesen sein, rückten die beiden kleinen vereinigten Heere nach Hifo und ihre Gegner nicht minder kampfbegierig, kamen ihnen auf halbem Wege entgegen. Die beiden Heere standen einander gegenüber und warteten eine kurze Zeit, wie auf gemeinschaftliche Verabredung, sie hielten um Athem zu schöpfen; da brach plötzlich der Seefahrer, der Besieger der Fidji-Inseln, mit den Seinigen hervor auf den Feind los und alsbald waren auch beide Heere im Kampfe; er war blutig, er war furchtbar und die drei Häuptlinge machten sich gegenseitig den Ruhm streitig, wer die mehrsten Schädel gespalten. Tuï-hala-fataï fühlte sich zum Tode reif, er wollte sterben und machte sich ein Lager von einer Unzahl wüthender Feinde, auf welchem fechtend er endlich von zwanzig Lanzen durchbohrt niedersank. Tubo-Niuha erhielt sich aufrecht inmitten von vierzig Leuten, welche rings um ihn her gefallen, seinem mächtigen Arm unterlegen waren. Fino, nicht minder tapfer, aber zugleich besonnen, sparte seine Kräfte und benutzte sie nur, wo er einen seiner würdigen Gegner fand. Durch drei solche Krieger angeführt, thaten sie Wunder der Tapferkeit und der Feind wurde geschlagen.

Aber der Sieg war für Fino zu theuer geworden, um auf Tonga-tabu bleiben und einen neuen Angriff abwarten zu können; er zog sich in sein kleines Reich zurück und hier besiegte er die noch übrigen Krieger des von ihm Er-

mordeten und befestigte dadurch in kurzer Zeit seine Macht, so daß man ihn bald als Haupt des ganzen Archipels erkannte, dessen einzelne Inseln bisher unabhängig gewesen waren.

Die große Insel Tonga-tabu war jetzt der Schauplatz einer furchtbaren Anarchie; der ermordete „Gott seiner Familie" hatte keine Nachkommen hinterlassen, außer dem Sohne, der sich in den Händen von Tubo-Niuha befand, wovon man auf der Insel nichts wußte. So stritten sich denn hier alle bedeutenderen Häuptlinge um die Erbschaft der höchsten geistlichen und weltlichen Macht und statt eines Padischah hatte man zwanzig Könige, welche in ihren Befestigungen eingeschlossen sich fortwährend bekriegten, ohne daß die Frage, wer schließlich die Obergewalt haben würde, zum Austrag kam und auch die armen Missionaire hatten davon genug zu leiden. Unterdrückt, verleugnet, verabscheut von der größeren Zahl dieser Ephemeren, dieser Könige von einem Tage, kaum schwach geschützt von ein Paar Anderen, hatten sie in einer höchst gefahrvollen Stellung zu kämpfen und sie mußten sie bald genug aufgeben, denn drei derselben wurden ermordet, gleich nachdem Fino und sein Bruder den Beschützer derselben niedergemacht hatten. Die übrigen flohen in die Wälder und fünfe davon wurden durch ein Schiff aufgenommen, welches im Januar 1800 bei Tonga-tabu anlegte und die beiden letzten, welche sich nach einem bewohnten Orte begeben hatten, waren noch glücklich genug auf ein anderes Schiff zu entkommen, gerade in dem Augenblicke, wo auch sie auf Befehl eines der kleinen Herrscher getödtet werden sollten.

Eine furchtbare Anarchie hatte die ganze Insel zerrissen. Der Tui-tonga fürchtete für sein Leben und zog sich nach Wawao, dem ursprünglichen Sitz des Anstifters aller dieser Greuel, zurück. Die Gegenwart dieses Heiligen, dieses obersten Priesters und Herrschers umgab Fino mit einem gewissen Schimmer der Rechtmäßigkeit, er erklärte laut, daß die Uebersiedelung des Oberherrn und Oberhirten ihn zum Herrscher mache und von da an behandelte er die vielen kleinen Könige nicht mehr als Nebenbuhler, sondern als verwegene, sich gegen die Rechtmäßigkeit seiner Macht auflehnende Rebellen. Mehrere Egui's und Matabulai's wurden auf die furchtbarste Weise gemartert, man band sie an Baumstämme und ließ sie verhungern, man entkleidete sie, verwundete sie hundertfach und ließ sie von der Sonne braten, von der Kälte der Nacht erstarren und von Insekten zu Tode peinigen. Andere band man in Pirogue fest und übergab diese mit festgestelltem Segel Wind und Wellen; am besten kamen nun noch diejenigen fort, mit denen man verfuhr, wie die Abgesandten der Schreckensregierung bei den Noyaden in Lyon ꝛc. Die Egui's wurden in Piroguen gebracht, weit in das Meer geführt und hier wurden ihre Schifflein leck gemacht, so daß sie langsam untersanken und da ihre Hände gebunden waren, so vermochten sie natürlich sich auf keine Weise zu retten.

Ueber den Verlauf des Krieges spricht nun Mariner als Augenzeuge und

als Gehilfe Fino's. Der Krieg hatte mit abwechselndem Glück bis zum Jahr 1806 gedauert, da kam der Port au Prince unter dem Kapitain Brown nach den Inseln Hapaï und Lefuga. Es wurde viel mit ihm verhandelt während dreier Tage vom 29. November bis zum 1. December, an welchem letzteren er an das Ufer ging. Das Schiff war mit 24 Kanonen und 8 Karonaden besetzt und hatte über 100 Mann. 62 Europäer hatten den Kapitain an's Land begleitet, darunter war Mariner, ein junger wohlgebildeter Mann, auf Avancement dienend. Eine Stunde, nachdem man das Land betreten, war der Kapitain nebst 36 seiner Untergebenen ermordet und 26 hatte man gebunden als Gefangene in's Land gebracht. Das Schiff ward nun überwältigt, geplündert und dann bis auf den Wasserspiegel heruntergebrannt.

Für Fino war dieses ein Ereigniß von der allerhöchsten Wichtigkeit und er hielt auch die sämmtlichen vorhandenen Gegenstände für so wichtig, daß er sie mit tabu belegte und Jedermann, der etwas davon zu nehmen wagte, ohne Weiteres erschlagen ließ; auch das Verbrennen war in keiner anderen Absicht geschehen, als um so leichter in den Besitz des Eisens zu gelangen. Mit dieser neuen Macht, mit seinem Heer, welches jetzt zum großen Theile mit Flinten bewaffnet war und reichliche Munition nebst vier Kanonen hatte, schiffte sich Fino nach Tonga-tabu ein; er hatte 170 Piroguen bei sich und landete unfern Mafanga, dem heiligen Orte, in dessen Nähe kein Gefecht geliefert werden durfte. Nun bereitete er sich vor, auf dem Grabe seines Vaters die üblichen Feierlichkeiten auszuführen; er hatte seine gewöhnliche Kleidung abgelegt und sich lediglich in Matten gehüllt, mit seinen Begleitern, die ebenso angethan waren, als Zeichen der Demuth, ging nunmehr zu der Grabstätte und Alle setzten sich gleich den Orientalen mit gekreuzten Beinen um den Hügel nieder, wobei sie sich mit ihren festgeschlossenen Fäusten wohl eine Minute lang unaufhörlich in's Gesicht schlugen.

Nun rief der Vornehmste von Fino's Matabulai's den Geist des Vaters an. Er rief: „Siehe dieser Häuptling ist nach Tonga gekommen, um seine Feinde anzugreifen, sei Du mit ihm, gewähre ihm Deine Hilfe, er kommt hieher in der Meinung, nicht Unrecht, sondern Recht zu haben; er hat den Tuï-tonga stets mit der größten Ehrfurcht behandelt und hat stets die religiösen Gebräuche auf das Sorgfältigste mitgemacht."

Nachdem dieses geschehen war, setzte man mehrere Schalen mit Kawa auf den Grabhügel und zog sich dann zurück, der Krieg begann aber noch selbigen Tages mit der Belagerung und Einnahme der Festung (Kolo) Niuku lafa. Diese war eine der gewaltigsten im ganzen Lande. Etwa 600 Fuß vom Ufer entfernt, bestand sie aus einem Kreise von 5 Morgen Flächeninhalt, welcher mit einem Graben von 12 Fuß Tiefe und zwei Reihen Pallisaden umgeben war. Diese Umgürtung hatte gewissermaßen Bastionen, welche von 10 zu 10 Klaftern aus den Pallisaden hervorsprangen und welche dazu dienten, die Geschosse, Pfeile

oder Wurfspieße auf die Stürmenden zu richten. Vier Thore führten in die Festung, diese waren aber durch dahintergelegene Querbauten aus Cocosholz geschützt.

Mit den gewöhnlichen Waffen der Eingeborenen war diese Festung nicht zu nehmen, es hätten 5000 Menschen sich hergeben müßen, um mit ihren Leichen den Graben zu füllen und eine schräge Ebene zu bilden, auf der die Uebrigbleibenden die Pallisaden übersteigen konnten. Aber mit vier Karonaden von dem Port au Prince war dies allerdings möglich. Die 26 Engländer, welche man am Leben gelassen, mußten jetzt ihre eigenen Kanonen bedienen und sie thaten es mit gutem Erfolg. Fino hatte sich einen Lehnstuhl von dem geplünderten Schiffe herbeibringen und in solcher Entfernung von der Festung aufstellen lassen, daß er dieselbe sehr gut beobachten konnte, für seine Sicherheit aber nichts zu fürchten hatte.

Zuerst machten die Feuergewehre reinen Tisch auf den Bastionen, sie fegten die darauf stehenden Streiter aus Entfernungen fort, zu denen ihre Waffen nicht reichen konnten, dann begannen die Karonaden Feuer zu speien, aber sehr zur Unzufriedenheit des zuschauenden Fino, welcher wenig oder nichts von einer Wirkung wahrnahm, die er sich so furchtbar gedacht hatte. Als aber nach einer halben Stunde, während welcher vielleicht zehn Schuß aus jedem Canon gefallen waren, man große Haufen von Flüchtigen jenseits der Festung nach allen Richtungen zerstreuen sah, erhob sich Fino und hieß die Festung beschreiten. Man kam ohne die mindeste Schwierigkeit hinein, sie war von den Lebenden verlassen, aber 400 Todte und ebenso viel tödtlich Verletzte bedeckten den Boden. Die Kugeln waren durch die keinen Widerstand leistenden Bambuspallisaden gegangen, ohne daß man von Ferne eine Zerstörung bemerken konnte, aber in dem Raume, dicht mit Kriegern gefüllt, hatte jede Kugel 20—30 und mehr Menschen getödtet, zerrissen, niedergeschmettert, verstümmelt.

Da wandte sich Fino zufriedengestellt zu seinen Hilfstruppen, sagte ihnen Dank für ihre Unterstützung und von da an war ihr Loos ein sehr erträgliches und mehrere derselben fanden solch ein Gefallen daran, daß sie sich kleideten wie die Eingeborenen, deren Sitten annahmen und bald gänzlich mit diesen verschmolzen waren. Von dem vieljährigen Aufenthalt dieser 26 Leute und von ihrer Verbindung mit den Mädchen der Insel, deren sie so viele heirathen konnten, als sie wollten, stammt wahrscheinlich die jetzige, auffallend helle Farbe der Bewohner her.

In dem Rausch des Sieges wurde die Festung von allen Seiten angezündet, aber auf Befehl ihrer Priester mußte sie wieder aufgebaut werden, noch ehe das Heer einen Schritt weiter in das Land thun durfte und dasselbe wurde selbst zur Wiederherstellung verwendet.

---

# Hundertsiebzehntes Kapitel.

Guerillakrieg. Tapfere Thaten Einzelner. Hungersnoth und damit verbundene Greuel. Der Krieg zieht sich nach Wawao. Friedliche Unterredung der Verwandten in den feindlichen Heeren. Waffenstillstandsbruch. Erbitterte Kämpfe. Unglaubliche Tapferkeit der Streiter.

Unterdessen ging der Krieg nicht so glücklich fort, als Fino gehofft hatte. Die Eingeborenen vermieden jeden Zusammenstoß größerer Massen, wo die Kanonen den Sieg über die Tapferkeit davontrugen. Es wurden Hinterhalte gelegt, kleine Parthieen abgeschnitten, es wurde ein förmlicher Guerillakrieg geführt und mit einer Hartnäckigkeit, welche unglaublich ist. Mariner sah, wie zwei Egui's einander angriffen, wie aber ihre zweischneidigen Schädelbrecher aneinanderschlagend zerbrachen. Da stürzten sie mit den Fäusten aufeinander los und schlugen sich wüthend, dann ergriffen sie sich einander im Ringkampf und suchten sich auf die Weise zu bekämpfen, bis sie erschöpft an Kräften und beinahe aufgerieben von gegenseitiger Anstrengung nebeneinander niederstürzten, sich dann noch gleich wilden Thieren, wenn die Hände, wenn die Arme nachließen, mit den Zähnen festhielten, bis auch hier die Willensthätigkeit der mangelnden Muskelthätigkeit unterlag und sie wie leb- und empfindungslos nebeneinander liegen blieben.

Der Krieg, der sich auf solche Weise in Einzelnkämpfe aufgelöst hatte, zog wie begreiflich das schrecklichste Elend nach sich; das nächste Uebel war, daß Häuser und Zäune niedergebrannt wurden und die Pflanzungen schutzlos blieben und alles Gethier, was von Pflanzen lebt, unbehindert die Gärten und Felder verwüsten durfte und die zahmen, die Hausthiere, entwichen und verwilderten. Natürlich konnte unter solchen Umständen von einer ferneren Bearbeitung des Bodens keine Rede sein und die schrecklichste Noth griff um sich und führte zu Greueln, noch schrecklicher als die Noth selbst, führte zu gegenseitigem Morden, um sich als Speise zu benutzen. Eine eßbare Wurzel wurde ein Schatz, ein Preis, um den man erhalten konnte, wonach das Gelüste stand. In dieser schrecklichen Lage kehrten die Insulaner zu einer Sitte zurück, welche, wie es scheint, sie seit Jahrhunderten abgelegt hatten, zum Verzehren der im Kampfe Getödteten, ja es ging so weit, daß man um die Mahlzeit an einer Leiche spielte.

Zwei Töchter eines Egui besaßen eine große Igname-Wurzel, welche ihnen für mehrere Tage Nahrung geben konnte; ein Paar junge Männer ihres Stammes und Standes erboten sich, um den Gegenstand das oben beschriebene, uns unter dem Namen à la Mora bekannte Spiel zu spielen. Die Wurzel sollte von Seiten der Mädchen als Spielpreis gelten, ein frisch geschlachteter Mensch von Seiten der Männer. Wenn die Mädchen das Spiel verloren, sollten sie mit den Egui's ihre Mahlzeit theilen. Wenn die Männer der verlierende Theil

wären, so sollten sie einen Feind in einen Hinterhalt locken, erschlagen und seine Leiche zu ein Paar Mahlzeiten liefern und so geschah es wirklich. Da die Männer die Verlierenden waren, legten sie sich vor Fino's Festung in Hinterhalt, ermordeten einen Mann, der dieselbe verließ, weideten ihn auf der Stelle aus, theilten ihn in zwei Hälften und brachte Jeder die Seinige tragend, die Beute nach dem befreundeten Lager, wo sie dann im Laufe der nächsten Tage von ihnen und den beiden Mädchen verzehrt wurde.



Tubo, Oberherr von Tonga. (S. 502.)

Noch Schrecklicheres geschah durch zwei andere junge Egui's, welche eine junge Verwandte unter dem Vorwande ihr Nahrungsmittel geben zu wollen, in einen Versteck lockten, erschlugen und sie daselbst verzehrten.

Fino war dieses lang ausgedehnten und doch, wie es schien, wenig fruchtreichen Feldzuges vollkommen überdrüssig und er suchte nur nach einem glücklichen Vorwande, um denselben zu beenden; dieser ward gefunden in den Feierlichkeiten, mit denen das Begräbniß des geistlichen und weltlichen Oberhauptes begangen werden mußte. Während solcher Ceremonien muß jeder Einzelnkampf und jeder Krieg unterbrochen werden, es herrschen nur die Götter, die mensch-

lichen Zwistigkeiten müssen aufhören. Er verkündete dieses seinen Verbündeten sowohl als seinen Gegnern und forderte sie auf, so viel ihrer dazu berechtigt wären, Antheil an der erhabenen Festlichkeit zu nehmen. Um aber seines eigenen, bis jetzt über Tonga-tabu errungenen Vortheils nicht verlustig zu gehen, übergab er seine am Meer errichtete Festung einem der berühmtesten Krieger der Insel, welcher sich ihm angeschlossen, sich mit verbündet und ihn als Oberkönig anerkannt hatte. Aber er hatte sich vollständig verrechnet, denn der Häuptling Tarkaï erwartete kaum die Abfahrt des Fino, um die Festung, in deren Besitz er jetzt war, in Brand zu stecken. Die Angelegenheit der Leichenfeierlichkeiten galt aber für so heilig, daß die Priester das Zurückbleiben Fino's, um die Unbill zu rächen, nicht duldeten, er mußte mit seinem ganz ergrimmten Herzen davonziehen und hätte doch so gerne Tarkaï und seine ganze Familie vernichtet. Doch ward die Feierlichkeit selbst für Fino erfolgreicher, als der bisher geführte Krieg. Der Nachfolger des Tuï-tonga nämlich, ein Mann von etwa 40 Jahren, heirathete eine Tochter des Fino und dies verbreitete einen solchen Glanz über den letzteren, daß ihm dadurch viele der bisherigen Gegner zufielen, wo nicht gar zu Verbündeten wurden.

Fino kehrte zurück nach Tonga und bald brach der Krieg von Neuem los, aber nicht ohne daß vorher für Fino selbst noch ein neuer Glücksfall eintrat, indem sein älterer Bruder Tubo-Niuha ermordet wurde. Der Sohn des hingerichteten grausamen Tugu-aho, der sich Talaï-tabu hatte nennen lassen und den die Brüder allein von der Vernichtung der ganzen Familie gerettet, hatte geschworen, den Tod seines Vaters an dessen Mörder, Fino's Bruder, zu rächen und er hatte gelobt, keine Cocosmilch zu trinken, bis er das vorgesetzte Ziel erreicht haben würde. Um sich selbst aber gleichzeitig zu sichern, hatte er Fino vorgeredet, daß sein Bruder Tubo-Niuha ihm selbst nach dem Leben stehe und seine Güter an sich reißen wolle; so kam es denn, daß er den jungen Menschen weder bestrafte, noch verfolgte, als er erfuhr, daß derselbe seinen Bruder überfallen und getödtet habe. Er begnügte sich damit, öffentlich seinen Abscheu auszusprechen und dem Bruder ein überaus prächtiges Leichenbegängniß zu veranstalten.

Um nun seine älteste Besitzung, die Insel Wawao nicht zu verlieren, indem er sich ein neues Reich zu erobern gedachte, setzte er seines Vaters Schwester als Regentin ein und ließ die Egui's unter Vertheilung des heiligen Kawa dieser seiner Tante Treue schwören, aber kaum war ein Monat verflossen, als eben diese Egui's sich mit der Schwester von Fino's Vater verbanden, ihn für abgesetzt erklärten und die Tante als unabhängige Fürstin anerkannten.

Ein neuer Krieg gegen sein eigenes Reich unterbrach die Eroberung von Tonga. Mit ungemeiner Energie sammelte Fino Alles um sich, was ihm irgend zu folgen geneigt war und so kam er mit 150 Doppelpiroguen und wenigstens 5000 Kriegern nach Wawao, wo er in der Nähe der großen Festung Felle-Toa

landete. Er führte auch die Engländer und zwei von ihnen bediente Kanonen mit sich. Die Insulaner griffen die Landenden mit Pfeilschüssen und Steinschleudern an, Fino verbot darauf zu antworten und forderte einen Waffenstillstand, damit die beiden einander gegenüberstehenden Heere, welche doch aus lauter Verwandten bestünden, Gelegenheit hätten, die Ihrigen zu sehen und zu sprechen und Abschied von einander zu nehmen, bevor sie einander als Feinde begegneten und sich gegenseitig zu ermorden suchten.

Der Waffenstillstand ward nun wirklich ausgerufen und die Verwandten kamen zu einander, umarmten sich, vergossen heiße Thränen, beklagten die harte Nothwendigkeit und es wäre vielleicht Alles vollkommen gut abgelaufen, wenn nicht einer der Bewohner von Wawao auf den Engländer Mariner einen Pfeil abgeschnellt hätte. Der Engländer erwiderte den Schuß mit seinem Gewehr und derselbe wurde das Signal zu einem allgemeinen wüthenden Kampf, welcher den ganzen Tag hindurch dauerte und entsetzlich viel Blut kostete von beiden Seiten. Das eine Heer zog sich endlich in den Umkreis seiner Verschanzung zurück, aber die furchtbaren Kanonen würgten unter ihnen und ließen keine andere Aussicht, als wie tapfere Krieger zu sterben.

Daß ihr Muth trotz der Kanonen nicht geschwächt war, beweisen einzelne wahrhafte Heldenthaten; sie trotzten den Kanonen, sie gingen darauf zu, als wären es nicht Höllenmaschinen, sondern als wären es Männer ihresgleichen. Einer erklärte seinen Genossen, er werde hinausgehen und sich mit solch einer Kanone Mann an Mann schlagen und er hoffe sie zu tödten, indem er seine Lanze in ihren feurigen Rachen werfe. In der That ging er auch mit wilden Gebehrden und unter lauten Drohungen gerade auf diejenige zu, welche Mariner bediente. Dieser besann sich keinen Augenblick, das furchtbare Geschoß loszubrennen, doch in dem Augenblick, in dem die Lunte niederfiel, warf sich auch der Wilde zu Boden und als der Schuß geschehen war, erhob er sich, stieß einige vernichtende Schimpfworte gegen das Canon aus und warf seine Lanze mit solcher Sicherheit danach, daß sie wirklich in die Mündung drang und darin zersplitterte. Mariner, welcher diese Thatsache anführt, legte sein Gewehr auf den Verwegenen an, aber schon hatte der Insulaner einen Pfeil auf ihn abgeschossen, wodurch der Schuß fehl ging. Der tapfere Mann stieß ein Siegesgeschrei aus und zog sich triumphirend in die Festung zurück; von dieser Zeit hieß er Fana-fanua, d. h. Geschoß von Feuer oder Kanone, man hatte ihm den Ehrentitel der Kanone beigelegt.

Der blutige Kampf dauerte bis in die Nacht, die Citadelle hielt sich vortrefflich und Fino war genöthigt, sich an das Gestade nach Naï-Afu zurückzuziehen, wo er sich nun seinerseits verschanzte. Von da ab löste sich der Krieg in lauter Einzelnkämpfe auf, welche von einem Heroismus zeigten, wie er nur in den Kriegen zwischen den Deutschen und den Römern vorgekommen ist, welche aber die Kräfte aufrieben, ohne irgend eine Frucht zu tragen. Endlich nach

längerer Zeit gelang es Fino, die Häuptlinge von Wawao, einen nach dem anderen zu freundschaftlichen Unterredungen heranzuziehen und sie zu bewegen, ihn als Oberhaupt anzuerkennen; er versprach auf Wawao zu wohnen, sein Heer zu entlassen oder ferne Inseln damit zu besetzen und so wurde er denn feierlich in sein verlorenes Reich eingeführt; er bezeigte der Vicekönigin, welche er selbst eingesetzt hatte, seine Ehrfurcht und bestätigte alle Friedensbedingungen, aber kaum hatte er sich festgesetzt, so brannte er die Festung Felle-toa nieder, was die mehrsten Häuptlinge veranlaßte, die Insel zu verlassen, um sich nicht der Gnade des Gewaltigen übergeben zu müssen.

---

## Hundertachtzehntes Kapitel.

**Ansichten eines Egui über die Gastlichkeit der Weißen. Definition der runden Metallscheiben, für welche man Alles haben kann. König Fino II. und seine Antrittsrede.**

Um diese Zeit war es (1807 oder 1808), daß ein Schiff von Port Jakson bei der Insel anlegte und einen Egui von Tonga-tabu und dessen Gattin, welche zwei Jahre lang in der engländischen Colonie zu Port Jakson auf Neu-Holland gewesen waren — zurückbrachte. Die Leute machten keine glänzende Schilderung von den Europäern und ihrer Gastfreundschaft; sie erzählten, daß dort nichts auf andere Weise zu haben sei, als daß man es mit runden Metallstücken bezahle, daß diese Metallstücke allein die vornehmen Leute, die Egui's kennzeichnete und daß derjenige der Höhere sei, der die mehrsten davon aufzuweisen habe. Sie erzählten, daß es dort Häuser gebe auf Häusern und auf diesen wieder andere Häuser und daß dort immer ein Mensch auf dem Kopfe des anderen wohne, oder umgekehrt ein Mensch unter den Füßen des anderen. Er erzählte, daß dort Kleidungsstücke ganze Häuser füllten, daneben wieder Häuser seien ganz angefüllt mit getödteten Thieren, daneben wieder andere ganz mit Früchten und daneben andere ganz mit gebackenem Mehl (Brod), aber daß trotz der Menge der vorhandenen Lebensmittel doch nicht das Geringste davon fortgegeben würde, wenn dafür nicht runde Stücke Metall in Austausch zu bekommen wären und daß ohne dieses Metall in der Tasche, jeder Mensch der dort hinkomme, selbst den mit Lebensmitteln erfüllten Häusern gegenüber, verhungern müsse, deshalb Alles auch vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen arbeite, um sich dergleichen Metall zu verschaffen.

Dieser Gegenstand beschäftigte Fino noch lange, nachdem die zurückgekehrten Auswanderer von der Insel abgereist waren. Er frug Mariner und die Engländer darüber und wollte wissen, wovon diese Metallstücke gemacht seien, ob

von Eisen und ob man daraus Waffen, Messer, Nägel, Sägen oder andere nützliche Instrumente schmieden könne, er frug, ob man es machen könne und wenn dieses der Fall sei, warum nicht Jedermann sich damit beschäftige, so viel zu verfertigen, als er brauche, um es dann als Tauschmittel zu benutzen.

Auf diese Fragen antwortete Mariner so gut er konnte und was er wußte über die Münzen, den Zweck derselben, die Benutzung des Silbers dazu, dessen Seltenheit, seinen hohen Preis als Luxusmetall, das Vorrecht der regierenden Fürsten ihr Bildniß darauf schlagen zu lassen und er führte noch seine wohlthätige Wirkung als allgemeines, für Jedermann brauchbares Tauschmittel an.

Fino schien die ganze Auseinandersetzung nicht vollkommen zu begreifen; ein anderer gegenwärtiger Häuptling ging aber mit vielem Scharfsinn auf die Erklärungen ein und zeigte durch seine Reden, daß er verstanden habe, was die Bedeutung des Geldes sei: Es ist weniger beschwerlich als andere Güter, es ist sehr bequem seine Güter gegen Geld austauschen zu können, um dafür wieder andere Güter einzutauschen, welche man braucht. Es kann sein, man hat zehn Ziegen und will Messer und Beile dafür eintauschen, aber derjenige der Messer und Beile hat kann Deine Ziegen nicht brauchen und derjenige der sie gebrauchen kann, hat weder Beile noch Messer, um sie dafür anzubieten. Nun, so vertauscht man seine Thiere gegen Geld an denjenigen, der sie benutzen kann und mit dem erhaltenen Gelde geht man zu einem Mann, welcher Beile und Messer hat und der dieselben sehr gerne gegen Geld austauscht.

Aber Fino ergab sich nicht so leicht. „Dies ist kein richtiger Standpunkt," sagte er, „denn es ist thöricht, es ist albern, einem Gegenstande wirklichen Werth beizulegen, der nur einen eingebildeten Werth hat; ja, wenn das Geld von Eisen wäre, so könnte man daraus Sägen, Meißel, Schießgewehre machen, aber Silber? wozu nutzt es mir? wenn ich mehr Igname habe als ich brauche, so kann ich sie gegen Hühner, Gewänder oder Matten vertauschen. Metallgeld als Tauschmittel ist allerdings bequemer und handlicher, aber es ist ein Gegenstand welcher sich nicht verzehrt, nicht verbraucht, nicht verdirbt und daher kommt es, daß man es aufhäuft, statt es mit seinen Freunden zu theilen. Wenn ich zu viel Fleisch besitze, so bitte ich Gäste und theile es mit ihnen, es würde mir sonst verderben, aber wenn ich zu viel Geld habe, so vergrabe ich dasselbe denn ich weiß, es wird mir nicht verderben und siehe, ich werde geizig; jetzt verstehe ich sehr gut warum die Weißen so eigennützig und so habsüchtig sind, das macht das Geld.

Dennoch, so philosophisch Fino gesprochen hatte, begann er zu bedauern, daß er mehrere Fässer mit solchen Geldstücken bei der Einäscherung des Port au Prince hatte untergehen lassen. Er hatte geglaubt, daß es Scheiben seien, mit denen man Paangas spiele, dasjenige Spiel was Kinder an Seen und Flüssen wohnend, sehr häufig treiben indem sie einen flachen Stein möglichst horizontal auf die Wasserfläche werfen, um sie davon wiederholt abspringen

ricochettiren zu lassen. Er sagte darüber zu Mariner: „Ich begreife jetzt die Wichtigkeit des Fundes, ich glaubte, Euer Schiff gehöre einem armen Manne, etwa einem Koch oder sonstigen Arbeiter des Königs Georg, denn das Schiff, welches den Kapitain Cook hierhergebracht hatte und welches dem Könige gehörte, führte eine Menge Halsbänder und Spiegel, Messer und Tücher, während das Eurige nur Oel aus dem Fette eines großen Fisches, viele Häute und 12,000 blanke Stücke zum Werfen auf das Wasser hatte, aber weil diese blanken Stücke jenes Silbergeld waren, so sehe ich wohl, daß dieses Schiff auch einem Egui, einem reichen Manne angehörte."

Mariner erwiderte darauf nichts, aber er wußte, daß das Silber nicht verbrenne und für ihn waren die Schätze in den auf den Riffen untergesunkenen Fässern keineswegs verloren, er hatte sich die Stelle wohl gemerkt, wo das Schiff zuletzt auseinander genommen worden war und er hoffte, daß es möglich sei, die schönen Dollars zu etwas Besserem, als zum Ricochettiren auf dem Wasser zu brauchen.

Die Unterwerfung von Wawao war die letzte Kriegsthat, welche Fino verübte, es beschäftigte ihn jetzt nur noch hin und wieder eine diplomatische Verhandlung oder ein Act lang verschobener Rache, sonst übergab er sich ganz und gar den Vergnügungen der Jagd, der Fischerei. Aber ein eben so guter Politiker wie Heerführer, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, um die mächtigsten Häuptlinge an sich zu fesseln; aber die Tage des Mannes waren gezählt. Seine junge Tochter Omaï-langui (Geschenk des Himmels) erkrankte, litt fünf oder sechs Wochen sehr schwer und starb dann in den Armen des Vaters. Nachdem ihr Leichenbegängniß mit größtem Pomp begangen worden war, erkrankte auch Fino und es war vergebens, daß man ihn von einem Heiligthum zum anderen trug, er starb nach einigen Wochen auf dem Begräbnißplatze von Naï-Afu, von dessen heiliger Erde er Heilung gehofft.

Es war zu befürchten, daß mehrere Häuptlinge seinem Sohne Moë-gongo die Herrschaft würden streitig machen, aber sein wackerer Oheim Fino-Fidji ergriff die Zügel mit starker Hand und schützte seinen Neffen in allen Rechten, unterwarf sich selbst auch dem jungen Könige, indem er ihm alle von ihm beherrschten Inseln abtrat und sich nach völliger Beruhigung des Reiches auf eine entfernte Inselgruppe mit seinen zwanzig Frauen zurückzog, davon zwei Töchter des Oberhauptes der Fidji-Inseln waren, zwei andere aber Töchter eines großen Häuptlings der Inseln, welche er an seinen Neffen abtrat, welcher den Namen Fino II. annahm.

Dieser junge Fürst versammelte auf dem Heiligthum, auf dem Begräbnißplatz von Naï-Afu die sämmtlichen Häuptlinge und Egui's seines Reiches, gab ihnen einen Kawa unter den heiligsten Formalitäten und hielt dann eine Ansprache, die ein wahres Meisterstück von Beredtsamkeit jener Zone ist:

„Hört mich wohl, Häuptlinge und Krieger! Wenn Jemand unter Euch

unzufrieden ist mit den Zuständen dieser Insel, so ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, sie zu verlassen, Niemand möge hierbleiben mit einem unzufriedenen Geist. Meine Seele war voll Trauer, wenn ich die fürchterlichen Zerstörungen betrachtete, welche durch die Kriege hervorgebracht sind, die der König geführt hat und dessen geheiligter Körper jetzt auf dem Malaï liegt. Es ist wahr, wir haben viel gethan, wir haben uns als tapfere Männer gezeigt und großen Ruhm erworben, allein was ist das Ziel unserer Kämpfe gewesen? Die Inseln sind entvölkert, die Gärten sind von Unkraut überwuchert und es fehlt uns an Händen, sie zu reinigen. Der Friede hätte dies nicht gethan, die Inseln wären noch bevölkert, aber ach, die Häuptlinge, die ersten Krieger sind erschlagen, unsere Gesellschafter sind die Tui's (niederes Volk).

„Ist das Leben nicht so schon kurz genug, muß man denn seinen edlen Sinn durch Morden kundgeben, ist es nicht vernünftiger und edler, ruhig in seiner Stellung zu bleiben? Ist es nicht eine Thorheit, das abzukürzen, was so schon kurz genug ist? Wer unter Euch wird sagen, ich wünsche mir den Tod, ich bin des Lebens müde? Habt Ihr nicht gehandelt wie Unsinnige?

„Wir haben etwas erlangt, was uns Alles dessen beraubt hat, das wirklich nützlich war! das ist der Erfolg des Krieges! ich will Euch nicht sagen, gebt überhaupt den Krieg auf! Wenn der Feind zu uns kommt, auf unserer Insel an's Land steigt, unsere Gärten und Felder verwüstet, unsere Kinder fortführt, so werden wir ihm Widerstand leisten und zwar mit um so viel größerem Muth, als unsere Pflanzungen ausgedehnter sein werden. Aber Krieg beginnen gegen Andere, warum sollten wir es thun, warum sollten wir das Reich auszudehnen suchen? Ist unsere Insel nicht groß genug, um uns Alle zu nähren und wird sie nicht um so mehr ernähren, je fleißiger wir sie bebauen? Geschieht dieses, so werden wir nie im Stande sein, aufzuzehren, was sie bietet.

„Aber vielleicht spreche ich nicht klug, ich bin noch ein junger Mann, diese pflegen nicht mit Weisheit zu handeln, vielleicht würde ich nach meinen eigenen Ansichten herrschend nicht weise thun? so fragt die würdigen Matabulai's, welche an meiner Seite sind; sie sind bejahrt, sie haben Erfahrung! fragt sie, ob ich Recht habe. Fino-Fidji, mein Oheim, ist hier gegenwärtig, seine und meine Matabulai's sind es, fragt sie, ob ich gesucht habe, mich zu unterrichten, was für unser Reich das Beste sei und ich habe gefunden, es sei der Frieden.

„Meine Stimme ist der Wiederhall dessen, was die ältesten Häuptlinge und ihre Rathgeber beschlossen haben; darum, wenn Euch meine Rede nicht gefällt und Jemand von Euch unzufrieden ist mit dem gegenwärtigen Stande unserer Angelegenheiten, so seht hier die einzige Möglichkeit, die Insel zu verlassen. Ist dieser Augenblick vorüber, so werden wir keine Verbindung mehr mit den anderen größeren Inseln haben! so wählt denn Euren Aufenthalt, es sind viele Häuptlinge, welche mit meinem Oheim Fino-Fidji fortziehen, schließt Euch an, wem von Allen Ihr wollt.

„Diejenigen, deren gemeinschaftlicher Entschluß fest und unerschütterlich steht, die in einem dauernden Frieden leben wollen — und zwar nur diese! werden bei mir verweilen, aber auch sie will ich nicht binden; können sie ihr kriegerisches Herz einmal nicht zähmen, so seht die heilige Tonga, seht Fidji-lewu, dort ist immer Krieg, wählet, wohin Ihr gehen wollt, um Euren tapferen Arm zu üben und Eure Keulen in dem Gehirn der Feinde zu begraben, aber so lange Ihr hier bleibt, möge die Kriegskeule in die Erde verscharrt werden.

„Ich danke Euch, meine Freunde, für die Aufmerksamkeit, welche Ihr einem jungen Manne ohne Erfahrung geschenkt habt, ich danke Euch auch für die Liebe und Treue, die Ihr meinem Vater gezeigt habt, jetzt aber erhebt Euch, ein Jeder von Euch gehe in sein Haus und denke ernsthaft nach über die Abfahrt unserer Flotte, welche morgen früh statthaben wird und entscheidet Euch noch heute, ob Ihr morgen mit ihr eine ferne Heimath suchen, oder ob Ihr ferner bei mir zurückbleiben wollt."

## Hundertneunzehntes Kapitel.

**Gedächtniß und Verstandesbildung. Alter. Rechts- und Geistesmündigkeit. Neue Einrichtungen, welche der junge Fürst trifft. Mariner verliebt sich in die Braut eines Egui.**

Wahrscheinlich ist es nicht der junge Mann, den wir Fino II. nennen werden, welcher diese Rede ausgearbeitet hat — gewiß nicht, wenn wir ihn vergleichen mit unseren jungen Leuten gleichen Alters, welche zwar das Gedächtniß durch Aufhäufen von Vocabeln, nicht aber den Verstand durch Auffassen von Begriffen üben; allein es wäre sehr unrecht, wenn wir einen solchen Maßstab an die Eingeborenen der heißen Länder, welche noch nicht der Wohlthat der Civilisation theilhaft geworden, legen wollten. Wo es täglich und stündlich Gelegenheit giebt, Verstand zu zeigen, seine geistigen Kräfte zu üben, ja wo dieselben durch die natürlichen Verhältnisse in einer fortwährenden Thätigkeit erhalten werden, wo die jungen Leute zwar keine Stimme im Rathe haben, wo sie jedoch sehr wohl den Berathungen beiwohnen, ist es hiemit anders; sie sind mündig lange vor der bei uns festgesetzten Zeit. Und so wahr es ist, daß ein wohlgeschulter, ein studirter, junger Mann von 24 Jahren trotz aller Versicherungen unserer Gesetze doch noch keineswegs mündig ist, so wahr ist es, daß ein Naturkind, ein nordamerikanischer Wilder, ein Südsee-Insulaner in seinem achtzehnten Jahre bei weitem mehr vorgeschritten ist, als der in Europa von den Gerichten für mündig erklärte 24jährige Mann, der so viel dumme Streiche macht, sein Vermögen vergeudet rc., daß man gar nicht selten ihm in

seinem 30. Jahre einen Vormund setzen, ihn für einen Verschwender erklären muß u. s. w.

Es ist zum Erstaunen, wie dürftig die Verstandesbildung bei uns bedacht ist, es ist zum Erstaunen, was für erbärmliche Aufsätze unsere jungen Leute bei ihrem Abgange von der höchsten Klasse des Gymnasiums, ja noch bei ihrem Abgange von der Universität machen und wiederum erstaunt Niemand bei den sogenannten Wilden, wenn ein junger Mann Reden hält, von denen wir in der uns gewöhnlichen Ueberschätzung europäischer Bildung zu behaupten wagen, daß er sie gar nicht gemacht habe, daß sie das Werk alter, erfahrener



König Fino II., europäisch gekleidet. (S. 527.)

Leute seien. Dort ist natürlicher Verstand, dort ist Mutterwitz, hier ist Gelehrsamkeit und man kömmt häufig in die Versuchung zu behaupten, Gelehrsamkeit ohne allen Verstand.

Wir wollen nun nicht weiter untersuchen, ob Fino II. jene von ihm gehaltene Rede sich von seinen Matabulai's machen lassen und sie dann auswendig gelernt, oder ob er sie improvisirt habe, was das Gewöhnliche ist, aber wir müssen sagen, daß dieser junge Mann seine Worte nicht Lügen strafte, sondern getreulich danach handelte. Die Rede enthielt eine herbe Kritik des vorigen

Regiments, gewiß würde der Vater, der ehrgeizige Mann, der kluge Unterhändler und der tapfere Krieger derselben keinen Beifall geschenkt haben, in ihm war Kampf und Krieg zum traurigen Bedürfniß geworden, ja oft hörte Mariner ihn Betrachtungen über seine Lage anstellen und erklären, daß der Archipel, den er erobert, kein Schauplatz für seine Thaten sei, daß er wünsche, er wäre der König von England, in welchem Falle er nicht die kleinste Insel unter fremder Botmäßigkeit lassen, sondern Alles unterjochen werde. Oft äußerte er, daß der König von England des ihm gewordenen Glückes durchaus nicht werth sei, weil er leide, daß so kleine Inseln wie Tonga und andere, seine Flagge beschimpften, seine Schiffe beraubten. Wie oft erklärte er, daß er nicht mit freundlichen Bitten um ein Paar Schweine oder Ziegen handeln würde, sondern daß er an der Spitze seiner Heere und mit dem Donner in der Hand einem jeden Verächter seiner Macht zeigen würde, daß er würdig sei zu herrschen. Wie oft erklärte er, nur unternehmende Männer, Männer von Verstand seien würdig, Kanonen zu besitzen und die Welt zu beherrschen und diejenigen, welche sich ungestraft beleidigen ließen, seien der Herrschaft nicht werth, sondern nur zum Dienen, zur Unterwürfigkeit bestimmt.

All' diese herrschsüchtigen und kriegerischen Ideen waren dem jungen Fürsten fremd, er schickte seine Krieger zurück zu ihren Ländereien, gab dem Acker- und Gartenbau und den nützlichen Gewerben einen neuen Impuls, er ließ zwar die Festung Felle-toa von Neuem errichten und mehr befestigen als früher, aber nur um seine Insel gegen fremde Einfälle zu sichern, darum sträubte er sich auch gegen alle, selbst gegen freundschaftliche Besuche von außerhalb; kaum gestattete er dem Häuptling von Hapaï einmal im Jahr herüberzukommen, um ein religiöses Fest auf dem Grabe seiner Vorfahren zu feiern, ja er trieb die Vorsicht so weit, daß er auf den jährlichen Tribut verzichtete, welchen man ihm von verschiedenen Seiten als dem Erben seines Vaters zu zahlen hatte; ja als der letzte Tuï-tonga starb, schaffte er sogar diese Würde ab, besetzte sie nicht wieder, um auch den Besuchen auszuweichen, welche man von verschiedenen Seiten dem höchsten geistlichen Oberhaupt machte. Man wollte dieser Abschaffung widersprechen, aber er schlug jeden Widerspruch durch ein höchst einfaches Argument nieder, indem er sagte: „Es leben ja die Bewohner von Tonga-tabu ohne einen Oberpriester, warum sollten wir nicht auch ohne denselben fertig werden?"

Diese letzte Maßregel verbreitete über die Insel einen dauernden Frieden. Während auf den übrigen fortwährend der kleine Krieg geführt wurde, man unterbrochen scharmützelte, dachte man auf Wawaa nur an friedliche Verbesserung und die Insel blühte auf wie ein herrlicher, wohlgepflegter Garten, was sie schon früher gewesen. Die Kanonen, welche man vom Schiffe geholt, standen zwar in der Festung, aber die Engländer, welche sie bedienen konnten, waren weit auf der Insel zerstreut, sie bearbeiteten ihre Felder gleich den

anderen Einwohnern und waren sehr froh, nicht mehr nöthig zu haben, ihren Kopf unter der Keule eines Bewohners von Tonga zu beugen.

Mit den Künsten des Friedens trat auch das Herz wieder in seine Rechte und Fino sah sich um unter den Töchtern des Landes und da er fand, daß sie schön waren, fand er es gerathen, so viel derselben als thunlich unter den Schatten seines Daches zu versammeln und er frug die Engländer, welche sich auf der Insel zerstreut, ob sie es nicht machen wollten wie er, ob sie nicht heirathen wollten. Das Vorurtheil für die Ueberlegenheit der europäischen Race ist so groß, daß selbst die Töchter der Egui's, ohne von ihrem erhabenen Standpunkt herabzusteigen, sich mit Weißen verbinden dürfen, wenn man dieselben auch nicht für Häuptlinge hält, sie stehen immer an Rang den Häuptlingen gleich.

Bei den übrigen Matrosen war theils dem Wunsche des Häuptlings schon entsprochen, theils wurde demselben sogleich und freudig nachgegeben, denn überall gebrach es nicht an Land und war von Fino II. zu Gunsten der Engländer über beträchtliche, sonst herrenlose Striche verfügt worden, dergestalt, daß ein Jeder der Fremden im Stande gewesen wäre, zwanzig Frauen und deren Sprößlinge zu ernähren, da es sich ja nur darum handelte, daß jede neue Frau eine neue Anzahl eßbare Wurzeln und Bananen anpflanzte, einige Hühner mehr zum Brüten veranlaßte. Der Pisang allein (veredelt ist es die Banane) ist schon ein Beispiel von der unglaublichen Fruchtbarkeit jener Gegenden. Bekanntlich liefert die Kartoffel, unter gleichen Umständen angepflanzt, viermal so viel Nahrungsstoff als der Roggen, die Banane aber giebt auf einem Morgen vierzigmal so viel Nahrungsstoff, als auf gleicher Fläche von der Kartoffel gewonnen werden kann. Ein ähnliches Verhältniß findet bei den Igname- oder Taro-Wurzeln statt; der Reis und seit einem halben Jahrhundert der Mais, zählt gleichfalls zu den höchst ausgiebigen Brodfrüchten. Was hindert da die Erhaltung einer zahlreichen Familie? Ein Morgen mit Kartoffeln bepflanzt, nährt, vom Fleisch abgesehen, reichlich einen Menschen das Jahr hindurch; ein Morgen mit Pisang bepflanzt, nährt mithin vollständig 40 Menschen, wie leicht ist das Leben dort. Und ähnlich wie mit den Nahrungsmitteln ist es mit Kleidung und Wohnung ꝛc., was Wunder, daß in wenigen Jahren die Bevölkerung der Insel sich verdoppelte, sich vervierfachte. Ein viel größeres Wunder war, daß Mariner sich noch nicht verheirathet hatte, das mochte aber wohl einen anderen Grund haben.

Während die übrigen Engländer nicht gerade die edelsten Repräsentanten der weißen Race genannt werden konnten und also auch ein bereitwilliges Entgegenkommen nur da fanden, wo die ersten Blüthen schon gepflückt waren und wo man endlich als Gattin eines Mannes in den Hafen der Ruhe zu kommen hoffte, war Mariner der wohlgebildete junge Mann von besseren und geselligeren Formen, als man sie unter den englischen Matrosen zu finden pflegt, ein stets gern gesehener Liebhaber und so schwärmte er, überall Honig nippend,

wie ein Kolibri von Blume zu Blume, den Kelch der Freuden bis auf den Boden leerend und dann weiter flatternd. Wo dieses eine allgemeine Sitte ist, kann man es nicht schändlich finden, man müßte denn das ganze Volk so bezeichnen. Aber auch seine Stunde schlug und zwar in verhängnißvoller Weise für ihn; es war die Braut eines jungen Egui, die er liebte und deren Zuneigung er zu gewinnen gewußt hatte, aber dem gegebenen Versprechen treu, widerstand das Mädchen allen Versuchungen seinerseits, bis er auf den verwegenen Gedanken kam das Mädchen zu rauben, zu entführen.

Von Zeit zu Zeit waren einzelne fremde Schiffe in die Nähe der Insel gekommen und einer oder der andere Matrose war Thor genug gewesen, das schöne Asyl, das er gefunden, zu verlassen und sich wieder der Bootspfeife und der neunschwänzigen Katze zu unterwerfen. Das Motiv, welches sie Alle angaben, so weit sie mit Mariner ihren Entschluß besprachen, war, daß trotz des Schlaraffenlebens, das sie auf der Insel führten, es ihnen doch mit der Zeit unerträglich werde, da sie keinen Tabak und keinen Branntwein bekommen konnten. Sie verließen dann gewöhnlich ihren Haushalt mit zwei bis zwölf Frauen, mit vier bis vierundzwanzig Kindern bei Nacht, setzten sich in eine Pirogue und segelten zu dem Schiffe, das in Sicht war, das bei Nacht die Fahrt nicht wagen durfte, also vor Anker lag und das, wie es allgemein üblich war, eine große Laterne, wenn nicht freischwebend am Bugspriet, so doch gewiß auf dem Compaßhäuschen trug.

Die verlassenen Schönen waren natürlich in keiner Verlegenheit, der ganze Unterschied in ihrer Lage bestand darin, daß sie keinen Faullenzer mehr zu ernähren hatten, daß sie nicht mehr geschoren und gestoßen wurden und hatte Eine von ihnen Neigung, ein neues Eheband einzugehen, so wurde auch dieses nicht schwer, denn die Gutmüthigkeit der Weiber und Mädchen ist so groß, daß es keine Stiefmütter giebt, daß wenigstens der Begriff, welchen wir damit verbinden, den Bewohnern der Südsee-Inseln ganz fremd ist.

## Hundertzwanzigstes Kapitel.

Mariner beabsichtigt die Insel zu verlassen. Ein Schiff von Port Jakson kommt seinem Vorsatz zu Hilfe. Die geretteten Dollars kommen an einen anderen Herrn. Mariner kommt glücklich nach England, beabsichtigt zu klagen, thut es aber nicht.

Mariner gedachte anders zu handeln, er hinterließ keine Familie, seine Sprößlinge waren in guten Händen, sie waren bei den Eltern der jungen Mädchen, welche er sich geneigt zu machen gewußt. Er wollte auch keine Geliebte und keine Braut verlassen, er wollte diejenige, die jetzt sein Herz ge-

fesselt hatte, mit sich hinweg nehmen und er stützte seine Hoffnungen für die Zukunft auf die Fässer mit Dollars, deren Ruhestätte er kannte. Früh morgens, bevor Jemand an das Gestade kam, fuhr er mit einem leichten Kahn nach jener Stelle hin und in der geringen Tiefe von fünf Fuß, bei Tage und ruhigem Wetter sehr gut zu sehen, lagen die Geldfäßchen und er holte eines derselben nach dem anderen herauf. Er hätte dieses auch am Tage thun dürfen, Niemand würde ihn gehindert haben, denn Niemand kannte den Werth dieser Silberstücke, Niemand konnte, wenn er sich in ihrem Besitz befunden hätte, etwas dafür bekommen, — allein in solchen Sachen ist dem Europäer Heimlichkeit immer lieber, als Offenheit und so machte denn Mariner sein kleines Geschäft im Laufe eines Monats ab. Er brachte immer ein solches Fäßchen in seinem Kahn nach der Hütte, deren Umfang gering, doch wohl genügend für ein liebend Paar, die Fässer alle nicht wohl hätte bergen können, wenn er nicht verstanden, sie unter den mit Laub gefüllten Sack, der sein Lager bildete, zu vergraben. Eines dieser Fäßchen war ihm so schwer vorgekommen, daß er glaubte, dasselbe müsse Gold enthalten und so war es auch. Bei einem Gewicht von ungefähr einem Centner enthielt es 32,000 Golddollars, welche in Verbindung mit dem Silbergelde immerhin ein Vermögen begründeten, wobei ein Mensch bei nicht überspannten Anforderungen an das Glück, eine Familie selbst in einer sehr großen europäischen Stadt sehr wohl ernähren kann.

Jetzt handelte es sich nur darum, auf ein Schiff zu warten, welches einen Cours vor sich hatte, der seinen Wünschen entsprach. Lange kämpfte er mit sich, es kam ihm beinahe klüger vor, auf dieser glücklichen Insel unter diesen glücklichen, anmuthigen Menschen zu bleiben, als auf's Ungewisse hinaus in die weite Welt zu ziehen, aber so viel er auch überlegte, immer von Neuem gab die Liebe zu der schönen, jungen Egui den Ausschlag. Endlich nahte der ersehnte Zeitpunkt; ein Schiff, die „Favorite", von dem Port Jakson in Neu-Holland herkommend und von dem Kapitain Fisk kommandirt, ankerte an einem schönen Abend außerhalb der Korallenriffe und Mariner hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Segel an seinem kleinen Boote aufzuziehen und hinüberzufliegen. Der Kapitain erklärte sich bereit, einen Tag lang zu warten und dann den jungen Mann mit seiner Frau gegen ein mäßiges Ueberfahrtsgeld nach Port Jakson und von da nach dem Cap zu befördern, von wo aus es natürlich nicht schwer werden konnte, nach Europa zu gelangen.

Mariner ging auf die Bedingungen ein und eilte nach Hause zu kommen, um mehrere Fäßchen mit seinen Schätzen nach dem Schiffe zu befördern; es war Nacht, Niemand sah es, wie er dieselben in das kleine Boot brachte und als er wieder auf dem Wasser war, flogen seine Pulse vor Freude, nun endlich am Ziele seiner Wünsche zu sein; er steuerte auf die Laterne zu, der günstige Wind brachte sein kleines Boot, welches auf den Wellen zu tanzen schien, in weniger als einer Stunde an Bord des Schiffes und die Matrosen hoben auf

Befehl des Kapitains die silbernen und die goldenen Dollars an Bord. „Ein hübscher Fang," sagte der Kapitain, als die Ladung untergebracht war, aber Mariner versicherte, das schöne Weib, welches er mit an Bord bringe, sei noch zehnmal mehr werth, als diese Kleinigkeit.

Mariner trank ein Paar Gläser guten Weines, nahm auch etwas Speise zu sich, um seine Glieder zur Rückkehr zu stärken und dann empfahl er sich dem Kapitain, der ihm herzlich für sein Vertrauen dankte.

Ein Paar Stunden später gelangte er mehr durch die Kraft seiner Arme, als durch die des Windes, zur Insel zurück und suchte sein etwas eingesunkenes Lager zum letzten Male auf.

Ermüdet wie er war, that er einen langen Schlaf, aber kaum erwacht, beeilte er sich nun nach dem Bächlein zu kommen, worin er sich zu baden pflegte, um dann die schöne Dirne aufzusuchen, die ihm seine Ruhe und seinen Verstand geraubt hatte.

Als er aus dem Bade kam und nun zum Strande ging, um noch einen Blick auf das Schiff zu werfen, welches seine Hoffnungen, welches sein Glück in die weite Welt tragen sollte, da sah er zu seiner nicht geringen Verwunderung das Schiff nicht mehr an dem Platze, den es gestern Abend eingenommen. Dies befremdete ihn ein wenig, doch glaubte er, es würde nur den Ankergrund gewechselt haben. Er sah sich um, so weit sein Auge reichte, er stieg am Ufer empor, um mehr Uebersicht zu gewinnen, er stieg noch höher, nun da entdeckte er allerdings das Schiff, aber nicht mehr vor Anker liegend, sondern unter vollen Segeln nach Port Jakson oder sonst wohin eilend.

Da stand der arme Teufel wie vernichtet. Er wußte nicht, ob er träume, ob er wache, war der Kapitain wirklich ein solcher Schuft? War es möglich, daß er ihm sein ganzes Besitzthum stehlen wolle, — hatte er ihm deshalb gedankt für sein Zutrauen? Beim Himmel! es war nicht anders; schon beim Empfang seiner Schätze hatte der Engländer beschlossen, sie ihm zu rauben und deshalb ihm höhnisch gedankt! Was sollte er nun thun, jetzt war jede Hoffnung auf den Besitz der Geliebten gleichfalls geschwunden. Das Geld war es allein, durch welches er ihr ein Loos bieten konnte, ihrer würdig, ein Loos, das sie vergessen ließ, daß er sie den paradiesischen Inseln entführte. Hier auf der Insel konnte sie nicht mit ihm bleiben, der Mann, der sie in kurzer Zeit zu seiner Gattin machen wollte, würde ihn, vielleicht auch sie, zerschmettert haben; also dort hatte er seinen ganzen Reichthum verloren und hier mußte er nun seiner Liebe entsagen und — das war ihm das Schmerzhafteste — und nicht einmal klagen durfte er, nicht einmal dem Könige, der ihn mit großer Liebe behandelte, sagen, daß er ihn habe verlassen wollen, heimlich und ohne Dank für tausend empfangene Wohlthaten — ja, es war ein hartes Geschick, was ihn traf, aber es war ein verdientes; er wurde betrogen, so wie er hatte betrügen wollen und der Mann, der ihn beraubt, hatte doch nur ein lebloses Metall entführt, er

aber wollte die Braut eines Anderen entführen. — So sind wir Menschen leider immer, wir fühlen gar schmerzlich, was man uns thut und sind bereit, die härtesten Worte zu brauchen, mit den dunkelsten Farben zu malen, indessen was wir selbst verbrechen, gar leicht Entschuldigung findet vor dem partheiischen Richter.

Nur nach und nach gewöhnte sich der junge Mann an sein trauriges Schicksal, aber der Aufenthalt auf der Insel war ihm doch zuwider, um so mehr, als das Mädchen, welches er so sehr geliebt, in der festgesetzten Frist ihrem Verlobten die Hand gab und er Zeuge der Vermählung sein mußte, eine Ehrenbezeugung, welche er dem jungen Paare gern erlassen hätte; noch ein halb Jahr blieb er auf der Insel still und in sich gekehrt, er war nicht mehr der Alte, er war nicht mehr zu erkennen, aller Frohsinn war von ihm gewichen, selbst von den vielen schönen Mädchen, deren Gunst er sich erfreute, wollte er nichts mehr wissen. Fino hielt diese Verstimmung für Sehnsucht nach dem Vaterlande und so lieb, so werth ihm der Freundling war, so rieth er ihm doch die schöne Insel zu verlassen und er versprach ihm, für die Ueberfahrt zu sorgen, allerdings nicht durch Dollars, welche Fino II. nicht kannte und von denen auch sein Vater nur gehört, wohl aber durch etwas Werthvolles, was die Insel fremden Ankömmlingen als Tauschgegenstand zu bieten pflegte und was gern genommen wurde, nämlich Schildkrötenschalen und Mariner hielt es für das Beste, diesem Rathe zu folgen; mit dem nächsten vorübersegelnden Schiffe wurden Signale gewechselt, man kam an's Land, die Verabredung wurde getroffen wie man wünschte, Mariner nahm von Fino Abschied, welcher heiße Thränen vergoß, sich's nicht nehmen ließ, ihn auf das Schiff zu begleiten und dann ihn noch mit Geschenken überschüttete, wie sie nur irgend einen Werth haben konnten für einen Europäer, der sie als Tauschgegenstand benutzte.

Hier wurde dem Könige zum ersten Mal das Glück, ein Stückchen europäischer Kleidung zu bekommen, eine Jacke nämlich, in der er sich bei übrigens ganz nacktem Körper drollig genug ausnahm und deren Aermel ihn so beengten, daß er sie immer vor sich ausgesteckt hielt, zum großen Ergötzen eines jungen Zeichners, der auf dem Schiffe war und sogleich das Bild in seine Mappe nahm.

Es scheint beinahe, als ob dieses das Beste gewesen wäre für den armen Teufel, welcher auf so unangenehme Weise um alle seine Hoffnungen betrogen worden war. Seine Ueberfahrt war bezahlt, für das, was er noch an Perlen, kostbaren Muscheln und Schildkrötenschalen als sein Eigenthum besaß, konnte er sich europäische Kleidung verschaffen, um mit Anstand in der Heimath auftreten zu können und wenn auch nicht so reich wie durch die Dollars, so doch immerhin nicht ganz arm bei den Seinigen aufzutreten, welche selbst soweit im Wohlstande waren, daß er nicht hatte um der Löhnung willen oder um die Familie von einer Last zu befreien, dienen dürfen.

Der junge Seefahrer kam nach einer glücklichen Reise auf engländischem Boden an und erregte durch seine Abenteuer so viel Aufmerksamkeit, als durch sein Erscheinen bei den Verwandten, welche ihn schon lange vermißt hatten, Freude. Ob er die schöne Egui vergessen habe, wissen wir nicht zu erzählen, seine Dollars aber hatte er nicht vergessen und da er den Namen des Schiffes und des Kapitains wußte, da er sogar ein genaues Signalement von demselben geben konnte, so daß von einer Verwechselung mit einer anderen Person nicht die Rede war, so beabsichtigte er eine Klage gegen den Räuber anzustellen, aber er fand zu seinem Glücke in einem Schulfreunde, welcher unterdessen Advokat geworden war, einen Warner; derselbe rieth ihm, sich auf keinen Civilprozeß einzulassen und dem Himmel zu danken, wenn er selbst nicht in einen solchen verwickelt würde, ihm fehle es durchaus an Mitteln, die Kosten zu bezahlen und sollte es wirklich möglich sein, durch ein tausend Pfund, die man auftreiben könne, einen Prozeß in Gang zu bringen und sollte es möglich sein, den Kapitain aufzutreiben und dazu anzuhalten, das geraubte Geld gerichtlich niederzulegen, bis des Räubers oder des Beraubten Ansprüche festgestellt wären, so würde doch dieses nicht geschehen, so würde eine solche Feststellung nicht stattfinden, bis der letzte Schilling von den niedergelegten Dollars an Gerichtskosten darauf gegangen wäre. Und so unterblieb denn jede Klage als völlig unfruchtbar.

Als ich dieses las, fiel mir Boz Dickens vortrefflicher Roman, der die engländischen Rechtsverhältnisse in so ergreifender und abschreckender Weise schildert, ein. Ich dachte an den endlosen Prozeß, der bereits ein Paar Generationen von Richtern und Lordsoberrichtern reich gemacht und ein halbes Dutzend Menschen in's Irrenhaus gebracht hatte und der auch nicht früher zur Entscheidung kam, als bis nach unzähligen Terminen, die niemals abgehalten wurden, aber stets neue Kosten verursachten, die ungeheure Erbschaft, welche viele Millionen Pfund Sterling und ganze große Häusercomplexe von London umfaßte, zusammengeschmolzen war, wie ein Häuflein Schnee vor dem nahenden Frühjahr. Der Prozeß wurde entschieden in dem Augenblicke, da der Richter erklärte, die Interessenten möchten sich nicht weiter bemühen, da das Vermögen aufgezehrt sei.

# Hunderteinundzwanzigstes Kapitel.

Missionaire auf Tonga. Die „Astrolabe" mit Dumont d'Urville vor Tonga. Große Gefahr, in der das Schiff schwebt. Edles Benehmen der Eingeborenen. Dank, welchen sie dafür erhalten.

Mit der Entfernung Mariner's von den Tonga-Inseln endet eigentlich, was man von der Geschichte derselben weiß; nur so viel wurde noch bekannt, daß die Bürgerkriege nach und nach aufgehört haben, weil die Häuptlinge er-



Wohnsitz engländischer Missionäre auf Tonga. (S. 530.)

schöpft an Kräften, müde der ewigen Kämpfe, endlich ein Abkommen trafen, daß ein Jeder behalten solle, was er besitze und Keiner mehr den Anderen in seinem Besitze stören solle. Wer diesen Vergleich zu Stande gebracht, ist nicht bekannt, man weiß nicht einmal, wann Fino II. gestorben ist, man weiß nicht, wer sein Nachfolger war. Dies aber ist eine Thatsache, daß die verschiedenen Häuptlinge ruhig nebeneinander herrschten.

Zwölf Jahre nachdem Mariner die Inseln verlassen hatte, führte der Eifer

für die Ausbreitung der christlichen Religion Missionaire hierher, das geschah im Jahre 1822 und 1826. Zuerst kam Walter Lawry mit seiner Frau und zweien Handwerkern nach Tonga-tabu. Sie wurden durch den Häuptling Palu freundlich und würdevoll aufgenommen und er wies ihnen einen schönen Platz in der Nähe des Meeres an, ließ ihnen Felder einzäunen, ließ durch seine Leute Häuser nach engländischem Zuschnitt, wenn schon nicht aus engländischem Baumaterial, errichten und da das Klima so außerordentlich wohlthätig ist, hätte man glauben sollen, die Leute würden daselbst sehr gut fortkommen, es war dem jedoch nicht so. Wie es den Matrosen an Tabak und Branntwein fehlte, so dem Missionair und seiner Frau an Porter und Beeffsteak, Ale und Rostbeef. Sie wurden Beide krank und kehrten nach 14monatlichem Aufenthalt nach Port Jakson zurück, indessen die Arbeiter auf der Insel blieben. Es kamen nunmehr die Herren Thomas und Hutchinson auf Tonga an; sie fanden allerdings den freundlichen Sitz noch unberührt, aber sie fanden auch die Herzen der Eingeborenen noch so wenig geneigt, das Evangelium zu bekennen, als ihre Vorgänger es gefunden hatten, namentlich wollten die Häuptlinge nicht mit gutem Beispiele vorangehen, in Folge dessen auch ihre Unterthanen zurückblieben. Da gelangten von Tahiti ein Paar der dortigen Eingeborenen, welche Christen und dann selbst Missionaire geworden waren, auf Tonga an; sie waren in sofern glücklicher, als sie den Häuptling Tubo von Niuq-lava und seine Familie tauften, worauf viele seiner Untergebenen sich zu Gleichem entschlossen, aber es geschah zum Nachtheil dieses Häuptlings, der an sich schwach, durch die Annahme des Christenthums seine letzten Anhänger verlor und doch was er zu wünschen schien nicht erreichte. Sein gutes Beispiel bewog nicht einen einzigen von den übrigen Häuptlingen oder Egui's zum Uebertritt.

Um diese Zeit, das war im April des Jahres 1827, besuchte Dumont d'Urville zum ersten Mal die Tonga-Inseln und er befand sich daselbst längere Zeit in der äußersten Noth, in einer verzweifelten Lage. Durch Wind und Strömung war das Schiff zwischen die Korallenriffe gerathen, man hatte es zwar vor Anker gebracht, allein die scharfen Steine zerscheuerten die Taue in sehr kurzer Zeit, so daß man die großen Nothanker mit Ketten versehen auswerfen mußte.

Damals waren die Franzosen schon durch viele von Anderen erfahrene Schändlichkeiten der Eingeborenen so sehr in Besorgniß gesetzt, daß sie nicht nur keine Landung wagten, sondern selbst vor Anker in fortwährender Todesangst um ihr Schiff schwebten. Ob dieses irgendwie begründet war, dürfte fast bezweifelt werden, es war kein Anzeichen dafür vorhanden; zwei vornehme Häuptlinge, Tahofa und Palu, waren freiwillig an Bord gekommen und blieben als Geißeln darauf, die fortwährende Todesgefahr, die Gefahr des Scheiterns mit der Mannschaft theilend. Ein dritter Häuptling, der reichste von Allen, kam einige Tage später hinzu, dann kam auch der christliche Häuptling Tubo

als vierter, mit einem der Missionaire, welche Beide aber nunmehr die Furcht des Kapitains auf das Aeußerste steigerten, indem sie die Anderen als Oger, als Menschenfresser schilderten und die Versicherung gaben, wenn Jemand von der Equipage an das Land gehe, so würde er verloren sein, sofort ermordet werden; die einzige Rettung sei das Schiff, die einzige Sicherheit hinter den Kanonen.

Am 22. April wurde die Lage der „Astrolabe" so gefährlich, daß sie nur noch 4 Fuß Wasser unter ihrem Kiel hatte und ein mäßiger Wind Wellen erzeugend, genügt haben würde, das schöne Schiff auf den Riffen zu zerschmettern. Der Kapitain wandte sich nun an die feindlichen Fürsten und versprach ihnen Alles, was auf dem Schiffe irgend nutzbar für sie sei, wenn sie nur die Leute, wenn sie nur das Leben seiner Begleiter schonen wollten.

Die drei Häuptlinge hörten mit Aufmerksamkeit an, was der Franzose ihnen sagte; als derselbe geendet hatte, nahm der Häuptling Palu für sich und seine beiden Mitgenossen das Wort und erwiderte, daß bei einem Unglücksfalle solcher Art sehr vieles verloren gehe, was sie und die Ihrigen sehr wohl würden brauchen können und was den Wellen zu entreißen sie für ihre Pflicht hielten. Der Kapitain solle aber nicht glauben, daß dies aus Eigennutz und Geiz gesagt sei, er liebe die Franzosen und seine beiden Begleiter nennen dieselben ihre Freunde, es fiele ihnen allen Dreien nicht ein, sich auf Kosten der Unglücklichen bereichern zu wollen, im Gegentheil, wer von ihnen gerettet das Land betrete, sei ihr Gastfreund und wer von den Geretteten etwas von den an's Land gebrachten Gegenständen als ihm gehörig zurückfordere, solle es haben, sie würden sich freuen, wenn man ihnen herrenloses Gut überließe, aber sie hätten nicht die Absicht Jemand zu berauben.

Das waren natürlich lauter Finten, um die Franzosen sicher zu machen. Es kamen auch jetzt eine große Menge von Piroguen herbei und die Leute kletterten an Bord, als ob sie Katzen wären. Der Häuptling Palu befahl ihnen mit strengen Worten, das Schiff zu verlassen, was auch ebenso schnell geschah, als das Schiff besetzt worden war; natürlich geschah dies auch nur zu eigenem Vortheil, denn die drei Häuptlinge wollten das Schiff für sich erobern, wenigstens so muß Dumont d'Urville geglaubt haben, indem er seinen schimpflichen Verdacht gegen die Häuptlinge durchaus nicht aufgeben wollte.

Jetzt gelang es durch Wurfanker die „Astrolabe", während die Fluth sie etwas gehoben hatte, von der Felsenbank fortzuschaffen und sie wieder in tiefes Wasser zu bringen. „Ein wahres Glück," sagte der Kapitain, „daß die edlen Absichten der Häuptlinge nicht auf eine längere Probe gesetzt wurden." Der Wind hatte sich gleichzeitig gedreht, drückte nicht mehr das Schiff gegen die Korallen, sondern gestattete, sich davon langsam aber sicher zu entfernen und außerhalb der Riffe auf sicherem Grunde vor Anker zu gehen.

Während der ganzen Dauer dieser schrecklichen Gefahr hatten die drei

Häuptlinge nicht einen Augenblick das wohlwollende Benehmen aufgegeben, das sie am ersten Tage gezeigt, selbst bei Erkletterung des Schiffes hatten sie sich tadellos benommen und jetzt, da jede Gefahr beseitigt war, also jede Aussicht auf Beute für sie verschwand, schienen sie sich so aufrichtig zu freuen, wie der Kapitain selbst. Eine gleiche Freundlichkeit herrschte unter den Eingeborenen, sie kamen häufig auf das Schiff, um zu tauschen, aber sie zeigten sich immer bescheiden und anständig, aber trotz Alles dessen blieb d'Urville fortwährend bei seinem Mißtrauen, er befahl die größte Wachsamkeit und Vorsicht, wies die Schildwachen zur größten Aufmerksamkeit an und befahl sogar, sich der härtesten Mittel zu bedienen, wenn man nicht sofort ihren Befehlen, sich zu entfernen, Folge leistete. Der Kapitain selbst verließ deshalb auch das Schiff nicht.

Den Offizieren und vielen Matrosen wurde nun nach und nach gestattet, an das Land zu gehen und immer kamen sie reich beschenkt zurück und die jungen Männer waren entzückt von der unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit der schönen Frauen und Mädchen, trotz dessen wäre d'Urville gerne so eilig als möglich von der Insel der Verräther abgereist, wenn er nicht hätte versuchen wollen, die verlorenen Anker wieder zu bekommen, welche nach durchgescheuerten Tauen auf den Korallen hängen geblieben waren. Dieser lange Aufenthalt brachte Reibungen zwischen den Eingeborenen und den Matrosen hervor und als endlich nach zehntägiger Anwesenheit auf der gefahrlosen Rhede der Kapitain d'Urville selbst einen Besuch am Lande machte, fand er die Zärtlichkeit der Häuptlinge beträchtlich herabgestimmt, in einer Weise, welche ihm höchlichst auffiel und welche nur dadurch zu erklären war, daß, wie man ihm sagte, der Häuptling ein Töchterlein verloren habe.

Auch bei diesem Besuch, wie bei allen früheren, fiel nicht das Allergeringste vor, was besorglich gewesen wäre; die Offiziere, Naturforscher, Zeichner, Aerzte blieben sehr oft über Nacht am Lande bei ihren Freunden und d'Urville meint, es wäre vielleicht möglich gewesen, daß der schändliche Charakter der Eingeborenen sich gar nicht gezeigt hätte, denn nach dreiwöchentlichem Aufenthalt und Verkehr mit den Eingeborenen hatte man diese letzteren vielmehr zu loben, als sich über sie zu beklagen, aber die Verräthereien mischten sich hinein, ihr freundliches, ruhiges Benehmen wurde verdächtig (das war es für Herrn d'Urville immer gewesen) und endlich brach es in offene Feindseligkeiten aus.

Es würde schwer zu erklären sein, wie es gekommen, daß Leute, über die man seit ein Paar Jahrhunderten des Lobes voll gewesen, sich auf einmal so sehr geändert haben sollten; wenn nicht der Kapitain selbst die Erklärung gegeben und durch dieselbe den Schimpf der Treulosigkeit von ihnen genommen hätte, aber allerdings nicht ohne daß er auf die Franzosen zurückgefallen wäre.

Er sagt selbst wörtlich in seinem Bericht: „Um diese Umwandlung zu erklären, muß man wissen, daß die Equipage der Corvette in großer Hast zusammengebracht im Hafen von Toulon sehr schlechte Subjekte zählte, welche aus

den Gefängnissen gezogen (also gebrandmarkte Galeerensclaven) ihre noch übrige Strafzeit bei dieser Entdeckungsexpedition zubringen sollten."

Zum Unglück und zur Schande der Expedition waren darunter Menschen so niederer Gesinnungsart, daß sie im Stande waren, ihre eigene Nation an die Wilden zu verrathen, vorausgesetzt, daß sie bei der Plünderung mit ihnen theilen durften. Der Kapitain d'Urville wußte das und wollte deshalb die zu nahe Berührung seiner Equipage mit den Eingeborenen verhindern, aber der lange Aufenthalt, der Wunsch, die Anker zu retten und die große Noth um Lebensmittel machten alle Berechnungen zu Schanden. Es bildete sich ein Complott von Matrosen einer an's Land gesendeten Schaluppe gegen die Corvette; die Schurken suchten Schutz bei den Eingeborenen und jetzt folgt die Reihe schmachvoller Handlungen, die wir bereits weiter oben erzählt haben. Ein französischer Commandeur schändet die Heiligthümer eines friedlichen Volkes, das ihm in der Gefahr hilfreich beigesprungen, das ihn aus Hungersnoth errettet und schießt mit Kartätschen unter dasselbe, weil einige seiner Mitglieder auf die Zuflüsterungen von sechs Bösewichtern, welche die erleuchtete französische Regierung Carls X. für eine wissenschaftliche Entdeckungsreise bestimmt hat, gehört haben und er schämt sich nicht, sich von denjenigen abbitten, sich von denen um Frieden bitten zu lassen, denen er die allergrößte Satisfaction schuldig gewesen wäre — — — pah, es sind ja nur Wilde!

In der That, es wäre diesen feinen Franzosen, welche an der Spitze der Civilisation stehen, zu gönnen gewesen, was sie nur zu befürchten bekamen; ein heftiger Wind hatte sich nämlich erhoben und drängte das Schiff gegen die Klippen. Noch hielten die Anker, „aber es war eine Probe, nicht minder gefahrvoll als jene, welcher wir kaum entronnen und wenn wir auf die Klippen geworfen worden wären, so hätten wir nicht einmal auf Erhaltung unseres Lebens zu hoffen gehabt, denn wir befanden uns im Kriege mit den Insulanern und sie hatten ihr Blut und ihre Heiligthümer zu rächen." Es geschah nicht und die Franzosen kamen ungestraft davon, aber die Bewohner der Freundschafts-Inseln waren durch diese Angelegenheit in den Augen der Welt zu blutdürstigen Ungeheuern geworden.

---

## Hundertzweiundzwanzigstes Kapitel.

Abermaliger Aufenthalt am Lande. Besuch bei der Geliebten. Das Oberhaupt erkrankt tödtlich. Opfer, welche deswegen vollzogen werden. Ein großes Leichenbegängniß.

Der arme van Bergheem hatte unterdessen die Gefahr der Operation vollständig hinter sich bekommen. Ich war nicht mehr nöthig an seinem Lager

studirte auch nicht mehr die Geschichte des Tonga-Archipels, besonders nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sämmtliche Reisende den wackeren Leuten das beste Zeugniß gegeben, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Fremden selbst Conflicte schlimmster Art hervorgerufen, eine Thatsache, welche beinahe niemals in Abrede zu stellen war und ein Umstand, welcher unter den Leuten, welche wir Wilde zu nennen gewohnt sind, sicherlich jede Art von Repressalien rechtfertigte, auch wenn diese durchaus nicht nach unserem Geschmack sein sollten.

Mit erneuerter Lust an den freundlichen und herzlichen Verhältnissen, in denen ich zu den Insulanern stand, begab ich mich abermals an's Land. Van Bergheem frug, ob ich denn dazu wirklich den Muth habe, ob sein entsetzliches Schicksal mir keine Warnung sei. Ich erwiderte: „Für jeden Anderen, der solch ein Thor gewesen sei wie er, könne dies eine Warnung genannt werden; Liebe müsse man nicht erkaufen und nicht erzwingen wollen, Liebe sei kein Handelsartikel, sie sein ein freies Geschenk und derjenige, der sie anders betrachte als solches, werde wohl häufig sehr unangenehme Erfahrungen machen, abgesehen davon, daß immer dasjenige, was er erringen könne, nicht Liebe wäre. Ich hätte einen Abscheu vor allen den Verhältnissen zwischen zweien Personen verschiedenen Geschlechtes, bei denen das Herz nicht mit im Spiel sei, denn gerade darin, daß das Herz mitspreche, liege allein das Werthvolle, darin allein wenigstens für mich der Reiz und da dieses so sei, so fürchte ich nicht, jemals in eine Lage zu kommen, in der man mich für eine Gewaltthat bestrafen könne und deshalb ginge ich ohne die geringste Sorge wieder an das Land."

Und ich hatte Recht, ich war schon lange mit Sehnsucht erwartet worden. Der Häuptling hatte mich wiederholt besucht und sein Matabulai war nicht ausgeblieben; dieser letzte brachte mir fast jeden Tag ein zärtliches Erinnerungszeichen an Tule, seine liebliche Tochter. Ach, das war sehr überflüssig, ich dachte wahrscheinlich mehr an sie, als sie an mich, doch war es mir entzückend zu sehen, wie in diesem reinen Naturkinde die Liebe sich aussprach, die Liebe zu dem Fremdling, mit dem sie sich kaum verständigen konnte und mit dem sie doch stundenlang plauderte, sich ihm in jeder Weise begreiflich zu machen suchend und selbst wieder suchend ihn zu begreifen.

Die letzten drei Tage war aber weder Tahofa noch sein Rathgeber auf dem Schiffe gewesen, denn der Fata-faï, das höchste Oberhaupt von Tonga, war zum Tode erkrankt und es gab viel Trauer auf der Insel. Ich war jetzt frei und benutzte diese Freiheit, um an's Land zu eilen, wobei ich natürlich dem Kapitain mittheilte, daß ich wahrscheinlich erst wieder in einigen Tagen an Bord kommen werde, etwas, was ihm als vollkommen begreiflich einleuchtete, da die Feierlichkeiten bei schwerer Erkrankung eines Oberhauptes mir immer von Interesse sein mußten. Aus seinem Lächeln schloß ich übrigens, daß er sehr wohl begreife, was ein noch größeres Interesse für mich habe.

Als ich landete, war der Etiquette wegen mein erster Gang zum Häupt-

linge gerichtet, allein dieser war zu meiner großen Genugthuung nicht anwesend, er war nach dem Palaste des Fata-saï gegangen, um durch seine Anwesenheit behilflich zu sein, die hartnäckige Krankheit zu beschwören. Meiner Pflicht hatte ich genügt, nun konnte es mir Niemand verargen, daß ich auch meinem Herzen zu genügen wünschte und ich eilte zum Hause des Matabulai und wurde mit heißen Thränen der Liebe empfangen, empfangen wie ein innigstgeliebter Bräutigam und es war, als theilte die Schwester, als theilten die Frauen insgesammt die Zuneigung, die mir aus den Augen der freundlichen Tule entgegenstrahlte.

Mir entflohen die Stunden als wären es Minuten gewesen; ich weiß nicht, wie es Abend, wie es wieder Morgen geworden, ich war überaus glücklich und es schien mir, als sei ich es nicht allein. O, all' ihr himmlischen Mächte, was ist Jugend doch für ein herrliches, köstliches Geschenk, wie schade, daß es so vergänglich ist, daß jeder Tag, jede Stunde daran erinnert. Dies ist das Einzige, was ich nicht schön am Leben finde, man sollte immer jung bleiben und zwar lange, wenigstens 1000 bis 1500 Jahre, so in diesem kurzen Leben lohnt es ja kaum der Mühe den Rock zuzuknöpfen, denn der Tod knüpft ihn noch lange vor Abend wieder auf und legt die Menschen in das kalte, nicht durchwärmte Bett.

Am folgenden Tage erschien der Vater vom Hause mit der Nachricht, daß der Fata-saï höchst gefährlich krank sei und daß man die Naudija halten wolle. Dies ist ein gräßlicher Gebrauch, es wird von dem nächsten Haupte der Familie ein Mitglied derselben bestimmt, um geopfert zu werden, in der Voraussetzung, daß die erzürnten Götter durch dieses Opfer versöhnt werden und den Kranken wieder genesen lassen. Der älteste Sohn Tugu-aho hatte seinen jüngeren Bruder Koli-lalo bestimmt, sein Leben zu lassen, aber dem jungen Manne war sein Leben auch etwas werth und er vertheidigte dasselbe gegen drei Männer, welche bestimmt waren, ihn abzuholen, gegen drei tapfere Krieger mit Glück, er schlug sie nieder und wäre davongekommen, wenn seine eigene Schwester nicht zwei Egui's, welche beide sich um ihre Hand bewarben, beauftragt hätte, das Opfer zu vollziehen, demjenigen, der es vollbringen werde, ihre Hand versprechend. Dies ist keine Bestialität, wie man wohl glauben sollte, es ist die Verehrung, es ist die aufopfernde Liebe für den Vater, die das Beste hingiebt, was sie selbst geben kann. In älteren Zeiten soll es Sitte gewesen sein, sich freiwillig zu opfern. Da sind denn solcher Opferungen so viele vorgekommen, daß der Tui-tonga, der Vertraute der Götter, dieses auf göttliche Eingebung verbot. Ein Opfer war nöthig, aber mehr sollten nicht geschehen, dies eine Opfer sollte der Nachfolger des Sterbenden bestimmen und so wurde es hier ausgeführt.

Die beiden Egui's bemühten sich, den jungen Helden in einen Hinterhalt zu locken, hier wurde er überwältigt und durch eine Schlinge, welche sie ihm über den Kopf warfen, erwürgt. Aber wer von Beiden war es nun, der den Willen

der Götter vollzogen. Sie selbst konnten sich nicht darüber vereinigen und so entschied denn der Streitkolben zwischen beiden, sie waren aber beide tapfer und beide stark und so kam es, daß der Sieger nicht froh wurde seines Sieges, es ging ihnen, wie es sehr häufig zweien Löwen gehen soll, wenn sie sich um eine Löwin streiten. Sie kämpfen so lange, bis einer von ihnen verendet, aber an seinem Triumph stirbt meistentheils der zweite.

Der Körper des Todesopfers wurde nun mit allem möglichen Pomp beerdigt, aber die Götter ließen sich nicht aussöhnen. Der Fata-faï starb und nun saß Bruder und Schwester bald einzeln, bald beieinander auf dem Grabe des Ermordeten und sie bedeckten ihre Gesichter mit den Händen und vergossen heiße Thränen, aufrichtige Thränen, denn es war ein zweckloses Opfer, das man gebracht. Wäre der Vater dadurch gerettet, so würde die Trauer ein Zeichen gewesen sein, daß man das Opfer nur ungern gebracht, aber das vergebliche Opfer durfte man wohl beklagen.

Jetzt lagen noch große Leichenfeierlichkeiten in Aussicht und würde ich auch nicht ohnedies und mit Freuden hier geblieben sein, so wäre es doch wegen dieser letzteren geschehen, denn dergleichen bekommt man nicht alle Tage zu sehen. Der Häuptling Tahofa war indessen zu seinem Wohnsitz zurückgekehrt und er gab gleich den anderen Häuptlingen seine Befehle an die Egui's, um alle Ceremonien auf das Vollkommenste auszuführen. Ach, diese waren schauderhaft genug. Der Todesfall betrifft nämlich nicht allein die Familie des Königs, er betrifft das ganze Land, darum legt auch, wie bei uns, wenn ein König stirbt, das ganze Land Trauer an, allerdings auf andere Weise; wir meinen schon genug gethan zu haben, wenn wir die Theater für 14 Tage schließen und uns schwarz kleiden oder einen Flor um den Hut legen; dort besteht die Landestrauer darin, daß ein Jeder sich selbst martern, verletzen, peinigen muß, sich verwunden, zerschlagen muß und zwar nicht etwa in solcher Weise, wie gemiethete Klage- und Trauerweiber es in Griechenland noch jetzt thun, sondern in recht bitterem, fühlbaren Ernst und es dauert mehrere Tage lang, bis das Begräbniß selbst stattfindet, von da an aber legt man sich jede erdenkliche Entbehrung auf, ein ganzes Jahr hindurch; keine Frau und keine Geliebte würde ihrem Gatten, ihrem Geliebten Gehör geben, würde ihm auch nur die leiseste Gunst, einen Kuß, einen Händedruck bewilligen. Alle Spiele sind untersagt, alle fröhlichen Mahlzeiten haben für das Trauerjahr ein Ende und fürwahr die Leute peinigen sich nach Kräften und sie opfern dem Todten, was sie an Werthvollem im Besitze haben.

Der Fata-faï ward auf den Begräbnißplatz gebracht, es ward eine tiefe Grube von bedeutender Breite ausgehöhlt und der Körper in Matten gewickelt, darauf über Stangen gelegt, welche man von einer Seite zur anderen gestreckt hatte, so daß rund um die Leiche die Oeffnung des Grabes zu sehen war. Am Tage des Begräbnisses kamen nun von allen Seiten Leute, welche Geschenke

brachten, die man dem Verstorbenen mit auf den Weg geben wollte; dieselben wurden in das Grab geworfen, dessen Ausdehnung man nach dem Hügel ermessen konnte, welcher rund umher durch die ausgeworfene Erde entstanden war, aber diese Geschenke an Ort und Stelle zu bringen war nicht ohne Gefahr. Rund um das Grab war der weite Platz in ein Schlachtfeld verwandelt. Hatten die unglücklichen Egui's sich bisher nur selbst verletzt, so begannen sie jetzt gleich den Gladiatoren in Rom einen Kampf miteinander, worin sie sich jedoch nicht gegen Verletzungen zu vertheidigen suchten, sondern im Gegentheil ihren Körper ebenso den Lanzenstichen und den Schnitten mit Muschelmessern aussetzten, wie



Trauerdienst um den höchsten Häuptling. (S. 536.)

sie mit eben diesen Waffen Verwundungen beizubringen suchten; sie durchstießen sich die Arme, die Beine mit ihren langen Knochensplittern, welche als Lanzenspitzen dienten, oft auf eine so furchtbare Weise, daß die Waffe durch das ganze Bein hindurchdrang; in ähnlicher Weise wurde der übrige Körper zerfetzt, nur schien man die Stiche mit Absicht so zu führen, daß sie nicht das Innere der Brust oder des Leibes verletzten, aber was den Schädel betrifft, so müssen diese Leute von seiner Widerstandsfähigkeit mächtige Begriffe haben, denn sie schlugen mit ihren Kriegskeulen, mit ihrem Streitkolben so furchtbar aufeinander los, daß man die Hiebe 50 bis 60 Schritt weit davon krachen hörte.

Durch alle diese Menschen hindurch mußten sich die Geschenkgeber drängen, immerfort von den Schlägen und Stichen bedroht, weil nirgends eine Unterbrechung dieser großen Metzelei stattfand, wodurch nach und nach die ganze Fläche mit Blut getränkt wurde. Es waren immerfort 500, vielleicht mehr von den Egui's auf dem Kampfplatze. Diejenigen, welche genug hatten, zogen sich zurück, wurden aber sofort durch Andere ersetzt, so daß jeder Häuptling der Insel an die Reihe kam, zu zerfleischen und sich zerfleischen zu lassen.

Endlich wurde die Grube genügend erfüllt gehalten, unzählige, für diese Leute gewiß höchst werthvolle Geschenke lagen darin und der Körper des Fatafaï wurde nunmehr hinabgelassen. Dieser Augenblick war der gräßlichste, denn in blinder Wuth hieben die Leute jetzt aufeinander los, als ob sie wirklich gesonnen wären sich abzuschlachten, dann aber hörte dies plötzlich auf und alle die Kämpfer fielen erschöpft nieder auf der Stelle, wo sie eben gestanden hatten.

## Hundertdreiundzwanzigstes Kapitel.

Beerdigung des erhabenen Sterblichen. Errichtung des Denkmales und darauf folgender Leichenschmaus. Höchst merkwürdige Ceremonie, welche dem Schmause folgt. Versuch einer Erklärung derselben. Eine Mythe von Kain und Abel und deren wahrscheinlicher Ursprung.

Beerdet, d. h. mit Erde zugedeckt wurde die Leiche nicht nach unserer Weise durch die aus dem Grabe geworfene Masse (diese bildete den Hügel um das Grab her), sondern es wurde in langer Procession Erde herbeigetragen in großen Muscheln und 40 Frauen gingen vereinzelt zwischen 80 Männern, die Paarweise jeder Frau zur Seite schritten, jede dieser Personen hatte eine große Muschel oder auch einen Korb voll Sand in Händen, welche sie ausleerten, so wie sie an das Grab kamen, worauf sie abermals zurückgingen ihre Gefäße zu füllen, bis der obere, hohl gewesene Theil des Hügels mit dem übrigen eine gleiche Fläche bildete; nun wurde ein Grabstein darauf gelegt, dessen Größe mich in Erstaunen setzte, er hatte eine Länge von 2 Klaftern, war mehr als halb so breit und 4 Fuß dick; es war ein solcher, wie ich sie auf den Begräbnißplätzen an verschiedenen Orten als Theile der dort errichteten Pyramiden gesehen habe; jedenfalls müssen dergleichen Steine schon lange vorher aus den Korallenfelsen, welche die Insel umgeben, gelöst sein, aber wie man sie bei den geringen Hilfsmitteln dieser Leute hat hieher bringen können, ist mir noch heute, nach beinahe monatlichem Aufenthalt in der Nähe und auf der Insel ebenso sehr ein Räthsel, als damals, wo ich jene Grabdenkmäler beschrieb. Der ungeheure Stein stand aufgerichtet neben dem Grabe und um ihn flach zu legen, brauchte

man zwei gewaltige Seile aus Cocosnußfasern, an deren vier Enden wenigstens 200 Menschen zogen, bis der auf der langen Seite stehende Stein sich auf seine breite Fläche umlegte.

Mit dem Abend beginnt ein Leichenmahl von solcher Ausdehnung, daß es mich in Erstaunen setzte. Auf demselben Platz, auf welchem der Kampf stattgefunden, werden nunmehr hunderte von Schweinen und Ziegen geschlachtet und auf die bereits beschriebene Art gebraten. Dasselbe geschieht mit Allem, was die Leute sonst noch Eßbares haben; nicht minder wie mit dem Braten wird auch durch Kochen eine gewaltige Menge von Lebensmitteln für das Festmahl vorbereitet; ist Alles in genügender Menge vorhanden, so wird nunmehr gespeist in einer der Homerischen Helden würdigen Weise. Man erzählt sich von dem berühmten Milo von Kroton, daß er bei einem Olympischen Fest einen Stier mit einem Faustschlage getödtet, Abends aber den von ihm getödteten Stier als leiblichen Imbiß zu sich genommen habe. Wenn ich nun auch von den Tonga-Insulanern nicht gerade behaupten will, daß sie ein Gleiches fertig bekommen hätten, so wird man sie doch seine wackeren Schüler haben nennen können. Mehr als Zwei waren zur Vertilgung eines Schweines sicher nicht nöthig, doch will ich hiebei bemerkt haben, daß die Schweine von Tonga nur von kleiner Race sind und wohl schwerlich über 150 Pfund wogen.

Nach dieser furchtbaren Fresserei, nach diesem Leichenmahl im großartigsten Maßstab, kam nun noch eine Ceremonie, welche so unanständig ist, daß ich sie mir durchaus nicht erklären kann, am allerwenigsten aber bei diesem so liebenswürdigen und im Uebrigen so gesitteten Volk. Wenn das Mahl zu Ende ist, erhebt sich eine der Frauen des Verstorbenen, welche bei dem Begräbniß gewesen sind. Auf ihr Erheben folgt ein entsetzlicher Lärm von Blasinstrumenten, d. h. von großen Schnecken, deren Spitze abgeschliffen ist und wo hinein mit dem Munde blasend sie einen gräßlichen Ton hervorbringen. Nachdem dieser Lärm von einer großen Anzahl solcher Instrumente hervorgebracht, lange genug gedauert hat, um von Allen gehört worden zu sein, schweigt derselbe plötzlich und nun richtet die Frau an die anwesenden Egui's folgende Worte:

„Ihr Krieger, die Ihr hier versammelt seid, um die Pflichten zu erfüllen, die Euch die Ehrfurcht auferlegt, erhebt Euch von Eurem Mahle und thut nach Eurer Schuldigkeit."

Hiemit gehen alle Frauen von dem Grabmale fort und begeben sich nach Hause. Die Männer aber erheben sich gleichfalls, bilden einen gewaltigen Kreis um das Grabdenkmal und das Gesicht nach demselben gewendet, begehen sie eine Handlung, von der man in der Regel nicht spricht und die man in Gegenwart eines Anderen nicht vorzunehmen pflegt, da dieser Andere dadurch belästigt wird. Ich sah diese Ceremonie mit dem höchsten Erstaunen an, aber ich kann nicht behaupten, daß irgend Einer sich davon ausgeschlossen hätte, es waren zwar nur die adeligen Krieger aufgefordert, aber es entledigte sich dieser

Verpflichtung Alles was dem männlichen Geschlechte angehörte, gleichviel ob Egui, Mua oder Tua.

Am nächsten Morgen erscheinen die Frauen der Häuptlinge ersten Ranges, die Töchter derselben und zahlreiche Dienerinnen in Procession, sie tragen jede einen Korb in der linken und eine Muschel in der rechten Hand, umkreisen den weiten, so abscheulich verunreinigten Raum und wenn der Kreis geschlossen ist, so hebt jede mit der Muschel den auf sie fallenden Antheil der Verunreinigungen auf und entfernt denselben von dem Platz.

Einen halben Monat lang wiederholt sich dieses an jedem Morgen, denn an jedem Abend ist ihnen eine neue Arbeit bereitet worden. Erst am 16. Morgen erscheinen sie schön geschmückt, das Haupt mit Blumen geziert, am Arme zierliche und elegante Körbchen, welche den Neid unserer vornehmsten Damen erwecken würden, aber an diesem Tage haben sie nicht mehr eine so abscheuliche Arbeit vor, wie sie noch am verwichenen Morgen verrichtet. Sie thun nur so, als ob sie die unappetitliche Ceremonie vollzögen, schreiten dann, sich gegen das Grab verneigend, nochmals um dasselbe, um nicht wieder dazu zurückzukehren. Der Matabulai, den ich nach der Ursache dieser Abscheulichkeiten frug, erklärte mir, sie seien symbolischer Art und sollten zeigen, daß für das geheiligte Oberhaupt der Inseln kein Dienst zu schwer und daß er selbst für die vornehmsten Personen nicht entehrend sei. Und dieses Alles — von der letzten Abscheulichkeit bis zu dem entsetzlichen Opfer eines jungen, gesunden Menschen für einen alten, hinfälligen — dies Alles geschieht unter den Augen der engländischen Missionaire, welche also bis jetzt die Schrecken des Heidenthums noch keineswegs ausgerottet haben.

Da von dem Begräbniß des Fata-fai an meine schöne Tule für mich völlig unsichtbar war, hatte ich Zeit, mich um die Sitten und Gebräuche der Leute mehr zu bekümmern als bisher. Ich fand hier noch manchen wunderlichen Aberglauben; so spielen die Träume eine große Rolle, worüber wir uns gewiß höchlichst wundern werden, da bekanntlich bei uns Niemand daran glaubt, es auch keine Traumbücher giebt. Bei dem Niesen sagt man dort theils zur Gesundheit, theils glaubt man, daß dasselbe irgend etwas bewahrheite. Will ein malitiöser Mensch einem Anderen Nachtheil bringen, so vergräbt er irgend etwas ihm Gehöriges in dem Grabhügel eines Verstorbenen und so wie dieser Gegenstand zerstört wird, so vergeht allmälig das Leben desjenigen, dem die vergrabene Sache gehört hat. (Wir Europäer sind darin schon viel klüger, der Todtengräber sammelt gewiß alle noch nicht vollständig verrosteten Nägel, welche er beim Auswerfen eines neuen Grabes findet. Er hält sie werth, denn wenn man so einen Nagel in den Tritt, in die Fußspur eines Menschen drückt, so wird er anfänglich lahm, dann vergeht er allmälig mehr und mehr, er schwindet, wie man zu sagen pflegt und stirbt endlich). Auch der Flug der Seeraben oder der Sturmvögel ist von großer Bedeutung; ob das Ohr klingt und man

erräth, welches Ohr es ist, ob die innere Hand- oder Fußfläche juckt, das Alles sind Vorzeichen oder Vorbedeutungen von großer Wichtigkeit, natürlich nur dort, denn bei uns glaubt kein Mensch mehr an dergleichen Albernheiten. Bei uns schlägt auch Niemand ein verlorenes Hufeisen auf seine Thürschwelle, damit es ihm Glück bringe; bei uns macht auch Niemand ein Kreuzzeichen auf die Rückseite des Brodes vor dem Anschneiden, kurz, wir stehen in Allem viel höher als jene armen Leute, die sich sogar wahrsagen lassen, (wenn schon nicht aus den Karten) die selbst den Dieb errathen durch das Drehen einer Cocosnuß, während doch bei uns das verhängnißvolle Sieb mit der Scheere und das Erbbuch mit dem Erbschlüssel längst in's Fabelbuch geschrieben sind.

Es wollte mir vorkommen, als ob die Tonga-Insulaner nicht Gegenstände anbeteten, nicht Dinge, wodurch sich der Fetischismus charakterisirt, sondern unsichtbare Götter, man könnte beinahe sagen Geister; sie haben auch einen obersten Gott, der aber weiblichen Geschlechts ist, im Himmel wohnt, den Elementen gebietet, schrecklich in seinem Zorn ist, aber doch zugleich die mehrsten Dinge geschaffen hat, welche dem Menschen nützlich sind, also nicht lieblos erscheint. Sie haben auch einen Kriegsgott und nächstdem Familiengötter.

Tangaloa, der Gott der Erde und des Meeres, fischte einst mit einem großen Netze, brachte dabei die sämmtlichen Tonga-Inseln hervor, welche ein Land gewesen waren, was dadurch zerbrach, daß es durch die Seile des Netzes, welches sehr große Maschen hatte, nicht genug gestützt wurde. Er bewohnte das heilige Balaton oder Bolotu, als aber nun die Tonga-Inseln vorhanden waren, sagte Tangaloa zu seinen beiden Söhnen: „Geht mit Euren Weibern nach Tonga, theilt das Land in zwei gleiche Hälften und bewohnt es gesondert.“ Sie gingen, der Aelteste, Tubo, war nicht sehr geschickt, auch war er träge, schlief meistentheils und wenn er aufwachte, belästigte er seinen Bruder Okouli, welcher durch Fleiß und Geschicklichkeit es dahin gebracht hatte, sich Halsschmuck von Korallen und Glas, sich Aexte von Eisen, Stoffe von Baumwolle, Spiegel u. dergl. zu machen, welche der ältere Bruder immerfort begehrte.

Endlich wurde dieser Aeltere verdrießlich, er wollte nicht immer bitten und fordern und entschloß sich zu einer bösen Handlung; er verbarg sich in einem Busch und als der Bruder vorüberging erschlug er ihn.

Da kam der Vater Tangaloa von Bolotu herüber, ganz roth vor Zorn und er frug ihn: „Warum hast Du Deinen Bruder getödtet? Hast Du nicht arbeiten können wie er, mußtest Du morden, um Dich in den Besitz dessen zu setzen, was er sich mühsam verschafft? Rufe die Frauen und Kinder Deines Bruders her.“

Als diese kamen, sagte Tangaloa zu ihnen: „Bringt Eure Piroguen in das Meer, setzt Euch mit Allem was Ihr habt hinein und fahrt gen Aufgang der Sonne, bis Ihr an ein großes Land kommt, wo Ihr aussteigt. Ihr seid jung und schön wie Eure Seelen, denn Eure Seelen sind hell und durchsichtig. In

Eurem neuen Wohnsitz werdet Ihr Messer und Aexte machen und andere nützliche Sachen, auch werdet Ihr große Piroguen bauen. Wenn Ihr in Eurem neuen Wohnort angelangt seid, so werde ich zum Winde sagen, daß er immer von Euch hierher wehen soll (Passatwind), damit Euer böser Bruder und seine Nachkommen mit ihren schlechten Piroguen nicht zu Euch gelangen, Euch nicht belästigen können."

Dann sagte Tangaloa zu dem älteren Sohne: „Du und die Deinigen, Ihr werdet hier bleiben, Ihr werdet entbehren Alles was jene, die Kinder Deines Bruders, in Ueberfluß haben, denn Du bist faul und die Deinigen sind es auch, nie wirst Du Dir so schöne Sachen verfertigen können, wie Jene machen. Du bist braun, Du bist dunkel von Farbe, wie es Deine Seele ist und damit Du jene Guten dort nicht beleidigen könnest, setze ich das große Wasser zwischen sie und Dich, nie wirst Du mit Deinen schlechten Piroguen über das Wasser kommen können, aber die Nachfolger Deines Bruders werden manchmal herkommen, um mit den Deinen zu handeln."

Es scheint sonderbar genug, hier in dieser Legende von den Inseln des großen Oceans die Erzählung von Kain und Abel, die Scheidung der Guten von den Bösen, die Unterscheidung der Racen und die Zerstreuung der Menschen über die Erde zu finden, aber ich glaube nicht, daß die Legende ihren Ursprung auf den Tonga-Inseln hat, wahrscheinlich rührt sie von einem Priester her, welcher die mosaische vorhistorische Angabe über diese Ereignisse den Begriffen der Tonga-Insulaner angepaßt hat und vielleicht ist Mariner, welcher sie erzählt, selbst der Erfinder dieser Geschichte.

## Hundertvierundzwanzigstes Kapitel.

Der Stand der Priester. Das Tabu und dessen Wirkung. Selbst tabu werden und Folgen dieses Umstandes. Der Tui-Tonga und dessen Kebsweiber. Die Königstochter und deren zeitweilige Gatten.

Die Priester scheinen nicht eine eigene Kaste zu bilden, wie sie sich auch nicht in sich selbst fortpflanzen, sie bilden keine privilegirte Klasse von Menschen. Was den Priester macht, ist nicht der Stand seiner Vorfahren, sondern die Begeisterung, die Fähigkeit Gott in sich aufzunehmen. So lange solches dauert, sind diese Leute ausgezeichnet vor den Anderen, aber wenn diese Extase vorübergeht, so hört auch ihr Priesterstand auf und damit die Achtung, die man ihnen vorher zollte. Wahrscheinlich ist die Inspiration theils fingirt, theils durch narkotische Pflanzen hervorgerufen. Ein Priester in solcher Extase giebt das gräuliche

Bild eines von gewaltigen Krämpfen geschüttelten, eines Epileptischen und während dieser furchtbaren Erscheinung sprudelt er unverständliche Worte vor, häufig durch das Zusammenklappen der Zähne unterbrochen und diese Worte werden mit größter Ehrfurcht aufgenommen und als Stimme des Himmels befolgt.

Nach solch einem Anfall pflegt ein fester Schlaf einzutreten und auf diesem folgt ein Hunger so wüthend, daß er für vier Mann ißt. Diese Leute gehören übrigens niemals den höchsten Klassen an. Zu seiner Behausung wählt der Gott einen Tua, schon viel seltener einen Mua, aber es kommt vor, daß einzelne Anfälle der Epilepsie ähnlich, wenigstens in ihren schwächsten Graden, Menschen der höheren Klassen befallen. Mariner erzählt, daß solches einem jungen Egui geschehen, der sich darüber bei einem Besessenen, d. h. bei einem Priester Rath erholt und dieser habe ihm gesagt, der Geist einer jungen Egui, welche vor zwei Jahren gestorben und ihn sehr genau gekannt und geliebt habe, sei in ihn gefahren, weil sie ihn zu besitzen, ihn im Tode wenigstens sein zu nennen wünsche, er werde daher in wenigen Tagen sterben und dann nach der Insel der Seeligen kommen, wo ihn Diejenige, deren Herz er schon im Leben besessen, empfangen werde. Die Phantasie des jungen Menschen soll hievon so gewaltsam ergriffen gewesen sein, daß er wirklich an der Lüge starb. Es ist durchaus nichts Seltenes, daß auf phantasiereiche Menschen ein Eindruck hervorgebracht wird, der dem gedachten ähnlich ist, aber es soll auch vorkommen, daß die Priester, um ihren Worten Glauben zu verschaffen, um zu bewerkstelligen, daß ihre Prophezeiungen eine um so größere Achtung erhalten, dieselben wahr zu machen wissen. Ich erinnere mich, von einem Fall gehört zu haben, da ein Arzt seine Todesprophezeiungen allezeit wahr machte. Allerdings setzte er sich damit nicht in Achtung, sondern nur in Furcht, allein was er einerseits wollte, wurde doch wirklich erfüllt.

Eine merkwürdige Einrichtung auf vielen Inseln des großen Oceans ist das Tabu, das feierliche Verbot, irgend etwas zu berühren, was man für heilig gehalten wissen will. Das Tabu geht von dem Oberherrn aus, muß aber jederzeit von einem Priester gesprochen werden; seine Wirkung ist auf den verschiedenen Inseln im höchsten Grade verschieden. Das Tabu trifft alles Dasjenige, was der Fürst oder die Priester, oder was vornehme Egui's sich selbst vorbehalten wollen. Ein Egui kann kein Tabu fordern, aber er kann es sehr wohl veranlassen, falls er Besitzthum genug hat, um einen Priester zu dem verlangten Ausspruch zu bewegen.

Die Folgen eines gebrochenen Tabu sind je nach der Strenge der darüber herrschenden Gesetze verschieden; auf sehr vielen Inseln folgt der Tod dem Bruch des Tabu auf dem Fuße, auf anderen kann das angestellte Unglück gesühnt werden. Die Priester und Fürsten sind sämmtlich heilig, sie absichtlich zu berühren ist todtbringend, sie nicht absichtlich, sie zufällig zu berühren, macht Denjenigen, der das Kunststück gewagt hat, selbst tabu, aber das ist für einen

Mua oder Tua eine sehr beschwerliche Sache; ein solcher Heiliger darf nichts selbst thun, seine Hände sind gelähmt, nicht nur darf er nicht arbeiten, er darf sie nicht einmal brauchen, um Essen oder Trinken zum Munde zu führen, er würde sich also müssen füttern und viele Andere für sich arbeiten lassen, was aber bei den gewöhnlichen geringen Vermögensverhältnissen der unteren Klassen und bei dem zugleich geringen Bedarf derselben nicht gut thunlich sein würde. Kein Tua arbeitet für einen Tua, dagegen das Arbeiten für einen Egui oder Häuptling ihm eine Freude und eine Ehre ist, eine Ehre, welche er natürlich niemals bezahlt bekommt.

Um nun aus dem Unglück, nicht selbst arbeiten zu dürfen, herauszukommen, muß er unter gewissen Ceremonien dem hohen Haupte die Füße waschen; dies ist keine unerlaubte Arbeit, denn sie wird an einem geheiligten Haupte vollzogen. Hat der Unglückliche, bevor er seine eigene Heiligkeit erkannte, mit diesen heiligen Händen die Früchte eines Baumes, ja nur den Zaun eines Gartens berührt, so wird dieser Baum und dieser Garten gleichfalls tabu und weder er noch sonst jemand Unheiliges darf davon essen; um nun aus dieser Noth zu kommen, muß er den nächsten hohen Herrn um Erlaubniß bitten, ihm die Füße zu waschen, hiemit ist dann sein Tabu selbst erloschen, er ist damit nicht mehr heilig und ist auch die Wirkung, welche er ausgeübt hat, vorüber, er kann nunmehr seinen Baum anfassen, seinen Garten betreten, kurz er ist das, was der Jurist mit den Worten in integrum restituirt bezeichnen würde. Wenn kein Wasser vorhanden ist, um die Waschung zu vollziehen, so nimmt man den Saft eines Bananenstengels. Wenn aber auch kein solcher zu finden ist, so wirft der Unglückliche sich vor dem Häuptling nieder, beugt seinen Kopf unter dessen Fuß, läßt hierauf den Fuß auf seinen Magen und damit ist Alles in Ordnung und zwar um so mehr, je höher der Häuptling steht.

Die Leute haben auch eine Art Fastnacht; zu der Zeit, wo die Regen kommen, um die Erde zu befruchten, werden besondere Feierlichkeiten gehalten, welche bezeigen sollen, wie herrlich auf diesen Inseln zu leben sei, damit der Gott der Fruchtbarkeit bewogen werde, sich auf denselben niederzulassen; es wird daher mehrere Tage lang geliebt, gegessen, getanzt und gesprungen, getrunken, Alles ist voll Freude und Zärtlichkeit und das Ganze endet mit einem allgemeinen tollen Treiben, wobei Kämpfe aller Art vorkommen, die ernsthaft genug ausfallen und wobei zerbrochene Arme oder Beine durchaus nichts besonders Seltenes sind, man schlägt mit großer Ungenirtheit auf einander los, natürlich nur im Spaß, da die Hiebe aber nicht mit einer Harlekinspritsche, sondern mit Kriegskeulen ausgetheilt werden, so fallen sie mitunter in der Art, daß wirkliches Unglück geschieht, wer aber dabei über die Ungeschicklichkeit des Anderen klagte oder sie übel nähme, würde sich lächerlich machen und für einen Feigling gelten. Das Sonderbarste dabei ist, daß während dieses Festes das Tabu aufgehoben ist, Fürsten, Adelige und Volk sich ungenirt durcheinander bewegen,

der erste Häuptling, das niedrigste Mädchen, die erhabenste Fürstentochter den Letzten aus der Kaste der Tua's berühren, anfassen, küssen oder schlagen kann, ohne daß es sonstige Folgen eines solchen Anstoßes zwischen heiligen und unheiligen Personen bringt und wenn der Bauer dem obersten Herrscher der Insel einen tüchtigen Rippenstoß giebt, so braucht er sich nicht einmal zu entschuldigen und der Fürst darf durchaus nicht von seiner beleidigten Würde sprechen. Das Ganze schließt übrigens ganz consequent mit Entheiligung derjenigen, welche durch zufällige Berührung der heiligen Personen selbst tabu geworden sein könnten. Die oben beschriebene Ceremonie wird ganz allgemein durchgemacht und dann tritt Alles wieder in sein altes Geleis.

Die Krankheiten, welche man auf den Inseln kennt, sind die Schwindsucht, die Elephantiasis als höchster Grad des Aussatzes und der gewöhnliche, wiewohl selten vorkommende Aussatz, ferner rheumatische Anfälle, auch wohl Gicht und Krämpfe. Die Priester haben die einzigen Mittel dieses zu heilen, aber allerdings heilen sie weder die Schwindsucht, noch die Gicht, weder die Elephantiasis, noch den Rheumatismus; die Armen! sie kennen demnach weder den berühmten Hoff'schen Malzextract, noch die Goldberg'schen electrischen Ketten.

In besonders gefährlichen Fällen wandte man sich früher an das heiligste auf Erden wohnende Wesen, an den Tui-tonga, vor dessen Haus man den Kranken niederlegte. Traf denselben nun zufällig der Blick des Tui-tonga, so wurde er ganz sicher geheilt (oder auch nicht, in diesem Falle natürlich hatte der Blick des Tui-tonga den Kranken nicht getroffen). Die Würde des Tuitonga ist durch Fino II. abgeschafft, so lange sie bestand aber war der Mann so heilig, daß kein weibliches Geschöpf, selbst nicht die Tochter des Oberhauptes über alle Inseln des Fata-faï würdig war, seine Gattin zu werden, aber da das Cölibat dort nicht eingeführt ist und man vom Tui-tonga gerne Erben haben wollte, so gestattete man ihm unter den Töchtern der höchsten Würdenträger, der Ober- und Unterkönige so viele Freundinnen zu wählen (Kebsweiber würde man mit dem weisen Salomo sagen), als ihm gefalle. Die Väter hielten es für eine große Ehre, wenn eine oder mehrere Töchter von dieser Wahl getroffen wurden und der Sohn der ersten, der erhabensten von diesen Sprößlingen eines königlichen Hauses wurde der Nachfolger des Tui-tonga. Sonderbar, die Töchter des Fata-faï und anderer Könige ganzer Inseln konnten sich gleichfalls nicht verheirathen mit niedrigeren Leuten, aber sie hatten die Befugniß, sich so viele Liebhaber zu wählen als sie wollten und hiebei kam auch die Höhe des Ranges nicht in Frage, aber jeder der Gewählten konnte nach Belieben seines Dienstes entlassen werden und keiner hatte ein Recht auf die Person der Königstochter, er hatte nichts zu fordern, was er erhielt war eine hohe Ehre, eine Gunst.

Diese Befugniß steht im Uebrigen nicht blos den Fürstentöchtern zu, sondern allen Mädchen, so lange sie noch nicht durch ein Eheversprechen gefesselt

sind, aber es ist nicht ehrenvoll, den Liebhaber oftmals zu wechseln, wiewohl drei- bis viermal vor der Verheirathung nicht oft genannt wird und auch keineswegs eine ernstliche Bewerbung, eine eheliche Verbindung hindert. Von dem Augenblick, wo diese geschlossen ist, sind die Frauen ihren Männern unverbrüchlich treu und es scheint, daß das frühere, nach unseren Begriffen höchst leichtsinnige und unmoralische Betragen, nicht den geringsten Einfluß auf ihre wirkliche Moralität hätte, von da ab, wo sie glauben, irgend Jemandem verpflichtet zu sein. Ob dieses nun daher kommt, daß sie haben ihren Leidenschaften Gehör schenken dürfen zur Zeit der leichteren Erregbarkeit der Sinne, zur Zeit der Jugend, oder ob es daher kommt, daß der Ehebruch an beiden Verbrechern mit dem Tode bestraft werden kann, oder ob es endlich daher kommen kann, daß dem jungen, lebenslustigen Manne Gelegenheit genug geboten wird, seinen Wünschen Erfüllung zu verschaffen, ohne daß er nöthig habe, sich in Todesgefahr zu begeben, weiß ich nicht, aber es ist eine Thatsache, daß die Frauen ihren Männern treu sind.

Wenn ich Ursache hatte, die Bewohner von Tonga als liebenswürdig und gutmüthig zu schildern und den Vorwurf der Grausamkeit, Treulosigkeit zu bekämpfen, so findet alles Gute, was man von ihnen sagen kann, auf die Frauen noch bei weitem mehr Anwendung; sie sind so unbeschreiblich anziehend, so milde, so mitleidig und gastfreundlich, daß man thatsächlich sie bewundern muß. Bezaubernd ist vor allen Dingen ihre Reinlichkeit. Wir wissen bereits, daß sie sich täglich wiederholt waschen und baden, daß sie sich die Haare parfümiren und den Körper mit Oel einreiben, wodurch die Haut eine unbeschreibliche Weichheit erlangt und zugleich gegen Insektenstiche geschützt wird (wobei man nicht etwa denken darf, daß man sich beim Anfassen derselben beschmutzt, denn der Gebrauch des Oeles wird so vorsichtig gehalten, daß nur die Wirkung desselben, nicht aber seine Substanz bemerklich ist), aber wir können noch hinzufügen, daß sie sich durch ihren Blumenschmuck einen Reiz bereiten, der sowohl von ihrem großen Geschmack, als von dem Gefühl der eigenen Schönheit zeugt. Nur selten bewegt sich ein Mädchen außerhalb ihrer Hütte, ohne einen Kranz von Blättern oder Blumen, welche sie bewunderungswürdig zu ordnen verstehen. Ihr Haar wird gewöhnlich kurz gehalten, d. h. in solcher Weise, daß sie nicht lange Zöpfe, sondern höchstens schwere Locken tragen können, welche bis auf die Schultern herabfallen, aber da dieses Haar überaus reich ist und selbst bei den Mischlingen vom glänzendsten Schwarz und da es verschieden ist in seiner Beschaffenheit, bald klein gelockt, bald länger, bald gar nicht, so verstehen sie, es auf die mannigfaltigste Art zu ordnen; es herrscht keine Mode, es ist nicht ein Paar Jahre Sitte, einen kurzen Scheitel, dann einen langen Scheitel, dann einen schrägen Scheitel, dann einen verkehrten, d. h. nach oben dressirten Scheitel zu tragen; man sieht nicht alle Welt mit großen Elisenlocken oder alle Welt à la Chinoise frisirt, sondern ein jedes Mädchen trägt diejenige Art von Haar-

puß, welche ihr am besten gefällt, eine Jede macht ihre Haare so zurecht, wie sie ihr am schönsten kleiden und sieht man viele Mädchen beieinander, die Haare mit prächtigen, duftigen Blumen oder mit kleinen, wunderschön gefärbten Früchten geschmückt, den oberen Theil des Körpers und die Arme vollkommen frei, den unteren Theil mit einem kleidsamen, kurzen Kleide von feinen Matten oder von Bastzeug bescheiden verhüllt, so kann man sich kaum etwas Reizenderes und Ueppigeres denken, als dieser Anblick gewährt. Wo aber nichts Schönes mehr vorhanden ist, wird es auch nicht gezeigt; ältere Frauen gehen ganz verhüllt, vom Kopf bis auf die Füße in leichte Zeuge gekleidet.

---

## Hundertfünfundzwanzigstes Kapitel.

Handwerke und Künste. Häuser- und Schiffsbau. Tättowiren. Schnitzereien aus Cachelotzähnen und aus Holz. Waffen und Kleiderstoffe. Ehrfurcht gegen ältere Personen. Gesellschaftliche Unterhaltungen.

Daß die Tonga-Inseln nicht mehr auf jener niedrigen Stufe der Cultur stehen, welche ohne alle Industrie, das Volk ganz roh erscheinen läßt, haben wir bereits gesagt; aber was noch auffallender ist, sie haben schon die Handwerke untereinander geordnet, so daß nicht eines in das andere übergreift, also derjenige der Schiffe baut, nicht auch Häuser baut, derjenige der Schmuck verfertigt, nicht auch Waffen verfertigt.

In der Regel treiben nur die Tua's Handwerke aber einige, welche man für höher achtet, werden auch von der Kaste der Mua's ausgeübt, so z. B. der Häuserbau. Allerdings darf jeder Bewohner des Archipels sich sein Haus, seine Hütte nach Gefallen bauen, aber die Häuser der Egui's, der Fürsten, des Tuitonga und einiger Würdenträger werden nie von diesen, sondern immer von den Baukünstlern die nie etwas anderes thun als Häuser bauen, angefertigt und sie haben wirklich einen Kunstwerth. Das Dach ist durch eine Reihe von Säulen gestützt, geht aber bis auf 4 Fuß von der Erde herab, die Längen- und die Querbalken sind auf äußerst kunstvolle Weise durch Lianen miteinander verbunden und dabei werden so schöne Muster geflochten von sich deckenden und sich kreuzenden Schnüren, daß wir dergleichen nur im Kleinen an den Knäueln sehen, welche für die Nähtische der Damen bestimmt sind. Der Fußboden ist ½ Elle über dem Erdboden erhaben (nicht so bei den gewöhnlichen Häusern, wo er mit dem Erdboden gleich ist). Dieser Fußboden, von dicht aneinanderliegenden Bambusrohren gefügt, ist gleichfalls vortrefflich, mittelst derselben dünne Lianenstränge an langgestreckte Balken befestigt, hierauf mit Erde be-

schlagen, dann mit Matten bedeckt. Eine solche Erhöhung des Fußbodens ist um so mehr von Wichtigkeit, als man viele und starke Regengüsse hat.

Der Bau der Piroguen ist gleichfalls eine wichtige Kunst. Wo die Leute früher das dazu nöthige Holz bekommen haben, weiß ich nicht, jetzt aber holen sie es von den Fidji-Inseln; es scheint von den Würmern nicht angegriffen zu werden, sie nennen das Holz Fehi, ich halte es für eine Abart des aus Indien und von den Sunda-Inseln her wohlbekannten Teak-Holzes. Die Bäume werden gefällt, an Ort und Stelle durch das Feuer ausgehöhlt, dann aber äußerlich auf jede mögliche Weise zuerst geglättet und dann verziert, mit einer Sorgfalt, die in Erstaunen setzt.

Noch eine dritte Kunst welche den Mua's vorbehalten zu sein scheint, ist die Erbauung der Grabgewölbe, welche man übrigens nur fälschlich Gewölbe nennt, indem die Steine alle horizontal liegen und nur mit den Köpfen so weit vorspringen, daß der Raum nach oben zu immer kleiner wird.

Das Tättowiren gilt für eine große Kunst, ist es jedoch jedenfalls in weit geringerem Grade als auf Neu-Seeland und vielen anderen großen Inseln, denn die Tättowirung überzieht dort den ganzen Körper, hier aber pflegt man sich nur die Schenkel so bezeichnen zu lassen, was um so wunderbarer ist, als diese gerade immer durch Matten bedeckt werden. Die Frauen lassen sich niemals tättowiren.

Die übrigen Gewerbe sind den Tua's ganz allein überlassen. Eine der weitverbreitetsten Künste ist die des Seilers; feine, grobe Schnüre, mehr oder minder starke Stricke werden gedreht, entweder aus der faserigen Hülse der Cocosnuß oder aus dem Bast von verschiedenen Bäumen. Es giebt eigene Barbiere, welche sich geschärfter Muschelschalen bedienen, um die Haare wegzunehmen, natürlich wird ein europäischer Barbier sagen, Seine tongaische Majestät sei schlecht rasirt, bei alledem aber werden die Haare zwischen zweien Muscheln, welche sie mit den Schärfen gegeneinander schieben, sehr nahe an der Haut abgeschnitten. Leute, welche sich selbst rasiren, wenden den Bimsstein an und Frauen rasiren ihre Kinder mittelst eines Haifischzahnes.

Eine der schwierigsten Künste ist die Verfertigung der Halsbänder für die vornehmen Leute, für die Häuptlinge und die reichsten Egui's, welche sich übrigens im Kriege ausgezeichnet haben müssen, wenn sie diesen Halsschmuck tragen wollen; derselbe besteht aus Cachelotzähnen, welche ihrer Länge und Krümmung nach auseinander geschnitten sind. Diese Zähne bilden daher auch einen werthvollen Handelsartikel. Wie die Leute solchen Zahn, der viel härter ist als Elfenbein und auswendig eine Glasur von flußspatsaurem Kalke hat, welcher der gewöhnlichen Feile vollkommen widersteht — trennen können, begreife ich nicht; ihre Werkzeuge sind ein Stück einer alten Säge, ein Meißel, oft nur aus einem gewöhnlichen Nagel gemacht, mitunter auch blos ein gut gespaltener Feuerstein, welches Werkzeug unter Allen wohl noch das wirksamste sein möchte.

Mit einer unbeschreiblichen Geduld führen sie diese elenden Instrumente so lange parallel mit der Krümmung des Zahnes hin und her, bis sie ihn zur Hälfte eingeschnitten haben, dann wird auf der anderen Seite dasselbe vorgenommen und kommen die beiden Schnitte beinahe zusammen, so wird der Zahn endlich auseinander gebrochen, worauf man in ganz gleicher Weise mit jeder Hälfte verfährt, bis man vier Streifen aus einem Zahn geschnitten hat. Nun erst werden sie geglättet, gebohrt, um sie aufreihen zu können, dann nicht selten auch noch durch Schnitzarbeiten mannigfaltig und wahrlich geschmackvoll versehen.

Aus dem Holz des Eisenbaumes, welches unglaublich hart ist, macht man große und kleine Keulen, Wurfspeere und Pfeile, auch diese werden überaus zierlich geschnitzt; die Bogen werden aus dem Holz des Mangle-Baumes gemacht.

Die Verfertigung der Kleiderstoffe, welche ich schon oben beschrieben habe, der Matten zum Verhängen der Wohnungen bei Nachtzeit, ferner der Körbe und anderen Flechtwerkes ist ganz allein den Frauen und Mädchen überlassen, die Männer mischen sich gar nicht darein, die Arbeit ist zu leicht, als daß sie sich damit befassen sollten.

So wie hier sich deutlich die Spuren der Industrie zeigen und so wie sie einer gewissen Ordnung unterliegen, so ist es auch mit vielen anderen Einrichtungen, welche zeigen, daß sie sich wirklich über jene Stufe der Existenz erhoben haben, die man mit dem Namen „Wilde" oder „uncivilisirt" bezeichnet. Sie haben z. B. ein ganz geregeltes Abgabensystem, welches natürlich sich nur auf Nahrungsmittel, Bekleidungsstoffe, Matten u. dergl. beschränken kann, welches aber doch zeigt, daß sie gewisse Begriffe über Staatseinrichtungen haben. Sie zeigen ferner eine außerordentliche Verehrung gegen das Alter und die Anhänglichkeit, welche sie für ihre Verwandten haben, die Liebe der Familienglieder untereinander würde der gebildetsten Nation von Europa Ehre machen. Sonderbar ist, daß die Häuptlinge eine unbegrenzte Ehrfurcht vor ihrer älteren Schwester haben, dieselbe geht so weit, daß sie sich nie erlauben, die Hütte, in der sie wohnt, zu betreten. Ich habe den Grund, warum, nicht erforschen können, aber ich muthmaße, daß der Gedanke, die Schwester könne einmal Königin werden, sie dazu treibt, denn der König hat keine große Auswahl; zu Frauen kann er nur die Schwestern oder Töchter der höchsten Häuptlinge wählen. Wenn irgend Jemand Gäste in seinem Hause sieht und mit ihnen speist, so unterläßt er niemals, Alles was er auf seiner Tafel findet, unter die sämmtlichen Anwesenden zu vertheilen, er würde sich des Geizes schuldig machen, wenn er anders handeln wollte, die Fremden bedenkt man dabei immer zuerst. Die Leute sind so großmüthig, daß man sich hüten muß, Gefallen an irgend einer Sache zu zeigen, sie wird augenblicklich dem Gaste gegeben und dieselbe zurückzuweisen würde man für eine Beleidigung halten. Sie haben eine solche Achtung gegen noble Handlungen, wie einen Haß gegen niedere; die Verleumdung ist ihnen etwas verabscheuungswürdiges. Mein Freund, der Matabulai, äußerte sich über

diesen Gegenstand ziemlich erbittert. „Welchen Vortheil hat der Verleumder von seiner schändlichen Handlung," sagte er, „gewiß hat er keinen, aber wie viel Uebles fügt die Verleumdung dem Gegenstande derselben zu, es würde besser sein, ihn zu ermorden, als seine Ehre zu untergraben. Im ersten Falle beraubt man ihn freilich seines Lebens, aber dieses würde er früher oder später doch verloren haben, im Falle der Verleumdung nimmt man ihm dasjenige, was er mit sich ohne Flecken in das Grab hätte nehmen können und wodurch er sein Andenken in Ehren erhalten haben würde."

Den Frauen sagt man überall nach, daß sie es wohl verstehen, Uebles von ihrem Nächsten zu sprechen; ich glaube kaum, daß die Bewohnerinnen von Tonga von dieser Regel ausgenommen sind, wenn sie überhaupt wahr ist, was ich dahingestellt sein lassen will. Frauen und Mädchen plaudern gern, die Bewegung der Lippen zur Hervorbringung articulirter Töne ist für sie ebenso nothwendig, wie für den Fisch das Schnappen nach Luft, wenn er sie auch aus dem Wasser holen muß. Es ist eine Lebensbedingung für ihn und da man auf den Tonga-Inseln weder Romane liest, nicht einmal die von Alexander Dumas oder der berühmten Louise Mühlbach, da man auch dort keine Birchpfeiffer'schen Stücke aufführt, auch keine Concerte besucht, über welche man sprechen könnte, so bleibt, da das Sprechen einmal ein Lebensbedürfniß ist, wie wir gesehen haben, schließlich nichts übrig, als über seinen Nächsten zu reden. Dies habe ich denn auch auf den Tonga-Inseln wiederholt wahrgenommen, aber merkwürdig und ein Zeichen, daß sie den Gipfelpunkt der Civilisation noch lange nicht erreicht haben, ist immer gewesen, daß sie bei Unterhaltung von dritten Personen niemals von Abwesenden sprachen, sondern immer nur von gegenwärtigen. Irgend ein Schelm hatte einen drolligen Einfall und ließ ihn über die Zungenspitze laufen, da lachten die Anderen, aber Eine von den Anwesenden erhob die Augen vorwurfsvoll gegen die Sprecherin oder sie schlug sie nieder, als wäre sie beschämt — also über diese war es losgegangen. Da sprang denn die Sprecherin auf, lief auf die Verletzte zu, setzte sich neben sie, küßte und herzte sie, bis sie wieder freundlich angesehen wurde, damit war Alles vergessen.

Aber nun ging ein anderer Spaß los und so kam es wiederholt bald von der einen, bald von der anderen Seite. Bei aller Plauderei war immer unverkennbar, daß der Angriff auf eine anwesende Person gerichtet und daß er ein Scherz war, ein leichter und anmuthiger Scherz, der leicht zu verzeihen war und so entstand niemals eine feindselige Stimmung, das Lachen nahm kein Ende und lachend gingen sie auseinander, kein bitteres Gefühl blieb zurück. Ueber geschiedene Frauen weiß man bei uns zu Lande so viel zu erzählen, daß ein Blumenbach oder ein Golz eine ganze Monographie „Naturgeschichte der geschiedenen Frauen", der Eine geistlos über den Körper, der Andere geistreich über den Geist schreiben konnte. Ich kann nicht sagen, daß ich dieses auf den Tonga-Inseln bemerkt hätte. Es giebt geschiedene Frauen und da der Mann

durchaus nicht zur Treue verpflichtet ist, so kann es wohl geschehen, daß eine Frau ihrem Manne darüber bescheidene Vorstellungen macht und er sich deshalb von ihr trennt, lediglich indem er sagt, sie solle zu ihren Eltern oder überhaupt sie solle nach Hause gehen. Ich kannte zwei solche Frauen, welche sofort völlig Herrin ihrer Handlungen sind und sich daher wieder verheirathet hatten, ohne daß irgend Jemand ein Wort zu ihrem Nachtheile gesagt hätte; das ist gewiß von den Tonga-Frauen sehr hübsch und ich will mir ein Exempel daran nehmen; um es Anderen anzuempfehlen, bin ich allerdings noch zu jung und zu unerfahren.

Zur Ehre der Männer sei übrigens gesagt, daß sie ihre Untreuen — obgleich sie ihnen durchaus nicht verwehrt sind, doch sorgfältig verbergen; sie sind gegen ihre Frauen zärtlich und liebreich, vermeiden es, ihnen Kummer zu bereiten und behandeln sie niemals hart oder grausam. Ein Weib zu sein, ist allein genügend, um gegen Beleidigungen geschützt zu sein.

---

## Hundertsechsundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Tonga-tabu. Reise nach Neuseeland. Einiges über die Entdeckungsgeschichte dieser Inseln. Ein Eppah, ein befestigtes Dorf. Taßmann und Cook.

Die Stunde der Trennung schlug; unser Supercargo hatte auf vielen der Inseln des Tonga-Archipels holländische Colonieen angelegt, sein Schiffstagebuch, wie er die Aufzeichnungen seiner Phantasie nannte, führte die Inseln namentlich an, so wie sie auf der Karte standen, eine einzige Kleinigkeit hatte er vergessen. Nicht etwa die Namen der neuen Niederlassungen, die waren vorhanden, denn auf seiner Karte konnte man von Harlem bis Hudsun und von Gröningen bis Gravenhaag die Namen aller möglichen großen oder kleinen Städtchen sauber geschrieben sehen, nebst einem großen, mit Carmindinte gesetzten Punkte, welcher die Stellung der Niederlassung auf jeder einzelnen Insel bezeichnete — nein, dieses hatte er nicht vergessen, das war zu wesentlich für ihn, die Kleinigkeit, die ich meine, war die Besetzung mit Leuten. Alle diese Colonieen waren aus seiner Feder gekommen, aus dem Schiffe war nicht ein Mann an's Land gegangen, um nur die Stelle zu untersuchen, an welcher die Colonie So und die Colonie Anders hätte errichtet werden können und der Kapitain sagte darüber höchst ärgerlich: „Das nennt dieser Wicht ein Schiffstagebuch, wenn das nun Jemand zu sehen bekommt, so glaubt er beim Himmel, es habe irgend welchen Werth, irgend welche Glaubhaftigkeit und doch ist in dem ganzen Dinge vielleicht nicht ein wahres Wort, denn seine Dummheiten und

liederlichen Streiche zeichnet er nicht auf und was er aufgezeichnet, hat er sich aus den Fingern gesogen."

Gleichviel, es ist doch nun einmal ein Schiffstagebuch und was darin steht ist wahr und glaubhaft, wenn wir also bei Gelegenheit von vielen holländischen Niederlassungen auf den Tonga-Inseln hören, so werden wir wissen, wer dieselben geschaffen hat. Mir war der lange Aufenthalt vor Tonga-tabu äußerst angenehm, denn ich habe viel gesehen und gelernt und viel Glück genossen; schmerzhaft war mir nur, daß ich das Land verlassen mußte, ohne Tule noch einmal gesehen zu haben. Ihr Vater setzte mir aber auseinander, daß es gegen ihren Glauben sei und daß es doch auch wohl vernünftiger sei, sich nicht noch einmal zu sehen und den Schmerz der Trennung nicht zu erneuern und zu verdoppeln, er sei auch einmal jung gewesen — mein Himmel! der Mann war nicht viel älter als ich, auf den Südsee-Inseln heirathet man früher als bei uns — und er wisse sehr wohl wie es thue, wenn man sich von einem geliebten Mädchen trennen müsse, darum halte er es für besser, es bei einmaliger Trennung zu lassen. Er hatte freilich Recht, aber nur deshalb, weil es nicht anders ging. Ich mußte mich in mein Geschick fügen und um nicht in Kummer mich wirklich zu verzehren, nahm ich ein geographisches Werk vor und suchte Neu-Seeland auf, wohin der Supercargo das Schiff bestimmt hatte, natürlich in der löblichen Absicht, noch viel mehr holländische Colonieen anzulegen, als er bereits auf den Tonga-Inseln errichtet hatte. Eine äußerst glückliche Seereise gab mir hiezu die beste Gelegenheit, denn eine solche, wenn man einmal der Dinge gewohnt ist, welche der Landratte neu sind, hat wenig oder vielmehr gar keine Abwechselung und man ist bald mit Allem so vollständig fertig, daß man durch nichts gehindert wird, ernstlichen Studien wochenlang obzuliegen und lange Zeit hatten wir vor uns, denn der Tonga-Archipel liegt 20° nördlicher als die Inselgruppe, zu der wir jetzt ziehen wollten.

Neu-Seeland besteht aus zwei großen (und vielen kleinen) Inseln, welche beide zusammengenommen eine Ausdehnung von mehr als 150 Meilen Länge und eine mittlere Breite von 30 Meilen haben, selbstverständlich ist die Breite sehr verschieden und das Wort mittlere bezeichnet die Ausgleichung zwischen 10 und 50 oder zwischen 20 und 40 und ebenso ist die Länge bedeutend größer, wenn man sie längs der Küste mißt; ich sprach nur von einer geraden Linie, welche man von der nördlichsten Spitze nach der südöstlichsten ziehen könnte. Die Lage der beiden Inseln ist von Nord-Ost nach Süd-West gerichtet, unfern der Mitte liegt die Theilung, welche eine entgegengesetzte Richtung hat, nämlich von Nord-West nach Süd-Ost. Die Engländer (die Inseln sind durch Cook entdeckt) haben ihnen die Namen irischer Provinzen gegeben, die nördliche Insel heißt Neu-Ulster, die südliche Neu-Munster. Bei den Eingeborenen heißen sie Ika-na-mawi und Tawai-tunamu (dies ist die südliche und größere), zwischen beiden liegt jene Straße, welche man nach Cook benannt hat, welche aber in

der That ein Jahrhundert früher, nämlich 1642 durch den Holländer Taßmann besucht worden ist, der dieselbe aber nicht für eine Straße, sondern für eine Bay hielt. Aber die beiden Inseln wurden vollständig vergessen, bis im Jahre 1769, wo Cook sie befuhr und in ihnen ein noch unerkanntes Land zu entdecken glaubte und sie daher mit unzähligen Namen belegte, die seinen Erinnerungen als Engländer entnommen waren, jedes Vorgebirge, jeder Einschnitt in das Land führte den Namen eines vornehmen Engländers, Cap Campbel, Cap Palliser, Cap Nicholson, Aukland, Colville ꝛc. ꝛc. Jedenfalls hat er sich um das nähere Bekanntwerden der Inseln hoch verdient gemacht, denn er hat sich lange Zeit daselbst aufgehalten und sehr viele geographische Bestimmungen gemacht, so daß erst nach ihm eine Karte der Inseln hat entworfen werden können, aber



Ein Eppah oder Pah, eine Neuseelands-Festung. (S. 554.)

die Ehre der Entdeckung muß doch dem berühmten Holländer erhalten bleiben, welcher überdies auch keineswegs nur etwa daran vorbeifuhr, sondern lange genug dort gewesen ist, um unangenehme Begegnung und Kämpfe mit den Eingeborenen zu haben, wovon sein Tagebuch, das Seeland betreffend, einen Monat umfaßt, Auskunft giebt.

Noch viel schlimmer ging es Cook, welcher gleich mit ein klein wenig Menschenraub anfing, lediglich um den Leuten zu zeigen, daß man ihnen nichts Böses thun werde. Nachdem sie wirklich unbeschädigt an das Land zurückgekehrt waren, erzählten sie so wunderbares über das noch nie Gesehene, über die große Pirogue, daß sich viele Neuseeländer entschlossen, das Schiff zu be-

suchen und sich überhaupt dabei anständig und ehrenwerth benahmen, dergestalt, daß die Naturforscher es wagen durften, an's Land zu gehen, um in dem gänzlich neuen Lande Beobachtungen anzustellen. Wenn aber dennoch und trotz, daß diese Naturforscher ganz unbelästigt zurückkehrten, schreckliche Dinge über die Ungastlichkeit der Neuseeländer erzählt werden, so kann das Niemand wundern, der Kleinigkeiten, wie die folgenden, hört:

Ein Offizier war mit seinen Leuten an's Land gegangen und während sie sich mit dem Füllen ihrer Fässer abgaben, wollte der Offizier ein Stück baumwollenen Zeuges gegen eine Matte eintauschen. Der Eingeborene war mit dem Tausch zufrieden, nahm das Zeug, wollte nun aber nicht die Matte hergeben, sondern lachte den Offizier aus, machte allerhand Späße, machte unanständige Gebehrden und der wackere Engländer legte sein Gewehr an die Wange, drückte ab und der arme Mensch blieb todt. Man muß gestehen, daß in diesem Benehmen durchaus nicht viel Zartheit zu finden ist und man muß zugeben, daß wenn die Neuseeländer die Europäer nicht höflich finden, sie durchaus nicht im Unrecht sind, trotz dessen durften die Naturforscher wiederholt an's Land gehen, ohne gefährdet zu werden.

Auf einer dieser Excursionen, welche mitunter in Booten auf ziemliche Strecken längs den Küsten gemacht wurden, entdeckten sie eine eigenthümliche, schön gelegene Felsenveste, von welcher unser Bild eine Ansicht zeigt. Die Einwohner nennen das ein Eppah und Cook sagt, der allergeschickteste Ingenieur von Europa würde keine bessere, keine widerstandsfähigere Festung haben anlegen können. Dies ist nun allerdings nicht eben wahr, denn der geschickteste Ingenieur würde die Festung immer so anlegen, daß sie nicht gesehen, daß sie nicht beschossen werden könnte, außer durch Bomben, denn die wesentlichste Bedingung derselben ist, daß die Festung mehr in der Erde, als über der Oberfläche stehe, eine solche Festung par excellence ist z. B. Graudenz auf der Landseite, aber was die neuseeländische Festung betrifft, so ist sie für die Insulaner immer ein wahres Wunderwerk. Eine kleine Erdzunge endet mit einem gewaltigen, natürlichen Felsenbogen, welcher beinahe rundum von den Fluthen bespült wird und unter dem hinweg man mit Booten ganz bequem fahren kann. Die Felsen sind so steil und schroff abgebrochen, daß man nur von einer einzigen Seite und nur auf einem künstlich gebahnten schmalen Pfade hinaufsteigen kann. Dieser eigenthümliche Felsbogen hat allerdings nur eine geringe Oberfläche, würde also nach unseren Begriffen von der Sache keineswegs irgend welche militairische Wichtigkeit haben, allein die Fläche, welche sich in zwei Absätzen dort oben befindet, ist doch geräumig genug, um für acht Hütten und für deren Bewohner nicht nur Platz zu gewähren, sondern auch so viel Gartenland, als sie brauchen, um ihre vegetabilischen Nahrungsmittel zu bauen. Der Felsen ist durch wenig Männer gegen eine große Anzahl von Leuten zu vertheidigen, aber überdies ist die obere Fläche noch durch einen tiefen Graben und durch

Pallisaden vertheidigt, solcher Art, daß es wohl schwerlich einem Eingeborenen und wäre er auch noch so kriegerisch, einfallen dürfte, seine erobernde Hand danach auszustrecken. Die senkrechte Höhe des Felsens beträgt 90 Fuß, der Bogen in diesem Felsen mißt 60 Fuß vom Wasserspiegel bis zu seiner Wölbung.

Die Eingeborenen mußten entweder sehr wenig Besorgniß vor den Engländern und ihrer Kriegskunst haben oder sie mußten überhaupt sehr vertrauensvoll sein und nicht befürchten, in den Europäern jemals Feinde zu sehen, denn sie luden die Engländer ein, das Fort zu besehen und mehrere waren bereit, die Fremden hinaufzuführen, welche indessen das Anerbieten ablehnten, weil sie eine andere, bei weitem größere Festung besuchen wollten, welche in der That dem Titel einer solchen auch besser entspricht.

Alle Niederlassungen der Einwohner sind befestigt, weil sie stets im Kriege mit einander leben. Kleinere Dörfer haben nur schwache, große dagegen desto stärkere Befestigungen und eine solche der stärkeren Art wird durch Banks beschrieben. Das Städtchen heißt Warretuwa und liegt auf einem hohen Vorgebirge, welches weit in die See hinausläuft; an zweien Seiten, wo das Meer den Fuß bespült, ist diese Festung ganz unzugänglich, an den beiden anderen dagegen hat sie eine Umwallung, welche, wie es scheint, allen Angriffen zu trotzen vermag; zuerst und vor allen Dingen ist das ganze Eppah mit Pallisaden umgeben, welche aus sehr starken Pfosten bestehen, die 10 Fuß hoch aus der Erde emporragen und untereinander noch durch Flechtwerk verbunden sind, so daß sie nicht einzeln ausgehoben werden können, sie sind nach außen geneigt und hindern vollständig das Erklettern des Berges; nach dem Lande zu aber findet man noch außerdem zwei verschiedene Graben, die gleichfalls mit Pallisaden gespickt sind. Die Tiefe des Grabens beträgt 24 Fuß, was allein schon genug ist, das Erklettern zu verhindern, aber außerdem sind auf der Krone des Walles noch Pallisaden in zwei Reihen angebracht und zwischen diesen stehen große Gerüste, welche den Vertheidigern gestatten, über die Pallisaden wegzusehen und die Feinde durch Steine, Speere und Wurfspieße zu beschädigen. Waffen dieser Art liegen in großer Menge auf den Gerüsten. Nur ein einziges Thor führt in diese Festung und dieses und der Pfad geht unter einem Streitgerüst hindurch. Thor nach unserem Begriffe würde wohl ein falscher Name sein, aber der Eingang kann so gut versperrt werden, daß es ein gefährliches Unternehmen sein dürfte, diesen Eingang zu stürmen.

# Hundertsiebenundzwanzigstes Kapitel.

Eine befestigte Stadt. Nachrichten des gelehrten Banks über die Erstürmung solcher Vesten. Die Franzosen vor Neuseeland. Dank, den die Eingeborenen für ihre Wohlthaten empfangen. Furchtbare Rache der Neuseeländer an den Europäern.

Die Festung ist eine Stadt und sie ist ziemlich stark bewohnt für eine Stadt auf Neuseeland. Während der Nacht sind die Einwohner immer innerhalb des umfriedigten Raumes. Derselbe war früher ein mäßig spitzer, kegelförmiger Hügel; um denselben für sich wohnlich zu machen, haben die Einwohner ihn mit großem Geschick terrassirt, so daß sich verschiedene, immer gegen einander senkrecht abgeschnittene Ebenen erheben; sie sind unter sich wieder durch Pallisaden geschieden und jede Abtheilung bildet gewissermaßen eine neue, wenn auch kleinere und schwächere Festung. Wenn also eine solche genommen werden soll, so handelt es sich nicht allein um die äußere Befestigung, sondern jede Straße und jeder Platz ist als eine neue widerstandsfähige Masse zu betrachten.

Die Engländer wünschten einen Begriff von der Erstürmung einer solchen Festung zu erhalten und dieser wurde ihnen bereitwillig gegeben. Es stiegen einige von den Bewohnern auf ein Streitgerüst, andere in den Graben begannen Kriegsgesänge und tanzten mit schrecklichen Gebehrden wild und wüthend umher, schossen mit Pfeilen, warfen mit Speeren aufeinander und thaten Alles mögliche, um den Engländern das verlangte Schauspiel zu geben. Banks sagt: „Diese Leute müssen sich in einen gewissen Grad mechanischer Wuth hineinarbeiten, welche unter allen ungesitteten Völkern eine nothwendige Vorbereitung zum Gefechte ist, denn eine kaltblütige Herzhaftigkeit und jene Stärke der Seele, welche sich selbst genug ist, um die Empfindung der Gefahr zu überwältigen, ohne das Hilfsmittel nöthig zu haben, durch Aufwiegelung der Lebensgeister die Vorstellung davon zu dämpfen, scheint nur das Vorrecht derjenigen zu sein, die Entwürfe von dauerhafter Wichtigkeit machen können und ein schärferes Gefühl von Ehre und Schande haben als Leute, die gleich unseren Indianern außer den thierischen Schmerzen oder Freuden des Lebens wenig andere Empfindungen kennen und bei allen ihren Handlungen fast weiter keinen Zweck haben, als sich von Tag zu Tag mit Lebensmitteln zu versorgen, Beute zu machen oder eine Beleidigung zu rächen. Sie ziehen zwar mit kaltem Blute gegen einander zu Felde, aber zu einem wirklichen Angriff müssen sie sich erst in Hitze und Leidenschaft hineinarbeiten."

Was der berühmte Gelehrte hier sagt, erfordert doch einiger Berichtigung. Das Ehrgefühl ist jedenfalls bei diesen Menschen ganz unvergleichlich viel feiner ausgebildet, als bei allen Europäern der unteren Klassen, welche sich durch ein Paar Dutzend grober Schimpfwörter so wenig gekränkelt fühlen, wie durch

Prügel, welche sie erhalten oder sich gegenseitig ertheilen. Vielfältig hat man bereits erfahren, daß sogenannte Wilde als Diener mitgenommen, als Arbeiter in Plantagen verwendet, die anhänglichsten und treuesten Menschen waren, bis zu dem Augenblick, wo sie geschlagen wurden; dies war ein Schimpf, der ihre Ehre verletzte und der mit dem Tode gerächt werden mußte. Von diesem Ehrgefühl kennt unser Volk leider wenig, gar nichts aber die Matrosen und Soldaten derjenigen Völker, bei denen der Prügel, der Kantschuh, die neunschwänzige Katze, die Ruthe zc. noch im schwunghaften Gebrauch ist.

Was die Aufregung vor der Schlacht betrifft, so weiß ich nicht, ob eine solche durch Kriegsgesänge nicht edler ist und für das Volk ein besseres Zeugniß ablegt, als die Aufregung durch Branntwein. Was endlich die Ansicht betrifft, daß diese Wilden nichts weiter suchen als Rache und Beute, so möchte ich sie doch auch eine irrige nennen und dem Ruhm einen großen Antheil an den Thaten vieler solcher Völkerschaften zuschreiben. Der Ruhm, ein tapferer Krieger zu sein, viele Feinde erschlagen zu haben, die Schmerzen seiner Verwundungen ohne Klagen zu erdulden, in den Liedern seiner Nation als ein Held gefeiert zu werden und endlich der Gedanke, durch die Tapferkeit des Armes, die Schärfe des Blickes und die Kühnheit der Unternehmungen zum Anführer im Kampfe, zum Beherrscher eines Stammes und endlich zum Oberhaupt über viele Stämme gestiegen zu sein, hat gewiß mehr Antheil an den vielen Kriegen, als Rachsucht und Durst nach Beute, indessen vorschnelles Urtheil ist nicht allein bei Herrn Banks, sondern auch bei anderen Reisenden und bei anderen Nationen zu finden.

Der gelehrte Mann beschreibt auch noch die Vorräthe von Farrenkrautwurzeln, welche die Neuseeländer als Brod essen und von gedörrten Fischen, welche als Proviant bei Belagerungen dienen und er bedauert sie (da es ihnen an Wasser fehlt, welches zwar in einem Bächlein am Fuße des Berges zu finden ist, zu dessen Heraufholen er jedoch keine Veranstaltungen wahrnahm), daß sie schon deshalb einer langen Belagerung nicht würden widerstehen können.

Gewiß hat er hierin Recht, aber er scheint zu vergessen, daß die Festung auf Neuseeland liegt, wo der Zug heute Mittag beschlossen und heute Nacht ausgeführt wird und wo am frühen Morgen entweder die Festung gefallen ist oder der zurückgeschlagene Feind mit seinen Verwundeten und womöglich auch mit seinen Todten das Weite sucht, daß also von einer auch nur zwei Tage langen Belagerung keine Rede ist.

In derselben Zeit mit Cook war der französische Kapitain Surville auf Neuseeland; er ging an's Land, die Einwohner nahmen ihn freundlich auf und boten ihm Nahrungsmittel und andere Gegenstände zum Tausch an, man trennte sich friedlich von einander, am nächsten Tage aber schien der Empfang nicht derselbe sein zu sollen, denn eine große Menge von bewaffneten Leuten hatte sich versammelt und der Häuptling sagte dem Kapitain Surville, daß man be-

sorgt sei, es zu Feindseligkeiten kommen zu sehen, da alle Landenden stark bewaffnet wären und er bat den Offizier, ihm seinen Degen zu geben, damit er ihn seinen Leuten zeigen könne. Dies geschah, der Häuptling redete seine Leute unter lebhaften Gebehrden an und nach Kurzem brachte er den Degen zurück, bat den Kapitain um Erlaubniß, ihn an Bord begleiten zu dürfen und es entwickelte sich gleichzeitig ein lebhafter Tauschhandel. Als aber Surville den Häuptling mit sich fortführte, stießen die Eingeborenen solche Schreie des Entsetzens und des Jammers aus, daß der Kapitain sich bewogen fühlte, den Häuptling wieder auszusetzen, wobei er Zeuge ward von der außerordentlichen Anhänglichkeit der Eingeborenen gegen diesen ihren Häuptling.

Kurze Zeit darauf überfiel ein Unwetter das Schiff. Die Kranken waren am Lande und da sie befürchteten, durch den Sturm vom Schiffe getrennt zu werden, so suchten sie mit der zu ihrer Verfügung stehenden Schaluppe das Schiff zu erreichen, was indessen nicht gelang, ja sie wurden bei dem Versuch, an das Land zurückzukehren, verschlagen und in eine kleine Bucht geworfen. Dort befand sich ein Dorf, dessen Häuptling, Naguï-nuï, sie mit größter Freundlichkeit aufnahm, sie in seinem eigenen Hause beherbergte und ihnen jede Unterstützung angedeihen ließ, deren er Herr war, ohne selbst das geringste Geschenk für seine Dienste annehmen zu wollen. Ein Paar Tage später konnte die Schaluppe mit den Kranken an Bord des Schiffes zurückkehren.

Durch den Sturm hatte Surville ein Boot verloren, man sah dasselbe durch das Fernrohr in der Bay, welche die Kranken so freundlich aufgenommen hatte; Surville sandte sogleich danach, aber die Eingeborenen waren schneller wie er und hatten den kostbaren Fund so wohl versteckt, daß man vergeblich danach suchte. Alsbald entbrannte der Zorn des Kapitains; ein Paar der Boote von Insulanern geführt wurden angerufen, eines derselben kam an Bord, die Anderen, mißtrauisch, enteilten; dafür wurden sie von dem Schiffe aus verfolgt, die Pirogues, welche man am Lande fand, wurden angezündet, man gelangte in das gastfreundliche Dorf, welches die Kranken und Schiffbrüchigen so liebevoll und uneigennützig aufgenommen und er verbrannte es bis auf die letzte Hütte, Elend und Trostlosigkeit, Hunger und Noth verbreitend an demselben Orte, wo man so viele Wohlthaten genossen hatte.

Surville verließ Neuseeland, ohne vorauszusehen, was diese Ungerechtigkeit und Barbarei für Folgen haben würde, besonders für die Europäer, welche unglücklicherweise gerade hierher verschlagen werden sollten. Rienzi, dem dieses Factum entlehnt ist, fährt fort: „Es ist schmerzhaft für mich, das Obige mittheilen und es noch gar durch einige andere Angaben erschweren zu müssen, aber in meiner Eigenschaft als Geschichtsschreiber liegt mir die Pflicht ob, Alles zu sagen und diese Aufgabe ist grausam, da sie dahin führt, einen großen Seemann, einen kühnen, einen tapferen Mann der Ungerechtigkeit und des Undankes zu zeihen, aber der Wahrheit muß die Ehre gegeben werden.

„Derjenige, welcher sich bei dem Suchen nach dem Boot vertrauensvoll dem Schiffe genähert und nach gethaner Aufforderung sich auf dasselbe begeben hatte, war eben jener Häuptling Nagui-nui, welcher die Kranken in seinem Hause mit so uneigennütziger Menschlichkeit und Großmuth aufgenommen hatte, da sie hilflos an den Strand geworfen, jeder Beleidigung, ja dem Tode preisgegeben worden wären." Das Folgende befindet sich in dem Tagebuch des Marine-Lieutenants Potier de l'Orme, welcher mit der Schaluppe am Lande gewesen und sammt den Kranken so freundlich aufgenommen worden war:

„Ich war höchst erstaunt zu sehen, daß der Eingeborene, welchen man an Händen und Füßen gebunden auf das Schiff brachte, derselbe Häuptling sei, der uns gerettet und ohne die geringste Erkenntlichkeit in seinem Hause aufgenommen und mit allem Nöthigen versehen hatte. Kaum hatte er mich erkannt, als er sich mir zu Füßen warf und mich mit lebhaften Worten anrief, was ich freilich nicht verstand, aber was ich für eine Bitte um meine Hilfe, für ein Einschreiten zu seinen Gunsten nahm, weil er uns in gleicher Weise und auf das Freundlichste aufgenommen habe.

„Ich that Alles mögliche, um ihm anzudeuten, daß man ihm nichts Uebles thun wolle, er lehnte sich an mich und zeigte mit seinen gebundenen Händen auf sein Heimathsland, welches zu verlassen man ihn zwang. Glücklicherweise für mich ließ der Kapitain ihn in das Berathungszimmer kommen, denn es that mir weh, den armen Menschen um sein Schicksal so schmerzlich in Sorgen zu sehen."

Trotz dessen hat dieser wackere Offizier nicht ein Wort zu Gunsten seines gastfreundlichen Wirthes gesprochen, sondern sich mit unfruchtbarem Mitleid begnügt. Als der Eingeborene späterhin nicht mehr so in Schrecken war, theilte er dem Herrn de l'Orme mit, daß man bei der Gefangennahme ihn bei seinem mit einer Feder geschmückten Haarzopf gefaßt und niedergeworfen und dann gebunden habe, genau so, wie die Insulaner es im Kriege mit dem Feinde machen, den sie gefangen haben und nun tödten wollen. Dieses Schicksal befürchtete der Arme und wenn er auch hierin zu weit gegangen war, so doch keineswegs, indem er Noth und Elend befürchtete, beides ward ihm in reichlichem Maße; mit völlig zweckloser Grausamkeit nahm man den Häuptling von seiner Insel weg und führte ihn, kein Mensch weiß weshalb mit sich, vielleicht um ihn in Frankreich für Geld sehen zu lassen, was wir wohl erfahren haben würden, wenn der Unglückliche nicht halb vor Elend, halb vor Kummer noch vor seiner Ankunft in Frankreich auf der kleinen Insel Juan Fernandez am 12. März 1772 gestorben wäre, nachdem man ihn drei Jahre lang umhergeschleppt.

Eine furchtbare Rache traf den französischen Kapitain Marion Dufrèsne, welcher am 24. Mai 1772 mit den beiden Schiffen „Mascarin" und „Castries" vor Neuseeland ankerte. Er selbst und 16 seiner Leute wurden erschlagen, zerstückelt und aufgefressen und von da an war Neuseeland der Schrecken der Reisenden. Immer war Rache das Motiv zu ihren Ueberfällen, denn ursprüng-

lich zeigten sie sich auf die liebenswürdigste und entgegenkommendste Weise, aber Brutalitäten, wie die durch Surville begangenen, konnten von den Unglücklichen nicht ertragen werden und wenn bei der ungeheuren Ueberlegenheit der europäischen Waffen diese Sieger blieben, Alles schlachteten, Weiber schändeten, Kinder und Greise in's Feuer warfen und so davonzogen, so hatten die auf das Tiefste gekränkten Eingeborenen von Neuem Grund, die Europäer zu hassen und die neuen Landungen zu verhüten oder die Ankommenden zu ermorden.

---

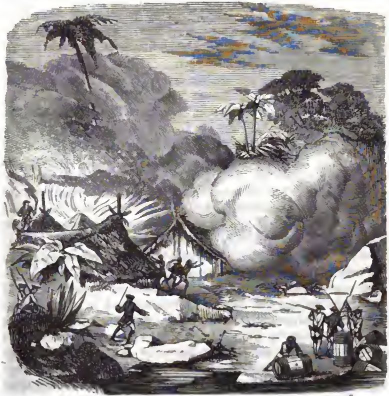
## Hundertachtundzwanzigstes Kapitel.

Ferneres Verfahren der Weißen gegen die Eingeborenen. Georg Bruce wird tättowirt und verheirathet sich. Was der Kapitain Dalrymple that. Wieder Rache der Eingeborenen und wieder neue Schändlichkeiten der Weißen.

Obwohl sie die erbittertsten Feinde der Europäer geworden, war man doch nicht dahin gelangt, sie ihre Großmuth, ihre Freundschaft gegen Einzelne, ihre Gastlichkeit verleugnen zu machen, wennschon alles Mögliche gethan wurde, um die Erbitterung zu steigern, so z. B. hatte man jene berühmte, schilfartig aussehende Pflanze, welche die Botaniker Phormium tenax nennen, entdeckt und gefunden, daß sie ein unverwesliches, höchst starkes Material zu Seilen liefere, aber man kannte die Vorbereitung und die Bearbeitung dieses neuseeländischen Hanfes nicht, da erschien der „Daedalus", commandirt von Kapitain Hansen, welcher von diesem vortrefflichen Gewächs nicht nur beträchtliche Mengen ankaufen, sondern sich auch über die beste Methode der Ausscheidung dieser unzerreißbaren Fäden unterrichten sollte. Es schien ihm einfacher, ein Paar Leute, welche das verstehen mußten, sofort mitzunehmen, dazu war er so gescheidt, gleich recht intelligente, recht kluge Menschen auszusuchen. Er lockte ein Paar junge Häuptlinge, Udu und Fuki, unter Versprechung werthvoller Geschenke auf das Schiff und fuhr dann mit ihnen davon nach einer engländischen Besitzung, woselbst man die vortreffliche Pflanze im größeren Maßstabe anzubauen begonnen hatte und wo man die Geraubten als nützliche Arbeiter zu verwenden hoffte.

Es war nun allerdings die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn vor allen Dingen pflegen die Häuptlinge dort überhaupt nicht zu arbeiten, aber abgesehen hiervon verstehen die Männer von dieser Arbeit so wenig, als vom Flechten der Matten und vom Drehen der Stricke oder von der Bereitung ihrer Kleider aus Bast und man hatte eine Abscheulichkeit, eine Grausamkeit ohne Gleichen begangen, welche zu nichts führen konnte, als den grimmigen Haß zu verschärfen, der schon vorhanden war im Herzen der armen Eingeborenen gegen Alles was eine weiße Haut hatte.

Auf der engländischen Niederlassung angelangt, stellte sich das eben Gesagte heraus und da dieser Menschenraub für England keinen Nutzen hatte, war auch der Gouverneur sehr erzürnt darüber, ja er trieb die Gerechtigkeit sogar so weit, daß er die jungen Männer schon nach einem Jahre mit einer sich darbietenden Gelegenheit zurücksandte nach ihrem Vaterlande, was wohl schwerlich geschehen wäre, wenn man die Männer hätte zu dem gewünschten Zweck verwenden können; aber gerade hier konnte man wieder wahrnehmen, wie unrecht



Ein Act der Dankbarkeit des Kapitain Surville. (S. 558.)

man den Leuten that, wenn man sie überhaupt für bösartig hielt. Diese einfache Handlung einer durchaus nicht übermäßig hohen Großmuth wurde doch von den Eingeborenen so tief empfunden, daß die engländische Flagge dadurch zu ganz unverdienten Ehren kam. Von Dorf zu Dorf erzählte man sich, daß der Raub ein unabsichtlicher gewesen, daß der große König der Weißen das Schiff plötzlich zurückgerufen habe, ehe die Weißen vermocht, sie, die beiden Häuptlinge, an's Land zu setzen (so hatte man ihnen die Sache vorgestellt und

die Unthat zu bemänteln gesucht), daß aber alsbald der große Häuptling befohlen habe, sie wieder in ihre Heimath zu führen und daß sie mit Geschenken reich bedacht nun wieder da seien.

Gewiß brachte diese Großmuth den Engländern keinen Schaden, Neuseeland begann ihnen wichtig zu werden; der Fang von Seehunden und von Wallfischen hatte eine große Menge Schiffe in jene Gegend gezogen und Neuseeland war ihnen sowohl als Zufluchtsort wichtig, wie auch als Station, auf welcher sie Lebensmittel zu sehr niederen Preisen, vortreffliches Bauholz und eben jenen neuseeländischen Hanf in großer Menge erhalten konnten. Die gedachte Handlung einer einfachen Rückerstattung, einer Wiederherstellung in den vorigen Stand war also von Seiten der Engländer sehr wohl berechnet und von da an, wo diese Umstimmung begonnen hatte, siedelten sich viel Leute auf den Inseln an und sehr zu ihrem Vortheil, denn auch die Neuseeländer begannen die Europäer zu verstehen, ihre Rohheit und ihre Gier nach Gewinn im Handel kennen zu lernen und begannen diese zu schonen, weil auch sie ihren Vortheil dabei fanden, um so mehr, als sie für die Fülle ihrer Erzeugnisse zu einem ihnen selbst immer mäßig scheinenden Preise sich Gegenstände von höchster Wichtigkeit verschaffen konnten, wie Feuergewehre, Beile und ähnliche Gegenstände; aber eine heilige Scheu vor der näheren Berührung mit den Europäern war ihnen doch geblieben und es dauerte gegen dreißig Jahre, bevor sich Jemand entschloß, mit einem europäischen Schiffe eine Reise zu machen. Es geschah zuerst im Jahre 1805, als sich der Häuptling Tepahi mit seinen fünf Söhnen nach Port Jakson einschiffte. Der Gouverneur war klug genug, diese Leute wohl und mit Achtung zu behandeln und sie reich beschenkt bei dem ersten Wunsch, den sie äußerten, nach ihrer Heimath zurückzuschicken.

Auf dem Schiffe befand sich ein junger Engländer, Namens Georg Bruce, welcher sich so sehr mit dem Häuptling befreundete, daß er mit ihm an's Land ging und in des Häuptlings Hause verweilte. Bald wurde er so ausgezeichnet, daß der Häuptling ihn zu seinem General ernannte und ihm seine schöne fünfzehnjährige Tochter zur Gattin gab. Um dieses aber vor seinen Landsleuten verantworten zu können, mußte Bruce erst Proben seines Muthes, seiner Verachtung der Schmerzen geben, er mußte sich vom Kopf bis zu den Füßen tättowiren lassen. Wenn man sich nun vorstellt, was das sagen will, so kann man die Reize der schönen Tochter des Häuptlings nicht hoch genug anschlagen, denn das Tättowiren ist durchaus kein Spaß, kann auch nicht auf einmal gemacht werden, weil die Verwundungen viel zu groß und allgemein sind, um auf einmal ertragen werden zu können; aber allerdings darf man nach der ersten Probe, welche abgelegt worden, ohne Schmerzensschrei schon darauf fußen und der Häuptling sowohl darf seine Tochter einem solchen Manne geben, als der Mann dessen für würdig gehalten wird, die junge Schöne sein zu nennen. Unser Bild (S. 569) zeigt den Engländer in der angenommenen Landestracht der Insulaner

und seine junge Gattin in gleicher Weise; wir sehen auch, daß er zwar noch die kleine Keule von Calcedon als Waffe trägt, daß er aber demnächst doch das Feuergewehr der Lanze oder dem gewaltigen Streitkolben vorgezogen hat.

Bruce ward ein bedeutender Mann auf Neu-Seeland und er vermochte seinen Landsleuten manchen wichtigen Dienst zu leisten, wiewohl diese sich keineswegs immer dankbar dafür bezeigten; einer derselben, der Kapitain Dalrymple von dem Schiffe Wellesley, benahm sich viel eher wie einer jener berüchtigten westindischen Seeräuber, welche man Boucaniers nennt, als wie ein Kapitain „der gesittetsten Nation der Erde".

Dieser wackere Engländer, obwohl ziemlich weit von den Stämmen, welche Tepahi gehorchten, vor Anker liegend, hatte doch von Bruce Lebensmittel verlangt; sie waren ihm gewährt worden, obwohl dieses nicht ohne Beschwerde ausgeführt werden konnte. Nun forderte der Kapitain auch noch, daß Bruce ihn bis nach dem nördlichen Vorgebirge der Insel begleite, um ihm dort bei seinem Tauschhandel behilflich zu sein. Der naturalisirte Engländer hatte dazu eigentlich keine Lust, allein auf das ausdrückliche Versprechen, ihn mit seiner Gattin wieder am Einschiffungsorte auszusetzen, ihn wieder zum Stamme zurückzubringen, entschloß der junge Mann sich zur Mitreise und der edle engländische Schiffskapitain führte ihn nicht allein nach dem Nordcap von Neu-Seeland, sondern noch einige Schritt weiter durch die Torres-Straße und durch das ganze süd-asiatische Inselmeer bis nach der Halbinsel Malacka, wo er den weißen, tättowirten Neuseeländer als Sclaven verkaufte, die junge, sehr schöne Frau einige Zeit für sich behielt und sie dann gleichfalls, aber nicht an demselben Orte, sondern in Penang verkaufte (Prinz Wales-Inseln auf der Westküste von Malacka).

Dergleichen Abscheulichkeiten, wenn sie von Europäern verübt werden, verdienen die Brandmarkung des Schuldigen, denn sie sind nicht nur ein infames Verbrechen gegen den einzelnen Betroffenen, sondern ein Verbrechen gegen die Menschheit, und sie ziehen von Seiten der Eingeborenen Thaten der Rache nach sich, welche Hunderte und Tausende betreffen. So geschah es, daß eine Brigg, die „Agnes", nach der nördlichen Insel kam und in die Armuth-Bay eindrang und daselbst vor Anker ging, dies war am 16. März 1810. Von allen Seiten ruderten Canots herbei, doch nur wenig Eingeborene kamen an Bord, um etwas zum Tausch anzubieten. Der Kapitain Kofin wünschte seinen Wasservorrath zu ersetzen und am folgenden Tage ward deshalb mit dem Häuptling Aimy unterhandelt, welcher längere Zeit auf dem Schiffe blieb, Lebensmittel herbeibringen ließ und noch einen Tag später abermals wiederkehrte und große Quantitäten Wasser in Kürbissen auf das Schiff beförderte, wofür er denn mit zwei Feuergewehren und reichlichen Mengen von Schießbedarf beschenkt wurde.

Bei diesen freundlichen Verhandlungen hatte man die sonst gewöhnliche Vorsicht sehr vernachlässigt und es waren allmälig mehr als hundert mit langen

und kurzen Keulen bewaffnete Eingeborene auf das Schiff gekommen; da warf der Häuptling seinen Mantel ab und begann einen Kriegsgesang mit den heftigsten herausfordernden Bewegungen, in dem die Anderen alle einstimmten. Der Kapitain war zwar nicht wenig besorgt, hielt jedoch das Ganze immer mehr für eine theatralische Vorstellung, als für ein wirklich gefahrdrohendes Ereigniß, dennoch schickte er seine Leute an die Ankerwinde, um zu lichten und die Bay zu verlassen, indem er glaubte, daß bei dieser Bewegung auch die Neuseeländer in ihre Kähne zurückkehren würden, allein kaum war der Befehl ertheilt und die Mannschaft unter das Verdeck gegangen, als auch ein Streich mit einer furchtbaren Streitaxt den Schädel des Kapitains spaltete und einen Augenblick darauf auch der Koch, welcher dem Ersten zu Hilfe kommen wollte, eine gleiches Schicksal erlitt.

Die Krieger stürzten nun in das Zwischendeck und in wenig Augenblicken war die ganze Mannschaft überwunden und gefesselt. Nun ging's an das Plündern und Alles, was sie irgend brauchbar fanden, nahmen sie mit in ihre Kähne und die Leichen der Erschlagenen, sowie die Gefangenen gleichfalls und dann wurde das Schiff sich selbst überlassen. Am Lande wurden sofort sechs Matrosen nackend ausgezogen, dann erschlagen, aufgeschnitten, ausgeweidet und gebraten, indem man sie in Blätter gewickelt in glühend gemachte Erdgruben legte, wobei zuerst auf die heiß gemachte Erde süße Bataten kamen und eben solche auch den Leichnam umgaben und in denselben eingefüllt wurden, so mit glühender Asche zugedeckt und zum Ueberfluß auch noch von oben her mit Feuer überbreitet, wurden die sechs Matrosen und die beiden Leichen vom Schiffe bis zum folgenden Tage sich selbst überlassen, indessen für den gegenwärtigen Abend die anwesenden Frauen eine reichliche Mahlzeit von Schweinefleisch bereiteten. Allmälig wurden alle Anderen geschlachtet, nachdem sie dem am nächsten Morgen gehaltenen Mahle zugesehen und auch ihren Antheil daran zugeworfen bekommen hatten. Ein einziger Mensch, ein Knabe von 10 Jahren, John Rutherford, blieb am Leben; er erzählte in späteren Jahren, was er gesehen und wie bei der Aufdeckung der Feuerherde die Kinder mit Begier über das dampfende Fleisch hergefallen und kaum zurückzuhalten gewesen wären, er erzählte aber auch, daß Frauen und Mädchen sich dieses schrecklichen Mahles enthalten hätten.

So schreckliche Rachethaten hatten die Abscheulichkeiten der Weißen immer zur Folge und dennoch unterließen sie es niemals, die Eingeborenen von Neuem zu reizen. Der Kapitain Thompson ging mit dem Schiffe „Boyt" in der Wangaroa-Bay vor Anker, indem er mehrere Eingeborene, welche längere Zeit in Neu-Holland verweilt, nach ihrem Vaterlande zurückzubringen hatte. Unter diesen war der Sohn eines Häuptlings Tepuhi jener Gegend, mit Namen Tara, späterhin unter dem Namen König Georg bekannt und berühmt. Dieser hatte seine Ueberfahrt bezahlt; er war ein Passagier, durchaus zu keiner Arbeit verpflichtet, allein aus Neigung, aus Widerwillen gegen die Unthätigkeit, welcher

er auf dem Schiffe verfallen war, endlich auch um die Behandlung der Taue und Segel kennen zu lernen, beeiferte er sich den Dienst zu lernen und war bald so gut zu brauchen, wie ein Matrose; er wurde krank und unterließ daher den freiwillig übernommenen Dienst. Da ließ ihn der brutale Engländer zuerst bedrohen, ihm seine Ration zu entziehen, dann ihn in das Meer zu werfen und endlich ließ er ihn nach der gewöhnlichen und gebräuchlichen Art jenes höchst civilisirten Volkes im Angesicht der ganzen Mannschaft mit der neunschwänzigen Katze bis auf's Blut zerhauen; vergeblich sagte er, daß man einen Passagier so wenig zur Arbeit zwingen, als einen Häuptling schlagen dürfe, die Hiebe fielen nur um so fürchterlicher auf ihn nieder. Tara kam in's Lazareth, that als wäre nichts vorgefallen, verrichtete die von ihm verlangte Arbeit und der triumphirende Kapitain bewies seinen Leuten, daß er wisse, wie man mit solchen Bürschchen umzugehen habe; aber der Untergang des Schiffes war beschlossen, es war rettungslos dem Verderben gewidmet.

---

## Hundertneunundzwanzigstes Kapitel.

Das Feuer wird geschürt. Auf welche Art Engländer die Civilisation verbreiten und wie geschickt sie im Versprechen und wie ungeschickt sie im Worthalten sind. Marsden und der kranke Häuptling Dua Tara.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß die Engländer, welche so gewaltig viel von der hohen Civilisation sprechen, von der erhabenen Sinnesweise, von der edlen Denkungsart, von der Großmuth, die ihnen eigen, so handeln könnten und da es bei keinem anderen civilisirten Volke mehr vorkommt, so kann man diese Bestialitäten nur dem Umstande zuschreiben, daß sie selbst von Kindheit an auf die grausamste Weise gezüchtigt, in ihren abscheulichen Schulen alles Ehrgefühles beraubt werden und gar nicht einsehen, daß andere Menschen, denen die Ehre nicht so vollständig ausgetrieben worden, wirklich anders denken könnten über diesen Gegenstand.

Nach kurzer Zeit warf man in der Wangaroa-Bay Anker und der junge Häuptling wurde entlassen. Am folgenden Tage ging Thompson (so dumm als grausam) mit seiner ganzen Equipage an's Land, um von Tepuhi, Häuptling und Vater des Gemißhandelten, Lebensmittel und Bezahlung für die Ueberfahrt, welche bereits vorausbezahlt war, zu verlangen, aber kaum stand er vor demselben, als er ihm sein schändliches Benehmen gegen seinen Sohn vorhielt und ihn hierauf mit seinem Schädelbrecher zerschmetterte. Alsbald geschah ein allgemeiner Angriff auf die Matrosen und sie wurden sämmtlich erschlagen. In

gleicher Zeit entstand auf dem Schiffe ein ähnliches, wiewohl nicht so gewaltiges Blutbad, da nur wenig Leute zurückgeblieben waren. Von einer Menge der Kähne, mit Eingeborenen gefüllt, ganz umringt, waren sie außer Stande, das Emporklimmen zu verhindern; in wenig Augenblicken war das Verdeck überschwemmt und unter Anführung des beleidigten Jünglings wurden alle Vorhandenen erschlagen, nur zwei Matrosen und zwei Frauen blieben am Leben nebst einem Knaben, welcher sich während der Ueberfahrt äußerst liebevoll gegen Tara bewiesen hatte. Jetzt bei dem Blutbade lief das Kind auf den jungen Häuptling zu und frug, seine Knie umschlingend: „Willst Du mich auch tödten, Georg?".

Und trotz des Sturmes wild aufgeregter Leidenschaften hob der Jüngling ihn auf seine Arme und sagte: „Nein, mein Knabe, Dich werde ich nicht tödten, Du bist ein gutes Kind!" und in der That das Kind wurde geschont.

Der Vater Tepuhi kam nunmehr gleichfalls auf das Schiff, dasselbe wurde durchsucht und die versteckten vier Leute wurden gefunden. Der Häuptling sicherte ihnen das Leben zu und nahm sie deswegen in seine Pirogue, allein kaum befanden sie sich am Lande, als die übrigen Neuseeländer, welche von dem ertheilten Schutz nichts wußten, über die Matrosen herstürzten und sie sofort mit gespaltenem Schädel niederstreckten. Von den 70 Mann, welche als Besatzung auf dem Schiffe waren, kam nicht Einer mit dem Leben davon; die zwei Frauen und das Kind wurden sehr wohl gehalten und durften auch späterhin mit einem vorbeisegelnden Schiffe nach ihrer Heimath zurückkehren. Die Insulaner brachten nun einen Theil der Beute vom Schiffe weg, Tepuhi selbst leitete die Ausladung und kam dabei um's Leben. Er wollte ein Gewehr, das er sich angeeignet, probiren und schoß es auf ein Fäßchen ab, dessen Inhalt er nicht kannte. Es war Pulver, zersprang natürlich, tödtete den Häuptling und setzte das Schiff in Flammen; die Insulaner verließen dasselbe erschreckt, aber der zerschmetterte Leichnam verbrannte mit dem Schiffe und dies vollendete die Befestigung des Grimmes gegen die Europäer in Tara's Herzen, denn er glaubte, diese hätten schon vorher das Schiff so eingerichtet, daß es in Brand gerathen müsse.

Fast könnte man sagen, daß die Rache, welche Tepuhi genommen, auch nach unseren Begriffen gerechtfertigt wäre, das Verzehren der Leichen ausgenommen. Ein Fächerschlag war es und nicht grausame Mißhandlung mit dem beliebten engländischen Instrument, welcher dem Dey von Algier sein Land und 100,000 Arabern und 100,000 Franzosen das Leben kostete. Eine unterlassene Höflichkeitsbezeigung in einem Briefe an Napoleon III. war der Grund des Krimkrieges, des Falles von Sebastopol, des Todes von 50,000 Russen bei der Belagerung und von 100,000 auf dem Marsch dahin, war der Grund des Schlachtentodes von 50,000 Franzosen und des Hungertodes von 10,000 Engländern und so könnten wir fortfahren und eine lange Reihe von Beleidigungen,

welche alle bei weitem nicht so groß gewesen sind, als die durch Tara erlittene und doch blutige Kriege zur Folge gehabt haben.

Aber solche Schlüsse zu ziehen vermochten die Engländer nicht. Sie vergaßen, daß Tepuhi die Entehrung seines Sohnes gerächt hatte, sie wollten ihrerseits den Verlust des Schiffes „Boyt" rächen und deshalb vereinigten sich mehrere Wallfischfahrer zu einem Zuge gegen den Verräther, aber sie verwechselten Tepuhi von der Nordinsel mit Tepahi von der Südinsel, überfielen den Stamm des Tepahi mit großer Uebermacht, tödteten eine Menge der Leute, verwundeten noch mehr, begingen mit Weibern und Kindern die civilisirtesten Abscheulichkeiten und übergaben Dorf und Festung dann den Flammen.

Es ließen sich die Beispiele solcher Abscheulichkeiten sehr vervielfältigen und es läßt sich fast überall nachweisen, daß bei den zu Mord und Brand führenden Zwistigkeiten die Europäer jederzeit Veranlassung gegeben haben, denn es kamen die Neuseeländer den Europäern stets mit Freundlichkeit und Bereitwilligkeit entgegen und sie wurden erst zu jenen blutdürstigen Tigern, als welche man sie gar so gern schildert, als ihre Ehre auf die schaamloseste Weise verletzt worden war. Die Neuseeländer sind bildungsfähig und empfänglich dafür, wir erkennen dieses aus den wiederholten Versuchen, sich im Auslande zu unterrichten, welche sie auch jetzt noch nach den an ihnen begangenen Uebelthaten fortsetzen, nur haben sie allerdings die schlechtesten Lehrmeister gewählt, diejenigen, deren Schiffe das Meer am meisten bedecken und denen es nicht darauf ankommt, ein Paar tausend Menschen schlachten zu lassen wegen ihres Opiumhandels oder wegen sonst einer Kleinigkeit. Die Moral, die Religion und die Civilisation, welche dort zu holen — sind nicht weit her. Hiefür können wir noch einige Beispiele anführen.

Dua-Tara, Brudersohn des Häuptlings Tepahi, hatte fortwährend gewünscht mit einem europäischen Schiffe zu reisen. Endlich gelang es ihm, auf einem Wallfischfänger, „Argo", als Matrose einzutreten, mit welchem er ein volles Jahr umherreiste, indem er im eigentlichsten Sinne seine tägliche Nahrung mit Arbeiten verdiente. Der Kapitain hatte versprochen, ihn wieder nach Neuseeland zu bringen, doch weshalb braucht man einem Wilden Wort zu halten; der „Argo" ankerte vor Port Jakson und der Wilde wurde ohne Bezahlung an's Land gesetzt. Es blieb ihm nichts übrig, als sich auf einem anderen Schiffe zu verdingen — es war der „Albion" unter Kapitain Richardson und sechs Monate lang mit demselben Wallfische zu jagen, dann setzte man ihn an's Land in seiner Heimath und bezahlte ihn mit einigen werthlosen europäischen Artikeln.

Noch hatte der arme Mensch nicht genug engländische Civilisation; er kam ein halb Jahr später mit dem Kapitain Moody von der „Santa-Anna" wegen einer neuen Reise als Matrose überein. Freilich hatte er nicht gedacht, daß er 10° östlich von der Südspitze seines Heimathlandes auf ein kleines, kaum wieder

zu findendes Inselchen ausgesetzt werden würde, um mit noch einem Neuseeländer, zweien Eingeborenen von Tahiti und zehn Europäern zum Todtschlagen von Seehunden und zum Trocknen ihrer Felle verwendet zu werden, mit einer nothdürftigen Verproviantirung an Brod, Salz, Fleisch und Wasser.

Was er hier von der Civilisation kennen lernte, war in der That sehr gering, wenn es nicht etwa ein unter den Wilden ganz unerhörter Kampf mit der schrecklichsten Noth, mit nie vorkommendem Elend war. Erst nach fünf Monaten unbeschreiblicher Leiden und unsäglicher Arbeit kam die „Santa-Anna", lud 8000 Seehundsfelle in ihren weiten Bauch und ging nach England unter Segel, nach demselben England, von welchem er schon Jahre lang geträumt hatte.

Die „Santa-Anna" segelte in die Themse im Juli des Jahres 1809. Dua-Tara war ein Fürstensohn, er hatte sich allen diesen Schrecken und Arbeiten gefügt, um den König von England zu sehen, wie ihm der sehr ehrenwerthe Kapitain Moody versprochen hatte, aber er ließ ihn auf ein anderes Schiff, welches Sträflinge nach Neu-Süd-Wales brachte, schaffen und der arme, geprellte Fürstensohn bat vergeblich um sein Matrosenlohn für seine langen Dienste, vergeblich um einige Lumpen, seine Blöße zu bedecken. Man antwortete ihm, zu Port Jakson würde man ihn mit Flinten bezahlen.

Krank vor Kummer, vor unterdrücktem Zorn, vor getäuschter Erwartung, krank durch ein elendes Leben, durch ein ungewohntes Klima, würde er wohl unterlegen sein, wenn nicht der engländische Missionair Marsden auf demselben Schiffe nach Port Jakson zurückgekehrt wäre, seinem langjährigen Sitz, seinem späteren Bischofssitz. Zwischen einem hochgestellten Geistlichen und einem Matrosen findet wenig Berührung statt, es dauerte daher lange, bevor Marsden von der Anwesenheit des jungen Häuptlingssohnes unterrichtet wurde. Als er ihn zum ersten Male sah, hockte der arme Mensch, kaum von ein Paar Lumpen bedeckt und einem schrecklichen Husten gequält, auf dem Bord des Vordertheiles in einem höchst leidenden Zustande, welcher den Geistlichen bewog, den Kranken anzureden und auszufragen.

Dua-Tara erzählte mit rührender Einfachheit seine Bestrebungen um die Civilisation, erzählte wie viel Elend er habe ertragen müssen, wie oft ihn die Engländer auf die grausamste Weise gemißhandelt, geschlagen hätten, bis er Blut ausgeworfen und schloß damit, daß der Kapitain ihn nicht nur um seinen Lohn betrogen, sondern auch verhindert hätte, den König zu sehen, wie ausdrücklich abgemacht und von dem Kapitain versprochen worden.

# Hundertdreißigstes Kapitel.

**Dua-Tara und der Kapitain eines Wallfischfängers. Nochmalige Reise nach Port Jakson Einführung europäischer Sämereien. Errichtung von Missionsstationen. Marsden auf Neu-Seeland. Tod des jungen Häuptlings Dua-Tara.**

Von diesem wahrlich großen Elend unterrichtet, nahm sich der würdige Geistliche des kranken, jungen Mannes an; auf seine Verwendung wurde er



Der Engländer Georg Bruce und seine Gattin. (S. 562.)

besser verpflegt, dem Klima angemessen gekleidet und dies war genug, um in einigen Wochen seine Kräfte so weit zu heben, als erforderlich, um von Neuem arbeiten zu können, was Dua-Tara auch sogleich mit Eifer that, als er nur irgend dazu im Stande war. Im Februar des Jahres 1810 langte er mit seinem Wohlthäter in Port Jakson an, erhielt natürlich weder Sold aus früherer Zeit, noch welchen für die Dienstleistungen auf der letzten Fahrt und da er nichts hatte, um eine Ueberfahrt nach Neuseeland zu bezahlen, mußte er im Hause seines bisherigen Wohlthäters auf dessen Landsitz Paramatta als Ackersmann verbleiben, natürlich auch nur gegen Essen und Wohnung.

Nach Ablauf von acht Monaten machte Rev. Marsden mit dem Kapitain eines Wallfischfahrers aus, daß derselbe vier Neuseeländer, welche bei ihm beschäftigt gewesen waren (unter diesen Dua-Tara) nach ihrer Heimath übersetze, wofür sie ihm Arbeit zu leisten und zu helfen hätten, seine Ladung auf Neuseeland zu machen.

Unter diesen Bedingungen, in Gegenwart des Geistlichen festgesetzt, reisten die Leute ab, arbeiteten nach Kräften, langten am Cap Ot-otu an der Nordspitze der Inseln an, halfen pflichtmäßig die Provision des Schiffes vervollständigen, halfen während sechs Monaten Oel bereiten und laden und hofften nun endlich entlassen zu werden, da sie sich in der Nähe ihrer heimathlichen Niederlassung befanden. Sie baten daher den Kapitain, sie zu entlassen und waren weit entfernt, an ein neues Beispiel der Civilisation zu denken; wie groß war daher ihr Erstaunen, als der Kapitain ihnen erwiderte, daß er jetzt nach den Norfolk-Inseln (auf dem halben Wege zwischen Neuseeland und Neucaledonien, 150 deutsche Meilen von jeder der beiden Inseln entfernt), segeln und dabei sie an irgend einem anderen Punkte von Neuseeland aussetzen würde.

Für unser einen liegt die Lüge auf der Hand, denn um von den Norfolk-Inseln nach Neuseeland zu gelangen, muß man den ganzen Weg noch einmal zurückmessen und dies war die Absicht des Kapitains keineswegs, die armen Wilden aber glaubten daran und wenn sie nicht gewollt hätten, würde die neunschwänzige Katze sie dazu gezwungen haben. Bei den Norfolk-Inseln angelangt, erklärte ihnen der Kapitain, daß sie hier bleiben müßten, indem er nach England gehe, woselbst er sie nicht werde brauchen können und in der That, er ließ die vier Seeländer, nachdem sie ihm ein Jahr aus allen Kräften gearbeitet und ihre Landsleute zur Unterstützung aufgeboten, er ließ sie auf der gänzlich unbewohnten Insel zurück, ohne irgend welche Lebensmittel, ohne Waffen, ja selbst ohne irgend eine Decke zum Schutze gegen die Nacht. Es ist völlig unbegreiflich, warum der Bösewicht, dessen Namen die Geschichte nicht einmal aufbewahrt, dieses gethan hat; es ist völlig unbegreiflich, wenn man nicht annehmen will, daß in manchen Menschen ein recht eigentlicher Trieb zum Bösen, eine Lust und Freude an schändlichen Handlungen vorhanden sei. Die vier Leute waren an der Nordspitze von Neuseeland in ihrer Heimath, wir wollen

gar nicht anführen, daß sie ihre Schuldigkeit gethan, daß sie viel mehr gethan als versprochen, daß es auch seine Pflicht gewesen wäre, seiner Zusage nachzukommen — was fragt so ein Patron nach Pflichten und nun vollends einem Hunde von Neuseeländer gegenüber, aber wir wollen sagen, daß das fernere Mitführen derselben ihm durchaus nichts nutzte, daß er sie ohne den geringsten Vortheil für sich in ein namenloses Elend führte, vielleicht dem Hungertode übergab.

Ehrliche Leute, welche ihre Dienste treulich erfüllt haben, aus ihrer Heimath 150 deutsche Meilen weit fortschleppen, um sie mitten im großen Ocean auf einer wüsten Insel auszusetzen: Wie soll man dies anders benennen, als eine teuflische Bosheit?

Die unglücklichen, jungen Männer, welche so entsetzliche Proben von europäischer Civilisation erlitten hatten, waren nun darauf angewiesen, von Muscheln und Vogeleiern zu leben und wurden bald ein Raub des größten Elends, denn diese Speisen widerstanden in kurzer Zeit ihnen so sehr, daß sie es beinahe vorzogen, zu hungern. In solchem Zustande fand sie ein anderer Wallfischfänger, den der Kapitain Gwyner befehligte, der sie aber auch nicht nach ihrer Heimath, sondern wieder viermal so weit davonführte, als sie jetzt davon entfernt waren, nämlich nach Port Jakson, von wo sie ausgegangen waren. Sie kehrten nach Paramatta, in das Haus des Reverend Marsden zurück. Endlich wurde ein neuer Accord mit einem Wallfischjäger geschlossen und nach einer halbjährigen, harten Matrosenarbeit gelangte Dua-Tara im Laufe des Jahres 1812 in seine Heimath, wo er mit einer Tonne Sämereien landete, welche ihm Marsden als Lohn für seine mehr als jahrelangen Tagelöhnerarbeiten gegeben hatte.

Bei seiner Landung empfing ihn die Nachricht von dem Tode seines Oheims und er ward sogleich zum Häuptling ausgerufen. Als solcher hatte er das Recht, seine Untergebenen zusammenzuberufen und er theilte ihnen mit, daß es ihm nach langer Zeit und Abwesenheit gelungen sei, von den Europäern Samen derjenigen Pflanze zu bekommen, welcher ihnen das Brod liefert; er zeigte Weizen und sagte: „Hieraus wird Semmel und Zwieback gemacht, welche Ihr so gern esset, wenn Schiffe landen;“ er theilte ihnen eine Hand voll mit und wies sie an, wie sie ihn behandeln und von der reifen Pflanze die Körner nehmen und zu Brod verwenden sollten. Die Leute freuten sich sehr über dieses Geschenk, denn sie wußten, daß Europäer Freunde von guten Speisen sind und sie hatten von ihnen bereits die Kartoffeln, die süßen Pataten erhalten, säeten daher ihr Getreide aus, aber da sie nicht wußten, wie dasselbe sich entwickelt, nicht wußten, daß die Körner sich in einer Aehre bilden — so warteten sie das Auswachsen und Reifen der Pflanze gar nicht ab, sondern sie rissen dieselbe mit den Wurzeln aus und da sie an diesen weder Samen noch Knollen fanden, so glaubten sie, Dua-Tara habe sie gefoppt und machten ihm Vorwürfe darüber,

daß er seine Bemühungen um die Civilisation auf nichts Besseres gerichtet habe, als auf das Hintergehen seiner Freunde.

Vergeblich sagte er ihnen, welchen Zeitpunkt sie abwarten müßten, vergeblich zeigte er auf seine eigenen, schön bestandenen Felder, sie glaubten nicht daran und als nun endlich die Zeit der Reife eingetreten war, glaubten sie wieder nicht, daß man aus diesen Körnern das wohlschmeckende Brod und den Schiffszwieback machen könne und vergeblich versuchte Dua-Tara mit seinen unvollkommenen Werkzeugen die Waizenkörner in Mehl zu verwandeln und so blieb man ungläubig bei allen seinen Versicherungen.

Indessen fuhr der junge Häuptling fort, den neu gewonnenen Samen abermals der Erde anzuvertrauen, um seinen noch geringen Vorrath auszudehnen und im nächsten Jahre hatte er die Freude, über große Massen von Weizen verfügen zu können und durch eine von Marsden herübergesendete Handmühle gelang es nun auch, Mehl zu bereiten und Kuchen zu backen, den er unter seine Freunde vertheilte, welche denn endlich an das glaubten, was er gesagt und sich nunmehr sehr bemühten, von dem köstlichen Samen zu bekommen, der sie in Stand setzte, sich dieses Gericht zu bereiten.

Hieraus entnahmen nun endlich die Neuseeländer, daß man von den Weißen wirklich Gewinn ziehen könne und als Marsden ein Paar Jahre später die Missionaire Kendall und Hal nach Neuseeland entsendete, um das Terrain zu sondiren, fanden sie überall die willfähigste und freundlichste Aufnahme und sechs Häuptlinge wollten die Missionaire nach Port Jakson zurückbegleiten, um den nunmehrigen Bischof Marsden zu bewegen, bei einem jeden von ihnen und zwar recht bald eine Mission zu errichten.

Marsden wollte die wichtige Unternehmung keinem Dritten überlassen, sondern begab sich selbst von den vorhin gedachten Missionairen und deren Familien, sowie von noch einem Sendboten, King, begleitet, nach Neuseeland und gleich bei seiner Ankunft vor Wangaroa glückte es ihm, einen jener Vertilgungskriege, welcher die Inseln aufrieb und entvölkerte, zu unterdrücken. Jetzt besuchte er mehrere Stämme und ward überall unter großen Hochachtungsbezeugungen und mit Freuden aufgenommen. Seine Ausflüge waren sehr weit gerichtet, sie erstreckten sich bis zur Bay Schuraki, wenigstens 45 deutsche Meilen von seinem Landungspunkte an der Nordspitze.

Als er so überall mit Freuden empfangen, die einflußreichsten Häuptlinge besucht hatte, berief er dieselben auf seiner Rückreise zu einer Berathung nach seiner zeitweiligen Residenz; hier versprach er ihnen Missionaire herzusenden und verlangte zu diesem Behuf den Verkauf eines fruchtbaren Stückes Acker. Man wollte ihm desselben so viel geben als ihm beliebte, ohne irgend welche Vergütigung, er aber wollte das Land kaufen, um ein unabweisbares Recht daran zu haben und so wurde denn für den Preis von 12 Aexten ein Raum von 200 engländischen Acres in dem Territorium von Ranga-hu, dem Häupt-

ling Dua-Tara gehörig, gezahlt und an die Missionsgesellschaft abgetreten; es ward ein schriftlicher Vertrag aufgesetzt und Dua-Tara gab als Siegel einen Abdruck der Tättowirung seines Gesichtes auf das Papier.

Auf diesem Fleck Landes wurden sofort die nöthigen Häuser für die Missionaire und deren Familien, sowie für die Handwerker, welche ihnen gefolgt waren, errichtet. Die neue Colonie bestand aus 25 Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes. Als Dua-Tara die Arbeiten der Colonisten erblickte, sagte er zu Marsden: „Jetzt, wo ich die Cultur des Weizens auf Neuseeland eingeführt habe, wird dasselbe ein Land von großer Wichtigkeit werden, ich werde im Stande sein, den Weizen nach Port Jakson zu verkaufen und dafür Aexte, Messer, Scheeren, Grabscheite und andere Ackerwerkzeuge eintauschen. Ich werde Thee und Zucker kaufen können, meine Freunde werden sich nicht mehr in Thierfelle und in Matten, sondern in leichte, baumwollene Kleider hüllen und ganz Neuseeland wird ein völlig verändertes Aussehen bekommen.“ Er sah schon den Ackerbau im großen Maßstabe über die Insel verbreitet, er sah Häuser auf derselben entstehen, wie er sie zu Sidney gesehen, aber alle diese Hoffnungen sollte er nicht zur Erfüllung bringen. Marsden verließ die Colonie am 26. Februar 1815, als Dua-Tara an einer Unterleibsentzündung erkrankt war und wenig Tage nachher starb der junge Häuptling in seinem 28. Jahre und zwar, wie man ihm vorwirft, durch und durch eingenommen von all' den Vorurtheilen, in denen er sein Leben zugebracht, trotz dessen, daß er 10 Jahre mit geringen Unterbrechungen unter Europäern gelebt, er soll seine heimathlichen Aerzte zur Besprechung seiner Krankheit berufen lassen und sich den von ihnen angewendeten Hexereien unterworfen haben &c.

Mir scheinen diese Vorwürfe höchst ungerecht. Abgesehen davon, daß man dergleichen Albernheiten auch bei uns noch oft genug findet und zwar nicht blos in den niedrigsten Ständen — wer hätte nicht vom Besprechen der Rose und anderer Uebel gehört — muß man nicht vergessen, wo der arme Mann seine Civilisation gesucht hat. Unter den niedrigsten verworfensten Menschen der Erde, unter gemeinen, engländischen Matrosen, zusammengelaufenem Gesindel aller Art und gewiß so reichlich genügend abergläubig, daß die vortrefflichste Wahrsagerin und Kartenlegerin es sich nicht besser wünschen kann. Nach Allem, was wir von dem jungen Manne wissen, hatte er trotz des Unglücks, das ihn verfolgte, trotz der Rohheit, der Bestialität, mit der er von den Matrosen und den Kapitains behandelt wurde und trotz dessen, daß er sich so gut wie gar nicht in einer Lage befand, in welcher man etwas lernen, einen Anstrich von Cultur hätte erlangen können, durch inneres, natürliches Gefühl mehr gewonnen, eine bessere Richtung seines Geistes erhalten, als hundert Andere unter besseren Verhältnissen wirklich erhalten haben.

## Hunderteinunddreißigstes Kapitel.

Unterricht in der Cultur europäischer Gewächse. Plünderung eines Schiffes. Schicksal der Gefangenen. Ein Engländer wird naturalisirt. Kriegszüge desselben durch die Insel. Verrätherei an seinen nächsten Freunden und Wohlthätern.

Ich glaube diese Behauptung dadurch beweisen zu können, daß er in der kurzen Zeit, welche er über seinen Stamm herrschte, demselben so weit geläuterte Begriffe beibrachte, daß jene erschreckliche Sitte nicht an ihm und seinen Untergebenen vollzogen wurde, nach welcher die benachbarten Stämme ebenso plündernd über das kleine Reich herfallen, wenn der Häuptling stirbt, wie die Bewohner eines Dorfes über die Besitzung der Wittwe und der Kinder herfallen, wenn der Hausvater gestorben ist. Sein kleines Reich blieb von diesem Schrecken verschont und in Folge dessen blieben es auch die Missionaire. Sie hatten nichts zu fürchten, denn die benachbarten Häuptlinge waren durch den verstorbenen jungen Mann schon so weit vernünftig und gesittet geworden, um in dieser Handlung nicht mehr einen unschuldigen Spaß zu sehen, wie sie dergleichen sonst betrachtet hatten, sondern eine Grausamkeit und Barbarei, welche sie abzuschaffen um so mehr geneigt waren, als sie selbst wenig Vortheil davon, ihre Familien aber, wenn nunmehr die Reihe sie traf, die größten Nachtheile zu erwarten hatten.

Die Missionaire beschäftigten sich nunmehr auf das Eifrigste mit dem Landbau und dem Unterricht. Der erstere war für sie höchst fruchtbringend, alle europäischen Culturpflanzen, so weit sie nur halbjährig, nicht perenirend waren, gediehen in der vortrefflichsten Weise; sie hatten also Hülsenfrüchte, Getreide und Wurzelgewächse in reichlichster Menge und es leuchtete den Eingeborenen sehr wohl ein, welch ein Vortheil daraus zu ziehen sei und wie sie die Annehmlichkeiten des Lebens durch diesen Zuwachs an Lebensmitteln und die Vervielfältigung der Genüsse verbessern könnten; aber die guten Lehren, welche man ihnen gab, fanden keinen so fruchtbaren Boden, erwachsene Menschen sind schwer zu lenken, sie gaben die Bemühungen daher auf und wandten sich an die Kinder; sie errichteten Schulen und die Mütter waren sehr bereitwillig, ihre Kleinen dahin zu schicken, um den größten Theil des Tages der Sorgen überhoben zu sein; aber auch hier zeigte sich, daß die guten Missionaire durchaus nicht praktisch seien, sie wollten den Neuseeländern durchaus Lesen und Schreiben beibringen, denn sie hielten es für das Nöthigste, sie mit der Bibel vertraut zu machen — Kinder und die Bibel, man kann den Unsinn wohl kaum weiter treiben, dieses älteste Document der Geschichte, diese Grundlage der israelitischen und christlichen Religion ist ein Buch für den gereiften Mann, aber nicht eine Fibel.

Dies könnte man die eine Seite der Frage nennen; die andere dürfte wohl sein: Ist denn Lesen und Schreiben wirklich die unterste Stufe der Cultur? Wenn das ist, so befinden sich in Europa vielleicht 200 Millionen Menschen, welche noch nicht diese unterste Stufe der Cultur erklommen haben, welche demnach ebenso tief stehen, wie die Neuseeländer. Ein paradoxer Satz, welchen ich nicht vertreten möchte.

Die Missionaire beklagten sich Jahre lang über die Neigung der Kinder zum Spielen. — Mein Himmel! um diese Erfahrung zu machen, mußten sie nach Neuseeland gehen?

Die Ruhe in den ländischen Schulen wird durch die gräßlichsten Züchtigungen hervorgebracht, in unseren Kleinkinderschulen bringt man sie durch Erzählungen hervor. Hatten denn die Missionaire ganz vergessen, daß sie selbst einmal Kinder gewesen waren und daß das größte Ergötzen, was Vater oder Mutter ihnen bereiten konnte, im Geschichtenerzählen bestand? Oder ist das in dem glücklichen Alt-England nicht so und macht die Ruthe allein alles ab?

Daß ihre Predigten gegen Raub und Plünderung, gegen Mord und Menschenfresserei nichts halfen, bewiesen die fortwährenden Kämpfe untereinander und die sich stets von Neuem wiederholenden Angriffe auf die landenden, auf die vor Anker gehenden Fahrzeuge. Diese schrecklichen Sitten wurden erst durch die Erziehung einer neuen Generation gemildert und theilweise vertilgt; in der damaligen Zeit aber hatte man wiederholt schwere Verluste zu beklagen. Ein interessanter Fall wurde durch den Engländer Rutherford bekannt. Die amerikanische Brigg „Agnes" war in der Bay Toko-malu südlich von dem Vorgebirge Waiapu (oder Ost-Cap) vor Anker gegangen und es entwickelten sich zwischen den Eingeborenen und der Bemannung sehr angenehme und wie es schien beiden Theilen Gewinn versprechende Unterhandlungen. Man tauschte hin und her, wohnte bei einander und lebte mehrere Tage in ganz heiteren Verhältnissen. Da fiel es ein Paar von den Matrosen, welche am Lande waren, unglücklicherweise ein, auf die Ueberlegenheit ihrer Waffen zu pochen, sie fingen Streit an und wurden erschlagen.

Alsbald riefen Feuersignale die benachbarten Dörfer zur Plünderung des Schiffes zusammen. Der Kapitain sah diese gefahrdrohenden Zeichen und wollte schleunigst die Bay verlassen; das Aufholen des Ankers aber forderte so viel Zeit, daß gegen zehn große Piroguen mit mehr als 200 Mann besetzt, in See schossen, sich mit unglaublicher Schnelligkeit dem Schiffe näherten und es von allen Seiten erstiegen. 15 Mann waren auf dem Schiff, es war denselben unmöglich, sich gegen die höchst überlegene Anzahl zu wehren, die Neuseeländer erkletterten das Schiff, erschlugen drei von der Mannschaft und nahmen die zwölf übrigen gefangen. Das Schiff wurde geplündert und alles Werthvolle an's Land gebracht, die drei Leichen und zwölf Gefangenen gleichfalls. Von diesen letzteren wurden sechse sofort erschlagen und mit den drei Todten für den

nächsten Tag zu einem Festmahl gebraten. Nach diesen wurden die sechs Uebrigbleibenden in das Innere nach der Festung Rangadi gebracht, hier wurden sie als Sclaven verkauft und mußten sich das Tättowiren auf neuseeländische Weise gefallen lassen. Der Engländer Rutherford gehörte einem mächtigen Häuptling Emaï und er ward selbst ein Mann von großem Ansehen. Ein Gefährte in seiner Sclaverei, die er übrigens durchaus nicht beschwerlich schildert, wurde nach einem Jahr etwa in einer Versammlung getödtet. Bis dahin waren die beiden Leute beschäftigt, für ihren Herrn täglich Jagd zu machen, was ihnen mit Hilfe zweier Doppelgewehre, die unter dem Beuteantheil ihres Herrn gewesen, leicht genug werden mußte. Da fiel es einmal dem Häuptling ein, ein Fest mitzumachen, während seine alte Mutter schwer erkrankt unter der Obhut eines Zauberers allein in der Hütte zurückblieb. Die beiden Weißen behüteten das Haus. Ein Sclave lieh von dem einen Engländer ein Messer, um damit Zweige zur Ausbesserung der Hütte abzuschneiden; hierauf schlachtete der Engländer mit demselben Messer ein Schwein und legte einige Stücke davon zum Kochen in einen Topf, auch schälte er Kartoffeln, damit sie gleichfalls gekocht würden.

Der kranken Mama sagte der Geruch dieser Speisen zu und sie forderte davon etwas und erhielt es im Beisein des Arztes. Am folgenden Tage starb sie, als der Häuptling zurückkehrte. Sie sollte nun begraben werden mit allen Ceremonien, welche für die Mutter des Häuptlings unerläßlich sind, darunter gehört öffentliche Ausstellung der Leiche, Balsamirung derselben, Schmuck des Hauptes derselben mit weißen Federn, Besuche von fremden Häuptlingen u. s. w.

Dies dauerte drei Tage, am vierten versammelten sich die anwesenden Häuptlinge, um den Leichnam zu untersuchen, um zu sehen, ob der Arzt seine Schuldigkeit gethan habe und ob die Frau nicht durch Vernachlässigung irgend einer Ceremonie gestorben sei. In diesem Falle hätte nur sein Tod das Verbrechen sühnen können. Der Arzt wurde nun vernommen und er mußte die kleinsten Umstände, welche dem Tode vorangegangen waren, erzählen. Da nahm ein alter Häuptling das Wort und erklärte, Madam Häuptling sei gestorben, weil sie Kartoffeln gegessen, die mit einem Messer geschält worden, mit welchem ein Weißer ein Schwein geschlachtet, nachdem dasselbe Messer in den Händen eines Sclaven gewesen, welcher Baumzweige damit abgeschnitten, welche zum Hausbau bestimmt gewesen. Der alte Mann rieth den schuldigen Weißen zu tödten und aufzuessen, vor allen Dingen, weil er an dem Tode schuld und also bestraft werden müsse, demnächst würde eine solche Strafe als ein abschreckendes Beispiel wirken, drittens würde es eine Satisfaction für den Häuptling sein, viertens würde es eine große Ehre und eine Freude für den Geist der Gestorbenen sein, wenn man ihr zu Liebe einen Weißen opfere und aufzehre, was noch gar nicht dagewesen. Die Häuptlinge, so viel ihrer vorhanden waren, stimmten dem Vorschlage bei.

Der arme unschuldige Schuldige verlor gänzlich den Muth, er vermochte kein Wort zu seiner Vertheidigung hervorzubringen, aber Rutherford erklärte, daß sein Genosse durchaus keine bösen Absichten gehabt, daß er die heiligen Gebräuche der Insel nicht gekannt und er nur den Wunsch der Kranken berücksichtigt und in Gegenwart des Arztes erfüllt habe. Er bat seinen Herrn Emaï dem Unglücklichen das Leben zu schenken, aber noch während er sprach, hatte der alte Häuptling und Ankläger Rutherford's Kameraden mit einem Keulenschlage getödtet. Emaï gestattete übrigens nicht, daß man den Weißen verzehre, sondern er gab den Leichnam an Rutherford, um denselben nach seiner Weise zu bestatten; aber von da an hatte sich das Herz des Häuptlings auf wunderbare Weise Rutherford zugewendet, er schloß einen Freundschaftsbund mit ihm, gab ihm zuerst eine, dann die andere seiner Töchter zu Gattinnen und ließ ihn Theil nehmen an allen Berathungen und an allen Kämpfen untereinander und er theilte auch mit ihm die Ehren seines Standes, er ward ein hochgeachteter und gefürchteter Häuptling und die Züge, welche er mit Emaï machte, waren so ausgedehnt, daß man bis zu dieser Zeit nichts Aehnliches gekannt hat. Er stand an der Spitze von mehreren tausend Mann und machte Märsche, welche fünf volle Wochen brauchten. Bei einem dieser Züge standen die Feinde einander gegenüber, hatten zwar Feuergewehre, brauchten dieselben jedoch nur einmal, luden sie nicht wieder, sondern traten sofort in's Handgemenge im einzelnen Kampf aneinander. Bei diesem Kampfe, der sich sehr bald zu Gunsten des Häuptlings Emaï und Rutherford's entschied, wurde der letztere von einem Flüchtling am Schenkel verwundet durch einen mit vielen Widerhaken versehenen Speer. Auf dem Schlachtfelde wurde der Siegesgesang angestimmt und die Leichen der Erschlagenen lieferten das Festmahl; Rutherford wurde aber durch zwei Mädchen des besiegten Stammes von der Waffe befreit, welche im Fleisch des Schenkels sitzen geblieben war, sie schnitten die Widerhaken heraus, füllten die Wunde mit frischen Kräutern und zum Dank nahm der Engländer auch diese beiden Mädchen zu Frauen und kehrte dann zu dem Stamme der ihn adoptirt hatte, zu dem Wohnsitz desselben zurück, wo er nun mit vier Frauen noch ein Paar Jahre — wie er versichert, sehr glücklich lebte.

Da ereignete sich's, daß Feuersignale auf den Bergen die Ankunft eines Schiffes verkündeten. Alsbald machte sich der Häuptling mit Rutherford, einer tüchtigen Schaar von Kriegern und Sclaven, welche Schweine vor sich trieben, nach dem Meere auf den Weg, dasselbe in zwei Tagen erreichend. Das Schiff war noch ziemlich fern, denn ein ungünstiger Wind hinderte es am Einlaufen in die Bay von Toku-malu.

Es ward eine Berathung gehalten, in welcher die Häuptlinge beschlossen, sich des Schiffes zu bemächtigen, es zu plündern und die Mannschaft zu tödten. Damit es aber desto gewisser in die Bay einlaufe, beschloß man, Rutherford mit dem Sohn des Häuptlings und vier Eingeborenen an den Kapitain ab-

zusenden und ihm viele Versprechungen zu machen, wenn er sich auf Tauschhandel einlassen wolle.

Rutherford nahm die Ausführung dieses Auftrages an, natürlich nur, um den glücklichen Zufall der Ankunft des fremden Schiffes zur Flucht zu benutzen. Das Schiff war eine amerikanische Brigg. Rutherford erzählte dem Kapitain seine wunderbaren Schicksale und frug, ob er ihn mit nach England oder nach einem amerikanischen Hafen nehmen wolle, wenn er ihn vor einem großen Unglück bewahre. Die Forderung wurde zugesagt und nun erzählte er das Schicksal der Brigg „Agnes", zeigte dem Kapitain durch das Fernrohr die im fernen Hintergrund der Bay versammelten Kähne und sagte, daß seiner ein ganz gleiches Schicksal warte. Der Kapitain war sehr froh, so guten Kaufs davon zu kommen, er wiederholte seine Zusage, Rutherford aber, um sich noch mehr in Gunst zu setzen, machte den Kapitain darauf aufmerksam, daß der junge Häuptling, der Bruder einer seiner Frauen, einige Kleinigkeiten gestohlen habe, wofür derselbe, wie natürlich, auf eine abscheuliche Weise gezüchtigt, mit Ruthen blutig gehauen und so entehrt in sein Boot geworfen wurde, indessen der Kapitain sein Schiff wenden ließ und das Weite suchte. Dieses geschah am 9. Januar 1826. Die Rettung des Schiffes wäre wohl auch ohne diese Schändlichkeit möglich gewesen.

---

## Hundertzweiunddreißigstes Kapitel.

Die Missionaire. Der Häuptling Schongi, der Panipatti (Bonaparte) von Neuseeland. Dessen Kriege. Schongi in London. Erfolg seiner Reise und seine Mißstimmung gegen die Missionaire.

Unterdessen machten die Missionaire zwar langsame, aber doch sichtliche Fortschritte und zwar merkwürdigerweise nicht bei den Knaben, sondern bei den Mädchen. Diese hatten theils mehr Neigung zum Stillsitzen, theils wurden sie nicht mit Lesen und Schreiben gequält, sondern mit nützlichen Handarbeiten; man lehrte sie aus Baumwolle Fäden spinnen, man lehrte sie weben, die gewebten Zeuge zu Kleidungsstücken zusammensetzen, man lehrte sie kochen, aus derselben Substanz verschiedene Gerichte bereiten und da sie dieses alles sehr schnell auffaßten, so hätte dies wohl ein Fingerzeig für die weisen Väter sein können, allein sie blieben dabei, daß Lesen und Schreiben für Knaben unerläßlich und daß es das Erste sei, was gelehrt werden müsse. Noch ein anderes Beispiel von der Unzweckmäßigkeit ihres Verfahrens ging ebenso spurlos an ihnen vorüber.

Zwei Söhne großer Häuptlinge vom Stamme der Paroa schifften sich im Jahre 1817 nach England ein, brachten unter Marsden's Empfehlung zehn Monat in einer Missionsschule von London zu und kehrten am Ende des Jahres 1819 zurück, aber sie hatten dort weder Schreiben noch Lesen gelernt, wohl aber mit Fleiß sich die Arbeiten der Maurer, Schmiede, Zimmermeister, Gerber und Schuhmacher, Bäcker &c. angesehen und kamen mit diesen Kenntnissen bereichert nach ihrer Heimath zurück. In derselben Zeit schickte auch Marsden drei neue Missionaire mit ihren Familien nach Neuseeland, welche sich unter der Protection von Schongi in dem Stamme Kidi-kidi niederließen. Sie kauften für den Preis von 48 Aexten einen Landstrich von 13,000 Acres (ungefähr eine deutsche Quadratmeile) und gründeten dort eine ausgedehnte Niederlassung. Auf die Bitten eines anderen Häuptlings Koro-koro wurde eine Abzweigung dieser Mission nach Manawa-Ura verpflanzt.

Schongi war ein gewaltiger Häuptling und er schien im Sinne zu haben, der Napoleon von Neuseeland zu werden, da er aber bei dem großen Unabhängigkeitssinne der Eingeborenen dies nur durch Gewalt der Waffen erreichen konnte, so suchte er sich die Missionaire möglichst zu Freunden zu machen, um von ihnen Schießgewehre zu bekommen. Sie selbst gaben dergleichen allerdings nicht her, aber ihre Anwesenheit zog Schiffe an die sonst so feindlichen Küsten und von diesen waren Gewehre und Schießbedarf immer zu haben, wenn man nur Schweine genug hatte, um sie zu bezahlen. Noch in anderer Art war die Niederlassung dem Häuptling wichtig, denn die Arbeiter derselben waren die Einzigen, welche die verdorbenen Gewehre zurecht machen konnten, auf etwas anderes, auf die heiligen Lehren, welche die Missionaire auszubreiten suchten, legte er keinen Werth; er sagte: die christliche Religion tauge nur für eine Nation von Sclaven, die seinige liebe Krieg und Kriegsruhm und in ihrer Zukunft wollten sie nichts anderes haben, als Kampf und Sieg und Siegesruhm, das sei das einzig Wünschenswerthe für eine große und edele Nation.

Der Häuptling Schongi zeigte den Missionairen, daß er sich Achtung zu verschaffen wisse. Wo irgend auf der Grenze seines kleinen Reiches etwas begangen war, was ihm mißfiel, da überzog er den Stamm mit Krieg, schonte aber Weiber, Kinder und Unmündige und begnügte sich damit, die Stammesältesten, Häuptlinge und die vornehmsten Krieger, welche Anspruch auf das Erbe hätten machen können, zu vernichten und den besiegten Stamm dem seinigen einzuverleiben. Hiedurch wuchs seine Macht immer mehr und man unterwarf sich ihm gerne, weil man erfuhr, daß die Beleidigung, die man einem seiner Unterthanen zugefügt, gerächt wurde, als wäre sie ihm zugefügt, dies gab Vertrauen und so wuchs seine Macht immer mehr.

Schongi hatte ein gutes Gedächtniß, der große Schongi, der Panipatti von Neuseeland (Bonaparte), wie er sich gerne nennen hörte, vergaß nicht, was vor vielen Jahren dem kleinen Häuptling geschehen war. Im Jahre 1804 war

ihm durch eine engländische Brigg seine Nichte entführt worden, dieses junge Mädchen führte die Brigg nach Witianga und verkaufte sie dort an den Häuptling Waru, welcher, nachdem er sich ein halbes Jahr lang ihrer Schönheit erfreut, dieselbe um einer Kleinigkeit willen tödtete und sie mit seinen Freunden ganz gemüthlich verzehrte. Dies war eine Beleidigung, welche nicht verziehen werden konnte; als nun der Häuptling und Oheim nach und nach zu Rang und Größe gelangt war, zog er an der Spitze eines Heeres von 600 Kriegern nach Witianga und landete in der Bay, an deren Ufern die Veste des Waru lag.

Waru ging ihm entgegen und frug, was er hier mit den vielen Bewaffneten wolle. „Ich komme her," erwiderte der Krieger, „um Genugthuung zu haben dafür, daß Du meine Verwandte getödtet hast."

„Die einzige Genugthuung, welche ich Dir geben kann," erwiderte Waru, „ist die, daß ich Dich selbst gleichfalls brate und esse."

„Gut," erwiderte der fremde Häuptling, „die Waffen mögen entscheiden; wann willst Du den Kampf beginnen? Gleich heute?"

„Nein," erwiderte Waru, „heute bin ich nicht vorbereitet, aber morgen."

So wurde die Sache festgestellt und um keine Zeit zu verlieren, bestimmte man sogleich das Schlachtfeld. Am nächsten Morgen standen die beiden Heere einander gegenüber. Waru hatte nur Krieger mit Lanzen und Keulen bewaffnet, der Angreifer aber hatte bei seinem Heere 35 mit Musketen versehene Leute. Beim ersten Angriff schon fielen 18 von Waru's Begleitern, darunter sein eigener Vater und zwei Häuptlinge. Die Besiegten entflohen und der Angreifende erklärte, daß er Genugthuung habe und bot großmüthig seinem Gegner Frieden; Waru aber verschmähte diesen und war am folgenden Morgen wieder auf dem Kampfplatz. Diesmal aber ging die Sache noch viel schlimmer, 400 der Seinigen blieben auf dem Schlachtfelde, eine große Menge derselben ertrank, 260 wurden zu Gefangenen gemacht und unter die Häuptlinge vertheilt. Nur wenige von dem ganzen Heere konnten entfliehen.

Noch am selben Abend suchte der Sieger den flüchtigen Häuptling auf, der sich in einem Wäldchen verborgen hatte und warf ihm seine bösen Redensarten vor, welche so viel Blut gekostet hatten. Waru erwiderte, er sehe ein, daß er Unrecht habe und daß man den Feuerwaffen nicht widerstehen könne. Er frug nunmehr nach seiner Frau und seinen Kindern. Der Sieger führte ihn zu denselben, welche gleichfalls gefangen waren und gab sie ihm zurück, blieb dann mit seinen Kriegern auf dem Schlachtfelde drei volle Tage lang, lebte von den Leichen der Erschlagenen und kehrte dann mit den Gefangenen zur Heimath zurück.

Mit einem solchen Manne konnten die Missionaire nicht wohl durchkommen. Schongi wollte die ganzen Inseln beherrschen und vertilgen was sich diesem Bestreben widersetzte. Dies konnte nur durch eine große Anzahl von Feuerwaffen gelingen und wo diese herbekommen, wenn nicht von England.

So eröffnete er denn seine Absicht, dorthin zu gehen, den Missionairen und diese, welche keineswegs ahnten, was er eigentlich beabsichtigte, unterstützten die Reise nach Kräften und Schongi schiffte sich im März des Jahres 1820 nach London ein.

Dort auf Grund guter Empfehlungen, sowohl bei dem Könige als bei vielen Lords der stolzen Insel empfangen, vergaß er keinen Augenblick seine Würde und er hatte solche Herrschaft über sich, daß nichts ihn zu überraschen, nichts ihn in Erstaunen zu setzen schien. König Georg überhäufte ihn mit Geschenken, aber auf nichts legte er Werth als auf Waffen und eine vollständige Generalsuniform und einen glänzenden Küraß. Er kehrte glücklich zurück, aber in Port Jakson verwandelte er die glänzendsten Geschenke des Königs in Pulver und Blei, welche allein er haben wollte.

Während der Abwesenheit des kriegerischen Häuptlings hatten die Missionaire bedeutende Fortschritte gemacht, sie hatten die Wilden einigermaßen gezähmt, sie hatten dieselben arbeiten gelehrt. Holz zu sägen und zu spalten, Holz zu behauen und zu formen um Häuser zu bauen, Mauern aufführen hatten sie gelernt und arbeiteten allgemach willig und gegen einen mäßigen Tagelohn, lediglich allein um den Preis der Ernährung und in Folge der Hilfe der kräftigen Arme der Neuseeländer blühte die Colonie auf eine wunderbare Weise auf. Aber als im Juli des Jahres 1821 Schongi wieder zurückkehrte, änderte sich die Gestalt der Dinge zusehends. Vor allem Anderen brachte Schongi von seiner Reise nach Europa eine gründliche Verachtung der Missionaire mit; er hatte ihre sehr untergeordnete, bescheidene Stellung mit der vergleichen gelernt, welche die würdigen Lords einnahmen, er wußte jetzt, daß sie nichts weniger als Häuptlinge wären, daß sie gar nichts Eigenes besäßen, daß sie im Gegentheil von gespendeten Almosen lebten und er pflanzte seinen Haß und seine Verachtung gegen die Priester seinen Untergebenen ein; er konnte es ihnen nicht verzeihen, daß sie ihm keine Feuerwaffen geben wollten und daß sie sogar mit großem Eifer die Kapitains der landenden Schiffe dahin bearbeiteten, ihnen dergleichen nicht zu verkaufen.

Schongi versammelte kurz nach seiner Rückkehr die Häuptlinge und angesehensten Krieger und erzählte ihnen die Abenteuer seiner Reise; dann sagte er: „Der König hat sehr viele Flinten, sehr viel Pulver und Kugeln und auch außerordentlich viel Soldaten, welche alle so roth aussehen, wie die untergehende Sonne, denn sie sind alle ganz in Blut getaucht. Warum können wir nicht auch so viele Gewehre haben, wie König Georg? Meine Brüder wissen es! die Missionaire wollen sie uns nicht geben. Aber wer sind diese Leute, sind sie Herren, sind sie Fürsten, sind sie Häuptlinge? Nein, sie sind Sclaven! sie sind Diener, welche thun müssen, was ihr Herr befiehlt; aber weil ihr Herr weit von hier wohnt, so thun sie nicht was sie müssen, sondern sie thun was sie wollen.

„Ich habe den König Georg gefragt, ob er befohlen habe, daß man mir keine Waffen verkaufen solle und er hat geantwortet nein; er hat mir gesagt, daß die Missionaire an ihn geschrieben hätten, er möge mir keine Waffen verkaufen, er wisse aber nicht warum und darum wolle er sich auch nicht dazu hergeben, mir meine vernünftige Bitte abzuschlagen und er hat mir selbst Waffen geschenkt, welche fernhin treffen und er hat mir ein Kleid gegeben, welches den Tod fern hält, ein Kleid, von welchem die Kugel abspringt und an welchem die Lanze zersplittert.

„Wenn dies der König thut, warum thun es nicht die Missionaire, welche seine Sclaven sind und ihm gehorchen müssen? Ich weiß, warum sie es nicht thun, sie sind feig, sie fürchten sich vor uns und sie fürchten sich, mit uns zu kämpfen, wenn wir ebenso bewaffnet sind wie sie, denn ihr Herz ist schwach und das unsere stark; unser Blut ist roth und ihres ist weiß, wo sollen sie Muth herbekommen, sie, welche nicht die Kinder freier Männer, sondern nur Sclavensöhne sind."

Auf solche Weise nahm Schongi die Häuptlinge ein gegen die Missionaire, dann berief er die Arbeiter von den Feldern zurück und verbot ihnen, den Weißen Dienste zu leisten, wenn man sie nicht mit Gewehren und Schießbedarf bezahle oder mit Geld, wofür sie dergleichen kaufen könnten und natürlich mußten die Arbeiter gehorchen.

---

## Hundertdreiunddreißigstes Kapitel.

**Kriege des Häuptlings Schongi gegen seine Nachbarn. Verfolgung der Missionaire. Der würdige Marsden, der Apostel von Neuseeland. Sein Urtheil über die Eingeborenen. Kriegszug eines Häuptlings um die ganze Insel. Sein Untergang.**

Des Häuptlings Befehl ging von Mund zu Mund und von Dorf zu Dorf, überall begann man die einst hochgeachteten Missionaire als untergeordnete Menschen, als Sclaven zu betrachten. Die Folge davon war eine Menge höchst widerwärtiger Scherereien, denn da man sie nicht mehr achtete, fürchtete man sie auch nicht mehr und glaubte ihnen gegenüber sich alles erlauben zu dürfen. Man durchbrach die Umzäunungen ihrer Felder, trieb ihr Zuchtvieh davon, nahm, was man ergreifen konnte und es kam zu vielen gefährlichen Bedrohungen der Colonisten selbst; ohne den Häuptling Rewa wäre ihr Leben gefährdet gewesen, endlich aber sah Schongi selbst ein, daß es unpolitisch sein würde, die Leute aus ihren Besitzungen zu verjagen und sie zu veranlassen, sich einen anderen Stationsort zu wählen; er kehrte daher auf halbem Wege um,

nahm zwar keineswegs seine frühere achtungsvolle Handlungsweise gegen sie an, aber er verhinderte weitere bedrohliche Feindseligkeiten und setzte dafür sowohl die Arbeiter der Missionaire wie diese selbst recht häufig in Requisition. Die ersteren mußten seine Gewehre stets in gutem Stande erhalten, die anderen mußten ihm wacker Thee, Kaffee, Grog und Punsch geben, auch ihre substanzielleren Gerichte hatte er sehr gerne, wenn er nicht an einer schönen Mahlzeit, an ein Paar erschlagenen Feinden Theil zu nehmen hatte.

Nachdem Schongi seinen Zweck erreicht, nachdem er sich hinlänglich mit Gewehren und Schießbedarf versehen und die Missionaire genügend verdächtigt hatte, um ihnen den Credit zu rauben, setzte er sein großes Unternehmen in's Werk, das nämlich, sich die ganze Insel zu unterwerfen. Er verließ die Inselbay, seinen Hauptsitz, in Begleitung von 3000 Kriegern, davon mehr als 100 mit Flinten bewaffnet waren. Noch niemals hatte man eine ähnliche Kriegermasse beieinander gesehen; die Flotte, auf der sie eingeschifft wurde, bedeckte die ganze Bay und setzte in Schrecken alle Orte, an denen sie vorüberzog.

Der Krieg galt dem Lande Witi-anga und dem Häuptlinge Schuraki. Es schien als ob derselbe von der drohenden Gefahr unterrichtet gewesen, denn man fand ihn zum Kampfe bereit und er hatte ein zahlreiches Heer um sich versammelt. Es kam bald zum Kampf und derselbe war furchtbar, von Seiten der Angreifer blieben mehr als 400, dagegen auf Seiten der Angegriffenen 1200 Menschen auf dem Platze, die Uebrigen entflohen, nachdem im Handgemenge der wüthende Schongi einen der tapfersten Krieger seines Gegners, Inaki, mit eigener Hand getödtet hatte. Er schnitt ihm nun den Hals durch, fing das strömende Blut in der hohlen Hand auf und trank es mit Siegeslust aus.

Auf der Flucht holten die Sieger den größten Theil der Angegriffenen ein, 2000 Gefangene kamen zur Vertheilung unter die Sieger und das Festmahl wurde auf dem Schlachtfelde gehalten an den Körpern von 300 gefallenen Kriegern.

In solcher Weise ging es fort; Schongi durch seine 100 Feuergewehre stets im Uebergewicht, zog von Bay zu Bay und ließ überall in den brennenden Dörfern und in den mit Blut gedüngten Schlachtfeldern die schrecklichsten Spuren seiner Anwesenheit zurück.

Von da ab schien aber der Glücksstern des gewaltigen Helden im Sinken begriffen zu sein, denn es trat ihm ein anderer Held gegenüber, Mudi-panga, welcher nicht weniger tapfer und ebenso glücklich war als Schongi, doch denselben weit überlegen durch einen kräftigen, durchdringenden Geist, durch mancherlei nützliche Kenntnisse und das Bestreben, sich immermehr zu unterrichten. Er vermochte allein den fortdauernden Siegen des gewaltigen Kriegers zu widerstehen, vermochte ihnen allein einen Damm entgegenzusetzen. Schon wiederholt hatte Schongi versucht, ihn zu unterdrücken, ihn zu besiegen, doch vergebens,

so oft sie aneinanderkamen, blieb immer der tapfere Häuptling Sieger; Schongi verlor zwei Brüder, den größten Theil seiner tapfersten Häuptlinge und er selbst war genöthigt, sein Heil in der Flucht zu suchen.

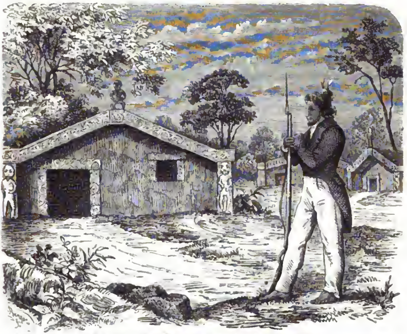
Als Schongi auf dem Gipfel seiner Macht stand, wollte er diese nochmals gegen Mudi-panga versuchen und er rechnete dabei sehr auf die große Zahl von Feuergewehren, welche ihm zu Gebote stand. Allein Mudi-panga wußte diese Uebergewalt unschädlich zu machen. Er befahl seinen Kriegern in dichter Masse auf den Feind loszustürzen, aber in dem Augenblick, wo sie sähen, daß die Gegner ihre Gewehre anlegten, sich flach auf den Boden zu werfen. So geschah es und als die Salve abgegeben war, ohne einen Einzigen zu verletzen, sprangen diese auf und bevor jene im Stande waren, wieder zu laden, fielen sie über dieselben mit ihren gewaltigen Kriegskeulen her und es entstand ein so entsetzliches Blutbad, daß von dem ganzen Heer des Schongi nur 15 Krieger entkamen. Die anderen waren alle erschlagen oder wurden gefangen genommen.

Trotz dieses höchst glänzenden Sieges war Mudi-panga doch keineswegs übermüthig. Er verfolgte seinen Sieg nicht, denn er ging nicht auf Eroberungen aus, er kämpfte nur zu seiner Vertheidigung und wünschte nichts als Ruhe und Friede und wünschte sie auf der ganzen Insel verbreitet, that daher auch alles mögliche, den würdigen Marsden bei seiner Herüberkunft zu bewegen, Missionaire auf sein Territorium zu senden, da er die Niederlassung dieser Leute für die sicherste Garantie eines dauernden Friedens ansah.

Marsden, welcher auf seiner langen Wanderung durch alle Theile der Inseln sich überzeugt hatte, daß dieselbe sowohl in ihrer Fruchtbarkeit, in ihrer glücklichen klimatischen Lage als auch in den Schätzen, welche ihre Berge enthielt, die sicheren Bedingungen zur dereinstigen Größe einer ihrer würdigen Nation umschloß, fand, daß dieser Größe allein die fürchterliche Neigung zum Kriege gegenüberstand; aber es schien fast, als sei diese nicht zu besiegen, denn nur ganz einzelne unter den Häuptlingen fanden es angenehm, die europäischen Sitten unter sich zu verbreiten oder selbst sich ihrer zu bedienen. Zu diesen gehörte der Häuptling Tuaï, jedoch nur deswegen, weil er mehrere Jahre unter den Europäern selbst gelebt, nicht weil er bei den Missionairen jene Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten gefunden, sondern weil er sie dort im großen Maßstabe und allgemein verbreitet gesehen hatte; so nahm er denn auch die äußeren Manieren der Engländer an, sprach ziemlich verständlich englisch, kleidete sich nach ihrer Weise, aber allerdings mit Hinweglassung der Stiefeln und der Kopfbedeckung und seine nackten Füße, sowie sein tättowirtes Gesicht sahen zu dem eleganten schwarzen Frack drollig genug aus, wenn er zu den Missionairen kam, um mit denselben über Anlage einer Colonie zu verhandeln oder um von ihnen Nützliches zu erfahren. Unser Bild zeigt zugleich eines jener schön gebauten Häuser, wie sie den Häuptlingen zur Wohnung dienen,

die anderen Insulaner wohnen in Strauchhütten, wie sie dort allgemein für das Volk im Gebrauch sind.

Daß die Neuseeländer anständige Leute seien und nicht bösartig, wenn man sie nicht reize, erzählt Marsden aus eigener Erfahrung. Er war zum vierten Male nach Neuseeland gekommen und hatte sich auf dem Schiffe „Brampton" dahin begeben; das Schiff scheiterte bei der Einfahrt in den Fluß Waï-tangi. Sehr natürlich war die Besorgniß, daß die ganze Besatzung ermordet werden würde, man hatte aber diese sogenannten Wilden durchaus verkannt, sie kamen in Schaaren herbei, um zu helfen, um zu retten, mit einem



Neuseeländische Häuptlingswohnungen. (S. 584.)

Eifer und einer Ehrlichkeit, welche der hochstehendsten Nation Ehre gemacht hätte, halfen sie den Leuten aus ihrer verzweifelten Lage, schafften die Gegenstände, welche umherschwammen, an's Land, halfen sie von dem Schiffe mit eigener Lebensgefahr bergen was irgend möglich war und zum nicht geringen Erstaunen der Seefahrer ward nicht ein einziger Diebstahl verübt. Die Missionaire schrieben sich diese Veränderung in dem einst so berüchtigten Charakter der Wilden zu, da man aber jetzt den Charakter dieser Leute näher kennen gelernt hat, ist man überzeugt worden, daß Raub und Plünderung nur an den Feinden nach ihrer Besiegung geübt wird (so machen es die Weißen auch) und das

Versprechen, drei Tage oder drei Stunden eine eroberte Stadt plündern zu dürfen, hat noch jetzt für die Heere einen großen Reiz, so z. B. bei der blutlosen Einnahme von Perugia durch die Schweizer-Regimenter in dem italienischen Kriege von 1858 und 59.

Wenn man den Neuseeländern nicht feindlich gegenübertrat, hatte man von dem Anfange der Bekanntschaft mit ihnen nicht das Geringste zu befürchten; alle jene Greuel, welche dort verübt worden, sind von den Europäern dadurch hervorgerufen, daß sie das Ehrgefühl der Eingeborenen mit Füßen traten und daß sie immer zuerst rücksichtslose Grausamkeiten und Schändlichkeiten verübten. Daß sie übrigens kriegerisch sind, kann ihnen Niemand zum Vorwurf machen; die Perser und Griechen waren es vor 3000 Jahren, sowie die Franzosen es noch jetzt sind und Niemand hat sie deshalb getadelt und es ist die Cultur, die Civilisation deshalb nicht geringer geworden.

Der Tuaï, dessen Bild wir auf der vorigen Seite gesehen haben, hatte einen Oheim mit Namen Pomare, einen Namensvetter des Königs Pomare auf Tahiti, aber der Neuseeländer war unter den Seinigen ein hochberühmter Krieger und von einer solchen persönlichen Tapferkeit, daß sie über allen Glauben hinausgeht. An der Spitze von 150 ausgesuchten Kriegern eröffnete er einen Kriegszug durch die ganze nördliche Insel, wie man sagt, bis zu der Meerenge, welche Cook's Namen trägt. Vom Süden dieser Insel zog er auf der entgegengesetzten Küste nordwärts, so daß er einen Triumphzug um die ganze Insel hielt, ohne daß irgend ein Stamm kräftig genug gewesen wäre, um die tapfere Schaar in ihrem Siegeslaufe zu hindern. Tuaï, welcher auf St. Helena gewesen war und dort Napoleon sowohl gesehen, als von seinen Thaten erzählen gehört hatte, pflegte ihn gerne mit diesem Helden zu vergleichen und ihn den Panipatti von Neuseeland zu nennen, welchen Namen Schongi jedoch bereits usurpirt hatte. Alexander wäre auch vielleicht richtiger gewesen, denn wie dieser junge, griechische Held durchzog er mit einer kleinen Schaar tapferer Leute ganz unbekannte Länder und schlug überall die zahlreicheren Feinde. Auch dieser tapfere Mann ging unter an der Treulosigkeit der Engländer. Ein Handelsschiff, „Mercuri", Kapitain Gillon, hatte mit Pomare einen Vertrag abgeschlossen. Der Häuptling sollte mit seinen Leuten ihm so viel Schiffsbauholz liefern, als er zu einer vollständigen Ladung brauchen würde, wofür ihm fünf Schießgewehre, zwei Fäßchen Pulver und zwei Centner Bleikugeln versprochen wurden. Kapitain Gillon hatte sich am Fuß eines Hügels vor Anker gelegt und nahm das Holz, wie es die Arbeiter des Häuptlings nach dem Schiffe brachten. Als er seine Ladung voll hatte, fuhr er von dannen und ließ dem braven Pomare das Nachsehen. Schon genügend an solche Betrügereien gewöhnt, sagte er nichts weiter zu seinen Arbeitern, er entließ dieselben und zog mit wenigen Begleitern nach Hause. Da ward ihm in dem Gebiete eines feindlichen Nachbarn ein Hinterhalt gelegt und er nach verzweifelter Gegenwehr erschlagen. Sein

Kopf und der seines Sohnes wurden abgeschnitten und nach der Weise der Neuseeländer zur Aufbewahrung vorbereitet, numificirt.

## Hundertvierunddreißigstes Kapitel.

Fernere Schicksale des Häuptlings Schongi und sein Tod. Die engländischen Missionaire und ihre gegenseitige Verketzerungswuth. Versuche der deutschen Missionaire sich den Insulanern nützlich zu machen.

Die Lage der Missionaire war sehr kritisch und man kann nicht wissen, was aus ihnen geworden wäre, wenn nicht das französische Schiff „Astrolabe" sich daselbst eingefunden und so lange aufgehalten als nöthig, um Neuseeland geographisch aufzunehmen. Dies gab den Missionairen eine werthvolle Stütze und während der Zeit änderte sich manches sehr zu ihrem Vortheil. Schongi erlitt nach vielen Siegen über die von ihm herausgeforderten Stämme in seinen Privatverhältnissen mannigfaltige Leiden. Sein ältester Sohn und sein Schwiegersohn blieben in den Kriegen, seine Lieblingstochter starb an der Schwindsucht. Während der Krankheit derselben hatte ihr Gatte einen, ihm allerdings nicht verbotenen Umgang mit einem Mädchen, aber dieses Mädchen war die liebste Gespielin der Kranken und als dieselbe starb, erhing sie sich, weil sie glaubte an dem Tode schuld zu sein. Die Schwester der Verstorbenen hatte bei dem Selbstmord geholfen und dafür ward der Vater durch die Priester und Häuptlinge verpflichtet, sein Kind mit eigener Hand zu tödten und diese Hand zitterte, so daß er zweimal fehlschoß und endlich, da diese Strafe vollzogen werden mußte, wenn die Götter nicht die ganze Insel dem Untergange weihen sollten, setzte er ihr sein Gewehr auf das klopfende Herz und drückte nunmehr ab.

Wenige Zeit nachher wurde Schongi bei einem Angriff auf Ngate-Pos durch eine Kugel verwundet, welche auf einer Seite in den Unterleib eindrang und auf der anderen hinausging, wodurch er lange Zeit an das Krankenlager gefesselt wurde. Endlich wieder hergestellt, starb er doch vielleicht an den Folgen der Verwundung im Jahre 1827. Daß der Mann tapfer war, zeigte sich bis zu seinem letzten Augenblicke. Er fühlte sein Ende nahen, berief seine Kinder an sein Sterbelager, befahl ihnen vor allen Dingen einig unter einander zu sein, da sie nur sich selbst zu Freunden hätten, von allen Seiten aber gehaßt würden. Er, der die Missionaire niemals unterstützt und nur mit Ueberwindung geduldet hatte, empfahl sie doch seinen Kindern auf das Angelegentlichste als diejenigen, welche dereinst ihre sicherste Stütze werden dürften. Endlich

aber verbot er nach seinem Tode irgend einen seiner Sclaven zu opfern, wie dieses bei dem Tode eines Häuptlings immer stattfand, auch keine seiner Frauen durfte sein Leben mit dem ihrigen bezahlen. Eine merkwürdige Thatsache bei einem so wilden und blutdürstigen Charakter.

Ihm folgte in der Herrschaft sein nächster Bruder Rewa, ein Mann von friedlichen Gesinnungen und ein großer Freund der Missionaire, welcher sie in seinen ganz besonderen Schutz nahm, so daß die Colonisten das Hinscheiden Schongi's keineswegs zu beklagen hatten.

Den Fortschritten der Civilisation und des Christenthums stellen sich hindernd in den Weg die Zwistigkeiten der Priester untereinander; sie feinden sich an, sobald sie verschiedenen Secten angehören, eine jede bezeichnet die andere als ungläubig, als unwerth des Vertrauens, bezeichnet die Lehren der anderen Secte als ketzerisch und zeihet die Mitglieder derselben des Hochmuths, der Unkeuschheit und vieler anderen Sünden; dies kann natürlich nicht eben beitragen, die allgemeine Achtung zu erhöhen. Sehr übel ist das System der engländischen Regierung, Verbrecher von Sidney und namentlich solche, mit denen man gar nicht fertig werden kann, unter die Menschenfresser nach Neuseeland zu schicken. Dieser Abschaum der Menschheit, diese Verbrecher aus den Mörder- und Räuberhöhlen von London, welche zugleich die schändlichsten Sitten haben, sind wohl nicht geeignet, um die Sitten der Eingeborenen zu verbessern. Ihre Schandthaten auf der Insel haben vielmal heftigen Zusammenstoß zwischen den Colonisten und den Eingeborenen veranlaßt und zu blutigen Kämpfen geführt.

Nicht weniger nachtheilig ist das Beispiel, das die Besatzungen der engländischen Handelsschiffe und besonders der Wallfischfahrer geben. Diese Menschen sind die rohesten des ganzen Volkes, ihnen ist jede Gewaltthat erlaubt und sie achten das Leben eines kranken Hundes noch höher, als das eines sogenannten Wilden. Trunkenbolde der ärgsten Art, Raufbolde, zu jeder Unthat aufgelegt, achten sie weder das Eigenthum noch die Ehre der Eingeborenen, rauben ihnen die Frauen gewaltsam, um sie zu mißbrauchen und dann zu mißhandeln und so lange solche Menschen an allen Punkten der Insel landen, um sich unter Mord und Brandstiftung und anderen Schandthaten frische Lebensmittel zu verschaffen, so lange wird das Christenthum dort nicht Wurzel schlagen.

Zudem sind die mehrsten Missionaire selbst nicht einmal geeignet, die Lehre Christi, zu welcher sie sich bekennen, den Eingeborenen eindringlich zu machen, weil sie selbst ihrer gar nicht mächtig sind. Ein großer Theil dieser untergeordneten Sendboten besteht aus fromm gewordenen Wüstlingen der untersten Volksklasse, welche in dem Anschluß an eine Missionsgesellschaft ein Mittel sahen, bequemer zu leben, wie sie von ihrer Hände Arbeit leben könnten, sie wollen auch nicht arbeiten, sondern die Herren spielen und faullenzen. Diese

Leute werden in den Missionsschulen in den Hauptlehrsätzen der anglikanischen Kirche oder einer der dissentirenden Secten unterrichtet, aber nicht in den Morallehren, welche Christus hinterlassen. Von den Dogmen verstehen die Neuseeländer so wenig wie die Chinesen und die Botokuden so wenig wie die Bewohner von Centralafrika und jene werden gar nicht gelehrt. Die Missionsgesellschaften, deren Streben gewiß ein höchst anerkennens- und lobenswerthes ist, werden doch von ihren Untergebenen getäuscht, hintergangen. Man hält die ihnen sich Anschließenden für reuige Sünder und nach dem Grundsatz, daß dem Herrn ein solcher lieber sei, als zehn nie gefallene, nimmt man sie mitleidig auf in den Schoß der Gnade, aber diese Menschen sind gar nicht reuige Sünder, sondern nur heuchlerische, zugleich aber sind sie hochmüthige Thoren. An dem Ort ihrer Bestimmung angelangt, könnten sie sich höchst nützlich machen durch das Gewerbe, das sie verstehen, sie könnten als Tischler, Schmiede, Maurer die Wohlthäter des Volkes werden, unter welchem sie wohnen, aber sie sind von einem so thörichten Hochmuth besessen, daß man ihnen solche Zumuthung gar nicht machen darf, ja sie verbergen es, daß sie irgend ein Gewerbe verstehen. Die deutschen Missionsgesellschaften verfahren hierin doch bei weitem vernünftiger; ihre Sendboten sind junge, willens- und thatkräftige Männer voll wirklicher Begeisterung für ihren hohen Beruf, sie sind ferner wirklich Theologen, sie haben was tüchtiges gelernt, sie sind nicht heruntergekommene Faullenzer, Tagediebe, sondern sie haben sich diesem Beruf mit dem Bewußtsein was dazu nöthig sei, ergeben, sie haben vor allen Dingen die Sprachen der Völker gelernt, zu denen sie gehen und sie sind immer zugleich mit irgend einem Gewerbe vertraut und so können sie sich sofort verständlich und nützlich machen und darum sind die Bemühungen der Deutschen auch überall von Erfolg gewesen.

Die statistischen Angaben der ländischen Missionaire zeigen, wie wenig bedeutend ihre Veranstaltungen gewesen sind. Im Laufe von 25 Jahren haben sich 6 Missionsstationen gebildet, welche mit 20 Missionairen besetzt sind und sie haben im Laufe dreier Jahre 30 Insulaner getauft. Ihre Schulen sind in diesem Zeitraum von 320 Kindern besucht worden, einige derselben haben lesen gelernt, einige von ihnen haben sich an das Leben unter den Missionairen gewöhnt und dienen ihnen für den Lebensunterhalt. Man muß gestehen, daß diese Erfolge nicht unmäßig groß genannt werden können.

Von da ab hat sich allerdings die Thätigkeit der Missionaire vermehrt und haben ihre Stationen bedeutend zugenommen; im Jahre 1846 hatte man bereits 22 Stationen errichtet, welche der engländischen Hochkirche angehörten, 10 hatten die Methodisten auf der Nordinsel und 7 auf der mittleren oder Hauptinsel und die norddeutsche Missionsgesellschaft hat gleichfalls eine Station errichtet. Dies geschah indessen erst seit dem Jahre 1837, wo man nach und nach eine bedeutende Anzahl Eingeborener zu Mitarbeitern der Geistlichen herangebildet

hatte; aber was soll man nun von diesen Verkündigern der Religion der Liebe sagen, wenn man erfährt, daß kurz nach der Besitznahme von Neuseeland im Jahre 1840 ein Geistlicher der Hofkirche zum Bischof von Neuseeland ernannt, alsbald eine strenge Scheidelinie zwischen den Eingeborenen, welche sich zur anglikanischen, zur Hof- oder Hochkirche bekannten, als den eigentlichen Christen und denen, welche Anhänger der Methodisten waren, zog. Er erklärte, daß die von den Methodisten vollzogene Taufe völlig ungültig sei und er befahl, daß solche Eingeborene durch die anglikanische Geistlichkeit nochmals getauft würden; er machte sich dadurch zum Bekenner der allerverrufensten Secte, er machte sich zum Wiedertäufer. Er verbot in seinem Sprengel den Besuch der methodistischen Kapelle und verbot auf das strengste den Genuß des Abendmahles bei denselben; er war mithin ein bei weitem größerer Zelot, als irgend ein Bekenner der Hochkirche in England selbst, denn dort werden bekanntlich die Methodisten unangefochten gelassen.

Es ist begreiflich, daß sich darüber ein höchst ärgerlicher Streit erhob, der zur gegenseitigen Verketzerung und schrecklichsten Herabsetzung führte und wahrlich nicht beigetragen hat, die Achtung vor den Lehrern der christlichen Religion zu befestigen. Es war demnach der protestantischen Mission schwer genug geworden, auf diesem unterwühlten Boden einen Platz zu finden, gewissermaßen Wurzel zu schlagen; doch gelang es auf eine merkwürdige Weise dadurch, daß sie Acker-, Gartenbau und mancherlei Gewerbe trieben, welche das Leben bequem machten. Ueberall sah man die Gärten umzäunt, sah außerhalb derselben Klee, Gras und Getreide in großer Menge ausgesät höchst ergiebige Erndten liefern und es war nicht nöthig, dieselben einzuzäunen, wie man es z. B. in Amerika thun muß, wenn man irgend etwas von seinen Feldern heimbringen will, denn dort sieht man unzählige grasfressende Thiere in Heerden die Wälder bewohnen, von dem kleinen Waschbären bis zu dem mächtigen Büffel, indessen Neuseeland beinahe gar keine vierfüßige Thiere hat, außer den von den Europäern eingeführten Hausthieren, welche, wie begreiflich, so weit in Ordnung gehalten werden, daß sie den Pflanzstätten nicht zu nahe kommen. Die einheimischen beschränken sich auf zweie, eine große, pflanzenfressende Fledermaus und eine Ratte, welche letztere aber von europäischen Schiffen dorthin gebracht zu sein scheint.

Den deutschen Missionairen dankte man die Einrichtung von Schmiede- und Wagnerwerkstätten. Die Eingeborenen erhielten Karren, Pflüge, Eggen, Spaten, Hacken, aber außerdem wurden sie auf die Wohlthat der Verbindung untereinander zu gegenseitiger Unterstützung geleitet und so entstanden zuerst Fußpfade, welche man durch die Wälder führte, dann Pfade für Saumthiere und endlich sogar für Karren. Die Eingeborenen fingen an einzusehen, wie wichtig es sei, wenn ein Jeder das Seine behalte und Keiner seine Hand nach fremdem Eigenthum ausstrecke und so ergab sich nach und nach eine fast an's

Wunderbare grenzende Sicherheit des Eigenthums; man konnte Tage lang sein Haus verlassen, ohne Thüren und Fenster, ohne Schränke und Kasten zu verschließen, es wurde nichts geraubt, aber leider erstreckte sich die Wirkung nicht weit, sie blieb beschränkt auf den nächsten Umkreis der Missionen und im Jahr 1837 brach noch auf der südlichen Insel ein so furchtbarer Krieg aus, daß die entsetzlichste Hungersnoth unter der übrigbleibenden Gesellschaft entstand und die Leute die Kinder schlachteten, um sie zu essen und um nicht ihre eigenen Kinder essen zu müssen, tauschten sie dieselben gegen andere aus.

## Hundertfünfunddreißigstes Kapitel.

**Erster Anblick von Neuseeland. Ein Dorf der Eingeborenen. Tättowirung eines Häuptlings. Bedeutung dieser grausamen Weise sich zu schmücken. Wohlschmeckende Lebensmittel, namentlich Ratten und Fledermäuse in Menge. Kornfelder statt der Bananen. Ein freundschaftliches Anerbieten und wie ich dieser Zuvorkommenheit mich entledigte.**

Während ich diese meine Studien gemacht hatte, war unser „van der Kapellen" allgemach seinem Ziele näher gekommen. Wir hatten eine Entfernung von mehr als 20 Breitengraden durchschnitten und befanden uns nunmehr gegenüber der Nordostküste des südlichen Continents, unfern des Cap Campbel. Im Hintergrunde erhob sich ein prächtiger Berg, ein isolirter Kegel, welcher wenig Zusammenhang zu haben scheint mit den Bergketten, die sich am Horizont erkennen ließen. Der erste Anblick ließ uns die Gegend für unbewohnt halten. Eine prächtige, üppige Vegetation bedeckte unverkennbar die Hügel und Berge, sie waren allerdings zu fern für das bloße Auge, um als pflanzentragend erkannt zu werden, allein das Fernrohr ließ darüber keinen Zweifel. Wir rückten näher und näher, ohne etwas von Belebung der Insel zu erkennen; wir schienen die einzigen Bewohner dieses Raumes, nicht ein gefällter Baum, nicht eine Hütte, kein Pandanus, kein Pisangbaum zeigte sich; ich für meinen Theil war darüber im höchsten Grade erstaunt, denn ich wußte, daß Neuseeland trotz aller seiner blutigen Kriege immer noch ziemlich reich bewohnt ist und daß besonders in der Nähe des Meeres und der Flüsse sich genügend viel Dörfer befinden. Das Räthsel löste sich, als wir an's Land gingen, unser Boot fuhr gerade auf ein verpallisadirtes Dorf zu, welches ganz nahe am Ufer und am Fuß des Kegelberges gelegen, doch beinahe ganz verlassen schien. Erst als wir ausstiegen und einzudringen suchten, was nach Matrosenart sofort mit der Axt geschehen sollte (dem ich mich jedoch auf das Ernsthafteste widersetzte), wurden wir einiger Menschen gewahr.

Ich bat nun meine Begleiter auf das Dringendste, einmal von ihrer Neigung zu Gewaltthätigkeiten abzulassen, da man hier dergleichen sowohl mit tüchtigen Kriegskeulen als mit Schießgewehren abzuweisen wisse, zugleich aber die Einwohner einen Appetit auf Menschenfleisch hätten, welcher ganz demjenigen zu vergleichen sei, den wir auf dem Louisiaden-Archipel bei Gelegenheit der Abschlachtung unserer Chinesen wahrgenommen hätten. Wir kamen nun längs der starken Umzäunung hingehend an ein Thor, durch welches wir ungehindert eintraten; da sahen wir einen Krieger, zwei Frauen und drei Kinder nahe beieinander, mitten auf dem Platze des Dorfes, dessen Hütten rundum zerstreut, zum Theile so gebaut waren, wie unsere hochnordischen Bauernhäuser, zum Theil aber nur aus halbrunden Dächern bestanden, die unmittelbar auf dem Boden standen. Die ersteren gehörten den vornehmeren Kriegern, die anderen dem Volk. Wir wurden ohne alle Verlegenheit empfangen und auf meine Frage: wie es komme, daß so wenig Männer hier seien, wurde mir erwidert, sie befänden sich im Walde, um Bauholz zu fällen und zum Verkauf an das Meer zu bringen. Dies erklärte mir sowohl die Abwesenheit als auch den Umstand, der mich sonst befremdet hätte, daß nämlich der Mann sich eines ziemlich guten Englisch bediente.

Der Mann, welcher mit uns sprach, hatte ein recht eigenthümlich vornehmes Aussehen. Er war von mehr als mittlerer Größe, ungemein proportionirt, hatte ein männlich-schönes Gesicht, wenigstens was das Profil betraf, das man ächt römisch nennen konnte, die Stirn war hoch, die Nase groß und kühn gebogen, der Mund klein, die Lippen fein, das Kinn und die ganze untere Parthie des Gesichtes sehr wohl geformt, der Nacken ungewöhnlich stark, die Muskelbänder des Genickes zeigten sich äußerst kräftig ausgebildet. Das war gewiß kein Kopfhänger.

Höchst auffallend war mir seine Tättowirung, welche ich hier zum ersten Male in solch ungemeiner Vollkommenheit sah. Das ganze Gesicht war mit unzähligen Linien bedeckt, aber sie waren nicht unregelmäßig, sondern sie bildeten eine, in der That geschmackvolle Zeichnung. Von dem Raume zwischen den beiden Augenbrauen gingen von jeder Seite der Stirne vier Linien aufwärts, deren erste beinahe parallel mit den Augenbrauen, deren folgende aber eine jede mehr schräge aufwärts stieg. Von der Nasenspitze lief bis zu den Haarwurzeln eine gerade Doppellinie empor, an diese reiheten sich auf jeder Seite oben auf der Stirne zierliche Arabesken. Die schön proportionirte Nase hatte an den Flügeln Spiralen, an den beiden Flächen aufwärtssteigende Linien, welche sich in den Augenwinkeln gleichfalls zu Spiralen vereinigten. Dasselbe geschah mit den Linien der Stirne, welche dicht unter den Augenbrauen eine Spirale darstellten. Längs des Ohres zogen sich zierlich verschlungene, gewissermaßen ineinander geschachtelte Doppellinien nach dem Kinn herunter und sie wiederholten sich fächerartig auseinandergehend, so daß sie am Kinn vereinigt

an beiden Seiten der Backen bis zum Ohr heraufstiegen. Das ganze Auge, überall wo der Knochen die Unterlage bildete, war mit dreifachen Linien gezogen, nur die Augenlider selbst waren frei von aller Zeichnung. Um den Mund her schien sich der Meister die mehrste Mühe gegeben zu haben, denn dort sah es aus, als ob man mit recht viel Sorgfalt ganz feine Seidenbänder zu einem pompejanischen Mosaikmuster vereinigt. Das Ganze machte einen zwar höchst befremdenden, allein durchaus nicht unangenehmen Eindruck und die Gesichtszüge verloren von ihrer Kraft und Würde nichts, das Auge leuchtete so kühn, als ob der



Ein neuseeländisches Dorf. (S. 592.)

Mann wisse, man müsse fühlen, daß er ein tapferer Mann, daß er einer der Gewaltigen sei.

Auch der übrige Körper, so weit man dieses an Armen und Beinen erkennen konnte, war tättowirt, allein er hatte einen Mantel von feinen Matten, der seine Schultern und ein Gewand, das seine Hüften verhüllte.

Die Frauen und die Kinder waren gar nicht tättowirt; es ist dieses nämlich eine Auszeichnung, welche nur dem männlichen Geschlechte zu Theil werden kann, aber es ist auch gleichzeitig ein Ehrenzeichen, ein Orden, man kann sich nicht tättowiren lassen, sobald man dazu Lust hat, sondern immer erst, nachdem man gezeigt, daß man dieser Ehre würdig, daß man tapfer sei. So findet man

denn erstens alle ganz jungen Männer, zweitens alle diejenigen, welche nicht eigentlich dem Kriegerstamme angehören, ohne Tättowirung. Da dieses Ehrenzeichen jederzeit mit Achtungsbeweisen von Seiten der noch nicht Tättowirten verbunden ist und diejenigen, welche nicht Krieger sind, an dem Zeichen die Kriegerkaste erkennen und sich vor derselben demüthigen, so bestrebt sich ein jeder Jüngling, sobald als möglich an den Kriegen seiner Nation Theil zu nehmen und durch seine Tapferkeit zu beweisen, daß er der ehrenvollen Auszeichnung würdig sei.

Die Frauen und Mädchen ersetzen die abgehende Tättowirung durch Bemalung mit verschiedenen Okerfarben, welche sie durch Kreide schattiren und welche sie durch Oel, womit sie überhaupt die ganze Haut einreiben, befestigen. Sie suchen nicht eigentlich die Muster nachzuahmen, welche die Männer auf ihren Gliedmaßen tragen, sondern es gefällt ihnen nur, sich so oder so zu schminken, sich eine andere Farbe zu geben als sie von Natur haben, ein schönes, warmes Hellbraun, welches sie in ein unangenehmes Gelb oder Gelbroth oder Gelbgrau verwandeln, je nachdem sie einen mehr oder minder gebildeten Geschmack haben. Diese Art von Schmuck schien mir nicht besonders anziehend, doch mußte sie es wohl für einige Andere gewesen sein, denn ich sah einige Matrosen, deren Nasen und Wangen die entschiedensten Zeichen einer mehr als gewöhnlich innigen Berührung trugen, als sie nach einer kurzen Excursion durch das Dorf wieder auf den Platz zurückkamen.

Wir frugen, ob sie nichts zu essen hätten und sie boten uns willig dar, was sie besaßen, aber obschon sie wiederholt good verri good! riefen, so wollten uns doch ihr getrockneter Fisch, der einen eigenthümlichen Geruch verbreitete und ihre sandige Farrenkrautwurzel nicht behagen, wir hatten auch weniger die Absicht zu essen, sondern vielmehr Lebensmittel einzuhandeln. Wir frugen nach Schweinen, Ziegen u. dergl. Thieren, hörten aber, daß solche nicht zu haben wären, doch stellten sie uns frei, Fledermäuse zu schießen oder Ratten zu fangen, wobei sie uns sehr gern behilflich sein wollten. Der Ratten giebt es hier sehr viele und ich bin überzeugt, man könnte mit Katzen, die man hierher brächte, sein Glück machen, so wie in Californien, wo — namentlich in San Francisco, eine Katze mit 100 Dollars bezahlt wird.

Wir gingen am Strande umher, theils Muscheln, theils Schildkröten suchend, auch wohl ein Fischlein erfassend, das bei der Ebbe zurückgeblieben, in einem Dümpel jetzt weder aus noch ein wußte. Ich bemerkte einige schöne, baumartige Farrenkräuter und andere Pflanzen von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, überall, wo man hinsah, sproßten schöne Kräuter, prächtig blühende Gesträuche empor und je mehr wir uns den Hügeln näherten, desto sicherer konnten wir unterscheiden, daß herrliche, hochstämmige Bäume dieselben bedeckten, auch Vogelwild aller Art neigte sich auf den Sträuchern oder flog von Baum zu Baum. Was mir befremdend war, das gänzliche Fehlen der nah-

rungsreichen Banane, erklärte sich aber dadurch, daß die nächsten Umgebungen des Dorfes in Ackerfelder verwandelt waren, welche Weizen, Hirse, Erbsen und Mais trugen; auch wieder eine von jenen unverständlichen Thorheiten der Engländer. Sie sollten sich freuen, wenn sie die Banane von Neuseeland nach England verpflanzen könnten, aber nicht solche Narren sein, das europäische Getreide hier einführen zu wollen. Für sie, die an dem Gewohnten mit einem unbegreiflichen Eigensinn kleben, ganz gut aber für die Insulaner durchaus nicht, denn keine mehlgebende Frucht, keine Getreideart und keine Wurzelknolle kann diese unvergleichliche, fertiges Brod liefernde Frucht ersetzen. Halb reif von einem süßlichen Safte durchdrungen, ganz reif eine locker zusammenhängende, aber nicht pulverige Mehlmasse bildend, welche in Scheiben geschnitten und getrocknet, man wie Brod genießen kann und welche so in Scheiben geschnitten und an Kohlen geröstet, dann mit frischer Butter bestrichen das feinste Weizengebäck an Wohlgeschmack übertrifft und kaum von demjenigen erreicht wird, welches man in neuerer Zeit aus Weizenmalz zu bereiten angefangen. Ein halbes Dutzend Pisangstauden verschiedenen Alters genügen, eine Familie das ganze Jahr hindurch zu ernähren und weil sie sich mit ihrer Blüthe und Frucht an keine Zeit bindet, sondern dies allein vom Alter der Pflanze abhängt (6 bis 7 Monat), so ist man niemals um Nahrung in Verlegenheit. Schon dieses Eine macht die Pflanze unschätzbar. Die uncivilisirten Völker sind in der Regel nicht gewohnt, große Vorräthe zu sammeln, besonders was Pflanzennahrung betrifft. Wenn sie nun von da, wo sie das Getreide ausgesät, bis zur Erndte warten müssen, bevor sie irgend was von dem Getreide zu essen bekommen, so werden sie sich wahrscheinlich in einer grausamen Hungersnoth befinden und wenn nicht geleugnet werden kann, daß der Zuwachs an Cerealien, welchen man den Neuseeländern geboten hat, etwas sehr werthvolles sei, so darf man doch durchaus nicht vergessen, daß man die Leute zugleich lehren muß, ihre heimathlichen Schätze nicht zu verachten und dies geschieht hier sichtlich. Auf der Südinsel wäre die Banane wohl nicht zu ziehen, aber auch auf der Nordinsel hat man nicht den Versuch gemacht.

Ich kehrte zurück zu dem Dorfe, wo wir unser leichtestes Boot gelassen hatten und ich wollte nunmehr die Abfahrt beschleunigen, allein der Mann, den wir im Dorfe gefunden, meinte, dies sei noch nicht nöthig und er nahm mich bei Seite und flüsterte geheimnißvoll: a Girl a beautyfull Girl! (ein Mädchen, ein schönes Mädchen) und führte mich außerhalb des Dorfes zu einem schattigen Plätzchen, den uns ein schöner, breitbelaubter Baum bot und zeigte auf ein Mädchen, das daselbst unserer zu warten schien. Er erklärte mir, daß es ein schönes Mädchen sei und wiederholte das Wort gut mehrere Male, um mich zu überzeugen, daß sie wirklich gut sei. Wenn ich durchaus nicht leugnen kann, daß ich kein Heiliger bin, so muß ich doch zugleich sagen, daß immer etwas in meinem Herzen vorgehen muß, bevor in mir ein Wunsch rege werden

soll. Nun will ich wohl zugeben, daß das Mädchen, wie mein neuer Freund versicherte, einen schönen Körper hatte, aber die Formen des Gesichts waren durch den Oelanstrich so durchaus entstellt und ich hatte überhaupt gegen alle frische Oelmalerei einen solchen Widerwillen, daß ich ihm meinen höflichsten Dank bezeigte und mich dann entfernen wollte; ich habe nicht gern mit ungewaschenen Schönen zu thun.

Der wackere Neuseeländer wollte mich indessen nicht so wohlfeilen Kaufs loslassen und um nur davon zu kommen, opferte ich, wenn auch nicht gerade wie der keusche Joseph meinen Mantel, so doch ein ganz schönes Taschenmesser, mit welchem Gewinn mein neuer Freund zufrieden war und mich aus der Haft entließ.

## Hundertsechsunddreißigstes Kapitel.

Nächtliche Fahrt über die Bay. Vergebliches Warten des Supercargo auf die unverschämten neuseeländischen Könige. Pflanzenwuchs an den Ufern der Bay. Ein Baum, welcher bei einer Verwundung blutet. Zutraulichkeit der gefiederten Bewohner.

Wir gelangten glücklich an unser Schiff; da jedoch seine Stellung eine nicht ganz günstige schien, so wurden noch am Abende die Anker gelichtet und wir überließen uns einem schwachen Winde, der von Süden herwehte und uns in wenigen Stunden über die Bay führte, so daß wir am Morgen erwachend das schöne Cap Kawa-Kawa vor uns liegen sahen, welches so von der nördlichen Insel nach Osten vorspringt, wie das Cap Campbel von der südlichen. Dieses ist die nordöstlichste Spitze von Tawaï-punamu und jenes die südöstlichste von Ika-namavi. Hier sind noch die wildesten, die am wenigsten civilisirtesten Stämme heimisch und obschon die Missionaire sich selbst in die Kriegsangelegenheiten der Leute mischen, haben ihre Lehren doch bis jetzt noch nicht tiefe Wurzel geschlagen.

Wir suchten eine günstige Stellung und manövrirten so lange vor der Küste, bis wir ein großes Dorf vor uns sahen. Nun legte der „van der Kapellen" sich mit der Breitseite dem Ufer gegenüber und erwartete, daß die Herren Könige ihm seine Aufwartung machen würden. Man sollte es kaum glauben, sie waren impertinent genug, es nicht zu thun. Der Herr Supercargo ließ nicht von seinen Nicken, er war noch immerfort der festen Ueberzeugung, man müsse dem Schiffe von weitem ansehen, daß es den erhabensten Charakter der schwäbischen und der holländischen Nation (beiden gehörte er ja an) an Bord trage.

Als wir nahe am Mittag waren, bat ich den Kapitain an's Land gehen zu dürfen, was er einen sehr vernünftigen Entschluß nannte, da sich Ihre neuseeländischen Majestäten ja doch nicht bewogen fühlten, uns aufzusuchen. Ihr macht es wie Mahomed: da der Berg nicht zu ihm kam, so ging Mahomed zum Berge und so kamen beide doch zusammen. So klug scheint der Supercargo nicht zu sein, trotz aller bisher gemachten Erfahrung.

Ich landete absichtlich nicht bei dem Dorfe selbst, sondern ein Paar Meilen südlich davon, um mich mehr der schönen Natur erfreuen zu können, als dort möglich, wo ihr äußeres Ansehen durch den Menschen bereits verändert und dies war hier um so mehr der Fall, als das Dorf keineswegs geschlossen erschien, sondern sich bis weit an den Hügeln hinauf in einzelnen hübschen Häusergruppen erstreckte, welche dann wieder von Gärten und Feldern umgeben waren, was mir zu beweisen schien, daß die Leute hier so ziemlich in Frieden leben mußten, worin ich mich allerdings vollständig täuschte, wie der Verlauf der Erzählung zeigen wird.

Wir landeten in der Mündung eines Baches von bedeutender Stärke, der das Anlegen fast unmittelbar am Ufer gestattete, welches sonst nicht möglich ist, indem der Sand des Strandes so flach auszulaufen pflegt, daß Kähne von dem Tiefgang der Meeres-Fahrzeuge durchaus nicht ankommen können. Ich begab mich mit meinem Doppelgewehr sofort nach dem Walde hinauf, welcher sich ungefähr in der Entfernung von 400 Schritten dem Ufer näherte. Hier sah man prachtvolle Bäume, welche deutlich zeigten, daß wenige Fremde hier gelandet, daß man nicht daran gedacht, die schöne Kauritanne zu fällen, um zu ihrem Harz zu gelangen oder um daraus Piroguen zu machen, wie es die Eingeborenen thun, oder um die schlanken Stämme zu Balken und Brettern zu zerschneiden, wie es die Missionaire zu thun pflegen, um nachdem sie ihre Häuser gebaut, einen guten Handelsgegenstand für nahende Schiffe zu haben.

Ich sah hier auch die durch Cook berühmt gewordene Sproßtanne (dacrydium cupressinum) aus welcher Cook seinen Matrosen ein wohlschmeckendes Getränk machen lehrte, was er Bier nannte. Die Aeste hängen herab ungefähr wie bei unserer Gartentanne, die Nadeln sind ungemein lang und hängen wie Fäden von den Zweigen hernieder. Das daraus gewonnene Getränk soll noch angenehmer und sehr heilsam werden, wenn man die Blätter der Theemyrthe (melaleuca scoparea) dazuthut, welche in dieser Gegend häufig wächst, noch häufiger aber am entgegengesetzten Ende der Cookstraße, woselbst Cook seine Brauerei anlegte. Diese Myrthe habe ich selbst als Thee benutzt; der erste Aufguß der Blätter liefert einen vortrefflichen aromatischen Thee. Gießt man denselben ab und brüht die benutzten Blätter noch einmal, so ist der Geschmack zusammenziehend und bitter, daher man sich desselben als Getränk nicht bedient, wohl aber in Krankheitsfällen, welche den annähernden Scorbut verrathen. Hier am Strande war es ein 8 bis 10 Fuß hoher Strauch, weiter im Innern

des Landes, namentlich bei ein Paar tausend Fuß Höhe, geht der Strauch in einen Baum über. Auch die Tannen, deren es viele verschiedene Species giebt, erreichen in der wärmeren Region der Insel keineswegs die Höhe und Stärke, wie auf den Gebirgen; die sämmtlichen Tannen gehören einem Geschlechte an, welches das tropische Klima scheut und wenn sie dennoch hier und in Indien und in Südamerika gefunden werden, so ist es nur auf den Höhen, welche das tropische Klima zu einem gemäßigten machen.

Nicht minder schön wie diese 150 Fuß hoch werdenden Tannen mit ihren zarten, überaus feinen Nadeln, ist die neuseeländische Eiche, deren glatter, ganz gerader Stamm häufig mehr als 100 Fuß erreicht, bevor er sich verzweigt. Das Laub ist lorbeerartig, glänzend und dunkel, es contrastirt mit den feinen Nadeln der Tanne und mit dem wundervollen hellen Grün der baumartigen Farren auf das Lieblichste. Und wie schön sahen diese Farrenkrautbäume aus, welche ich in vielen Exemplaren bis zu 30 Fuß sich erheben sah. Es ist ein wunderbares Gewächs. Wie die mehrsten Palmen ganz ohne Zweige, so erheben sich aus dem Gipfel die breiten Wedel doppelt gefiedert, ähnlich unseren Farrenkrautsträuchern in den Wäldern; sie bilden eine große, halbkugelförmige Glocke und obwohl ihrer nur wenige sind, so haben sie doch eine solche Breite und ihre einzelnen Theile decken einander so gut, daß sie einen dichten, wohlthätigen Schatten bilden. Der Stamm ist ganz schwarz und sieht aus, als wäre er von unten bis oben mit langen Pferdehaaren besetzt. Obwohl auf diesen schönen Bäumen kein Thier, keine Raupe und kein Schmetterling lebt, nicht einmal eine Blatt- oder Schildlaus, Thiere, welche sonst nichts verschonen, so ist der Farrenkrautbaum von Neuseeland so wenig als irgend einer seiner hohen oder niederen Verwandten doch nicht giftig, ja seine Wurzeln werden hier von den Neuseeländern gegessen, wie die Wurzeln anderer Farrenkräuter von den Spaniern auf den canarischen Inseln. Auch das Mark des Baumes gilt für eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise, auch ist es in der That sehr stärkemehlhaltig. Sonderbar sieht es aus, daß, wenn man die faserige Rinde entfernt, um zu dem Mark zu gelangen, dieses beim Durchschneiden einen rothen Saft austreten läßt, daher abergläubige Leute zu sagen pflegen, der Baum blute. Das Mark wird roh gegessen, die Wurzeln entweder geröstet, wo sie dann schmecken wie Rüben, oder gekocht, da sie sich sehr zuckerreich zeigen, aber nicht gegessen werden können, sondern geklopft, bis sie mürbe sind, hierauf zerkaut und ausgesogen werden. Den Faserstoff, welcher bei den gerösteten gegessen werden kann, muß man bei den gekochten auswerfen.

Ich ging an dem Bach empor und war erstaunt über die Fülle von schönen Vögeln, welche die schattigen Räume belebten, die jedoch nichts von jener entsetzlichen Düsterkeit der amerikanischen Urwälder hatten, auch nicht sumpfig waren, sondern vermöge des hügelansteigenden Bodens dem Fuß eine trockene Unterlage gewährten. Unzählige Tauben, Papageien, Amseln und Singvögel

mancher Art sah ich umherflattern, eine der Tauben hatte ein wundervolles grünes Gefieder, welches so lebhaft metallisch glänzte, als wäre das Thier von grün lasirter Folie gemacht. Der Philedon mit seinem allerliebsten Halskrauschen aus schneeweißen Federn, welche der Krümmung der übrigen entgegengesetzt gebogen nicht glatt anliegen, sondern wie ein Halsband von Muscheln auswärts treten, zeigte sich bald da, bald dort. Ein prächtiger, großer Papagei zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ich sah eine Menge anderer Vögel, ein Thier immer schöner als das andere, ich hätte sie zu Hunderten schießen können, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen. Gewiß war hier der Knall des mörderischen Schießgewehres noch nicht gehört worden und ich wollte nicht der Erste sein, welcher die Schrecken des Todes unter die armen Thiere trug. Die Vögel waren so zutraulich, daß sie ganz nahe herzutraten, von Zweig zu Zweig näherrückten und mich förmlich in Augenschein nahmen; plötzlich fühlte ich eine kleine Bewegung meines Doppelgewehres auf der Schulter, ich sah mich rasch um, denn ich war besorgt, daß sich etwa ein Eingeborener mir unversehends genähert hätte, — es war ein großer, schöner Papagei fast von der Schwere eines Huhnes, der sich auf den Lauf meiner Flinte gesetzt hatte und der auch nicht einmal durch das rasche Umdrehen meines Kopfes eingeschüchtert wurde, sondern mir neugierig in's Gesicht sah. Ich glaube beinahe, ich hätte ihn mit der Hand ergreifen können, allein ich versuchte es nicht, weil das Vertrauen dieses Thieres mir wie etwas Heiliges schien.

Ich sah mich noch vielfältig um nach den schönen Pflanzen und Thieren und dann, als es mir Zeit schien, mich wieder auf den Weg zu machen, drang ich etwas seitwärts in den Wald, um durch diesen hinabzukommen nach dem Strande, ohne gerade unmittelbar desselben Weges zu gehen. Dabei bemerkte ich doch zu meinem Befremden, daß, so schön die Waldlandschaft auch war, sich keine Fruchtbäume zeigten, wiewohl ich glauben muß, daß Cocospalme, Pandanus und Brodfruchtbaum, die Nahrungsspender der sämmtlichen Südseeinseln, hier sehr gut fortkommen würden, wenigstens sicher auf dem nördlichsten Theile der Insel, der dem Aequator am nächsten liegt, unter 35°. Da Palmen der schönsten Art schon in Neapel wachsen und die Dattelpalme in Sicilien sogar Früchte trägt, die kleine Fächerpalme im südlichen Frankreich in großer Masse vorkommt, so würde ich durchaus nicht zweifeln, daß sie auch hierher verpflanzt werden könnte. Die Natur allerdings hat diese Schätze den beiden großen Inseln versagt.

Die Matrosen, welche durchaus nicht sechs Stunden lang leben können, ohne zu essen (ich wundere mich nur, wie sie es über Nacht aushalten und sie würden es auch gewiß nicht, wenn sie nicht schnarchten wie die Bären), hatten drei junge Farrenkrautbäume abgehauen, zu einem Dreibein zusammengestellt, darunter Feuer gemacht und einen gußeisernen Kessel mittelst einer gewaltigen Kette aufgehängt, um sich ihr Abendessen zu bereiten. Salzfleisch und immer

Salzfleisch war auch hier wieder zu finden, da eine Tonne gerade am Ausleeren war, so hatten sie dieselbe nebst ihrem nur noch geringfügigen Inhalt in das Boot genommen und jetzt diente sie, nahe an das Feuer gerollt, dem zeitweiligen Koch als drittes Bein. Sie war zu hoch, als daß er darauf hätte sitzen können, so stützte er sich denn halb auf sie und halb stand er um dem



Ein wunderschöner Papagei saß auf seiner Schulter. (S. 601.)

Feuer und dem darüber befindlichen Kessel in jedem Moment genügende Aufmerksamkeit schenken zu können. Da es schattig genug war, hatte er seinen breitkrämpigen Hut neben sich gelegt und war jetzt eben im Begriff, den Kessel vom Feuer zu entfernen, als ich mich, nachdem der Wald durchschritten war,

von der See her näherte. Der vorsichtige Kapitain hatte ein Paar mit einem weißen Kreuzbandelier gepanzerte Soldaten mitgegeben, welche das Ufer bewachten, so daß sie das Schiff sorgfältig beobachteten, damit ihnen von dorther keine Ueberraschung zukomme. Als ich mich nahete, sah ich etwas noch bei weitem Ergötzlicheres, als mir begegnet war.

In dem Augenblick, als sich der Matrose zum Feuer gebeugt hatte, um den Kessel emporzuheben, hatte sich ein wunderschöner, langgeschwänzter, aber kleiner Papagei auf seine Schultern gesetzt und der Bursche theilte nicht meine Achtung dieses mir heiligen Vertrauens, er sah sich nach dem Papagei um, welcher ganz ruhig neben seiner Nase sitzen blieb und sie ihm abzubeißen suchte und faßte, während die Linke den Kessel hielt, mit der Rechten nach dem kleinen, zierlichen Burschen, den er denn auch wirklich fing. Ich konnte mich nicht enthalten zu denken: „wie schade".

## Hundertsiebenunddreißigstes Kapitel.

Jagdbeute. Der Austernbrecher. Der Stolz des Supercargo wird durch ein halbes Dutzend Könige, welche ihm Handelstractate anzubieten kommen, befriedigt. Was der eine Häuptling oder König über den Supercargo sagt.

Jetzt war für mich das Heiligthum entweiht. Sonderbar, wie der Mensch doch so von kleinen und unbedeutenden Eindrücken abhängt. Der Mensch hatte eines der vertraulichen Thiere gefangen, dies überzeugte mich, daß Keiner so sein würde wie ich, daß Keiner die zutraulichen Thiere anders belohnen würde, als durch Mißbrauch dieses Vertrauens und so dachte ich, es sei jedenfalls gut, wenn ich mir meinen Theil an der Beute holte, so lange sie noch so leicht zu haben, aber in den Wald gehen und dort in der heiligen Stille mein Gewehr erschallen lassen, mochte ich dennoch nicht. Ich spazierte daher am Seestrande hinab und hier, wo man wohl schon öfter ein Feuergewehr abgeschossen haben mochte, that ich denn das Meinige, um die Unsicherheit zu vermehren. Ein Paar langbeinige Stelzvögel, eine Art Schnepfe und einige Austernbrecher wurden meine Beute. Die Schnepfe lebt wie bei uns von Gewürm, daran ist nichts besonderes, obwohl sie ein vortrefflicher Braten ist. Aber der Austernbrecher war mir doch ein besonders merkwürdiges Thier wegen seiner Schlauheit.

Ein Jeder kann sich denken, daß der Name des Thieres nicht glücklich gewählt ist, denn der Bursche hat weder eine gehörig kräftige Hand, wie der Kellner im Wirthshause, noch ein so gutes, starkes Messer wie dieser, um es der Auster an das Schloß zu setzen und sie so zu öffnen, ihre beiden Schalen

auseinander zu brechen. Dieser Patron kann mithin, wenn er Appetit zu einem Austernschmause hat, denselben nicht dadurch befriedigen, daß er die Auster aufbricht, sondern er muß warten, bis sie so gefällig ist, sich selbst zu öffnen. Wollte er aber nun mit seinen Schnabel hineinfahren und die Auster zu verspeisen suchen, so würde diese ihm den Schnabel einklemmen und der arme Kerl wäre gefesselt und müßte mit der steigenden Fluth ertrinken, denn die Auster sitzt meistentheils am felsigen Grunde fest.

Wer hat nun diesen Vogel das Kunststück gelehrt, der Auster die Schale offen zu halten? Der Patron spaziert mit einem Stein im Schnabel in dem flachen Wasser umher und sieht sich die Austern an, er muß wohl manchen Schritt machen, bevor er eine bemerkt, die ihr Haus geöffnet hat, dann aber ist sie auch sein. Er tritt behutsam hinzu, senkt seinen Kopf in's Wasser, bis er ganz nahe bei der Muschel ist und dann läßt er den Stein zwischen die beiden Schalen fallen; natürlich versucht die Auster oder Muschel, überhaupt welche er in diesem Zustande gefunden hat, ihr Haus zu schließen, aber es ist zu spät, der Stein verhindert dies und der Vogel frißt unbarmherzig das ganze Thier heraus aus seiner Schale.

Mit meiner Beute zufrieden, kehrte ich nun zurück; die Matrosen hatten ihr Essen beendet, den Soldaten auch ihren bescheidenen Theil gegeben — das thut der Matrose sehr ungern — hatten dann ihre Wasserfässer gefüllt und waren nunmehr bereit zur Rückkehr, welcher ich mich sofort anschloß.

Auf dem Schiffe hatte man unterdessen einige Centner neuseeländischen Hanf gekauft, es schien jedoch nichts Besonderes gebracht werden zu sollen, auch hatten die Könige noch nicht ihre Aufwartung gemacht, worob der Herr Supercargo wie immer äußerst ungehalten war; aber jetzt näherten sich sechs Piroguen, welche von einer etwas nördlich gelegenen Bay zu uns herüber ruderten. Ihre Länge ließ deutlich erkennen, daß es Kriegsfahrzeuge seien und mein Fernrohr belehrte mich, daß sie weder Hanf noch sonstige Handelsgegenstände bei sich hätten, obwohl in jedem Kahn einige wohlverdeckte Körbe standen, welche mir indessen nicht Handelsartikel, sondern Lebensmittel zu enthalten schienen, eine Vermuthung, die sich auch als richtig auswies.

Ich äußerte mich darüber, daß das Kriegsfahrzeuge seien, der Kapitain und der Supercargo stimmten dieser Ansicht bei, der Erstere mit nicht geringer Besorgniß, denn die Bemannung der Fahrzeuge war sehr stark, der Andere aber, der Supercargo, äußerte sich sehr stolz und wohlgefällig darüber. „Nein," sagte er, „es sind nicht Handelsboote, es sind wohlbemannte Kriegsfahrzeuge, ein jedes von einem der Könige befehligt, welche mir ihre Aufwartung machen wollen und welche uns Handelstractate anzubieten kommen. Wohl mir! endlich bin ich unter Menschen, welche wissen, was sich schickt und nicht unter solchen Hunden, wie dort auf den kleinen Inseln, die wir besucht haben und die aus dem Menschenfressen ihr vorzüglichstes Geschäft machen."

„Was das betrifft," lachte der Kapitain, „so habe ich einige Besorgniß, wir könnten die Menschenfresserei auch hier noch kennen lernen, wir wollen zu Gott hoffen, daß es hier nicht so gründlich geschehe, wie wir es auf den Louisiaden gelernt haben. Um aber den fünf oder sechs Majestäten, welche sich dort nahen, die erforderliche Ehre zu bezeigen, so will ich doch die Enternetze ausspannen lassen." Und er gab dazu die nöthigen Befehle.

Diese Enternetze sind nicht solche, mittelst deren man das Ersteigen eines Schiffes ermöglicht, sondern mittelst deren man es verhindert. Sie werden von dem Bord aus meistentheils horizontal hinausgestreckt, so daß diejenigen, welche an den Schiffswänden emporgeklettert sind wie die Katzen, sich nunmehr gehindert finden, in das Schiff zu springen. Sind sie in feindlicher Absicht so weit gekommen, so können sie jetzt durch jede beliebige Handwaffe erstochen oder erschlagen werden.

Von diesen Veranstaltungen wollte allerdings der Supercargo nichts wissen, aber der Kapitain ließ sich davon nicht abbringen und dies war in der That ein Glück. Die herbeirudernden Schiffe zeigten sich alle mit etwa 40 Männern besetzt und sie hatten, man möchte fast sagen, eine förmliche Ladung von Speeren, großen und kleinen Keulen bei sich, sie waren zwar verborgen, sie lagen auf dem Boden der Schiffe, doch waren sie durch unsere Fernröhre schon von weitem und als sie sich näherten, auch mit bloßen Augen zu erkennen.

Der Kapitain ließ sie bis in Sprachweite kommen, dann rief er ihnen Halt! zu. Eine Pirogue näherte sich indessen, die anderen blieben auf ein gegebenes Zeichen des Häuptlings etwa 50 Schritt vom Schiffe liegen. Der sich Annähernde rief nun in sehr mittelmäßigem Englisch, er wünsche auf das Schiff zu kommen, um Unterhandlungen anzuknüpfen; ihm wurde gesagt, daß er nur gänzlich unbewaffnet es betreten dürfe, daß er zwar ein Paar Begleiter mitbringen könne, aber daß man der übrigen Mannschaft der Boote das Besteigen des Schiffes durchaus verweigern müsse.

Während die Leute sich nun untereinander beriethen, sagte Herr Meyer: „Eine solche ängstliche Vorsicht sei durchaus unmotivirt und sie sei beleidigend; die Leute kämen, um ehrerbietig ihre Aufwartung zu machen, ihre Dienste anzutragen, da sei es denn unbegreiflich, wie der ängstliche Herr Kapitain ihnen jetzt vor den Kopf stoßen wolle."

Der Kapitain zuckte die Achseln und ließ, wie es so seine Gewohnheit war, den Herrn Supercargo schwatzen. Die Berathung in dem Boote war zu Ende und der Häuptling wendete sich jetzt wieder an uns und erklärte, seine Leute kämen in friedlicher Absicht, da wir uns aber fürchteten, so werde Niemand von ihnen das Schiff betreten, außer ihm und zweien seiner nächsten Untergebenen. Dies wurde ohne weiteres gestattet und es kamen denn auch nur drei Leute zu uns an Bord. Der Erste derselben war ein Mann von etwa 30 Jahren, von einem imposanten Aeußeren, mehr als gewöhnlich groß,

trug er den Kopf gewaltig erhoben und er schien von einem Jeden Achtung zu fordern. Obwohl er noch jung, war er doch vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt, was bewies, daß er ein gewaltig tapferer Mann sein müsse. Außer einem schmalen Gürtel um die Hüften bestand seine ganze Kleidung aus einer Matte von ungewöhnlicher Feinheit und von sehr zierlichem Flechtwerk. Seine Haare waren auf dem Kopfe in einem Knäuel zusammengebunden und mit großer Sorgfalt von allen Seiten nach diesem Punkte hin vereinigt. In dem Knäuel selbst steckten mehrere schöne Federn, welche das Zeichen seiner Würde waren; er trat vollkommen frei auf, als gehöre das Schiff ihm, als komme er nicht wie ein Bittender, sondern als ein Befehlender hierher. Ohne die mindeste Besorgniß zu zeigen, ging er nach der ersten Begrüßung mit dem Kapitain und dem Supercargo auf dem Verdeck umher und sah sich bald dieses, bald jenes an, nicht neugierig und fragend und untersuchend, sondern so, als sei dies Alles ihm längst bekannt. Der Supercargo wartete immerfort auf die unterthänigsten Reverenzen, aber der abscheuliche Mensch that ihm den gewünschten Gefallen durchaus nicht, er erklärte nicht, daß er im Namen der übrigen Könige komme, um dem Herrn Supercargo und der holländischen Flagge seine Ehrerbietung zu bezeigen, noch kam er um Tractate anzubieten, noch geschah etwas, was nur andeutungsweise den Erwartungen des Supercargo entsprochen hätte.

Auch die beiden Anderen besahen sich das Schiff in möglichsten Einzelnheiten, kletterten an den Wandten empor, an den Bugspriet hinaus und zeigten sich überhaupt in gewisser Art mit dem Bau des Schiffes vertraut. Der Häuptling lenkte seine Schritte nach dem Hintertheil, besah sich das Compaßhäuschen und als er weit genug von den Anderen entfernt war, sagte er zu dem Kapitain, er habe ihm ein schweres, folgenreiches Geheimniß zu offenbaren, er möge sehen, daß man die beiden Anderen möglichst beschäftige, damit sie die Unterhaltung nicht störten, dann möchte er ihm seine Aufmerksamkeit schenken, denn es hinge sein Leben davon ab.

Alsbald schickte der Kapitain den lustigen Violet und den dicken van der Hoek nach dem Vordertheil des Schiffes ab mit dem Auftrage, die Leute nach Kräften zu amüsiren. Nun ging der Häuptling mit dem Kapitain, dem Supercargo und mir bald da, bald dorthin in der Nähe der Cajüte, zeigte sich fortwährend seinen Leuten auf den Booten, deutete mit seiner Hand auf die Berge, auf das Meer, allein zu allen seinen Bewegungen paßten seine Worte nicht, denn er erklärte dem Kapitain ganz einfach: „Er habe Recht, so mißtrauisch zu sein, denn in der That seien alle seine Leute lediglich in der Absicht gekommen, um das Schiff zu plündern, die Mannschaft zu tödten und dann Feuer anzulegen, nachdem man Alles, was brauchbar sei, fortgeräumt habe."

Der Supercargo fing an zu schreien in solcher zeternden Weise, daß die beiden Neuseeländer auf dem Vordertheile des Schiffes aufmerksam wurden und ihre Blicke nach dem Häuptling richteten. Dieser deutete aber ganz kalt nach

dem niedrigen Stande der Sonne und während man in der Ferne zu sehen glauben mußte, er spräche vom Sonnenuntergange, frug er den Kapitain höchst ernsthaft: „Ist dieses schreiende Ding da ein Weib, so lasse es in seine Hütte werfen, bis es ausgeweint hat, ist es aber von unserem Geschlechte, so wirf das unnütze unmännliche Ding in's Wasser. Ist es bei Euch Sitte, daß die Männer schreien? Wir sind dessen nicht gewohnt."

Der Kapitain lächelte, vielleicht maliciöser als nöthig; der Supercargo aber sprach mit unverkennbarer Wuth: „Diesen Menschen kann ich nicht als Abgesandten der Könige anerkennen. Wo hat er seine Creditive, der nackende Bursche hat ja nicht einmal eine Tasche, wo hinein er dieselben stecken könnte."

## Hundertachtunddreißigstes Kapitel.

Erzählung des Häuptlings, wie die Engländer gekauften Hanf bezahlen. Der Häuptling giebt einige wohlgemeinte Warnungen und auch unvermuthete Aufschlüsse.

Nach dieser sehr energischen Aeußerung des Häuptlings fuhr derselbe in seinen Mittheilungen fort: „Vor einem Sommer war hier ein engländisches Schiff, welches um Handel zu treiben herkam, viel Hanf einkaufte und dann zu bezahlen versprach, aber nicht bezahlte, sondern haben wollte, daß man immer mehr bringen sollte, worauf dann Alles zugleich bezahlt werden würde. Meine Freunde waren so thöricht immer mehr zu bringen, bis das ganze Schiff beladen war; nunmehr ging ein Häuptling mit zweimal zehn Männern an Bord des engländischen Schiffes und forderte endlich die Bezahlung im Namen seiner Untergebenen, im Namen seiner Unterthanen.

„Da gab der Engländer, der Häuptling des Schiffes, ein Zeichen, worauf eine große Kette aus dem Wasser gezogen wurde, an der ein ungeheures Stück Eisen hing, als die Matrosen dieses Stück Eisen außen am Schiffe hängend befestigt hatten, sagte der Kapitain: „Nun, mein Freund, ist es Zeit, an die Bezahlung zu denken." Er that hierauf einen gewaltigen Pfiff, der weit schallte und dann kamen die Matrosen aus allen Ecken und Winkeln hervor. Er befahl, sie sollten sich in zwei Reihen stellen, dann ließ er die 20 Männer, welche den Häuptling begleitet hatten, ebendahin bringen wo die Matrosen standen, hierauf ließ er eine Bank von eines Menschen Länge in die Mitte zwischen beide Reihen setzen und nun wurde der Häuptling, welcher alle diese Vorbereitungen ruhig und schweigend angesehen hatte, plötzlich von vier Männern auf die Bank hingelegt und daran festgebunden. Darauf kam ein Mann mit einer Peitsche mit vielen Enden herbei und schlug mit dieser Peitsche dem Häupt-

ling auf den Rücken, so daß sich sofort viele schwarze Streifen zeigten und dann schlug er noch einmal, da floß das Blut von dem Rücken herab, dann schlug er noch viele, viele Mal, bis der ganze Rücken des Häuptlings zerfleischt war, dann wurde der beschimpfte Mann losgebunden und in sein Boot gesetzt; zwei von seinen Begleitern wurden gleichfalls geschlagen und ihm nachgeschickt in das Boot, welches nun von dem Schiffe abgestoßen wurde, indem der Kapitain den beschimpften Leuten zurief: „Wenn Ihr noch eine weitere Bezahlung haben wollt, so holt sie Euch.

„Als diese Worte gesprochen waren, sah der Häuptling die Segel auseinander rollen, alsbald faßte der Wind dieselben und das Schiff entwich, verließ die Küste mit der ganzen Ladung, welche die Arbeit von mehreren Stämmen und von einem Jahre enthielt und worauf 18 der Unsrigen, lauter tapfere Krieger als Gefangene zurückgehalten waren.

„Sieh," sagte der Häuptling, „dies forderte Rache, wir sind hier gewohnt, keine Beleidigung hinzunehmen und alle Stämme, welche hier wohnen, haben beschlossen, an dem ersten engländischen Schiffe, welches sich nahet, die Rache zu vollziehen; so seid Ihr denn nun auserseheu, für Eure Landsleute zu büßen, weil Ihr die Ersten seid, die seit dieser Schandthat hierherkommen."

Der Kapitain lächelte sehr zufrieden, indem er sagte: „Gehe nur zu den Deinigen und beruhige sie, wir sind keine Engländer, sondern Holländer."

„Diesen Unterschied den Meinigen begreiflich zu machen, dürfte mir wohl sehr schwer werden, Ihr seid alle Warupi (Europäer) und es wird auch wohl nicht Einer von Euch besser sein als der Andere, aber ich weiß, daß solche Rache ungerecht ist, denn jedenfalls habt Ihr die Schandthat nicht begangen und was Einer gethan an einem Anderen zu rächen, ist nicht gut und darum komme ich her und sage Euch, was geschehen soll. Du aber, Häuptling dieses Schiffes, magst Dich danach richten."

Waterhocker sah den Mann befremdet an und nach kurzem Besinnen erwiderte er: „Du thust mir einen großen Dienst, womit kann ich Dich dafür bezahlen?"

„Solche Dienste bezahlen die Warupi vielleicht einander, wir thun das nicht oder nur durch einen ähnlichen Dienst," sprach etwas empfindlich der wackere Wilde; aber der Kapitain, welcher noch immer etwas im Hinterhalt glaubte, war mit dieser Aeußerung nicht zufrieden, sondern sagte: „Du erzeigst mir einen Dienst, welcher nicht blos meinem Leben, sondern auch den Gegenständen gilt, die ich auf meinem Schiffe habe und für deren glückliche Ablieferung ich denjenigen verantwortlich bin, welche mir dieselben anvertraut haben."

„Ja woll, ja!" rief der Supercargo in seinem schönen Deutsch, „ja woll, das ischt's, Herr Kapitain! er ischt mit Leib und Lebe verantwortlich für älles waas auf dem Schiffe ischt und da kann er Euch schon zehn Gülde Trinkgeld schenke."

Auf den Häuptling machte diese Aeußerung einen so unangenehmen Eindruck, daß er den Kapitain frug: „Was will denn das schreiende Weibsbild? Was ist das „Trinkgeld", trinkt man bei Euch Geld?"

Der Kapitain suchte ihm die unschicklichen Reden des Supercargo etwas schicklicher auseinander zu setzen und fuhr dann fort: „Ich sehe, daß Du ein uneigennütziger Mann bist, aber nun bitte ich Dich, erkläre mir, woher Deine Großmuth kommt."

Der Häuptling erwiderte: „Abermals verstehe ich eines Deiner Worte nicht: Großmuth! Wie kommt mein großer Muth in Verbindung mit der Warnung, die ich Dir gegeben habe und woher weißt Du, daß ich großen Muth besitze, ich könnte Dich ja aus Feigheit gewarnt haben, weil ich nicht Muth habe, mit Dir zu kämpfen."

„Dergleichen sind wir nicht gewohnt an den Männern dieser Insel!" sprach Waterhocker, „auch meine ich unter Großmuth nicht die Tapferkeit, die Du besitzest, sondern den edeln Sinn, uns — die wir sonst für Deine Feinde galten, vor einer schrecklichen Gefahr zu behüten; großmüthig nennen wir die Handlungsweisen, welche, wie die Deinige, von anderen Leuten eine große Gefahr nimmt, ohne daß man selbst Nutzen davon hat."

„Wie sonderbar," sprach der Häuptling, „so thun denn die Warupi nichts, ohne daß sie Nutzen davon haben, vielleicht sind die Missionaire auch nur unter dem Vorgeben, unser Heil zu wollen, hierhergekommen und sie suchen auch ihren Nutzen? Ich habe mir schon lange darüber Gedanken gemacht, sie wollen uns durchaus unsere kriegerische Tapferkeit wegschwatzen, sie wollen durchaus, daß wir die Waffen niederlegen und uns nur damit beschäftigen sollen, Weizen für sie zu bauen und Schweine für sie zu hüten, wofür sie unser Leben durch Essen und Trinken erhalten.

„Nun siehe, Häuptling dieses Schiffes, so handeln wir, die wir einander auffressen nicht, wir halten eine Handlung nur dann für gut, wenn derjenige, der sie begeht, durchaus keinen Nutzen davon hat und wenn Du fragst, warum ich in solcher Weise gehandelt habe, die Du großmüthig nennst — wenn Du die Ursache wissen willst, so erfahre, daß ich einige Warupi kennen gelernt habe, welche nicht so sind wie die anderen; Männer, welche eine Sprache sprechen, die von der Euren sehr verschieden ist, sind hier gelandet, sind angegriffen worden von uns, haben mit uns gekämpft und unsere Piroguen in die Flucht geschlagen, dann haben sie Boote in das große Wasser gesetzt, um diejenigen aufzufischen, die verwundet waren, aus den Piroguen stürzten und im Getümmel und der schnellen Flucht von den Ihrigen nicht gerettet werden konnten. Sie wollten sich ihre Siegesbeute holen, sie wollten uns schlachten und aufessen.

„Sieh, Häuptling, so dachten wir, aber jene Männer, welche die Ertrinkenden aus dem Wasser zogen, thaten denselben nichts Böses, Männer untersuchten mit geschickter Hand ihre Wunden, hefteten sie zusammen und heilten sie. Sie

entfernten sich von diesen Küsten, gingen wiederholt an das Land und wir wurden immer mitgeführt. Endlich waren wir Alle gesund; da ließ der Häuptling des Schiffes dasselbe wenden, fuhr des ganzen weiten Weges zurück und brachte uns wieder hierher."

„Uns? Du warst also auch dabei?" frug der Kapitain.

„Ich war auch dabei," erwiderte der Häuptling, „ich führte fünf Schiffe von meinem Stamme und noch sieben waren mit mir aufgefangen worden, von denen dreie Häuptlinge gewesen waren, die gleichfalls mehrere Schiffe zu dem Angriffe führten. Hier angelangt, setzten sie uns an's Land und sagten, wir möchten nicht mehr Warupi angreifen, das sei der einzige Dank, den sie von uns forderten; sie sagten, es sei männlich, sich gegen Feinde zu wehren, aber es sei unmännlich, Reisende anzugreifen, welche keine bösen Absichten hätten und sich, Häuptling, dies habe ich mir gemerkt und ich will nicht mehr Blut vergießen, wenn ich nicht dazu gezwungen werde. Ich thue es aus Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten. Nun nimm Du meine Warnung an, aber auch ohne Bezahlung, so wie jene Männer keine Bezahlung nahmen für ihre mir, dem Feinde, erzeigten Wohlthaten! Ich habe gesprochen."

Die Eröffnung setzte uns sowohl in das äußerste Erstaunen, als zugleich in eine gründliche Verlegenheit und ich mußte, indem ich dem Häuptling durch einen herzlichen Händedruck dankte, noch seinen guten Willen durch mancherlei Fragen behelligen; namentlich aber mußte man den Plan kennen, den die Neuseeländer bei ihrem Angriff auf uns durchzuführen gedachten. Darauf erwiderte der Häuptling, daß nachdem er vergeblich versucht habe, den wilden Blutdurst seiner Genossen zu dämpfen, er sich an ihre Spitze habe stellen müssen, um nicht für einen Feigling zu gelten und nun seien sie da, um unter seiner Anführung das Schiff zu ersteigen, die ganze Besatzung nieder zu machen — der Supercargo fing abermals an laut zu schreien, aber der Häuptling fuhr, mit einem verächtlichen Blick sich von ihm wendend — gegen uns fort: und darauf zu plündern, was zu plündern wäre, das Schiff aber schließlich in Brand zu stecken, wie er bereits am Anfange mitgetheilt. Sie wollten scheinbar unbewaffnet und unter dem Vorwande, zu handeln, auf das Schiff kommen; wenn jeder Matrose mit einem der Ihrigen beschäftigt sei, wollten die Uebrigen das Schiff erklettern und dann über die Besatzung herfallen." Mit diesen Worten zeigte er eine unter seinem Mantel verborgene, nicht viel mehr als fußlange Streitaxt von schwarzem Feuerstein und auch ein gewaltig langes, gekrümmtes Messer, beides war von seinem Mantel, der über den Rücken herabhing, gänzlich bedeckt und konnte nicht gesehen werden. „So," sprach er, „sind alle bewaffnet, welche dort in den Booten sind, sie lassen ihre großen Waffen in dem Boote liegen und kommen mit den kleineren hier herauf, um Alles abzuschlachten."

Zum Glück hörte der Supercargo diese Worte nicht, sonst würde er Zweifelsohne wieder auf die schrecklichste Weise geschrieen haben. Nun bat

aber der Kapitain den wackeren Mann auch das Weitere zu vollziehen und zu friedlicher Beilegung der Sache zu helfen.

„Gut," sprach der Häuptling, „ich werde es thun, ich will mich auf den Bord des Schiffes stellen und den Häuptlingen zurufen, daß sie heimkehren sollen, während ich und meine beiden Freunde die Nacht auf dem Schiffe zubringen werden; dieses ist das zwischen uns verabredete Zeichen, auf dasselbe hin wirst Du die Boote nach dem Lande zurückkehren sehen und es wird scheinbar Alles beendet sein, doch während der Nacht werden sie wiederkehren und



Ein neuseeländischer Häuptling auf dem Schiffe. (S. 610.)

dann ist es an Euch, ihnen zu zeigen, daß Ihr wachsam seid, doch wenn es geht, so schont meiner Brüder, ich möchte sie nicht gerne zur Schlachtbank geführt haben, indessen ich Euch rette."

# Hundertneununddreißigstes Kapitel.

**Einiges über den Schiffsproviant der Neuseeländer. Die Boote der Eingeborenen ziehen sich zurück Wiederkehr derselben nach Mitternacht und glückliche Beseitigung der Gefahr durch ein Paar Kanonenschüsse.**

Wie der Häuptling es gesagt, so geschah es; die Piroguen, welche sich ziemlich entfernt hatten, näherten sich so weit, daß sie wohl verstehen konnten, was vom Schiffe aus gesprochen wurde. In jedem Boote befand sich ein Häuptling mit dem Speer in der Hand aufrecht stehend; er war kenntlich an seinem Federschmuck und dem Mantel, allerdings auch durch die Lanze, denn kein Anderer führte eine solche. Als sie sich so weit genähert hatten, sprach der Häuptling nur wenige Worte zu ihnen, doch schienen sie ganz ihren Wünschen zu entsprechen, eine sichtbare Freude drückte sich auf allen Gesichtern aus und ohne ein Wort zu erwidern, kehrten sie um und ruderten nach dem Lande zu. Von einem der Boote, welches sich mehr als erlaubt dem Bug des Schiffes genähert, wurde uns genauere Kunde. Ein Paar Matrosen, sicher, daß ihnen nichts geschehen konnte, da drei Häuptlinge sich an Bord befanden, welche als Geißeln mit ihrem Leben für das der Matrosen hafteten, hatten sich an einem Seil in das nächste Boot herabgelassen; dort boten sie werthlose Kleinigkeiten, doch allerdings für die Neuseeländer große Schätze, zum Tausch gegen ihre Waffen an, doch widerstanden die Leute den größten Verlockungen durch rothe oder blaue Glaskorallen, durch Spiegelstücke, durch gelbe Halstücher, nur den Taschenmessern konnten sie nicht widerstehen, gegen diese gaben einige ein Stück ihrer Bewaffnung her, das ganze Boot übrigens lag voll von langen Speeren und großen Kriegskeulen. In der Mitte standen viele aus Palmenblättern geflochtene Körbe. Die Matrosen frugen, was darin sei, die Indianer wollten nicht recht mit der Sprache heraus und wehrten auch die nähere Untersuchung derselben, bis der in dem Boote anwesende Häuptling mit einem verächtlichen Lächeln es zuließ, daß sie den Deckel eines derselben erhoben. Derselbe lag voll von großen Stücken Fleisch und zwar, wie sich ganz unzweifelhaft auswies, von Menschenfleisch, denn man sah Arme und Beine und sah sogar, um die Sache unzweifelhaft zu machen, eine Hand aus der Masse herausragen. Die Matrosen stürzten entsetzt zurück, stiegen schleunigst an dem Seil empor, indessen die Neuseeländer ziemlich maliciös lachten.

Begreiflich machte diese Erzählung einen widerwärtigen Eindruck auf uns Alle. Wüthend über den getödteten Feind herfallen, ihn im Schlachtengrimm mit den Zähnen zerreißen — wie abscheulich immer, es war mit der zum Wahnsinn aufgeregten Leidenschaft zu entschuldigen, aber den Menschen zerlegen und seine Theile als Proviant mitzunehmen, um sich gelegentlich bei kaltem Blute

damit zu nähren, das war etwas so Abscheuliches, daß es Schaudern und Entsetzen erregte.

Der Kapitain war nicht ganz einig mit sich über das, was jetzt zu thun oder zu lassen sei, sollte er die Anker lichten und zu verschwinden suchen? Es war vielleicht zu spät und es war auch vielleicht erfolglos, denn der Wind hatte sich dergestalt verringert, daß mit demselben von der Küste zu kommen kaum möglich war und es schien um so bedenklicher, als man gegen die mächtige Meeresströmung anzukämpfen hatte, welche auf das Land zuführte. Es schien noch immer am besten, ruhig hier liegen zu bleiben und die Ankunft der Boote zu erwarten, wozu auch der Häuptling rieth; es war dies um so mehr nothwendig als wir im Falle der Entweichung oder Flucht die Häuptlinge hätten mitnehmen müssen, denn sie in einem Boote an's Ufer schicken, hieß dasselbe dem Verluste und die Matrosen dem Tode Preis geben.

So blieb es denn dabei, das Schiff schaukelte sich ruhig vor seinen Ankern und nachdem der Häuptling und die beiden anderen Krieger gesehen hatten was zu sehen war, auch der Abend mit seinen Schatten hereinbrach, begaben wir uns Alle in die Cajüte des Kapitains zum Abendessen, während mehreren der ältesten Matrosen und dem Steuermann eine sorgsame Beobachtung der Gegend befohlen war, nach welcher sich die Boote zurückgezogen hatten.

Bei der Tafel versuchte ich herauszubekommen, welcher Nation das Schiff angehörte, das sich so tapfer gegen die Feinde gewehrt und das so nobel gegen die Gefangenen gewesen. Engländer und Franzosen lehnte der Häuptling entschieden ab, auch Holländer wollte er nicht als diejenigen anerkennen, zu denen das Schiff gehört haben könnte, es war nicht unsere Sprache, welche jene gesprochen hatten. Ich frug nach der Farbe der Flagge, er sagte, dieselbe hätte keine Farbe gehabt; dies war mir nun ganz unerklärlich, wenn es keine Flagge gehabt hätte, so hätte man sagen können, sie sei nicht aufgehißt gewesen, aber eine Flagge, welche keine Farbe hat, ist doch ein Unding. Ich dachte schon an jenen Unterrock, welchen Mitshipman Easi in Marriat's komischem Romane aufzieht, als er im Mittelmeere an der spanischen Küste kreuzte, dessen Farbe auch nicht zu erkennen war; allein es kam heraus, daß für den Neuseeländer schwarz so wenig eine Farbe war als weiß; den Namen des Schiffes wußte er besser, er hatte sich seinem dankbaren Gemüthe eingeprägt. Das Schiff hieß „Princeß Louise".

Mitternacht nahete und mit ihr die Zeit, in welcher wir der größten Aufmerksamkeit bedurften; wir verließen Alle die Cajüte und begaben uns auf das Verdeck. Der Kapitain hatte ein sehr gutes Fernrohr, das meinige war auch gerade nicht schlecht, allein weder er noch ich vermochten etwas zu entdecken mit wie großer Aufmerksamkeit wir auch nach jener Gegend hinspäheten, wohin die Boote verschwunden waren. Nachdem wir wohl eine Viertelstunde lang uns die Augen müde geguckt, klopfte der Häuptling mir auf die Schulter und

sagte: „Nicht dorthin sehen“ und nach der anderen Seite zeigend, sagte er: „Dort kommen“ und in der That so war es, was wir mit unseren bewaffneten Augen nicht sehen konnten, sah er mit dem bloßen Auge. Von einem ganz entfernten Punkte der Bay, zu welchem die Leute während der Nacht gerudert sein mußten, um uns in unseren Beobachtungen irre zu führen, kamen sie her, lautlos wie der Fisch schwimmt, so schwammen diese Piroguen auf uns zu. Wenn wir Europäer nicht gehört sein wollen, so bewickeln wir die Ruder an der Stelle, an welcher sie auf dem Bord des Kahnes liegen; dies brauchen die Insulaner allerdings nicht zu thun, denn sie rudern, indem sie die Schaufel senkrecht halten, längs des Bootes nach sich ziehen, dann sie herausheben, wie man es auch bei uns macht, wenn man etwa einzeln und im Boote stehend rudert, aber dies verursacht jedesmal ein Plätschern und beim Streifen längs des Bordes auch einen Ton. Von einem wie vom anderen war nicht das Geringste wahrzunehmen, obschon die Boote mit Eile auf uns zukamen, wie man daran erkennen konnte, daß dieselben sich in jeder Secunde vergrößerten.

Als der Supercargo sie nun auch kommen sah, sprach er mit vor Bosheit leuchtenden Augen: „Nun unsere Breitseite mit Kartätschen unter sie gerichtet, so sind wir auf jeden Schuß funfzig solcher Bestien los.“

„Ihr habt doch gehört, was ich dem Häuptling versprochen,“ sagte der Kapitain ernst; aber der Supercargo erwiderte: „Pah, solchen Wilden versprechen, wem fällt da ein, Wort zu halten? Hält man doch schon den Ketzern nicht Wort und diese Hunde sind ja viel schlimmer als die Ketzer.“

„Ei, ei, mein werther Herr Supercargo, ich denke Ihr seid einer evangelischen Confession zugethan und diese weiß, so viel mir bekannt ist, nichts von Ketzern; aber seht, wenn ich von Ketzern zu sprechen wüßte, ich würde doch mein gegebenes Versprechen halten, wie viel mehr aber dem Manne, welcher uns aus Todesgefahr gerettet hat und sich als einzige Belohnung die Gunst erbittet, daß wir nicht auf die Seinigen schießen sollen.“

Unterdessen hatten sich die Boote so weit genähert, daß wir sie mit bloßen Augen ganz deutlich sehen konnten. Dies hielt der Kapitain für den geeigneten Augenblick, ihnen eine Warnung zu geben. Er ließ drei Stücke mit Paßkugeln laden und eines nach dem anderen über die Köpfe der Ankommenden hinwegfeuern. Die Kugel, welche durch die Luft fährt, macht einen herzerschütternden Lärm, sie heult auf eine entsetzliche Weise und dieses Heulen ist für denjenigen, der desselben nicht gewohnt ist, bei weitem furchtbarer als der Knall der Kanone selbst und die Wirkung dieses Schusses war auch sofort ersichtlich. Die Boote hatten eine hinlängliche Annäherung erlangt, um beobachtet zu werden; der erste Kanonenschuß machte sie stutzen, der zweite verursachte ein allgemeines Anhalten und noch ehe der dritte ertönte, sah man sie sämmtlich sich zur Flucht wenden. Der Häuptling, der uns gewarnt, stand ruhig und unerschüttert, die anderen aber knirschten mit den Zähnen; Herr Meyer behauptete zwar, sie

klapperten mit den Zähnen vor Furcht, dies war es aber nicht, es war der nicht zu besiegende Grimm über ein verfehltes Unternehmen, eine Beute, welche sie bereits in Händen zu haben glaubten, war ihnen entgangen und wohl auch ein herrliches Mahl, vorausgesetzt, daß sie nicht so zärtlich von Geschmack sind wie die Fidji-Insulaner, welche, wie wir bereits wissen, das Fleisch der Weißen nicht so hoch achten, als das von ihres Gleichen, weil es nach der gesalzenen Nahrung schmeckt.

Da wir uns nun in Ruhe dem Schlummer überlassen konnten, weil kein Angriff mehr zu besorgen war, indem die Eingeborenen nichts zu wagen pflegen, wenn sie erfahren haben, daß man wacht und also hinter ihre Schliche gekommen ist, so thaten wir dies auch und schliefen wie die Ratten bis zum nächsten Morgen; dann wünschten die Häuptlinge an's Land gesetzt zu sein, dies konnte ihnen aus dem vorhin erwähnten Grunde nicht gewährt werden, aber wir versprachen so lange hier zu bleiben, bis eine Pirogue vom Lande sich dem Schiffe nähern würde und dieses geschah auch bald. Unterdessen erzählte uns der Häuptling, daß sie von einem Kriegszuge heimkämen und dies erklärte auch die mit Menschenfleisch gefüllten Körbe, es war die Beute einer Schlacht und ihr Proviant auf dem Heimwege.

Ich frug den Häuptling, wie es möglich sei, daß er bei so friedlichen und ehrenhaften Gesinnungen dergleichen Abscheulichkeiten dulden könne. „Ich weiß, daß es übel gethan ist,“ erwiderte er mir, „aber ich darf nicht anders, ich kann die Sitten meiner Untergebenen nicht ändern, das muß die Zeit thun, die Leute sind kriegerisch, kampfbegierig; wenn ich nicht an ihrer Spitze kämpfe, wenn ich ihnen den Krieg widerrathe, so nennen sie mich feig und entsetzen mich meines Amtes; nur dem Tapfersten wird gehorcht und dies nur aus freiem Willen, denn Niemand ist verpflichtet zu gehorchen, das ist auch der Grund, warum unsere Schlachten so blutig sind, sowie der Kampf einmal begonnen hat, hören alle Befehle auf, ein Jeder schlägt so lange um sich, bis er selbst unter den Schlägen eines Anderen fällt; auch ich kann nichts weiter thun, als so lange kämpfen, bis ich meinen Mann gefunden habe. Ich habe viele Häuptlinge neben mir, aber keinen unter mir. Wenn ich ein berühmter Krieger bin, so schließen sich die Häuptlinge mit den Ihrigen wohl an mich an, um den Krieg unter dem Namen eines gefürchteten Oberhauptes zu führen, aber jeder Häuptling bleibt nur so lange bei mir, als es ihm gefällt, folgt nur so lange meinen Anordnungen, als sie mit seinen Ansichten übereinstimmen und so macht es jeder einzelne Krieger mit seinem Häuptling.“

„Die leibhafte Republik,“ rief ich lachend aus, aber der Häuptling fuhr, ohne auf die Unterbrechung zu achten, in seiner Erzählung fort: „Und so siehst Du, daß ich keine Gewalt über meinen Stamm habe; was ich als Befehl angesehen wissen will, muß mit ihren Meinungen zusammenstimmen, dann wird es aus-

geführt, wie böse oder wie gut es sei, stimmt es nicht mit ihren Ansichten, so wird es nicht ausgeführt und so vermag ich denn mein Volk nicht zu bessern, weil es sich nicht zum Guten neigt."

## Hundertvierzigstes Kapitel.

Der Häuptling will gefesselt sein. Die feindlichen Boote kommen in friedlicher Absicht. Eine kleine unschuldige Komödie ohne Heirath. Abschied der Neuseeländer von uns. Der „van der Kapellen" zieht weiter. Ein engländisches Missionsschiff.

„Bei so bewandten Umständen ist wohl nicht viel Tröstliches zu hoffen," meinte der Kapitain, „aber daß Ihr Menschenfleisch esset, mein wackerer Häuptling, will mir doch nicht gefallen."

„Ich esse desselben nicht," erwiderte der Fremde, „obwohl ich es früher gethan, ich habe aber auf jenem Schiff, auf welchem man mir Wohlthaten erwies, gehört, daß die Weißen sämmtlich ihre Feinde nicht essen, daß es ihre Religion ihnen nicht nur verbietet, sondern daß es auch ihrem natürlichen Gefühl widerstrebt und ein Mann war auf dem Schiffe, der sich ausschließlich damit beschäftigte, Pflanzen- und Vögel zu trocknen und dieser erzählte mir, daß es kein Thier gäbe, das seines Gleichen verzehre. Alle Raubvögel seien darauf angewiesen, schwächere Thiere zu tödten und zu verzehren, aber wenn zwei Adler oder zwei Falken miteinander kämpften und der eine bliebe todt auf dem Platze, so fresse der Sieger ihn doch nicht, sondern er suche sich eine andere Beute. Ich fand aus meiner eigenen Beobachtung, daß dies wahr sei und ich fing an, mich vor mir selbst zu schämen; ich dachte, ich sei schlechter als ein Thier, da ich mich doch sonst für besser gehalten habe und von da an habe ich an keiner festlichen Mahlzeit Theil genommen, die Krieger meines Stammes hielten dieses allerdings für eine unerlaubte Neuerung und wollten mir das Recht, dieselbe für mich zu handhaben, bestreiten, ich aber sagte ihnen, der Gott der Weißen sei mir im Traume erschienen und habe mir gesagt, das Fleisch der Menschen sei tabu, es sei geheiligt und wenn ich ein wackerer Häuptling sein wolle, so müsse ich befolgen, was mir Atua (Gott) befehle, so wie meine Untergebenen thäten, was ich befehle. Ich erinnerte mich zwar in diesem Augenblick des sehr zweifelhaften Gehorsams meiner Untergebenen, allein dies schien ihnen selbst nicht einzufallen, denn nach einigem Bedenken äußerten sie, daß sie es recht fänden, wenn ich dem Atua gehorche, sie würden es auch thun, wenn er ihnen im Traume erschiene, aber er ist keinem Anderen erschienen bis jetzt,

außer meinen Freunden, welche gleich mir verwundet auf dem Schiffe waren. Unser aller Enthaltsamkeit vom Menschenfleisch hat noch weiter keine Früchte getragen, als daß wir unsere Kinder gleichfalls am Menschenfleischessen hindern."

Ich bemerkte, daß ich viel erwarte von der Wirkung der Missionaire. Er erwiderte darauf, daß diese allerdings würden thun können, was sie in Hinsicht auf Milderung der Sitten wollten, aber nicht dadurch, daß sie steinerne Häuser bauten, in denen ihr Gott wohne, weil die Neuseeländer keinen Gott leiden könnten, der ein Haus brauche, sondern dadurch, daß sie viele Weiße mit sich brächten, welche durch ihre Zahl und ihre Bewaffnung im Stande wären, den Stamm zu schützen, bei welchem sie sich niedergelassen; dadurch ferner, daß sie die benachbarten Stämme bedrohten, wenn sie es wagten, den ihrigen anzugreifen, endlich dadurch, daß sie dem Stamme, bei dem sie wohnten, ein glücklicheres Leben bereiteten, als die Anderen hätten; daß sie ihm reichliche Thierische, sowie Pflanzennahrung verschafften, indem sie Viehzucht und Ackerbau einführten. Zuerst würde die Furcht die Anderen im Zaume halten, dann würde der größere Wohlstand, die größere Annehmlichkeit ihres Lebens die Anderen bewegen, jenem Wohlstande nachzustreben.

Wir fühlten wohl, daß der arme Häuptling (Ariki) Recht habe, daß es nur so gehen würde, aber wir fühlten auch, daß gerade dieses der Weg sei, den wenigstens die engländischen Missionaire nicht einschlagen würden und daß also vorläufig Alles auf fromme Wünsche hinauslaufe, und doch haben die Missionaire bereits eine bedeutende Gewalt über ihre nächsten Umgebungen erlangt, nur das, was ihnen die verschiedenen Völkerstämme, bei denen sie sich niedergelassen, selbst als das Sicherste vorgeschlagen, nur dieses haben sie noch nicht gethan und wenn sie sich in einen Krieg mischen, so geschieht es nur durch ganz fruchtlose Predigten, die zwar mit Ruhe und Ehrerbietung angehört werden, deren Sinn aber Niemand begreift, daher sie auch ohne Spur vorübergehen. Wir sollten hievon ein Beispiel erleben, denn unser Häuptling selbst befand sich mit den Missionairen in freundschaftlichen Verbindungen und es kam sehr bald zu einer Zusammenkunft zwischen ihnen und ich war Zeuge vieler Verhandlungen.

Während des vorigen Abends hatte der Häuptling wiederholt zu erkennen gegeben, daß Niemand wissen dürfe, in welcher Weise er uns gedient, auch die mit ihm zugleich auf das Schiff Gekommenen waren nicht ausgenommen. Dies forderte eine eigene Handlungsweise gegen sie. Als sich um Mitternacht die feindlichen Boote näherten, wurden die drei Häuptlinge in Ketten gelegt und jeder in einen besonderen Gewahrsam gebracht, natürlich ward unser Freund alsbald wieder befreit; jetzt aber, am Morgen, wo man die Ankunft eines oder mehrerer Boote erwartete, bat er dringend, ihn wieder in Ketten zu legen und ihn nicht anders zu behandeln, als die beiden Mitgefangenen und so geschah es auch. Der Tag war noch nicht zwei Stunden alt und schon sah man drei Piroguen herbeieilen, welche jedoch fern von allem kriegerischen Anschein waren.

Wir konnten durch unsere Fernröhre keine Waffen erkennen, sie müßten denn unter den Lebensmitteln verborgen gewesen sein, welche in der Mitte der Boote aufgehäuft lagen.

Die Boote näherten sich uns mit unglaublicher Schnelligkeit und machten allerlei Zeichen, um uns davon zu unterrichten, daß sie in friedlicher Absicht kämen. Als sie anlangten, boten sie zuvörderst von ihren Früchten, Wurzeln und Schlachtthieren an, was wir haben wollten und nach dem Preise fragend, erfuhren wir, daß dieses ein Lösegeld sein sollte für die gefangenen Häuptlinge. Der Kapitain aber erwiderte, die Speisen wolle man nicht haben, ohne sie zu bezahlen, aber die Häuptlinge wolle man auch nicht herausgeben, ohne sie vorher gehängt zu haben, sie seien Verräther, sie hätten sich auf das Schiff geschlichen und die Absicht gehabt, ihre Mannschaften nachkommen und alle Bewohner des Schiffes schlachten zu lassen. Der Gott der Christen sei ihm, dem Kapitain erschienen, weil er mit allen den Seinigen tabu wäre und hätte ihm entdeckt, was die hinterlistigen Ariki's im Sinne hätten. Und nun ließ er die gefesselten Männer an die äußere Schiffswand führen, ließ sie ihre geketteten Hände zeigen und dann frug er sie, ob das, was der Atua ihm offenbart, wahr sei oder nicht.

Die Häuptlinge, viel zu stolz um zu lügen, senkten ihre Blicke zu Boden und schwiegen betroffen durch die Richtigkeit der Angabe. Der Kapitain fuhr fort, indem er den Leuten in den Booten auseinandersetzte, daß unter solchen Umständen sie selbst es billig finden würden, daß man so gefährliche Feinde tödte. Da erhob sich lautes Jammergeschrei und es ergab sich, daß unter den Ruderern vielleicht die Hälfte Frauen oder Mädchen waren, welche nun aufsprangen, ihre Mäntel fallen ließen und so und durch ihr Geschrei ihr Geschlecht kundgaben, denn die Männer schreien nicht, wie wir schon aus den Bemerkungen des Häuptlings gegen den Supercargo erfahren haben.

Aber die Männer ruderten näher und boten sich selbst zum Ersatz für die Häuptlinge dar, boten uns an, daß alle Männer auf unser Schiff kommen und sich tödten lassen wollten, ohne Widerstand, wenn wir die Häuptlinge frei ließen.

„Das ist der erste, vernünftige Gedanke, den ich an diesen wilden Bestien bemerke," so murmelte der Supercargo halb für sich, halb zu mir gewendet, „die Hallunken muß man hängen." Aber wer malt sein Entsetzen, als der Kapitain sagte: „Wir wollen Euch zeigen, daß wir Weißen bessere Menschen sind als Ihr, wir wollen Eure Häuptlinge freilassen, obschon sie uns haben überfallen und tödten wollen. Wir werden sie auch nicht schlagen oder auf eine andere Weise beschimpfen, sondern wir wollen sie noch überdies beschenken, wir wollen unsere Feinde beschämen, aber wir hoffen, daß Ihr unser Benehmen Euren Freunden mittheilt und ihnen sagt, daß solches die Art der Weißen sei und daß sie viel glücklicher wären, wenn sie mit den Europäern Frieden hielten,

als wenn sie dieselben bekämpften. Von einem Besiegen sei doch niemals die Rede."

Als der Häuptling den Seinigen die Rede des Kapitains mitgetheilt hatte, hörte man mit einem Male ein leises Gemurmel des Beifalls und der Bewunderung, welches in Jubel ausbrach, als der Kapitain einem jeden der drei



Stangen wurden im Boden befestigt, um eine Hütte daraus zu bauen. (S. 618.)

Häuptlinge einen vollständigen Matrosenanzug gab, dazu unserem Freunde noch eine tressenreiche Bedientenuniform und ein Paar ungeheure rothwollene Epauletts. Unter der Versicherung, uns die gegen seine Leute geübte Großmuth nie vergessen zu wollen, entfernte sich der wackere Mann, entfernten sich seine beiden

Begleiter. Beim Abschiede reichte ich ihm die Hand und sagte ihm unter herzlichem Druck: „Du bist ein wackerer Mann, Gott segne Dich." Er sah mir einen Moment ernsthaft in's Angesicht und sein Auge füllte sich mit einer Thräne, die über das edle, stolze Männerangesicht rollte und dann sagte er: „Deine Hand macht mir mehr Freude, als Uniform und Epauletts." In der That, das will viel sagen.

Der Ort schien uns zu unheimlich, um lange hier zu bleiben, wir lichteten also die Anker und gingen mit sehr schwachem Winde, das will sagen, sehr langsam nordwärts, bis wir genöthigt waren, die Anker abermals fallen zu lassen, weil wir uns in zu großer Nähe der Küste befanden, um mit Sicherheit unter Segel zu bleiben. Mit frühstem des nächsten Morgens setzten wir unsern Weg fort und gelangten in die Bay von Tauranga, wo wir zu unserem nicht geringen Erstaunen ein europäisches Schiff vor Anker liegen sahen; wir näherten uns demselben, es hißte die engländische Flagge auf und es wurde durch ein besonderes Zeichen in derselben als ein Missionsschiff erkannt. Näher in die Bay rückend, nahmen wir wahr, daß dieselbe ganz erfüllt sei von den Booten der Eingeborenen. Wie wir später erfuhren, so gehörte dieses Schiff einer weit nördlich gelegenen Missionsstation an und die frommen Väter hatten gewagt, sich in den Krieg zwischen den Eingeborenen zu mischen. Ich dachte an die streitbare Kirche, aber wir erfuhren späterhin, daß hievon keine Rede sei, sondern daß die Missionaire nur durch ihre frommen Rathschläge den Krieg zu beenden gedachten.

Wir gingen an Bord des engländischen Schiffes und hörten, daß mehrere Stämme in großem Zorne gegeneinander entbrannt, im Begriffe seien, diesen Zorn mit den Waffen in der Hand auszufechten und daß die Missionaire versuchen wollten, den Kampf zu beschwören, welcher sehr nahe bevorstand. Ich muß gestehen, daß ich einen unbesiegbaren Drang empfand, einer solchen neuseeländischen Schlacht beizuwohnen, natürlich in der fröhlichen Hoffnung, nicht eigentlich mitkämpfen, eventualiter mitzuessen oder mitgegessen zu werden, sondern dem Kampfe von weitem zusehen zu können, ohne große Gefahr zu laufen. Der Kapitain widerrieth mir zwar ein solches kühnes Unternehmen, sagte aber dann, ich müsse mich jedenfalls an den Häuptling wenden, was denn auch um so leichter geschehen konnte, als derselbe und seine Untergebenen mit den Weißen, mit den Missionairen, in einer so freundschaftlichen Verbindung stand, daß ein Weißer unter ihnen unmöglich gefährdet sein konnte. Um den Rath sogleich in's Werk zu setzen, wurde mir ein Boot mit vier Matrosen anvertraut, welches mich in den Hintergrund der Bay führte, wo der Häuptling seine Hütte aufgeschlagen haben sollte und in der That, er hatte sich einen guten Platz gewählt, wenn schon vielleicht nicht den schönsten, denn er war gewissermaßen ein Felsenversteck.

Herbeikommend fand ich die Leute beschäftigt, Stangen in den Boden zu

befestigen, um daraus die Hütte zu erbauen; der Häuptling selbst war nicht anwesend, allein er mochte wohl den Platz bestimmt haben, denn er war so ziemlich gegen Ueberfälle gesichert und lag zugleich nahe genug am Bache, um nie in Verlegenheit zu sein, wenn sich's darum handelte, eine gute Portion Menschenfleisch abzuwaschen, doch fällt mir eben bei, daß dies hier gar nicht Sitte ist.

Nachdem ich mich mit meinem Begleiter Violet ein wenig umgesehen hatte, seine Waffen, seine Mundvorräthe, seine Begleiter betrachtet, kam der Häuptling an und wer malt mein Erstaunen und meine Freude, als ich in ihm denjenigen erkannte, der vor so kurzer Zeit unser Schiff verlassen. Er war derjenige, der mit den Missionairen in der bereits gedachten Verbindung stand, er war es, der in der Nacht in seinen leichten Booten, durch Ruder und Segel zugleich gefördert, uns vorangeeilt war, den wir weit hinter uns gelassen glaubten.

Ich trug ihm meine Bitte vor und er sagte sie unbedenklich zu; dies machte mir eine solche Freude, daß ich ihm alsbald meinen Hirschfänger, mein Taschenmesser und mein Pulverhorn gab, mit dem Bemerken, er habe zwar dafür, daß er uns das Leben gerettet, keine Bezahlung haben wollen, aber er werde jetzt, da er mir eine Gefälligkeit erweisen solle, diese Gegenstände nicht verschmähen, welche nur Erinnerungszeichen wären. Erinnerungszeichen, daß er nicht vergesse, was er mir versprochen.

---

## Hunderteinundvierzigstes Kapitel.

Der Häuptling verspricht und gewährt mir seinen Schutz. Missionair Williams, ein demüthiger Apostel Christi. Häusliche Einrichtung und Comfort desselben. Frostiger Empfang und abschläglicher Bescheid. Ein Offizier, über den die Gnade gekommen ist, ein seltener Fall. Früchte dieser Gnadenergießung.

„Der Ariki Parangui vergißt niemals, was er versprochen,“ sagte der wackere Mann, „aber Parangui weiß auch zu schätzen, was ein geehrter Mann ihm bietet. Du hast mich durch Deinen Händedruck geehrt, darum brauche ich keine Erinnerungszeichen und wenn ich sie behalte, so geschieht dies nur, um Dich nicht zu beleidigen und in der Voraussetzung, daß Du es nicht verschmähen wirst, gleich werthvolle Geschenke von Deinem Freunde in Empfang zu nehmen. Nun aber sage, was Dich hieher führt. Als wir in der Nacht an Deinem Schiffe vorbeifuhren, sah ich wohl an der Richtung desselben, daß Ihr auch

nach jener Gegend wolltet, aber ich glaubte, Ihr würdet am nächsten Tage außen an der Bay vorüberfahren und uns weit hinter Euch zurücklassen."

Ich erklärte ihm nun die Absicht des ganzen Kreuz- und Querzuges unseres Schiffes, erzählte ihm auch, daß so viele Niederlassungen und Colonien auch in dem Tagebuch des eigentlichen Besitzers dieses Schiffes verzeichnet seien, dennoch nirgends wirklich etwas geschehen wäre, was einer Handelsverbindung ähnlich sei. Ich erklärte ihm aber auch, daß ich in ganz anderer Absicht, nämlich nicht um des Handels willen reise, sondern um zu sehen, was für Pflanzen da oder dort wüchsen, was für Thiere sich daselbst befänden und endlich um Land und Leute kennen zu lernen. Nun hätten wir ein engländisches Schiff mit Missionairen hier bemerkt, hätten dasselbe besucht und erfahren, daß ein Krieg bevorstehe und so sei nun mein ganz besonderer Wunsch, diesen Krieg, wenn auch nicht mit der Keule oder dem Schießgewehr in der Hand, so doch von der Ferne als Zuschauer mitzumachen.

„Diesen Wunsch kann ich Dir gewähren," sprach der Ariki „und ich will für Dich sorgen, wie für einen Sohn, aber bei alledem wirst Du manches entbehren, dessen Du gewohnt bist; nur vergiß nicht, auch die Einwilligung der Missionaire für Dich zu gewinnen, denn ich habe mich verpflichtet, ohne ihre Erlaubniß keinen Europäer in unseren Reihen kämpfen zu lassen."

„Stellt Euch nur recht fromm," sagte Violet, „bindet Euch eine weiße Halsbinde um und schwört, Ihr wolltet gar nicht kämpfen, sondern nur predigen, so werden die guten Leute Euch gewiß gestatten, an dieser hübschen Menschenfresserei Theil zu nehmen."

Der Ariki lächelte und sagte: „Ja, sie predigen viel und auch viel unnöthiges, wiewohl sie gewiß sehr guten Willen haben, aber sie meinen es besser, als sie es machen."

Ich war sehr zufrieden mit dem Erfolg meiner Unterredung und eilte nunmehr sofort zurück, um den Missionair Williams an Bord seines Schooners aufzusuchen, ich hatte ihn jedoch näher als ich glaubte; während ich den kleinen Fluß hinaufgefahren war, um den Häuptling aufzusuchen, hatten die Missionaire sich am Ufer einen Platz ausgesucht, um daselbst ihre Zelte zu erbauen und in der That, ich nahm wahr, daß die würdigen Herren Geschmack hatten und auch einen gewissen Luxus verstanden, wie er nur irgend verträglich war mit der Würde eines Boten des Heils, eines Verbreiters des Evangeliums.

Die Zelte waren sehr geräumig, auswendig von Segeltuch und inwendig mit grünem Baumwollenzeug bekleidet, welches auf das Auge einen wohlthätigen Eindruck machte. Die Zelte waren ferner durch Querwände abgetheilt, so daß mehrere Gemächer daraus entstanden; ferner war die schräge Zeltdecke nicht zu sehen, indem ein weißer Plafond über alle diese Gemächer hinwegging, wodurch sie ganz das Ansehen von gewöhnlichen Zimmern erhielten, nur mit dem geringen Unterschiede, daß sie nicht tapezirt, sondern drapirt waren. Auf

dem Boden lagen doppelte, ja dreifache Matten, wie man sie in Neuseeland auf das Schönste zu flechten versteht. In jedem Zimmer ruhte auf den Matten ein besonders schön geblümter Teppich, ein Prachtstück von jener eigenthümlichen Weberei, welche einen Faden hat, einen Aufzug, der sammetartig geschoren werden muß, dessen Fäden aber in hunderterlei Weise Viertelzoll, ganze Zoll, halbe Ellen lang gefärbt sind. Man nennt dieses Erzeugniß einer höchst mühevollen und sorgfältigen Ausmessung mathematische Wolle, was zwar komisch genug klingt, aber doch zu einigem Verständniß der Sache führt. Der eine Faden wird nämlich nacheinander bald ein grünes Blatt, bald ein brauner Stiel, bald eine rothe Blume, bald ein hochgelber Kelch, eine blaue Blume und zwar immer so schattirt, daß das Dunkle der Blume und das Helle des Blattes überall auf das Genaueste wiedergegeben wird.

Bei dem Weben werden tausende von solchen Fäden neben einander aufgespannt und bei jedem Einschlag kommen sie durch ein schmales Lineal von Metall, aufrecht stehend zur Verdopplung und sie werden bei dem Herausziehen desselben durch das eine wohlgeschärfte Ende desselben aufgeschnitten, so daß die hochstehende Kette nunmehr sammetartig erscheint. Ein Stückchen himmelblauer Wolle von 2 Zoll Länge, daneben ein Stückchen gelber von 1 Zoll und daneben wieder ein Stückchen blauer von 2 Zoll, falten sich durch diese Weberei mit hoher Kette zu dem Durchschnitt eines Vergißmeinnichts von einem halben Zoll Durchmesser zusammen, und man kann nicht leugnen, daß in der Berechnung der nothwendigen Länge zu den Hundert verschiedenen Blumen, in den vielen tausend Fäden, welche die Breite eines solchen Teppichs bilden, viel Mathematik liegt, denn der unzählige Mal gebrochene Faden, welcher den Teppich bildet, mußte gestreckt werden, mußte dann zum Muster für viele andere Fäden dienen. Wer das für eine Kleinigkeit hält, versteht von der Sache nichts, oder hat die ganze Auseinandersetzung nicht begriffen.

Solche Prachtstücke der Industrie sah man hier auf dem blutgetränkten Boden von Neuseeland liegen, vielleicht eine Meile weit von dem Schauplatz einer furchtbaren, einer schauderhaften Metzelei und die frommen Väter ließen sich's hier recht wohl sein, sie tranken ihren starken, braunen Thee kochendheiß, sie tranken ihn reichlich mit Rum versetzt, obschon sie sich in einem sehr heißen Klima und in der heißesten Jahreszeit desselben befanden, im Januar nämlich, welcher unserem Juli an Temperatur entspricht. Ihre singende Theemaschine auf dem allgemein bekannten Kohlenbecken stehend, machte durch ihren Dampf zwar keine Fensterscheibe trübe, aber sie brachte doch eine ganz unnöthige Erwärmung hervor in dem von allen Seiten geschlossenen Raume. Auch die beliebten gerösteten Semmelschnitte fehlten nicht und Butter hatten die Hausfrauen so gut auf die Reise mitgegeben, wie den unentbehrlichen Portwein und den ebenso unentbehrlichen Zucker.

Ich war höchst überrascht, als ich alle diese Einrichtungen sah, ich hatte

mir die Missionaire weniger prachtliebend, weniger anspruchsvoll gedacht, sie mögen auch wohl am Anfange ihrer Wirksamkeit minder üppig eingerichtet gewesen sein, allein jetzt nachdem bereits zwei Menschenalter verflossen sind, seitdem die ersten Missionaire hierherkamen, haben sie weder nöthig bescheiden zu thun, noch viel weniger bescheiden zu sein und was sie brauchen wird ihnen nicht nur von den Missionsgesellschaften bewilligt, sondern sie können es auch für die Schätze, über welche sie zu gebieten haben, für die große Fülle der Landesprodukte von allen hier anlegenden Schiffen erhalten.

Der Herr Missionair Williams, der sich gern Reverend Dr. nennen ließ, nahm mich mit einem mehr als gewöhnlich frostigem Wesen auf. Da er weder deutsch noch holländisch, noch französisch verstand, sondern nur seine Landessprache, wie man dieses fast allgemein bei den Engländern findet, so mußte ich mich bequemen in einem schlechten Englisch mit ihm zu plaudern, was denn auch häufig die Folge hatte, daß er mir sein: Ich verstehe Euch nicht! oder: Ich kann nicht französisch! zurief. Allmälig verständigte ich mich mit ihm, aber keineswegs wie ich es wünschte und auch nicht mit eben glänzendem Erfolg in Hinsicht auf meine Wünsche.

Ich suchte mir auf seine ängstlichen Fragen auf meine Absichten durch eine Schmeichelei zu helfen. Ich wolle nicht aus bloßer Neugier in das Innere des Landes, oder vielmehr in das Innere der Verhältnisse seiner Bevölkerung zu dringen suchen, sondern bei meiner herauszugebenden Reisebeschreibung die glänzenden Fortschritte der Apostel von Neuseeland, die herrlichen Thaten derselben, die vielfältigen Beglückungsversuche der Eingeborenen der Welt darstellen.

Der Reverend Dr. erwiderte mir mit einem eisigen Lächeln, daß er mir für den guten Willen so weit als nöthig verbunden sei, daß er jedoch glaube dieses Geschäft würde durch die Zeitschriften der Missionsgesellschaften und durch die von ihnen ausgestreuten Traktätlein besorgt und er seinerseits entbände mich jeder Verpflichtung, da er sehr wohl wisse, daß die Schriftsteller von den Missionairen viel lieber Böses als Gutes sagten.

Dies war nun eine abschlägige Antwort in bester Form, da ich jedoch die Zusicherung meines neuseeländischen Freundes hatte, so glaubte ich auch ohne seine Hilfe durchkommen zu können und erklärte ihm, daß ich jedenfalls hier bleiben würde, wäre es auch gegen seinen Wunsch, indem ich bereits mit dem Häuptling Parangui übereingekommen sei, welcher mir befreundet wäre und mich unter seinen Schutz zu nehmen versprochen habe. Ich sah wie innerer Grimm und Aerger in dem Manne kämpfte, allein er machte so viel es ging eine gute Miene zum bösen Spiel und sagte dann, er könne eigentlich wohl begreifen wie in einem jungen Gemüthe kriegerische Gedanken aufstiegen, er sei ja selbst in seiner Jugend nicht viel anders gewesen, er sei Offizier in der engländischen Marine

und beziehe noch als solcher seinen Halbsold,*) jetzt aber allerdings sei die Gnade über ihn gekommen, sein Herz sei geöffnet den Worten des Erlösers, sei zugänglich geworden der Offenbarung und so habe er denn dem Waffenhandwerk entsagt und vermöge nur mit Reue auf seine kriegerische Laufbahn zurückzusehen und er suche nun durch seine jetzige Thätigkeit seine frühere auszugleichen. Nicht daß er hoffe durch seine Verdienste ein dereinstiges Heil gewinnen zu können, doch wenigstens dazu beizutragen, einige Schatten in seinem Leben minder dunkel erscheinen zu lassen.

So war denn das ganze Verhältniß geordnet und als einmal das Eis gebrochen war, ließ der fromme Lieutenant, welcher mich auffallend an Ignaz von Loyola erinnerte, es auch nicht an Freundlichkeit und Zuvorkommenheit fehlen, aber die von ihm selbst mir gemachte Mittheilung über seinen früheren Stand bestätigte alles das, was ich schon hundertmal von den engländischen Missionairen gehört hatte, daß sie nämlich durchaus nicht wie die Deutschen zu diesem Beruf vorgebildet sind, sondern daß sie durch einen Zufall oder um irgend wie ihre pecuniaire Lage zu verbessern, aus dem Matrosen- oder Soldatenstand zu den Missionairen übergehen, da dann auch das Evangelium was sie verbreiten seine ganz absonderlichen Lehrsätze hat und ich sah auch an denjenigen Neuseeländern, welche sich unmittelbar seiner Bedienung gewidmet hatten, unverkennbar die Folgen dieser Aeußerlichkeiten, sie hatten die Demuth und Kriecherei eines sich vor der Peitsche fürchtenden Sclaven, sie wagten keinen freien Blick zu thun, ihr Auge suchte immer das des trefflichen Herrn, des Reverend Dr. Williams, und sie gaben auf keine Frage eine Antwort, bevor sie nicht durch ein Augenwinken von ihm dazu autorisirt waren. Alle diejenigen, welche man bekehrt hatte, gehörten der niedrigsten Kaste an, es war kein Krieger darunter, viel weniger ein Ariki und dennoch wird viel Wesen von der großartigen Bekehrung des Volkes von Neuseeland gemacht.

---

## Hundertzweiundvierzigstes Kapitel.

Eine neuseeländische Festung besser als gewöhnlich verwahrt. Eine regelmäßige Belagerung. Spaziergang um die Wälle. Gründe des gegenwärtigen Krieges. Verfängliche Fragen des Ariki Parangui.

Mit dem nächsten Morgen begab ich mich zu dem Häuptling Parangui und ward von ihm mit der diesen sogenannten Wilden durchaus eigenen Würde

*) Voyage pittoresque autour du monde publ. s. l. direc. de Dumont d'Urville. tome II. Nouv. Zélande.

empfangen. Eben war eine alte Frau aus dem Pa eingebracht worden, gegen welchen die ganze Unternehmung gerichtet war und sie wurde jetzt in meiner Gegenwart verhört, was mir allerdings nicht viel helfen konnte, da ich kein Wort von ihrer Sprache verstand, was mich jedoch sehr interessirte, weil ich in dem unheimlichen Lächeln der faltenreichen Züge und in den blitzenden Augen, deren Strahlen mir wie vergiftete Pfeile auf ihre Feinde zu fallen schienen, zu sehen glaubte, daß sie ihnen etwas vorlog. Ich hatte mich hierin nicht getäuscht, wenigstens theilte der Ariki dieselbe Ansicht, er theilte mir mit, die Frau habe ausgesagt, in der Festung seien dreimal so viel Leute versammelt als sich hier zur Belagerung befänden, auch kämen noch täglich befreundete Stammesgenossen von den Bergen, sie hätten Lebensmittel in sehr großer Menge für viele, viele Tage und sie hätten zwanzigmal so viel Flinten als ihre beiden Hände Finger hätten.

Der Ariki sagte mir, entweder sei die Frau abgeschickt um die Stellung und die Zahl der Belagerer auszukundschaften, oder sie habe sich zu weit von dem Pa entfernt, um bei der Annäherung der Feinde noch glücklich heimkehren zu können und sie wolle sich jetzt durch ihre übertriebenen Nachrichten den Rückzug sichern, er glaube von alledem nichts und außerdem wisse er, daß sie nicht halb so viel Flinten hätten, als die Frau gesagt. Parangui ließ nunmehr die Alte nach der Festung heimgeleiten, verbot ihr aber wiederzukommen, wenn sie nicht aufgegessen sein wollte.

Es wurde hierauf eine Berathung gehalten, in welcher man ohne große Debatten beschloß, sich dem Pa so weit zu nähern, als es möglich sei, ohne von den Kugeln erreicht zu werden, dann wollte man die Festung einschließen und sie zur Uebergabe auffordern, für den Fall aber, daß man nicht geneigt sein solle, dieser Aufforderung sofort Folge zu leisten, wolle man den Kampf beginnen.

Sobald die Berathung zu Ende war, wurde aufgebrochen und das Heer rückte zwar nicht in europäischer Marschordnung, aber doch mit einer genügenden Regelmäßigkeit vorwärts. Wenige Stunden genügten, um die Höhe zu erreichen, auf welcher das Dorf lag. Als wir dasselbe vor uns hatten, bemerkte ich, daß es eine künstliche Befestigung biete, wie man sie den geringen militairischen Kenntnissen dieser Leute kaum zutrauen sollte. Vor allen Dingen fiel mir auf, daß sie förmliche Bastionen habe. Die Festung zeichnete sich am Horizont als eine lange Pallisadenlinie ab, da diese nebeneinander eingesetzten Pfähle nicht durchsichtig waren, da sie keine Zwischenräume zeigten, so mußten sie entweder verdoppelt sein, wie dieses in der Regel der Fall ist, oder es mußte dahinter Erde aufgeschüttet sein. Dies letztere zeigte sich als das Richtigere. Die Neuseeländer hatten, so lange es bei ihnen noch kein Pulver gab, hinter den Pallisaden genügenden Schutz gefunden, allein gegen Kanonen schützen dergleichen Befestigungen keineswegs, ja nicht einmal gegen Büchsenkugeln, die

entweder durch die Zwischenräume dringen oder wohl durch die Pfähle selbst gehen, wenn sie von Bambusrohr sind, wie dies meistens der Fall ist.

Mit meinem Fernrohr konnte ich sehr gut entdecken, daß ein tiefer Graben das Dorf umgab; es hatte sich dies mir gezeigt, als wir noch eine halbe Meile davon entfernt auf einer beträchtlichen Erhöhung standen und so gewissermaßen



Er setzte sich auf einen Felsen, der hinaushing über das Meer. (S. 628.)

in die Festung hineinsehen konnten. Jetzt niedriger stehend, als die Festung vor uns, war dies allerdings nicht mehr zu bemerken, aber die Bastionen, d. h. große viereckige Vorsprünge, welche aus der Verpallisadirung heraustraten und in einer Entfernung von etwa 100 Schritten rund um die Festung liefen,

waren ganz geeignet, der Annäherung, der Erstürmung, die entschiedensten Hindernisse in den Weg zu setzen, dergestalt, daß bei einem Sturm solch ein Vorsprung, solch eine Bastion selbst noch der am schwächsten vertheidigte Punkt schien.

Unser Lager war, so viel ich von der Sache verstehe, ziemlich gut gewählt; es befand sich auf einem sehr felsigen Grunde, welcher das Nahen des Feindes bei einem etwaigen Ausfall erschweren mußte; hier hatte der Ariki nicht sowohl das Erbauen von Hütten nicht gestattet, als vielmehr es untersagt; er wollte, daß seine Untergebenen nicht durch eine Laubwand gehindert würden, von dem leisesten Geräusch zu erwachen, er wollte nicht, daß das Flüstern des Windes im Rohr ihrer Dächer den schleichenden Schritt der Feinde übertöne, auch behauptete er, die kurze Zeit, die man hier zubringen würde, sei einer solchen Mühe gar nicht werth. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran, obschon er sich am vorigen Tage eine Hütte hatte bauen lassen, so war er doch hier auf keine solche Weise geschützt, sondern er schlief wie die übrigen Krieger unter freiem Himmel.

Ich begab mich auf einen Spaziergang und umkreiste von weitem nur mit meinem Doppelgewehr versehen den Pa; der Missionair, dem ich dieses erzählte, nannte meine Handlung sehr unvorsichtig, aber mein Freund, der Häuptling, äußerte sich günstiger über seine neuseeländischen Landsleute, er sagte, Keiner von ihnen würde einen einsamen friedlichen Wanderer angreifen wollen und es war, wie er gesagt hatte.

Bei meinem Wege um die Festung zählte ich 20 Bastionen; da sie über 100 Schritt von einander entfernt sind und selbst vielleicht 30 Schritt messen, so schätze ich den ganzen Umfang der Festung nahezu auf eine Viertelmeile; sie ist also für eine neuseeländische Niederlassung von bedeutender Größe, auch umschließt sie gewiß 200 Hütten, denn dieses war die Zahl der Kämpfenden, der Krieger, in der Regel aber sind in jedem solchen größeren Dorfe auch Leute, welche nicht das Kriegshandwerk treiben, so daß die Häuserzahl sicher noch größer gewesen ist.

Als ich meinen Spaziergang beendet hatte und wahrgenommen, daß man mich rund um die Festung verfolgt, daß man meine Anwesenheit sehr wohl bemerkt hatte, frug ich doch den Häuptling, weshalb denn dieser Krieg begonnen wurde. In der Regel will man nichts weiter als Beute machen, diese ist niemals groß, denn die Leute haben alle sehr wenig, außer ihren dringendsten Bedürfnissen, ihren Waffen, ihren Matten, ihren Kochgefäßen wohl gar nichts. Noth kann es auch nicht sein, denn die Gegend, aus der Parangui hierher gezogen kam, ist bei weitem reicher an Pflanzen und Thieren, als diese Felsengegend und der bloße Cannibalismus, die bloße Wuth Menschenfleisch zu essen, kann es auch nicht sein, denn dafür setzt man doch nicht Leib und Leben auf das Spiel.

„Du hast Recht," erwiderte er, „Alles dieses ist es nicht, aber es ist etwas viel unwiderstehlicheres, es ist Kampfbegierde, die Krieger wollen Kriegern gegenüberstehen, wollen sich mit ihnen messen, nun denn, wie soll ich's hindern, ich muß sogar daran Theil nehmen, wenn ich nicht ein Feigling sein will, auch mag ich Dir wohl sagen, was ich dem Schwarzrock dort nicht sagen würde, daß der Krieg immerhin diejenige Beschäftigung ist, welche dem Manne am mehrsten angemessen, welche am mehrsten geeignet ist, seiner Würde zu entsprechen."

Ich meinte die Jagd — wenn man doch einmal Blut vergießen müsse, sei eine ebenso würdige und nicht so barbarische Beschäftigung.

„Wonach sollen wir jagen, nach Fledermäusen oder nach Ratten? größere Thiere hat unsere Insel nicht. Ja, wenn die Rinder, welche man hiehergebracht, wenn die Schweine im wilden Zustande wären, so daß man bei der Jagd ein wenig Gefahr liefe, so daß man seinen Muth, seine Stärke zeigen könne, so wäre es eher etwas der Beachtung werthes, doch so siehst Du selbst, daß wir auf den Krieg angewiesen sind."

Ich erwiderte, daß ich dies keineswegs sahe; daß in den Gegenden woher wir kämen, woher die Missionaire gekommen seien, woher die Franzosen kommen, zwar auch ein Kriegerstand vorhanden sei, daß derselbe aber nicht eine Art bevorrechteten Standes bilde, wie es hier mit den Kriegern der Fall, sondern daß Jedermann aus dem Volke für eine kurze Zeit Krieger werden müsse, dann aber, nachdem er dieser Pflicht genügt, wieder aus dem Stande scheiden könne, wenn er nicht eine besondere Neigung für denselben habe, in welchem Falle ihn auch Niemand hindere bei den Waffen zu bleiben. Ich sagte ihm aber auch, daß die allermehrsten das Waffenhandwerk aufgäben, nachdem sie nur ein Paar Jahre dabei gewesen und daß sie alsdann Kaufleute würden, oder Schwarzröcke, oder Ackerbauer, oder Zimmerleute, kurz, daß sie irgend ein Gewerbe betrieben, zu welchem sie Neigung hätten und ich frug ihn, warum er dieses nicht in ähnlicher Weise auch hier einführen könne und legte ihm dar, wie gerade dadurch das Leben der Missionaire so sehr bequem und angenehm würde, natürlich nicht blos ihrer selbst, sondern aller Anderen, da ein Jeder im Stande sei, sich das Leben so bequem und so angenehm zu machen, als er wolle und könne.

Der Ariki frug mich, ob wir denn keine Kriege hätten; ich erwiderte, daß es daran allerdings nicht fehle, daß sie aber immer aus einem edlen Beweggrunde geführt würden, daß man die Waffen nur ergriffe, um sein Vaterland zu vertheidigen. Mit einer bewundernswürdigen Schärfe der Auffassung hatte er sofort den Widerspruch, der in meinen Worten lag, herausgefunden; er sagte: „Du berichtest Unwahres. Wenn Jeder nur die Waffen ergreift, um sein Vaterland zu vertheidigen, woher kommt denn der Feind, der Dein Vaterland angreift, dieser muß also einen anderen Grund haben, als die Vertheidigung seines Vaterlandes. Was bewegt also diesen Feind zum Kriege?"

„Nun allerdings ist Ehrsucht, Eroberungssucht sehr häufig die Ursache des Krieges."

„Nun sieh, so ist es auch bei uns; Ehrsucht und der Wunsch nach Beute, das ist es, was uns treibt; Du hast aber noch keineswegs alle Ursachen des Krieges genannt, sieh ich weiß, daß man Krieg führt — ich meine nämlich bei Euch, bei den Weißen — Krieg führt gegen andere Nationen von dunkler Farbe, um Menschen einzufangen, um sie wahrscheinlich zu essen."

„Nein," sagte ich, „nicht um sie zu essen, sondern um sich ihrer Hände zum Arbeiten zu bedienen."

„Wie? Ich denke, bei Euch arbeiten die Männer selbst und nicht ihre Sclaven und wenn das der Fall ist, wozu braucht Ihr Sclaven?"

Der Wilde hatte allerdings vollkommen recht mit dieser Frage und ich wußte mir nur schwer zu helfen, allein ich suchte ihm wenigstens einen schwachen Begriff von der Sache beizubringen, indem ich ihm sagte, daß wir sehr heiße Länder hätten, in denen die Weißen nicht gut arbeiten könnten und daß sie daher Sclaven kauften oder eroberten.

„Nun sieh, so machen wir es ja auch," sprach der Häuptling, „ich finde, daß unsere Art den Krieg zu betrachten, der Eurigen ganz gleich ist. Ehre und Ruhm, Beute und Sclaven sind es, was Ihr haben wollt, weshalb Ihr Krieg anfangt; genau so machen wir es auch, aber Du hast noch etwas vergessen; Ihr führt auch Krieg, um den Leuten Eure Meinungen aufzuzwingen, so hat mir einmal ein Fremder gesagt, der hier Schiffbruch litt und der lange in meiner Gegend wohnte und jeden Morgen hinausging an das Meer und jeden Abend wieder und sich auf einen Felsen setzte, der darüber hinaushing und weit, weit in das Meer hinausblickte und so lange dahin ging, bis seine Kleidungsstücke nach und nach zerrissen waren und in Stücken abfielen, bis er wie wir auf den bloßen Füßen ging; er sah hinaus, in der Hoffnung, endlich ein Schiff zu erblicken, das ihn mitnehmen möchte in seine ferne Heimath nach den Ufern der Garonne. Sieh, dieser Mann hat mir erzählt, daß Leute von seinem Volk und von seinen Nachbarn, die nur durch ein Gebirge von seiner Heimath getrennt wohnen, hieher und in viele Theile der Welt große Schiffe mit schweren Kanonen geschickt worden sind, um die Leute zu den Meinungen des Volkes, von dem sie ausgingen, zu bringen und daß sie nicht eher geruht hätten, als bis sie ihren Willen vollbracht oder das Volk ausgetilgt."

# Hundertdreiundvierzigstes Kapitel.

Einige vernünftig scheinende Bemerkungen des Häuptlings. Der Rev. Dr. Williams will Frieden stiften. Seine höchst wahren und getreuen Mittheilungen und wie er seine Gründe für Erhaltung des Friedens entwickelt.

Mir ward das Herz schwer, als ich zugestehen mußte, daß es so sei, daß die Spanier und Portugiesen Amerika beinahe entvölkert, daß sie viele Millionen fleißiger, civilisirter Menschen von einer viel edleren Race als die ihrer Bekehrer, hingewürgt hätten und alles zur Ehre Gottes, wie sie auch zur Ehre Gottes Scheiterhaufen anzündeten und viele Hunderttausende von ihrer eigenen Nation verbrannten wegen anderer Meinung.

Der Häuptling aber fuhr fort: „Jener junge und schöne Mann, von dem ich soeben sprach, hat mir auch erzählt, daß Ihr Weißen Krieg anfangt, wenn Ihr eine schädliche Waare habt, eine giftige Waare, die Euch kein Mensch abnehmen will, wo Ihr dann durch blutige Kriege die Leute zwingt, dieses zu thun, durch blutige Kriege die Häuptlinge nöthigt, ihren Untergebenen zu befehlen, daß sie dies Gift kaufen und essen sollen. Sage mir, ist das so?"

O Himmel! was sollte ich sagen. „Ja, es ist so, die Engländer haben mit China einen furchtbaren, einen blutigen Krieg angefangen, weil ihr König ihnen verbot, das giftige Opium zu kaufen" und als ich so beschämt still schwieg, klopfte mir der Häuptling leise auf die Schulter und sagte: „Ich sehe, Du schämst Dich für Deine Landsleute, ich sehe, Du würdest keinen solchen Krieg anfangen, auch wenn Du Häuptling über eine große Menge von Kaufleuten wärst, Du würdest auch vielleicht wegen Meinungsverschiedenheiten keinen Krieg anfangen, aber da nun doch einmal wahr ist, was ich soeben gesagt, so male das Bild, welches Du von uns entwerfen wirst, wenn Du zurückkehrst in die Heimath, um die wunderlichen Leute von Ika-na-mawi zu beschreiben, nicht allzu sehr in's Schwarze, denn sieh, wir sind doch nicht ganz so schlecht, als Eure Missionaire sagen."

Der wackere Mann hatte wohl recht. Die Neuseeländer kämpfen um des Ruhmes willen und wir Europäer fangen Kriege an, um Länder zu erobern und um unseren Glauben den Bewohnern der ganzen Erde aufzudringen; in der That, der Ariki hatte recht als er mich frug, was man wohl bei den Warupä sagen würde, wenn er ein halbes Dutzend seiner Priester zu ihnen schicken und unter ihnen die Religion der Neuseeländer verbreiten wolle. Die Missionaire behaupteten zwar, daß ihre Religion die bessere sei, allein das könne er ja auch! für das Volk zu welchem er gehöre, sei ganz ohne Zweifel die Religion von Ika-na-mawi die bessere. Hier auf diesen großen Inseln hätte man Achtung vor den Meinungen der Fremden, diese Fremden selbst aber hätten eine solche Achtung vor den Religionslehren Anderer keineswegs. Man erkläre

die Missionaire hier nicht für verrückt, er sei aber vollkommen überzeugt, daß man seine Sendboten für verrückt erklären würde, wenn sie die Religion dieser Inseln unter den Weißen zu verbreiten suchen wollten.

Ich muß leider diese Ansicht des Neuseeländers theilen, ja ich glaube, wenn der Sultan einige Molla's nur nach den benachbarten Donauländern senden wolle, so würde man ihn und seine Priester wirklich für Narren halten, obschon man täglich mit ihnen, d. h. mit den Türken in Berührung komme, wie viel mehr erst, wenn sie nach Deutschland oder Frankreich gesendet würden, in der Absicht, Proselyten für den Islam zu machen, und wollte ein eifriger Bekenner der evangelischen Confession nach Italien oder Spanien gehen, um seine Ansichten dort zur Geltung zu bringen, so würde er noch heute torquirt und wenn nicht öffentlich, so heimlich hingerichtet werden, wie zu den Zeiten der eigentlichen Inquisition.

Als ob er an unserem Gespräch Theil nehmen wolle, so näherte sich jetzt der Reverend Dr. Williams mit seinem ganzen demüthig hochmüthigen Gefolge; er ist nun jedenfalls der Bessere, er weiß das Rechte, denn er hat mit vielem Fleiß dazu geholfen, die Methodisten in das ihnen gebührende Licht zu setzen. Seine Absicht war jedoch keineswegs, an unseren Discussionen Theil zu nehmen, sondern vielmehr zum Frieden zu sprechen und deshalb hatte er seinen ganzen geistlichen Apparat mitgebracht und auch einen Boten nach dem Pa geschickt, damit der Häuptling desselben herbeikäme und an den Friedensverhandlungen Theil nehme; dies interessirte mich nun besonders und ich ging sofort demselben eine Strecke entgegen. Ich sah ihn, da er mit dem Missionair zugleich eintreffen sollte, bereits in dem Vordergrunde der Felsenpartie angelangt, ich sah ihn dort stehen auf seine Keule gestützt, der Nachricht wartend, daß er näher treten solle. Es war ein Mann im vollsten Sinne des Wortes, ein Mann von so außerordentlich schönen Körperformen, daß ein Jeder, auch der ausgezeichnetste Bildhauer sich glücklich schätzen würde, ein solches Modell zu einem römischen Fechter zu erhalten. Der Mann hatte nur ein dünnes Baumwollentuch um die Hüften geschlungen, man konnte mithin jede Muskel und jede Einzelheit seines prächtigen Körperbaues verfolgen, denn der Mantel von Fellen hing eng zusammengeschoben an einer dünnen Schnur über seinen Rücken hinab. (Siehe Abbildung, S. 633.)

Als er dem Ariki gemeldet worden war, ging derselbe sofort auf ihn zu, rieb jedoch nicht seine Nase an der des Fremden, denn dieses ist ein Freundschaftsgruß, sondern machte ihm nur ein Zeichen des Willkommens und kehrte darauf mit ihm zu Williams zurück. Es wurden einige Matten auf den Boden gelegt, dann wurde auch ein Sack mit Laub für den Europäer herbeigerollt und nun setzten die beiden Häuptlinge sich nach ihrer Weise nieder, indem Williams der Dritte in ihrem Bunde gewissermaßen über ihnen thronte. Die Anderen, von den Häuptlingen richtig als untergeordnet erkannt, hatten nicht die Ehre,

bei Reverend Dr. Williams zu sitzen, sondern konnten im Hintergrunde stehen bleiben oder sich's nach Gefallen bequem machen. Der Missionair begann die Verhandlung; er setzte salbungsreich auseinander, daß der Krieg ein Uebel sei und daß die Europäer niemals Kriege führten, als um ihr Vaterland zu vertheidigen.

Mit bedeutendem Blick sah sich der Häuptling nach mir um, aber Williams fuhr fort: „Oder um irgend einer höchst gerechten Ursache willen."

Parangui's Blick fiel abermals auf mich und in der That, ich konnte mich des Lächelns kaum enthalten, denn es waren dieselben Worte, die ich gebraucht, nur mit dem Unterschiede, daß ich meinen Irrthum eingestanden, der hohe Würdenträger aber bei demselben beharrte. Er führte nun das Verderbliche des Krieges und das Segensreiche des Friedens weiter aus und schloß damit, daß seine Pflicht sei, zum Frieden zu rathen und alle Gründe anzuführen, welche geeignet wären, denselben zu erhalten.

Der Häuptling hatte ihn ganz ausreden lassen, wie dieses überhaupt bei allen uncivilisirten Völkern Sitte ist, indessen die civilisirten und zwar von den niedrigsten bis zu den höchsten Ständen sich gerade dadurch auszeichnen, Niemand ausreden zu lassen, sondern den Redner immerfort zu unterbrechen, so daß manchmal alle Anwesenden zugleich schnattern, Niemand etwas anderes als sein eigenes Wort hört, daher auch Niemand eine andere Ueberzeugung erlangt als die, daß er vollkommen recht habe.

Nachdem der Geistliche sich erschöpft, antwortete ihm Parangui ungefähr mit denselben Ausdrücken, die er mir eingewendet; dann aber schloß er mit den denkwürdigen Worten: „Ihr habt gesagt, daß es Eure Pflicht sei, uns alle Gründe zu entwickeln, welche für die Erhaltung des Friedens vorhanden seien, Ihr habt dieses aber noch nicht gethan, so erwarten wir sie denn jetzt."

Der würdige Geistliche war in sichtbarer Verlegenheit. Ich erinnerte mich an eine in Oesterreich allgemeine übliche Redensart. Wenn man Jemandem einen Gruß aufträgt, so geschieht es gewöhnlich mit folgenden Worten: „Sagen Sie ihm (oder ihr) recht viel Schönes von mir, aber ich bitte Sie, recht viel Schönes." Und der Beauftragte entledigt sich dessen mit den Worten: „Ich soll Ihnen recht viel Schönes von Herrn oder Frau X, Y, Z sagen, aber recht viel Schönes!" und ich setzte einen solchen Berichterstatter einst in große Verlegenheit als ich sagte: „Nun ich bitte, machen Sie frisch darauf los."

Er war mit seinem Latein am Ende, er wußte nichts Schönes zu sagen als daß er mir recht viel Schönes sagen solle. So war es auch hier. Es war seine Pflicht, den streitenden Partheien alle Gründe auseinander zu setzen, welche für den Frieden sprachen, mit diesen Worten glaubte er sich aber auch abgefunden und er schwieg nach der Aufforderung des Häuptlings in sichtlicher Verlegenheit still.

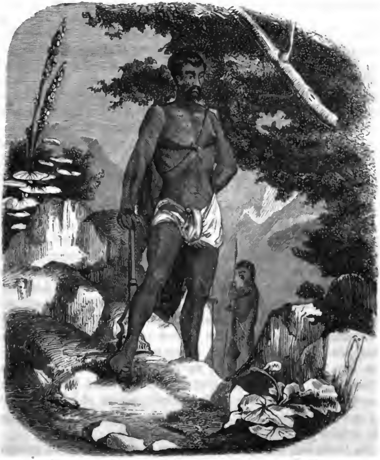
Nachdem das Schweigen mehrere Minuten lang gedauert und ich wohl erkannt, daß der gute Mann nicht zum Geistlichen erzogen sei, wenigstens nicht auf einer deutschen protestantischen Universität, wo man besondere Collegia liest, über die Kunst aus einem kärglichen Stoff eine lange Abhandlung zu machen (Homiletik), erhob Parangui seine schöne sonore Stimme und sprach mit einem Feuer, mit einer Beredtsamkeit, die mich in Staunen setzte, obschon ich kein Wort davon verstand, denn sie war in der Sprache der Neuseeländer gehalten und war an den Häuptling und an die Eingeborenen gerichtet. Hierauf erhob sich der fremde Häuptling und hielt mit gleicher Kraft und gleichem Nachdruck eine höchst energische Rede. Als er schwieg, wandte sich Parangui an den Missionair und erklärte ihm, sie Beide seien der Meinung, daß es für Krieger nicht zieme, den Spaten oder den Karst, oder die Nadel und das Weberschifflein in Bewegung zu setzen; sie seien auch der Meinung, daß angethane Beleidigungen von dem Beleidigten gerächt, von dem Beleidiger gebüßt werden müßten. Beide Völker glaubten hier im Recht zu sein, beide glaubten sich beleidigt und suchten Rache. Gründe für den Frieden habe der würdige Missionair ihnen nicht entwickelt und so würden sie denn dabei bleiben, ihren Kampf durchzuführen.

Der Missionair wandte sich an seine Begleitung und erklärte derselben, daß er Alles gethan habe, um den Frieden zu erhalten, daß es jedoch unmöglich sei und daß ihr Amt nunmehr ein Ende habe und sie nach ihren heimathlichen Sitz zurückkehren müßten. Hiemit erhob sich der Reverend Dr. Williams und schritt stolz von dannen; der fremde Häuptling machte einen kalten, ernsten Gruß gegen Parangui, hob die Keule auf seine Schulter und kehrte nach seinem Pa zurück und Parangui beeilte sich, einige Befehle an seine Untergebenen auszutheilen, worauf in dem Lager ein rühriges Leben entstand und bald Alle auf den Beinen waren.

Ich frug den Häuptling, natürlich nur um ihn zu prüfen, warum er denn den fremden Häuptling nicht gefangen behalten, da hiemit jedenfalls es mit dem Kriege zu Ende gewesen wäre.

„Und mit der Ehre des Ariki Parangui auch," sagte er. „Ich weiß wohl, daß Ihr es so macht, ich will daher die Frage Dir nicht verargen, allein ich habe nicht geglaubt, daß eine solche jemals aus Deinem Munde kommen würde." Der wackere Mann beruhigte sich, als ich ihm auseinandersetzte, daß diese Frage gar nicht mein Ernst gewesen und daß ich nur habe wissen wollen, wie er hierüber denke. „Ich glaube wenigstens, ebenso ehrenhaft wie Du," erwiderte er, „aber es würde mich nicht wundern, wenn Deine Frage Ernst gewesen wäre, denn in Eurem Lande würde wohl schwerlich ein Häuptling wagen, in das Lager des Anderen zu gehen, ohne gewisse Bedingungen, welche man, wie ich gehört habe, „sicheres Geleit" nennt und selbst dieses soll gebrochen werden. Dergleichen wirst Du auf Ika-na-mawi vergeblich suchen. Wenn ich keine Speise hätte

und wenn ich unter Dach schlafen wollte, so würde ich sofort in den Pa gehen und zu irgend einem Krieger sagen, mich hungert, gieb mir Speise, ich bin müde, laß mich in Deiner Hütte schlafen und er würde seine Speise mit mir theilen und er würde sein Lager zu dem meinigen machen und am anderen



Es war ein Mann im vollsten Sinne des Wortes. (S. 630.)

Morgen würde ich frei die Veste verlassen, wenuschon wir uns eine Stunde später mit den Schädelbrechern gegenüberständen."

## Hundertvierundvierzigstes Kapitel.

**Die Schlacht beginnt und ich sehe ihr von Weitem zu. Ein Tirailleurgefecht. Rückzug nach dem Pa. Ein getödteter Krieger wird mit großer Geschicklichkeit kunstgerecht zerlegt. Die Priester behalten das Beste. Menschenkarbonade. Wie man speist, wenn man tabu ist.**

Somit war der Versuch, Frieden zu erhalten, vollständig mißlungen und es wollte mir scheinen, er sei es bis zum Bewunderungswürdigen geschickt angefangen gewesen, denn so weit ich diese Leute kennen gelernt habe, so sind Vernunftgründe bei ihnen durchaus nicht ohne Wirkung, aber freilich, wenn die Gründe solcher Art sind, wie diejenigen, welche der engländische Missionair vorbrachte, so mag sich dieses wohl anders gestalten. Der Häuptling sammelte seine Schaar und drang mit ihnen aus der Felsengegend hervor und in weniger als einer Stunde befand er sich vor der Festung; dieselbe zeigte sich stark besetzt, die Bastionen strotzten von aneinander und hintereinander gereiheten Köpfen, das Uebrige konnte man nicht sehen, die Leiber waren hinter den Pallisaden verborgen.

Ich hielt mich in einer ziemlich bedeutenden Entfernung hinter dem Heere, war aber bald so glücklich, eine Stelle entdecken zu können, welche insofern seitwärts und doch gesichert lag, daß ich zwischen beide Heere sehen und auf diese Art das Schlachtfeld vollständig überschauen konnte. Parangui trat vor die Linie seiner Streiter und erhob seine Stimme so laut, daß die gegenüber in der Festung Befindlichen ihn hören konnten und nach einiger Zeit stieg auf einer Brüstung des Pa der Häuptling empor, welchen ich im Lager gesehen; er hielt gleichfalls eine Rede und die Seinigen in der Festung schienen derselben mit Lebhaftigkeit beizustimmen, wenn ich auch das Schreien nicht hörte, so sah ich doch sehr deutlich das lebhafte Schwenken ihrer Schädelbrecher, sah ihre wilden und wüthenden Gebehrden, die nach und nach in Sprünge ausarteten und nun stürzte Alles von den Wällen hinunter in das Innere der Festung und aus einem Thor derselben — sie hat übrigens, wie ich späterhin sah, überhaupt nur einen Eingang — zog eine starke Schaar von Kriegern hervor, welche lediglich mit Schießgewehren bewaffnet waren.

Ich konnte hier bemerken, daß die Leute noch nicht eben sehr vertraut mit den Feuerwaffen waren; es entspann sich eine Art Tirailleurgefecht, was sicher für sie gewiß das Beste ist, allein sie waren ziemlich ungeschickt im Schießen und sie wußten nicht schnell genug zu laden. Das Plänkeln dauerte eine Weile dann, urplötzlich gab Parangui den Seinigen ein Zeichen und er stürzte nun mit diesen auf die Streiter der Festung los. Er hatte den Zeitpunkt mit großer Umsicht gewählt und zwar sehr glücklich, es mußte seiner Beobachtung nicht entgangen sein, daß sich der größte Theil der Gewehre seiner Gegner auf ein-

mal entladen hatte, gewissermaßen in einer Salve; diesen Moment hatte er benutzt, er stürzte auf die Gegner zu, nur wenig Flintenschüsse fielen noch und auch sie ohne Erfolg und die Bewohner des Pa eilten fliehend ihrer Festung zu, weil sie mit ihren Flinten sich gegen die mächtigen Streitkolben und Lanzen ihrer Gegner nicht wehren konnten; es kam allerdings zum Handgemenge, die Tapfersten kehrten ihre Gewehre um und brauchten die Kolben als Kriegskeulen, aber sie waren viel zu schwer, mit einer Hand geführt zu werden, in Folge dessen wurden sie mehr und mehr gedrängt und während sie mit ihren Leibern den Rückzug der Anderen deckten, wurde einer von ihnen zerschmettert und die andringenden Feinde hoben den Leichnam auf und trugen ihn in ihre Reihen.

Damit endete der Kampf. Mein Fernrohr ließ mich wohl die Einzelnheiten übersehen, doch war es mir unmöglich gewesen, zu unterscheiden, welcher Parthei der Gefallene angehörte und da man ihn zurücktrug, so glaubte ich, er solle vielleicht als erster im Kampfe Gefallener mit großer Feierlichkeit begraben werden, allein es war einer der Feinde, dieser war zwar zu einer großen Ceremonie, aber keineswegs zu einem Begräbniß bestimmt. Parangui erzählte mir dies und so kam es, daß ich aus eigener Anschauung etwas kennen lernte, wovon man gewöhnlich nur das Hören-Sagen kennt.

Obwohl nur ein niederer Krieger, kein Adeliger und kein Häuptling, so war er doch als erster im Kampfe Gefallener heilig (tabu) und da sie einen Feind und zwar einen heiligen Feind in ihre Hände bekommen, so galt dieses für eine höchst glückliche Vorbedeutung, darum die Ceremonie, welche nun begann und welche ich nur deshalb mit ansehen durfte, weil ich unter unmittelbarem Schutz des Häuptlings stand und weil ich ein Weißer war. Die Sache begann damit, daß fünf Priester, unter denen auch der Oberpriester war, den Leichnam wuschen und räucherten, dann ein großes Feuer anzündeten, um recht viel Kohlen zu bekommen, während dessen aber den Leichnam mit einer ungemeinen Kunstfertigkeit zerschnitten, d. h. nicht zerhackten, wie es der Fleischer zu thun pflegt, sondern mittelst Messern aus gespaltenem Feuerstein so zertheilten, daß überall die Gelenke geöffnet, die Sehnen getrennt waren.

Unterdessen sie dieses anatomische Kunststück mit glänzender Geschicklichkeit vollführten, war das Holz glücklich in Kohlen verwandelt und es wurden nunmehr fünf große Haufen davon abgesondert; in einen jeden derselben hatte man kleine Steinhaufen gebracht, auf deren Gipfel man über jedem Kohlenhaufen ein Stück des zerschnittenen Menschen röstete; diese Arbeit vollbracht, wurde das geröstete Fleisch jedes Stück in einen besonderen, aus Palmenzweigen geflochtenen Korb gelegt und an eine in die Erde gebohrte Stange gehängt, jeder Korb für sich an einen besonderen Stock. Dies war für den Atua, für den Gott und hieß sein Kai, sein Nahrungsmittel, sein Braten; Atua-Kai heißt also Götterbraten. Nunmehr begannen sie Gebete an den Atua zu richten, welche

sie nur dann und wann unterbrachen, um etwas von dem, dem Atua gewidmeten Opfer zu verspeisen.

Während dieses geschah, saßen die Häuptlinge und die Adeligen in einem großen Kreise rings umher; die Ceremonie gilt für so heilig, daß sie nicht wagen, ihre Blicke darauf zu richten, sondern den Kopf, zwischen ihre Knie gesenkt und mit Matten bedeckt halten; ich war der Einzige, der die Keckheit hatte, dieses nicht zu thun, da jedoch der würdige Oberpriester plötzlich eine mächtige Keule ergriff und drohend auf mich zuschritt, rief mir Parangui zu, ich möge meinen Kopf gleichfalls senken, wenn ich mein Leben nicht gefährdet sehen wollte, trotz seines Schutzes. Er reichte mir dann selbst eine schöne, sehr feine Matte, um sie über den Kopf zu decken; zu meinem großen Vergnügen nahm ich aber wahr, daß diese Matte die Durchsichtigkeit eines Schleiers habe, indem sie nicht gewebt, sondern geflochten unzählige, kleine viereckige Oeffnungen ließ. So war ich denn gegen den Verdacht, die Ceremonie profaniren zu wollen, geschützt und konnte doch Alles sehr wohl übersehen.

Die würdigen Priester hatten sich entschieden die besten Stücke ausgesucht oder vielmehr dem erhabenen Atua, in dessen Namen sie das Opfer vollzogen. Dies haben die Leute schon vor vielen Jahrtausenden verstanden. Dem jüdischen Volke war der Genuß der Hinterhälfte des Schlachtviehes verboten, dasselbe mußte Jehovah geopfert werden, in dessen Namen die Leviten es sich aneigneten. Die Priester hier schmatzten mit vielem Wohlbehagen an dem gebratenen Rückenstück, an dieser Carbonade von Menschenfleisch, während sie immer abwechselnd Gebete an den Atua richteten, die Waffen ihrer Freunde siegreich zu machen.

Als dieses vorüber war, d. h. als die Carbonade verzehrt war, erklärten die Priester, daß der Atua dem Heere des Parangui höchst wohlgesinnt sei und daß er die Feinde in dessen Hand gegeben; nun enthüllten die anwesenden Männer ihre Häupter und sahen zu, was von dem Leichnam ihnen geblieben. Gravitätisch erhob sich Einer nach dem Anderen, schritt zu dem halb gebrannten, vom Feuer umgebenen Körper und schnitt ein Stück davon für sich ab, welches er nun mit größter Ruhe und höchstem Ernst verzehrte. Es war etwas Geheiligtes, daher durfte es nicht auf die gewöhnliche Weise behandelt, in profaner Art verspeist werden.

Als auch diese Ceremonie vorüber war, nahm einer der Edeln das abgeschnittene Haupt des Leichnams an den Haaren auf und hielt dasselbe über den Rauch und Qualm, der von dem Körper aufstieg, den man von verschiedenen Seiten mit brennendem Reisig bedeckte (s. S. 641), machte dabei einige Triumphsprünge und steckte ihn dann vorläufig auf eine Lanze, er dient so als Standarte, wohin er getragen wird, folgen die Besieger ihm nach, die Freude ist um so größer, je höher der Rang dieses Mannes war, dem dieser Kopf im Leben angehörte. Dieser, von einem niederen Krieger herkommend, würde einer solchen

Ehre nicht theilhaftig gewesen sein, wenn er nicht als der erste im Kampf Gefallene betrachtet worden wäre, es war kein Zweifel darüber vorhanden, da er der einzige im Kampfe Gefallene war, sonst sucht man nur des Schädels eines Häuptlings habhaft zu werden. Zu diesem Zweck wird dann stets in besonderer Art der Kopf vorbereitet, numificirt. Wie sie es machen, um denselben bei der großen Hitze des Clima's zu erhalten, ist mir nicht genau bekannt; ich muthmaße, daß nichts weiter damit geschieht als gewöhnliches, aber so lange anhaltendes Räuchern, bis alles Fleisch knochenhart geworden ist. Aus dem Hinterhauptsloch wird selbstverständlich zuerst das Gehirn entfernt, weil dieses jedenfalls in Fäulniß übergehen würde, lange bevor die Räucherung darauf einwirken könnte.

Nun naheten sich die anderen Krieger dem zur Hälfte schon entfleischten Körper und ein Jeder nahm sein Theil davon. Als diese Feierlichkeit vorüber war, welche gleichzeitig noch zu dem großen Opfer gehörte, begab sich ein Jeder an seine sonstigen Geschäfte; diese putzten ihre Gewehre mit einer Sorgfalt, wie nur irgend ein gut geschulter Soldat es vor der Revue thun würde, jene befestigten geschärfte Feuersteine an einzelnen Theilen ihrer Schädelbrecher, Andere suchten runde Steine von ziemlichem Gewicht, um sie als fernhin treffende Waffe zu benutzen, so war ein Jeder beschäftigt und Sclaven, welche an dem Mahl nicht theilgenommen hatten, bereiteten Speisen. Es waren viele Fische gefangen worden, sie wurden geröstet und dann dem Heere gegeben, ebenso war es mit verschiedenen Wurzeln und mit den Früchten der Banane und endlich mit Schweinefleisch, welches in Fülle vorhanden war.

Jetzt aber bekam ich etwas zu sehen, was mich nicht wenig verwunderte. Die Häuptlinge nämlich und die vornehmen Krieger setzten sich neben ihre Sclaven, legten den Kopf auf ihren Schooß und ließen sich von denselben futtern. Sie sind nämlich alle tabu und dürfen in diesem Zustande und nachdem sie eine der obersten Gottheit gewidmete Speise gegessen, die Hände nicht mehr zu demselben Behufe gebrauchen, bevor ein Tag und eine Nacht vergangen ist. Sie müssen sich also füttern lassen und dieses unterliegt für alle diejenigen, welche Sclaven besitzen, keiner besonderen Schwierigkeit. Anders ist es mit denjenigen, welche nicht zu den Reichen, nicht zu den Besitzenden gehören, sie müssen entweder ihre 24 Stunden fasten oder sie müssen den Sclaven eines Anderen bewegen, ihnen etwas zum essen zu geben; dieses geschieht nun auf solche Art, daß die Speisen auf den Erdboden gelegt werden, allenfalls auf ein Bananenblatt; der arme Teufel streckt sich nunmehr so lang er ist zu dieser Speise hin und nimmt davon mit seinem Munde auf, was er erhalten kann, jedenfalls eine sehr unbequeme Art zu speisen. In gleicher Weise wird durch ein solches Opfer auch die Hütte des Häuptlings heilig und wer ohne dieses zu wissen sich hineinbegiebt, wird selbst tabu und das pflanzt sich in unendlicher Reihe fort, denn Jeder, der so tabu ist, macht durch seine Berührung einen Anderen gleich-

falls heilig. Es ist das Umgekehrte von dem, was bei den Orientalen mit dem Begriffe unrein verbunden ist. Gewisse Krankheiten und gewisse natürliche Zustände machen denjenigen, der sich in denselben befindet, unrein. Das Polster, auf welches er sich setzt, wird dadurch unrein. Ein anderer Mensch, der sich auf dieses Polster setzt, wird gleichfalls unrein und wenn er einen Dritten nur mit seinem Finger berührt, so wird dieser gleichfalls unrein und wenn der Dritte eine Tasse Kaffee schlürft und ein Vierter trinkt aus dieser Tasse, so wird er ebenfalls unrein. Und die Orientalen sind darin so gewissenhaft, wie die Völker des großen Oceans mit ihrem tabu sind, so daß diese Angelegenheit förmlich gefährlich wird.

## Hundertfünfundvierzigstes Kapitel.

Eine Intervention der Amerikaner, welche nicht Krieg, sondern Handel wollen. Was diese Einmischung für eigenthümliche Folgen hat.

Als es begann Abend zu werden, machte man noch einen Angriff auf die Festung. Diesmal näherten sich die Schaaren des Parangui den Pallisaden vielleicht bis auf 100 Schritt; eine Parthie hatte ein Versteck gewählt, welches einer Bastion gegenüber lag, es war ein ziemlich dichtes Gebüsch, in das zu gelangen ihnen möglich gewesen war und von hieraus bearbeiteten sie mit großer Energie die Umgürtung des Pa, das will sagen, sie schossen sehr viel und leisteten nichts; ich kann mir nicht anders denken, als daß die Engländer ihnen die elendesten ausgebrauchten Commisgewehre und ein ganz erbärmliches Kanonenpulver liefern, denn viele Kugeln erreichten selbst auf die geringe Entfernung von 100 Schritten nicht einmal die Pallisaden und die Kinder vor der Festung, welche ich zu meinem höchsten Erstaunen zwischen den Kämpfenden herumlaufen und die Kugeln aufsuchen sah, liefen beträchtlich größere Gefahr als die Kämpfenden selbst, denn die Bleimassen fielen zwischen sie wie Hagel und daß von den Kindern keines getödtet worden ist, sieht beinahe wie ein Wunder aus.

Nachdem man genug Pulver verplatzt hatte, zogen die Angreifer sich zurück und brachten die Nacht in der Entfernung von etwa einer Meile in ihrer gewöhnlichen Art zu; Jeder suchte sich etwas Laub von Farrenkräutern, um sich ein Lager zu machen, was immer in der Nähe eines Baumes geschah. Eine der auslaufenden Wurzeln diente dann als Kopfkissen, ein anderes kennt der Neuseeländer überhaupt nicht, selbst wenn er in seiner Wohnung schläft. Auf

einem Haufen Farrenkraut deckt er eine Matte, zu seinem Haupte liegt ein Klotz als Kopfkissen und mit einer anderen Matte deckt er sich zu. Mir blieb auch nichts anderes übrig, glücklicherweise ist Neuseeland nicht heimgesucht von gefährlichen Insekten, Schlangen giebt es überhaupt hier nicht, wenigstens habe ich keine bemerkt.

Der nächste Morgen veränderte die Scene bedeutend. Bis jetzt waren die Bewohner der Festung in dem entschiedensten Vortheil gewesen und wenn nicht ein gewaltiger Anlauf genommen werden sollte, um die Festung zu stürmen, wobei leichtlich die Belagerungsarmee zur Hälfte darauf gehen konnte, so war vorauszusehen, daß man den Bewohnern der Festung nichts würde anhaben können, aber da kam den Belagerern die glückliche Neigung zum Handel entgegen, welche die Amerikaner so vortheilhaft auszeichnet. Ein Schiff dieser großherzigen und höchst moralischen Nation, der „Shakal", war in der Bay vor Anker gegangen. Es wurden Erkundigungen eingezogen, was für Streitigkeiten die Leute aneinander führe; genau wußte dies allerdings Niemand zu sagen, sie kämpften, weil einmal Kämpfen ihr Amt, ihre Freude, ihre Hauptneigung ist. Was aber nun machen, fragt der Amerikaner, dem Zeit das Wichtigste und Kostbarste ist; Zeit ist Geld, das wird jeder Amerikaner sagen. Dieses Schiff war hergekommen, um Handel zu treiben, nicht um einem langweiligen Kriege zuzusehen, so lange der Krieg dauerte, war kein Geschäft zu machen, wie nun den Krieg schnell beenden? Die Amerikaner fingen ihre Sache sehr schlau an, sie sagten: „Verschaffe Du uns eine volle Ladung guten, neuseeländischen Hanfes, so wollen wir Dir beistehen die Festung zu erobern. Wir haben vier Kanonen auf unserem Schiffe, welche hohe Räder haben, wir werden diese an das Land bringen, Ihr werdet diese gegen den Pa hinziehen und dann werden unsere Leute die Feuerschlünde laden, sie auf die Festung richten und sie so zusammenschießen, daß Ihr bequem hineingehen könnt." Was konnte Parangui angenehmer sein, es wurde durch diese Allianz der Sieg auf die vollkommenste Weise auf seine Seite gewendet.

Das Schiff der engländischen Missionaire war durch widrigen Wind gehindert worden, die Bay zu verlassen; die Ankunft des amerikanischen, wohlbewehrten Handelsschiffes erregte ihre Aufmerksamkeit und da sie doch mit dem Winde, welcher jetzt wehte, nicht auslaufen konnten, so benutzten sie denselben, um an ihren Ankerplatz zurückzukehren. Sehr bald erfuhren sie den sauberen Handel. Der Häuptling Parangui hätte höchst wahrscheinlich nicht gewagt, eine solche Bitte auszusprechen, die Amerikaner vermochten es, solch eine Schändlichkeit anzubieten. Eine Schändlichkeit muß man es doch wohl nennen, da sie, welche viel in den Gewässern verkehren, sehr gut wissen, daß die Eroberung eines solchen Pa immer mit dem Abschlachten aller Krieger verbunden ist, daß veilleicht die Hälfte der Weiber durch die Kugeln, welche keine Auswahl treffen, im Kampfe bleibt und daß die übrigen Frauen und Kinder, wenn sie fähig

sind den beschwerlichen Marsch mitzumachen, als Sclaven in die Heimath der Sieger mitgeführt werden. Den Kranken, den Greisen und alten Frauen und kleinen Kindern, den Säuglingen erspart man allerdings eine solche Beschwerde durch einen Keulenschlag, es war also vorauszusetzen, daß die Ladung Hanf mit dem letzten Blutstropfen von tausend Menschen bezahlt werden würde.

Der Missionair begab sich an Bord des amerikanischen Dreimasters und stellte dem Kapitain die Abscheulichkeit seines Unternehmens durch die eben gedachten Daten vor; allein der Amerikaner lachte dem Engländer in's Gesicht, frug ihn, was ihn das anginge, ob er schlecht oder gut handle, frug ihn, was er für ein Interesse habe für diese menschenfresserischen Hunde, erklärte ihm, daß man überhaupt viel zu viel Mitleid habe mit den wilden Bestien, daß man sie alle ausrotten müsse, wie es nach und nach in Nordamerika geschehe und schließlich erklärte er, daß er sich von einem dahergelaufenen engländischen Methodistenprediger keine Vorschriften machen lasse.

„Ich gehöre der Hochkirche an," erwiderte Williams mit stolz erhobenem Haupte; aber der unerschütterliche Amerikaner sagte: „Desto schlimmer für Euch, von einem solchen lasse ich mir gar nichts sagen; im Uebrigen ist einer so viel werth als der andere und ich hoffe mein Gewissen nicht gar zu sehr zu beschweren, wenn ich die Paar Hunde braten helfe."

Es ward nun Alles zu dem blutigen Kriege eingeleitet, die vier Kanonen waren allerdings vom leichtesten Kaliber, sie schossen nur 3 oder 4 Pfund, aber immerhin mußten diese Kanonen den Sieg vollständig auf die Seite der Angreifer lenken, denn waren sie auch gegen eine europäische Festung angewendet nichts weiter als ein Kinderspielwerk, so waren sie doch furchtbar genug gegenüber neuseeländischen Pallisaden. Es waren 4 Landkanonen, wer weiß, wo der Amerikaner sie herbekommen hat, bekanntlich sind dergleichen Geschütze auf Schiffen durchaus nicht zu brauchen, weil sie einen viel zu weiten Rücklauf nehmen vermöge ihrer Beweglichkeit auf hohen Rädern; Schiffskanonen, ganz abgesehen von dem Caliber, welches immer schwerer ist als das schwerste Festungsgeschütz, haben eine sehr starke Unterlage, welche keine Aehnlichkeit mit der Lafette der Landkanone hat und welche auf vier kleinen Rollen ruht. Vielleicht hatte der Amerikaner diese Geschütze lediglich zu dem Behuf, zu welchem sie hier angewendet wurden, denn sehr häufig machen die Amerikaner solche kleine Demonstrationen, wo sie dadurch Vortheile zu erringen hoffen.

Der höchst moralische Amerikaner schiffte seine 4 Feldstücke aus, gab dazu 16 Mann, um sie zu bedienen und auch einige hundert Kugeln, verlangte aber nun, daß die Insulaner das nöthige Pulver lieferten; er hatte die Absicht, sie vorläufig davon zu entblößen, um ihnen späterhin das seine zu desto höheren Preisen verkaufen zu können, eine Speculation, welche allerdings vollständig fehl schlug.

Die Häuptlinge schüttelten mit dem Kopfe, indessen sie wollten den Handel

nicht rückgängig machen, in dem Pa mußte viel Hanf sein, viel Schweine und Rinder ebenfalls, bezahlt also konnte das Unternehmen wohl werden, wenn man nur nicht früher Feuer anlegte, als bis die Schätze geborgen waren.

Die aus dem Schiffe mitgekommenen Artilleristen ließen sich das Pulver aus allen Pulverhörnern, Beuteln und Fäßchen auf eine Matte schütten, um



Er hielt das Haupt über den Qualm, der von dem Leichnam aufstieg. (S. 636.)

dessen Menge beurtheilen zu können, dann theilten sie es nach der Zahl der Kugeln in kleine Häufchen, näheten schnell aus feinen Matten die erforderliche Menge Säcke und nunmehr ging der Zug weiter, zwar ziemlich beschwerlich, da es keinen gebahnten Weg gab, doch mit Hilfe der vielen Krieger noch immer schnell genug. Es wurde wohl der ganze Tag dazu gebraucht, um über die

erste Hügelreihe zu kommen, am Abend aber befand man sich doch im Angesichte der Festung und als der nächste Morgen tagte, wurden die letzten Paar tausend Schritt zurückgelegt und nun das Feuer eröffnet. Die Wirkung war gewaltig, d. h. nicht sowohl die der Kugeln als vielmehr die des Knalles, sobald der erste Schuß geschehen, hörte man hinter den Pallisaden des Pa eine furchtbare, tausendstimmige Lamentation, aber nach dem dritten oder vierten Schuß hörte sie auf und nun fing die Verwunderung der Amerikaner an; sie bemerkten mit Erstaunen, daß die Pallisaden stehen blieben und es bestätigte sich mir das, was ich ursprünglich von der Befestigung gedacht hatte, sie war von Erde, die Pallisaden inwendig und auswendig dienten nur dazu, die Erde zusammenzuhalten und es war auch nicht der geringste Erfolg zu sehen. Die Kugeln an sich klein genug, blieben in der Erde stecken und weit davon entfernt hindurchzugehen und noch unter den Einwohnern großen Schaden anzurichten, machten sie nur die Angreifer lächerlich und dies zeigte sich in sehr kurzer Zeit, die Krieger erschienen auf den Wällen und lachten ganz laut über den versuchten und so fehlgeschlagenen Angriff. Nun kam aber noch ein zweites Uebel dazu, welches sehr gefährliche Folgen hatte; der geizige, schuftige Amerikaner hatte mit dem geringen Quantum von Munition, welches die Eingeborenen besaßen, den Krieg beendigen wollen, nun war aber der Krieg auf eine ganz andere Weise zu Ende als er gedacht hatte, es waren nämlich keine Kugeln und kein Pulver mehr vorhanden und dies merkten die Bewohner des Pa sehr bald, die Kanonen schwiegen und so wie dieses geschah, streckten sich an hundert verschiedenen Orten lange, dünne Stämme über die Erdwälle hinaus und an denselben glitten die Männer hernieder, viel schneller als sie durch das eine und ziemlich enge Thor hätten kommen können. Diesmal war es ihnen ernst, sie waren alle ganz nackend, was ein Zeichen ist des Kampfes auf Leben und Tod. Vierhundert mochten es gewesen sein, die sich so herausgeschwungen hatten. Da sie sich in dem Graben befanden, so war für den Augenblick kein Einziger von ihnen zu sehen, aber dies sollte keine Minute dauern. Die Hopfenstangen, welche sie an die Pallisaden lehnten, verschwanden, man sah ihre Gipfel sich bewegen, sie wurden vom Walle herübergetragen nach der Außenseite des Grabens und sobald sie dort standen, sah man auch schon eine Reihe von Köpfen sich erheben und die Männer standen auf der Krone des Grabens, ihnen folgte eine zweite, dritte und vierte Reihe und nun ging es mit furchtbarem Geschrei auf die Gegner los. Sichtlich war das Heer des Parangui das viel schwächere an Zahl, die Musketen, die sie besaßen, halfen ihnen gar nichts, sie hatten nicht einen einzigen Schuß, allerdings wehrten sie sich tapfer, aber sie mußten doch der Uebermacht weichen und sie wären vielleicht alle zusammen erschlagen worden, wenn nicht der Häuptling sein Augenmerk auf die Kanonen und wenn nicht die Rachsucht seiner Untergebenen die ihrige auf die weißen Kanoniere gerichtet, dies brachte eine Theilung hervor. Ein Viertheil der Belagerten eilte den

fliehenden Matrosen nach, ein anderes Viertheil bemächtigte sich der Geschütze und schaffte sie in die Festung. Die Hälfte des so geschwächten Heeres kämpfte zwar siegreich mit Parangui's Leuten, aber es war wenigstens kein Vernichtungskampf, sie schlossen sich eng aneinander und wichen in einer Ordnung, die man beinahe taktisch nennen konnte, zurück. So geschlossen machten sie auch dann und wann eine plötzliche Wendung nach einer oder der anderen Seite, zogen sich aber immer wieder in größerer Entfernung zurück, dem Strande zu.

Den schwerfälligen Matrosen gelang es nicht so gut, sie wurden von den schnelleren Neuseeländern erreicht und nach einem ganz kurzen Kampfe sämmtlich niedergestreckt; es entkam keiner, der hätte erzählen können, wie es seinen Kameraden ergangen. Als sie dies erlangt hatten, kehrten sie nach der Festung zurück. Wäre dies nicht geschehen, hätten sie Parangui von der Seite angegriffen oder ganz umgangen, so wäre auch von den Seinigen kein Einziger davongekommen.

## Hundertsechsundvierzigstes Kapitel.

Einiger Zorn des amerikanischen Kapitains und auf welche Art derselbe beruhigt wurde. Rachegedanken und Racheversuche. Der „van der Kapellen" zieht weiter nordwärts, erhält jedoch Besuch.

Der Kapitain des Amerikaners war nicht wenig erstaunt, als er die von ihm unterstützten Neuseeländer flüchtig zurückkehren sah; daß seine Waffen einen so geringen Erfolg haben sollten, war ihm ganz unbegreiflich, doch tröstete er sich, daß wenn seine Leute mit den Kanonen zurückkommen würden, er die neuseeländischen Hunde hier am Ufer niederschießen lassen werde, wenn sie ihm nicht gleich den versprochenen Hanf lieferten; aber wer malt seinen Schrecken, als er erfuhr, daß seine 16 Artilleristen und seine 4 Kanonen nicht wiederkehren würden, weil die ersteren ermordet, die letzteren aber als eine höchst erwünschte Kriegsbeute in die Festung gebracht seien.

Es kam mir vor, als hätte ich noch nie einen rasenderen Menschen gesehen als diesen Kapitain; er gerieth in eine Wuth, welche ihn einem Thiere auf das Täuschendste ähnlich machte, es waren nicht mehr menschliche Töne, welche er ausstieß, es war ein unarticulirtes Heulen und Brüllen, dazwischen kamen wieder einzelne Worte, unsinnige Drohungen, die ganze Insel in die Luft sprengen, nachher alle Einwohner hängen lassen an den Raaen seines Schiffes und die übrigen als Sclaven nach Neu-Orleans verkaufen — das war so das Nächste was mir klar wurde; dann wollte er mit seinen schweren Ge-

schützen den Berg hinauffahren und die Festung zusammenschießen und endlich packte er den Häuptling Parangui und schüttelte ihn auf eine so verständliche Weise, daß Parangui nicht zweifelhaft sein konnte, ob es Spaß oder Ernst sei und deshalb seine Faust mit gewissem Nachdruck auf die Stirn des Kapitains fallen ließ oberhalb der Augenbrauen, daß ich überzeugt war, falls der Mann Tonsinn gehabt, dieser ihm für immer ausgetrieben sein müsse, ja es hatte den Anschein, als wäre ihm noch mehreres ausgetrieben, denn er war vollkommen zahm, er streckte alle Viere von sich und wäre von einem Jeden für todt gehalten worden, der nicht gewußt, was ein amerikanischer Kopf ertragen kann.

Der Mann wurde in sein Boot gebracht und die Matrosen ruderten mit ihm davon, konnten aber nicht unterlassen, abscheuliche Flüche und lächerliche Drohungen auszustoßen, als sie sich einmal weit genug in der Bay befanden, um nicht mehr erreicht werden zu können.

Die Neuseeländer waren durch ihren verfehlten Angriff so außer Fassung gebracht, daß sie gar keinen weiteren Versuch mehr machen wollten, sondern eiligst auf ihre Piroguen zugingen, um sich einzuschiffen und ihre Heimath zu erreichen. Parangui hielt eine Art von Revue und er erzählte mir mit großem Kummer, daß mehr als 20 der Seinigen im Gefecht gefallen und daß er deshalb die Priester, die falsch prophezeiht haben, würde todtschlagen lassen, er sagte, daß bei mehr als 200 Kriegern ein Verlust von 20 wohl zu verschmerzen sei, wenn man damit einen Sieg erringe, er habe schon viele Mal eine doppelte und dreifache Zahl verloren, aber es sei alsdann immer eine glänzende Waffenthat vollbracht, es sei Ruhm und Beute gewonnen worden und von den Feinden seien viel mehr geblieben. Hier sei es anders, er habe verloren so vieler Leute Leben, er habe die Ernährer so vieler Familien verloren und habe nicht einmal den Trost sagen zu können: seht, ich bringe dafür dreimal so viele Sclaven mit, welche für euch arbeiten und euch ernähren werden.

Die Einschiffung war indessen vollzogen worden; ich tröstete Parangui damit, daß sein Rückzug ein ehrenvoller, da er ihn mit gewaffneter Hand antrete und keiner seiner Krieger seine Waffen verloren habe. Dies schien ihm zu gefallen, er schien in dem Gedanken eines ehrenvollen Rückzuges eine gewisse Beruhigung zu finden; dann bot er mir die Hand zum Abschiede und sagte: „Ich habe Dir ein Erinnerungszeichen an mich versprochen. Nimm dieses Kästchen und ich glaube, Du wirst damit zufrieden sein. Wenn Du mich aber besuchst, dort wo die Missionaire wohnen, die uns hierher begleitet haben, so werde ich Dir auch einige von unseren Waffen geben, die ich selbst geschnitzt habe, gleich diesem Kästchen, worin vielleicht eine Aufforderung liegt, ihm einigen Werth beizulegen." Hiemit drückte er mir freundlich die Hand und war in seinem Kahn, bevor ich noch meinen Dank aussprechen konnte.

Das Kästchen bestand aus dem wunderschönen rothen Sandelholz und war mit einer Zierlichkeit geschnitzt, welche in große Verwunderung setzen mußte,

wenn man bedachte, daß diese Leute so überaus unvollkommene Werkzeuge haben. Für die groben Arbeiten sind allerdings Werkzeuge besserer Art eingeführt, sie haben Aexte, Beile, Sägen, sogar schon vielerlei Zimmermannswerkzeuge, auch Hammer, Zange, Ambos, Blasebalg u. s. w., wie es der Schmied bedarf, aber allerdings so feine Instrumente, daß sie damit ein so wundervolles Schnitzwerk ausführen könnten, wie dies Kästchen enthält (s. S. 649), haben sie nicht. Das wird bearbeitet mit einem schön gespaltenen Feuerstein und hiemit verstehen sie alles zu vollenden, was der europäische Holzstecher oder Holzschneider mit dem zusammengesetztesten Apparat bearbeitet. Das Kästchen war so schön geschlossen, daß ich es zu öffnen nicht wagte, weil ich befürchtete, es zu zerbrechen und so blieb mir sein Inhalt unbekannt.

Der Häuptling zog mit seinen Piroguen von dannen und ich wußte vorläufig nichts anderes von ihm, als daß er im Norden der Insel an der Bay wohnt, welche man nach den verschiedenen Inseln, die darin zerstreut liegen, benannt hat; in dieser Bay wohnte auch der anglicanische Missionair und da er uns gleichfalls eingeladen hatte, ihn zu besuchen, so war es wohl möglich, daß wir uns wiedersahen, es galt nämlich nur das Lautwerden eines solchen Wunsches vor dem Supercargo zu unterdrücken. Hatte dieser eine Ahnung davon, daß mir oder dem Kapitain daran lag, dorthin zu gehen, so gab er gewiß dem Schiffe einen anderen Cours. So kam ich denn mit dem Kapitain dahin überein, die getroffene Verabredung zu verschweigen und mit diesem Entschluß kehrten auch wir auf das Schiff zurück und sahen bald genug den Missionair die Anker seines Schiffes lichten und den Piroguen der Eingeborenen nachsegeln, was ihm jetzt bei veränderter Richtung des Windes auch vollkommen gelang.

Auf dem „van der Kapellen" war Alles in bester Ordnung geblieben, wir hatten uns auf keine Weise in die Händel der Eingeborenen gemischt und konnten daher ruhig den Ereignissen zusehen; nicht so war es mit dem amerikanischen Kutter, zwischen dessen Planken Heulen und Zähneklappern gehört wurde. Einmal auf seinem Element, war der Kapitain bald erwacht, entweder das Schaukeln oder das Ueberspritzen mit Seewasser hatte ihn zu sich gebracht, aber kaum war er so weit, daß er fühlte, der Kopf sei ihm nicht eingeschlagen, als er wieder begann auf das Greulichste zu schimpfen und zu drohen, besonders den spitzbübischen Wichten, die er eben davonfahren sah. „Nun wartet!" rief er dabei aus, „Ihr sollt mir nicht so davonlaufen mit meiner Schiffsladung von neuseeländischem Hanf!" und mit diesen Worten verband er einige Flüche gegen seine Matrosen und den Befehl, zu rudern, was die Riemen halten wollten; er gelangte denn auch noch zeitig genug an Bord, um zu versuchen, einen von ihm gefaßten Gedanken auszuführen. Sobald er nämlich auf dem Schiffe angelangt war, sahen wir aus den Luken Rauchsäulen aufsteigen und bald donnerte der Knall der schweren Geschütze zu uns herüber. Der elende Wicht schoß nach den Leuten, die über die Bay hinwegfuhren, um nach dem

Norden zu gelangen, allein der Mann hatte Unglück, oder vielleicht besser gesagt, die Neuseeländer hatten Glück, obschon eine Paßkugel ziemlich weit geht, so erreichte keine von denselben, die man in der freundlichsten Absicht Parangui und den Seinen nachgesendet, eines der Schiffe. Der rachsüchtige Amerikaner war aber so sehr darauf erpicht, den Anderen Schaden zu thun, daß er die Anker lichten ließ und ihnen nachsegelte, aber auch dieser Versuch sollte ihm nicht glücken, denn sein Kutter ging so außerordentlich tief, daß er Sand faßte und man es nur noch gerade zeitig genug wahrnahm, um sich nicht festzurennen; so mußte der unsinnige Mensch seinen Racheplan aufgeben. Was aus ihm geworden, ist mir nicht bekannt, denn er verließ die Bay, da er sich einmal vom Grunde losgemacht hatte, wahrscheinlich um sich einen anderen Platz für seine Schändlichkeiten zu suchen; uns beglückte er nur im Entweichen noch mit zwei Schüssen aus den schweren Kanonen der Cajüte, welche auch unschädlich an uns vorübersausten, welche aber, da es wenigstens 48 Pfünder waren, entsetzliches Unglück hätten anrichten müssen, da der „van der Kapellen" mit dem Bug nach dem Kutter sah, die Kugeln also, wenn sie trafen, das Schiff nach seiner ganzen Länge durchstreichen mußten, natürlich nicht ohne zu zerreißen und zu vernichten alles was sie auf ihrem Wege fanden.

Der unheimliche Bursche war fort und wir wollten auch am nächsten Tage das Weite suchen, da Herr Meyer hier keine Colonie zu gründen gedachte. An die Küste mochte ich nicht mehr gehen, da die aufgeregten Insulaner möglicherweise meine geringe Person mit den Schuften verwechseln konnten, die soeben mit vollen Segeln aus der Bay glitten. Ich dachte an die vielen Greuel, die man an diesen armen Leuten verübt und wollte nicht ein neues Kapitel zu ihrem Nachtheil in der Geschichte veranlassen. Wer konnte es ihnen übel nehmen, wenn sie mich und meine Begleiter ermordeten, nachdem unmittelbar vor mir andere Weiße ihren Feinden zu Hilfe gekommen und sogar Kanonen gegen sie in's Feld geführt hatten. Die Besorgniß war indessen nicht gerechtfertigt gewesen, ich erfuhr dies zwar nicht dadurch, daß ich mich ihren Keulen aussetzte, wohl aber dadurch, daß sie zu uns auf das Schiff kamen und Handel anboten.

Nicht der Häuptling, wohl aber mehrere Ariki's und viele ihrer Sclaven kamen mit großen Massen neuseeländischen Hanfes an's Ufer und begehrten oder machten Zeichen, daß man ihnen ein Boot schicke. Da diesem nicht nachgegeben wurde, so gingen einige der Männer in das Gebüsch zurück und kamen mit einer kleinen Pirogue auf der Schulter zurück, welche sie in's Wasser setzten, worauf ihrer Fünfe die Ruder ergriffen und nun sehr schnell auf uns los kamen. Neben diesen fünf Männern saß eine Frau in wunderlicher Tracht, sie hatte einen Mantel von bunten Vogelfellen zusammengenäht, hatte ein rothes Tuch um die Lenden gelegt und trug den Kopf in abschreckender Weise mit schwarzen Haaren bedeckt, welche ich für nichts anderes als Pferdehaare hielt,

worin ich mich jedoch täuschte, es waren ihre eigenen, falls man nicht sagen wollte, daß sie den bei ihr zur Miethe wohnenden Insekten gehörten.

Die Leute stiegen an unserem Schiffe empor und es entwickelte sich eine neue Scene in dem großen Drama, welche überraschend genug war.

## Hundertsiebenundvierzigstes Kapitel.

Eine neuseeländische Zauberin, welche durchaus Nachkommenschaft haben will und dieselbe bei uns sieht. Die Wahl der Gottbegeisterten fällt auf den Supercargo. Eine Comödie durch ein Paar Matrosen ausgeführt.

Es kamen zu uns an Bord der Sohn des Häuptlings aus dem belagerten Pa, Tamui, dessen Vater (der würdige Tahoka) ihn hierher zu uns gesendet hatte, um einem Bedürfniß abzuhelfen, welches sich niemals so klar herausgestellt hatte als eben jetzt. Tamui und seine Begleiter brachten eine berühmte Zauberin oder Priesterin zu uns an Bord. Sie war so heilig, daß sie gar keinen Namen hatte, sie wurde nur die Priesterin Gottes, Waki-Atua genannt; keiner durfte sich ihr nahen, außer um sie zu füttern, denn sie selbst war so unerhört heilig, daß sie niemals sich ihrer Hände zum Essen bedienen durfte (außer wenn es Niemand sah); sie war so heilig, daß sie jeden Morgen länger schlief als die Sonne und was es sonst noch für wirkliche Erhabenheiten ihres Charakters (d. h. im staatsrechtlichen Sinne, wo man von Geheimerathscharakter, Hauptmannscharakter u. dergl. mehr spricht) gab.

Die Frau war überaus begünstigt von dem Atua selbst sowohl als von allen seinen Untergöttern, ihr wurde offenbart das Schicksal jedes einzelnen Menschen, das Schicksal jedes Stammes, das Schicksal der ganzen Insel; sie wußte von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde, was einem Jeden begegnen würde, aber der Atua, welcher ihr dieses Wissen gegeben, hatte zugleich eine solche unerhörte Fülle von Verstand über sie ausgegossen, daß sie niemals von Jemandes Schicksal sprach, es ihm selbst auch nicht offenbarte. Sehr weise! was wäre daraus geworden, wenn ein Jeder sein Schicksal gekannt hätte, ohne es abändern zu können. Das ist ja eben das Schicksal, das unerbittliche, das unabänderliche. Wenn man wüßte, was begegnen würde und man es hindern könnte, daß es so käme, so wäre es nicht mehr Schicksal.

Diese überaus kluge Frau eröffnete also zwar einem Jeden, daß sie wisse, was seiner harre, sie sagte auch einem Jeden, wenn ihm dieses oder jenes begegnet war, sie hätte ihm das wohl vorher sagen können, denn der Atua habe ihr das Alles längst eröffnet und es erkannte folglich ein Jeder ihre unglaub-

liche Weisheit willig an, aber Jeder mußte dennoch sein Schicksal erfüllen, wie es ja auch dem Oedipus gegangen ist und allen denen, welchen man ihr Schicksal wirklich vorhergesagt hatte.

Diese große Seherin stand vor uns. Eine Frau, welche vielleicht in ihrer Jugend nur sehr — häßlich gewesen war, jetzt aber, wo sie nahe an den Vierzigen stehen mochte — ganz außerordentlich häßlich war. Es war dem Stamme, welcher den Pa bewohnte, sehr darum zu thun, eine so große Prophetin zu erhalten, nun war dies aber nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht möglich, sie mußte nothwendigerweise sterben, weil wir Menschen — dies ist ein bekannter Erfahrungssatz — nun einmal sterblich sind; aber wenigstens wollte man dafür sorgen, daß sie eine Nachkommenschaft erziele, welche dann natürlich Erbe werden mußte ihrer großen Begabung.

Noch war dies nicht zu spät, auch war die würdige und vortreffliche Frau durchaus nicht abgeneigt, die Bedingungen zu erfüllen, welche erforderlich waren, um ein solches, höchst wünschenswerthes Ereigniß herbeizuführen, allein da trat ihr wiederum das Schicksal in den Weg. Sie, die Heilige, durfte von keinem Unheiligen berührt werden, selbst ein Häuptling war nicht würdig, die erhabene Prophetin zu umarmen; wahrscheinlich hatte deshalb allein der Atua, der Alles gut macht, sie so ausgestattet, daß selbst keiner der Priester, welche doch sonst nicht Kostverächter sind, es wagte, sich mit ihr in eine folgenschwere Verbindung zu setzen; die Götter aber hatten ihr offenbart, daß unter allen Sterblichen nur ein Weißer würdig sei, die Blüthen ihrer Schönheit zu pflücken (leider schon am Rande des Verderbens). Die Weißen sind heilig in den Augen der Priesterin und was sie sagte, mußte wahr sein, man hatte nur noch gestern ihre Prophetengabe erprobt. Der Häuptling hatte die Aeltesten im Pa versammelt, um vor ihnen die Priesterin zu befragen über das Schicksal der beiden einander gegenüberstehenden Heere und sie hatte nach langen Vorbereitungen sich in eine heilige Extase versetzt und in dieser gesagt: „Eines der beiden Heere werde besiegt werden und fliehen, das andere Heer dagegen werde den Sieg erlangen." Diese kühne Prophezeiung war nun wirklich eingetroffen, eines der beiden Heere war besiegt worden, das andere hatte einen glänzenden Sieg erfochten. Durften solche Gaben verloren gehen, mußte man nicht besorgt sein für die Fortpflanzung derselben, für die Uebertragung auf jüngere Kräfte? Und in welcher Weise konnte dies besser geschehen als dadurch, daß die Heilige sich auf ein europäisches Schiff begab, wo so viele Weiße beisammen wohnten?

Der junge Häuptling sagte uns, daß es eigentlich seine Absicht gewesen, die hohe Priesterin zu den Missionairen zu führen, und diese nm die zu leistende Gefälligkeit zu bitten, weil so heilige Männer das gewünschte Werk gewiß in erfolgreichster Weise vornehmen müßten, leider aber waren die würdigen Herren bereits abgereist und so mußten wir denn als Aushilfe herhalten. Wir wollen

ihnen diese Zurücksetzung nicht übel nehmen, ebenso wenig wollen wir sie tadeln, daß sie den engländischen Würdenträgern die Ehre zugedacht; wir müssen uns immer auf ihren Standpunkt setzen, wir dürfen nicht vergessen, daß Vielweiberei in Neuseeland Sitte ist, daß besonders und vorzugsweise die Häuptlinge und die Priester sich dieser Sitte gerne unterwerfen, daß also nicht die Zumuthung des Ehebruchs den Missionairen gemacht wurde, sondern einfach eine hohe Vergünstigung ihrer wartete, die sie wahrscheinlich abgelehnt haben würden, die aber durchaus nichts Beleidigendes enthält.

Die würdige Dame sah unter den Söhnen der Weißen umher, welcher ihr wohl am besten gefalle. Da war viel junges Blut und mancher Neuseeländerin wäre die Wahl schwer geworden, allein die Priesterin des Atua sah



Ein Geschenk des Häuptlings Parangui. (S. 644.)

mehr auf Rang und Würden, als auf die vergängliche Schönheit und so fiel denn ihre Wahl auf den in einem langen seidenen Schlafrock umherwandelnden Supercargo, welcher einen so unerhörten Schreck bekam, als er erfuhr, welch ein Glück ihm zugedacht war, daß er einige sehr energische schwäbische Flüche ausstieß, vor der Heiligen ausspie und ihr den Rücken kehrte.

Die Beleidigung war sehr groß, denn alle Männer erhoben ihre Kriegskeulen und waren im Begriff, den ihrer Priesterin angethanen Schimpf blutig zu rächen, was auch der Erfolg sein mochte, denn sie konnten wohl denken, daß sie das Schiff nicht lebend verlassen würden; aber der Kapitain hatte einen glücklichen Einfall, er that als sei er höchst erschrocken über ihr wildes Be-

ginnen, bedeutete den jungen Häuptling, ihm ein aufmerksames Ohr zu leihen und was er ihm sagen werde, seinen Genossen mitzutheilen; dann aber sprach er: „Der Mann dort ist ein böser Geist der Unterwelt, ist nicht ein Gott, sondern der Seitun (Teufel), der wird natürlich sich mit keiner gottbegeisterten Jungfrau verbinden wollen. Der Seitun will Böses thun, nicht Gutes und darum speit er aus, weil er das Gute verachtet. Aber sieh um Dich, Du wirst unter uns Weißen viele finden, welche nicht tabu sind und also Deinen Wünschen sofort entgegenkommen können."

Die Prophetin richtete alsbald ihr Augenmerk auf den Kapitain selbst, dieser aber sagte, er sei eben tabu, könne also nicht zu Diensten stehen.

Ich dachte, o Du Arme, wie viele wirst Du finden, welche tabu sind auf diesem Schiffe. Und so war es auch und befremdet über diesen Reichthum an heiligen Personen und zwar an so sonderbaren, an so wunderlichen Heiligen nicht geeignet, sich mit ihrer Heiligkeit zu verbinden, schüttelte sie den Kopf und suchte sich Raths bei dem Kapitain.

Der konnte nun zu Zeiten ein großer Schelm sein und so ernsthaft er gewöhnlich war und in Sachen des Dienstes immer, so gut verstand er einen Spaß zu machen, wenn es darauf ankam und so stellte er ihr den Schiffszimmermeister vor als nicht tabu und als ihrer vollkommen würdig im Range, denn er sei der Erste nach ihm selbst, er sei der Oberste der Zauberer dieses Schiffes. Wir hätten zwar nicht viele unter uns, sondern höchstens zwanzig aber von diesen sei er das Oberhaupt, er sei der Tohunga des Schiffes, Priester und Zauberer und würde folglich sehr gerne, ihr, einer Geistes- und Geschäftsverwandten, nach besten Kräften zu Diensten stehen.

Die Priesterin schien ein leises: Endlich! zu murmeln. Wa-wa! flüsterten ihre Lippen und sie ging etwas verschämt und mit niedergeschlagenen Blicken auf den Mann zu, um ihm den üblichen Freundschaftsgruß zu geben, welcher darin besteht, daß man sich gegenseitig die Nasen aneinander scheuert. Der brave Schiffszimmermann, schon nicht mehr zu den Jüngsten gehörig, fühlte sich durch den Scherz des Kapitains geehrt und durch die gütige Annäherung der Dame geschmeichelt und verbeugte sich mehr als zu dem beabsichtigten Gruße nöthig war, darum kam nicht nur seine Nase nicht mit der ihrigen in Berührung, als vielmehr sein Haupthaar, seines, in so fern er es bezahlt hatte, denn auf seinem Kopfe war es ursprünglich nicht gewachsen; nun mochte die Schnalle oder der Riemen, welcher die ungeheure Calotte auf seinem Haupte hielt, losgegangen sein, nachgelassen haben und in dem Augenblick, wo sie mit der Nase über seinen Kopf hinwegfuhr, wischte sie ihm die Perücke herunter, welche er im Fallen mit beiden Händen ergriff, so daß sie nicht bis zum Boden gelangte, also weder von der Zauberin, noch von den anderen anwesenden Neuseeländern gesehen wurde.

Die Frau prallte mehrere Schritte zurück und bekam einen so furchtbaren

Schreck, daß sie laut aufschrie und davonlief, was die anderen Neuseeländer gleichfalls thaten, erst weit von dem Platze des Schreckens hielten sie an und besprachen sich sehr eifrig miteinander; sie kamen überein, daß dieser Mann ein gewaltiger Zauberer sei und daß er durch seine Kunst die Haare von seinem Kopfe habe verschwinden lassen; was nun aber erst, als sie gleich darauf ihn wieder mit einem wohlbehaarten Kopfe sahen.

Violet nahm den Schiffszimmermeister mit sich unter das Verdeck und ich war bereit, irgend einen Schwank von ihm zu sehen, denn der Bursche war voll von tollen Streichen, er war deshalb auch der Liebling der ganzen Mannschaft, so wie er gehaßt war von dem Supercargo, welcher sehr häufig die Späße erfuhr, die er sich über seine erhabene Person erlaubte, deren hohe Würde anzutasten er für den größten Frevel hielt.

Nach und nach erholte sich die von dem Atua begeisterte Priesterin von ihrem Schreck, sprach angelegentlich und viel mit ihren Begleitern und schien sich Raths zu erholen, ob sie unter den obwaltenden Umständen die Versuche, eine Nachkommenschaft zu erlangen, fortsetzen solle oder nicht. Die wackeren Leute aber, denen darum zu thun war, daß der herrliche Stamm nicht vertrockene, redeten ihr eifrig zu und schienen gerade von dem Vortheil dieser Verbindung um so mehr durchdrungen, als hier derjenige, welcher der Vater werden sollte, offenbar ein noch viel größerer Zauberer war als diejenige, welche die Mutter werden wollte.

## Hundertachtundvierzigstes Kapitel.

Weiterer Verlauf unerhörter Zaubereien, welche der Schiffszimmermann vornimmt. Die neuseeländische Prophetin ist in die Flucht geschlagen. Erklärungen über die gesehenen Zaubereien. Gold gegen Schießpulver.

Die Zauberin wandte sich an den Kapitain, indem sie zwar mit großer Furcht näher schritt, wieder an den Platz gelangend, auf welchem noch der Kapitain unerschüttert und unerschrocken stand, aber gerade dieses gab ihr den nöthigen Muth, denn sie sah, daß dem Häuptling so wenig als irgend einem Anderen etwas geschehen war, obschon sie Alle unverändert in ihrer Stellung um den Zauberer geblieben waren. Das Mehrste mochte zu solchen Aeußerungen ihres Muthes beitragen, daß der Zauberer selbst in dem Augenblicke nicht anwesend war, vielleicht auch das noch, daß sich zwei Piroguen mit Männern und Frauen genähert hatten und die Bewohner derselben nunmehr auf das Schiff stiegen, was ohne Widerstand geduldet wurde, eben weil Frauen und Mädchen mit von

der Parthie waren, in welchem Falle die Absichten der Eingeborenen niemals kriegerisch sind und man nur etwa darauf zu sehen hat, daß sie sich nichts aneignen, was ihnen nicht gehört, welches sonst leicht möglich, da ihre Begriffe über Eigenthum von den unsrigen sehr abweichen.

Die Priesterin frug den Kapitain, ob der Mann das Kunststück durch eigene Kraft oder mit Hilfe guter Geister ausgeführt habe. „Natürlich das Letztere," versicherte der Kapitain. Sie frug nun weiter, über wie viele Geister derselbe zu befehlen habe. Begreiflich waren deren unendlich viele und der Kapitain kannte die Zahl dieser Geister selbst nicht. Nun frug die Frau, welche diese erhabene Kunst sehr zu interessiren schien, ob der Zauberer sich wohl den Kopf selbst ebenso leicht abnehmen könne als die Haare. Hier schien der Kapitain doch etwas zu stutzen, es wollte ihm scheinen, als dürfe er nicht unbedingt ja sagen und doch glaubte er wieder, der Zauberer würde in den Augen der höchst heiligen Dame verlieren, wenn er nein sage; da half ihm der Schiffszimmermann selbst aus der Verlegenheit, er erschien auf dem Verdeck und der Kapitain frug ihn, ob er sich wohl den Kopf statt der Haare abnehmen könne. Der Zimmermann erwiderte: „Gewiß Herr, das kann ich!" und diese Antwort überbrachte der Kapitain sofort der Fragerin.

Nun muß ich erklären, daß ich selbst über diese Antwort so — was man nennt verblüfft — war. Ganz ruhig zu sagen: Ja, ich kann mir den Kopf abnehmen! war doch eigentlich mehr als ich erwartet und ich war neugierig, wie der Spaß sich entwickeln würde. Die Zauberin wandte sich an ihre herübergekommenen Landsleute und theilte ihnen das Unglaubliche mit. Viele der Mädchen, welche sehr hübsch waren, jedoch bei weitem nicht so hübsch als jene auf dem glücklichen Tonga-Archipel, hatten unter dem lustigen Völkchen, welches das Schiff bewohnte, ihre Anbeter gefunden; sie standen unter die jüngeren Matrosen vertheilt um den Zauberer her und warteten neugierig auf die Dinge die da kommen sollten; die jungen Männer hatten dem Kapitain als eine Art Tribut schöne Blätter von Schildkrötenschalen und Perlmuscheln gebracht und waren daher auch gerne gelitten, um so mehr als sie sich wirklich sehr gesittet und anständig zeigten. So war denn ein großes Publikum vorhanden, welches dem unerhörten Kunststück zusehen wollte oder ungläubig mit dem Kopfe schüttelte und abwartete, wie sich die Sache entwickeln würde.

Es kam mir vor, als habe die Priesterin selbst zu den Ungläubigen gehört, man glaubt nicht, wie viel natürlicher Verstand gerade in dieser Art von Leuten steckt. Diese Priester und Zauberer wissen sehr gut, daß sie selbst Betrüger sind. Sie bilden sich gar nicht oder doch nur höchst selten ein, daß sie wirklich begeistert sind. Es kommt zuweilen allerdings vor, daß sich epileptische Kranke finden so gut unter den wilden Menschen, wie unter denen, welche wir nicht mit dem Namen zahme, sondern civilisirte zu bezeichnen pflegen. Die Priesterin schien durchaus nicht zu den Epileptischen zu gehören, sie wußte was

sie that, so gut sie wußte was sie war, daher ihre Bitten an den Kapitain, er möge den großen Zauberer veranlassen, seinen Kopf wirklich abzunehmen, sonst würde sie und ihre Freunde glauben müssen, daß die ganze Versicherung unwahr sei.

Der Kapitain befand sich durch diesen Scherz thatsächlich in einer kleinen Verlegenheit, er wollte nur ungern sein Wort ungelöst lassen, weil diese Leute ein sehr gutes Gedächtniß haben, sich dergleichen Schelmereien ganz wohl merken und sie mit einem durchaus anderen Namen bezeichnen. Er wußte daher nicht, was er zu dem Schiffszimmermann sagen sollte, dieser aber ging auf die Zauberin zu und frug sehr ernsthaft, warum sie denn seine Kunst bezweifle, er habe ja auch in die ihrige keinen Zweifel gesetzt und mit diesen Worten machte er eine rasche Kopfbewegung, senkte den Schädel so vor ihr, daß sie ihm auf die Glatze sehen mußte und entblößte dieselbe, indem er die Perücke abnahm und sie vor das Gesicht hielt.

Ich wundere mich gar nicht, daß die Frau einen furchtbaren Schrei ausstieß und dieser Schrei in zwanzig Kehlen wiederhallte, denn in Roth, Weiß und Schwarz gemalt kam eine so entsetzliche Fratze zum Vorschein, mit welcher der glatte, haarlose Schädel bemalt war, daß wir, die wir in das Geheimniß nicht eingeweiht waren, selbst erschraken. Der Spitzbube Violet hatte den haarlosen Schädel des Zimmermanns so wunderlich angestrichen, daß man beinahe glauben konnte, es sei ein quer durchgeschnittener, blutender Hals und doch sah wieder aus der Mitte ein ungeheures Auge heraus, welches so starr dastand, daß das Schreckliche des Anblicks dadurch sehr vermehrt wurde.

Die Scene begab sich auf dem Vordertheile des Schiffes und der Schreck war so groß gewesen, daß sich Alle nach der größten Entfernung hinflüchteten, die sie erlangen konnten, bis an den fernsten Theil des Schiffes, bis an das Steuer; auch die sämmtlichen hübschen Mädchen hatten sich aus den Armen ihrer Verehrer gerissen und waren in gleichem Entsetzen wie die Zauberin entflohen. Der Schiffszimmermeister aber hatte seine Perücke wieder aufgestülpt und ging nunmehr wieder ganz unbefangen unter den Uebrigen umher; der Zauberin war die Annäherung des Schrecklichen so furchtbar, daß sie vorzog, ihrem Lande keine Erben ihrer Weisheit zu hinterlassen als solche, die durch diesen Schrecken erzeugt würden und sie floh bei seiner Annäherung und da er ihr nachging, sprang sie mit großer Hast vom Schiffe in's Meer und erreichte den Kahn, der sie hergebracht hatte, schwimmend.

Der Kapitain suchte die Anderen zu beruhigen, was denn auch so ziemlich gelang, indem er ihnen sagte, daß dergleichen Schrecknisse nicht das Alltägliche wären, sondern daß nur auf den ausdrücklichen Wunsch der Zauberin das große Kunststück gemacht worden; sie brauchten, wenn sie nicht wollten, dasselbe niemals wiederzusehen. Hiemit ließen sie sich denn auch beruhigen und verweilten längere Zeit auf dem Schiffe zum großen Troste der Matrosen, welche die

hübschen, jungen Gefährtinnen wohl nur ungerne so bald verloren hätten; es herrscht nämlich hier wie auf den Tonga-Inseln die Sitte, daß die Mädchen völlig frei über ihre Gunst verfügen können, sonderbar genug, da man von den Frauen die unverbrüchlichste Treue verlangt, welche sie auch wirklich gewähren; der Fall einer ehelichen Untreue soll gar nicht vorkommen, indessen die Männer beliebig viel Frauen heirathen können, jedenfalls so viel als sie zu ernähren vermögen.

Nach diesem drolligen Intermezzo stellte sich die Ruhe nur dadurch her, daß der Kapitain den Leuten erklärte, der Kunststückmacher sei gar kein Zauberer und was sie gesehen hätten, sei nichts weiter als ein Spaß, er könne weder seine Haare, noch seinen Kopf abnehmen, er sei ein Mensch wie sie, sei auch nicht ein Arzt und könne Niemand curiren als das Schiff, er sei der Zimmermann. Und um ihnen dies zu beweisen, nahm er ihm die Perücke ab und zeigte, daß sie ein künstliches Fell sei, aus Haaren anderer Leute zusammengenäht; dann ließ er sie auch den bemalten und hierauf auch den gewaschenen Schädel sehen und zeigte ihnen die Farben, womit die Bemalung vorgenommen.

Die jungen Männer kamen jetzt mit der Bitte, ihnen Pulver und Blei zu verkaufen, welches um so lieber geschah, als sie dafür etwas lieferten, was man bis jetzt bei ihnen noch nicht vermuthet, Goldkörner nämlich in nicht unbeträchtlicher Menge; sie boten deren für das Pulver an in solcher Weise, daß es wenigstens vierzigmal damit bezahlt wurde, ein Loth Gold wurde für ein Pfund Pulver gegeben und die Leute hielten sich für sehr redlich bedient, sie mochten wohl Anderen noch viel mehr gegeben haben. Im Uebrigen kann ihnen das Gold auch nichts nützen, ja wenn es gediegenes Eisen wäre, so würde das schon eher etwas sein, aber mit dem Gold in kleinen Körnchen wissen sie nichts zu machen und scheinen sehr zufrieden, einen so bequemen Tauschgegenstand gefunden zu haben. Größere Stücke könnten sie durch Plattschlagen in Täfelchen verwandeln und als Schmuck brauchen, mit den linsen- und erbsengroßen Körnchen wissen sie nichts anzufangen. Da sich aber dieser schätzbare Tauschgegenstand vorfand, so war der Kapitain und der Supercargo durchaus nicht abgeneigt, noch einige Zeit hier zu bleiben, um von dieser Kostbarkeit noch eins und das andere einzutauschen.

Bevor die Leute das Schiff verließen, hatte ich von einem Mädchen und von dem jungen Häuptling ein Bild entworfen, was unsere Leser auf S. 657 sehen. Beide waren unter der Umhüllung, welche den oberen Theil des Körpers wie ein Mantel bedeckt, völlig nackt. Das Gesicht des Mädchens kann man wohl nur freundlich nennen, das des Mannes aber scheint mir schön, man muß sich natürlich die Tättowirung hinwegdenken. Etwas ist an ihrem Körper unschön. So vollkommen der obere Theil des Leibes ausgebildet ist, so stolz die Männer den Kopf tragen, der hoch aus den Schultern herausragt, so kräftig der Leib, so kräftig und muskelstark die Arme, so sind es die Füße

bei weitem weniger. Die Lenden haben noch eine richtige Proportion, aber die Knie sind zu dick und die Waden zu schwach, auch haben die Beugemuskeln das Uebergewicht über die Streckmuskeln, weshalb sie immer mit krummen Knieen stehen und dies kommt lediglich davon her, daß sie in ungeschickter Weise sitzen und zwar sehr viel sitzen, nicht auf einem Schemel, einem Stuhl, einem Stein, sondern mit angezogenen Fersen, ganz zusammengeklappten Beinen auf der Erde, auf einem Teppich, wie es sei, nur immer in einer Weise, daß Lende und Wade aneinanderliegen, wie Schale und Klinge eines Taschenmessers. Da dieses nun von frühester Kindheit an so geschieht, so bleiben natürlich die einziehenden, die Beugemuskeln in demselben Uebergewicht, wie sie es bei der noch ungeborenen Frucht sind. Wäre dieses nicht der Fall, so würde man sagen müssen, Neuseeland sei von einem sehr schönen Menschenschlag bewohnt, durch diesen Mangel aber wird allerdings die Schönheit beeinträchtigt, bei dem weiblichen Geschlecht übrigens weniger als bei dem männlichen und Ausnahmen giebt es überhaupt und zwar nicht selten, ich spreche hier nur von der Regel, von der allgemeinen Erscheinung.

---

## Hundertneunundvierzigstes Kapitel.

Der Kapitain und ich besuchen die neuseeländische Veste. Vorhergehende Sicherheitsmaßregeln, sowohl gegen die Neuseeländer als auch gegen den Supercargo. Starke Bewachung des Pa. Die Kanonen auf den Wällen. Eine Schmiedewerkstatt. Physiognomieen der Neuseeländer.

Es stellten sich zwischen uns und den Neuseeländern sehr freundliche und friedliche Beziehungen her. Es ist mir nicht bekannt, auf welche Weise die Leute erfahren hatten, daß nicht wir es gewesen, die ihren Gegnern das Pulver und die Kanonen geliefert, aber sie hatten es erfahren und machten danach einen Unterschied zwischen uns und den Entwichenen. Der Häuptling, welchen ich vor der Schlacht im Lager gesehen, Tahoka, kam zu uns an Bord, um über Abgabe von Schießpulver zu unterhandeln und dabei lud er uns ein, den Pa zu besuchen und als der Kapitain ein wenig zögerte, sagte er: „Ich werde Dir meinen Sohn zum Pfand meiner Treue herschicken, wenn Euch etwas geschieht so lange Ihr bei uns am Lande seid, so könnt Ihr Rache an dem Sohne nehmen."

Es that mir weh, daß der Kapitain diese Bedingung annahm, allein man mag wohl zu solcher Vorsicht genöthigt sein, gewiß ist sie, wenn schon kränkend für die Eingeborenen, so doch beruhigend für die Besuchenden und so entschlossen

wir uns zu der kleinen Reise; der Kapitain übergab das Commando dem Obersteuermann und schärfte ihm vor allen Dingen ein, ruhig an diesem Platze zu bleiben, die Lage nicht auf den etwaigen Befehl des Supercargo zu wechseln, auch nichts, was er sonst befehlen würde, durchgehen zu lassen, ihn selbst aber sammt seinen Leuten und seinem Ghik in keiner Weise zu beschränken, sie an Land gehen zu lassen, wenn sie wollten u. s. w. Diese Befehle waren leider durchaus nothwendig, denn der Supercargo suchte immerfort die Gelegenheit zu benutzen, welche ihm eine Abwesenheit des Kapitains bot, um irgend eine Caprice auszuführen, da denn sehr strenge Verbote gegeben werden mußten; es war ihm einmal bei den Fidji-Inseln beigekommen, die Anker zu lichten und näher an das Land zu rücken. Nur daß der Steuermann trotz des ausdrücklichen Befehles des Supercargo die Anker fallen ließ, rettete das Schiff vor dem Scheitern. Wenn die Schaufeln des Ankers eine Minute später faßten, so saß das Schiff auf dem Strande fest und es war nicht zu retten, da es gerade Fluthzeit war, wir hatten einen Fuß Wasser unter dem Kiel und es war die Zeit des Hochwassers, ein zweiter Anker mußte weit hinausgefahren werden, um das Schiff vom Lande zurückzuziehen, damit das Unglück, was der Narr angerichtet, uns nicht bei der nächsten Ebbe ereile.

Wir fuhren mit dem kleinen Boote und nur in geringer Begleitung nach dem Lande, indeß der junge Häuptling auf dem Schiffe zurückblieb; es wäre eigentlich wohl überflüssig gewesen, denn ich glaube, neun oder zehn neuseeländische Mädchen waren an Bord, aber man kann immer nicht wissen, wie hoch das weibliche Geschlecht in solch einem Lande angeschlagen wird und ob man nicht ein Dutzend gefangener Weißer für sehr billig gekauft hält, wenn man sie mit ebenso vielen eingeborenen Mädchen bezahlt und so blieb er denn und besah sich, wie mir nachher erzählt wurde, mit großer Aufmerksamkeit alles, was ihm irgendwie fremd vorkam, auf dem Schiffe; wir aber erreichten das Land und durchschritten die Fluß- und Felsgegend, welche ich bereits kannte und kamen zu dem Pa, dessen Inneres ich jetzt zuerst betrat.

Ich war nicht wenig erstaunt über die Stärke der Befestigung, von welcher ich bereits oben gesprochen, der Graben war 20 Fuß tief und doppelt so breit, die Pallisaden ragten um mehr als 20 Fuß über den Graben hinauf und die Breite der Erdmasse, welche zwischen die beiden Pallisadenreihen gefüllt war, entsprach ganz der Masse, die man aus dem Graben gezogen, der Wall hatte mithin einen Querdurchschnitt von 40 Fuß und es wäre keine Paixhanz- und keine Armstrong-Kanone im Stande gewesen, eine Kugel dort hindurch zu senden, man hätte diesen Wall viel eher in ein Eisenbergwerk verwandeln als eine Bresche schießen können.

Im Innern waren die Hütten theils von Stein, so immer für die vornehmeren Klassen für die Krieger und Häuptlinge, die Balken der Dächer, der Thürpfosten waren mit zierlichem Schnitzwerk versehen; viel einfacher und nur

aus einem halbrunden Dache bestehend, welches ohne Wände sich vom Boden erhob, waren die Hütten der Niederen, derjenigen, welche sich mit einem Handwerk oder dem Ackerbau abgaben. Nirgends sah man ein Bestreben nach einer regelmäßigen Anlage, allerdings aber war jede Hütte und die Umgebung derselben sorgfältig und sauber gehalten. Eine große Menge von zahmen Schweinen lief überall umher, ich konnte mich nicht darüber unterrichten, ob dies wirklich civilisirte Schweine, d. h. in der Gefangenschaft geborene oder ob es solche seien, welche man in den Wäldern gefangen und dann an das Futter gewöhnt hat, ich weiß nicht, ob die Leute wirkliche Viehzucht haben. Daß sie in der



Ein neuseeländisches Mädchen und der Häupling Tamui. (S. 654.)

Nähe der Colonie, welche eine bedeutende Ausdehnung haben soll, eingeführt ist, unterliegt keinem Zweifel und namentlich sind es nicht blos Schweine, sondern es sind auch Rinder, Schafe und Ziegen, sowie mancherlei Geflügel, welche man hieher gebracht hat.

Auf vier verschiedenen Punkten des Walles, der die ganze Festung umgab, hatte man die eroberten Kanonen aufgepflanzt und ich wollte, ich vermöchte den stolzen Gesichtsausdruck des Häuptlings wiederzugeben, als er uns die Früchte ihrer Tapferkeit zeigte. Es muß in der That auch etwas herzerhebendes sein um das Gefühl, mit einem Paar Lanzen und Keulen sich in Besitz dieser Feuerschlünde gesetzt zu haben. Der Häuptling bat uns dringend, ihm zu zeigen,

wie man die Kanonen lade und auch wo das Schloß sei, mit welchem man die große Flinte abfeuere, zugleich frug er, ob wir Warupi Männer hätten, die stark genug wären, solche Flinten auf den Schultern zu tragen.

Violet hätte diese Frage natürlich sofort benutzt, um dem armen Wilden etwas vorzureden, er hätte ihm vielleicht von Doppelflinten solcher Art etwas vorerzählt, der Kapitain und ich waren jedoch zu ehrlich, um uns seine Unwissenheit in solcher Art zu Nutze zu machen, es wurde ihm also erklärt, daß es dergleichen Leute nicht gäbe, sondern daß man eben dazu die Räder unter den Gestellen habe, mittelst deren man sie von Ort zu Ort schaffe.

Mich interessirte nun weniger, was der Mann von uns wissen wollte als vielmehr das, was ich von ihm zu erfahren wünschte; das war der Culturzustand, auf dem die Leute sich befanden und ich war erstaunt, wahrzunehmen, daß dieser keineswegs ganz gering sei, sie verstanden mancherlei Gewerbe, ich will von dem Bauen ihrer Festungen, ihrer Hütten, ihrer Kähne nicht reden, aber sie haben wirklich etwas von der Zimmermannskunst los, sie wissen Balken zu fügen und zu verbinden, zu verkämmen. Sie machen sich Ackergeräthschaften von großer Schönheit und sie spalten dieselben aus Feuerstein mit einer solchen Umsicht und Geschicklichkeit, wie es in früheren Zeiten nur diejenigen Leute konnten, die sich mit der Bereitung der Flintensteine abgaben, eine Kunst, welche jetzt beinahe verloren gegangen ist. Was mir aber am mehrsten auffiel, war eine ordentliche Schmiede mit Cylindergebläse; die Zeichnung auf Seite 661 giebt die Einrichtung. Wir sehen wohl das Ganze ist cyclopisch roh, aber das Cylindergebläse ist nicht zu verkennen; woher haben die Leute dieses bekommen? Daß sie bei den Missionairen Schmiede- und Schlosserarbeiten gesehen haben, unterliegt keinem Zweifel und die Zange, welche wir in den Händen des Einen sehen, ist ein Produkt europäischer Industrie, aber die europäischen Schlosser und Schmiede, welche auf Neuseeland arbeiten, haben gewiß den gewöhnlichen ledernen Blasebalg und keineswegs das Instrument, welches man nur in großen Fabriken zu sehen bekommt und welches schon einen sehr erhöhten Standpunkt des Schmiedegewerbes anzeigt, die Leute haben also dieses Cylindergebläse erfunden, sie haben es erdacht und das ist ein Beweis von vielem Verstand, denn es liegt gar nicht nahe.

Die Ausführung ist freilich roh, ein Paar Stücke eines Baumstammes sind ausgehöhlt, inwendig ziemlich gut geglättet, dann mit dem unteren geschlossenen Theil in die Erde gegraben, durch ein gekrümmtes Rohr miteinander verbunden. In Thätigkeit gesetzt werden diese Cylinder durch zwei Strauchteller, welche dicht mit Farrenkrautblättern verflochten und umgeben sind und welche an zwei Stangen regelmäßig auf- und abgezogen werden. Ein Mann sitzt auf einem Holzgestelle über den Mündungen der Cylinder, er hebt die eine Stange, während er die andere senkt und thut dies abwechselnd; aus der Düse strömt nunmehr beim Niedergang die Luft mit ziemlicher Heftigkeit in das Feuer.

Ich dachte, daß eine solche Veranstaltung eigentlich gar nicht wirken könne, indem beim Heraufziehen des Stempels, von dem einen Cylinder all' die Luft verschlungen wird, welche durch das Herunterdrücken des anderen Stempels in Bewegung gesetzt und ausgetrieben werden soll. So müßte es eigentlich sein, allein die Leute waren schlauer gewesen als ich — wenigstens als ich gedacht, denn ich wußte wohl, was man dazu braucht, damit dieser Effect nicht eintritt, aber diese Leute wußten es gewiß nicht und hatten es doch herausgefunden, dies waren nämlich zwei Ventile, welche an den Enden der krummen Röhre befestigt, wohl das Austreten der Luft gestatteten, beim Niedersinken des Stempels aber keineswegs den Eintritt der Luft durch eben dieses Rohr beim Heraufziehen desselben. Sie hatten dies richtig erkannt und hatten es fertig gemacht und ihre Schmiede ging ganz lustig, ihre sämmtlichen Speere waren nicht mehr mit Menschenknochen versehen, sondern sie hatten eiserne Spitzen; auch hatten sie sich eine Art Säbel oder Degen zu schmieden gewußt, welchen der Häuptling mir zeigte und welcher großes Geschick verrieth. Allerdings war er nicht von Stahl, sondern von Eisen, aber er war scharf genug, um einem Feinde einen Arm abzuhauen oder den Schädel zu spalten. Dieses kostbare Stück neuseeländischer Industrie wollte der Häuptling mir um keinen Preis verkaufen, weil es zu viel Zeit gekostet; der geschmiedete Säbel war nämlich nicht mit der Feile bearbeitet, sondern war mit Sandstein geschliffen, wie manches Hundert Tage mag der Verfertiger dazu gebraucht haben, um das dicke, geschmiedete Stück Eisen allmälig in eine ziemlich dünne Klinge umzuschleifen!

In diesem Pa bekam ich auch schöne Neuseeländerinnen zu sehen (s. S. 665). Die Töchter des Häuptlings so wie viele der anderen Krieger konnten sich unbedenklich schön nennen. Ihre Gesichter waren sogar edel geformt, ihre Büste vollendet schön, Arme, Nacken, Brust, Oberkörper tadellos, auch sah ich bei ihnen nicht jene Verkrüppelung der Knie und Verkümmerung der Wade, wie man sie bei den Mehrsten wahrnimmt und dies schien mir darin zu liegen, daß sie in anderer Weise saßen, wie man es gewöhnlich sieht, nicht mit angezogenen, sondern mit gestreckten Beinen. Ich sah in den Hütten der Häuptlinge sogar Erhöhungen, welche man als Polster betrachten konnte, ich sah sogar quer abgeschnittene Klötze, welche sichtlich den Zweck hatten, den mangelnden Stuhl zu vertreten; es wird nicht viel fehlen, so werden auch Tische, Komoden und Bettstellen ihren Einzug in Neuseeland halten und dann hat man wieder ein originelles Volk weniger auf der Erde. Die Zeit nivellirt Alles, auch die menschenfressenden Neuseeländer trinken Thee und Punsch, wie lange wird es währen, so ziehen sie Tanzschuhe an und gehen auf die Bälle und damit ist der Gipfel der Civilisation erreicht.

# Hundertfunfzigstes Kapitel.

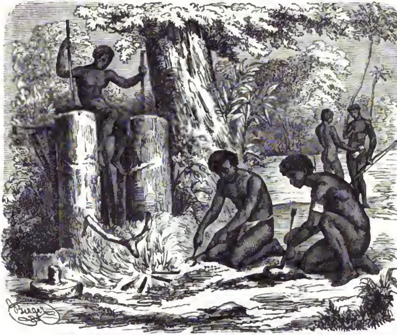
Ein Anfang von Communismus. Verschiedene Menschenarten, geborene Herren und zur Schande geborene Menschen und Sclaven. Wozu die Letzteren gebraucht werden. Die Europäer greifen in die Geschicke der Neuseeländer ein. Weshalb die Menschen gefressen werden.

Der Häuptling zeigte uns bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln, welche, wie es schien, Gemeingut waren; die beliebten Farrenkrautwurzeln, welche als Brod dienen und dann verschiedene andere Wurzeln und zu meiner nicht geringen Verwunderung auch Kartoffeln, hiernächst aber Mais oder türkischen Weizen in großer Menge. Ich sah, daß ein Jeder nach Belieben in eines der offenen Häuser trat, in welchen diese Früchte verwahrt lagen und sich davon nach Belieben aneignete. Ich frug, ob ein Jeder dies thun dürfe und er erwiderte mir: „Allerdings, sie gehören ja ihnen.“ Es wurde hier ein Stückchen Communismus aufgeführt. Was erarbeitet wurde, war Gemeingut, ein Jeder nahm davon seinen täglichen Bedarf, aber das hat auch seine Schattenseiten. Nur die niedrig Geborenen nämlich mußten arbeiten, sie und ihre Frauen mußten das Feld behacken, den Samen legen, aberntеn und nach dem Trockenen oder Reinigen in die Vorrathshäuser bringen, woraus sie denn allerdings ihren ganzen Bedarf zu nehmen berechtigt waren, aber auch die Krieger und deren Familie und die Häuptlinge, welche keine Hand dabei gerührt hatten, thaten dies und daß diese guten Leute, die zwei, vier und sechs Frauen und folglich die Kinder dutzendweise, mehr davon brauchten als die Armen, welche nur eine Frau und ein Paar Kinder hatten, war leicht einzusehen.

Mir fällt jedoch ein, daß die Sache nicht ganz so schlimm war, wie sie hiernach das Ansehen hatte; die reichen Leute nämlich, die Häuptlinge, die Krieger, die Vornehmen haben Sclaven und diese müssen mitarbeiten und ich habe sie auch von den Wällen der Festung aus bei der Arbeit gesehen, besonders war ihnen ein Tarofeld überwiesen, welches die beschwerlichste Arbeit fordert, indem man die Pflanzungen häufig unter Wasser setzen muß, so daß dieses letztere sich langsam über die ganze Ausdehnung des Feldes verbreitet, denn die Pflanze ist gewaltig groß und fordert sehr viel Nahrung, daher es auch nothwendig ist, ihr einen kräftigen Boden anzuweisen; es ist die Wurzel einer Arumspecies, welche die Gestalt der Runkelrübe hat, aber unter günstigen Umständen 25 bis 30 Pfund schwer wird. Von der Festung aus konnte ich weite Strecken übersehen, welche von ihrer glänzenden Oberfläche das Blau des Himmels reflectirten; gleichzeitig wurde zu meinen Füßen, d. h. innerhalb des Pa unterhalb der Wälle eben diese Wurzel auf zweierlei Weise zubereitet. Ich sah dieselbe zu Scheiben quer durchschnitten in Fett braten, ich sah sie auch kochen; so bietet sie einen Brei, der fast genau so aussieht, als wenn er aus

Stärkemehl gemacht wäre. Diesen überläßt man nunmehr der Gährung und backt dann aus den mit Blasen erfüllten Teig ein sehr schmackhaftes Brod, das dem besten Weizenbrod zu vergleichen ist.

Hier erfuhr ich von dem Häuptling, daß es wirklich ganz verschiedene Menschen giebt; die Leute nämlich behaupten specifisch verschieden untereinander zu sein, ungefähr so wie Löwen, Schakale und Ratten; eine Art der Menschen ist die erhabene, von welcher nur wenige geschaffen sind, diese nennen sich Maori, was man allenfalls Eingeborene oder Ureinwohner übersetzen kann; dann giebt es eine zweite Race, zu der zu gehören eigentlich schimpflich ist,



Eine neuseeländische Schmiede mit Cylindergebläse. (S. 658.)

diese Race heißt Pakeo, was Fremdling bedeutet, auch Pakeo-mango, schwarzer Fremdling. Diese letzteren bilden die dienende Klasse, die Sclaven; es scheint hier ungefähr dasselbe Verhältniß zu bestehen, wie in Indien zwischen den Hindu und den Parias und wahrscheinlich sind die letzteren das eigentliche ursprüngliche Volk von Indien und diejenigen, die sich jetzt vorzugsweise Hindu nennen, sind die Eingewanderten; aber mit den Waffen in der Hand eingezogen haben sie die eigentlichen Herren des Bodens unterdrückt und beschimpft, haben sie für unreine Thiere erklärt; dafür ist es ihnen beinahe ebenso gegangen, denn die Mohamedaner haben Indien erobert, die Indier unterdrückt, haben sich zu

den Herren des Landes gemacht und den Eingeborenen die Arbeit, dasselbe zu bebauen, überlassen, bis es an ihnen wieder durch die Engländer vergolten worden ist. Ein Vorgang, der sich beinahe bei allen Völkern wiederholt, wir wissen, wennschon etwas Dunkel über der Geschichte jener Länder lagert, doch, daß Aegypten, Persien, Kleinasien, Griechenland, Nordafrika demselben Schicksal unterlegen sind und in historische Zeit fällt die Besiegung Galliens durch die Römer und dann der Gallier und Römer durch die Germanen, die Besiegung Englands durch die Sachsen und dieser wieder durch die Normannen ꝛc.

Für den Vorgang spricht zwar kein schriftliches Document, wohl aber die deutlich erkennbare Verschiedenheit der Racen und die von einander abhängige Stellung der Völker. Die Tangata-maori unterscheiden sich in zwei Klassen, in Rungatidas und Kukihs; die ersteren bilden den Adel, die anderen das gemeine Volk; aus dem Adel geht hervor, durch Ernennung oder durch außerordentliche Verdienste, d. h. durch besonders große Tapferkeit, der Häuptling, welcher den Namen Ariki führt; er war bis dahin der Anführer im Kriege, mit seiner Erhebung zum Ariki hört er auf selbst mit in den Krieg zu ziehen, er kämpft nicht an der Spitze seiner Krieger, sondern ernennt dazu einen Feldherrn, welcher zwar gewöhnlich auch Ariki genannt wird, sich aber selbst keineswegs als einen solchen bezeichnet, sondern nur wie eine Art von Compliment, das man ihm macht, diese Bezeichnung behält. Das Band, welches die Rungatidas mit den Herrschern, mit der Arikifamilie verbindet, ist sehr locker, sie gehorchen wenn sie wollen und sie wollen in der Regel nur, wenn es sich um Krieg handelt. Anders ist es mit den Kukihs, man kann sie vollständig als Hörige, als Leibeigene betrachten, sie sind nicht Sclaven, wohl aber gehören sie dem Boden, dem Pa, der Familie des Ariki oder einer Familie von den Rungatidas an. Aber das Verhältniß ist nicht so grausam, als es bei den civilisirten Völkern erscheint, die Leibeigenschaft, wie sie in Polen und Rußland war, ein ähnliches Verhältniß wie es in Ungarn bestand, wiewohl die Ungarn selbst behaupten, daß sie die Leibeigenschaft niemals gehabt, ist so schnöder und so entsetzlicher Art, daß es jedes Menschen Herz empört. Des Leibeigenen Tochter entehren und den Vater, wenn er darüber eine Miene verzieht, so lange prügeln, bis er daran stirbt, war etwas so gewöhnliches, daß es durchaus nicht mehr auffiel, wenn davon gesprochen wurde.

Der Kukih ist der Bebauer des Landes, welcher die Waffen nicht führt, das Land gehört im Ganzen dem Fürsten, im Einzelnen dem Adel; der Bauer erhält dafür, daß er es bebaut, die Erlaubniß, sich an einem beliebigen Orte eine Hütte zu errichten, ein Weib zu nehmen und so viel von den Feldfrüchten, die er durch seine Arbeit erzielt, zu nehmen wie er braucht. Es wird nun viel mehr erarbeitet als er braucht und dieses mehr kommt dem Adel zu gut, denn das Land gehört ihm.

In Folge dieser Einrichtung haben die Adeligen durchaus nichts zu thun

und in Folge dessen führen sie aus Langerweile Krieg. Sie würden die Jagd vielleicht dem Kriege vorziehen, wenn nicht, wie wir bereits wissen, die jagdbaren Thiere auf Neuseeland fehlten, denn es kommt nur der wahrscheinlich von Neuholland eingeführte Hund, Dingo, und das von den Europäern eingeführte Schwein vor, beide gehören nicht Neuseeland an.

Nun muß man noch die eigentlichen Sclaven von den Neuseeländern der Maori-Race unterscheiden. Sie haben einen Schädel, welcher dem der Papua's oder Australneger ähnlich ist, die Backenknochen stehen stark hervor, die Stirn tritt schnell zurück, die Form des Kopfes ist nicht hoch, das Haar ist nicht glatt wie bei den edlen Neuseeländern, sondern kraus (aber nicht wollig), das Gewebe der Haut ist viel gröber und die Farbe beträchtlich dunkler.

Diese Sclaven sind es in dem Sinne, wie sie es bei den Römern waren, sie sind nicht Leibeigene, nicht Menschen, welche dienen aber gewisse Rechte haben, sondern Dinge, Gegenstände, sie sind völlig rechtlos, der Besitzer kann mit ihnen machen was er will. Hat er Appetit auf Menschenfleisch und ist nicht ein Krieg im Gange, welcher Gelegenheit giebt, diesen Appetit zu befriedigen, so macht ein Keulenschlag den Sclaven reif, gebraten zu werden. Einer der berühmtesten Häuptlinge, Schungi, soll sehr oft mit zehn bis zwölf Sclaven eine Reise nach dem Süden gemacht haben, indem er sich dieser Sclaven als Ruderer bediente, er kam dann nach einigen Wochen in Begleitung von sechs oder sieben Sclaven zurück, die Uebrigen hatte er indessen allmälig verspeist, wobei die innere Handfläche und das Fleisch auf der Brust als das Beste angegeben wird, nur die Zunge übertrifft dieses noch, sie war auch ein Leckerbissen, welcher nur für den Häuptling bewahrt und zubereitet worden; ein solcher von der Nordwestküste der Insel von Hoianga wohnend soll Hunderte von Menschenzungen gegessen haben. Demnächst waren ihm Kinder die liebste Speise und noch in den vierziger Jahren hat er in der Nähe der Inselbay, also auf der Ostseite des nördlichen Theiles, unfern der Gegend in welcher wir uns jetzt befanden, mehrere Kinder geschlachtet und gegessen.

Die Sclaven wurden wegen des geringsten Vergehens getödtet und verzehrt, oft auch ohne ein Vergehen, blos um das Gelüst nach Menschenfleisch zu befriedigen, wie wir soeben gesehen haben. Diese Menschen waren übrigens so völlig unempfindlich, daß sie ganz heiter und fröhlich in den Tag hineinlebten, obwohl sie keinen Augenblick wissen konnten, ob dieses nicht ihr letzter sei.

Ich sprach mit dem Häuptling, ob die Sitte der Menschenfresserei denn noch so allgemein verbreitet wäre, wie sonst; er erwiderte: „Allgemein verbreitet war sie nie, denn nur die Adeligen hatten das Vorrecht, Menschenfleisch zu essen, unter diesen ist dieses Vorrecht noch bestehen geblieben bis auf diese Stunde. Die Missionaire behaupten, sie hätten die Sitte ausgerottet, dies ist nicht wahr, sie haben nur das Volk ausgerottet, welches diese Sitte hatte. Sie sagen, in ihrer Nähe geschähe dergleichen nirgends mehr, sie haben große Städte

angelegt, in denen viele Menschen wohnen, welche von Neuholland oder von England herübergekommen sind und sie behaupten, daß überall in der Nähe dieser Orte Neuseeländer wohnten, welche die Sitte der Menschenfresserei ganz abgelegt. Dies ist eben wieder nicht wahr, die Leute, welche dort wohnen, sind die Kukihs oder die Paria, welche niemals Menschenfleisch essen durften, ihnen war diese Sitte leicht abzugewöhnen. Die Rungatidas, den Adel, haben die Warupi's ausgerottet, sie haben immer einem Stamme Feuerwaffen gegeben und durch diesen einen anderen vertilgen lassen, dann haben sie einem anderen noch mehr Feuerwaffen gegeben und den ersten vertilgen oder beide sich gegenseitig aufreiben lassen. So sind der Menschen immer weniger geworden oder sie sind in die wenig zugänglichen Gebirge zurückgetrieben, haben sich dahin zurückgezogen. Auf der anderen großen Insel, auf Tawaï-punamu, sind nur wenige Missionaire gelandet, dort haben nur geringe Niederlassungen stattgefunden, im Uebrigen ist es aber dort ganz ebenso gegangen, die Stämme, welche ihnen gefährlich waren, haben sie zu Kriegen gegeneinander aufgehetzt und das niedere Volk, die Arbeiter, welche übrig blieben, haben sie sich unterworfen. Die Rungatidas sind erloschen und die Kukihs haben den Herrn gewechselt, dies ist der Schlüssel zu all' den berühmten Bekehrungen. Die ritterlichen, die tapferen Leute können nicht arbeiten, Kampfbegier ist ihnen angeboren, Muth ist ihre höchste Tugend und um diesen Muth zu steigern, essen sie Menschenfleisch. Unsere Seelen kommen zwar nach dem Tode in eine andere Welt, wenn wir aber gegessen werden, so gehen unsere Seelen in den Körper derjenigen über, welche uns essen. Ich bin ein tapferer Häuptling, wer mich verzehrt, der erbt meinen ganzen Muth und meine ganze Kriegslust, wenn sich aber viere in meinen Körper theilen, so bekommt ein Jeder nur ein Viertheil meines Muthes. Hieraus kannst Du schließen, wie wichtig es für uns ist, solche Mahlzeiten zu halten und wie wichtig es ist, gerade die Tapfersten dazu auszusuchen."

Es war mir interessant, dieses aus dem Munde eines solchen Mannes zu vernehmen, der selbst unter den Seinigen sehr hoch geachtet war. Ich fand hier eine Erklärung der Menschenfresserei, welche weit von derjenigen abwich, die man sonst zu geben pflegt; man behauptet nämlich, es sei der Mangel an thierischer Nahrung, welcher diese abscheuliche Sitte herbeiführe, dies ist aber gewiß falsch, denn in Neuholland, wo selbst die thierische Nahrung wahrlich knapp genug zugemessen ist, findet man die Menschenfresserei nicht und auf Sumatra und Neu-Guinea, woselbst wieder große und kleine jagdbare Thiere im größten Ueberflusse sind, findet man die abscheuliche Sitte ganz allgemein. Auf den Koralleninseln der Südsee, wo es gar keine thierische Nahrung giebt, findet man die Abscheulichkeit der Menschenfresserei nicht und in Westindien, wo sie reichlich ist, besteht wenigstens unter den Caraiben diese Sitte noch, (wohlverstanden ist hier unter thierischer Nahrung immer nur die warmblütige gemeint).

Die Ansicht, daß nur die niedere Volksklasse um die Colonien her angesiedelt sei, hat — wie ich selbst im Verlauf meiner Reise wahrnahm, ihre volle Richtigkeit. Der Unterschied zwischen den Rungatidas und den Kukihs ist so groß, daß er sich gar nicht verkennen läßt; in der Nähe der Ansiedelungen findet man jene herrlichen, großen Gestalten, jene musculösen Arme, jene stolz erhobenen Häupter, wie die Krieger sie zeigen, durchaus nicht, es ist ein niedriges, gedrücktes Volk von Leibeigenen, welches, wie der Ariki ganz richtig sagte, nur seinen Herrn gewechselt hat und sich wahrscheinlich jetzt viel schlechter befindet als früher, denn während ein Jeder ehemals nur so viel arbeitete als



Junge Neuseeländerinnen. (S. 659.)

für die Bedürfnisse der eigenen und der adeligen Familie nöthig war, müssen die Leute jetzt so viel arbeiten als ihre neuen Herren für nöthig finden, um genug Getreide und Hanf und Holz zur Ausfuhr zu haben. Auch ihr übriges Befinden ist um nichts gebessert, es sei denn, daß sie gelernt hätten den Sonntag als einen solchen Tag zu betrachten, an dem sie in den Bethäusern oder Kirchen stillsitzen und nicht arbeiten dürfen, daher sie den Sonntag auch immer mit großer Freude erwarten, was ihnen von den Missionairen für Religiösität angerechnet wird.

## Hunderteinundfunfzigstes Kapitel.

**Wohnungen der Neuseeländer. Wunderbare Widersprüche in ihrem Charakter. Bis wie weit man gegen die Vorurtheile der Engländer kämpfen könne. Angesiedelte Häuptlinge in der Nähe von Aukland. Innere Einrichtung eines Pa. Adelige, Volk und Sclaven.**

Ich besah mir das Haus des Häuptlings und fand es nur um weniges größer als die anderen, die Länge mochte etwa 20 Fuß betragen, die Breite 10 und die Höhe kaum die eines ausgewachsenen Mannes, die Thür ist vollends so niedrig, daß man hineinkriechen muß (s. S. 673). Aber diese Hütte wird auch nicht gebraucht, um darin zu wohnen, sondern nur um bei schlechtem Wetter darin zu schlafen; bei günstigem Wetter sehen wir diese Leute nicht nur vor dem Vorbau sitzen, sich unterhalten, essen, sondern auch jederzeit dort schlafen, selbst Kranke und Sterbende bleiben draußen, wenn nicht der Regen sie zwingt, hineinzugehen; im Uebrigen darf in der Hütte nicht gegessen werden, sondern unterm Vordach, also auch bei schlechtem Wetter begiebt man sich dahin zu jeder Mahlzeit und da es für Kranke beschwerlich ist, sie auf solche Art hin- und herzuschaffen, so läßt man dieselben unter allen Umständen im Freien, das Wetter möge sein wie es wolle. Auch die Niederkunft der Frau findet im Vorhause statt, überhaupt wird daselbst Alles betrieben und vorgenommen, was zur Häuslichkeit gehört, so daß dies häusliche Leben ein ganz öffentliches ist und man bei der ganz außerordentlich geringfügigen Benutzung des Raumes hinter diesem Vorhause kaum begreifen kann, wozu es dient, denn es wird nicht einmal zur Aufbewahrung der Vorräthe gebraucht, für diese hat man eigene größere Bauten, welche das Gemeingut enthalten, man hat auch kleinere, die einem Häuptling oder einem Adeligen besonders gehören und man hat endlich auch große Schuppen, unter deren weitläufiger Bedachung man die Kähne, die Ruder, die Netze und was man sonst noch an größeren Geräthschaften hat, unterbringt.

Ich hatte mir ein anderes Bild von dem Familienleben der Neuseeländer gemacht. Die blutdürstigen Krieger stellte ich mir als grausame Tyrannen gegen Weib und Kind vor und ich sah zu meinem Erstaunen, daß sie mit den Ihrigen im freundlichsten, zärtlichsten Verhältniß lebten. Die Kinder schmeichelten dem Vater, der Vater trug sie auf seinen Armen umher, er setzte sich unter die Vorhalle und nahm eines der jungen Weiber auf seinen Schoß, ein anderes lehnte sich an seine Schulter. Es war eine Familienscene, welche man beim Himmel unter den Neuseeländern nicht gesucht hätte.

Aehnliche Scenen sah ich, wo ich auch hinblicken mochte, es war keine zur Schaustellung des Familienglückes, ich möchte sogar bezweifeln, daß diese Leute den Begriff kennen ein Wort haben sie gewiß nicht dafür, aber es war eine

innere Befriedigung, die man ihnen ansah und die sich ohne alle Worte und auf die unzweideutigste Weise kundgab und ich bin überzeugt, daß wenn einmal Neuseeland Oper und Schauspiel, Ballet und Theegesellschaften haben wird und es alsdann noch Adelige giebt, man unter diesen vortreffliche Haus- und Familienväter und vielleicht sehr große Politiker finden wird, welche den Staat mit ebenso großer Sicherheit regieren helfen, wie die Herzoge im Hause der Lords und wie die Pairs in dem glücklichen Frankreich, nur muß man von ihnen nicht verlangen, daß sie arbeiten, daß sie die Axt oder den Hobel oder die Nadel handhaben. Aber freilich finden die Engländer, welche sich das Recht oder die Fähigkeit zu colonisiren, wie es scheint, ausschließlich vorbehalten haben, es bequemer, das Volk auszurotten als es zu ändern; sie haben es schon in Nordamerika so gemacht, beinahe haben sie es in Indien auch so weit gebracht, warum sollten sie mit Neuseeland, welches keine solche Ausdehnung hat, nicht auch fertig werden?

„Alle Aristokraten in England, die der Geburt und des Reichthums sowohl als jene des Talents, Verstandes und Verdienstes sind intolerant und es ist zweifelhaft, welche von diesen die Unduldsamsten sein möchten. Gegen alle aber kann man schließlich mit zutreffenden, schlagenden Gründen aufkommen, man kann sie zur Duldsamkeit führen; nur eine einzige Art der Aristokratie der Engländer liegt außerhalb alles Bereiches des Verstandes, des Rechts, der Billigkeit, der Religion, das ist die Aristokratie der weißen Haut. Wo weiße Männer engländischer Abkunft herrschen, wird der Farbige, von welcher Schattirung er auch sei, immer als ein Wesen niederer Klasse, immer als weit unter den Weißen stehend angesehen und kaum besser als irgend ein Thier gehalten werden."

Dieses ist so sehr wahr, daß irgend ein Engländer, dem man diese Aeußerung vorhalten möchte, erstaunt fragen würde, was man denn daran Bemerkenswerthes finde. Diese Verachtung der Farbigen ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er seine eigenen Kinder, mit Farbigen erzeugt, ebenso verächtlich hält als diese. Der Engländer in den Sclavenstaaten von Nordamerika verkauft die Mulatten von seinen Pflanzungen, d. h. seine Kinder von Negerinnen mit eben solcher Gleichgültigkeit, wie ein Negerkind oder ein anderes Hausvieh, ein Kalb, ein Füllen; er verkauft auch seine Kinder von einer Mulattin, die nun Terzeron genannt werden, oder seine Kinder von einer Terzeron, welche dann den Namen Quadron führen, ebenso gleichgültig, obschon sie ihm an Farbe so nahe kommen, daß sie als beinahe Weiße bezeichnet werden und man täglich in den Zeitungen dort lesen kann: „Entlaufener Neger, hört auf den Namen Pompejus, hat viele Narben auf dem Rücken und ist beinahe ganz weiß." Von einem Farbigen abstammend, ist man in ganz Nordamerika, auch in den höchst moralischen nördlichen Staaten, welche die südlichen verabscheuen, da sie die reicheren sind, ein Gegenstand der nie endenden Verachtung.

So auch hier auf Neuseeland sieht man die Eingeborenen, welche sich den Missionen angeschlossen haben, in der tiefsten Verachtung leben, Sclavendienste verrichten und wie Sclaven im ausgedehntesten Sinne des Worts behandelt werden.

Ein Paar Häuptlinge haben sich in der Gegend der Inselbay und auf der anderen Seite bei Akland niedergelassen; das sind solche, denen man Land abgekauft hat, so lange sie noch Krieger hatten und denen man dann geholfen hat, sich dieser Krieger zu entledigen, man hat ihnen Feuerwaffen gegeben oder man hat sie ihren Feinden gegeben, bis sie schließlich auf sich selbst reducirt waren. Sie blieben übrig, denn sie, die Ariki's gingen nicht mehr in die Schlacht. Diese Leute haben nun für ihr verkauftes Land ein anderes in der Nähe der Niederlassung in Besitz genommen, haben sich von ihren Leibeigenen, den Kukih's, Häuser bauen lassen, ganz nach europäischer Art, haben sich Heerden von Schafen, Rindern und Pferden angeschafft, verkaufen die Erzeugnisse ihres Bodens gegen engländische Guineen und benutzen diese wieder, um sich das Leben so angenehm zu machen wie möglich, sie sitzen auf Stühlen, sie schlafen in Bettgestellen, sie essen an Tischen mit Messern und Gabeln und von Porcellantellern und ihr Stolz ist einen weißen Bedienten zu haben. Sie sind dabei sehr gastfrei, nehmen gern Besuchende auf und leben gerade wie Gutsbesitzer bei uns, aber einer Arbeit unterziehen sie sich niemals; das sind solche Leute, wie ich vorhin anführte und deren mehrere sich einfinden werden, wenn man einmal Opern und Ballets haben wird. Die anderen, Kaufleute, Krämer oder Gewerbtreibende, welche sich gleichfalls dort niedergelassen haben und auf welche die Missionaire mit mehr Stolz hinweisen als mit der christlichen Demuth wohl verträglich, sind weder Häuptlinge noch Adelige, sondern sind Kukih's, welche allerdings auch europäisch gekleidet gehen, wie Europäer leben und Waipäro an die Hurangi-pakehas (Grog an die fremden Trunkenbolde) verkaufen oder Tabak oder sonst einen Handelsgegenstand, aber alle diese gehören wie gesagt dem Stande der Leibeigenen an.

In dem Pa, in welchem wir uns jetzt befanden, sah ich eine Tribüne, welche auf vier Klafter hohen Pfählen ruhte und auf Leitern bestiegen werden mußte, dies ist der Wachtthurm. Eine andere Tribüne befand sich nicht, wie der Thurm, auf dem höchsten Punkte des Dorfes, wohl aber in der Mitte des ganzen Platzes, sie mochte ungefähr Klafterhöhe haben, die Balken oder Ständer, welche die Tribüne trugen, waren mit fratzenhaften Köpfen geschmückt, ebenso die Balken, welche auf den Ständern lagen und Bretter trugen, auf denen man stehen konnte. Der Häuptling erklärte mir, daß von diesem Standpunkt herab er die Gesetze und Verordnungen verkündige, welche zu erlassen in seinem Gefallen stünden und diejenigen seiner Untergebenen, die es wagten, solchen Gesetzen nicht Folge zu leisten, mit schweren Strafen, wohl mit dem Tode bedrohe.

Alles was ich hier sah und hörte, überzeugte mich, daß diese Leute geborene Krieger und nur dieses sind. Ihre Dörfer, groß oder klein, sind sämmtlich befestigt und umschließen die Häuser des Adels; sie vertreten die Burgen des Mittelalters, in denen der Ritter seine waffenfähige Mannschaft um sich versammelt. Außerhalb dieser Burg wohnt das Volk, was dazu da ist, um den Herrn zu ernähren. So sind sie noch jetzt alle eingerichtet, so weit sie nicht in Trümmern liegen und so sieht man auch noch jetzt das niedere Volk, die Hörigen den Fuß des Berges umwohnen und das Land bauen.

Daß diese grimmigen Krieger bei alledem aber nicht schlimme Menschen sind, sieht man an der Milde, mit welcher sie die Leibeigenen behandeln, zwar sind diese Letzteren so gut wie ihre Herren von der Ueberzeugung vollkommen durchdrungen, daß ein unvertilgbarer Unterschied zwischen ihnen bestehe, aber das macht weder den Leibeigenen zum Feinde des Herrn, noch den Herrn zum Feinde des Leibeigenen, im Gegentheil nimmt er diese in Schutz und viele Kriege brechen aus, weil ein Leibeigener von einem fremden Stamm entführt oder getödtet worden ist. Mir fiel dabei das Märchen von dem Riesenkinde ein, welches auf dem Felde einen Bauern mit zwei Pferden ackern sah und das allerliebste Spielzeug in sein Schürzchen nahm und auf die Burg brachte, der Vater aber schalt das dumme Ding aus: „Ei, der Bauer ist kein Spielzeug nicht! Wie sollten wir Riesen denn leben, wenn es keine Bauern gäbe? Gleich trag Alles wieder hinunter und setz es schön säuberlich auf's Feld. Nein, der Bauer ist kein Spielzeug nicht!"

So mag der neuseeländische Adelige auch wohl fühlen, daß er ohne den Bauern nicht leben könne und darum lebt er mit ihm in Frieden und Eintracht und der Bauer bleibt trotz der Scheidewand, die ihn von seinem Herrn trennt, demselben treu ergeben, sein gerechter Stolz macht keinen verletzenden Eindruck auf ihn, weil er denselben für gerecht hält; im Uebrigen ist er auch in Gegenwart des Herrn völlig unbefangen, thut sich weder in Worten noch Handlungen Zwang an, auch glaube ich bemerkt zu haben, daß nichts befohlen wird, sondern Alles von selbst geschieht, daß der Bauer seine Pflichten kennt und übt, ohne dazu getrieben zu werden; dies macht die Sache ganz anders und erklärt auch die Fröhlichkeit der dem Herrn untergebenen Bauern, indessen die bei den Missionairen wohnenden Kukih's wahre Knechte sind, befohlene Arbeit machen müssen, viel mehr zu thun gezwungen sind als sie je in ihrem Leben gewohnt waren und von dieser Arbeit nichts haben als ihres Leibes Nahrung, zugleich aber jene demüthigende Begegnung zu erdulden haben, welche den Engländern allen Farbigen gegenüber so sehr geläufig ist und wovon sie in ihrer eigentlichen Heimath keine Ahnung hatten. Vermehrt wird die Herbigkeit dieses Gefühls noch dadurch, daß man jetzt nachgerade sehr gut weiß, diese Geistlichen gehörten in ihrer Heimath keineswegs zum Stamme der Ariki's oder Rungatida's — keineswegs dem hohen Adel an, sondern sie seien die Söhne ganz

niedrig geborener Leute, die Söhne von Bauern, Tagelöhnern, Handwerkern, was sie an sich für eine Schande anzusehen viel zu klug sind, was ihnen aber den bösen Hochmuth, den diese Geistlichen zeigen, ganz unmotivirt erscheinen läßt.

Der Unterschied zwischen dem Krieger- und dem Arbeiterstande erscheint so groß, daß eheliche Verbindungen zwischen beiden niemals stattfinden. Häuptlinge und Ariki's heirathen mehrere Frauen, meistens zwei, selten mehr als vier, sie sind aber nicht beschränkt, die Heirathen finden jedoch nur statt in derselben Kaste. Der Häuptling, selbst ein Rungatida, kann natürlich nur aus dem Stamme der Rungatida's heirathen, es sei denn, daß er sich mit der Tochter eines anderen Häuptlings verbände, was jedoch sehr selten geschieht, da sie öfter in Fehde als in Frieden miteinander leben. Daß aber ein Adeliger die Tochter eines Bauern heirathe, ist gar nicht denkbar, es ist aber dem menschlichen Herzen, es ist der Liebe Rechnung getragen; wenn ein Adeliger die Tochter eines Kukih liebt und sie ihn wiederliebt, so hindert das Mädchen nichts, in das Haus zu ihm zu gehen und seine Wohnung mit ihm zu theilen; die Kinder sind darum nicht schlechter als die von einer adeligen Mutter, sie theilen auch mit den anderen zu gleichen Antheilen. Der Unterschied ist nur bei der Mutter darin zu finden, daß eine Bewerbung bei den Eltern und eine Einführung in das Haus nicht stattfindet.

## Hundertzweiundfunfzigstes Kapitel.

**Gesetze gegen den Ehebruch. Wie der Gatte gewöhnlich straft. Eigenthümliche Begriffe über Recht und Unrecht. Sonstige Sitten der Neuseeländer. Ihre Begräbnißgebräuche. Wie man junge Wittwen tractirt, steht wahrscheinlich Europäerinnen nicht an.**

Bemerkenswerth ist bei dieser Leichtigkeit der Verbindungen die unverbrüchliche Treue, mit welcher die Frauen an ihren Männern hängen, sie ist es um so mehr, als es den Mädchen durchaus nicht versagt ist, völlig frei über sich zu schalten und ihre Gunst einem Jeden zu schenken, der ihnen gefällt oder sie zu gewinnen weiß. Nur höchst selten wird der erste Liebhaber auch der Gatte, selten sogar noch der zweite und dritte, doch aber ist das Mädchen jedem Einzelnen treu gewesen, so lange bis man sich unter gegenseitiger Einwilligung von einander trennte. Selbst bei den Dirnen, die zu den Seefahrern auf die Schiffe kommen und die gewiß nicht zu den Besten ihres Volkes gehören, findet man dasselbe; sobald ein Matrose zu dem Mädchen gesagt hat, sie solle seine Frau sein, so lange er hier bleibe, so ist sie für jeden anderen auf dem

Schiffe so gut wie nicht vorhanden, weder die Schönheit eines anderen Mannes, noch Schmeicheleien und Verführungskünste, noch die nach ihren Begriffen glänzendsten Geschenke können sie bewegen, dem Manne der sie seine Frau nennt, die Treue zu brechen. Frauen kommen ohnedies nicht auf die Schiffe, aber wenn auch die Europäer an's Land kommen, sie werden nur von jungen Mädchen freundlich aufgenommen; Frauen sind jederzeit bescheiden und zurückhaltend und wie man sagt, für keinen Preis zu haben, durch nichts zur Untreue zu bewegen.

Es scheint übrigens diese Behauptung etwas zu weit getrieben, es finden nämlich Gesetze gegen den Ehebruch statt; deren bedürfte es nicht, wenn das Verbrechen nicht vorhanden wäre. Aber gewiß ist, daß der Ehebruch für ein so verabscheuungswürdiges Verbrechen gilt, daß er mit dem Tode bestraft wird und zwar bei Männern sowohl als bei Frauen. Eine zweite Frau nehmen, gilt nicht für Ehebruch an der ersten, aber wenn ein verheiratheter Mann sich mit einem Mädchen oder einer Sclavin einläßt, so wurde er mit dem Tode bestraft oder er konnte so bestraft werden; es geschah jederzeit, wenn die Mitschuldige selbst eine Ehefrau war und zwar geschah es auf ziemlich grausame Art. Der beleidigte Ehemann band den Schuldigen an einen Baum, zerschmetterte vor seinen Augen der Frau den Hirnschädel und schnitt alsdann dem Verbrecher beide Ohren ab, die er verzehrte, worauf dann die Uebrigen sich von dem lebenden Körper ein Stück Fleisch nach dem andern abschnitten, bis er ganz verzehrt war, wobei man mit einer gewissen Sorgfalt darauf sah, daß nicht allzugroße Blutgefäße durchschnitten wurden und er nicht zu geschwinde sterbe.

In neuerer Zeit hat man aufgehört, so harte Proceduren vorzunehmen; der Mann begnügt sich in der Regel damit, sein Weib gänzlich ohne Bekleidung vor dem Vordache seiner Hütte auszustellen, eine große Schande, dann aber sich mit ihr zu versöhnen, womit die Schande getilgt ist. Begeht ein Mann Ehebruch und ist er dem niederen Stamme der Kukih's angehörig, so wurde er früher stets getödtet, jetzt begnügt man sich damit, ihn aus dem Dorfe zu jagen. Ein Adeliger kommt besser weg, er für seine Person wird ausgelacht, dies ist aber für ihn so empfindlich, daß er sich bei Entdeckung des Ehebruchs gewöhnlich selbst entleibt. Ist der Ehebrecher ein Häuptling, so kommt er für seine Person ohne alle Strafe durch, er steht über dem Gesetz, die beleidigte Frau aber hat das Recht, diejenige, mit der die Untreue begangen worden, entweder mit eigenen Händen zu tödten oder doch nackend auszuziehen und zu ihrer Schande sie öffentlich auszustellen.

Es ist ein Fall bekannt geworden, wo der Sohn eines Häuptlings, der schon verheirathet war, statt sich eine Sclavin in's Haus zu nehmen (was dann eine zweite Frau gewesen wäre und kein Ehebruch), sich mit einer Tochter eines

Untergebenen einließ, wodurch die Handlung eben zum Ehebruch an seiner Gattin gestempelt wurde.

Die Sache wurde bekannt und der junge Mann fürchtete, daß der Vater seiner Frau oder ihre sonstigen Verwandten Rache an ihm nehmen würden, deshalb erschoß er sich, er kam der möglichen Strafe zuvor.

Des jungen Häuptlings Schwester war über den Tod des Bruders so betrübt, daß sie die Sclavin nackend ausstellte und dann tödtete. Dies war ein großes Vergehen, denn sie wurde dadurch zur Mörderin. Sie hätte das Mädchen tödten können, hiezu war sie berechtigt, oder sie hätte das Mädchen der Schande preisgeben können, dazu war sie auch berechtigt, beides durfte sie nicht thun, mit der Ausstellung war das Verbrechen gebüßt und die nachherige Tödtung war ein Mord, wegen dessen der Vater, der Häuptling, der Fürst seine eigene Tochter den engländischen Gerichten übergeben wollte.

Aber wenn auch, wie wir gesehen haben, solche Fälle wirklich vorkommen, so sind sie doch so überaus selten, daß dergleichen einzelne Fälle als Merkwürdigkeiten aufgeführt werden. Wem fiele bei uns Europäern ein, die Fälle der Verletzung ehelicher Treue als Merkwürdigkeit aufzuführen, schon die auf dem Wege der Klage zur Kenntniß des Gerichts gebrachten, bilden eine so ungeheure Zahl, daß da alle Merkwürdigkeit aufhört und nun erst diejenigen, welche nicht vor Gericht kommen, obschon sie bekannt sind, und nun erst die übrigen! O Himmel, wo wäre da noch das geringste Merkwürdige zu finden, wenn man nicht etwa die Größe der Zahl als eine Merkwürdigkeit bezeichnen wollte.

Von Ceremonien scheinen die Leute keine Freunde zu sein, eine Trauung z. B. giebt es nicht, sie besteht darin, daß man die gewünschte Gattin aus dem Hause der Eltern abholt und in das eigene Haus führt. Aber eine Art Taufe findet statt. Fünf oder sechs Tage nach der Geburt des Kindes versammeln sich einige befreundete Frauen zu der Ceremonie des Namengebens. Man macht eine Art Scheiterhaufen aus zweien neben einander stehenden Haufen Holz. Ueber beide breitet man eine Matte, so daß in der Vertiefung ein Lager entsteht, wo hinein das Kind gelegt wird. Daneben stellt man eine Schüssel mit Wasser. Die versammelten Frauen brechen einen kleinen Zweig vom nächststehenden Baume, tauchen ihn in das Wasser und bespritzen das Kind damit, indem sie ihm zu gleicher Zeit einen Namen geben und den Atua bitten, dem Kinde Kraft und Muth und den Sieg über seine Feinde zu geben, damit ihm Ruhm in dieser und jener Welt zu Theil werde. So geschieht es mit den Knaben. Die Mädchen werden zwar in derselben Art mit einem Namen belegt, allein man richtet doch etwas andere Bitten an die Götter.

Beide Geschlechter bleiben unter der Obhut der Mutter, bis sich ganz von selbst eine Scheidung einstellt, indem die Knaben früh genug die Waffen führen

lernen und sie aneinander üben und indem die Mädchen an den Beschäftigungen der Mutter Theil nehmen.

Nur die Bestattung eines Ariki hat etwas ceremonielles, hat eine gewisse Solennität. Der Körper des Verstorbenen wird während dreier voller Tage öffentlich ausgestellt, wobei er mit allen Insignien seines Standes geschmückt erscheint. Alle Verwandten erscheinen vor ihm, richten Klagen an den grausamen Atua, welcher ihnen den Häuptling entrissen hat; diese Klagen begleiten die Frauen mit den heftigsten Verletzungen ihrer selbst, kratzen sich, schlagen sich blaue Male, raufen sich die Haare aus und machen sich tiefe Einschnitte in die



Eine neuseeländische Häuslichkeit. (S. 666.)

Arme, in die Brust, so daß das Blut in Strömen von ihnen herabfließt. Sind die drei Tage der tiefsten Trauer vorüber, so befestigt man den Leichnam auf einen Stuhl, der von zweien Stangen gehalten wird, mehrere Männer nehmen denselben auf die Schulter und tragen ihn an den zur Bestattung bestimmten Ort. Hier wird er in eine Grube gebracht und mit Erde zugedeckt. Ist es der Häuptling, so setzt man ihm ein Denkmal aus einem 10 bis 15 Fuß hohen Baumstamm, dessen oberer Theil mit einem sehr verzerrten menschlichen Gesicht ausgeschnitten ist. Gehört er einer niederen Klasse an, so wird ein Haufen von Steinen auf seinem Grabe errichtet, ist er aber ein Sclave, so wirft man

seinen Leichnam irgendwo auf das Feld oder man wirft ihn in's Meer, falls man in dessen Nähe wohnt.

Ein halb Jahr später nimmt man die Sammlung der Knochen des Verstorbenen vor. Man öffnet das Grab und die nächsten Verwandten nehmen den zerfallenen Leichnam heraus, entfernen das verweste Fleisch sehr sorgsam von den Knochen, übergeben dies wieder der Erde, die Knochen aber legt man in einen gehöhlten Baumstamm und bringt denselben nun nach dem Stande und Reichthum des Verstorbenen entweder in eine Höhle oder auf ein hölzernes Gestell oder auf ein solches, welches unter dem Dache einer Hütte steht, wie unsere Zeichnung S. 681 es angiebt. In einem wie im anderen Falle aber ist das Grab und der Ort, an welchem das Denkmal sich befindet, durchaus geheiligt, es werden darum und daneben die schönsten Pflanzen gesetzt oder es wird ein Ort ausgesucht, an welchem diese schon in üppigster Fülle stehen und Niemand wagt es davon etwas zu berühren, selbst die Vögel die sich dort niederlassen, nehmen Theil an diesem tabu, keine Bogensehne schwirrt, kein Flintenschuß wird gehört, aber gerne kommen die nächsten Verwandten herbei, bringen Speisen und Getränke, welche sie den Manen des Verstorbenen opfern und sie selbst verweilen stundenlang, tagelang an dem Grabe und man sieht besonders die Frauen mit innigster Treue die Zeichen ihrer Anhänglichkeit dem Verstorbenen darbringen.

Die Begräbnißplätze befinden sich immer außerhalb des Pa, sie bedürfen keines Schutzes, selbst der roheste Feind verschont dieselben; nur der Europäer nicht, welcher sehr häufig diese Grabstätten durchwühlt, theils um die Waffen, welche man daneben gestellt hat, um die Schmucksachen sich anzueignen, theils um die Schädelknochen zu entführen, was allerdings einen sehr löblichen Zweck haben mag, weil man beabsichtigt die specifischen, die Racenunterschiede festzustellen, welches dennoch den Eingeborenen, den Hinterbliebenen sehr wehe thut und ein Hauptgrund jener Verachtung ist, in welcher sich die Europäer in diesen Gegenden befinden.

Der Gebrauch, die Frauen am Grabe der Männer zu opfern, besteht in den Gebirgen noch überall, das will sagen, er ist nirgends abgeschafft und kann in jedem Augenblick wieder hervorgeholt werden, er wird indessen nur selten zur Ausübung gebracht und wenn es geschieht, nicht bei älteren Frauen, sondern meistens bei jungen und die Sache hat ihren einfachen und natürlichen Grund.

Die Treue der Gattin gegen ihren Mann wird, wie wir wissen, allgemein beobachtet, wenn aber der Gatte todt ist, so hat die Frau ebenso wenig eine Verpflichtung zur Treue als in dem Falle, daß der Mann seine Frau den Eltern zurückschickt, daß er sich von ihr scheidet. In einem wie im anderen Falle kann die Frau über ihre Hand verfügen und die geschiedene thut es auch immer, von der verwittweten aber darf es geschehen und doch sieht man es höchst ungern, es ist für den Verstorbenen sowohl als für die hinterbliebenen

Verwandten eine Schande und um dieser auszuweichen, wird gewöhnlich die junge Frau, von der man vermuthet, daß sie wohl noch eine zweite Heirath eingehen dürfte, am Grabe des Gatten geopfert; dies ist nun wieder für die Frau und deren Familie eine außerordentliche Ehre und daher kommt es denn auch, daß junge Frauen sich nicht übermäßig sträuben, man betrachtet sie als eine heilige Person, feiert ihr Andenken in Gesängen, erzählt einander von ihrem Edelmuth, aber gewiß zwingt man keine, ja es wird behauptet, man wende nicht einmal Ueberredung an. Sclaven dagegen werden in der Regel und zwar ohne gefragt zu werden, dem Verstorbenen geopfert, falls er zu der ritterlichen, zu der Kriegerkaste gehört und gleichzeitig reich genug war, um Sclaven zu besitzen. Leibeigene werden dagegen niemals geopfert.

---

## Hundertdreiundfunfzigstes Kapitel.

**Neuseeländische und europäische Zweckessen. Unterschied derselben. Ein Paar Worte über Mißverständnisse. Körperlicher Schmerz und Seelenschmerz. Große Rücksichten gegen alternde Personen. Liebevolle Bauernsöhne und Töchter bei uns.**

Die Gleichgültigkeit, mit welcher vorkommenden Falles sie sich dem Tode überantworten, grenzt an das Wunderbare. Der Häuptling kündigt dem zum Tode bestimmten Sclaven sein Schicksal an, derselbe geht ohne ein Wort zu sagen in die Nähe des Grabes oder an die Stelle, wo derjenige, dem er geopfert werden soll, seinen letzten Sitz eingenommen hat; er macht hier eine Höhlung in dem Erdboden zurecht, entzündet darin ein starkes Feuer, welches er wohl nährt und unterhält, dann setzt er sich, mit einem Stabe im Feuer schürend, dazu und wartet nun in größter Gemüthsruhe ab, bis der Aelteste aus dem Hause des Verstorbenen ihm den tödtlichen Keulenschlag giebt; derselbe wird gewöhnlich auf das Hinterhaupt geführt und der Geopferte sinkt in die Kohlengrube. Nie gewahrt man ein Zeichen von Furcht, nie ein ängstliches Umsehen, nie hört man einen Schrei. Der Leichnam wird nun mit den Kohlen zugedeckt, darüber häuft man die heiße Erde und am nächsten Tage wird an dem bis dahin gebratenen Leichname das Festmahl gehalten.

Es ist sonderbar, daß Mahlzeiten bei allen Gelegenheiten die Hauptrolle spielen. Wir civilisirten Europäer haben Zweckessen in der mannigfachsten Form, für wohlthätige, für politische, für religiöse Zwecke; wir schmausen bei Geburts- und Einsegnungstagen, bei Hochzeiten und Tauftagen, wir schmausen bei 25jährigen und 50jährigen Jubiläen und wie lange ist es her, daß man auch bei Begräbnißfeierlichkeiten große Mahlzeiten hielt. Es hat mich immer

unterhalten, die Europäer, welche sich so viel auf ihre Cultur, auf ihre Civilisation einbilden, mit den sogenannten Wilden zu vergleichen und der Vergleich fällt nicht allemal zum Vortheil der Europäer aus; so sollte man wohl glauben, daß ein Begräbniß keinen Vorwand zu einer Schmauserei abgeben könne und doch sieht man auf dem Lande dies so allgemein, daß man sagen könnte, der Unterschied zwischen dem Begräbniß eines reichen norddeutschen Bauern und eines neuseeländischen Kriegers bestehe hauptsächlich darin, daß für den ersteren Zweck vierbeinige Säugethiere, für den anderen zweibeinige geschlachtet werden; aber daß bei dem Leichenmahl die Wittwe sofort mit ihrem nächsten Zukünftigen verkuppelt wird — dies haben wir Europäer uns vorbehalten.

Ich frug den Häuptling, warum in der Regel ankommende Fremdlinge von den Eingeborenen mit den Waffen in der Hand empfangen würden, warum man nicht lieber bei den freundlichen Gesinnungen, die man wirklich gegen die Fremden hegte — und sei es nur, um Mißverständnisse zu vermeiden — die Waffen ablegte; der Häuptling erwiderte: „Zu der Tracht eines Mannes gehören Waffen, selbst der Bebauer unserer Felder trägt Waffen, nur der Sclave trägt sie nicht; es wäre also eine Beschimpfung für uns Männer, wenn man von uns verlangte, anderen Männern gegenüber die Waffen abzulegen. Aber Ihr Weißen habt sonderbare Sitten, vor allen Dingen wollt Ihr, daß wir Eure Gebräuche kennen und beobachten und Ihr gebt Euch nicht die geringste Mühe, *unsere* Gebräuche kennen zu lernen.

„Wenn Männer sich unseren Küsten nähern, so gehen wir ihnen mit hochgeschwungenen Waffen entgegen und wenn sie tüchtige Leute sind, so werden sie dies erwidern und wir werden einen Kriegstanz halten. Wir greifen niemals ohne Grund Fremdlinge an, unser Waffenspiel ist nichts weiter als eine Ehrenbezeigung, wenn sie aber allerdings nichts weiter können als ihre Feuergewehre auf uns anlegen und uns, die wir nur ihren Muth prüfen wollen, uns, die wir ihnen Gelegenheit geben wollen, zu zeigen, daß sie furchtlos, daß sie tapfer seien, niederschießen, so brauchen sie sich nicht zu wundern, wenn wir nunmehr erzürnt, beleidigt unsere Todten an ihnen zu rächen suchen."

Ich dachte an jenes schauderhafte Kriegsspiel auf den Fidji-Inseln, welches glücklich genug ohne Blutvergießen ablief, während es leicht zu einem allgemeinen Blutbade hätte führen können. Ich dachte, daß hierin wohl der Grund zu all' den Metzeleien zu suchen sei, welche den Verkehr der Europäer mit den Eingeborenen — *denen sie die Segnungen der Civilisation bringen wollten*, bezeichneten. Weit davon entfernt, eine Höflichkeit mit der anderen zu erwidern, haben in allen solchen Fällen die Europäer eine schimpfliche Flucht ergriffen, oder wenn sie sich als die Stärkeren fühlten, Feindseligkeiten begonnen, welche Rachezüge zur Folge hatten. Jetzt, wo man diese Leute besser kennt, weiß man, daß sie viel mehr gute als schlechte Eigenschaften haben, zwar sind sie gewaltig stolz, sehr empfindlich gegen Beleidigungen, unerbittlich, viel-

leicht unersättlich in ihrer Rache; aber demnächst sind sie auch ehrenhaft, gastfrei, durch und durch nobel in ihren Gesinnungen, aufopfernd gegen die Freunde — Freundschaft ist dort kein leeres Wort — sind sie liebevolle Verwandte — das sind alles Eigenschaften, welche man bei den Europäern nur selten, bei den Eingeborenen aber immer vereinigt findet.

Obwohl diese Leute voll Rachsucht glühen, wenn diese durch irgend eine Unthat erweckt wird, so fehlt es ihnen doch keineswegs an Großmuth und sie verzeihen dem Feinde immer, wenn sie wissen, daß die angethane Beleidigung



Neuseeländer, dem Kriegerstamme angehörig. (S. 668.)

keine beabsichtigte war, sondern mehr auf einem Mißverständniß, auf einem Verkennen der Gebräuche beruhte. Demnächst sind diese Leute voll Verstand, voll Scharfsinn, sie haben eine seltene Auffassungsgabe und sind geneigt, das ihnen Ungewohnte in's Lächerliche zu ziehen; ich habe schon wiederholt einzelne Fälle wahrgenommen, wo ein Eingeborener sich geradezu lustig machte über uns und unsere Gebehrden mit einem seltenen Talent nachahmte; sie sind Freunde von heiterer Unterhaltung und verschaffen sich dieselbe durch Witzspiele und durch ein drolliges Wesen, welches man bei ihnen, die gewöhnlich so ernst erscheinen, kaum zu suchen wagt; umgekehrt zeigen sie tiefe Empfindung, wo es

sich um Leiden eines Anderen, um Trennung oder Tod handelt und sie bewundern die Europäer wegen ihrer Gefühllosigkeit, sie glauben nicht, daß dieselben wirklich Schmerz empfinden könnten, wenn sie sich nicht körperlichen Schmerz verursachten, daher kommen grausame Verwundungen, welche sie sich beibringen bei der Leiche eines Verstorbenen und ich hatte Gelegenheit zu sehen, daß selbst die Trennung eines ziemlich lockeren Bandes Aehnliches hervorbringt.

Auf dem Schiffe hatten sich mehrere Mädchen eingefunden, deren eine zu einem jungen Matrosen eine so besondere Zärtlichkeit faßte, daß sie nicht mehr von seiner Seite ging und ihn in seinen Arbeiten störte, ihn verhinderte, dieselben vorzunehmen; dies war dem Kapitain unangenehm und er befahl, daß sie das Schiff verlassen solle. Da war sie auf einmal verschwunden und weil der Matrose nun nicht mehr gehindert war, drückte Waterhocker ein Auge zu. Als wir nun aber einige Tage darauf die Anker lichteten und das Mädchen jetzt wirklich das Schiff verlassen mußte, zeigte sie eine ergreifende Verzweiflung, welche zwar nicht laut, nicht stürmisch, doch vielleicht um so schrecklicher war.

Sie gehörte der Kriegerkaste an, diese arbeitet nicht und man erkennt sie daher an den langen Nägeln ihrer Finger. Diese wurden dem armen Mädchen zur schrecklichen Waffe für die Selbstpeinigung. Sie kratzte sich nicht, sondern sie drückte sich die Nägel mit solcher Kraft in das weiche Fleisch der schön geformten Arme, der runden, vollen Brust, der Schenkel, sie drückte sich dieselben in die Wangen, so daß jedesmal das Blut hervorrieselte und immer wieder umarmte sie den hübschen Burschen und dann griff sie sich wieder in die Schultern oder in die Brust und von neuem rieselte das Blut an dem tadellos schönen Körper herab; es war wirklich ein trauriger Anblick und man sah zugleich, wie empfänglich diese Menschen für liebevolle Behandlung sind. Die anderen Mädchen waren sehr gefaßt, denn ihre zeitweiligen Männer waren rohe Burschen, wie Matrosen es gewöhnlich sind und ihre Zärtlichkeiten waren mit Püffen und Stößen und sonstigen Aeußerungen der Brutalität vermischt. Der Geliebte des Mädchens, von dem hier die Rede ist, gehörte aber nicht zu dieser Klasse, er war der Sohn eines Kaufmanns, welcher zwar als Matrose diente, aber nur um den Seedienst von der Pike auf praktisch zu lernen. Von den Händen dieses jungen Menschen hatte das junge Mädchen nur Liebkosungen, nie die geringste Mißhandlung erfahren, daher ihre Anhänglichkeit an ihn und daher ihr tiefer Schmerz bei der nothwendigen Trennung.

Alle diese Charakterzüge wurden mir nach und nach offenbar und sie sprachen in meinem Herzen sehr zum Vortheil dieser Leute. Rührend ist auch die große Zärtlichkeit gegen das schwache Alter. Jene barbarische Sitte, sich der alten Männer zu entledigen, weil sie sich selbst nicht mehr ernähren können, wie man sie unter den Jägervölkern in Nordamerika findet, kennt man hier nicht. Dies kommt wohl auch zum Theil davon her, daß die Neuseeländer Ackerbau treiben, also förmlich ansässig sind, daß es ihnen mithin nicht an

Nahrung fehlt und die Greise von ihren Angehörigen ernährt werden können, ohne daß es ihnen besondere Opfer verursacht. Das wäre der Punkt des Todtschlagens oder vielmehr des Nichttodtschlagens, der wäre erklärt. Anders aber ist es mit den Ehrenbezeigungen, welche man dem Alter gewährt. Bei allen Festlichkeiten, bei allen Versammlungen, bei Berathungen oder bei den allergewöhnlichsten häuslichen Vorkommnissen haben die alten Leute den Ehrenplatz, das geht so weit, daß bei den gewöhnlichen häuslichen Mahlzeiten solche Auszeichnungen nicht vernachlässigt werden. Wenn Krieger zu alt werden, um an den Kämpfen Theil zu nehmen, so wird ihr Rath gehört, ihre Meinung eingeholt und ohne Schwierigkeit unterwirft der Häuptling sich der Ansicht des erfahrenen Alters, auch wenn sie nicht mit der seinigen übereinstimmt.

Was aber jedenfalls noch wunderbarer und auffallender genannt werden muß, ist, daß die Krieger eine ganz gleiche Rücksicht haben für die Greise unter ihren Sclaven. Wenn diese durch Alter gehindert werden, ihren Diensten wie früher nachzukommen, wenn die Herren durchaus nichts mehr von ihren Dienern haben, so lassen sie dieselben verpflegen und in Ruhe ihrer alten Tage genießen, behandeln sie mit Rücksichten auf ihre Schwäche, wie man Untergebene in der Regel bei uns nicht behandeln sieht, abgesehen von dem traurigen Miethsverhältniß, vermöge dessen man sich der alten, nicht mehr vollkommen kräftigen Diener scheinbar ohne alle Grausamkeit entledigt. Aber ach! wie entsetzlich ist das Loos der alten Leute unter den Bauern. Gewöhnlich übergeben diese bei herannahendem Alter das Gehöft und Grundstück den Kindern und behalten sich den sogenannten Altentheil vor. O Himmel! wie werden diese armen Leute dann gemißhandelt, wie verfolgt sie der täglich laut ausgesprochene Wunsch, daß sie doch endlich in die Grube fahren möchten, damit der wackere Sohn seines Eigenthums einmal froh werde — doch wozu von etwas reden, was Jedermann bekannt ist, ich will nur sagen, daß auch hierin die Neuseeländer weit vor uns voraus sind, daß sie die viel Besseren sind.

---

## Hundertvierundfunfzigstes Kapitel.

Die neuseeländische und die europäische Gastfreundschaft. Wunderbare Gestaltung der nördlichen Insel. Parangui's Wohnsitz. Wie Neuseeland eine engländische Provinz wurde. Wie man es macht, daß Jemanden die Augen zugleich auf und über gehen. Worin die Rechte britischer Unterthanen bestehen.

Die Gastfreundschaft im ausgedehntesten Sinne scheint den Neuseeländern so angeboren, wie überhaupt den Naturvölkern in den glücklichen Gegenden, in

denen die Natur ohne Zwang und ohne Arbeit mehr giebt als der Mensch bedarf. Das was wir mit dem Worte Geiz bezeichnen, kennt der Wilde überhaupt nicht; er häuft nicht Schätze auf für die Zukunft, selbst daß er sich den Besitz eines Grundstücks sichere kommt nur in den Gegenden vor, in denen die Missionaire ihre Stationen aufgeschlagen haben, sonst ist der Boden immer Gemeingut und nur die Hütte und der Begräbnißort ist Familiengut, darum können diese Leute die Sparsamkeit der Missionaire mit Lebensbedürfnissen auch nicht begreifen. Geizig, wie ein Engländer, ist eine sprichwörtliche Redensart; aber sie sprechen mit Empörung davon, daß die Missionaire nichts umsonst thun, daß sie für Alles bezahlt sein wollen und daß sie nicht einen Bissen Brod hergeben, ohne die Hand zum Empfange der Bezahlung zu öffnen. Und so wie man den engländischen Geiz kennt, so auch die engländische Gastfreundschaft. Wenn ein Eingeborener durch die Straßen einer der großen Colonien geht und er sieht einen Bettler vor einem Bäcker- oder Fleischerladen stehen und vergeblich um etwas bitten, womit er seinen Hunger stille, so ist er entsetzt, er kann es nicht begreifen, er nennt es engländische Gastfreundschaft, eine Abscheulichkeit ohne Gleichen, ein Räthsel ohne Lösung. Wenn der Eingeborene einem Fremden Nahrungsmittel anbietet und dieser sich besinnt, ob er sie annehmen soll, so sagt der Eingeborene gewiß: „Nimm nur mein Freund, wir sind nicht in Aukland, es ist nicht nöthig, Geld zu geben, um etwas Speise zu haben."

Dies sind traurige Beispiele, welche den armen Insulanern gegeben werden, sie haben durch die Civilisation das Mißtrauen, die Unredlichkeit, den Betrug, den Wortbruch, die Heuchelei kennen gelernt, von ihren eigenen Fehlern der Rachsucht, der Grausamkeit, dem Blutdurst sind sie nicht geheilt und Tugenden wie sie Christus gelehrt hat, sind ihnen nicht zur Ausgleichung der oben gedachten Untugenden gegeben, denn die Missionaire der engländischen Gesellschaften kennen diese Tugenden selbst nicht und lehren auch nicht was Christus gelehrt hat, sondern nur was die engländische Kirche lehrt, also strenge Sonntagsfeier und was damit zusammenhängt.

Der Tag war mir ein sehr lehrreicher gewesen und ich dankte dem neu gewonnenen Freunde für seine Mittheilungen sowohl als für Alles, was ich hier gesehen und erfahren hatte und dann empfahlen wir uns, nachdem wir den Handel über das Schießpulver beendet hatten.

Der „van der Kapellen" setzte seinen Weg weiter fort und kam an der Halbinsel Terra-Coco, dann an mehreren schönen Bayen, endlich auch an dem jetzt so berühmten Goldlande Takomaru vorbei, worauf wir das Cap Waï-apu umschifften und uns dann ganz westwärts nach jenem eigenthümlich zerrissenen Theile der Insel wandten, welcher bei der Mercuri-Bay beginnt und bis nach dem Nord-Cap reicht. Dort befindet sich auch eine Landenge unter dem Parallelkreise des 37. Grades gelegen. Von der Ostseite, auf der wir uns befanden,

dringt das Meer durch den inselreichen Golf von Hauraki, der sich vielfach verzweigt, mehrere Grad in das Land hinein, bis zu der Mündung des Waïmate-Flusses. In dieser Gegend verengert sich die Insel bis auf eine Breite von vielleicht nur drei Meilen, aber diese sind dergestalt von der Westseite her durch große und kleine Buchten eingeschnitten, daß das Land sich bis auf eine halbe



Grabstätte eines Rungatida (Häuptling). (S. 674.)

Meile und endlich durch das abermalige Einschneiden von ein Paar Meeresbuchten bis auf etwa ein Fünftel einer deutschen Meile zusammenzieht. Zwei solcher Stellen, welche die Eingeborenen schon seit Jahrhunderten benutzen, um ihre Boote von dem östlichen Meere in das westliche über Land zu tragen, sind

die Whau-portage und die Tamaki-portage. Dieser letzte Name ist natürlich von den Engländern gegeben, denn die Eingeborenen kennen das französische in die englische Sprache übergegangene Wort portage nicht, aber auf den Karten findet man dieselben so bezeichnet. Die eine ist an ihrer höchsten Stelle 111 Fuß hoch und noch nicht eine Viertelmeile breit. Die Tamaki-portage, welche südlich vom Richmond-Berge liegt, hat noch nicht 4000 Fuß Länge, also noch nicht den sechsten Theil einer Meile und hat nur 56 Fuß Höhe; der zunächst gelegene Ort heißt Otahuhu.

Dies ist ein höchst merkwürdiger Platz, es ist ein sehr kleiner, sehr kurzer Spaziergang, vermöge dessen man trockenen Fußes vom Ostmeere nach dem Westmeere gehen kann und es ist geradezu erstaunenswürdig, daß das gewaltig stürmische Westmeer, welches immerfort an die Insel prallt, diesen schwachen Damm noch nicht durchbrochen hat.

Bevor ich hieher gelangte, legte das Schiff in der Bay von Tauranga an, was mir höchst willkommen war, da ich hierdurch in Stand gesetzt wurde, den Häuptling, mit welchem ich ein Stückchen Krieg gegen den Pa gemacht hatte, aufzusuchen. Parangui hatte hier seinen Wohnsitz und er hatte mir versprochen eine Schrift zu geben, welche der junge Mann hinterlassen, der bei ihm gelandet war. Dies war jetzt möglich, denn der Supercargo, welcher auch schon von dem Golddistricte gehört, der sich hier aufgethan, beabsichtigte davon seinen Gewinn zu ziehen und er träumte von nichts als vom Beladen des Schiffes mit reinem Goldstaub, bis es nur noch einen Finger breit Bord über Wasser habe, am liebsten hätte er dann noch alle Matrosen sammt den ihnen bestimmten Lebensmitteln über Bord werfen lassen, um auch noch das Gewicht derselben in Gold mitnehmen zu können; aber er hatte sich geirrt. Auf den südlichen Punkten von Ika-na-mawi, am Cap Topolo-polo oder an dem Cap Campbel auf Tawaï-punamu konnte man noch mit blanken Knöpfen, Schießgewehren, Pulver und Blei bezahlen. Nicht so hier, wo bereits Alles nach spanischen Dollars in Guineen oder Pfundnoten übertragen, rechnete, oder nach Schillingen und Kronen. Die Eingeborenen waren durch die Herren Missionaire schon so weit civilisirt als erforderlich, um dergleichen Unterschiede machen zu können und so schnitt Herr Meyer bald genug seinen Besuch ab; was sollte er in einem Lande, wo man ihm nicht mehr sein Schiff verproviantirte für blaue Glaskorallen, wo man ihm nicht mehr ein Loth Gold für ein Pfund Pulver geben wollte. Bei alledem hatte ich mehrere Tage Zeit, um mit Parangui zu plaudern, um mir von ihm, welcher die Missionaire sehr gut kannte, das Erforderliche erzählen zu lassen. Er war nicht eben gut auf sie zu sprechen. Was ich von ihm erfuhr, war ungefähr Folgendes:

Als in den dreißiger Jahren die französischen Schiffe unter d'Urville zum zweiten Mal Neuseeland befuhren, hatten die Engländer eine große Besorgniß, daß sich französische Colonisten dort niederlassen würden. Engländer betrachten

einen Jeden, der nicht zu ihrer Nation gehört, mit neidischen, mißtrauischen Augen, wie viel mehr denjenigen, von dem sie glauben, er würde Besitz ergreifen von einem Lande, das sie bereits als das ihrige betrachten, von einer Provinz des gewaltigen, über die ganze Erde ausgedehnten Reiches, in welchem die Sonne nicht untergeht, wie die Beherrscher von England mit mehr Grund sagen können als es einstmals Karl V., der Beherrscher von Spanien sagte.

Noch konnte aber wirklich geschehen, was die Missionaire befürchteten, dem mußte vorgebaut werden; deshalb legten sie einer ziemlichen Anzahl von Häuptlingen eine Petition an die Königin Victoria vor, worin jene dieselbe baten, sie, die Häuptlinge und die ganze Insel unter ihren Schutz zu nehmen und sie für britische Eingeborene zu erklären. Es geschah dies im Jahre 1840, als Kapitain Hobson mit dem Titel eines Gouverneurs nach Neuseeland kam. Bis zu jenem Zeitpunkt war ein freier Verkehr zwischen den Neuseeländern und den eingewanderten britischen Colonisten vorhanden gewesen. In einem Zeitraum von 35 Jahren war die Colonisation so weit vorgeschritten, daß an vielen Stellen Städte entstanden waren, zu denen die Colonisten den Boden durch Kauf erworben hatten, indem sie die Häuptlinge als Besitzer des ganzen Landes betrachteten, eine Auffassung, gegen welche Niemand etwas hatte und durch welche auch Niemand betrogen wurde, denn die Häuptlinge waren wirklich die Besitzer des Bodens und sie verkauften nicht, wie man es in Amerika täglich sehen kann, etwas ihnen gar nicht Gehöriges, sondern das Gekaufte wurde auch wirklich übergeben und beide Partheien waren ganz zufrieden und als nun ein Gouverneur auftrat und noch viel mehr Engländer ihm folgen sollten, hoffte ein Jeder seinen guten Vermögenszustand noch mehr zu verbessern.

Dem Gouverneur lag daran, nicht die Neuseeländer — was frug er nach diesen farbigen Geschöpfen, welche Menschen zu nennen man sich beinahe weigerte — sondern die beiden großen Inseln der Krone zu gewinnen, daher zuerst die Bitte an die Königin, sie für britische Unterthanen zu erklären, dann aber die Klausel, der britischen Regierung das Vorkaufsrecht bei allen Ländereien einzuräumen. Einige Häuptlinge wurden durch Geschenke bewogen, diese Urkunde, mit welcher eine Cession ihrer Rechte an die britische Krone verbunden war, zu unterzeichnen; eine große Zahl anderer Häuptlinge folgte diesem Beispiele, keiner von ihnen wußte was er gethan, keinem war gesagt worden, was die Folgen dieser Bitte seien. Sie hatten zwar eine Ahnung von dem was ihrer warte, aber kein Bewußtsein desselben, am allerwenigsten aber glaubten sie sich betrogen. Sie glaubten durch die Acte den Schutz der britischen Regierung erlangt zu haben, britischen Unterthanen gleich zu sein und nur die Verpflichtung zu haben, ihre Ländereien Niemanden sonst als der britischen Krone zu verkaufen, welche dann weiter darüber verfügen könne.

Als die unterthänigste Bitte gnädigst acceptirt war, gingen ihnen erst die Augen auf und manchen mögen sie zugleich übergegangen sein. Als britische

Unterthanen hatten sie zwar den Schutz der britischen Macht für sich, allein diesen Schutz hatten sie selbst zum mindesten ebenso wirksam ausgeübt, es hatte Niemand versucht, sie von ihrer heimathlichen Insel zu verjagen und die kleinen Einfälle, welche gemacht worden waren, hatten sie auf das Entschiedenste zurückzuweisen gewußt, aber was mußten sie für diesen vermeintlichen Schutz leisten. Die Neuseeländer waren nunmehr eingeborene Briten ohne Land, denn das Land konnte ihnen die Krone zu jeder Zeit um jeden beliebigen Preis abnehmen, ein Preis war gar nicht festgestellt, auch war die Sache durchaus nicht so angethan, daß der Häuptling sich seines Landes entschlagen konnte, wenn er wollte, sondern nur so, daß die Regierung ihm sein Land abnehmen konnte, wenn sie wollte; wo das Land ihr also bequem und vortheilhaft gelegen war, gab sie einen von ihr bestimmten Preis, wo dieses aber nicht der Fall war, konnte der Besitzer sein Land auch wieder um keinen Preis verkaufen.

Eine noch schlimmere Zugabe zu den erworbenen Rechten britischer Unterthanen waren die entsetzlichen Lasten, welche der Brite zu erarbeiten die Ehre hatte und welche so groß sind und so drückend und so in Handel und Industrie verletzend und schneidend eingreifen, daß keine andere Nation dieselbe ertragen würde als die große, erhabene, sich selbst regierende engländische Nation (bekanntlich beträgt allein das Armengeld, welches England zu zahlen hat, mehr als die sämmtlichen Abgaben aller deutschen Staaten von der Ostsee bis zum adriatischen Meere und vom Rhein bis zum Niemen).

Als die Folgen dieser ihnen untergeschobenen Bitte ihnen begreiflich wurden, entstand natürlich eine große Aufregung unter den Häuptlingen. Sie begannen einzusehen, daß sie schmachvoll betrogen worden waren. Wie gerne hätten sie den Schritt rückgängig gemacht, welcher sie in diese Lage gebracht, das war freilich nicht möglich, so blieb nichts übrig als die Regierung zu hassen, zu verabscheuen und sich in sein Schicksal zu fügen. Das Erstere thaten sie redlich, das Zweite wurde ihnen sehr schwer und um so schwerer, als durch die Regierung selbst aller bisheriger freier Verkehr gehemmt wurde. Den Häuptlingen, welche in der Nähe der gutgelegenen Häfen ihre Pa's und Ländereien hatten, kaufte die Regierung sie zu wahren Spottpreisen ab, denjenigen, welche im Innern des Landes wohnten, kaufte sie nichts ab, verbot ihnen aber den Verkauf, weil sie, die Regierung, die allein berechtigte, die Besitzerin alles Landes war.

Eine Anzahl reicher Männer hatte sich um zehn bis zwölf Jahre früher nach Neuseeland begeben und von den Häuptlingen, welche nördlich und südlich der Cook-Straße wohnten, Ländereien im großen Maßstabe gekauft. Diese neuseeländische Gesellschaft hatte ziemlich gute Preise gemacht und Käufer und Verkäufer waren sehr mit einander zufrieden gewesen, jetzt kam der Gouverneur im Namen der Regierung auftretend, verbot der neuseeländischen Gesellschaft

ferner etwas von den Häuptlingen zu kaufen, aber er verbot auch das Verkaufen der bereits in Besitz genommenen Ländereien. Die britischen Minister schienen von dieser Gesellschaft eine Beeinträchtigung ihrer Autorität in der Colonie zu befürchten, sie bestritten der Compagnie daher ganz und gar das Eigenthumsrecht an den gekauften Ländereien und so wurde die Gesellschaft ruinirt und die neuseeländischen Häuptlinge, weil ihre vortheilhaften Veräußerungen in's Stocken gerathen waren, wurden zu erbitterten Feinden der Regierung.

Der Gouverneur Hobson verfuhr in all' diesem so eigenmächtig, brachte solche Aufregung in das Volk und solche Verwirrung in die Finanzangelegenheiten der Colonie, daß er sich selbst nicht mehr zu helfen wußte und man sich genöthigt sah, ihn von seinem Posten abzuberufen. Ihm wurde in dem Gouverneur Fitzroy ein Nachfolger gegeben, welcher klüger und menschlicher war und die unerhörten Bedrückungen so weit aufhob, als es unter den schrecklichen Gesetzen Englands, über welche Niemand sich selbst Rechenschaft zu geben vermag, möglich war.

## Hundertfünfundfunfzigstes Kapitel.

Schamloser Betrug gegen die Häuptlinge und die Neuseeländer überhaupt. Empörung, welche in einen für die Engländer sehr kostbaren Krieg ausartet. Fünf Jahre eines erfolglosen Kampfes und darauf folgender Friedensschluß. Vegetation und Clima der Insel.

Das Nächste was der Gouverneur that, war eine Aufhebung des grausamen Bedrückungssystems, unter welchem die Eigenthümer bisher gelitten; er gestattete ihnen eine freie Verfügung über ihre Ländereien, ließ sie verkaufen, was und wie sie wollten und beschränkte das Vorkaufsrecht der Regierung auf eine Abgabe von 10 Schilling pro Morgen. Dies war allerdings eine bedeutende Summe, denn sie betrug die Hälfte dessen, was der Besitzer für den Morgen bekam, allein es waren dennoch die Eigenthümer ganz zufrieden. In der Umgegend von Aukland konnten sie manches Tausend Morgen verkaufen und da sie sonst keine Abgaben zu entrichten hatten, standen sie sich in ihrer Art sehr gut dabei und daß es ihnen nicht an Talent gebrach, bewiesen die Eingeborenen durch die Bedingungen, unter denen sie den Verkauf eingingen. Die Häuptlinge ließen ihre Ländereien vermessen, ließen dieselben regelmäßig in Stücke von einem Morgen vertheilen und sie verkauften vor allen Dingen diese Stücke einzeln, aber Niemand durfte sich beliebige Plätze aussuchen, sondern er mußte nach der Reihe kaufen wie die Stücke aneinander stießen, er verkaufte

nicht Nr. 15, ehe Nr. 14 verkauft war, nicht Nr. 100, bevor 99 seinen Besitzer hatte und im Falle, daß man ein bestimmtes Loos haben wollte, blieb nichts übrig als zu warten, bis die vorherigen verkauft waren oder selbst alle vorherigen zu kaufen.

Auf diese Weise bekamen die Landeigenthümer das Heft wieder in ihre Hand und als nun vollends der Gouverneur die Abgabe auf einen Schilling pro Morgen herabsetzte und sowohl Ankland als auch andere Hafen für Freihäfen erklärte und die Zölle abschaffte, hoben sich die Colonien sichtlich.

Inzwischen hatte sich unter den Eingeborenen die sehr vernünftige Ansicht verbreitet, man habe sie bei der Bittschrift an die Königin auf eine empörende Weise hintergangen, man habe ihnen durchaus nicht auseinander gesetzt, welche Folgen eine solche Unterthänigkeit mit sich bringe, nicht auseinander gesetzt, wie sie, die freien Männer, dadurch zu Untergebenen, zu Dienern würden und wie die Regierung sich auf Grund dieser Bittschrift Rechte anmaßen könne, welche ihr ganz fern stünden. Die Häuptlinge beriethen sich und verlangten eine Aenderung oder vielmehr eine gänzliche Abschaffung dieser angemaßten Rechte. Sie hatten gegen die Einwanderung fremder Leute nichts einzuwenden, sie waren im Gegentheil sehr zufrieden, wenn Leute erschienen, um ihnen Land abzukaufen und ihren wachsenden Bedürfnissen zu Hilfe zu kommen, aber sie verlangten auch, daß die Regierung keinen Unterschied mache zwischen Eingeborenen und Europäern und hier stießen sie sofort auf einen nicht zu beseitigenden Widerspruch. Wann hätte je ein Engländer eingestehen können, daß ein farbiger Mensch ein gleich geschaffenes Wesen sei und neben gleichen Verpflichtungen auch gleiche Rechte mit ihm habe. Ja, wenn sie hätten viel höhere Verpflichtungen übernehmen und gar keine Rechte beanspruchen wollen, so wäre schon eher ein Wort darüber zu sprechen gewesen, so aber konnte man vernünftigerweise doch nichts anderes thun als es beim Alten lassen.

Dies war nun wiederum eine Auskunft, mit der die Eingeborenen nicht zufrieden waren und so entstanden denn nach und nach sehr unangenehme Conflicte, welche schließlich so weit führten, daß die neuseeländischen Häuptlinge mehrere Male die engländische vor dem Gouvernementspalast aufgehißte Flagge herunterrissen und sich für unabhängig erklärten. Ein Jeder wird einsehen, daß dieses Niederträchtigkeiten waren, welche man den staubgeborenen Neuseeländern gegenüber dem Himmel entsprossenen Engländern, nicht nachsehen durfte und es kam in Folge dieser Einsicht zu einem erbitterten Kampfe, in welchem die Neuseeländer die engländischen Truppen, die zu ihrer Unterdrückung ausgesandt waren, nach hartnäckigem Kampfe mehrmals in die Flucht jagten und schließlich beinahe aufrieben, so daß von Fortsetzung eines Kampfes Seitens der Engländer keine Rede mehr sein konnte. Die Engländer vermochten nicht einmal ihre festen Stellungen zu halten, es wurde die Colonie Kororarika angegriffen und bis auf den Grund zerstört, wobei viele Menschen ermordet und

eine sehr große Anzahl junger Frauen und Mädchen in die Gebirge entführt wurden.

Der ganze Krieg war auf die Halbinsel beschränkt, welche sich von Ankland bis zum Nordcap erstreckt; hier befanden sich die allermehrsten Colonien und hier hätte man sich nach Ansicht der gewöhnlichen Karten von einem erfolgreichen Widerstande gar nichts träumen lassen. So war es aber keineswegs; die Halbinsel ist immer 45 Meilen lang und 10 bis 15 Meilen breit, hat also eine Ausdehnung, welche der des Königreichs Baiern ziemlich gleich kommt und da das Innere des Landes sehr gebirgig, eine zahlreiche Bewohnerschaft von äußerst tapferen Männern trägt und da keine Straßen dahin führen, vermöge deren europäische, gut geschulte Soldaten Compagnie- und Bataillonsweise marschiren konnten, so war wenig auszurichten. Die tapferen Schweizer und Tyroler haben zwar dem französischen Heere unter Napoleon weichen müssen, daß dieses aber kein Muß sei, haben die Bewohner des Kaukasus bewiesen, die dem russischen Coloß seit einem halben Jahrhundert Widerstand leisten und schließlich nicht durch die Waffen, sondern durch die Diplomaten besiegt worden sind und auch die Unterhandlungen dieser haben nicht das ganze Gebirge, sondern nur einzelne Striche umfaßt und durch den Samen der Zwietracht den Grund zur allmäligen Niederlage Aller gelegt.

In ähnlicher Weise sah man auch hier die Engländer ihre Kräfte zersplittern. Es wurden Verstärkungen von Neu-Süd-Wallis (Neu-Holland) herübergezogen; es wurden mehrere Kriegsschiffe in die verschiedenen Bayen beordert, aber die Engländer vermochten ihre Bomben nicht bis in die Pa's der Eingeborenen zu schleudern, wohl aber vermochten diese die engländischen Schiffe zu erklettern als ob sie Panther wären und zu zerreißenden Tigern wurden sie, wenn sie einmal mit bewaffneter Hand ein Verdeck erstiegen hatten.

In dieser Weise blieben die Eingeborenen stets im Vortheile und nach etwa fünf Jahren eines völlig fruchtlosen Kampfes, der den Engländern Millionen von Pfunden gekostet hat, fand der Gouverneur eine friedliche Ausgleichung am angemessensten und da die Häuptlinge nichts anderes wollten, als im Besitz ihrer natürlichen Rechte bleiben, so war von ihrer Seite das Verständniß sehr leicht. Die Häuptlinge waren mit dem Errungenen zufrieden, sie machten durchaus keine übertriebenen Forderungen, sie verkauften ihr Land für baar Geld und kauften den Engländern ihre Handelsartikel für baar Geld ab und es entwickelte sich eine solche Cultur, daß sehr bald zwischen den Eingeborenen und Europäern kaum noch ein Unterschied stattfand; in der Nähe der Colonien kleideten sie sich europäisch, zwar nicht in der Weise, wie die Soldaten, denen die enge Uniform, die fest ansitzende Binde von steifem Sohlenleder und der Czako oder die Bärenmütze zur ununterbrochenen Tortur werden, auch nicht in den albernen Frack und den hohen Cylinder von Filz, wohl aber in weite, leichte Kleider von weißem oder hellfarbigem Baumwollenzeug, welches sie gegen

die Insektenstiche besser schützte als das Cocosöl, womit sie sich zu salben pflegten.

Auch das Tättowiren hörte nach und nach auf. Wohl sieht man noch die sämmtlichen alten Krieger, auch die Männer von 40 Jahren noch tättowirt und wenn sie besonders tapfere Krieger sind, bedeckt von oben bis unten, aber die Leute, deren Jugend zwischen das Jahr 40 und 50 fiel, sind schon nicht mehr tättowirt. Allerdings muß man nicht nach dem Innersten des Landes gehen, denn dort hat sich wenig oder gar nichts verändert.

So weit ich das schöne Land gesehen, bringt sein Boden beinahe alle Culturpflanzen hervor, welche man demselben irgend anvertrauen mag, denn der Sommer hat keine übermäßige Hitze, ebenso wenig der Winter gefährlich niedere Temperatur. Der südlichste Punkt der nördlichen Insel liegt ungefähr wie Neapel, der nördlichste dem Aequator am nächsten liegende hat eine Breite von $34\frac{1}{2}^{\circ}$. Dieses Letztere würde ein beinahe tropisches Clima bedingen, wenn das Land nicht durchaus vom Meere umgeben wäre, wodurch die Sommer- und Wintertemperatur so sehr ausgeglichen wird, daß die grellen Unterschiede, welche man im Innern großer Continente wahrnimmt (Astrachan hat eine Hitze von 40° C. während der heißesten Monate und im Winter sinkt die Temperatur alljährlich 25° unter den Gefrierpunkt), sich ausgleicht, da die Winde von der großen Meeresfläche während der Sommermonate die Temperatur erniedrigen, während der Wintermonate dagegen sie erhöhen. Ganz im Süden sinkt die Temperatur des Nachts allerdings bisweilen zum Gefrierpunkt des Wassers herab und die stehenden Gewässer des Innern, besonders wenn sie einige tausend Fuß über dem Meere liegen, bedecken sich mit einer schwachen Eislage, aber während des Tages steigt die Sonnenwärme immer wieder so hoch, daß man im Schatten 17 bis 18° Wärme hat und folglich von Heizung durchaus keine Rede ist, man müßte denn eine gewaltig frostige Natur haben.

Das umgekehrte Verhältniß macht sich auf der Nordspitze der Insel geltend, dort nämlich würde die Temperatur eine solche sein, wie Algier und die Sahara dieselbe hat; aber vom Meere ziehen kühle Winde, ziehen Regenwolken herüber und während in anderen Ländern die tropische Hitze alle Vegetation vernichtet, sieht man in dem subtropischen Neuseeland die Felder grün, die Wurzelgewächse in der üppigsten Entfaltung, die Bäume hoch und prächtig entwickelt, so daß man wohl sagen darf, es sei ein gesegnetes Land, das sich der engländischen Colonisation erschlossen hat; keine Dürre vernichtet die Feld- und Gartengewächse und betrügt den Colonisten um die Früchte seiner Arbeit, kein Winter läßt sein Getreide ausfrieren, keine Wolkenbrüche schwemmen die fruchtbare Erde von der Unterlage weg, keine pestartige Krankheit, keine Epidemie belästigt die Einwohner und die geringste Anstrengung, welche der Ackersmann macht, liefert ihm so reichlichen Ertrag, daß er niemals nöthig hat auf Zufuhr von Außen zu warten, wie dies wohl mit anderen Colonien der Fall ist, ja bis zu einem

solchen Grade, daß sie dem Mangel erlegen sind, weil eben der Bodenertrag nicht für das Bedürfniß ausreichte.

Ein unschätzbarer Artikel für die Ausfuhr ist vorzugsweise der nach der Insel benannte Hanf (Phormium tenax), eine dem Calmus ähnliche Pflanze, nur



Neuseeländischer Hanf. (Phormium tenax.) (S. 689.)

von anderen Dimensionen. Die schilfartigen Blätter werden bis auf 18 Fuß lang und werden nur selten kürzer als 15 Fuß geschnitten. Dieselben enthalten Fasern von einer Festigkeit, welche die des Hanfes bei weitem übertrifft, der sechste Theil eines nach der Länge gespaltenen Blattes kann von keinem

Menschen, wie stark er auch sei, zerrißen werden. Zu Segeltuch und zu Ankertauen ein unübertreffliches Material, um so mehr als es der Verwesung nicht ausgesetzt ist.

Alles dieses hat leider nicht genügt, die ganz überspannten Erwartungen der Colonisten zu befriedigen; das Land war ihnen zu gebirgig und es hatte nicht breite, flache Thäler, sondern Schluchten, das eines Anbaues fähige Land war ihnen nicht ausgedehnt, nicht zusammenhängend genug, was wollten sie mit einem Küstenstrich von 400 Meilen Länge und nur ein bis zwei Meilen Breite. Was wollten sie mit einem ähnlichen Strich von doppelter oder noch größerer Breite, der sich hinter diesem niedrigen Lande zu einem Plateau erhob, was noch mit einer dritten Stufe von ähnlicher Ausdehnung — das Alles war ja nur zerstreut, abgetrennt, das Alles erregte viel Verdruß, wie nun erst die Bemerkung, daß es nicht ausgedehnte Viehweiden gab, daß die Flächen, die man dazu hätte benutzen können, statt mit guten Gräsern, mit Farrenkraut überdeckt waren, daß dichtes Gestrüpp die schönen Ländereien bestand, was denn natürlich Alles zusammengenommen dem Ackerbau im Großen wichtige Hindernisse in den Weg legte.

## Hundertsechsundfunfzigstes Kapitel.

**Eine gefräßige Sorte von Landhaifischen und was selbst die engländische Regierung durch sie verloren hat. Glückliche Speculationen dieser Trockenlandfische. Wundersame Berechnung der Farmer und eine kurze Kritik derselben.**

Bei sehr sanguinischen Menschen und bei solchen ohne bedeutenden innern Fond ist es gewöhnlich, daß sie von einem Aeußersten zum anderen überspringen; so geschah es auch hier bei den Colonisten, welche nach so entsetzlichen Täuschungen Alles im schwärzesten Lichte sahen. Sie fanden, daß dieses Land gar nichts werth sei, daß man sie vollkommen getäuscht habe, daß sie ihr Geld und ihre Mühe verloren hätten und daß ihre ganzen Hoffnungen vernichtet seien. Niemand machte ein Hehl daraus, daß er gehofft, in den Eingeborenen geduldige Negersclaven zu finden, durch deren Arbeit er binnen wenigen Jahren in Stand gesetzt sein würde, in sein Vaterland zurückzukehren, mit Geldsummen, welche mehr als das Hundertfache von dem betrugen, was sie ursprünglich angewendet. Ein großer Widerwille gegen die neue Heimath sprach sich aus, man bedauerte, nicht Canada zum Ziele gewählt zu haben, wo man doch wenigstens Weideland habe und wo der Boden nicht so theuer sei als hier, ja selbst Vandiemensland oder Süd-Australien waren noch dem verfluchten Neuseeland vorzuziehen.

Die Landschwindler oder Landhaifische bemächtigten sich nun des Landes, sie speculirten darauf, es in großen Massen zu kaufen und dann in kleinere Stücke zu zerlegen und so dann wieder zu verkaufen.

Diese Menschen waren fast durchweg Betrüger, sie hatten wenig Geld und vielleicht gar keines und das was sie vorwiesen, war ihnen geliehen worden. Solche Leute konnten natürlich mit den Eingeborenen nicht handeln; da trat die engländische Regierung sehr glücklich als Vermittlerin dieser Schwindler auf. Der Häuptling, welcher sein Land verkaufen wollte, forderte einen gewissen Preis und dieser mußte erlegt werden, bevor der Käufer ein Recht daran hatte. Die Regierung war hierin billiger, sie sagte, was liegt mir daran, ob ich das Geld gleich habe oder ob ich es später bekomme. Credit erleichtert den Verkehr, der Käufer braucht mir (d. h. der Regierung) nur 10% des Kaufschillings zu zahlen, damit ich selbst sicher bin, keine Verluste zu erleiden, das Uebrige kann er mir in zweien oder dreien Jahren abtragen. Leben und leben lassen ist ein ganz vortreffliches Princip, besonders für Kaufleute und wie könnte man die Engländer besser bezeichnen, genauer characterisiren, als wenn man sie Kaufleute nennt.

Diese Landhaifische, auf solche vortreffliche Weise beschützt, waren natürlich überall zu haben und deshalb immer die Ersten am Platze. War auch die eigentliche Heimath dieser Schwindler und Gauner Australien, so fehlte es doch an solchen, die bei der nächsten Gelegenheit sich nach einem anderen Orte übersiedelten, keineswegs und mit systematischer Schlauheit und Umsicht wußten sie auch in Neuseeland sich niederzulassen und unzählige Betrügereien zu verüben, vollständig unter dem Schutz der musterhaften engländischen Gesetze, der unvergleichlichen Regierung, der Most honorable Lords, aus denen sie bestand und welche sie geradezu in Schutz nahmen, weil sie drei tausend Meilen weit von den Hallunken entfernt, keine Ahnung davon hatten in welcher Weise sie verfuhren.

Die Manier, solcher Ausbietungen von Land in England allein üblich, gab den Schurken die beste Gelegenheit, ihr Gewerbe im ausgedehntesten Maße zu betreiben. Es sollten die Anzeigen von dem Verkauf jederzeit so und so viele Monate vorher öffentlich bekannt gemacht werden. Dies wußten die Schwindler durch Bestechungen sehr glücklich zu hintertreiben. Die Anzeigen mußten allerdings gemacht werden, aber ob sie vor oder nach dem Termine bekannt gemacht wurden, das war ja gleichgültig, wenn nur der gedruckte Belag bei den Acten zu finden war; wer wird nach dem Datum sehen!

So kam es denn, daß diese Schwindler meistentheils die Einzigen waren bei dem Verkaufstermin und also bieten konnten, was sie wollten. Für den geringen Preis, den sie boten und für den zehnten Theil dieses Preises, den sie zahlten, wurde das Land ihnen zugeschlagen und mit diesem hatten sie nun freie Hand, sie hatten die Bedingungen erfüllt und konnten erst in ihren

Manipulationen gehemmt werden, wenn der nächste Zahlungstermin herankam. Unterdessen suchten sie durch alle erdenklichen Anpreisungen und durch lügnerisch verbreitete Nachrichten von den glänzenden Geschäften, welche die Colonie mache, Käufer anzulocken, was denn auch in der Regel geschah und sie im Besitz des Fünfzigfachen, des Hundertfachen von Dem setzte, wofür sie es erstanden hatten. Ging es nicht so schnell, ging der Verkauf langsam von Statten, so konnte die Regierung das Kaufgeld erlangen; falls nämlich dasselbe nicht gezahlt wurde, hielt man sich an das verkaufte Land, ging aber der Verkauf sehr schnell von Statten, so entwich der Verkäufer mit einem enormen Gewinn und betrogen waren nun diejenigen, welche das Land aus zweiter Hand genommen, denn die Regierung erklärte, sie sei nicht befriedigt und confiscirte Grund und Boden, oft genug sammt den darauf erbauten Häusern.

In welchem Grade das unzweckmäßige Verfahren der Regierung diesen zweifüßigen Raubthieren Vorschub geleistet hat, geht aus den Verlusten hervor, welche sie selbst erlitten. Nachdem das Land durch jene verrätherische und betrüglich abgefaßte Cessionsurkunde der engländischen Regierung übergeben worden war, sollte eine Hauptstadt der neuen Colonie angelegt werden. Mehrere Städte von nicht geringer Ausdehnung waren bereits vorhanden. Die berühmte Inselbay am nördlichen Ende von Ika-na-mavi war reich daran, aber die Schwindler hatten der Regierung weiß zu machen gewußt, daß alle diese Städte keine glückliche Lage hätten und sie verkauften nunmehr der Regierung zurück eine von ihr erstandene Landstrecke für den Preis von 1 Million Pfund Sterling, indessen sie selbst, die würdigen Leute, nur 15,000 Pfund dafür gegeben. Nachdem der Handel geschlossen und das Geld ausgezahlt war, mußte man noch 100,000 Pfund Sterling auf Vermessung, Eintheilung und Parcellirung verwenden und als dies geschehen war, ergab sich, daß der ganze Platz zur Anlage einer Stadt (deren Name Russel bereits in allen Zeitungen zu lesen war), an einigen Kleinigkeiten, wie z. B. an unergründlichem Sumpfboden und am Mangel reinen Trinkwassers leide.

So war eine Summe Geldes, mit der man eine Million Morgen guten und wohlgelegenen Landes hätte kaufen können, in den Schlund der unersättlichen Haifische gefallen, welche gleich hinterher derselben Regierung eine zweite Baustelle verkauften, die allerdings zweckmäßiger gelegen war und auf welcher jetzt die Hauptstadt der Colonie angelegt wurde (Aukland mit 25,000 Einwohnern).

Der ungeheure Gewinn, den die Speculanten gemacht, bewog Niemand zu einem Versuch, das Uebel abzustellen, sondern umgekehrt sich selbst in die tiefsten Speculationen zu stürzen. Die höchsten Colonialbeamten waren von dieser Sucht angesteckt, man hörte einige Zeit von nichts reden als von Parcellen, die man kaufen und verkaufen wolle und so kam es, daß bei der Parcellirung 116 Antheile von noch nicht einem Viertelmorgen zu dem ungeheuren Preise

von 21,500 Pfund Sterling, d. h. von 42,000 Thaler der einzelne Morgen verkauft wurde, ein Preis, den im belebtesten Theile der großen Stadt Berlin keine Baustelle hat, ein Preis, der denn auch dem engländischen Parlament als schlagender, als unwiderleglicher Beweis für das reißend schnelle Emporkommen der Colonie vorgelegt wurde, indessen sich weiter nichts ergab, als bis zu welchem Grade die Betrügerei durch die Landschwindler gehen könne. Sie nämlich hatten vermocht, einen ungeheuren Zudrang von Ansiedlern hieher zu veranlassen, welche aber alle zu spät kamen, um von der Regierung zu kaufen, die einen neuen Termin erst für ein späteres Jahr angesetzt hatte, um von dem bis dahin sicher eintretenden Steigen der Länderpreise auch ihren Gewinn zu haben, wodurch die neuen Ankömmlinge ganz und gar in die Hände jener Halsabschneider fielen, die denn auch nicht zögerten, davon einen solchen Gewinn zu ziehen, daß sie aus den angezahlten 21,000 Pfund Sterling im nächsten Monate mehr als 70,000 Pfund machten, indem sie ihr Land in ganz kleine Parcellen zerschlugen, gerade nur Raum genug enthaltend für ein Haus und einen kleinen Hof, wie ihn die ankommenden Colonisten durchaus haben mußten, um sich eine Hütte zu bauen, wenn sie nicht auf freiem Felde liegen bleiben wollten, ja es ging bald so weit, daß man für einen Acker Landes auf dem Terrain der Stadt, d. h. der dereinstigen, denn noch war kein Haus zu sehen, 20,000 Pfund Sterling gab, also nahezu 35 Mal so viel als sie selbst gegeben hatten.

Dergleichen unsinnige Speculationen konnten einzelne Leute reich machen, diejenigen aber, welche diese reich gemacht hatten, waren zu Grunde gerichtet, denn niemals konnte der verkaufte Platz einen Zins gewähren, der solchem Capital entsprochen hätte; aber sieht man von diesen wahnsinnigen Speculationen ab und schickt Ackerbauer dahin, welche den Boden direct von den Besitzern, nicht von Speculanten kaufen, so unterliegt es keiner Frage, daß dieses Land, in seinen climatischen Verhältnissen dem mittleren Europa ähnlich, dem Colonisten großen Segen bringen muß, vorausgesetzt, daß er ein Engländer ist, mit engländischen Gewohnheiten und Gesetzen vertraut und nichts absurdes und schreckliches mehr darin findend, weil er der Absurditäten gewohnt ist.

Ueber diesen Gegenstand liegen uns viele Briefe von Colonisten vor, welche bei ganz unsinnigen Ansätzen doch den Beweis führen, wie glücklich diese Männer situirt sind. Der Berichterstatter schreibt, daß er noch keineswegs so viel eingenommen habe, als er Auslagen habe machen müssen und er führt eine sehr specificirte Rechnung an; seine Gesammtkosten waren danach 153 Pfund Sterling, 18 Schilling und 10 Pence, indessen sein Gesammtertrag nur 152 Pfund 10 Schilling gewesen, er also einen Verlust von 1 Pfund 8 Schilling und 10 Pence erlitten habe.

Wenn man nun aber die Rechnung selbst ansieht und nicht die Summe, sondern die einzelnen Posten betrachtet, so muß man entweder glauben, der Mann sei ein Narr oder man habe in England Ernten und Erträge von Länder-

reien, welche über alle unsere Begriffe hinausgehen, so daß er sich nur deshalb unzufrieden zeigt, weil es am Ende in England viel besser gegangen wäre und diese letztere Annahme wird man wohl nicht gerechtfertigt finden, wenn man die Rechnung selbst näher ansieht.

Als erster Posten figurirt der Kaufpreis des erstandenen Landes mit 80 Pfund Sterling, als zweiter die Abgabe an die Regierung mit 14 Pfund 11 Schilling 8 Pence. Den dritten Posten bilden 8 Pfund für das Vermessen des Landes, den fünften 36 Pfund 25 Schilling und 2 Pence für die Graben, Zäune und Tagelöhnerhäuser, welche er angelegt hat. Der einzige, von jedem Landwirth anerkannte Ausgabepunkt ist der für den Weizen zur Aussaat, der vierte in der Rechnung, mit 13 Pfund Sterling 12 Schilling und der sechste Punkt für den Sämann 1 Pfund Sterling. Nun stellt sich das Resultat allerdings anders heraus, die baaren Auslagen sind 14 Pfund 12 Schilling. Der Acker, die Häuser und die Einfriedigungen kosten 140 Pfund Sterling, hievon kann er nur die Zinsen rechnen; er hat mithin 21 Pfund 12 Schilling Auslage und 152 Pfund 10 Schilling Einnahme. Das ist ein Resultat, wobei man bestehen kann und ich möchte bezweifeln, daß irgend ein Rittergutsbesitzer in dem überaus reichen Mecklenburg, Pommern oder Ostpreußen solch einen Ertrag von seinen Ländereien aufzuweisen habe.

---

## Hundertsiebenundfunfzigstes Kapitel.

Viehzucht auf Neuseeland und scheinbarer Mangel an Viehweiden. Ob die Kameele dort gedeihen — zweibeinige unzweifelhaft. Bienenzucht, durch welche man ermitteln könnte, ob diese Thiere nur einem wilden Triebe folgen, oder ob sie mit Verstand arbeiten.

Auch die Viehzucht liefert glänzende Resultate. Vielleicht wenn man so unsinnig rechnet, wie es in dem angeführten Beispiele geschehen, d. h. wenn man bekümmert ist, daß nicht schon im ersten Jahre das ganze Capital für den Kauf und die Erbauung der Häuser ꝛc. wiedergewonnen worden ist, hat man auch die Viehzucht nicht für vortheilhafter anzusehen als den Ackerbau und es scheint beinahe, als glaubten die Leute alle, so müßte es gehen, wenn es gut gehen solle, denn in mehreren anderen Briefen von Colonisten findet man Andeutungen, daß sie nach der ersten Ernte nur kaum auf ihr ausgelegtes Capital gekommen seien, ja man findet auch wohl große Freude darüber, daß man schon im ersten Jahr volle 35 Pfund Ueberschuß gewonnen. Geht man aber nicht von solchen chimärischen Hoffnungen aus, so wird die Viehzucht doch vielleicht

mehr abwerfen als der Getreidebau, der überhaupt nicht in ein tropisches Clima gehört, wie man auch an dem Ertrag sieht, welcher das siebente Korn nicht überschreitet, indessen derselbe bei uns, außer in Fehljahren, das zehnte Korn und mehr als dieses liefert, tropische Früchte aber, wie Reis und Mais, das 600fache geben müssen; indessen wo wäre jemals ein Engländer von dem abgegangen, dessen er gewohnt ist, er würde Weizen bauen ebenso gut auf dem Gipfel des Cotopaxi, wie im wüsten Sande der Sahara und würde sein Altengland loben als das einzige Land der Welt, weil überall sonst sein schöner Weizen vertrocknet und verbrennt, oder ersäuft und erfriert.

Die Colonisten behaupten, es gäbe keine Weiden auf Neuseeland, man könne kein Vieh halten — gewiß, solche Weiden wie die in dem regenreichen England vorkommen, giebt es dort nicht, aber vortreffliche Gräser und Laubpflanzen voller Saft und Nahrungsfülle giebt es in großer Menge und das Rindvieh gedeiht vortrefflich und vermehrt sich mit wunderbarer Schnelligkeit, eine Thatsache, die jedem Ansiedler bekannt sein konnte, wenn er sich nur im Geringsten mit dem Bestehen und den Fortschritten der Missionen bekannt machen wollte. Der Vortheil ist so außerordentlich einleuchtend, daß man im Innern bei den Neuseeländern bereits zahlreiche Heerden findet, welche sie sich aus einem sehr kleinen Stamm herangezogen haben. Alle diejenigen Häuptlinge, welche nicht weiter als 4 bis 5 Meilen von den Colonien entfernt wohnen, treiben Viehzucht mit wahrer Leidenschaft und in um so größerer Ausdehnung, je kriegerischer sie ehemals gewesen sind, denn es scheint doch, als sei Fleischnahrung ihnen ganz besonders angenehm, wie sie denn allerdings auch dem menschlichen Körper wirklich angemessen ist, nur nicht ausschließlich aller anderen, denn dieses würde den Menschen mit Tiger und Schakal in eine Reihe stellen, während er doch nicht ein carnivorax, sondern ein omnivorax ist. Wo die Neuseeländer in der Nähe der Küsten wohnen, giebt ihnen das fischreiche Meer einen Ueberfluß an thierischer Nahrung, fern davon ist dieses allerdings nicht der Fall und im Innern des Landes, wohin die von Europäern eingeführten Thiere noch nicht gedrungen sind, besteht die bisherige Noth um animalische Nahrung noch immer und mit ihr verschwistert sind auch noch immer die blutigen Kriege und die furchtbare Menschenfresserei.

Auf den schönen Plateau's in 2, 3 und 4000 Fuß Höhe hat man auch Pferde zu ziehen angefangen, seit den letzten 10 Jahren ist ihre Zahl außerordentlich gestiegen; jetzt ist es schon so weit gekommen, daß man schöne neuseeländische Pferde nach Australien und dem Vorgebirge der guten Hoffnung bringt und sie für besser erachtet als die in England gezogenen, wohlverstanden bedingungsweise, denn als allgemeinen Satz würde es ein Engländer nie zugestehen. Aber er hat aus seinem gemäßigten und kühlen Clima seine Pferde nach Afrika und dem tropischen Indien gebracht und hat sie dort zu denjenigen Thierhetzen verwendet, welche man mit dem Namen Wettrennen belegt. Eine

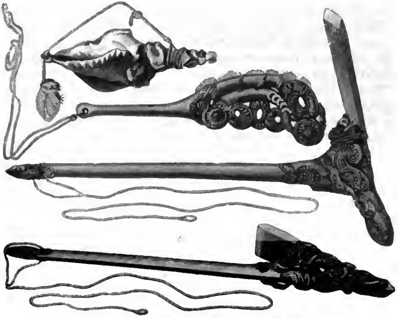
solche Thierhetze hält ein guter Renner wohl aus bei 12 oder 16° Wärme, wie auf der Bahn zu Epson, aber nicht bei einer Temperatur von 40° im Schatten und bei einem glühenden Sonnenbrande von wenigstens 50°. Für diese hat man nun angefangen, die neuseeländischen Pferde kommen zu lassen und hat gefunden, daß sie, unter einer tropischen Sonne erwachsen, die gewaltigen Anstrengungen eines Wettrennens in tropischer Hitze viel besser ertragen als die engländischen Vollblutpferde.

Nicht minder vortrefflich gedeihen die Schafe auf den mächtigen Inseln, man hat schon im Jahre 1845 Wolle derselben nach England gesendet und dort das Pfund mit einem halben Thaler und darüber bezahlt, obschon die Wolle nicht einmal gereinigt war. Das Futter sagt den Thieren ganz besonders zu, zwar haben die engländischen Landwirthe vieles gethan, um Flächen, die ihnen geeignet schienen, in Weiden zu verwandeln, sie haben sie mit engländischen Gräsern besamt, aber die dummen Schafe wollten die Sache besser verstehen als ihre überklugen Herren und sie haben sich, wo sie irgend konnten, an die Feld- und Waldkräuter, ja an die bisher für werthlos gehaltenen Farrenkräuter gemacht und haben sich bei diesem Futter höchst vortrefflich befunden, so daß man keine Wiesen mehr anzusäen pflegt, sondern die Schäfchen unbedenklich ihrer eigenen Sorge überläßt. Daß die Wolle gut sei, haben wir bereits gesagt, aber man behauptet auch, daß das Fleisch ganz vortrefflich werde und beides wird vielleicht noch zunehmen, wenn man sie aus der Nähe des Meeres entfernt und nach den Bergen in ein ihnen angemessenes Clima bringt, wo sie bei wenig hoher Temperatur zwar eine genügende, doch nicht eine überflüssig reiche Nahrung finden.

Daß die Schweine hier sehr gut gedeihen und daß sie nicht erst von engländischen Colonisten, sondern schon vor mehreren Jahrhunderten von Holländern und Spaniern hier eingeführt sind, haben wir bereits gesagt; sie sind verwildert und hausen in den ausgedehnten und dichten Wäldern. Auch die Ziegen sind bereits seit längerer Zeit Bewohner von Neuseeland, wenn schon keineswegs Urbewohner und wenn Spanier die Colonisten wären, so würden sie unzweifelhaft neben dem Pferde auch das sehr nützliche und genügsame Saumthier, den Esel, eingeführt und durch Kreuzung mit dem Pferde Maulthiere gezüchtet haben, welche die Tugenden beider Geschlechter aufgenommen haben sollen, ohne an ihren Fehlern zu leiden. Die Engländer haben dies nicht für nöthig gehalten und das kommt vielleicht daher, daß die Spanier nicht die geringste Sorgfalt auf Wege und Straßen legen, also kletternde Thiere haben müssen, welche ihren geduldigen Rücken zum Tragen der Lasten hergeben. Die Engländer dagegen verwenden vor allen Dingen große Sorgfalt auf Wege, Chausseen oder macadamisirte Straßen und so brauchen sie Lastthiere nicht, denn sie kommen mit Zugthieren bei weitem besser fort.

Kameele hat man in Neuholland eingeführt, doch nicht in Neuseeland, hier

wären dieselben überflüssig, es sind gleichfalls Thiere, deren Tragkraft man in Anspruch nimmt, es sind die Wohlthäter der Menschheit überall wo Wüsten, wo weitgestreckte, unfruchtbare Ländereien es nöthig machen, sich eines so genügsamen Thieres, wie das Kameel ist, zu bedienen. So sind sie für das hochgelegene, mittlere Asien, für Arabien, für ganz Afrika von einer solchen Wichtigkeit, daß diese Länder unbewohnbar wären, wenn man nicht Kameele hätte, so hat man sie nach Neuholland verpflanzt und mit dem größten Glück, denn sie vermehren sich dort in dem wüsten Lande, was beinahe ihrer Heimath gleich ist, so gut wie in Arabien oder Nordafrika und nur mit ihrer Hilfe ist es ge-



Neuseeländische Waffen und Werkzeuge. (S. 700.)

lungen, diesen großen Continent zu durchschneiden, wenigstens bis auf geringe Strecken. Für Neuseeland, wo es keine Wüsten, sondern im Gegentheil eine unbeschreibliche Fülle des reichsten Pflanzenlebens giebt, wären sie völlig überflüssig, sie würden dort nicht nur nicht ihren Boden finden, sondern sie würden vielleicht im zu großen Ueberfluß verderben.

Desto reicher hat man sich mit Geflügel zu versehen gewußt, beinahe alle die in Europa vorkommenden Hühner- und Gänsearten sind hieher verpflanzt und für die europäischen Ansiedler eine große Wohlthat geworden.

Noch ein europäisches Hausthier hat man hieher gebracht, das ist die

Biene und sie hat sich in einer beinahe fabelhaften Weise vermehrt. Die ersten Bienenstöcke wurden im Anfange des Jahres 1844 nach Neuseeland gebracht; sie lieferten eine Vermehrung, welche an das Wunderbare ging, jeder Stock schwärmte in einem Jahre fünf- bis neunmal, man kann also mit Recht annehmen, daß es durchschnittlich siebenmal geschehe und sämmtliche neue Schwärme bringen abermals eine Vermehrung im Laufe der nächsten Dreiviertel Jahre, unter günstigen Umständen schon im Laufe des nächsten Halbjahres und von da ab kann man wieder von jedem Stock sieben neue Stöcke im Jahre erwarten. Diese ungeheure Vermehrung hat ihren natürlichen Grund in dem Reichthum an Futter. Es giebt eine große Anzahl von Bäumen, welche ähnlich den Orangen das ganze Jahr hindurch gleichzeitig Blüthen, halb und ganz reife Früchte bieten. In Folge dieser Anordnung der Natur fehlt es also an dem, was die fleißigen Insekten bedürfen, nicht einen Augenblick; man kann hieraus entnehmen, welchen Vortheil die Bienenzucht gewähren müsse, jeder Bienenbesitzer kann die fleißigen Thierchen so oft plündern als es ihm beliebt. Der Vorrath den sie sammeln, soll ihnen Nahrung gewähren während eines blüthenlosen Winters, während einer Zeit, in welcher sie eingesperrt in einen engen Raum sich und ihre Brut nähren sollen, bis die Zeit des Ausfliegens wiederkommt. Das ist nun nicht nöthig, sie sind aber von einem unbezwinglichen Instinkt getrieben, diese Arbeit zu verrichten und der Mensch hat nichts weiter zu thun als die ihnen nutzlose Arbeit für sich selbst nutzbar zu machen.

Hier wäre ein interessantes, naturhistorisches Problem zu lösen, man könnte nämlich erfahren, ob die Bienen ihre Arbeit wirklich ganz ohne Verstand machen, ob sie nur einem ihnen innewohnenden Triebe folgen oder ob sie doch möglicherweise über das, was sie thun, nachdenken. Ich glaube bei den Ameisen dies Letztere gefunden zu haben, sie legen sich selbst in Europa (ich spreche also nicht von Termiten, welche jene vielbewunderten, großen Bauten ausführen, sondern von den gewöhnlichen kleinen und größeren Ameisen, welche unsere trockenen Wälder und auch Hütungen bewohnen), verdeckte Wege an, welche man im Verhältniß zu ihnen unbedenklich Chausseen nennen kann; sie machen dieselben 2 bis 3 Zoll breit und graben sie so tief aus, daß sie bis unter das Wurzelgeflecht der Grasnarbe kommen und diese selbst von beiden Seiten senkrechte Wandungen bildend, sie schützt, so daß Rind und Pferd nicht hineintreten kann und ein Wagen jederzeit darüber hinweggleitet. Diese Chausseen haben einen Zweck, sie verbinden zwei nahe beieinander gelegene Ameisenhaufen auf die für Ameisen bequemste Weise. Da aber dieser Zweck nicht jederzeit vorliegt, so kann die Arbeit ihnen auch nicht von einem Instinkt eingegeben worden sein, welcher vorausgesehen hat, daß einmal derartige Fälle eintreten werden. So könnte es nun mit den Bienen fraglich sein, ob sie, denen ein Naturtrieb bei uns sagen muß, daß sie eine Zeit erleben werden, in welcher es ihnen an Nahrung fehlt, von einem ähnlichen Triebe auch in Neuseeland geleitet werden,

wo eine solche Zeit nicht kommt. Dies würde sich ermitteln lassen, wenn man ihnen den Honig nicht nähme, sondern, wie sich der Stock füllt, mit Waben denselben erhöhete. Würden sie nun fort und fort Jahre lang eintragen und sich nicht durch den steigenden Ueberfluß, den sie selbst gar nicht verbrauchen können, irre machen lassen, sondern trotz des Ueberflusses an Nahrung immer mehr aufhäufen, so hätte man Grund zu der Ansicht, daß sie wirklich ohne Verstand arbeiteten.

---

## Hundertachtundfunfzigstes Kapitel.

**Die Insektenwelt. Thorheiten der Engländer, welche verlangen, daß die Natur sich nach ihren Gewohnheiten richten soll. Die Operation des Tättowirens. Neuseeländische Werkzeuge. Was Leute verschenken können, wenn sie nicht zu den civilisirten oder cultivirten gehören.**

Das Land ist sehr begünstigt durch einen sonst nicht häufigen Mangel. Dies scheint ein Widerspruch, wenn man aber hört, daß es der Mangel an Insekten ist, so wird man zugestehen, daß es wirklich eine Begünstigung sei. Die entsetzlichen Sandflöhe, welche in Amerika zu Hause sind, die Hundertfüße oder Tausendfüße, wie man sie auch nennt, die großen und kleinen giftigen Spinnen, die Stechfliegen und die schmerzhaft verwundenden kleinen Mücken, welche man Moskito's nennt, findet man hier nicht, kennt man hier nicht, ebenso die gefährlichen großen Ameisen, die zerstörenden Termiten. Zwar giebt es hier Heuschrecken, aber nicht jene verderblichen Thiere, welche in Arabien und im südlichen Rußland, auch schon in Ungarn in so erschreckender Menge auftreten, sondern jene Thiere, die man besser mit dem Namen Grashüpfer bezeichnet und welche wohl die Form, aber nicht den vierten Theil der Größe einer Heuschrecke haben. Kleine, gewöhnliche Fliegen mancher Art, kleine Spinnen, mancherlei Käfer und vielerlei Schmetterlinge sieht man in Wäldern und Feldern, doch keine Species habe ich in solcher Menge bemerkt, daß sie an Bäumen oder Pflanzungen Schaden thäte, während selbst mitten in Europa, ja in dem cultivirtesten Theile desselben häufig unsere Eichenwälder durch eine kleine schwarzhaarige Raupe oder zur Abwechselung auch durch Maikäfer entlaubt werden, während bei uns die böse Kiefernraupe ganze Wälder, die Raupe des Kohlweißlings die Mühe des Landmannes vernichtet. Von diesen Plagen kennt der Neuseeländer nichts, sowie auch der Colonist seine Obstgärten nicht davon heimgesucht findet.

Der Häuptling Parangui, welcher mich bei meinen Untersuchungen sehr freundlich unterstützte und meine Fragen alle in der Weise beantwortete, wie

ich sie hier wiedergegeben habe, machte mich auch auf mancherlei Thorheiten aufmerksam, welche von den Colonisten begangen wurden, indem sie sich nicht nach dem Clima richteten, sondern verlangten, daß dasselbe sich nach ihnen richte. Sie brachten Pflanzen hieher, welche eines Winters bedürfen, der sich hier nicht vorfindet, so z. B. waren sie nicht davon abzubringen, immer von neuem Wintergetreide zu bauen und immer von neuem frischen Samen aus England kommen zu lassen, weil sie behaupteten, derselbe arte hier aus. Sie haben hierin auch ganz recht, das Wintergetreide geht in ganz kurzer Zeit in Sommergetreide über, aber dieses kann ebenso reichlich und ebenso vortrefflich gedeihen und aufgehen, wie das Wintergetreide. Das glauben aber die närrischen Leute nicht, sondern sie nehmen an, daß sie recht hätten und die Natur schon zwingen würden; so gehen denn immer Schiffsladungen voll von neuseeländischem Weizen nach Nordamerika und andere mit engländischem Weizen kommen von Liverpol um das Cap herum nach Neuseeland. Ach, wenn das die einzigen Fehler wären, welche die Engländer gegen den gesunden Menschenverstand verüben, so wollten wir gar nichts zu ihrem Nachtheil davon sagen, aber sie begehen ganz andere Dinge, sie trinken auf Neuseeland in dem heißen Clima der Nordinsel ihren Grog und ihren Brandy-and-Water, ein Gemisch aus dem abscheulichsten fuseligen Branntwein mit Wasser ohne Zucker, oder sie trinken auch den Branntwein ohne Wasser (Gin und Genevre) hier ebenso, wie in dem nebelreichen England, sie trinken hier ihren heißen Thee gerade wie dort, sie vertilgen die ungeheuersten Massen halb rohen oder geräucherten Fleisches zum Frühstück, zum Mittag, zum Abendessen, daß man glauben möchte, sie litten an der Zuckerruhr und sie machen sich durch diese Ueberfüllung mit unzweckmäßigen Speisen und Getränken elend und krank und dann behaupten sie, das Clima sage ihnen nicht zu, das Clima sei überhaupt ungesund, während es doch nur ihre Lebensart ist. Sie sperren sich hier auch in steinerne Häuser und bringen in jedem Gemach einen Kamin an und so wie es Abend wird, zünden sie Kohlen an, athmen den schädlichen Dunst ein und verderben sich die Augen blos, weil man in Alt-England nun einmal Kamine hat und Kamine doch etwas so außerordentlich Bequemes sind.

Was könnte man nicht alles in dieser Hinsicht anführen, wenn es nichts Wichtigeres mitzutheilen gäbe, denn auf jedem Schritte begegnet man ihrem Dünkel und ihren Lächerlichkeiten.

Nach wenigen Tagen verließ das Schiff den einstweiligen Ruhepunkt, um nach Aukland zu gehen, woselbst wir längere Zeit bleiben sollten, um des Herrn Supercargo Goldfieber zu curiren. Vor der Abreise schenkte mir Parangui noch eine Menge sehr schöner Waffen und Werkzeuge, wie sie bei den Neuseeländern üblich sind, von denen jedoch nur einige der Letzteren in der Zeichnung S. 697 wiedergegeben sind. Das oberste Instrument ist eine Trompete aus einer großen Meeresschnecke gemacht, die Spitze wird abgeschnitten und

durch ein Mundstück von Holz ersetzt. Mit kräftiger Lunge geblasen, giebt dies Instrument einen durchdringenden, schneidenden Ton; es diente, um in ihren Schlachten nicht sowohl Signale zu geben als den Lärm zu vermehren. Das zweite Stück ist eine Säge aus Haifischzähnen, welche dazu dient, die mit dem Meißel gemachten Verwundungen der Haut beim Tättowiren zu erweitern und regelmäßig auszuziehen. Man kann sich vorstellen, welch' eine süße Empfindung dies gewähren müsse. Die Zeichnungen werden zuerst mit schwarzer Farbe und einem feinen Stäbchen aufgetragen, wenn diese Farbe trocken ist, so legt derjenige der tättowirt werden soll, sich in den Schoos des Priesters, welcher diese Arbeit vollzieht und bietet ihm den mit der Zeichnung zu bedeckenden Theil seines Körpers dar; der Arzt und Priester nimmt nun einen wohlgeschliffenen Meißel von Menschenknochen, setzt ihn auf eine Linie der Zeichnung und schlägt mit einem Hämmerchen darauf, bis der Meißel in das Fleisch dringt, dann wird derselbe Meißel neben die Stelle gesetzt und es wird ebenso verfahren; so geht das vielleicht 20 mal fort, nun nimmt man das Blut mit einem Büschel Moos, welches benetzt worden ist, ab und der Künstler beurtheilt, ob die bis hieher gefertigte Linie zusammenhängend und gut gezogen ist. Wenn er dieses nicht findet, so bedient er sich der oben bezeichneten Säge, er setzt dieselbe in die Wunde und zieht sie einigemale hin und her, bis die Linie ganz rein ist; darauf wird die Arbeit mit dem Meißel wieder vorgenommen, bis die vorgezeichnete Figur vollendet ist, was gewöhnlich zwei bis drei Stunden in Anspruch nimmt. In die klaffenden, zerrissenen Stellen bringt man nunmehr die schwarze Farbe, welche sich bei der Ausheilung mit dem Fleische verbindet, so daß die Zeichnungen auf dem mehr oder minder dunkelbraunem Fleisch schwarz hervortreten. Da die tiefen Ausschnitte nicht zusammengeheilt werden, so wächst das Fleisch heraus und die gezogenen Linien bilden sämmtlich Wulste, als ob ein durchgeschnittener Bindfaden auf der Haut läge. Jede Schnittstelle ist erhaben und da der Schnitt nicht glatt, sondern auf die grausamste Weise gerissen ist, so sind auch die Wulste von unangenehmen Aussehen und es ist schwer faßlich, wie man eine solche Verunstaltung für eine Zierde halten kann. Das Tättowiren über den ganzen Körper nimmt 10 bis 12 Jahre in Anspruch und die jedesmalige Operation an einem Arm, einer Seite eines Beines, der Hälfte einer Seite des Gesichtes zieht eine furchtbare Entzündung nach sich, welche auch den stärksten Mann auf drei bis vier Wochen auf das Krankenlager wirft. Wiederhergestellt muß der Häuptling oder Ariki irgend eine neue Heldenthat begehen, dann kann er sich abermals martern lassen, wie er es zu seinem Vergnügen nach der ersten Heldenthat gethan hat; es ist aber so sehr Ehrensache gewesen, daß man die älteren Ariki's sämmtlich ganz tättowirt sieht, in neuerer Zeit hat man, wie bereits bemerkt, die Sitte fast allgemein aufgegeben.

Das dritte und vierte Stück unserer Zeichnung stellt den nämlichen Gegenstand, eine Erdhacke, ein Ackerwerkzeug vor; alles was hieran geschnitzt erscheint,

ist aus dem harten Holz der Casuarinea gemacht, die Arbeit daran ist wunderbar schön vollendet, es würde gewiß unseren Holzschneidern nicht gerade leicht sein, mit den besten stählernen Werkzeugen das nachzubilden, was die Südseeinsulaner durch Geduld und Feuersteinsplitter hervorbringen. Das lange, vierkantige Blatt, welches als Hacke dient und welches wir von Stahl machen würden oder wenigstens von vorgestähltem Eisen, ist hier von schwarzem Feuerstein verfertigt, welchen die Leute mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit nach verschiedenen Richtungen zu spalten wissen und endlich durch Schleifen in die richtige Form bringen. Dieses Blatt wird durch Bast oder durch die Fäden aus den Blättern des neuseeländischen Hanfes angebunden, auf der oberen flachen Seite des Stieles befestigt. Sie schätzen dieses Ackerwerkzeug außerordentlich hoch und nur selten entschließt sich der Besitzer es zu verkaufen, selbst wenn man ihm eine eiserne Hacke dafür bietet; ich kann daher mich wohl mit dem Besitze dieses schönen Stückes groß machen, um so mehr als ich es nicht einem Kauf, sondern der persönlichen Zuneigung des wackeren Häuptlings danke.

Als er mir die schönen Sachen gab, frug ich ihn nach der Art, wie das Kästchen, welches er mir in der Topolopolo-Bay geschenkt hatte, geöffnet würde. Er zeigte mir den äußerst einfachen, aber doch geheimnißvoll versteckten Verschluß. Die Schnur, welche ich für eine Zierrath angesehen, war das Schloß und die Art, wie diese Schnur geknüpft und gezogen war, lernte ich als den Schlüssel ansehen. Meine Leser mögen sich mein Erstaunen denken, als ich in dem Kästchen Perlen sah von der Größe einer halb ausgewachsenen Kirsche oder einer kleinen Haselnuß, alle waren von gleich schönem Wasser, gleich groß und vollkommen rund. Ich äußerte mein Erstaunen über den Inhalt und sagte ihm, er habe ohne Zweifel nicht gewußt, was das Kästchen enthalte.

„Nicht doch, ich habe es sehr wohl gewußt und habe es Dir mit sammt seinem Inhalt geschenkt," erwiderte der Häuptling.

„Dann hast Du nicht gewußt, was diese Perlen werth sind," sagte ich, dagegen er meinte, sie hätten doch eigentlich nur für Frauen Werth und diese trügen lieber Korallen von rothem oder blauem oder gelbem Glase. „Mein Himmel!" sagte ich, „für dieses Schächtelchen mit Perlen kannst Du eine ganze Schiffsladung Glaskorallen haben, ihr Preis in Europa beträgt mindestens 20,000 Pfund Sterling."

„Zwar weiß ich nicht, wie viel das ist, es muß viel sein, da Du es ausführst, um mich mein Geschenk gereuen zu machen, aber ich weiß auch, daß nur die Warupi Narren genug sind, um so viel Geld für einen so unbedeutenden Gegenstand zu geben; hier übrigens giebt man das nicht dafür und wenn Du einst in Deine Heimath kommst und Du erhältst eine so große Summe dafür, so wird es mich freuen, wenn Du dafür ein freundliches Haus kaufst, worin Du für Dich und Deine Frauen und Kinder Platz hast, dann erinnere Dich

meiner und beweise es mir dadurch, daß Du Jemanden der hungrig an Deinem Hause vorbeigeht, etwas zu essen giebst. Wenn ich dies einmal erfahre, so werde ich glauben, Du habest mir diese Perlen sehr theuer bezahlt. Und sollte ich mir einmal ein Haus bauen wollen in der Nähe einer der Städte, welche die Missionaire hier angelegt, so werde ich nicht so viel brauchen als die Perlen werth sind, ich werde dann ein Paar Acker Landes verkaufen und das wird für meine Bedürfnisse ausreichen."

Ich versprach dem wackeren Manne seinen Wunsch zu erfüllen, aber dann erinnerte ich ihn doch noch an ein anderes Geschenk, das er mir versprochen, nämlich an die Schrift, welche der schiffbrüchige Fremde ihm zurückgelassen hatte und Parangui holte ein zweites Kästchen hervor, wie das, das er mir mit seinem köstlichen Inhalte übergeben, nur war es beträchlich größer und sagte: „Hier nimm, der Mann hat auf den Blättern seine Lebensgeschichte aufgeschrieben, so wie er sie mir erzählt hat; sie möge Dich so gut unterhalten wie mich und sie möge Dich in solchem Abscheu gegen seine Landsleute erfüllen, wie sie mich damit erfüllt haben, daher ich denn auch nicht glaube, daß ich mir ein Haus in ihrer Nähe bauen werde."

## Hundertneunundfunfzigstes Kapitel.

**Eine kleine Episode, welche gar nicht hierher gehört und welche man überschlagen kann, ohne den Faden zu verlieren.**

Ich verabschiedete mich von dem Häuptling und am folgenden Morgen zog ich mit dem „van der Kapellen" weiter nach dem Innern der Bay, um die Stadt Aukland zu erreichen. Während dieser Zeit machte ich mich an die Lesung des in französischer Sprache geschriebenen Berichtes und da derselbe mir interessant genug erschien, gebe ich hier einen Auszug desselben in deutscher Uebersetzung, in welcher ich jedoch den Verfasser nicht selbstredend einführe, damit man denselben nicht bei flüchtigem Ueberblick mit mir selbst verwechsele, da ich die einzige Person bin, die hier erzählend auftritt.

„Der Kapitain Beauchamps hatte mit einem Handelsschiffe als Führer desselben und im Auftrage des Handlungshauses, dem sein Vater als Chef vorstand, eine Reise nach dem französischen Indien gemacht und war von da nach Neu-Caledonien, einer gleichfalls französischen Besitzung nördlich von Neuseeland, gegangen, um schließlich die übrigen im Stillen Ocean unter französischem Protectorat gedeihenden kleinen Reiche zu besuchen und dann um das Cap Horn

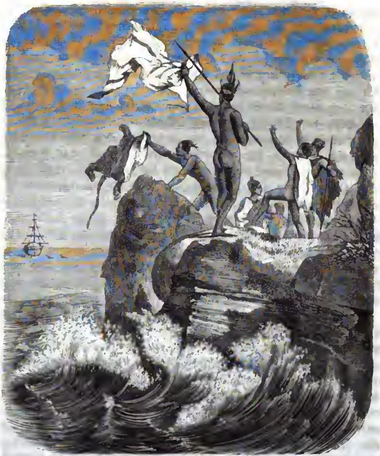
herum wieder nach Hause zu segeln. Als er einige Tage von Neu-Caledonien entfernt war, begegnete er einer Schaluppe mit 45 Engländern, nur Matrosen und einem Steuermann, welche von einem schiffbrüchigen Dreimaster der Kriegsmarine sich gerettet hatten. Die Unglücklichen befanden sich in der schrecklichsten Lage, sie hatten seit langer Zeit schon kein Wasser mehr und mußten sich dadurch zu behelfen suchen, daß sie ihre Kleider in Seewasser tauchten und so benetzt anzogen; Lebensmittel hatten sie schon seit länger als acht Tagen gar nicht mehr, ein hin und wieder zufällig gefangenes Thier, eine große Schnecke oder ähnliches war das Einzige gewesen, was sie genossen hatten. Der Kapitain Beauchamps ließ sie sofort auf sein Schiff bringen und nach besten Kräften verpflegen, aber der bedeutende Zuwachs zu seiner Mannschaft machte nunmehr nöthig, auch für eine verhältnißmäßige Vermehrung der Lebensmittel zu sorgen. Es schien ihm das Zweckmäßigste, nach Neuseeland zu fahren, um so mehr als man von Neu-Caledonien nothwendigerweise südwärts mußte, um den Wendekreis zu passiren, um aus der Region der Passatwinde in die der unbeständigen Winde zu kommen. Die Passatwinde führen wohl ein Schiff von Osten nach Westen, nicht aber umgekehrt von Westen nach Osten. Neuseeland liegt in dieser Region der unbeständigen Winde, es war daher sehr wohl geeignet, einen günstigen Platz zur Vervollständigung der Proviantirung zu bieten.

„Der Kapitain hätte sehr gut einen Theil seines Weges sparen können, denn das Cap Nord oder die Inselbay lagen ihm viel näher als die Bay von Witianga, in welche er einlief; allein dort oben wohnten Engländer und er war überzeugt, daß er von ihnen seine Bedürfnisse kaufend, dieselben zwanzigfach höher bezahlen müsse als er sie von den Neuseeländern zu bekommen gedachte. So kam es, daß er die südlicher gelegene Bay aufsuchte. Der wackere Mann hätte eines solchen Umweges nicht nöthig gehabt, wenn er sich der geretteten Engländer hätte entledigen wollen, er durfte sie nur in einer der nördlichen Niederlassungen an's Land setzen, dann brauchte er nicht für Proviant zu sorgen und dann war er überhaupt aller Sorge um die Leute los, allein er frug sie, ob sie geneigt wären, hier an's Land zu gehen und sie erklärten, daß, wenn er sie mitnehmen wolle, bis sie ein engländisches Schiff fänden oder bis sie nach einer engländischen Besitzung kämen, dieses ihnen viel lieber sei. Darauf hin fuhr Kapitain Beauchamps an den engländischen Missionsstationen vorbei und suchte nach Proviant für sein vermehrtes Schiffsvolk an der eben gedachten Stelle.

„Vor Anker liegend wurden nun die Boote an's Land gebracht, theils um Wasser, theils um Getreide und sonstige Feldfrüchte einzunehmen, endlich aber um so viel Schweine und Rinder einzufangen und lebend mitzunehmen als irgend thunlich. Die letzteren waren allerdings in der Bay noch nicht in solcher Menge vorhanden, daß man sie gerne und billig verkauft hätte, von Schweinen aber bekam man einen großen Ueberfluß und alles ging vortrefflich; es

wurde das Schiff so reichlich versorgt, daß es allenfalls noch einmal so viel Schiffbrüchige hätte aufnehmen können.

„Das Schiff lag bereits vier Tage in der Bay und sollte am nächsten Morgen die Anker lichten, indessen war der Kapitain mit drei Franzosen und vier Engländern noch einmal an's Land gegangen, um die letzten Vorräthe ein-



Sie machten Zeichen mit ihren flatternden Gewändern. (S. 708.)

zubringen. Der Kapitain und seine Landsleute begaben sich in den Wald und als sie gegen Abend von ihrer Jagd zurückkehrten, sahen sie weder Schaluppe, noch Engländer, noch Schiff, alles war verschwunden. Die Engländer hatten sich verabredet, das Schiff für sich zu nehmen, zu erobern und hatten dazu den Tag vor dem Auslaufen ersehen; sie waren schlau genug gewesen, die voll-

ständige Verproviantirung ruhig abzuwarten, als nun alles in Ordnung war und der Kapitain mehr der Unterhaltung wegen als aus Nothwendigkeitsgründen nochmals an's Land gegangen war und sich in den Wald entfernt hatte, fuhren die Engländer mit der Schaluppe ab. Dies war das verabredete Signal zum Ausbruch der Feindseligkeiten, als der engländische Untersteuermann seine Kameraden ohne den Kapitain vom Lande abfahren sah, gab er das Zeichen, die Franzosen zu überfallen; ihrer waren jetzt nur noch 27 auf dem Schiffe, welches überhaupt nur eine Bemannung von 30 Personen und dem Kapitain hatte und da sie nicht das Geringste ahnten, sondern bei ihren gewöhnlichen Arbeiten beschäftigt waren oder in ihren Hängematten lagen, so wurde man bald mit ihnen fertig. Als wären sie blutdürstige Seeräuber, so schlugen die Meuterer Einen nach dem Anderen unbarmherzig todt und stürzten ihn in's Meer, damit Keiner übrig bleibt, der sie verrathen könne, der erzählen könne, auf welche Art sie in Besitz des Schiffes gekommen. Neben der Bestialität, welche in dem ganzen Verfahren, liegt auch noch eine große Dummheit, denn diese Seeräuberpolitik paßte nicht für sie; das erste französische Schiff, das ihnen begegnete und das nach der Bauart ihres Fahrzeuges dasselbe für ein französisches halten mußte, da ein solches ganz anders aufgetakelt ist als ein engländisches, mußte entdecken, daß die Besatzung keine französische sei, mußte Verdacht schöpfen und die Leute vorläufig gefangen nehmen, bis sich die nöthige Aufklärung finden ließ. Es gab wohl einmal eine Zeit, wo viel französische Schiffe in Händen der Engländer waren und wo dieselben so gut befunden wurden, daß man die Franzosen die Schiffsbaumeister der Engländer hieß, die Zeit aber war längst vorüber, ein mehr als 40jähriger Friede hatte diese Verhältnisse vollständig geändert.

„Ebenso verderblich mußte es den Räubern werden, wenn sie irgendwo, selbst in England in einen Hafen gelangten. Auch hier mußte sofort das Unrechtmäßige des Besitzes erkannt werden und Meuterei und vielfältigen Mord pflegt man in England nicht ungestraft zu lassen; wennschon nach den trefflichen Gesetzen dieses Landes, vollständig ausgeführte Mordversuche, wenn sie auch nicht ganz gelungen, nicht bestraft wurden, sobald sie gegen Fremde gerichtet waren, wie die höchst interessanten Verhandlungen gegen Orsini (durch dessen Bomben 140 Menschen um's Leben kamen, wiewohl nicht derjenige, welcher sterben sollte) beweisen, welche nebst dem freisprechenden Urtheil des engländischen Geschworenengerichts ein lebhaftes Licht werfen auf die Vortrefflichkeit der engländischen Gesetzgebung.

„Die Matrosen waren fort, das Schiff war fort, Beauchamps mit seinen drei Leuten befand sich völlig vereinzelt auf einem Platze, den er wie eine wüste Insel ansehen konnte, wie sollte er zu der nächsten engländischen Niederlassung gelangen, er hatte nicht einmal einen Compaß, um ungefähr die Richtung nehmen zu können, welche er einschlagen mußte; er hatte vor sich schöne Waldungen

und Berge und hinter diesen einen breiten Meeresarm, wie vermochte er solche Hindernisse zu überwinden! So lange die Paar Schüsse ausreichten, welche die Franzosen in ihren Pulverbehältern hatten, war allenfalls noch für ihre Existenz gesorgt, von da ab aber, wo sie den letzten Schuß gethan, waren sie auf Schaalthiere oder vielleicht auf einen schlafenden Seehund angewiesen und diese Zeit trat bald genug ein, denn ihr Vorrath war nicht groß.

„Die unglücklichen Abenteurer waren zufällig in eine ganz menschenleere Gegend gerathen, sie waren mithin ganz auf ihre eigenen und in Folge des Gesagten auf ihre sehr beschränkten Kräfte angewiesen; sie lebten von solchen Früchten, wie diejenigen, mit denen sie das Schiff versorgt und von einigen Farrenkrautwurzeln, demnächst aber von dem kleinen Seeungeheuer, deren wir vorhin Erwähnung thaten. Sie bauten sich aus Strauchwerk eine Hütte, um sich gegen die kühlen Nächte zu schützen, aber allgemach wurde ihnen dies dürftige Leben so entsetzlich widerwärtig, daß sie beschlossen durch die Wälder zu bringen, es möge kosten was es wolle und siehe, es hatte nur eines Versuches bedurft. Ein Tagemarsch, den sie Anfangs vor der Sonne her und nach der Mittagsruhe der sinkenden entgegen gemacht hatten, brachte sie, wennschon unter sehr großen Beschwerden auf den jenseitigen Abhang des Bergzuges, den sie überstiegen und hier sahen sie ein Pa, ein befestigtes Dorf, in welchem sie eine sehr gastliche Aufnahme fanden und es war die Veste des tapferen Parangui, der sich ihrer mit der ganzen Großmuth eines wackeren Neuseeländers annahm. In Noth kamen sie vor sein Haus und mit Freundschaft, mit großer Güte wurden sie aufgenommen, genährt, verpflegt, man suchte sie vergessen zu machen, was sie gelitten und das gelang auch bei den leichtfertigen Franzosen sehr bald, besonders da die hübschen Neuseeländerinnen mit den Beweisen ihrer Zuneigung durchaus nicht karg waren und hat ein Franzose mäßig zu essen und viel zu lieben, so ist er jederzeit glücklich; die Neuseeländerinnen wunderten sich nur darüber, daß die liebenswürdigen jungen Leute so gerne mit ihrer Neigung wechselten. Es war kein Jahr vergangen, so waren sie von Familie zu Familie gehend im ganzen Dorfe herum und es läßt sich vermuthen, daß, wenn späterhin dieser junge neuseeländische Blumenflor unter die Haube kommt, die sämmtlichen ältesten Sprößlinge eine auffallend helle Farbe haben werden.

„Nur Kapitain Beauchamps gehörte nicht zu diesen Glücklichen; er war aus einer sehr reichen Familie und hatte eine Verlobte in der Heimath zurückgelassen, welche so viel Gewalt über ihn hatte, daß er ihr nicht untreu wurde, wie viel Gelegenheit auch dazu gewesen wäre. Er bahnte sich mit einem Beil einen Steg durch den Wald, um jeden Tag das Meer besuchen zu können, um jeden Tag auf einem hohen Felsen zu sitzen und hinauszuschauen in die Ferne, um ein Schiff zu erspähen, eine Mühe, welche er sich täglich machte, bis seine Fußbekleidung gänzlich und seine übrige Kleidung beinahe zerrissen waren, aber auch noch mit blutenden Füßen wanderte er dieses Weges, um in tiefer Schwermuth,

den Kopf in die Hand gestützt, Stunden lang dazusitzen (S. 625), bis endlich das Glück ihm lächelte und er wirklich erspähte, worauf er so lange gewartet und vergeblich ausgesehen. Nun handelte sich's nur noch darum, dem Schiffe Zeichen zu geben, aber wie war dies zu bewerkstelligen. Siehe, da führte der Zufall den Häuptling und ein Paar von seinen nächsten Verwandten hieher, desselben Weges, den Beauchamps immer einsam gemacht und dem man nun gefolgt war, um zu erfahren, was der junge Mann so einsam treibe.

„Beauchamps war entzückt über seinen gastfreundlichen Wirth, er machte ihn aufmerksam auf das Schiff und suchte ihm begreiflich zu machen, daß er Zeichen geben wolle, damit man ihn bemerke und erlöse. „Du bist mir ein werther Gast," erwiderte Parangui, „und ich sehe Dich ungern scheiden, aber ich begreife, daß Du eben so ungern unter Leuten bleibst, welche Du Wilde nennst, so laß uns denn sehen, ob wir die Aufmerksamkeit jenes Schiffes auf uns lenken können," und während Beauchamps herabkletterte, um trockene Pflanzen zu sammeln und Feuer anzuzünden, standen die Neuseeländer auf dem Felsen und ließen ihre Gewänder, welche sie von ihren Schultern nahmen, ließen die Felle, welche sie zu demselben Behufe trugen, im Winde flattern und der mächtige Häuptling befestigte seine weiße Matte an seiner Lanze und schwang dieselbe hoch über seinem Haupte und siehe, noch ehe Beauchamps sein Feuerlein angezündet hatte, gab das Schiff durch einen Kanonenschuß zu erkennen, daß es die Zeichen wahrgenommen, es kam näher und näher, dann setzte es ein Boot aus und dieses ruderte auf die Küste zu; Beauchamps erkannte das Schiff für eine französische Fregatte und der überglückliche junge Mann war der willigsten Aufnahme gewiß; jetzt handelte es sich nur noch um die drei Franzosen im Pa und schleunigst wurde der Jüngste der Krieger hinaufgesendet, um sie zu holen, wo möglich in solcher Zeit, daß das Boot nicht allzu lange zu warten brauchte, was allenfalls möglich war, da der durch den Wald gebahnte Pfad gestattete, den Weg in einer Stunde zu machen, zu welchem man, jeden Schritt durch Gestrüpp und Unterholz verhindert, einen halben Tag gebraucht hatte.

„Welch' sonderbare Nachricht brachte der Neuseeländer! Die Franzosen wollten nicht mit ihrem Kapitain wieder zurück nach Frankreich und Beauchamps fuhr allein zu der Fregatte. Was aus dem jungen, schönen Mann geworden, wußte mein Freund Parangui nicht, was aber aus den Franzosen geworden, hatte ich selbst gesehen; sie waren Neuseeländer geworden, hatten sich auch tättowiren lassen, aber auf andere Weise wie die Neuseeländer, nämlich mit bunten Farben auf der weißen Haut und durch Punktirung mit Nadeln, wie es die Matrosen beinahe aller Länder zur Vertreibung der Langeweile auf dem Schiffe zu thun pflegen. So hatten sie Kreuze und brennende Herzen, verschlungene Namen, Hände die sich gegenseitig fassen, Säbel die sich kreuzen sich auf die Brust und Arme punktiren lassen, aber nicht von dem ärztlichen Priester

oder priesterlichem Arzte, der dieses Geschäft gewöhnlich hier verrichtet, sondern sie hatten das alles untereinander gegenseitig gethan, sie hatten nichts Neues unternommen, sondern nur fortgesetzt, was sie zu thun gewohnt waren und wovon Jeder bereits Proben auf dem einen Arme trug.

„Die jungen Leute hatten sich nunmehr auch verheirathet, hatten sich Hütten gebaut und diese geräumig genug angelegt, um mehr als eine Frau zu beherbergen. Als die Hütten fertig und die ihnen angewiesenen Felder abgetheilt waren, bemühte sich ein jeder der französischen Helden um eine zweite Frau und bald darauf um eine dritte und ich sah schon ein hübsches Häufchen nackender Kinder von schöner, heller Farbe im Dorfe herumspringen als ich mich daselbst befand."

---

## Hundertsechzigstes Kapitel.

Ankunft im Hafen von Aukland. Ein ländischer Gasthof auf Neuseeland mit einer Menagerie. Bauart der Häuser nach Londoner Zuschnitt. Besteigung eines kleinen erloschenen Vulkans. Aussicht auf die Stadt Aukland. Thee und echt engländischer Zwieback.

Der „van der Kapellen" hatte während meiner schriftlichen Beschäftigung seinen Weg munter fortgesetzt und der nächste Tag sah uns im Hafen von Aukland.

Welch' ein wunderbares Land, welche merkwürdige Zerrissenheit! Ueberall umgaben uns ausgebrannte Vulkane, überall sah man die vereinzelten Aufschüttungskegel hoch oder niedrig und da, wo sie ganz nahe am Meere gelegen waren, so daß wir vorbeifuhren, konnten wir in die Krater hineinsehen und ganz unzweifelhaft den vulkanischen Charakter feststellen, nur waren diese Krater mit Meerwasser gefüllt. Am auffallendsten war mir eine fast kreisrunde Insel, welche unsern Aukland im tiefsten Grunde des Auraki- oder Schuraki-Golfs gelegen ist und deren äußeres Ansehen mir auf's Lebhafteste die Insel Teneriffa in's Gedächtniß rief, indem hier wie dort, so weit ich an der Insel vorbeikam, die sogenannten Baraucos, die Schluchten, welche vom Meere, wo sie am breitesten sind, nach dem Centrum der Insel zusammenlaufen, zu erkennen waren, deutlich zeigend, daß eine vulkanische Hebung und dabei eine Zerreißung des Bodens stattgefunden habe.

Wir zogen nunmehr am Nord-Haupt oder dem Cooks-Point vorbei in den Aukland-Harbour und ankerten so nahe als möglich an der Stadt, worauf zu einem längeren Aufenthalte Anstalten gemacht wurden.

Das Nächste war, daß man sich nach einem Unterkommen umsah, denn

täglich aus dem Schiffe aus- und einfahren und -steigen, war eine unangenehme Aufgabe, besonders für denjenigen der Neigung hatte, sich dies wunderbare Land in etwas näherem Zusammenhange anzusehen. Sonderbar genug schien der Supercargo keine Neigung zu haben, das Schiff für längere Zeit zu verlassen, er miethete sich keine Wohnung in der Stadt; der Kapitain sagte mir hierüber, es sei ihm beinahe unzweifelhaft, daß der Narr glaube, er werde ihn einmal irgendwo sitzen lassen und das sei, auch ganz abgesehen von seinem persönlichen Charakter, doch unbeschreiblich albern, denn er befände sich immer im Dienste des Herrn van der Kapellen, der ihn zur Verantwortung ziehen könne, wohin er sich auch wenden möge. Wenn denn doch von Aussetzen oder Zurücklassen die Rede wäre, so müßte dies allenfalls auf einer kleinen Koralleninsel geschehen, aber nicht in einer Hauptstadt engländischer Niederlassungen, übrigens habe weder da noch hier der Supercargo etwas von ihm zu besorgen, eher dürfe der umgekehrte Fall zu betrachten sein, wenn nämlich der Supercargo es würde möglich machen können, so würde er ihn ganz gewiß irgendwo sitzen lassen und daher sei es für ihn immer gefährlicher, das Schiff zu verlassen, als für den Supercargo, nur habe er eine Stütze in der Anhänglichkeit seiner Leute, welche ihm sehr gewogen, der Landratte aber, dem Supercargo, äußerst feindlich gesinnt seien, wie sich ja schon bei der Windstille gezeigt; sie hätten gar zu gern den Kerl über Bord geworfen, daher besorge er denn auch nichts und lasse ihn thun und treiben was er wolle, nur seien, wie ich wohl wisse, immerfort die strengsten Befehle gegeben, daß nichts geschehe in seiner Abwesenheit, was nicht vorher von ihm selbst angeordnet worden.

Ich fand in einem ziemlich gut eingerichteten Gasthof die Aufnahme, welche in allen engländischen Wirthshäusern üblich ist und ich sah hier zu meinem Erstaunen — wie man einst von den französischen Adeligen sagte: daß sie nichts lernen und nichts vergessen. Genau so eingerichtet wie in den mittelmäßig kleinen Städten von England, hat auch hier jedes Speisezimmer so viele Käfige oder Verschläge, wie man Tische von kleinem Umfange zu setzen vermag. Diese Verschläge sondern die Gäste vollständig von einander ab. Kommt Jemand in solch' eine Menagerie, so sieht er sich um, ob noch irgend ein Käfig unbesetzt ist; ist er nicht so glücklich, einen solchen zu entdecken, so geht er ruhig seines Weges. Zwei oder drei Personen, welche eine Gesellschaft bilden, setzen sich in solchen Verschlag, ist aber einmal eine einzelne Person darin, so ist dieser Käfig gleich einer von ihr gemietheten Wohnung für keinen Anderen mehr zu miethen. Wollte irgendwo ein Fremder, der zwar keine Abtheilung, wohl aber noch dreißig Plätze frei sieht, sich eines solchen freien Platzes bedienen, so würde derjenige, welcher schon am Tische sitzt, entweder den Kellner rufen, damit er den Eindringling hinauswerfe, oder wenn er ganz besonders höflich wäre, würde er selbst aufstehen und den Platz verlassen, dann aber niemals wieder in das Wirthshaus zurückkehren, wo er so ungebildete Menschen findet — Menschen,

die so unhöflich sind, in einen Käfig zu kommen, in dem bereits ein Anderer eingesperrt ist.*)

Ich kannte bereits diese Sitte und kam daher nicht in die Verlegenheit, Jemanden zu vertreiben oder selbst vertrieben zu werden; dies machte gleich einen günstigen Eindruck auf den Herrn vom Hause, Mr. Robber, der mich als einen Gentleman bezeichnete und sich an Gebühren für diese Standeserhöhung doppelt so viel bezahlen ließ, als ich im anderen Falle bezahlt haben würde.

Da am heutigen Tage nicht mehr viel Zeit zu Unternehmungen war, so besah ich mir nur die Stadt an sich, welche ganz gut und regelmäßig angelegt ist, aber auch wieder auf jedem Schritte ihre Anlage durch Engländer erkennen läßt, so z. B. haben die Häuser alle eine unbeschreiblich schmale Front. In manchen großen Städten giebt es ähnliche, zwei Fenster breite Häuser, welche dabei vier auch fünf Stockwerke Höhe haben; man nennt sie spottweise Handtücher, weil sie in Länge und Breite wirklich das Verhältniß des Handtuchs haben. Hier erklärt sich das durch den beschränkt gewesenen Raum, welchen man am Ende doch benutzen wollte, aber was soll man zu einer Stadt wie Aukland sagen, welche in der That ganz neu ist, welche noch kein Decennium zählt. Das ist nun wieder die echt engländische Isolirungswuth. Jede Familie will ein ganzes Haus für sich haben. Der Engländer würde vielleicht sehr zufrieden sein, wenn die sämmtlichen Gemächer dieses Hauses in einer Ebene lägen, denn so viel Verstand hat er doch, um einzusehen, daß dieses bequemer sei als das ewige Auf- und Absteigen von vier oder fünf Treppen, denn unten liegt das Comptoir, im Souterain die Küche, eine Treppe hoch die Empfangszimmer, zwei Treppen hoch die Wohnzimmer, drei Treppen hoch die Schlafzimmer, vier Treppen hoch die Zimmer der Kinder und fünf Treppen hoch die der Dienstboten und des Hofmeisters oder der Gouvernante.

In London ist Grund und Boden sehr theuer und eben deswegen baut man dort die Häuser zwei Fenster breit und fünf Treppen hoch. In Aukland ließe sich das anders und bequemer machen, allein die Engländer sind nun einmal wie die Spechte oder Meisen an das Klettern gewöhnt und darum bauen sie auch auf Neuseeland nicht in die Breite, sondern in die Höhe.

---

*) Der Verfasser trat eines Abends in eine Restauration (in Berlin) um eine Flasche Ale zu trinken. Ein einzelner Mann lag auf dem Sopha lang ausgestreckt mit den Füßen gleichfalls auf dem Sitze und las eine Zeitung. Eintretend grüßte der Verfasser einfach mit einem „guten Abend" und setzte sich dann an einem anderen Tische nieder. Der Anwesende grüßte nicht, sondern stand nach einigen Minuten auf und ging, ohne sein Ale zu trinken, ohne zu grüßen. Vor der absichtlich offen gelassenen Thüre sprach er sehr laut zu dem Kellner: „Sagen Sie des Mensch, uenn es uil komm her in Soiciti von Gentlemen, soll sitsch sagen lassen von Sulmeister, wie sitsch (sich) ab su benehm in uerri fine Soiciti, nicht su grüß eine Mensch uas nicht kennt — ein dammned Flegel!" Der Verf. hörte, der Herr sei von der engländischen Gesandtschaft — nun doch wohl nur ein Stallknecht!

Bei meiner Wanderung durch die Straßen fiel mir plötzlich ein Berg in die Augen, dessen Aussehen mich im höchsten Grade überraschte; es war ein so vollkommen regelmäßig gestalteter Kegel, daß ich ihn sofort als einen Vulkan erkannte. Ich frug einen vorübergehenden, anständig gekleideten Mann nach dem Wege, um dort hinauf zu gelangen; ich frug ihn im besten Englisch, das ich in meinem Sprachschatz hatte, er antwortete mir: „I not speaken french."

Ich wollte ihm höflich zu verstehen geben, daß ich nicht französisch gesprochen habe, allein er hatte bereits beide Hände in den Taschen und den Hut im Nacken mir den Rücken gewendet und war seiner Wege gegangen. Ich trat, dem Auge folgend, meinen Weg an, hatte noch mehrmals das Vergnügen, ähnliche Antworten zu vernehmen, endlich gelangte ich doch hinauf und sah zu meinem nicht geringen Erstaunen einen wirklichen, wiewohl erloschenen Vulkan mit den allerentschiedensten Zeichen einer früheren Thätigkeit; er hatte einen Krater von einem nicht geringen Umfange und mitten in diesem Krater erhob sich ein zweiter, kleinerer Berg, ein sogenannter Eruptionskrater, ein Centrum dieser gewaltigen Thätigkeit; der ganze Berg war also ursprünglich durch Auswurf entstanden und es hatte sich ein hohler Kegel gebildet, aus der Höhlung hatte sich nach neuen Eruptionen ein zweiter Kegel erhoben, aber auch dieser schien bereits längere Zeit geruht zu haben, nirgends war eine Spur von noch vorhandener Thätigkeit zu finden, es entwickelte sich kein Dampf, kein Schwefelgeruch, es war der Boden nicht einmal um ein oder ein Paar Grade höher temperirt, als ich ihn überall auf diesem Isthmus fand.

Von diesem Kegel aus konnte ich sehr gut die ganze Stadt und deren Umgegend übersehen; dieselbe liegt auf dem nach Norden gerichteten halbkreisförmigen Vorsprunge, den dieser Vulkan wahrscheinlich selbst hervorgebracht hat, es laufen drei Spitzen davon aus, welche man leicht in Molen würde verwandeln können. Die Stadt hat einen Querdurchmesser von einer Viertelmeile nach deutschem Maß und wird östlich sowohl als westlich von zwei tiefen Bayen begrenzt, welche bis an die Basis des Halbkreises reichen, auf der Aukland steht. Diese beiden Hafen wimmeln von Schiffen, da sie jedoch nicht tief sind, nur von kleinen Schiffen, die größeren müssen in dem Hafen liegen bleiben, welcher zwischen Aukland und dem gegenüber liegenden Victoria-Berge sich hinzieht. Dieser Hafen ist gewissermaßen der Ausläufer, die Mündung des Waitemata-Flusses, welcher bei dem North-Head in den Hauraki-Golf mündet.

Weiter in das Land hinein dehnt sich der Plan von Aukland, der indessen noch nicht mit Häusern ausgefüllt ist, vorläufig ist das einzige Gebäude eine Windmühle, welche ganz in der Nähe von vier vulkanischen Bergen (welche ich später als Tuffkegel erkannte), liegt. An diesen Kegeln vorbei und um dieselben in einem Halbkreis herum geht die Kybernaß-Chaussee; ich kann mir den Namen nicht erklären, denn so weit ich dieselbe späterhin verfolgte, fand ich keinen Ort an derselben, der Kybernaß geheißen hätte.

Von meinem Standpunkte aus vermochte ich ziemlich die ganze Landenge zu übersehen und ich würde auch die am entgegengesetzten Ufer derselben liegende Stadt Onehunga haben sehen können, wenn mir nicht eine ziemliche Menge von gar nicht unbedeutenden kegelförmigen Hügeln die Aussicht dahin versperrt hätten. Diese Hügel steigen 350 bis 650 Fuß auf und sind sämmtlich vulkanischer Natur.

Ich war mit meinem ersten Ausflug ganz zufrieden und suchte mich ohne vieles Fragen durch die Stadt nach dem Bardings-Haus zu finden, was denn auch glücklich gelang.

Ich ließ mir meinen Thee auf das Zimmer bringen und erhielt dazu auch die hoch berühmten Zwiebacke, zu deren Zermalmung das Gebiß eines Mastodon gehört; sie sind nämlich lediglich aus Wasser und Mehl bereitet, ohne eine Spur von Gährungsstoff, sind dann nicht gebacken, wodurch wenigstens die Rinde in Stärkegummi verwandelt werden könnte, sondern sie sind sehr scharf getrocknet und fühlen sich zwischen den Zähnen an als wären sie aus weißbüchen Holz gemacht, so ungefähr ist auch ihre Farbe.

Wenn man dieses köstliche Getrocken oder Geröste (denn Gebäck kann man es nicht nennen), in Thee bringt, wenn dieser siedend ist, so entwickelt sich das Vortreffliche dieser engländischen Erfindung auf eine überraschende Weise. Dieser Zwieback weicht nämlich wirklich vollständig auf und hat alsdann den köstlichen Geschmack weißer Oblaten. Die Cultur der Deutschen ist zwar bereits so weit vorgeschritten, daß sie dieses Theebrod nachahmt, aber bis zu seiner nichtssagenden Vollendung hat es noch kein Deutscher gebracht.

---

## Hunderteinundsechzigstes Kapitel.

Theeextract, der Triumph der chemischen Wissenschaften. Die Vulkane in Landgüter verwandelt. Alte Namen und neue Namen. Maunga-Wao zwischen zweien Weltmeeren. Der Isthmus zwischen Onehunga und Aukland. Womit die Civilisation durch die Europäer begonnen hat.

Da mir der köstliche Thee entsetzliche Leibschmerzen verursachte, so beschloß ich, denselben am nächsten Morgen zu untersuchen und gestattete daher nicht, daß man das Theegeschirr wegnehme, als mir mein Abendessen gebracht wurde, das aus fürchterlichen Beefsteaks bestand. (Ich nenne sie fürchterlich, weil sie jedenfalls von einem würdigen Ochsen herstammten, der schon vor mehreren Tagen das Zeitliche gesegnet hatte, eine Sache, die auf Neuseeland von Wichtigkeit ist, Aukland liegt unter dem 37.° der Breite.) Da mir sehr übel war, ließ

ich mich nicht verführen, dies Gericht zu dem Thee zu spediren und als der Aufwärter die unberührten Speisen wieder mitnahm, mag er wohl gedacht haben, ich sei ein echter Frenchman (sprich „Frinschmen"). Mit diesem Ehrentitel bezeichnen die Engländer nämlich ein jedes Ding, was nicht engländischer Abkunft ist; ein Russe, ein Neapolitaner, ein Deutscher oder ein Spanier, ein Schwede oder ein Grieche, alles ist ihm gleich, alles ist ihm Frenchman, Franzose. Auch giebt es für ihn auf Erden, außer der engländischen, sowie nur ein Volk, so auch nur eine Sprache, die französische, French.

Als ich am Morgen, noch durchaus nicht wieder hergestellt, meinen vortrefflichen Theeaufguß untersuchte, fand ich chromsaures Blei darin, was zur Verschönerung der Farbe angewendet worden. Ich hatte also unzweifelhaft mit einem Thee zu thun gehabt, der schon einmal gebraucht und wieder aufgefrischt worden war, man hatte die Theeblätter getrocknet, mit einer Gummilösung befeuchtet, um sie wieder rollen zu können und hatte sie dann, um sie zu färben, mit Chromblei und um ihnen den abstringirenden Geschmack zu geben, mit Gerbsäure versetzt. Diese Untersuchung führte mich zurück auf meine Erfahrungen in England, wo man eine Wissenschaft daraus gemacht hat, den Thee, ein ganz allgemein verbreitetes Getränk, auf die schauderhafteste Weise zu verfälschen und gerade deshalb, weil dieses Getränk so allgemein ist und in so unglaublichen Massen gekauft wird, so daß es ein Gegenstand von Wichtigkeit für den Handel wird. Der verfälschte Thee ist unter dem Namen Laveno Beno besonders durch eine Firma Leitch Wholesale Dealer als verbesserter, chinesischer Thee verbreitet. Derselbe soll die essenciellen Theile der echten Theeblätter enthalten; es soll der Wissenschaft gelungen sein, die Herstellung des Produkts in der allerreinsten und vollständigsten Weise zu ermöglichen. Berühmte Gelehrte sind im Jahre 1843 auf den erhabenen Gedanken gekommen, diesen Thee, welcher der stärkste und beste ist, aus den feinsten Theeblättern zu ziehen; er stärkt die Nerven, stört den Schlaf nicht, stärkt das Gedächtniß, erweckt Gedanken, verbessert die Stimme, er ist daher Jedermann zu empfehlen und wird in Packeten à einen Schilling verkauft; er erscheint in Art eines groben Pulvers mit deutlich sichtbaren Stückchen von Blättern und hat einen bittern, zusammenziehenden Geschmack.

Die Blatttrümmer weisen sich aus als zu dem Rhus toxicodendron, dem giftigen Sumach angehörig, der bittere Stoff rührt von dem Catechu-Harz her und die zusammenziehende Eigenschaft von der Gerbsäure, welche in dem Catechu enthalten ist. Demnach findet sich in diesem herrlichen, durch die erhabenste aller Wissenschaften erfundenen Thee nicht eine Spur von Thee, sondern ein sehr gefährliches Gift und Gerbsäure. Diese abscheuliche Verfälschung danken wir den Segnungen der engländischen Verfassung, welche so enorme Abgaben fordert, daß sie auf gewöhnliche Weise gar nicht mehr herbeigeschafft werden könnten, wenn man nicht die sogenannten Taxen, Zölle auf alle Handelsartikel

gelegt hätte, welche man in das Land bringt, daher diese Handelsartikel, wie Tabak, Thee, Wein, Zucker ꝛc., so enorme Preise erreichen, daß der Gewinn, den man macht, wenn man die Produkte aus einheimischen Waaren bereitet, also keinen Zoll zu zahlen hat, so groß ist, daß er zu diesen großen Betrügereien führt. Nirgends trinkt man bekanntlich abscheulicheren Thee als in England, nirgends abscheulicheren, frecher verfälschten Wein als gerade dort, wehe dem thörichten Deutschen, der sich in einer Stadt Englands am Wein erfreuen will, er wird schon den Versuch mit mehrtägiger schwerer Krankheit bezahlen müssen, nicht ein Tropfen Wein befindet sich in der Flüssigkeit, welche man in den engländischen Gasthöfen unter dem Namen Wein verkauft. Aus meiner Erfahrung hier nahm ich mir die Lehre, mich womöglich mit meinem eigenen Proviant zu versorgen.

Als ich mich einigermaßen erholt hatte, begab ich mich wieder an meine Untersuchungen; ich durchstrich die nächste Umgebung von Aukland und sah zunächst alle die auf meinen Kreuz- und Querwegen liegenden kleinen Vulkane von Farmen besetzt. Ueberall sieht man am Rande des Kraters die Häuser dieser kleinen Landgüter und die Gründe, die meistentheils flachen, ganz eben ausgefüllten Krater prangen mit den schönsten Wiesen im schönsten Grün und mit herrlichen Getreidefeldern, aber mir ist ganz unbegreiflich, warum man nicht bei weitem mehr auf den Anbau der mehltragenden Pflanzen sieht, welche den heißen Gegenden eigen sind. Der Ertrag an Mehl, den eine Pflanzung von Pisang giebt, ist bekanntlich vierzigmal so groß, als der von einem gleich großen Kartoffelfeld, also wenigstens achtzigmal so groß als von einem Weizenfelde. Es muß doch auch hier wieder das nie zu beseitigende Vorurtheil der Engländer sein. Deutsche, Franzosen und Spanier haben um den Meerbusen von Mexico her sich angesiedelt, sie alle leben dort, wie es das heiße Clima verlangt und wie es die dortige Natur mit sich bringt, nur die Engländer, welche auf den Antillen und auf dem Festlande der Guyana wohnen, leben dort genau so wie in Alt-England.

Ich bestieg einen der höchsten Berge, welche auf meinem Wege lagen, den Mont Eden, nach engländischer Lesart, ursprünglich heißt er Maunga-Wao. Man hat überall begonnen, den Gegenden, Inseln, Bergen ꝛc. die Namen zu belassen, welche ihnen die Eingeborenen gegeben haben. Adalbert von Chamisso hat auf die Thorheit dieses Namengebens aufmerksam gemacht und vor allen Dingen gezeigt, daß sie dem Seefahrer nachtheilig sind. Die Bewohner des Inselmeeres zwischen Asien und Amerika kennen die Inseln bis auf 50 deutsche Meilen von ihrer Heimath und wissen mit ziemlicher Genauigkeit ihre Lage, ihre Entfernung, ihre Größe zu bezeichnen, aber kein einziger Insulaner kennt die Freundschafts-Inseln, die Hebriden, die Phönix-Gruppe, den Salomons-Archipel, sie kennen alle jene Inseln und Inselgruppen nur nach dem Namen, der seit Jahrhunderten unter ihnen selbst üblich ist und der unter ihren Vor-

eltern diesen Inseln gegeben wurde. So ist es auch mit diesen Bergen, Bayen, Flüssen und Vorgebirgen. Was weiß der Eingeborene von den drei Königsbergen, was von dem Wellington- oder dem Victoria-Berg, dagegen er den Takarunga oder den Kiekie oder den Otuatua sehr wohl kennt. Hier zwischen Aukland und Onehunga auf einer meilenbreiten Strecke, auf welcher unzählige Bauerngüter vereinzelt oder in kleine Dörfer vereinigt liegen, ging es schon, die Leute konnten mir wenigstens einigermaßen Bescheid geben, ferner aber von diesen Niederlassungen wird es ganz unmöglich, sich nach einer Karte zurecht zu finden, denn es steht kein einziger Name darauf, wie er den Eingeborenen bekannt ist.

Der Berg, dessen ich gedacht, ist der höchste auf diesem wunderbaren Flecken Landes; er ist gleich allen Uebrigen ein erloschener Vulkan oder besser eine Vulkangruppe, denn um ihn her reihen sich eine beträchtliche Menge kleinerer Berge. Bei seiner Erhebung auf 650 Fuß gewährt er eine grandiose Aussicht, denn man sieht nicht sowohl nördlich als südlich das Meer, oder vielmehr die tief eingeschnittenen Buchten, sondern man sieht auch hinter denselben wieder das bergige Land, ein überraschend schöner Anblick, um so wunderbarer als dasjenige, was man übersieht, auf einer Seite das östliche, auf der anderen Seite das westliche Ufer der ganzen Insel ist. In die Bay von Onehunga fluthet das Meer, welches zwischen Neuseeland und Neuholland liegt, in den Aukland-Hafen, strömt der große Ocean ab und zu.

Von diesem Maunga-Wao sind Lavaströme ausgeflossen, welche man rund um den Berg verfolgen kann. Die Berggruppe von fünf Vulkanen, auf der ich stand, hat diese Lavaströme nicht allein rund umher, sondern nach Westen zu sogar bis in den Hafen ergossen, so daß sich dort eine weit in das Wasser gehende, beinahe eine halbe deutsche Meile lange Zunge aus geschmolzenem Gestein gebildet hat. Aehnliches ist von einem dem Meere näher gelegenen Berge geschehen, welcher der Albert heißt und die drei Königsberge, welche mit den beiden eben gedachten ein rechtwinkeliges Dreieck bilden, haben dasselbe Erzeugniß in Menge geliefert, so daß die ganze Ebene von dem Waitemata-Strom bis zu den drei Bergen mit Lava bedeckt ist. Eine ähnliche Erscheinung findet zwischen dreien Vulkanen auf der östlichen Hälfte dieses Isthmus statt. Der Berg Wellington (Maunga-Rei), der Stuart-Berg und der Maunga-Kiekie schließen zwischen sich ein zusammenhängendes Lavafeld ein.

Gewiß ist kein zweiter Punkt auf ganz Neuseeland zu finden, der glücklicher für die Anlage einer Hauptstadt wäre, aber dieselben Landhaifische, welche schon im Norden an der Inselbay den Boden so unerhört vertheuerten, haben sich auch hier in gleicher Weise breit gemacht und man wird keinen Bauplatz bekommen, wenn man nicht seine Fläche mit Pfundnoten bedecken will. Dennoch hat sich bereits eine zweite Stadt gebildet, nämlich Onehunga und zwischen dieser und Aukland, welche nur eine deutsche Meile von einander entfernt sind,

findet ein sehr lebhafter Verkehr statt; eine macadanisirte Straße wird von Omnibussen befahren, zu denen ein Unternehmer hundert Pferde gestellt hat. Onehunga war ursprünglich eine Ansiedelung von pensionirten Beamten und Offizieren des niedrigsten Grades, denen die Regierung Land und Wohnung schenkte, sehr kärglich allerdings, denn das Land bestand in einem einzigen Acker und die Wohnung in einer Holzhütte, allein die Lage war so außerordentlich schön, daß als der Hafenort Aukland zur Hauptstadt wurde, alle reichen Leute nach Onehunga zogen und die dort ansässigen Pensionaire auskauften, d. h. ihnen zwei- bis dreihundertmal so viel gaben als der ursprüngliche Werth des Landes war, in der Zeit, bevor es Mode wurde, seine Abendstunden am westlichen Meere zuzubringen, nachdem man die Tagesstunden am östlichen Meere verlebt. Onehunga hat jetzt den Rang einer Stadt und zwischen den beiden großen Orten liegen bereits drei große Dörfer mit berühmten engländischen Namen: Epson, woselbst man die Wettrennen hält, St. John und Newmarket.

Ich war des Erstaunens voll als ich sah, was europäische Cultur in kurzer Zeit geschaffen hatte. Der ganze Isthmus war eigentlich eine pfadlose Wildniß gewesen; hier wohnten wenigstens 30,000 furchtlose Kämpfer des großen Maori-Stammes, nämlich die kriegerischen Ngatiwatuas. Sie hatten sehr wohl den Werth der vielen Kegelberge begriffen, dieselben dienten ihnen als Burgen, als Waffenplätze. Schwer ersteiglich an sich waren sie noch terrassirt, jede Terrasse war mit Pallisaden umgeben, der Gipfel war das eigentliche Dorf. Am Fuß der Hügel wohnten die Ackersleute, sie bauten mit den Sclaven der Krieger und Häuptlinge sowohl die Gärten zwischen den Pallisadenreihen, wie die Felder am Fuße des Berges und was sie hier erbauten war ausreichend, denn das Uebrige war Wildniß mit Wald oder baumartigen oder niederen krautartigen Farren bedeckt.

Als die europäische Civilisation hier einschritt, um die ewigen Fehden zu beendigen, welche zwischen den Häuptlingen stattfanden, fing sie der Gründlichkeit wegen damit an, die sämmtlichen Eingeborenen auszurotten bis auf die jungen Mädchen, welche man zu sehr verschiedenen Diensten brauchte und auf die Sclaven, welche nicht kriegerisch waren. Natürlich mußten auch sie jung und kräftig sein, was hätte man sonst mit ihnen anfangen sollen.

Nun hatte die Cultur ganz leichtes Spiel, vor allen Dingen brauchte sie sich nicht mehr mit den Menschen zu befassen, sondern sie wandte sich gleich an den Boden und cultivirte diesen und so ist denn die Wildniß verschwunden; man sieht überall üppig grünende Felder, man sieht diese wiederum nach engländischer Art mit undurchdringlichen Hecken von der Stecheiche (Ilex aculeata), welche die Engländer auch von ihrer schönen, grünen Insel hieher geführt haben, um des gewohnten Anblicks nicht zu entbehren, oder man sieht sie mit Mauern aus Lavablöcken umfriedigt, Wald und Farrenkraut ist verschwunden, man befindet

sich mitten in einer engländischen Grafschaft, Norfolk, York oder Sussex, nur nicht in Neuseeland.

Ich bin auf vielen von den erloschenen Vulkanen gewesen, die Terrassen konnte man überall deutlich genug erkennen, auch waren sie von den jetzigen Bewohnern häufig als Gärten benutzt, aber oben auf dem Gipfel des Hügels, wo sich der Pa befunden hatte, war keine Spur mehr davon zu sehen. Die deutschen mittelalterlichen Burgen hinterließen Ruinen und man konnte sie noch Jahrhunderte lang sehen, bis irgend ein gnädiger Fürst seinen Unterthanen sagte: „Ihr Narren, behaut Euch doch nicht erst Steine, sondern nehmt die bereits behauenen von den Hohenstaufen!" (im Norden von Deutschland hat man diese Denkmäler des Mittelalters zu bewahren und zu erhalten gewußt), hier aber hinterließen die Burgen keine Ruinen, sie waren von Holz und damit ja nicht einmal die nächste Generation sich ein Bild von solch einem Pa machen könnte, wurde das sicherste Mittel angewendet, um diesem zuvorzukommen, sie wurden verbrannt und man findet auf dem ganzen Isthmus nicht mehr einen einzigen Waffenplatz.

---

## Hundertzweiundsechzigstes Kapitel.

**Eigenthümliche vulkanische Beschaffenheit der Landenge. Ein niederer anglicanischer Geistlicher und seine Familie. Ein Mittagsessen nach engländischer Mode. Einige naive Fragen.**

So viel ich den Boden zu beurtheilen vermochte, war derselbe meist thon- und mergelhaltig, bot auch hin und wieder Sand dar. Wo zwischen diesen Theilen das richtige Mischungsverhältniß stattfand, konnte man die allerherrlichsten Felder sehen, nicht weniger dort, wo sich die vulkanische Asche gelagert hatte, diese war hier immer aus dem ebenen Boden hervorgebrochen, es befand sich also niemals bei den Vulkanen ein sogenannter Erhebungskrater und dieses haben einige Geographen benutzen wollen, um zu beweisen, daß Leopold von Buch's Theorie der Vulkanbildnng eine irrige sei, allein mit Unrecht, denn dieser berühmte Geognost hat niemals behauptet, daß jeder Vulkan aus einem Erhebungs- und einem Aufschüttungskrater bestehe, er hat diese beiden Bildungsarten nur unterschieden. Wo die vulkanische Thätigkeit den Boden hebt, aufbläht, seine bisher horizontalen Gesteinschichten schräge legt und dann am Gipfel an der dünnsten Stelle sich einen Ausgang verschafft, da ist zuerst der Erhebungskrater fertig und aus diesem steigen nunmehr grob oder fein zertheilte Gesteine empor, welche den Schüttungskegel bilden.

Wo aber die vulkanische Thätigkeit keine feste Gesteinsdecke findet, welche sie zu heben brauchte, wo nur pulverige Massen, wie Sand und Mergel, oder leicht zerbrechliche, wie Thon und Lehm liegen, da hebt die vulkanische Thätigkeit nicht weite Strecken, sondern sie durchbricht den lockeren Boden, der Krater liegt in der Ebene der Bodenfläche und der Eruptionskegel wird auf diesem ebenen Boden aufgeschüttet. Hat die Thätigkeit lange genug gedauert, hat sich ein Berg gebildet, so kann sich der Krater sehr wohl aufgefüllt haben, der Eruptionskegel wird alsdann auf seiner Höhe eine schüsselartige Vertiefung haben und in dieser kann bei einem erneuerten Ausbruch sehr wohl ein neuer Eruptionskegel entstehen.

Solcher Krater und solcher Eruptionskegel findet man am Aetna einige siebzig und von ihnen wird Niemand sagen, daß hier ein Erhebungskrater zu finden wäre, ein solcher ist das ganze Centralgebirge, welches man Aetna nennt, rund um auf seinen Abhängen haben sich die Schüttungskegel so gebildet, wie sie sich hier auf der Landenge von Aukland zeigen und es scheint mir als sei eben diese Landenge für diese Krater dasjenige, was der Aetna ist für seine siebzig Kegel, nämlich der durch Vulkanismus erhobene Boden, auf dem diese Kegel ruhen.

Die südlichste Spitze der Stadt Onehunga enthält gleichfalls einen Vulkan oder vielmehr einen Krater, welcher so niedrig liegt, daß das Meerwasser hineingedrungen ist, ich sah später noch mehrere ganz ähnliche und einen unfern von Aukland, den anderen dicht bei der Stadt Paumure und auch am Haurafi-Golf, Aukland gegenüber, ferner am Punkaki-Flüßchen, Onehunga gegenüber, sieht man ganz ähnliche mit Wasser gefüllte ehemalige Krater.

Mein zweiter Ausflug zeigte mir viele dieser vulkanischen Kegel noch näher, eine Menge derselben hat Torfmoore, das will sagen, die obere Fläche ist sumpfig geworden und hat eine eigenthümliche Moosvegetation erhalten, welche mit der Zeit Torf bildet; andere der Kegel sind wie gesagt mit der allerfruchtbarsten Erde angefüllt und daher vortrefflich angebaut. Aukland gegenüber, am äußersten Ende der Schul-Bay, hinter dem katholischen Missionshause, befindet sich der größte dieser Seen, Pupaki, welcher eine Tiefe von 168 Fuß hat; er ist ganz von Land umschlossen und das Meer tritt nirgends in denselben, während dagegen die Becken von Paumure, Onehunga, Pupaki vom Meere aus zugänglich sind und von Ebbe und Fluth fortwährend erreicht werden. Den größten Vulkan dieser Gegend bildet eine ganz für sich geschlossene Insel, Rangitoto, welche ich bereits oben angeführt habe, aber hier ist kein See vorhanden; der Name bedeutet blutiger Himmel und es ist wohl möglich, daß derselbe daher rührt, daß der Wiederschein der glühenden Lava den Himmel geröthet hat, wie man dies ja bei einer jeden Feuersbrunst sieht, welche wohl von dem kleinsten vulkanischen Ausbruch übertroffen werden wird. Man braucht deshalb nicht anzunehmen, daß ein solcher Ausbruch vor nicht gar langer Zeit

stattgefunden, obwohl es möglich wäre, denn ein Jahrhundert verwischt die Spuren so vollständig, daß z. B. auf dem vulkanreichen Java kein Naturforscher sicher ist in der Bestimmung, wann der letzte Ausbruch stattgehabt. Die Namen, welche solche Naturvölker Bergen oder Flüssen oder Landstrecken geben, haben ursprünglich immer eine gewisse Bedeutung. Mit den aufeinanderfolgenden Generationen wird der Name aus fernsten Zeiten herabgetragen, wenn auch mit der Zeit die Bedeutung, wenn auch allmälig der Grund, warum man das Ding so nannte, vergessen worden ist.

Ich suchte den Reverend Dr. Smoker, einen anglicanischen Geistlichen auf, um einiges zu erfahren über die Verhältnisse des Clima's, der Temperaturwechsel zwischen Sommer und Winter, zwischen Tag und Nacht und über ähnliche Gegenstände. Er war mir als der gelehrteste und zugleich als ein nicht hochmüthiger Mann bezeichnet und empfohlen worden, das ist ein wichtiger Punkt. Wer sich unter einem engländischen Geistlichen einen goldsmith'schen Vicar von Wakefield denkt, möchte sich sehr irren, allein der würdige Herr Smoker war k e i n h o h e r geistlicher Würdenträger, er war kein Bischof, sein Pelzfutter des geistlichen Hochmuths war also mit dem Lammfelle christlicher Demuth verbrämt; er war nicht wie die Bischöfe anmaßend, herabsehend auf das niedrige Gewürm, er war nicht brutal und absprechend, unfehlbar, allein zu allen diesen als negative, sehr schätzenswerthen Eigenschaften kam noch eine schließliche, gleichfalls negative; er wußte nämlich von allem, was ich ihn frug, nicht das Geringste, er war unwissend in dem hohen Grad, in dem es die Reverend's alle sind, aber er war nichtsdestoweniger sehr liebenswürdig und er nahm mich mit ungemeiner Höflichkeit in sein Haus auf. Da sah ich einige wassermelonenblonde junge Damen, das waren seine Töchter und eine andere gleichfalls aber entsetzlich blonde Dame, das war seine Frau; jede derselben hatte zur Vermehrung der Rührung etwas sehr dunkles in das Haar geflochten, so daß dieses beinahe weiß erschien. Es ist gut, in allem Maß zu halten, so auch im Blondsein, ich finde zwar reiches, blondes Haar sehr schön, aber wenn es aussieht wie das Inwendige einer Semmel, so kann ich mich nicht mehr entschließen, es schön zu finden; so war es auch hier und ich hätte wohl gewünscht, daß die guten Damen ein klein wenig dunkler von Haaren gewesen wären, denn im Uebrigen konnte man sie beinahe tadellos schön nennen, aber allerdings das, was man fade Schönheiten nennt, die Augen waren wasserblau, die Lippen nicht dunkel, sondern von der Farbe des hellrothen Löschpapiers, welches man häufig in den Briefpapiermappen der Damen findet, die Wangen waren nicht roth, sondern röthlich weiß, die Stirne war ganz weiß und die Nase noch weißer. So saßen und standen die Damen um mich her, stumm und wenn das auch nicht, so doch wenigstens schweigsam, es war eine Unterhaltung, welche ich beinahe rührend hätte nennen können, zum Glück dauerte sie nicht lange, man hatte mich zu Mittag gebeten und da es fünf Uhr schlug, so setzte man sich zu

Tische. Die Gesellschaft war nur klein, aber sie hätte dennoch haben animirt sein können, wenn dies bei Engländern möglich wäre, welche gesetzmäßig bei Tische schweigen.

Als ich zuerst in einem New-Yorker Gasthause die Leute ihr Essen mit einer unbeschreiblichen Gier verschlingen sah, dachte ich, es sei republikanische Ungeschliffenheit, was sich mir zu bestätigen schien, indem die Herren, nachdem sie gegessen, den Stuhl hintenüber kippten und sich auf zwei Beinen schaukelten, die anderen zwei Beine aber, die nicht dem Stuhle angehörten, auf den Tisch legten zwischen die rechts und links noch mit Essen beschäftigten, welche dann ihrerseits das Gleiche thaten, sobald auch sie mit dem Essen fertig waren.

Als ich in England eben so wüthend und mit beiden Händen essen sah, indem man abwechselnd bald mit dem breiten Messer, bald mit der breiten Gabel die Speisen in den Mund führte, so glaubte ich, das sei die Eile der Geschäftigkeit, das löbliche kaufmännische System der Zeitersparniß. Zeit ist Geld.

Als ich aber hier auf Neuseeland in dem Hause eines Geistlichen die kleine Gesellschaft ebenso hastig essen sah und als mein edler Wirth, dem ich etwas erzählen wollte, mir höflich sagte: „Mein Herr, Sie werden Ihr Mittagessen verlieren!", da frug ich mich erstaunt, warum müssen denn diese Leute so eilen? Es ist ja nicht Sonnabend, wo der Herr Pfarrer seine Predigt memoriren soll und wo er also allenfalls etwas zu thun haben könnte? — und was für ein Mittagessen, was nicht zu verlieren man mir anrieth. Es kam eine sehr wässerige Schildkrötensuppe und das Fleisch, welches darin befindlich war, hatte einen solch entsetzlichen Grad von Zähigkeit, daß mir die Köchin verdächtig war, die Schildkröte selbst gegessen und ihrer Herrschaft kleingeschnittenes Sohlenleder aufgetischt zu haben.

Es folgte das Gemüse, bestehend aus jungen, grünen Erbsen, welche ohne die allergeringste Zubereitung in Wasser gekocht worden waren und so, aber ohne das Wasser auf den Tisch kamen. Ein Jeder nahm sich davon nach seinem Gefallen und dann ging ein großes Stück Butter umher, wovon man sich etwas abschnitt, in die heißen Erbsen legte, damit verrührte und darauf mit andächtiger Eile verspeiste. Die Butter war allerdings besser als diejenige, welche unsere holländischen Matrosen zur Schiffskost bekamen, das Wieviel will ich unerörtert lassen, da sie ebenso wenig wie die unserige im indischen Meere ihren Ursprung hatte.

Zu diesem Gemüse hatte man köstliche Hammelcotelets. Ich muß gestehen, daß ich glaube, der Hammel war heute geschlachtet, aber es kam mir nicht wahrscheinlich vor. Die Bereitung hatte nun das ihrige gethan, um diesen Stoff zu vervollkommnen. Die Hammelrippen haben gewöhnlich etwas Fett auf der Außenseite, die Cotelets werden geklopft, während ein Gehülfe der Köchin oder des Kochs einen Haufen Kohlen in lebhafte Gluth versetzt, über

welche man einen Rost stellt. Sind die Cotelets fertig geklopft, so legt man sie nebeneinander auf den Rost und läßt sie recht heiß werden. Hierbei tröpfelt das geschmolzene Hammeltalg auf die Kohlen und giebt einen Duft, welcher dem Vater der Götter als Opferrauch sehr willkommen gewesen wäre, dann werden die Cotelets auf dem Roste umgekehrt und hierauf zu Tische gebracht.

Die Engländer haben durchschnittlich ganz vortreffliche Zähne und um dieses einem Jeden, auch den Ungläubigsten zu beweisen, lassen sie ihre Hammelcotelets auf die gedachte Art zubereiten. Mir wollte es scheinen, als sollte es zweckmäßig sein, mich des Versuches zu enthalten, einen Angriff auf diese Cotelets zu machen.

Nach jedem Gericht schenkte der Herr Wirth sich und mir ein Glas rothen Weines ein, den er Portwein nannte und ich glaube behaupten zu können, daß dieser Wein außerdem, daß er bei Oporto vorbeigefahren worden ist, wirklich von Port zu Port gegangen, also mit Recht Portwein genannt werden kann. Der Spiritus dazu ist in Mecklenburg gemacht worden, der Hollunder kommt aus Böhmen, die Blaubeeren aus der lüneburger Heide, der Zucker aus Preußen, alle diese Dinge finden sich in Hamburg zusammen und gehen von dort im fröhlichen Vereine als Portwein nach Indien.

Der geistliche Herr war indessen sehr durchdrungen von der Vortrefflichkeit dieses Produkts und er frug mich angelegentlich, ob wir dergleichen auch bei uns trinken. Ich konnte ihm ehrlich antworten: Nein! worüber er sehr ergötzt war und sagte: „Ja, unser gesegnetes Alt-England liefert doch das Herrlichste von Allem, was es auf Erden giebt!“ Da ich den gastfreundlichen Mann nicht beleidigen wollte, so mußte ich ihn schon bei dem süßen Irrthum lassen. Uebrigens trinken wir auch im übrigen Deutschland, Holland, Frankreich dergleichen nicht, denn ein so satanisches Gebräu, wie dieser Portwein ist, kann nur von den durch Grog, schändlichen Rum und fuseligem Genever stumpf gewordenen Zungen genossen werden. Ein Mann des Festlandes, der nicht an solche Kunstprodukte gewöhnt ist, vermag den Wein nicht zu trinken und so hatte ich mit meiner Antwort, daß man bei uns solchen Wein nicht trinkt, vollkommen die Wahrheit gesagt.

Die junge Lady Hellblond that die geistreiche Frage an mich, ob die Frenchman auch Tischtücher hätten beim Essen. Ich sagte: „Ja, und überdies hat jeder Tischgenosse noch einen besonderen Lappen für sich, welchen man Serviette nennt.“ Beides setzte in großes Erstaunen, sowohl daß man bei uns Tischtücher habe — wer hätte das von den French doggs vermuthet, und zweitens, daß dieselben noch besondere Lappen hätten; das Fräulein frug:

„Unzweifelhaft meint der Herr Schnupftücher oder Nastücher?“

Der Herr erwiderte hartnäckig: nein! und das verhält sich so: An den engländischen Tafeln ist es Sitte, über den Tisch ein großes Damasttuch zu legen, welches von allen Seiten niederhängt und zwar beinahe bis auf den

Boden. Sobald die Gesellschaft sich zu Tische setzt, nimmt ein Jeder das vor ihm hängende Stück des Tischtuches auf seinen Schoos und bedient sich dessen als Serviette, während wir in dem übrigen Europa, soweit dasselbe civilisirt ist und man mit Messer und Gabel und nicht auf Matten, sondern auf Tischen speist, uns neben den Tischtüchern auch noch der Servietten bedienen. Jene Wunderlichkeit in England hat zur natürlichen Folge, daß man ein Tischtuch durchaus nicht öfter als einmal brauchen kann, indessen man trotz dieser Verunreinigung desselben doch wiederholt in die Verlegenheit kommt, sein Nastuch zu ganz anderen Zwecken zu benutzen, als zu denen es uns die Hausfrau in die Tasche gesteckt hat.

## Hundertdreiundsechzigstes Kapitel.

Plumpudding und Portwein. Verschiedene köstliche Nationalessen ein wenig analysirt. Eine kleine Verlegenheit, aus welcher mich ein Klopfstock rettet. Inhaltreiche Discussionen über das Prügeln von Kleidern und über das Waschen ohne Seife.

Ein neues Gericht von wunderbarer Vortrefflichkeit kam auf die Tafel, ein Gericht, bei dessen Erscheinen die Augen aller Anwesenden aus dem Träumerischen in das Schwärmerische übergingen. Selbst die drei jungen Lady's, die Hellblonde, die Tornisterblonde und die Wassermelonenblonde (ich weiß sie nicht besser zu bezeichnen, denn ihre Namen sind mir nicht klar geworden — Dus, Beß und Faß, Herr des Himmels, wer hat jemals so etwas gehört!) ließen ihre wasserblauen Augen leuchten von einem überirdischen Feuer. Es war Plumpudding und die würdige Frau machte mich darauf aufmerksam, daß derselbe unter ihrer Leitung ganz nach den Regeln der feinsten Kochkunst bereitet wäre. Ich muß diesem beistimmen, denn der Teig bestand aus gesäuertem Semmelteig und hatte unzählige Wasserstreifen, ich glaube, man sagt in der Kunstsprache, er war klitschig und dies war wirklich das Kennzeichen eines höchst vortrefflich zubereiteten Plumpudding, denn er muß so viel an ungahren Aepfeln, Rosinen und Backpflaumen enthalten, daß der Teig nicht anders werden kann, als der mißrathener Klöße, so daß er sich oben und unten an den Zähnen festsetzt und die beiden Kinnbacken dergestalt fest zusammenhält, daß sie ohne die gewaltige Kraft, welche in den Kaumuskeln liegt, nicht wieder von einander getrennt werden könnten, es sei denn durch eine chirurgische Operation. Aber die Söhne Albions, die kernige Nachkommenschaft der glücklichen Kreuzung zweier Racen von ungewöhnlicher Kraft, die Nachkommen der Sachsen und der

Normannen verstehen es, solche Hindernisse zu überwinden. Mir kam es vor, als betrachteten sie die Mahlzeit wie ein Wettrennen mit Hindernissen, wie eine Steepelchasse, welche auch erst dadurch Reiz erhält, daß man das an sich angenehme Reiten würzt, indem man es gefährlich, indem man es zu einem halsbrechenden Wagestück macht.

Abermals ward ich vom Papa mit einem Glase Portwein und von der Mama mit Fragen kasteit. „Genießt man auf dem Continent auch so vortreffliche Speisen?" frug die Mistris Smoker. Meine Ehrlichkeit kam hier wieder mit meiner Schelmerei in Conflict, die letztere behielt die Oberhand und ich sagte:

„Nein, wir sind nicht so glücklich, wir genießen dergleichen nicht."

„Welch' ein trauriges Land!" sagte die Dame seufzend und sie sah mich recht mitleidig an und es mochte ihr ein Trost sein, daß sie wirklich im Stande sei, mir nach den vielen Entbehrungen, die mir das Unglück, nicht als Engländer geboren zu sein, auflegt, einmal etwas Genießbares, einmal menschliche Kost vorzusetzen. Aber wie mochte sie erstaunen, als ich gerade dieses vortreffliche Gericht verschmähte; sie frug ganz verblüfft: „Wie, Sie essen nicht Pudding? O, mein Herr, das kommt nur daher, daß Sie so nahrhafter Kost nicht gewohnt sind, erlauben Sie mir, Ihnen etwas vorzulegen," und mit diesen Worten hatte ich eine Portion Pudding auf dem Teller, welche genügend gewesen wäre, einen Haifisch für einen ganzen Tag unschädlich zu machen, bis er sich die Zähne gründlich gereinigt.

Es blieb mir nichts übrig, als zum bösen Spiel die möglichst gute Miene zu machen; ich suchte mir die Pflaumen und die Rosinen heraus, ich holte auch einige Aepfel hervor, aber da ich mich mit dem Teig durchaus nicht einzulassen wagte, glücklicherweise aber die Anwesenden in den Genuß dieses himmlischen Gerichts vertieft waren, so daß sie nichts hörten und nichts sahen, sondern ganz und gar Zunge zu sein schienen, so gelang es mir, ein Stück von dem abscheulichen Zeug nach dem andern in Papier zu wickeln und bei vorgegebener Gelegenheit des Gebrauchs meines Taschentuchs dieses unerhört vortreffliche Gericht bei Seite zu bringen.

Was läßt sich darüber sagen, das sind lediglich Geschmackssachen. Dem Italiener gehen seine in Oel gesottenen Macaroni über Alles. Süddeutschland theilt mit Rußland die mir schwer begreifliche Leidenschaft für Sauerkraut, besonders muß es in Schwaben sehr beliebt sein, denn den Supercargo hörte ich wiederholt über die dummen Holländer schimpfen, indem er sagte: „Dees Viechvolk hat ja nit amol kei Sauerkraut!" und wenn er von einem Essen in einem vornehmen Hause tadelnd sprechen wollte, so sagte er: „'s war ja nit amol Sauerkraut da!" Spanier und Portugiesen kennen nichts köstlicheres als die Olla Potrida, wörtlich Faultopf, ein großes Gefäß von Steingut, in welches alle Ueberbleibsel der Mahlzeiten geworfen werden, welche man dann durch-

einander rührt und zum Abendbrod genießt, aber bei Leibe nicht mehr als die Hälfte, denn die andere Hälfte muß als Grundlage für die demnächst bevorstehende Putrefaction dienen und wenn dieser schmackhaft machende Verwesungsproceß die erforderliche Zeit gedauert hat, so bedient man sich des Faultopfes abermals zu einem Abendessen. Der Pole liebt vor allen Dingen den Häring und zwar um so mehr, je älter er ist, ein recht großer, thraniger, drei Jahr alter schwedischer Häring gilt für eine große Delicatesse. Wenn nun alles dieses wirklich wahr ist, warum sollen die Engländer nicht berechtigt sein, ihren unausgebackenen Pudding für das Vortrefflichste zu erklären, was es auf Erden giebt? Wir Deutsche sind ja nicht einmal so klug! wir haben so wenig ein Nationalgericht wie ein Nationalgefühl, oder einen Nationalstolz und ich glaube, Deutschland würde nicht so an unverdautem Weltschmerz und an weltschmerzlicher Unverdaulichkeit leiden, wie es denn jammervoll genug der Fall ist, wenn es nur den zehnten Theil des Nationalstolzes besäße, den die Engländer zu viel haben. Sie sind unverschämt und übermüthig, ich möchte nicht, daß die Deutschen das wären! Aber gar kein Selbstgefühl haben, ist schlimmer als zu viel haben. Wer sich selbst achtet, den achten Andere. Engländer und Franzosen sind nur darum so mächtig geworden, weil sie sich für die Mächtigsten, weil sie sich für unwiderstehlich hielten. Bei den Franzosen ist noch Fond, bei den Engländern aber beruht alles auf ihrer Prahlerei. Weil sie erklären, sie seien die größte Nation der Erde, so glaubt man es und man glaubt es noch, obwohl sie im Krimkriege neben 200,000 Franzosen nur 24,000 Mann an engländischen Truppen stellen konnten und dies waren aus aller Herren Ländern zusammengetriebene Vagabunden.

Doch wohin verirre ich mich, ich bin ja beim Diner eines friedlichen Geistlichen und leider noch bei dem engländischen Nationalgericht! Ach, es hat mir noch vielen Kummer bereitet, denn die Frau des würdigen Herrn Smoker wurde ganz verklärt, wie sie sah, daß ein Stück nach dem anderen verschwand und triumphirend sagte sie: „Der Herr sieht nun wohl ein, welch' ein köstliches Gericht dies ist, ich war schon ganz bestürzt, als der Herr nichts davon essen wollte, aber er hat meiner Kochkunst doch die Ehre angethan, dafür segne Gott seine Augen (God bless your eyes)" und hiemit, ehe ich mich dessen versah, hatte sie mit ihrem gewaltigen Vorlegelöffel noch einen mächtigen Klecks von diesem köstlichen Gericht auf meinen Teller gelegt, geworfen, mit einer Gewandtheit, wie ich sie nur dem Entzücken der vortrefflichen Dame über das Gelingen, über den Triumph ihrer Kochkunst zuschreiben kann.

Was nun anfangen, auf welche Weise fertig werden mit dieser zweiten Portion; die ferneren Mittel zur Beseitigung waren erschöpft, ich hatte kein Papier mehr in der Tasche, ich legte mich daher auf's Protestiren, aber lange Zeit ganz vergeblich. Endlich kam der Diener und nahm die Teller weg, aber der Schändliche, er ließ mir meinen Teller stehen, ich war nun der Einzige,

der noch einen Berg von Speisen vor sich stehen hatte. Zum Glück kam Reverend Smoker in der Zeit, in welcher man das nächste Gericht erwartete, auf den Gedanken mich zu fragen: „Ob es wahr sei, daß ich mir einen Menschen gemiethet habe, welcher alle Morgen meine Kleider leer durchprügeln müsse.“

Ein schallendes Gelächter erhob sich, keiner der anwesenden Herren konnte sich enthalten, seinen Antheil dazu zu geben und selbst die vier Damen hielten die Schnupftücher vor Mund und Nase, um nicht gleich den Herren in einen lauten Ausbruch der Lachlust zu verfallen.

Der würdige Geistliche behielt seine ruhige Fassung und bat mich für seine Söhne, Vicarien, Zöglinge und sonstigen Gäste um Verzeihung, sagte dann aber: „Sie sehen übrigens, welchen Eindruck diese uns unverständliche Handlungsweise auf uns macht. Die Leute im Wirthshause haben sich hinter Ihrem Rücken über Sie lustig gemacht und durch diese ist mir zu Ohren gekommen, was jetzt nach dreien Tagen in Ankland beinahe jedes Kind weiß.“

Während dieser drolligen Scene hatte der Bediente, welcher schon lange Appetit haben mochte auf den ungeheuren Klumpen Pudding, denselben wegpracticirt, ohne daß ich es merkte. Ein freudiges Gefühl erfaßte mich, als ich den Platz, den das unglückliche Ding eingenommen, frei sah und diese angenehme Stimmung ermuthigte mich, die Discussion über mein Prügelexperiment an leeren Kleidern aufzunehmen und den würdigen Geistlichen zu fragen, ob man denn dieses in England nicht thue. Die Frage frappirte ihn sichtlich und er sah mich so sonderbar an, als wolle er in meinem Auge erforschen, ob ich nicht etwa an stillem Wahnsinn litte, wie jenes Kleiderdurchprügeln schon von lautem Wahnsinn zeige; ich mußte mich also näher erklären, ich sagte, durch die weiten Spaziergänge seien meine Kleider sehr staubig geworden und ich hätte daher dem Garçon im Wirthshause aufgetragen, mir die Kleider auszuklopfen, er habe dies nicht verstanden und als ich es ihm begreiflich gemacht, mir erklärt, das sei die Arbeit eines Profoß auf den Schiffen und wenn ich meine Kleider durchgeprügelt haben wolle, so solle ich mir einen Menschen dazu miethen.

„Es sind doch sonderbare Leute diese Fremden,“ sagte der geistliche Herr, „also man prügelt bei Ihnen wirklich die Kleider durch?“

„Wenn Sie es durchaus so nennen wollen, ja! bei uns nennt man es ausklopfen.“

„Nun auf den Namen kommt es ja nicht an, die Sache bleibt immer dieselbe; Sie schlagen auf Kleider los, Sie prügeln die leeren Kleider durch?“

„Ganz recht,“ erwiderte ich, „wir prügeln die leeren Kleider durch, wie man in England die Menschen durchprügelt, die Matrosen, Soldaten, die Bewohner der Arbeitshäuser, die Armen überhaupt, die Kinder.“

„Aber dies hat einen Zweck!“ sagte Mr. Smoker, „man will die

Soldaten oder die Kinder oder die Bewohner der Arbeitshäuser bestrafen, sie können doch unmöglich ihre Kleider bestrafen wollen."

Ich erwiderte, daß ich bereits gesagt hätte, weshalb man dies thue, man wolle den Staub aus den Kleidern entfernen.

„Mein Himmel! das thut man bei uns auch, aber man prügelt deshalb nicht die unschuldigen Kleider so lange, bis der schuldige Staub fortgeht, sondern man legt sie auf einen Tisch und bürstet den Staub hinweg."

„Höchst sonderbare Leute, diese Ausländer," sagte Mr. Smeker, „jetzt kann ich mir wirklich denken, was ich vor Kurzem in der Reisebeschreiburg von Mr. Stayner's las, daß Engländer, welche nach Deutschland kämen, sehr wohl thun werden, sich von Alt-England Seife mitzunehmen, denn diese fände man auf dem Continente nicht oder höchstens in den vornehmen Häusern, wo man dann aber wiederum keine andere als die engländische Seife fände, die bekannte Windsor Soap, in England die schlechteste, aber freilich könne man auf dem Continent die bessere engländische Seife nicht bezahlen. Ich hielt diese Angabe für unglaublich, aber nach Ihrer Erzählung von dem Prügeln der Kleider muß ich mir auch von Ihrem Waschen ein anderes Bild machen, wahrscheinlich bedienen Sie sich eines anderen Waschmittels, vielleicht des Thones oder der Kleie?"

## Hundertvierundsechzigstes Kapitel.

Einiges Raisoniren über deutsche Dummheit und engländischen Hochmuth. Nationelle Eigenheiten, schreckliche Verstöße, welche ich dagegen mache. Feine Gesittung der Engländer und einige Demonstrationen darüber.

Ich kann nicht sagen, was in mir vorging! Die Windsorseife betreffend, so mußte ich allerdings mit Beschämung zugestehen, daß die Deutschen mit ihrer überaus thörichten Leidenschaft für alles Fremde ganz und gar schuld seien an solcher Ansicht. Wir sind ja nicht zufrieden mit irgend einem guten, deutschen Fabrikat, bevor wir ihm nicht engländische oder französische Abkunft angedichtet haben. Aber daß man uns für so unreinlich hält, um zu glauben, daß wir keine Seife hätten, ich muß sagen, es frappirte mich in hohem Grade. Wenn wir dumm genug sind, unser vortreffliches und geschmackvoll gearbeitetes böhmisches oder schlesisches Glas engländisches zu nennen, so ist das nichts weiter als eine Thorheit; wenn wir unser feines, alles andere übertreffende Porcellan engländisch oder französisch tituliren, nun gut, es ist die nämliche Thorheit, obwohl Engländer und Franzosen leicht dazu verleitet werden, zu glauben, sie seien die Erfinder des einen wie des anderen, indessen die Glasfabriken so gut

wie die Porcellanfabriken von Deutschland nach Frankreich und England gewandert sind und man dort ein halbes Jahrhundert nur mit deutschen Arbeitern die Geschäfte betrieb,' dies ist der Hochmuth der Engländer, der sich auf dem demüthigen Sclavenrücken der Deutschen breit macht, aber daß man uns „Ausländer" für so weit uncivilisirt hält, um zu glauben, wir bedienten uns des Thones, wie die südamerikanischen Wilden — — — dies war mir doch außer dem Spaß und um ein Paroli zu biegen, sagte ich:

„Jedes Land hat seine Eigenheiten und jedes Volk seine Gewohnheiten; wenn wir uns mit Thon waschen würden, so wäre dies vielleicht um nichts auffallender, als wenn die Engländer die Knochen von den Abdeckereien und aus den Schlachthäusern zusammenkaufen, in großen Schiffsladungen nach ihrer glückseligen Insel bringen und dort in den Armenhäusern Mehl daraus bereiten lassen, um die unglücklichen Bezirksarmen damit zu nähren."

Entsetzt starrte der Geistliche mich an und frug dann: „Mein werther Master, wer hat Ihnen dergleichen aufgeheftet? Nein, so schlimm ist es nicht, es ist zwar ein großes Elend, es ist eine unsägliche Schande, ein Armer oder gar in einem Armenhause zu sein, aber mit Knochenmehl werden die Armen doch nicht gefüttert. Nein, dies ist nicht wahr!"

Lächelnd erwiderte ich: „Ganz gewiß ebenso wahr, wie die Nachricht, welche Sie mir gaben, daß nämlich wir Ausländer, wie Sie alle die Unglücklichen nennen, die nicht in England geboren wurden, uns keiner Seife zum Waschen bedienen."

„Daß Sie sich darüber so sehr ereifern," erwiderte Mr. Smoker, „beweist, daß meine Frau einen wunden Fleck berührt hat, lassen wir das auf sich beruhen, wenn dies Ihnen unangenehm ist."

Ich dachte, das ist der unverbesserliche John Bull, „der mächtig mit sich selbst zufrieden", kein anderes Land kennt als das seinige, keine anderen Sitten kennt als die seinigen, nichts anderes gut findet als was er besitzt und alles, was Andere thun und treiben, wenn es nicht mit seiner Weise übereinstimmt, für schlecht und albern hält. Mit solchen Leuten ist nichts zu machen, ich glaube kaum, daß ich ihn würde haben überreden können, daß man wirklich „im Auslande" Seife habe, er hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß es auf dem Continent keine Seife giebt oder höchstens engländische, nämlich Windsorseife und diese Meinung wird man wohl nicht verändern können.

Unterdessen war ein Gericht Fische gekommen, riesige Thiere, von einer mir unbekannten Species, höchst einfach zubereitet, nur in Salzwasser gekocht und mit geschmolzener Butter übergossen. „Dazu muß Wein getrunken werden!" sagte mein Wirth und schenkte mir mein Glas voll. Der Wein war entsetzlich stark, die Fabrikanten müssen ihn so liefern, sonst trinkt man ihn nicht, für uns ist es aber beschwerlich, der engländischen Sitte zu folgen und das Glas immer auf einen Zug zu leeren, ich wagte es daher einige Male, der Aufforderung

nicht vollständig zu entsprechen, das war wieder gegen alle gute Sitte gefehlt. In England und überall wo Engländer wohnen, wird dies Geschäft folgendermaßen betrieben:

Wer Lust hat, ein Glas Wein zu trinken, steht auf, sucht sich einen Bekannten heraus und bittet denselben unter lauter Nennung seines Namens um die Ehre, mit ihm ein Glas Wein zu leeren. Der Aufgeforderte steht auf, sieht den Anderen starr an, beide rufen gleichzeitig: hep, hep, horreh! (hurrah!) und beide stürzen den Inhalt ihrer Gläser hinunter, dann zeigen sie sich gegenseitig die leeren Gläser, setzen sie nieder und setzen sich auch nieder, bis von anderer Seite eine neue Aufforderung kommt. Erst nach Tische, wenn die Damen sich entfernt haben und das Tischtuch fortgenommen ist, trinkt man ohne diese wunderliche Ceremonie und ein Jeder so viel ihm beliebt und ach, das ist sehr viel; bei Tische aber wird stets dieser Ritus durchgemacht und es gilt für sehr unhöflich, sein Glas nicht zu leeren und es ist eine tödtliche Beleidigung, der Aufforderung selbst nicht zu entsprechen. Dieses Letztere erfuhr ich erst hier.

Das Nichtaustrinken meines Glases entschuldigte mein gütiger Wirth. „Sie haben keinen Wein, sind also dessen nicht gewohnt.“ Mir lag denn doch etwas daran, mein schönes Deutschland nicht gar so vollständig niedertreten zu lassen, ich wollte ihm gerne den Grüneberger und den noch viel saureren würtemberger Wein preisgeben, aber meinen edlen Rebensaft vom Rhein würde ich mir nicht haben gutwillig abschwatzen lassen, ebenso wenig wie den von der Maas und der Mosel, oder dem Main und dem Neckar bis zur würtembergischen Grenze; ich nannte ihm mithin diese Flüsse und die besten Weinlagen daran und er gab mir zu, daß dort allerdings etwas Wein ähnliches wachse ein Freund von ihm habe aus Heidelberg an ihn geschrieben, als er seine große Tour durch den Continent machte, er befinde sich jetzt in dem schönen Lande, wo der Essig in Gärten und an Spalieren oder längs der Mauern gezogen würde, es sei eine den Reben ganz ähnliche Pflanze, welche ihn liefere; vom Rheinwein allerdings spreche derselbe mit mehr Achtung, er sei beinahe so gut wie der Cyder, den man in England aus Aepfeln mache.

Ich zerbiß in stillem Grimm ein Stück Fisch mit sammt den darin enthaltenen Knochen und Knorpeln, um ihm nicht zu antworten, wie es eigentlich Pflicht gewesen wäre meinem herrlichen Vaterlande gegenüber.

Ich bin gerne bereit, dem nationalen Bewußtsein eines jeden Volkes Rechnung zu tragen, aber dasselbe muß denn doch gewisse Grenzen einhalten, wenn es nicht Gefahr laufen soll, überaus lächerlich zu werden und in der That, mein guter Wirth stand für mich auf dem Punkte, wenigstens sah ich daß jenes hohe Selbstbewußtsein, was er für sein Land hegte, ganz davon herkam daß er sich in völliger Unwissenheit befand über Alles, was bei dem Frenchman vorging; er kam mir vor wie die Türken welche auch nur zwei Nationen kennen,

Moslem und Franken, oder wie die alten Römer, welche dieselbe Ansicht von der Welt hatten, es gab nur zwei Völker auf Erden, Römer und Barbaren. Am besten aber scheint mir der Vergleich mit den Bewohnern der Fidji-Inseln, sie sind eben solche Fresser wie diese, sie sind ebenso unwissend wie diese und es giebt für sie keine andere Welt wie ihre Insel, sie würden unbedenklich denjenigen für einen Lügner erklären, der ihnen sagen wollte, England sei nur ein ganz kleines unbedeutendes Fleckchen auf der Erde, gerade wie es die Fidji-Insulaner machen.

Wahrscheinlich um mich wieder zu versöhnen, erbat sich der Reverend Smoker noch einmal die Ehre, mit mir ein Glas Wein trinken zu dürfen. Ich beging hier, wie ich nachher merkte, einen sehr groben Verstoß gegen die engländischen Sitten, ich dankte höflich mich gegen ihn verneigend und schenkte mein Glas nicht voll, denn ich hatte dieses fürchterlichen Fabrikats in der That vollkommen genug, aber ich sah nun erst, was ich angerichtet hatte. Alle Anwesenden wurden plötzlich still wie bei einer Leichenpredigt, der Geistliche wurde schneebleich und gleich darauf stieg ihm das Blut heftig zu Kopf, er erhob sich halb, aber sein Sohn war bereits emporgeschnellt wie von einer Springfeder getrieben, doch jetzt war auch die Fassung des alten Mannes wiedergekommen, er faßte seinen Sohn am Arme und hielt ihn zurück, da er auf mich zu wollte und sagte laut, daß es Alle hören konnten:

„Der Herr hat gewiß nicht die Absicht gehabt, Deinen Vater zu beleidigen, ich wenigstens weiß mich nicht schuldig, ihm dazu Veranlassung gegeben zu haben."

Ich erhob mich nunmehr meinerseits gleichfalls erschreckt und sagte: „Um's Himmelswillen! womit habe ich Sie beleidigt, was habe ich gethan, das Sie zu einem solchen Schluß berechtigt?"

„Ei, mein Herr, die Handlung ist geschehen, nur will ich mich von derselben nicht beleidigen lassen, weil ich muthmaße, daß Sie nicht Weltton und gute Sitte genug haben, um alles das zu kennen, was das Benehmen eines Gentleman charakterisirt. — Sie haben die Aufforderung, mit mir ein Glas Wein zu trinken, kurzweg abgelehnt, dies würde in jedem anderen, als in dem Hause eines Geistlichen, sehr ernste Folgen gehabt haben, ein niederer Mann würde Sie todtgeboxt, ein vornehmer Sie todtgeschossen haben; ich bin weder eins noch das andere, ich bin ein Geistlicher und darum will ich mit christlicher Nachsicht verzeihen und vergessen, was Sie gethan und es auf Rechnung der mangelnden geselligen Bildung schieben."

Jetzt war es an mir, roth zu werden, ich denke in gerechtem Zorn, denn ihn hatte ich unabsichtlich beleidigt in gänzlicher Unkenntniß der sonderbaren Sitte, mich aber hatte er mit strengen, harten Worten recht absichtlich verletzt; allein ich suchte mich auch zu fassen und sagte: „Wenn ich mich auch nicht für einen unsittlichen Menschen halte, sondern nur für einen solchen, der

die ganz eigenthümlichen, sonst nie wiederkehrenden Sitten der Engländer nicht kenne, so wolle ich doch wegen meines Verstoßes gegen einen sonderbaren Gebrauch ihn dringend um Verzeihung bitten und ihm die Versicherung geben, daß ich ihn, wie er richtig gemuthmaßt, durchaus nicht hätte beleidigen wollen. Aber ich hätte überhaupt nicht gedacht, daß ihm die Sitten auf dem Continent so ganz und gar unbekannt seien, daß er darin, daß Jemand mäßig sei, eine Beleidigung finden könne und ich möchte ihn fragen, ob es ihm besser gefallen haben würde, wenn ich einer jeden Aufforderung genügend mein Glas geleert hätte und dann betrunken worden wäre."

„Nun ja," sagte er begütigend, „Sie haben ganz Recht, Ihre schwache Natur kennend nnd Ihre Ungewohnheit des Weingenusses berücksichtigend, nicht mehr zu trinken als Sie ertragen können, aber diese Sitte, von welcher ich spreche, kennen durchaus alle feinen Leute."

„Alle Engländer, wollen Sie sagen."

„Ja doch, ja, ich meine allerdings die Engländer, aber diese gelten überall gerade für Muster der Feinheit."

Ich mußte unwillkürlich lachen, indem ich an Macdonald und seine fünfmalhunderttausend Verwandten bis auf Master Douglas in Stuttgart dachte, aber ich fuhr fort, indem ich sagte: „Auch in anderen Ländern findet man feine Sitte und doch weicht sie von der engländischen ab, bei uns z. B. trinkt ein Jeder unaufgefordert so viel als er will und die Art, welche ich hier bemerke, würde man für eine Beschränkung der persönlichen Freiheit halten und in Rußland schenkt man seinen Nachbarn links mit der rechten und seinen Nachbarn rechts mit der linken Hand ein und wollte man seinen Nachbarn rechts das Glas füllen, indem man die Hand mit der Flasche umkehrte, so daß der obere Theil der Hand unten läge (ich machte ihm das Experiment, welches man über die Hand einschenken nennt, mit meiner Flasche vor), so würde der Russe seinen Nachbarn, den Russen, gewiß auf Pistolen fordern, aber den Deutschen oder Engländer, der diese Sitte nicht kennt, keineswegs, er würde ihn nicht einmal zurechtweisen, höchstens vielleicht gelegentlich erzählen, wie man es in Rußland macht, damit der Fremde weder sofort beschämt werde, noch bei einem nächsten Vorfalle wieder einen Verstoß mache. Solches Benehmen nenne man auf dem Continent schicklich, sittlich oder fein, wie er wolle."

Der ganz unverwüstliche Mann antwortete: „Sie haben, wie ich bereits gesagt, ganz Recht, mein lieber Master, man kann durchaus nicht von Jedermann verlangen, daß er feine Sitte und Bildung habe und darum bitte ich Sie nochmals um Verzeihung, daß ich Ihnen die zufällige Beleidigung übelnehmen wollte." Hieraus ergab sich mir, daß der gute Herr meine ganze Demonstration nicht im mindesten begriffen hatte. Er war ein Engländer und folglich im Recht, wenn er behauptete daß nur er feine Sitte kenne.

# Hundertfünfundsechzigstes Kapitel.

Ob die Damen auf dem Continent auch Reifröcke tragen. Verschiedene Ansichten über das glückliche Land der Erfinder dieser Mode. Sonnenschein auf allen Gesichtern und Rinderbraten. Die Lebensweise der Germanen. Vierfüßige Thiere. Tacitus und Cäsar. Roß und Parry über das Clima von Europa.

Um der Unterhaltung ein schnelles Ende zu machen, frug die Frau vom Hause: „Tragen die Lady's auf dem Continent auch Hüte?"

Ich konnte mich nicht schnell genug in die Frage finden, sie war mir denn doch zu frappant, aber die Dame kam meiner Dummheit zu Hilfe, indem sie sagte: „Ich meine solche Hüte, wie Sie, mein Herr, tragen."

„Nein," sagte ich beinahe lachend, „das thun unsere Damen allerdings nicht, es sei denn, daß sie reiten wollten, dann tragen sie einen Männerhut von sehr verschiedener Form, aber gewöhnlich mit einem Schleier, welcher sofort die Dame als solche erkennen läßt; sonst tragen unsere Damen dergleichen Hüte, wie man sie in England trägt und wie ich sie bei den Damen hier in Aukland gesehen habe, nur durch die Mode in Form, Farbe und Stoff ziemlich willkürlich bestimmt."

„Ist das möglich?" frug die würdige Frau, „so haben Ihre Damen wohl auch im Uebrigen eine Bekleidung ähnlich wie wir sie haben? Aber Reifröcke werden sie wohl nicht kennen?"

„O Himmel! ja leider kennen wir sie auch," mußte ich seufzend erwidern, „diese abscheuliche Tracht hat sich ja über die ganze Erde verbreitet, ich sehe sie bei Ihnen, gerade wie ich sie in Batavia und am Cap gerade so, wie ich sie in Frankreich, Holland und Deutschland gesehen habe."

Frau Smoker frug ganz empfindlich: „Wenn es auch, wie Sie sagen, wirklich der Fall sein sollte, so hoffe ich doch, daß unsere Reifröcke viel weiter sind als auf dem Continent, denn da, wo eine Erfindung gemacht wird, pflegt sie sich immer am schnellsten und am vollendetsten auszubilden."

„Wie?" frug ich ganz erstaunt, „eine engländische Erfindung wären diese Reifröcke? Ich habe immer geglaubt, solcher Wahnsinn könne immer nur von den Franzosen ausgehen und bei uns weiß man über die Erfindungsgeschichte nichts anderes, als daß die Kaiserin der Franzosen, Eugenia, die lächerlichste Mode des vorigen Jahrhunderts wieder hervorgerufen hat, um die interessanten Umstände, in denen sie sich befand, zu verbergen."

Die Hellblonde, die Tournisterblonde und die Wassermelonenblonde, alle drei Misses schlugen die himmelblauen Augen nieder und thaten als würden sie roth, ich aber that als bemerkte ich es nicht, sondern fuhr fort: „Und diese Erfindung soll der Kaiserin die außerordentliche Popularität gebracht haben, in

deren Besitz sie ist, denn es befinden sich gegenwärtig, wie man sagt, über zwei Millionen Stahlarbeiter lediglich mit Verfertigung von schmalen Uhrfedern beschäftigt, woraus diese Reifröcke gemacht werden."

Der Unsinn meiner Behauptung wurde ganz überhört, die hellblonde Tochter aber frug: „Wie viele Damen sind denn beschäftigt mit dem Ueberspinnen dieser Stahldrähte und Reifen?"

„Das weiß ich nicht," sagte ich ganz ernsthaft, „denn diese Federn werden zum Ueberspinnen nach England geschickt, weil man das in Frankreich nicht so schön zu machen versteht. Diese Arbeiten sind ein mächtiger Hebel für die engländische Baumwollenindustrie geworden."

Die Gesichter der Anwesenden, welche bisher noch immer etwas finster gesehen hatten, leuchteten vergnügt und satisfacirt auf und die Frau vom Hause sagte freundlich: „Endlich läßt der Herr unserem schönen Lande Gerechtigkeit widerfahren, nun wenn der Herr noch einige Zeit unter uns bleibt, so wird er uns schon noch verstehen und wird auch vielleicht noch eins und das andere lernen." Sie sprach dies mit so freundlichem Wohlwollen aus, daß ich völlig entwaffnet wurde, obwohl auch wieder hierin die ganze Impertinenz und Arroganz des Engländers zu hören war. England für immer und England überall.

Abermals waren während des Gesprächs die Teller gewechselt und ein ungeheures Stück von dem Schenkel eines Ochsen kam als Braten, als Rostbeef, auf den Tisch. Da es Donnerstag war, so war dieses Stück bereits zum fünften Mal im Begriffe über die Bretter zu schreiten, welche bei den Engländern die Welt bedeuten, über das Theater der Mittagstafel; dies Stück hatte daher schon viel von seinem Umfange verloren und es mochte immerhin noch 30 Pfund wiegen und hatte ursprünglich sicher 100 Pfund gehabt; es roch sehr gut und es schien das Einzige zu sein, was mich entschädigen sollte für alle die Schrecken und Leiden, welche ich bisher erduldet. Dieser mächtige Rostbraten kann nämlich nicht bis in sein Inneres fertig und gahr werden, sollte dieses geschehen, so würde die Außenseite vertrocknen und verbrennen, wie die Rinde eines 60pfündigen Pumpernickelbrodes, man läßt diesen Braten daher bis zu einer gewissen Tiefe fertig werden und bei Tische wird nun die ganze Masse rundum abgeschält, so daß man glauben könnte, das rohe Stück Fleisch sei soeben vom Fleischer gekommen, am nächsten Tage wird mit dem Braten in jeder Hinsicht dieselbe Procedur vorgenommen, er kommt von neuem in die Küche, um äußerlich gahr zu werden und kommt auf die Tafel, um äußerlich geschält zu werden und so hat man immerfort einen frischen, höchst saftigen Braten, aber freilich täglich denselben, denn nur in sehr vornehmen Häusern speist man anders. Dort hat man auch die übrigen Fleischsorten, sowohl des zahmen Gethiers als des Geflügels und des Wildes, aber allerdings immer nur nebenbei, denn der ungeheure Rinderbraten darf niemals fehlen und wenn man in England von Braten schlechtweg spricht, so meint man damit so gewiß

Rinderbraten, wie man in Würtemberg niemals was anders anderes als **Kalbs**braten versteht, wenn man von **Braten** schlechtweg spricht.

Ich war schon auf die Frage gefaßt, ob man bei uns auch Rinder und in Folge dessen Rinderbraten habe, aber ich hatte mich doch verrechnet und es leuchtete mir nachher auch ein, daß man unmöglich glauben konnte, wir auf dem Continent besäßen diese herrliche Gabe Gottes. Von Schlüssen, wenn sie zu ihrem Nachtheile sind, scheinen die Engländer nicht viel zu halten, wenn sie aber zu ihrem Vortheil gereichen, so sind sie alsbald damit im Reinen. Da man nun mehrere der in England cultivirten Racen des Rind- und Schafviehes zur Kreuzung mit den unsrigen nach dem Continent bringt, so ist nichts einfacher als der Schluß, wir hätten auf dem Continent überhaupt keine Rinder, danach konnte also natürlich Niemand fragen, aber die würdige Frau sagte: „Der Herr ißt so wenig Fleisch," und der gelehrte Reverend Smoker sagte gewissermaßen ablehnend, daß man mich nicht incomodiren solle mit unnützen Fragen. „Der Herr ist dessen, wie so vieles Anderen, was unser herrliches Alt-England bietet, nicht gewohnt, alle Nordländer leben bekanntlich von den getrockneten und geräucherten Fischen oder von Seehundsspeck oder Fleisch." Die Frau war bescheiden genug, diesen Wink zu verstehen und mich nicht weiter zu fragen. Ich dummer Deutscher war aber unbescheiden genug, meine Weisheit der des Herrn Smoker gegenüber in die Wagschale zu legen und ich sagte:

„Außer Seehunden, welche freilich bei uns auf den Straßen herumliefen und außer den faulen Fischen, die uns manchmal von Rentiers, Kaufleuten und Börsenmännern aufgetischt würden, hätten wir auch wirklich noch einige Quadrupeden."

„Nun ja," sagte der Geistliche, „allerdings, aber nicht eßbare, nämlich Wölfe und Bären, vielleicht auch noch Vielfraße."

Ich frug, in welcher Naturgeschichte der Herr dies gelesen habe.

„Mein Himmel!" erwiderte er, „was bedarf man denn da einer besonderen Naturgeschichte? Dies ist ja so bekannt, daß schon Tacitus in seinen Analen davon spricht."

Was ist gegen solch' eine Autorität einzuwenden! Was Tacitus vor 1800 Jahren über Germanien gesagt hat, muß das nicht noch heutigen Tages wahr sein? Bekanntlich ändert sich die Physionomie der Länder nicht so leicht und nicht so schnell.

Meine Naseweisheit veranlaßte mich zu fragen, ob die wilden Briten noch immer nackend und nur mit einem Thierfell umwickelt spazieren gingen. Ich hatte das Vergnügen zu bemerken, daß man mich nunmehr für völlig verrückt oder für höchst betrunken hielt und als ich mich ein wenig näher darüber ausließ, frug der Geistliche ganz erstaunt, wer mir denn solche unsinnige Dinge aufgebunden hätte.

„Mein Himmel!" erwiderte ich, „derselbe Tacitus, von dem Sie soeben

die Nachrichten über Deutschland citirten und der Julius Cäsar, der 100 Jahre vor Tacitus in Britannien war und es durch seine Legionen eroberte."

Alle lachten stillvergnügt und die Frau sagte spöttisch: „Ja, wenn der Herr nicht neuere Nachrichten über England hat als die von Taetschid, so wundert es mich nicht, daß er so schlecht von England denkt."

„Ei, es ist ja derselbe Tacitus, den Ihr Herr Gemahl über Deutschland anführt, sollte sich England indessen stärker verändert haben als Deutschland?"

Ein allgemeines ah! und aha! und ei! und ei nun! zeigte, daß ein Jeder davon überzeugt war, daß dieses allerdings der Fall und der Reverend Smoker äußerte sich dahin, daß zwischen England und dem Continent doch ein gewaltiger Unterschied sei und daß das, was von Tacitus auf Deutschland passe, unmöglich auf England angewendet werden könne, abgesehen von der sehr viel höher stehenden edleren Menschenrace, wolle er nur von den climatischen Unterschieden sprechen, welche allein genügend seien, um alle Cultur unmöglich zu machen.

Ich frug ihn, ob er diese Nachricht auch von Tacitus habe.

„Nein, mein werther Herr, sondern von unserem berühmten Landsmanne Parry und von Sabine und Franklin. Wo Alles in ewigem Eise erstarrt, wo die Sonne vier Monate nicht sichtbar ist, wo kaum wenige Gräser, niedere Kräuter und gar keine Bäume wachsen, da kann natürlich von Cultur nicht die Rede sein."

„Sie sprechen von Grönland und dem äußersten Nordamerika?"

„Nein, nein, ich spreche von Europa, von den schönen Gegenden, welche Kapitain Parry zwischen dem Nordcap und Spitzbergen mit Schlitten befahren hat, ich spreche also recht eigentlich von dem großen Continent. Ist es nicht so, starret dort nicht Alles in ewigem Eise, leben die Leute nicht von Seehundsthran und von Wallfischfleisch?"

„Dort allerdings!" erwiderte ich — und triumphirend blickte der Geistliche um sich und sagte zu den Anwesenden:

„Nun da seht Ihr es, meine Kinder, der Herr trotzt seiner Vorliebe für sein Vaterland — was ich ihm nicht als einen Fehler anrechnen will — gesteht doch zu, daß ich gut berichtet bin."

Was hat man davon, wenn man Mohren weiß waschen will? Es wäre mir doch nicht gelungen, ihn zu überzeugen, daß Europa und Spitzbergen nicht identisch wäre und daß zwischen der Nordspitze von Norwegen und der Südspitze von Spanien manche Meile Landes und mancher schöne Breitengrad liege (nämlich beinahe 40 und der Meilen 600).

Nunmehr wurde hinsichtlich der Damen wenigstens die Tafel aufgehoben, die Mutter und ihre drei hellfarbigen Töchter entfernten sich und überließen uns der Flasche; das Tischtuch wurde weggeräumt, ein großer, blankpolirter Tisch kam zum Vorschein, vor Jeden wurde eine Flasche des oben beschriebenen Portweins gestellt, vor Jeden ein Glas und jetzt hörten die einzelnen Aufforde-

rungen auf, man trank nach Lust und Belieben viel oder wenig und das Gespräch, die Unterhaltung wurde allgemein und drehte sich um die verschiedensten Dinge, bis nach etwa einer Stunde alle Herren rothe Gesichter hatten, die Flaschen leer waren (einige hatten deren zweie zu sich zu nehmen vermocht) und es nun an der Zeit war, die Damen beim Thee aufzusuchen. Die Thüren zu dem Nebenzimmer wurden geöffnet und neben den vier uns bereits bekannten Lady's saßen noch drei andere, welche mir als Töchter des Bischofs und als deren Erzieherin vorgestellt wurden. Hier hatte ich nun wieder ein Kreuzfeuer von Fragen über unsere europäischen Zustände zu beantworten, was mich mitunter nicht wenig ergötzte, mir aber doch zugleich immer eine erbärmlichere Meinung von den Kenntnissen der Engländer beibrachte. Sonderbar genug, ich hatte ein kleines Soutien an der Erzieherei, diese war mit Lord Lowedale als Gesellschafterin seiner Gattin auf dem Continent gewesen und konnte wenigstens von Frankreich und Italien erzählen und die Thatsache erhärten, daß in beiden Ländern nicht auf Schlitten gefahren werde und daß in beiden Ländern die Nächte nicht länger seien, als in dem gesegneten Alt-England. Aber in allen den Fällen, wo meine und ihre Versicherung nicht mit den Ansichten der übrigen zusammenstimmte, bemerkte ich ein „bedenkliches Schütteln des Kopfes."

Mir wurde eine Tasse Thee präsentirt, welche mir alle Schrecken der ersten Nacht zurückrief, die ich in Ankland verlebt; ich nahm dieselbe zwar an, um nicht von neuem Gelegenheit zu Bemerkungen über die Gewohnheiten der Fremden zu geben, aber ich suchte ihrer sobald als möglich los zu werden und als dennoch die Frau vom Hause die volle Tasse bemerkte, wurde die junge Hofmeisterin mein Schutzengel, indem sie die Versicherung gab, daß man in Frankreich und Italien nicht Thee trinke. „Nicht einmal Thee haben die armen Leute!" sagte recht bedauernd die Frau Predigerin und Er war wieder so recht froh darüber, daß er ein Sohn Albions sei, ein Sohn des stolzen Albions, wo selbst der schlechteste Tagelöhner Abends seinen Thee mit Rum und Zucker auf dem Tische habe — und sich erhänge, wenn er es nicht habe, setzte ich in Gedanken hinzu.

---

## Hundertsechsundsechzigstes Kapitel.

**Die Goldlager in Neuseeland. Speculationswuth der Engländer. Massenhafte Auswanderungen von Neuholland. Elender Zustand der neuen Colonie. Furchtbare Noth daselbst. Folgen für das übrige Neuseeland.**

Bei meiner Anwesenheit war alles voll von der Nachricht, daß Gold in Menge aufgefunden werde in dem neuen, schönen Lande, welches einst eine der

köstlichen Perlen in der engländischen Krone werden soll. Es hatte sich die Nachricht verbreitet, daß in der Provinz Otago bei Tokomaru auf dem östlichen Vorsprunge der südlichen Insel Gold gefunden worden sei und wir hatten selbst auf der Nordinsel bereits Pröbchen davon erhalten. Da indessen wir auch nicht selbst in den Hafen von Dunedin eingelaufen waren, so hatten wir doch nichts Näheres davon gehört. Hier stellte sich die Sache anders heraus. Auckland war der Hauptort, dorthin strömte alles zusammen, was irgend welche Bedeutung hatte und so konnte man hier auch alle Nachrichten haben; so warm und frisch wie die Eier gelegt waren, was nun aus diesen ausgebrütet wurde, schien mitunter sonderbar genug. Unter den Fremden, die hier waren (hierunter verstehe ich, wie der würdige Geistliche, alles was nicht Engländer ist), gehen sonderbare Gerüchte über den vermeinten Goldreichthum des neu entdeckten Californiens um; daß dort im Innern in den Gebirgen Quarz in mächtigen Massen ansteht, unterliegt keinem Zweifel, dies ist bereits ermittelt worden durch die Naturforscher der deutschen Expedition, welche mit der „Novarra" reisten, namentlich durch Hochstetter. Quarz führt gewöhnlich Goldkörner und wenn derselbe verwittert, werden diese zum Vorschein kommen, es ist mithin sehr wahrscheinlich, nicht bloß möglich, daß sich wirklich Gold in dem Geschiebe der Flüsse und in dem Sande welcher die Flußthäler füllt, befindet. Allein vorläufig hat nur die Speculationswuth der Engländer diese Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ausgebeutet.

Auf die erste Nachricht von der Entdeckung der Goldlager in Neuseeland gründeten sofort einige Kaufleute ein großartiges Unternehmen. Von der Victoria-Colonie in Neuholland, woselbst sich sehr ausgedehnte Goldlager finden, wurden beträchtliche Massen dieses Metalles nach Neuseeland geführt. Bekanntlich giebt in England alles, was daselbst eingeführt wird, einen riesigen Zoll, einen Zoll, dessen Höhe den berüchtigten Prohibitivzoll des österreichischen Staates bei weitem übertrifft, aber eben so bekannt ist, daß in England mit der erforderlichen Anzahl von Guineen jeder auch noch so schwere Einfuhrzoll in eine Ausgangsprämie verwandelt werden kann. Die Goldmassen von dem Victoria-Lande wurden in Neuseeland eingeschmuggelt, dies war durchaus nöthig aus zweien Gründen, zuvörderst wollte man den Zoll umgehen der in den Colonien, welche als engländisches Territorium betrachtet werden, ebenso abschreckend ist, wie in dem Stiefmutterlande selbst; dann wollte man aber die ganze Angelegenheit auf das Sorgfältigste geheim halten. Mit der Ausfuhr war dies etwas ganz anderes, sie sollte, sie mußte bekannt werden und so forderte man denn das Gouvernement von Neuseeland auf, das Gold, welches in Neuseeland gewonnen, nach Melbourne escortiren zu lassen. Wohl bewaffnete Schiffe mit Soldaten besetzt und mit den Erklärungen des Gouvernements von Neuseeland versehen, gingen an die Banken, von denen sie hergekommen waren, zurück. Dies letztere ahnte kein Mensch, man sah nur die

ungeheuren Quantitäten des aus Neuseeland gekommenen Goldes, man sah nur wie centnerschwere Säcke von zweien Kulis getragen, von zwei Soldaten escortirt, nach der oder jener Bank gebracht wurden und man mag sich denken, welch' ein Aufsehen dies erregte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt und durch die Colonien und wie von einem Wahnsinn, von einem tödtlichen Schwindel ergriffen, verließen die Goldgräber, deren Diggins nicht glänzend rentirten, ihren Fundus; sie verkauften denselben mitunter zu wirklichen Spottpreisen und zogen mit dem geringen, daraus gelösten Gelde nach dem neuen Eldorado. So kam es, daß sich eine unglaubliche Anzahl von Leuten nach Neuseeland verfügte und Dunedin wurde ein neues Melbourne. Beinahe die Hälfte der Bewohner dieser australischen Provinz zog hinüber, ein Dutzend bedeutender Schiffe that den ununterbrochenen Dienst zwischen Port Chlimmers und Dunedin, die Straßen der Stadt, welche allerdings vorläufig noch aus Baracken und Holzhütten bestand, erlangten eine Belebtheit, welche an die City von London erinnert, die Bevölkerung des kleinen Nestes ist auf mehr als 25,000 gestiegen. Eine macadanisirte Straße ist von den Minen nach der Stadt geführt und unaufhörlich kreuzen sich die Wagen darauf. Die Diggins sind durch die Speculanten zu äußerst billigen Preisen gekauft und sie werden zu ganz unerhörten Preisen wieder verkauft. Elende Stückchen Land von zwei Faden Länge und ebenso viel Breite werden mit 50—80 und 100 Guineen bezahlt, so daß die Speculanten wirklich ungeheure Massen Goldes gefunden haben und warum sollten sie nicht, wir leben ja in der Zeit, in welcher Gott sei Dank! die Erfinder wohl noch die Früchte ihrer Arbeit genießen können; sollten die Erfinder eines Goldlandes weniger werth sein als die Erfinder der künstlichen Mineralwässer oder der künstlichen Weine?

Dieselben Leute, welche so glückliche Speculationen gemacht hatten, kamen nun auch noch auf den schönen Gedanken, ihre verlegenen, in der Victoria-Colonie nicht mehr brauchbaren Waaren an den Mann zu bringen. So wie sie ihre Schiffe mit Menschen befrachtet hatten, um sie nach Neuseeland hinüberzuführen, so befrachteten sie jetzt ihre Schiffe mit schlechten Waaren, um dieselben den Nothleidenden nachzuschicken und diese waren zufrieden, für ihr gutes Geld die schlechtesten Gegenstände in Empfang zu nehmen, wenn auch nichts Gutes, so doch Etwas. Was kümmerten sich die Kaufleute darum, wie dieses Etwas beschaffen war, wie die verdorbenen trockenen Gemüse, Bohnen, Erbsen ꝛc., wie das Mehl beschaffen, von dem sich die halb verhungerten Leute ernähren sollten, was kümmerten sie sich darum, wer von diesen Speisen krank wurde. Die gewissenhafte Logik der engländischen Kaufleute sagt: „Ihr habt ja nicht nöthig zu kaufen, was ich Euch gebe und Ihr habt ja nicht nöthig zu essen, was Ihr kauft.“ So ließ man denn von den verdorbenen Speisen die Ruhr und andere gefährliche Krankheiten entstehen, jedenfalls mußte verkauft werden, was die

Kaufleute übrig hatten. Wer wäre zur Abnahme dieser Gegenstände geeigneter gewesen als die Fremden, die dahergelaufenen Schufte und Narren, welche sich auf Kosten der Engländer bereichern wollten.

Es ist in der That interessant zu sehen, bis zu welchem Grade von Frechheit und Unmenschlichkeit diese reich gewordenen Spitzbuben, welche sich das Gouvernement und Parlament von Australien nennen, es gebracht haben. Es ist ihnen ganz gleichgültig, ob 1000, 2000 oder 3000 Menschen in das entsetzlichste Elend gerannt sind oder nicht — nein, das wäre Verleumdung, 20,000 sind ihnen lieber als 10,000 und 30,000 lieber als 20,000, denn an die größere Zahl können sie mehr von ihren Waaren absetzen und je mehr im tiefsten Elende vergehen, desto billiger wird das Tagelohn; so geht denn der Vortheil des Gouvernements von Neuseeland mit dem Vortheil der Kaufleute von Melbourne gleichen Schritt und ich erlaube mir zu fragen, warum man bei so vortheilhaften Constellationen diese nicht benutzen sollte!

Dies war die Ansicht, welche die Fremden in Neuseeland von der Sache hatten. Die „Australian Gazette", die Zeitung, welche im Interesse der engländischen Bevölkerung alles mögliche Schöne und Gute von den Colonien sagt, theilt allerdings nicht mit, was wir angeführt haben, es würde auch sehr störend sein, wollte man die Thoren, welche auswanderungswüthig mit ihrem erbärmlichen Deutschland nicht zufrieden sind, aufklären über ihren Vortheil und sie hindern, ihrem Glücke, dem Verschmachten in den Diggins nachzugehen. Sie enthalten folglich die glänzendsten Zahlenangaben, so lese ich in dieser vortrefflichen australischen Zeitung, daß die Revenüen der Zollstätten auf der Nordinsel sich bereits verdreifacht haben, weil die Einfuhr wegen der wachsenden Bevölkerung so überraschend steigt. So lese ich auch, daß die Wollen- und die Getreideausfuhr enorme Summen gegen früher erreicht, aber ich lese freilich auch zwischen den Zeilen, daß diese Ausfuhr am Ende sehr klein gewesen sein muß, denn sie beträgt 2000 Pfund Sterling in Getreide und 20,000 Pfund Sterling in Wolle. Die Nordinsel ernährt bereits 1300 Pferde, 5600 Rinder, 2500 Schweine und 200,000 Schafe; es sind 1200 Morgen in Cultur und mehr als 20,000 Morgen sind zu Hütungen eingerichtet. Dies alles nennt die australische Zeitung glänzende Resultate für eine Colonisation von 50 Jahren, und in der That es ist was Bedeutendes, denn man wird in ganz Mecklenburg vielleicht nicht zehn Landgüter finden, welche eine ähnliche Zahl Morgen Landes in steter Cultur und eine ähnliche Zahl Schafe auf der Weide haben.

Immerhin wird Neuseeland allmälig eine Bedeutung für die Auswanderung gewinnen, nur habe ich meinen großen Kummer darüber, daß es gerade England sein muß, welches diese Inseln in Besitz genommen, denn mit diesen in sich selbst vernarrten Leuten ist in der That schwer durchzukommen, die Franzosen sind bessere Colonisten, sie gehen wenigstens nicht von dem Gedanken aus, daß sich die ganze Welt nach ihnen richten müsse, obwohl die ganze Welt

dumm genug ist, es in der That zu thun, wenigstens in Beziehung auf die Moden, welche wir doch schon leider seit Jahrhunderten beinahe ausschließlich von ihnen entlehnen, von den Alongeperücken aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts durch Haarbeutel und Zopf zu den Reifröcken des 19. Jahrhunderts, welche eine verbesserte Auflage von denen von 1750 sind. Aber die Franzosen haben point d'honneur, die Engländer nur die neunschwänzige Katze; die Franzosen schlagen sich auf den Degen, die Engländer auf die Faust; die Franzosen sind heiteren, fröhlichen Sinnes, die Engländer haben den Spleen; denn die Franzosen machen ihr Blut leicht und ihren Geist fröhlich durch leichten Wein und leichte Speisen, die Engländer machen ihr Blut und ihren Sinn stumpf und schwerfällig durch Porter und Beefsteaks. Wie soll das Alles einem Deutschen gefallen, dessen Humor allenfalls ausreicht, um eine kurze Zeit die engländischen Narrheiten zu überwinden, aber keineswegs so lange, um sich von ihnen Jahrzehnde und Jahrhunderte maltraitiren zu lassen. Aber es ist wahr, die Engländer haben viel Sinn für Gesetzlichkeit, sie thun nichts, was sie nicht mit irgend einem früher schon einmal vorgekommenen Urtheilsspruch rechtfertigen können, nichts, was den wenigen geschriebenen Gesetzen Englands zuwider wäre. So haben sie auch hier keineswegs Sclaven zu ihren Arbeiten, denn die Sclaverei ist etwas Unmenschliches und Abscheuliches, sie gehört zu den Mißbräuchen des vorigen Jahrhunderts, sie ist dem Himmel sei Dank! für immer abgethan, sie lassen ihre Aecker und ihre Minen von Tagelöhnern bearbeiten und geben einen glänzenden Tagelohn. Was kann man mehr verlangen als 5 Schilling täglich für Handarbeit, wie viele Leute verdienen in der Woche 10 Thaler selbst mit geistiger Arbeit, die größte Anzahl unserer Beamten ist nicht so gestellt. Daß die Lebensmittel so theuer sind, daß man von den 5 Schillingen kaum sein Leben fristen, niemals aber auch nur ein ganz Geringes zurücklegen kann, ist eine andere Sache und ist etwas, was die Arbeitgeber durchaus nichts angeht. Das wäre noch schöner, wenn der Fabrikherr für die Marktpreise verantwortlich gemacht würde!

In Folge der gelungenen Speculation mit den neu erworbenen Goldfeldern kann man auch in Ankland Tagelöhner zu dem gedachten Preise bekommen und ich zahlte dem Manne, der meine leeren Kleider durchprügelte, jedesmal nur 10 Neugroschen, das ist gewiß billig genug!

# Hundertsiebenundsechzigstes Kapitel.

Etymologische Untersuchungen über engländisch abgekürzte Namen. Der Bischof von Neuseeland. Neue Verstöße gegen die feinen Sitten und Belehrung, welche ich darüber erhalte. Zur Geschichte der Schifffahrt und der geographischen Entdeckungen.

Ein Paar Tage, nachdem ich bei dem Reverend Smoker zu Mittag gespeist, begegnete ich der außerordentlich blonden Miß Dus (wer mir doch darauf helfen könnte, was dies für ein Name ist, Beß — das weiß ich wohl, heißt Elisabeth, sowie Betty, welches aber Bessi gesprochen, gleich Beß oder Elisabeß, aber Dus? ich habe es noch nicht heraus), nahm meinen Hut höflich ab und verneigte mich, sie grüßend, allein ich empfing nicht nur keinen Gegengruß, sondern einen so zerschmetternden Zornesblitz, daß ich gar nicht geglaubt hätte, ein so hellblaues Auge sei dessen fähig, doch fällt mir ein, die Hyänen sollen auch blaue Augen haben und es soll nicht angenehm sein, in dieselben zu gucken, wenn nicht ein eisernes Gitter dazwischen ist.

Mein Himmel! dachte ich, was habe ich Armer denn schon wieder verbrochen, irgend ein Vergehen ruht wohl noch seit jenem Unglücksabend auf mir. Vergeblich zerbrach ich mir den Kopf, wie man so zu sagen pflegt, ich konnte den Schlüssel zu diesem Räthsel nicht finden, hoffte indessen, es würde sich alles gelegentlich aufklären und setzte meinen Spaziergang durch die Umgegend fort. Ich besuchte noch ein Paar von jenen wunderbaren Tuffkratern, an denen der Isthmus so reich ist, als ich aber in mein Wirthshaus zurückkehrte, vernahm ich, daß der hochwürdige Bischof von Neuseeland einen gewaltig tressenreichen Bedienten geschickt habe, um mich für den heutigen Tag zum Diner einzuladen. Glücklicherweise hatte ich meinen Frack nicht angehabt, sonst hätte ich ihn noch einmal „durchprügeln" lassen müssen; da es schon ziemlich spät war, legte ich mein Staubhemde ab, zog die schwarzen Kleider an und begab mich zu dem hochwürdigen Herrn.

Ich fand eine glänzende Gesellschaft versammelt, der ich mit ungemeiner Förmlichkeit als ein fremder Naturforscher vorgestellt wurde. Meine Entschuldigung, daß ich und warum ich den hohen Würdenträger nicht besucht, will sagen, warum ich ihm meine devoteste Aufwartung nicht gemacht hatte, wurde gänzlich überhört, man schrieb das mit den übrigen Unschicklichkeiten auf Rechnung meiner bereits bekannten Ungeschliffenheit, meines Mangels an Ton, an geselligem Takt. Ich allerdings hatte es durchaus nicht nöthig erachtet, den hohen Herrn aufzusuchen, weil er und seine ganze Würde mich nicht das Geringste anging, auch hätte er wohl schwerlich jemals etwas von der Anwesenheit eines so unbedeutenden Dinges, wie „ein fremder Naturforscher" ist, erfahren, wenn nicht der Reverend Smoker mir diesen Possen gespielt und ihm erzählt

hätte, daß ich ihn besucht. Natürlich mußte es den Bischof frappiren, daß wenn ich überhaupt einen Geistlichen besuche, ich nicht zu ihm, dem Vornehmsten derselben, gekommen sei und deshalb lud er mich zu einem Diner ein, um mir einen indirecten Verweis für meine Unhöflichkeit zu geben. Er hatte freilich nicht ahnen können, daß ich in dem Reverend Smoker nicht den Geistlichen, sondern nur den Gelehrten aufgesucht, wenn er dieses gewußt hätte, so würde er gewiß keine Ansprüche auf meine Visite gemacht haben; dieses nun konnte ich allerdings ihm nicht auseinander setzen und so befand ich mich in einer etwas schiefen Stellung und sie wurde es noch mehr dadurch, daß der einzige bekannte Mann, den ich hier sah, eben der Reverend Smoker, mit einer auffallenden Kälte, ich möchte fast sagen, mit gänzlicher Nichtbeachtung meiner armen Person, an mir vorüberging.

Da er ein Paar Tage vorher so sehr freundlich gegen mich gewesen, so war mir dieses doppelt unangenehm und ich wandte mich an ihn mit der freundlichen Frage, wie sich seine Familie befinde und mit dem Bemerken, daß ich heute früh die Ehre gehabt hätte, seine Tochter, Fräulein Dus, zu begrüßen.

„Also wirklich!" sagte er kopfschüttelnd, „ich habe es kaum für möglich gehalten, meine Tochter hat es mir sogleich geklagt, aber ich habe es ihr gar nicht glauben wollen und sie damit getröstet, daß unmöglich Sie es gewesen sein könnten, sondern daß es wahrscheinlich irgend ein fremder Matrose gewesen wäre, der sich einen frechen Spaß habe machen wollen, wie diese Leute das so an der Art haben und daß meine Tochter sich nur durch die ähnliche Kleidung habe täuschen lassen. Nun aber höre ich zu meinem äußersten Erstaunen, daß sie sich nicht geirrt hat, sondern daß Sie wirklich die — die — die — wie soll ich mich ausdrücken, um nicht ebenso unhöflich zu sein, ich will das mildeste Wort nehmen — die Dreistigkeit gehabt haben, eine feine Dame und meine Tochter auf der Straße zu grüßen, ich muß gestehen, der Herr hat unangenehme Manieren."

Ich war völlig sprachlos vor Erstaunen! Ist denn das dreist? (er wollte offenbar sagen, frech, unverschämt), wenn man eine Dame, mit der man in ihrem eigenen Hause bei einem Mittagsmahl und beim Thee stundenlang zusammen gewesen ist — ist denn das zu dreist, wenn man einer solchen Dame begegnend, dieselbe hochachtungsvoll grüßt?

Ich machte dem Herrn Prediger dieses bemerklich und sagte ihm: „Bei uns würde man mich für äußerst unhöflich gehalten haben, wenn ich einen solchen Gruß vernachlässigt, wenn ich ihn der jungen Dame nicht dargebracht hätte."

„Das muß ich sagen," erwiderte Reverend Smoker, „das wäre wirklich bei Ihnen allgemein? Nun dann sind Sie persönlich zu entschuldigen und ich will es den Meinigen zur Beruhigung sagen, noch ehe Sie dieselben hier bei Tafel sehen, aber Alles was ich von Ihnen nach und nach erfahre, bestätigt

immer mehr die traurige Thatsache, daß die Sittlichkeit unter den Fremden eine sehr geringe ist und daß unsere Frauen eine gerechtfertigte Besorgniß haben, wenn es sich darum handelt, die erwachsenen Söhne in's Ausland zu schicken, damit dieselben die ihnen nothwendige große Tour machen. Nein, mein Herr, da lobe ich mir wirklich die Sitten meines würdigen Alt-England, eine solche Verletzung des Schaamgefühls erfährt man dort doch niemals."

„Aber um des Himmels willen, wie habe ich denn der geehrten Dame gegenüber mich zu benehmen, um nicht zu verstoßen?"

„Mein Herr, einem jeden Manne, der nur einiges Schicklichkeitsgefühl hat" (ich danke gehorsamst!) „wird einleuchten, daß wenn er einer Dame bei einer zufälligen Begegnung seine Hochachtung bezeigen will, er sie fest ansehen und erwarten müsse, daß sie ihn grüßt. Sonderbare Leute die Fremden!"

Man kann sich denken, wie wunderbar mich dieser Unterricht in der guten Sitte berührte, allein ich muß zugestehen, daß ich mich allerdings erinnerte, gehört zu haben, man mache es so in England. Von uns Fremden fordert die Höflichkeit, daß man sich auch unaufgefordert gegen die Dame verneige und ihr dadurch seine Ehrerbietung bezeige. Bei uns würden die Damen glauben, sich etwas zu vergeben, wenn sie zuerst grüßen müßten und sie würden es deshalb unterlassen; „curiose Leute diese Engländer!" könnte ich sagen, so gut wie der Reverend Smoker es von uns sagt.

Der Bischof suchte mich auf und frug nach meinen Absichten hier. Ich klärte ihn darüber auf, beruhigte ihn um der möglichen Besorgniß willen, daß ich eine neue Secte gründen wollte, wodurch seiner Heerde ein Schaf oder ein Hammel entzogen werden könnte, sagte auch gelegentlich nochmals, daß ich durchaus ihn nicht habe beleidigen wollen, da ich ihn nicht aufgesucht, sondern daß ich lediglich besorgt gehabt hätte, ihn zu belästigen, daß mir aber, um irgend welche wissenschaftliche Aufklärung zu erhalten, doch schließlich nichts übrig geblieben sei, als mich an einen Würdenträger der Kirche zu wenden, wenn schon nicht gleich an Seine Lordschaft, als den höchsten Würdenträger, welcher sich, wie ich vermuthen könne, wohl am wenigsten mit weltlichen Dingen befaßt haben dürfte. Er fand, daß ich hierin allerdings das Richtige getroffen, indem die Sorge um das Wohl der Neubekehrten, der dem Christenthum gewonnenen Seelen, ihn mehr beschäftigen müsse, als irgend eine jener müßigen Fragen, welche ja doch nichts bezweckten als die Autorität der heiligen Schrift zu untergraben.

Der Bischof frug mich nunmehr, mit was für einem Schiffe ich hieher gekommen sei. Ich nannte den „van der Kapellen" und Seine Lordschaft äußerte, das sei ein sonderbarer Name, er habe nicht geglaubt, daß in der ganzen engländischen Kriegs- oder Handelsmarine ein Schiff existire, welches so heiße. Ich erwiderte, daß es auch gar kein engländisches, sondern ein holländisches Schiff sei, welches diesen Namen führe.

„Wie? Ein holländisches Schiff? Diese kleinen, elenden Dinger, welche man bei uns spottweise Duck nennt (Ente), dürfen sich so weit in's Meer wagen, um bis nach Indien und Neuseeland zu kommen?“

„Holland hat ja nicht blos Enten in seiner Marine, sondern auch schöne, große, auf einem mächtigen Kiel gebaute Fahrzeuge, welche schon befähigt sind, das Meer zu halten.“

„Kriegsschiffe? Der Herr scherzt wohl, so viel ich weiß, hat Niemand Kriegsschiffe als England, die wenigen ausgenommen, welche Frankreich besitzt.“

„Euer Lordschaft vergessen, daß Rußland, Schweden, Dänemark, daß Spanien und Portugal, daß selbst Oesterreich und die Türkei Kriegsschiffe haben und daß die französische Flotte so bedeutend ist, daß England alljährlich mehr auf die Befestigung seiner Küsten wendet, um mehr gegen einen Ueberfall Frankreichs geschützt zu sein.“

Seine Lordschaft wendeten sich mit einem Ausdruck so bodenlos tiefer Ironie, daß ich sie in dem fetten, runden Gesicht niemals gesucht haben würde, an die Gesellschaft und sagten:

„Der Herr erzählt mir da so interessante Neuigkeiten, daß ich glaube, wir werden uns heute bei Tische sehr gut unterhalten.“

Ein allgemeines, beifälliges Lächeln, verbunden mit einer allgemeinen Verneigung gegen den Lordbischof, gaben die beifällige Erwartung zu erkennen und die Augen der mehrsten Mitglieder der Gesellschaft waren auf mich gerichtet, so daß ich mich beinahe beklemmt fühlte. Ich dachte mir, daß ich einen schweren Stand haben würde, diesen eingefleischten Engländern gegenüber, aber ich nahm mir vor, sehr dreist von der Leber zu sprechen, da ich weder von der Bewunderung durchdrungen bin, welche die Engländer selbst gegen sich hegen, noch diejenige theile, welche man so albern ist, ihnen von allen Seiten zu zollen. Der Herr Bischof aber ließ mir kaum Zeit zu meinen Entschlüssen zu kommen, er bohrte mich sofort zum Ergötzen aller Anwesenden an. „Er bohrte mir einen Esel“ würde Shakespeare gesagt haben, indem er frug:

„Also die Holländer haben wirklich ordentliche Schiffe?“

„Your Lordship können sich selbst überzeugen, wenn Sie einen Blick aus diesen Fenstern auf den Hafen werfen wollten, das größte aller anwesenden Fahrzeuge, der wie eine Fregatte aufgetakelte Kauffahrer mit den Kanonenluken, hinter denen wirkliche Kanonen stehen, ist der „van der Kapellen“.“

„So, so?“ sagte der Bischof, „das ist also dasjenige Schiff, auf welchem Sie hergekommen sind; nun es ist jedenfalls in England gebaut und ist von den Fremden angekauft, die Russen, die Preußen bestellen ja Schiffe in Menge bei uns.“

„Das ist allerdings leider wahr, die Ausländer, so muß ich Ihnen gegenüber wohl all' diejenigen bezeichnen, welche nicht Engländer sind, leben in der traurigen Ueberzeugung, daß nur in England etwas Gutes gemacht werden könne.“

„Und ich hoffe," so fiel mir der Bischof in's Wort, „diese Ueberzeugung sei eine gerechtfertigte, namentlich hat ja England von jeher alle Meere der Erde beherrscht, seine Schiffe sind mithin untadelig und es ist wohl begreiflich, daß man sie überall bewundert und wenn man welche haben muß, sie von England kauft."

Jetzt lief mir die Galle über und ich sagte: „Obschon ich mich nicht für einen großen Historiker halte, glaubte ich doch zu wissen, daß zuerst die Portugiesen, dann die Spanier mächtige Flotten gehabt und auch die größten Entdeckungen gemacht, daß durch die Portugiesen Afrika umsegelt und der Seeweg nach Indien gefunden sei, daher sie noch jetzt Besitzungen in Indien hätten, daß kurz darauf die Spanier Amerika entdeckt, daß ferner die Spanier zuerst und zwar Jahrhunderte lang den großen Ocean befahren zwischen Amerika und Asien, daß wiederum etwas später die Holländer Australien aufgefunden und benannt hätten, daß erst lange nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts Cook und einige andere Engländer die Nachlese gehalten, kleine Inseln im großen Ocean aufgefunden und benannt, durchaus aber keinen neuen Welttheil entdeckt hätten, wie vor ihnen die Spanier und Holländer."

Der Bischof sagte mit einem bitter-süßem Lächeln: „Der Herr ist in den Dingen, die zum Nachtheil unseres Vaterlandes gereichen, wie es scheint, sehr wohl bewandert."

Ich bat den Herrn Bischof, ja nicht zu glauben, daß ich etwas zum Nachtheil des großen Volkes sagen wolle, doch habe es mir geschienen, als befinde sich Seine Lordschaft in einem kleinen Irrthum hinsichtlich der Geschichte der Schifffahrt, in einem Irrthum um so unverzeihlicher, als der hohe Herr nicht dem kriegerischen Handwerk obliege, sondern dem Friedenswerke der Religionsverbreitung. Ich wolle aber keineswegs meine Meinung als die richtige aufstellen und ich bäte daher, falls einer der anwesenden Herren es besser und genauer wisse, meine falsche Ansicht zu berichtigen.

Ein Marinebeamter nahm das Wort, indem er sagte, so viel er wisse, haben allerdings die gedachten Nationen einige Schiffe gehabt und sie hätten auch wohl einige Entdeckungen gemacht, aber eben diese Schiffe, ja die ganzen Flotten seien immerfort von den viel mächtigeren und zahlreicheren Flotten der Engländer besiegt und in die Luft gesprengt worden.

Ich frug: „Auch die Flotten, welche der ältere Tromp befehligte, auch die Flotten, welche Ruyter anführte, auch diejenigen, welche von dem jüngeren Tromp befehligt wurden?"

„In welche Zeiten geht denn der Herr zurück?" so frug mich derjenige, welcher vorhin die Antwort übernommen. „Alle diese Namen sind mir und wahrscheinlich auch den sämmtlichen gegenwärtigen Herrn gänzlich unbekannt."

Ich erwiderte, daß mir das ganz begreiflich sei, an solche Kleinigkeiten, wie verlorene Seeschlachten, erinnere sich eine zur See mächtige Nation immer

nur ungern, die genannten Männer seien Admirale bei derjenigen Nation gewesen, welcher jenes große Handelsschiff, der „van der Kapellen" angehöre, wenn es eine unangenehme Erinnerung in den Herzen der geehrten Herren erwecke, so bäte ich mich damit zu entschuldigen, daß ich auf einen mir gemachten Vorwurf doch habe antworten müssen, eine feindselige Absicht sei hiebei durchaus nicht vorhanden.

Seine Lordschaft sagten: „Es scheine vielleicht besser, das Gespräch zu unterbrechen, welches anfange unerquicklich zu werden. Der Herr, der ein Holländer sei, habe die Ehre der holländischen Flagge retten wollen, das könne man ihm eigentlich nicht übel nehmen und so wolle man denn die Sache ruhen lassen."

## Hundertachtundsechzigstes Kapitel.

Tafelordnung im Hause des Bischofs von Neuseeland. Einige Gedanken über Einfuhrzölle und Gußstahl. Geschichte verschiedener Erfindungen und Böcke, welche dabei geschossen werden.

Ein Paar Flügelthüren öffneten sich, der Herr Bischof zeigte mit der Hand, daß man sich in den Saal begeben möge, Jeder aber verbeugte sich ehrerbietigst und ließ Sr. Lordschaft den Vorrang, welcher denn auch von seinem Rechte Gebrauch machte und kühn voranschritt auf dieser Bahn ohne Hindernisse, welche zu einem sehr inhaltreichen Ziele führte.

Aus einer gegenüberliegenden Thüre kam eine große Anzahl junger Damen, welche sämmtlich an jener Seite des Tisches Platz nahmen, der zwischen ihnen und uns stand, während wir auf der Seite blieben, von welcher wir eingetreten waren.

Sonst pflegt man die Herren und Damen so viel als möglich abwechselnd zu arrangiren, in dem Hause eines hohen Geistlichen durfte eine solche weltliche Anordnung nicht stattfinden, man muß sagen, daß dieselbe, wie sie hier gefunden wurde, gewiß höchst streng sittlich, aber zugleich auch höchst langweilig war, denn sie schnitt die Unterhaltung so gut wie ganz ab. Die Damen sprachen untereinander, die Herren sprachen untereinander, alle waren auf ihre beiden nächsten Nachbarn beschränkt und daß ein Herr mit einer Dame gesprochen hätte, habe ich gar nicht wahrgenommen, nur dies bemerkte ich, daß, sobald ich mein Auge auf eine der Damen erhob, diese ihr Auge niederschlug und sich bemühte roth zu werden, was mitunter gelang, wenn ich zufällig auf eine Dame blickte, die mich in diesem Augenblicke ansah.

Die gewöhnlichen Gerichte in der gewöhnlichen Art bereitet kamen auf die Tafel und ich hatte dieselben Erklärungen zu geben wie früher, denn es versteht sich wohl von selbst, daß die anwesende würdige Gesellschaft ebenso wenig von dem Continent wußte, als der Reverend Smoker und seine Töchter oder seine Vicare. Bei dem Wechseln der Teller wurde aber doch wieder von den Unterschieden zwischen England und dem Continent gesprochen und vor allen Dingen bedauert, daß die armen Continentalen von ihren Regierungen durch Prohibitivzölle so furchtbar gedrückt seien, daß sie nicht einmal Kenntniß nehmen könnten von dem, was in England geschaffen werde. Ich mußte zugestehen, daß Frankreich und Oesterreich sich in früheren Zeiten durch eine enggeschlossene Linie von Zollbeamten, durch eine wahre Armee von bewaffneten Douaniers gegen das Ausland verwahrt haben, daß man aber nachgerade von diesem traurigen System der harten Besteuerung fremder Waaren zurückgekommen sei, daß indeß in allen diesen Sachen England uns auf das Glänzendste vorangegangen, daß eben durch die unerhörten Einfuhrzölle jene abscheuliche, die Gesundheit von vielen Millionen Menschen bedrohende Verfälschung der Lebensmittel hervorgerufen seien, ich wies dabei auf die Vergiftung des Thees und des Weines hin und fügte hinzu, daß nicht nur England in dieser Besteuerungsweise viel weiter gehe als irgend ein anderes Land, sondern daß es auch seine eigenen Fabrikate oder Produkte besteuere und zwar wiederum in so ungeheurem Maße, daß dadurch die Preise zu enormer Höhe getrieben und die armen Menschen in Noth und Elend, ja in Krankheiten der schwersten Art versetzt würden. Man vermehre das Gewicht des Mehles durch Zusatz von Gyps oder von Kreide, man verbessere das Aussehen des aus verdorbenem Mehl gebackenen Brodes durch Alaun, man setze dem Porter und dem Ale narkotische oder sonst schädliche Stoffe zu, man mache Milch aus dem Gehirn von Hammeln und anderem Schlachtvieh, weil es der Mühe lohnt die Steuer zu umgehen, sowie die Steuer, welche auf dem Papier ruhe, dasselbe zwölfmal so theuer mache als es im Auslande sei. Die Bergwerke und deren Produkte wären so hoch belastet, daß man das Schmiedeeisen aus Schweden kommen lassen müsse und daß der berühmte engländische Gußstahl nur aus solchem Eisen gemacht sei.

Mein Nachbar faßte dieses Letzte als Stichwort auf und mit Uebergehung aller anderen Bemerkungen sagte er: „Sie sind nicht wohl unterrichtet, unsere Stahlfabrikation ist so überaus großartig, daß wir in kurzer Zeit ganz Europa mit stählernen Eisenbahnschienen versorgen werden, indem wir aus unserem vortrefflichen Roheisen unmittelbar Stahl fabriciren und auf diese Weise des Auslandes ganz entbehren können; zwei hochberühmte Firmen The Mersey Steel and Jron Company in Liverpool und Thomas Firth and Sons in Sheffield sind gegenwärtig damit beschäftigt, ihre großartige Erfindung, welche durch ein Patent geschützt ist, auszubeuten. Die Erfindung nämlich, Stahl aus Roheisen zu fabriciren, lediglich dadurch, daß man atmosphärische Luft durch die geschmolzene

Eisenmasse treibt, wodurch aller Kohlenstoff und die übrigen leicht oxydirbaren Körper in dem Roheisen verbrannt werden, das Eisen aber in dem Grade von Kohlenhaltigkeit zurückbleibt, welche man Stahl nennt."

„Und die Herren Firth und Söhne haben diese Erfindung gemacht?"

„Ja wohl, mein Herr, sie und gleichzeitig mit ihnen eine andere Gesellschaft in Liverpool, welche beide darauf patentirt sind, ich sage Beide, weil das Verfahren nicht ganz dasselbe ist, daher sie auch in einem heftigen Kampfe sowohl um die Priorität als um den Vortheil begriffen sind. Ja, es ist eine herrliche Nation, welche immer in großartigster Weise voranschreitet und den anderen Völkern zeigt, wie man erfinden müsse."

„Es ist mir unangenehm, mich durchweg so schlecht unterrichtet zu finden," sagte ich auf diese emphatische Rede, „ich habe geglaubt und in ganz Deutschland glaubt man es ebenso, daß diese Erfindung eine deutsche sei, wenigstens arbeitet — dies ist thatsächlich festgestellt — die Iron-Company in Liverpool auf das Patent eines gewissen Ripe hin, der zufällig ein Deutscher ist. Firth und Söhne in Sheffield arbeiten — dies ist wieder eine Thatsache — auf das Patent eines Mannes, Namens Krupp, der wieder zufällig ein Deutscher ist. Endlich existirt noch ein drittes Patent, welches ein Herr Bessemer erhalten hat, der wiederum zufällig ein Deutscher ist und der, wiewohl er zuletzt patentirt wurde, doch zuerst die Erfindung gemacht hatte, welche noch überdies so vortheilhaft ist, daß die Ersparniß an Kosten gegen die sonstigen Methoden 50% beträgt."

Mein Gegner erwiderte mir, er wolle nicht glauben, daß ich um des Ruhmes der Deutschen willen gegen meine Ueberzeugung spräche und eine wissentliche Unwahrheit sage, doch sei es ja bekannt, daß wenn ich auch in diesem Falle Recht haben sollte, in allem Uebrigen England obenan stehe, indem alle für die Welt irgend wichtigen Erfindungen dort gemacht seien.

„Bis auf einige unbedeutende," sagte ich, „wie z. B. die Buchdruckerkunst, die Darstellung des Papieres aus leinenen Lumpen, wie z. B. ferner die Erfindung der Uhren, des Porcellans, des Glases, des Phosphors, der Gasbeleuchtung, der Dampfmaschine — — —" bis zu diesen Worten schwiegen meine Gegner still, jetzt aber ging es über mich her von allen Seiten, ich hörte ein lautes: „Oh, oh, oh! Dampfmaschinen und Gasbeleuchtung sind engländische Erfindungen nnd nichts anderes, keine Nation der Erde kann sich rühmen, uns das Geringste hierzu gegeben zu haben. Wer, mein verehrter Master, hat Ihnen diese Notizen gegeben?"

„Diese Notizen gehören der Geschichte an. Der Deutsche, Johann Joachim Becher, im Jahre 1625 zu Speyer geboren, kam in seinem 36. Jahre nach England und zeigte dort vor dem Könige die Bereitung eines lebhaften Gaslichtes aus Steinkohlen, wies gleichzeitig die Nebenprodukte Coaks und Steinkohlentheer auf, aber freilich ohne weiteren Nutzen für sich als den, daß er seine

Erfindung und die Experimente, welche er vor König und Lords gemacht, in einem seltenen, alten Buche: „J. J. Becher's närrische Weisheit und weise Narrheit", gedruckt im Jahre 1682 in Frankfurt, niederlegte und so sich dieselbe sicherte, freilich nur für den Forscher, denn im Allgemeinen gelten die Engländer für die Erfinder, wiewohl die Franzosen auch hier noch ihnen vorangegangen sind, indem Lebon im Jahre 1799 einen Garten in Paris mit Gasflammen beleuchtete. Aber was nun auch die Engländer unter Murdoch und Boulton dafür gethan haben, dennoch ist in London die Gasbeleuchtung erst durch den sächsischen Hofrath Winzer eingeführt worden, wiewohl erst nach den lebhaftesten Kämpfen der Oelverkäufer, der Lichtgießer, der Dochtfabrikanten und der Geistlichen, welche diese ohne Docht und ohne Oel brennenden Lichter für eine Erfindung des Teufels erklärten, wie sie bekanntlich die Benutzung der Steinkohlen als Brennmaterial ein volles Jahrhundert hindurch zurückgehalten haben, da die Steinkohlen ein Brennmaterial des Teufels seien und es unchristlich genannt werden müsse, den Teufel bei Anwendung der Höllenqualen gegen die ihm verfallenen Sünder zu beschränken."

Ich hielt einen Augenblick inne, mir fiel schwer auf das Herz, daß ich den größten Bock geschossen, der mir in meinem Leben vorgekommen, ich befand mich im Hause eines orthodoxen Geistlichen und sprach über die Mißgriffe seiner Genossen. Die ganze Gesellschaft war ebenso wie ich betroffen und ein unheimliches Schweigen herrschte im Saale. Hätte doch wenigstens ein halbes Dutzend der Damen geflüstert, so wäre noch einiger Trost dagewesen, aber so glücklich war ich nicht. Mir schien das Beste, weiter fortzufahren, ich kürzte daher die unheimliche Pause so viel als möglich ab, indem ich sofort zu den Dampfmaschinen überging und sagte, die Erfindung der Dampfmaschinen betreffend: „So ist es zwar überflüssig, an Salomon von Caus zu erinnern, welcher nur die Gewalt des Dampfes, keineswegs aber die Dampfmaschine gefunden oder erfunden hat. — Anders wird es aber mit Papin, welcher Professor in Heidelberg und dann in Marburg war, woselbst er auch als Professor der Mathematik und Physik lehrte (starb 1710), der in der That nicht etwa die Kraft des Dampfes, also z. B. den nach ihm benannten papinischen Topf erfand, sondern der verschiedene größere und kleinere Dampfmaschinen mit niedrigem und hohem Druck und eine Dampfmaschine mit zwei Cylindern baute, welches im Jahre 1690 geschah. Aus dem Jahr 1695 existirt sogar ein Briefwechsel zwischen Papin und Leibnitz über die Möglichkeit, durch die abwechselnde Wirkung zweier Dampfcylinder ein Schiff in Bewegung zu setzen, so ist demnach Papin nicht nur Erfinder der Dampfmaschine überhaupt, sondern auch Erfinder der Dampfschifffahrt. Die beiden Cylinder von Gußeisen in ziemlich großem Maßstab gegossen, welche Papin zu seiner ersten Dampfmaschine brauchte, waren in dem Gießhause zu Cassel aufbewahrt und sind erst im Jahre 1838 zu Grunde gegangen, als dieses Gebäude abbrannte."

„Wenn ich nun der Wahrheit gemäß das Obige behaupten muß, so will ich doch keineswegs in Abrede stellen, daß wir die practische Anwendung der Dampfmaschine und die zahlreichen Verbesserungen, die an derselben gemacht worden sind, den Engländern verdanken, sie sind es gewesen, welche die große Erfindung des Marburger Professors ausbeuteten und für die Welt nutzbar machten."

---

## Hundertneunundsechzigstes Kapitel.

Kleine und große Malicen und etwas Literaturgeschichte. Ein deutscher Dichter im Munde einer engländischen Dame. Sprach- und Geschichtsforschungen an der Tafel des Lord Bischof.

Der Herr Bischof äußerte: „Wir müssen dem edlen Herrn nur noch sehr dankbar sein, daß er uns zugesteht, die Engländer hätten doch wenigstens dieses geringe Verdienst an der Sache, ich habe allerdings mir ein anderes Bild davon gemacht, allein das geht schon mitunter so, daß man stolz auf irgend etwas ist und nachher vielleicht durch einen ganz jungen Mann eines Anderen belehrt wird, wenn auch nicht eines Besseren, so z. B. hier, daß ein Dutzend berühmter Erfindungen, auf welche England mit großem Rechte das höchste Gewicht legt, gar nicht in England und gar nicht von Engländern gemacht worden sind. Sie, mein werther Herr, sind ohne Zweifel bereits seit vielen Jahren Professor an der ersten Universität des Continents und sind wohl auch Mitglied aller gelehrten Gesellschaften, wiewohl so viel ich weiß, keiner engländischen oder doch vielleicht? Und wäre es dann wieder eine Erfindung der Deutschen?"

Ich sah ein sehr maliciöses Lächeln um die Lippen meiner Nachbarn spielen, ich erwiderte aber ganz ernsthaft, daß ich keineswegs Professor und ebenso wenig Mitglied aller und noch viel weniger Mitglied engländischer gelehrter Gesellschaften sei, erklärte aber, daß man in meinem Vaterlande auf Schulen und Universitäten Vieles lehre, was in anderen Ländern nicht gelehrt würde und daß die Deutschen überhaupt Neigung zum Studiren hätten, namentlich sich gerne mit fremden Völkern beschäftigten, ihre Sprachen lernten, ihre Bücher läsen, sich mit ihrer Literatur vertraut machten, daher es denn auch käme, daß sie, die Deutschen, von sehr vielem Kenntniß hätten, was man bei Anderen vergeblich suchte, so z. B. hielt ich mich durchaus nicht für einen großen Gelehrten, aber ich verstünde doch außer meiner Muttersprache und außer den beiden alten Sprachen auch noch französisch, holländisch und engländisch, könne mich, wenn auch nothdürftig, in diesen Sprachen verständlich machen und hätte daher auch Achtung vor der Literatur, vor den Gelehrten, den Dichtern fremder

Völker, indessen dieses keineswegs reciprok sei, man im Gegentheil es verschmähe, unsere Sprache zu lernen und deshalb auch unsere Leistungen auf dem Gebiet der Literatur nicht kenne. Ich sei überzeugt, daß von den geehrten Anwesenden vielleicht keiner deutsch und nur sehr wenige französisch könnten.

Die letztere Frage wurde ganz überhört, wahrscheinlich weil ich den Nagel gar zu genau auf den Kopf getroffen hatte, aber der Herr Bischof, der schon lange ärgerlich sein mußte, daß er mich groben Menschen in seine Gesellschaft von Gentlemen eingeladen hatte, sagte:

„Nichts ist natürlicher, als daß wir von der deutschen Literatur keine Kenntniß nehmen, denn wir würden leider nichts weiter als einen Abscheu erregenden groben Materialismus empfangen, welcher von Bierschaum und Tabakrauch umgeben ist. Was ist denn z. B. die deutsche Philosophie? ist sie etwas anderes als ein ungeheurer Faultopf vom schottischen Sensualismus, französischem Skepticismus, indischem Mysticismus verbunden und durcheinander gerührt zu einem widerwärtigen Brei durch mittelalterlichen Dogmatismus."

„Ich glaube nicht, mein Lord, daß Sie Wolff, Leibnitz, Kant, Mendelson, Fichte, Schelling, Hegel, Steffens, Schoppenhauer und viele andere bedeutende deutsche Philosophen gelesen haben. Würde nur Einer von Ihnen in seiner Sprache gelesen sein, so würden Sie ein anderes Urtheil fällen und ich glaube kaum, daß Sie diesen Männern Leute von ähnlichem Gewichte gegenüberstellen können."

„Es war eigentlich weniger von Philosophie als überhaupt von der Literatur die Rede und da glaube ich ohne irgend ein Bedenken behaupten zu dürfen, daß die unsrige jene des Continents und vor allen Dingen die des so schrecklich tief stehenden Deutschlands übertrifft. Wen haben sie unserem Shakspeare, unserem Milton, unserem Pope, wen haben Sie einem Goldsmith, einem Sterne, wen einem Byron, Walter Scott, Bulwer, Marryat gegenüber zu stellen?"

„Ganz gewiß hat England ein Recht stolz auf diese Männer zu sein," erwiderte ich, „aber Deutschland hat das Glück, in jedem einzelnen Zweige der Literatur doppelt so viel Namen aufstellen zu können, als Sie hier im Ganzen für die gesammte engländische Literatur anführten. Sie fangen mit dem Dramatiker Shakspeare an. So Ungeheuerliches wie er in seinem Titus Andronicus und in seiner Hexe von Orleans geliefert, würde ich allerdings vergeblich in der deutschen Literatur suchen, allein wir haben Schiller, Lessing, Uechteritz, Halm, Raupach, Kleist, Grillparzer, Werner, Michael Beer, Schenk und viele Andere, welche sehr Bedeutendes geleistet haben, wir haben auch noch einen Leisewitz, Kronegg, Klingemann, Collin, Klingner und Houwald, deren Dramen noch immer gerne gesehen werden; wir haben einen Mülner, einen Contessa, einen P. A. Wolf, wir haben für das Lustspiel und das bürgerliche Drama einen Kotzebue, Jünger, Iffland, Gutzkow, Laube, Schall — — —"

„Hören Sie auf," sagte der Bischof, „hören Sie auf, Sie betäuben uns mit Namen, welche wir nie gehört haben. Ist Deutschland in anderen Fächern so reich wie in der Dramaturgie, so sind Sie zu beneiden. Wen können Sie unseren Dichtern gegenüber stellen?"

„Ich glaube nicht, daß Sie mich in Verlegenheit setzen! Aus alten Zeiten haben wir Heinrich von Osterdingen, den oder die Verfasser des Niebelungenliedes, den des Parcival, des Heldenbuches und aus neuerer Zeit haben wir Ernst Schulz, Rückert, Schlegel, (Friedrich und August Wilhelm) Kloppstock, Wieland, Schubarth, Voß, Mathison, Hölderlin, Bürger, Gellert, Platen, Uhland, Schwab, Chamisso, Lenau, Waiblinger, Anastasius Grün, Salis, Tidge, Hölty, Geßner, Hagedorn, Kosegarten, Körner, Stegmann, Freiligrath, Beck —"

„Nun es freut mich, daß Sie ein so gutes Gedächtniß haben," meinte der Bischof, ich aber versicherte: „Diese Namen alle seien nicht Gedächtnißsache, sondern es sei dem Deutschen eine Herzensangelegenheit, all' diese trefflichen Dichter zu kennen, in den Händen jedes gebildeten Mannes befinden sich die Werke dieser Männer und eine Menge von Zusammenstellungen des Besten was sie geschrieben, hat uns der überaus thätige Buchhandel geliefert, wodurch es möglich wird, daß das Beste, was diese Dichter geleistet, auch in das Volk übergeht. Unsere Romanliteratur ist noch viel reicher, ich will Ihnen jedoch nur die bedeutendsten Männer nennen: Willibald Alexis, Fouqué, Horn, Döring, Bronikowsky, Nowalis, Mosengeil, Tromlitz, Varnhagen, Arnim, Steffens, Rellstab, Immermann, Hesekiel, Tieck, Spindler, Storch, Gutzkow, Hauff, Heinse, Jacoby."

„Nun gut," unterbrach mich einer der Anwesenden, „auch hier müssen wir, wie Seine Lordschaft sagt, Ihr Gedächtniß bewundern, allein so wenig wir die sämmtlichen Namen, die Sie uns genannt haben, auch kennen, so sehr sind wir doch überzeugt, daß Sie unseren Humoristen und Satyrikern nichts gegenüber zu stellen haben."

„Es könnte sein, daß diese Ueberzeugung eine irrthümliche wäre," erwiderte ich, „wenn Sie auch einen Swift aufzuweisen haben, so kann derselbe sich weder mit Brandt, dem Verfasser des Narrenschiffes, noch mit Altmann, dem Verfasser des Reinecke Fuchs vergleichen, nicht mit Fischart, noch mit Rollenhagen (Froschmäusler), oder Murrner (Narrenbeschwörung). Rabener, Haug, Friedrich, Abraham a Santa Clara, Stollberg, Neumann, Bloch, Börne, und wenn ich Ihnen nicht mehr citire, so geschieht es nur, um Sie nicht zu ermüden und ich will zu den Humoristen übergehen, unter denen Jean Paul Richter wohl obenan steht, dem aber würdig zur Seite Heine, Hoffmann, Hippel genannt werden darf. Der Humor, welcher in den Tischreden Luther's, in den Werken seines Zeitgenossen Hutten vorkommt, ist vielleicht jetzt nicht mehr verständlich, weil wir die Leute nicht kennen, auf welche gezielt wird, aber Liskow, Lichtenberg, Falk, Pfeffel, Benzel Sternau, Brentano, Langbein

sind es so gut, wie Weißflog, Castelli oder Saphir. Auch an Damen ist unsere Literatur reich: Agnes Franz, Helmina von Chezzi, Caroline Pichler, Caroline Fouqué, Fanny Tarnow, Henriette Hancke, Elise von Hohenhausen, Bertha van der Velde, Bettina von Arnim, Louise Mühlbach, Fanny Lewald haben mir durch ihre trefflichen Werke manche glückliche Stunde bereitet."

Die überaus blonde Tochter des Reverend Smoker warf einen freundlichen Blick auf mich und sagte: „Daß Sie der dichtenden Frauen ihrer Heimath mit so vieler Liebe erwähnen, macht mir Freude und versöhnt mich wieder mit Ihnen."

Ich wollte mich eben entschuldigen, es war ja Dus, welche ich durch meinen Mangel an Sittlichkeit, welche ich durch meine Begrüßung so schwer beleidigt hatte, allein ein sehr ernster Wink ihres Vaters schnitt ihr und ein Räuspern des Lord Bischofs schnitt mir die Rede ab. Der hohe Herr sagte:

„Der Herr erweckt durch Nennung aller dieser Namen in mir ganz andere Anschauungen von den Deutschen, wie ich bisher gehabt, wissen möchte ich aber wohl, wie es kommt, daß ich von allen diesen Schriftstellern, ich will Schiller, vielleicht auch Göthe ausnehmen, nie ein Wort gehört habe, warum übersetzt man sie nicht in's Englische, wie man englische Werke in's Deutsche übersetzt?"

Diese Frage war nun gerade Wasser auf meine Mühle, ich antwortete: „Ich kenne Ihre Dichter und die französischen nicht aus Uebersetzungen, ich habe sie in der Originalsprache gelesen. Solcher Leute wie ich, giebt es in Deutschland Millionen, viele von diesen aber leben von Schriftstellerei und da sie gut französisch oder gut englisch kennen, so übersetzen sie aus jenen Sprachen die Meisterwerke und machen sie denjenigen zugänglich, welche nicht so glücklich sind, dieselben in der Ursprache lesen zu können. Wir Deutsche sind leider nicht so stolz als wir sein dürften, ja wir sind noch nicht einmal zum hundertsten Theile so stolz als unsere Nachbarn auf die Leistungen ihres Volkes, wiewohl wir berechtigt wären, hundertmal stolzer zu sein."

Der Bischof sah hier mit einer Miene um sich als wollte er sagen: „Dem Manne fehlt es nicht an solch' einem Stolz!" Ich aber fuhr fort:

„Wir Deutsche sind nicht so selbstgenügsam, sind nicht uns selbst so vollständig genug, haben nicht ein solches gewaltiges Bewußtsein um zu sagen: „Was brauchen wir andere Völker und deren Leistungen zu kennen?" Im Gegentheil sind wir Thoren genug, unsere eigenen Leistungen gering und nur die der Fremden hoch zu achten. Umgekehrt ist es bei unseren Nachbarn; diese sagen ganz einfach: Solche Leistungen, wie sie bei uns gemacht worden, findet man nirgends, weshalb sollen wir uns also um die Leistungen Anderer bekümmern? so lernt man sie auch nicht kennen. Dies ist der eine Grund, warum man unsere Schriften nicht in's Englische übersetzt. Der andere Grund ist eben jener Mangel an Sprachkenntnissen. Während wir Deutsche mit unserer demüthigen Bedientennatur alle möglichen Sprachen lernen, um den Engländer, den Fran-

zosen, den Italiener, wohl gar auch den Spanier in seiner Muttersprache becomplimentiren zu können, wenn er zufällig in die Grenzen Deutschlands geräth, sagt der Engländer dem Fremden der sich in sein Land verirrt: „ich verstehe nicht französisch“ und „lerne Du englisch“ und kehrt ihm verächtlich den Rücken. Und die Gebildeten Ihres Landes, wenn sie auch nicht so sprechen, verstehen und sprechen und lesen doch die fremde Sprache, die deutsche Sprache nicht, obwohl sie zur Hälfte in die ihrige übergegangen ist. Ich möchte wohl wissen, ob einer der hier Anwesenden nur zwei Zeilen aus irgend einem Gedichte Schiller's versteht oder übersetzen kann.“

Fräulein Dus schlug ihre müllerblauen Augen auf und sagte: „Sie werden Ihre Wette verlieren!“

„Autsch itsch nuähr ein Ärcädiäh dschebowen,
Autsch miä ät die Natjür,
Än menner uitsche wreite sudschedschwowen,
Autsch itsch nuähr ein Ärkädiäh dschebowen —
Dotsch Treinin dschap der korse Linz miu nijur!

Ein allgemeines Ah! ertönte um den ganzen Tisch, eine Dame konnte nicht blos vortrefflich deutsch, sie citirte auch sofort einen deutschen Dichter. Ich war vollständig geschlagen, sie hatte nicht zwei Zeilen, sie hatte deren fünf angeführt und ich war eben im Begriff zu fragen, ob sie auch Versuche mit der Uebersetzung des Gedichtes gemacht habe, allein der Herr Bischof hinderte mich daran, indem er sagte:

„Wenn ich Sie recht verstanden, so halten Sie auch unsere Sprache nicht einmal für eine eigenthümliche, für eine originale, ich habe bisher geglaubt, sie sei die schönste und wohltönendste der Erde.“

„Mein Lord, das kommt vielleicht daher, daß Sie keine andere Sprache gehört haben, was aber die Originalität betrifft, so kann ich sie der engländischen Sprache allerdings nicht zugestehen; Kloppstock schon nennt sie „die Mischerin“ und nachweislich ist, daß außer wenig gälischen Worten die eine Hälfte aus Plattdeutsch, die andere aus Französisch besteht.“

Das ist originell! das ist kühn! das ist wunderbar! so tönte es von allen Seiten; ich aber frug:

„Ist denn Ihr Wort für Heirath nicht aus dem Französischen: Mariage, ist denn Ihr Wort für Unterhaltung nicht aus dem Französischen: conversation, nur sprechen Sie es allerdings nicht so aus, sondern Sie sagen: Märriätsch, sie sagen: Conversähschen. Heißt denn Ihre Schönheit nicht beauté, obwohl Sie bjuty sagen, heißt denn Ihre Gesellschaft nicht société, obwohl Sie soicity sprechen. Wenigstens zehntausend solcher Worte sind in Ihrer Sprache aufgenommen und die andere Hälfte ist dasjenige Plattdeutsch, welches man an der Südküste der Nord- und Ostsee spricht; das Messer heißt Knief, so wie Sie es schreiben, die Gabel heißt fork, litle heißt klein, yellow heißt gelb, blue heißt

blau, bread heißt Brod, mother heißt Mutter, brother heißt Bruder, water heißt Wasser — — und so will ich Ihnen nicht tausend, sondern zehntausend Worte herzählen, welche alle plattdeutsch sind, daher der engländische Matrose auch sehr leicht von dem norddeutschen Bauer verstanden wird und dieser Bauer, wenn er als Matrose auf ein engländisches Schiff kommt, sehr schnell diese Sprache lernt."

Etwas spöttisch lächelnd sagte der Bischof: „Wenn sich dieses wirklich so verhält, so wird es wohl daher kommen, daß wir die Nordküsten von Frankreich und von Deutschland colonisirt haben und daß die besiegten Völker Theile unserer Sprache angenommen."

„Auch eine andere Erklärung wäre möglich, die nämlich, daß die Angelsachsen England erobert und colonisirt und daß dann die Franzosen unter Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen sind und daß hieraus eine Mischlingsrace, sowie eine Mischlingssprache entstanden ist, allein wie ich sehe sind die Lesarten hierüber verschieden."

---

## Hundertsiebenzigstes Kapitel.

Geschichtliche Rückerinnerungen und Ausstellungsgegenstände. Ein zerbrochener Stahlklotz und dessen Bedeutung. Engländische Zeitungsberichte und Mahagonimöbel im Schusterladen.

Sichtlich machte diese meine Behauptung einen sehr unangenehmen Eindruck und der Bischof sagte:

„Der Herr hat ohne Zweifel seine historischen Studien auf dem Festlande gemacht."

Ich sagte: „Allerdings mein Lord! da ich kein Geschichtsforscher bin" — „das merken wir," so unterbrach mich der fromme Mann, indessen ich ohne mich stören zu lassen fortfuhr: „So schien mir es unnöthig, im Lande selbst Untersuchungen anzustellen und ich begnügte mich daher mit dem, was engländische Historiker von Hume und Gibbon bis Mac Aulay hierüber gesagt haben."

„Sie scheinen in unserer Literatur bewandert zu sein."

„Ich sagte Ihnen bereits, mein Lord, daß gebildete Männer in Deutschland wenigstens engländisch und französisch, häufig auch noch ein Paar andere Sprachen, wenigstens so weit gründlich lernen, um die Werke, welche in denselben erscheinen, ohne Hilfe eines Wörterbuchs lesen zu können; wozu wäre auch das Studium dieser Sprachen, wenn man nicht einmal dieses damit erreichen wollte. Und so ist es denn gekommen, daß mir manches aus Ihrer

Literatur sehr wohl bekannt ist, während umgekehrt von Seiten unserer Nachbarn dieses nicht gesagt werden kann, in Folge dessen die Schätze unserer Literatur denselben auch ein unerschlossenes Bergwerk sind."

„Wir wollen dieses unerquickliche Thema bei Seite lassen," sprach der hochwürdige Herr, „allein es wird nicht uninteressant sein, Sie über einige andere Gegenstände zu vernehmen. Sie führten soeben das Wort Bergwerk an, mich erinnert dieses nochmals an die riesige Entwickelung unserer Industrie, welche die Schöpferin aller anderen Anfänge derselben ist. Halten Sie nicht auch die Bergwerkskunst für eine deutsche Erfindung?"

„Unzweifelhaft, mein Lord!" erwiderte ich. „Der Harz oder das Harzgebirge ist der Kern der deutschen Bergwerkskunst, von dort sind alle Erfindungen, die Schachte, die Stollen, die Luftzufuhr, die Wasserhebung betreffend, ausgegangen; dies ist so sehr Thatsache, daß überall in Amerika die dort wohnenden Spanier und Portugiesen der Meinung sind, ein jeder Deutsche sei ein geborener Bergmann, so wie der Ungar ein geborener Reiter, der Engländer ein Boxer. Vor dem Letzten läuft man davon, weil man sich vor ihm fürchtet, dem Zweiten sieht man zu, weil man seine Kühnheit bewundert, den Ersten aber fragt man aus, weil man seine Gelehrsamkeit kennt und benutzen will."

„Eine sehr feine Wendung!" bemerkte Reverend Smoker gegen den hohen Würdenträger, „um uns bemerklich zu machen, welcher Unterschied zwischen uns und den German ist."

Der Bischof neigte wohlgefällig das Haupt, machte jedoch mit der Hand ein Zeichen, daß der Reverend Smoker schweigen und mich nicht stören möchte. Da man auf die Fortsetzung meiner Rede zu warten schien, so nahm ich den Faden wieder auf, indem ich sagte:

„Selbst die eitlen Franzosen haben keine besseren Quellen für ihre Werke über den Bergbau und die Metallurgie als die Harzer und überhaupt die Deutschen, von denen sie sogar alle praktischen Bezeichnungen angenommen haben. Sie nennen die fein zertheilten Mineralien Schlich, sie nennen das Ganggestein le gangue, sie nennen den flüssigen Schlich Schlamm. Der Cylinder, welcher bei ihnen wie bei uns zur Uebertragung der Kraft angewendet wird, heißt bei ihnen le trommel, nicht etwa französisch tambour, sondern ganz deutsch Trommel; sie nennen wie wir den Hochofen haut fourneau und bezeichnen die Seiten desselben genau mit den nämlichen Worten, wie man es in Deutschland thut. Sie nennen das gewöhnliche zuerst geschmolzene Blei le werkblei, sie nennen den Ofen, in welchem das Blei oxydirt und das Silber davon gesondert wird kapelle und dasjenige, was man bei der Glättefabrikation durch den Abstrich entfernt, nennen sie „les abstrichs" und in ihren Werken über Metallurgie citiren sie fortwährend die Bergwerke von Mansfeld, Klausthal 2c. im Harz, die Bergwerke in Schlesien und im Erzgebirge und sie citiren auch die deutschen Schriftsteller, welche darüber geschrieben, zu sicher, ein Zeichen, daß sie nicht

eigene anzuführen wissen, sonst würden sie den Deutschen wohl schwerlich die Ehre geben."

„Aber mein Herr, das ist Frankreich aber nicht England, ich hoffe von diesen können Sie uns günstigeres sagen."

„Ich möchte dieses bezweifeln, denn es will mir nicht scheinen als sei England bereits im 10. Jahrhundert so weit civilisirt gewesen, um den Bergbau zu betreiben und aus diesem Jahrhundert findet man bereits schriftliche Urkunden über die Bergwerke des Harzes, namentlich über Goslar, wo damals also der Bergbau bereits in einem hohen Schwunge war, während in diese Zeit die blutigsten Kriege der Sachsen fallen, welche geführt von Hengist und Horsa, wie Sie wissen, England im Jahre 449 eroberten und dasselbe bis zum Jahre 1066 beherrschten, in welchem Jahre Wilhelm der Eroberer von der Normandie kam und die Sachsen bei Hastings schlug. Noch fünf oder sechs Jahrhunderte der blutigsten Kämpfe und Schlachten folgten jetzt und in all dieser Zeit war von irgend welcher Industrie und folglich auch vom Bergbau keine Rede."

„Es scheint, der Herr habe die Absicht, uns arme Engländer aus der Reihe der civilisirten Nationen zu streichen, so gewaltig eifert er gegen irgend welche von unsern wissenschaftlichen oder industriellen Kundgebungen, aber trotz dessen haben wir in allem was Industrie und gründliches Wissen betrifft, den Sieg davon getragen, möge der Herr nur an die große Industrieausstellung vom Jahre 1851 denken, er wird zugestehen, daß England reicher vertreten war als die anderen Völker."

„Der Zahl nach ganz gewiß, auch ist dieses sehr begreiflich, denn die Engländer haben bei der Aufstellung ihrer Kunstprodukte mit keinen Schwierigkeiten zu kämpfen, indessen die Aussteller vom Continent zu einer langen Land- und Seereise verurtheilt waren, aber dennoch haben manche Stücke das unerhörteste Staunen erregt."

„Ja z. B. der eine große Block von Gußstahl, der — ich weiß nicht wie viele Centner wog, aber doch auf der Reise zerbrochen war."

Es wurde mir schwer, ein lautes Lachen zu unterdrücken; der Engländer fuhr aber fort, indem er sagte:

„Beim Anblick dieses gewaltigen Blockes haben wir allerdings die Industriellen auf dem Continent bewundert, welche nicht vermocht haben, aus dieser Stahlmasse etwas anderes als einen ungeschickten Klotz zu gießen."

„Mein Lord, die Absicht war zu zeigen, bis zu welcher Ausdehnung man den Stahlschmelzproceß bereits gebracht habe, welche große Massen man gießen könne und die Früchte dieser Kunst zeigen sich jetzt in unseren Kanonen aus Gußstahl. Der Klotz war übrigens nicht unterwegs zerbrochen, ich möchte wohl wissen, wie dieses überhaupt hätte möglich sein sollen, sondern man hatte ihn durch eine mehrere hundert Centner schwere fallende Masse in zwei Stücke zerschlagen, um zu zeigen, welchen Grad von Feinheit und Gleichheit

dieses ungeheure Stück Gußstahl habe durch seine ganze Masse vom äußersten Umfange bis zur Mitte."

Der Bischof zeigte seinem Lakaien eine Stelle in einem der Bücherschränke, aus welchem nun ein Buch geholt wurde, welches mir lediglich Notizen zu enthalten schien aus anderen Büchern oder Zeitschriften herausgeschnitten. Der hohe Würdenträger gab sich höchst eigenhändig die höchst eigenhändige Mühe darin nachzuschlagen, bis er fand, was er gesucht hatte und er las wie folgt: „Die Unterthanen der continentalen Regierungen sind zu arm und zu unwissend, zu unterdrückt und zu elend, um von den Schöpfungen unserer Industrie einigen Nutzen ziehen zu können. Innerhalb der engen Umzäunung ihres Monopolsystems sind sie auf den Verbrauch der plumpen Erzeugnisse ihrer verstandlosen Arbeit angewiesen. Die engländischen Fabrikate sind viel zu prachtvoll und zu kostspielig, als daß sie selbst den reichsten Klassen des Continents zugänglich sein könnten, während unsere wohlfeileren Erzeugnisse, Dank sei es der Unwissenheit continentaler Staatsöconomen, zu einem Preise bei ihnen verbreitet werden könnten, welcher augenblicklich alle ihre Mühlen und Faktoreien zum Stillstand bringen würde." — „Diese Aeußerung einer der berühmtesten unserer Zeitschriften scheint doch etwas Anderes zu sagen, ein anderes Licht über die Sache zu verbreiten, als Sie, mein werther Herr, beabsichtigen. Was sagen Sie dazu?"

Während der Lesung hatte sich eine allgemeine Heiterkeit der Tischgäste bemächtigt, sie lachten mich nicht geradezu aus, das wäre gegen den Respect verstoßen, den sie dem Herrn Bischof schuldig waren, aber sie lachten mich innerlich desto flotter aus, das sah man ihnen an, denn ihre Blicke waren lauernd auf mich gerichtet, man sah aus jedem Auge die Frage leuchten: „Was wird er zu diesem niederschmetternden Artikel sagen!"

Ich äußerte, daß ich mich nicht aussprechen wolle über die Art und Weise, wie hier von den Regierungen, den Staatsmännern und den Völkern des Continents gesprochen würde, die geehrten Anwesenden seien Alle viel zu fein, um nicht selbst das Unschickliche und Pöpelhafte herauszufinden. Was aber die Essenz dieses Aufsatzes beträfe, so müsse ich doch bemerklich machen, daß die engländische Regierung es nicht gestattet habe, daß die Industriellen des Continents ihre Waaren mit den Preisen versähen, sie würden dieses ohne Zweifel haben thun können, wenn sie nicht die Concurrenz mit dem Auslande gefürchtet hätten. Bei einer Ausstellung, welche auf dem Continent kurze Zeit nachher eröffnet worden, sei wieder die continentale Industrie zum Mindesten zehnfach stärker vertreten gewesen als die engländische und Niemand habe gehindert, die ausgestellten Waaren mit Preisverzeichnissen zu versehen, was indessen besser als Alles zu Gunsten der continentalen Industrie spreche, sei, daß die Hälfte aller großen und kleinen Medaillen, welche als Preis vertheilt worden, nach dem Continent gekommen sei, obschon die Ausstellungsgegenstände bei weitem

nicht so zahlreich gewesen als die britischen. Die Aeußerungen, welche jene Zeitung gemacht hat, beweise nur, daß die Bescheidenheit der Deutschen und ihre krankhafte Bewunderungssucht für alles Ausländische keinen anderen Erfolg habe, als Herabsetzung in der Achtung des Auslandes."

„Aber, mein Herr," sagte der Bischof, „ich war Zeuge der Verwunderung eines deutschen Berichterstatters über den Umstand, daß in dem Laden eines Schuhmachers Mahagonimöbeln zu sehen waren. Wenn dieses bei uns ziemlich gewöhnliche Holz schon das Staunen eines gebildeten Mannes erregt, so muß man doch wirklich glauben," daß in dem Vaterlande desselben dergleichen etwas Außerordentliches sei."

Es war mir lästig, mich fortwährend im Vertheidigungszustande zu befinden und ich hätte am liebsten dem Gespräch ein Ende gemacht, allein dies war nicht thunlich und wiederum konnte ich auch dergleichen Albernheiten nicht ganz mit Stillschweigen übergehen und so mußte ich denn wohl oder übel die mir unerquickliche Unterhaltung fortsetzen. Ich versicherte, Mahagoniholz fange bei uns an so gewöhnlich zu werden, daß es nicht nur in einem vornehmen Schusterladen, sondern in den aller untergeordnetsten Haushaltungen gefunden würde; was dieser Mann mit seiner Bewunderung wolle, wisse ich durchaus nicht, nur in kleinen Städten sähe man bei den armen Leuten Möbeln von Birkenholz, in den größeren Städten seien Mahagoni das gewöhnliche, man könne sagen das schlechteste Holz, was man zu Möbeln verwende und da reiche Leute durch solche Ameublements sich nicht mehr auszeichnen könnten, so wählten sie Polysander, besonders schönes Nußbaumholz, rothes Sandelholz, Grenadilholz und ähnliche fremde Holzgattungen zu ihren Möbeln, während sie die schönsten Holzgattungen ihres Vaterlandes, das der wilden Obstbäume, das der wilden Birnen- und Aepfelbäume, das der wilden Pappeln und Rüstern verschmähten, wiewohl doch endlich auch das schöne Eichenholz zur Geltung kommt.

## Hunderteinundsiebenzigstes Kapitel.

Völlige Ungnade des Bischofs. Allgemeines Entsetzen über meine Lästerungen. Die Tafel wird aufgehoben. Waterhocker in großer Besorgniß um meine Kleider, welche auch einmal ausgeklopft werden sollen, während ich darin stecke.

Während dieser Gespräche war ein Gericht nach dem anderen über die Tafel gegangen. Eine heilige Stille, in welcher man nichts weiter hörte als das leise Geräusch der klappernden Teller und Gabeln, fand immer statt, wenn

die Speisen vertheilt waren und ein Jeder sich dem erhabenen Geschäfte des Speisens widmete, nur wenn die Teller entfernt, die Messer und Gabeln gewechselt wurden, kam es zu diesen Herausforderungen, deren Zweck unzweifelhaft war, mich zu demüthigen, was indessen hoffentlich nicht gelungen ist. Wir waren nach und nach bis an das Desert gekommen, was nicht aus indischen Früchten, sondern aus europäischen, namentlich aus Rosinen und Mandeln, aus Feigen und Nüssen bestand; es schien sich jetzt ein allgemeines Gespräch entwickeln zu wollen, denn da und dort hörte ich schon sich kleine Scharmützel aufthun, allein der Herr Bischof wollte für sein Mittagessen volle Zahlung haben und er frug mich daher nach dem eigentlichen Fache meines Wissens und dann ob ich mich nicht vorzugsweise mit der Erdbildungskunde befaßt habe. Ich gestand, daß dieses weniger der Fall sei, daß vielmehr Naturlehre in ihren engeren Grenzen mich beschäftigt habe.

„Nun denn, so werde ich wenigstens in dieser Hinsicht in Ihnen keinen Gegner finden. Ich halte das Studium der Naturwissenschaft zwar im Allgemeinen für einen Fluch, allein Geologie und Geognosie sind wahrhaft verruchte, gotteslästerliche Bemühungen des Menschen, in die Geheimnisse der göttlichen Schöpfung zu dringen. Ich halte meinen Wirkungskreis hier besonders deshalb für so segensreich, weil ich im Stande bin, gegen die Verbreitung dieser Lehren durch die Schulen zu wirken. Allerdings bestehen diese Schulen jetzt auf der gesegneten, neuen engländischen Provinz nur noch in Lese- und Strickschulen — Spinnschulen könnte ich auch sagen, allein ich werde dafür sorgen, daß wie sich nach und nach das Bedürfniß hebt und wie sich die Fächer, welche gelehrt werden, vermehren, sie sich nie bis zu denen erstrecken, welche den Unglauben in des Menschen Herz verpflanzen und die heilige Schrift lehrt uns, daß Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen hat, sie lehrt uns, daß er Menschen und Thiere, die Feste und das Flüssige, Erde, Sonne, Mond und Sterne, daß er die Pflanzen geschaffen und das Licht von der Finsterniß geschieden habe — so ist es und an diesen Wahrheiten darf nicht gerüttelt werden, nie darf die freche Hand des Menschen den Schleier zu heben suchen!"

„Ich habe immer geglaubt," erwiderte ich, „daß die sogenannte Schöpfungsgeschichte —"

Der Bischof riß die Augen weit auf, als ich das Wort *sogenannte* aussprach, ich aber fuhr unbehindert fort:

„Eine Art symbolischer Mythe, nicht eine *wirkliche* Schöpfungsgeschichte sei, wie schon die vielen Widersprüche, die darin vorkommen, das Fabelhafte zeigen; schon am ersten Tage sprach Gott: Es werde Licht! und es ward Licht und es wurde Tag von Nacht geschieden und erst am vierten Tag schuf er Sonne und Mond, das paßt nicht recht, aber am dritten Tag schuf Gott Gras und Kräuter, welche ohne Sonne nicht aufgehen und wachsen können, so wenig

wie überhaupt ohne Sonne Tag sein, Licht sein, Tag und Nacht von einander geschieden werden können."

Es hatte bis zu diesem Moment eine ängstliche Stille in dem Saale geherrscht, jetzt aber erhob sich der Bischof und seine donnernde Stimme rief:

„Es scheint mir besser, wir heben die Tafel auf, als daß wir noch ferner solchen entsetzlichen Lästerungen zuhören!"

Da hast du was schönes gemacht, dachte ich, während ein allgemeines Scharren mit den Stühlen das Aufstehen nicht blos der Damen, sondern auch der Herren anzeigte, welche gewöhnlich nach dem Diner noch der Flasche hinlänglich zusprechen. Dieses wissend, trat ich zu dem hochwürdigen Herrn, der



Ein Missionair auf der Reise. (S. 768.)

sich halb von mir abwendete und den es sichtlich Ueberwindung kostete, mir nicht ganz den Rücken zu kehren. Ich sagte:

„Euer Lordschaft haben mich zu sich entboten, ich habe mich nicht in den Kreis gedrängt, der meinen Ansichten so abhold ist, indessen habe ich geglaubt, auf die an mich gestellten Fragen der Wahrheit und meiner Ueberzeugung gemäß antworten zu müssen, ich sehe mit Bedauern, daß auch in diesem Kreise die Wahrheit verletzt hat, verzeihen Sie es ihnen und mir und erlauben Sie, daß ich mich durch Entfernung aus dieser Gesellschaft selbst dafür bestrafe, sie nicht richtig geschätzt, nicht richtig taxirt zu haben." Mit diesen Worten entfernte ich mich und dankte dem Himmel, die schreckliche Gasterei hinter mir

zu haben. Die Erfahrungen, welche ich bei dem würdigen Geistlichen gemacht, lehrten mich, bis zu welchem Grade die Ueberschätzungen, welche die Engländer sich selbst darbringen, gehen und sie lehrten mich einsehen, daß wir wirklich sehr thöricht handelten, uns alles das so ruhig gefallen lassen; wohl wird meine Stimme in der Wüste verhallen, schon Lichtenberg hat gesagt und das ist beinahe hundert Jahre her, wir Deutsche werden so lange Engländer und Franzosen übersetzen, bis keiner von ihnen mehr daran denkt, uns zu übersetzen, er hat es gesagt und es hat keine Frucht getragen, die Uebersetzungswuth der Deutschen ist mit jedem Jahre gestiegen und in Folge dessen sind wir den Engländern und Franzosen immer weniger bekannt geworden. Aber was einer solchen Autorität, wie die eben genannte, nicht gelang, wie kann ich erwarten, daß dieses mir gelingen werde; darum kein Wort weiter über den Gegenstand, so sehr die Thatsache, daß es den Deutschen an allem Selbstbewußtsein fehlt, mich auch schmerzen möge.

Kaum war der nächste Tag vergangen, als der wackere Kapitain Waterhocker mich besorgt in meiner Wohnung aufsuchte und da er mich nicht gleich fand, wartete, bis ich von meiner Excursion nach dem Innern des Isthmus zurückkehrte.

„Was habt Ihr denn vor, Doctor? die ganze Stadt ist ja voll von Euren religiösen Streitigkeiten mit dem Bischof!"

Ich fiel wie aus den Wolken! In der That war nichts weniger zwischen uns besprochen worden als gerade die Religion und in Streitigkeiten hätte ich mich nun gar nicht eingelassen. An sich ist das ein undankbares Geschäft, aber es ist auch meistens ein fruchtloses, denn eben so wenig ein Industrieller einen Kaufmann von der Nothwendigkeit der Schutzzölle oder umgekehrt ein Kaufmann einen Industriellen von der Schädlichkeit derselben überzeugen wird, eben so wenig werden zwei Geistliche verschiedener Confession einander von der Richtigkeit ihrer Meinungen überzeugen und da wäre doch noch in der Gelehrsamkeit der Herren eine Möglichkeit gegeben, durch tiefliegende Gründe eine Ueberzeugung herbeizuführen. Aber daß ich mich auf religiöse Streitigkeiten einlassen sollte, in der That, ich würde mich selbst nicht für so albern gehalten haben und nun erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß es doch wahr sei. Wer hatte nun diese Lügen verbreitet, der Reverend Smoker oder der Bischof, oder vielleicht die ganze Gesellschaft gleichzeitig? Nun gleichviel, ich frug den Kapitain, worauf seine Frage eigentlich abziele.

„Worauf? Nun mein Himmel, auf eine Warnung! Seid auf Eure Rettung bedacht, kommt zu mir an Bord, denn so viel ich gehört habe, sind einige von den jungen Männern, welche mit Euch in Gesellschaft waren und gehört haben, wie Ihr die Bibel und Alt-England lächerlich gemacht — ernstlich Willens, Eure Kleider durchzuprügeln, während Ihr darin steckt und sie

sind sogar so großmüthig, den Schilling nicht zu beanspruchen, welchen Ihr demjenigen gebt, der sie durchprügelt, wenn sie leer sind."

Diese Aeußerung brachte wieder alle meine gute Laune zum Vorschein und ich lachte herzlich, aber der Kapitain war durchaus nicht zufrieden mit meiner Sorglosigkeit, er warnte mich ernstlich und wußte so vernünftig und überzeugend zu reden, daß er mich wirklich bewog, ihm alsbald zu folgen. Während ich meine Sachen zusammenpackte, ging er hinab, um ein halbes Dutzend seiner Matrosen zu holen, welche dieselben zum Schiffe bringen sollten und so escortirt gingen wir denn wirklich nach dem Hafen und in wenigen Minuten brachte das Boot des Kapitains mich an Bord.

„Ihr seid einer großen Gefahr entronnen," sprach der Kapitain ganz ernsthaft, „ich weiß mit Bestimmtheit, daß drei oder vier der jungen Geistlichen oder Seminaristen, kurz der jüngsten Zöglinge des Bischofs, Euch haben für Eure Lästerungen bestrafen wollen; nun seid zufrieden, daß Ihr glücklich davon gekommen und geht mir nicht wieder in die Stadt, ohnedies werden wir hier nicht mehr lange verweilen, denn es scheint, der Herr Supercargo mache auch in Aukland nicht gute Geschäfte."

Ich ordnete nunmehr meine Sammlungen und brachte die Bemerkungen zu Papier, welche ich am heutigen Tage gemacht und die dahin gingen, daß die bedeutenden Ausbrüche der vielen Vulkane auf dem Isthmus sehr alt seien. In historischer Zeit sind sie gewiß nicht thätig gewesen. Ueberall wo man Lavaströme sieht, bemerkt man die Richtung ihres Flusses, nirgends ist die Decke geborsten oder zerbrochen oder aufgerichtet, die Massen liegen so wie sie ausgeflossen sind, die ganze Gegend des Isthmus hat also schon vor diesen Ausbrüchen die jetzige Oberflächenbeschaffenheit gehabt, sie gehören mithin der sogenannten jüngsten Epoche der Erde, sie gehören der Jetztzeit an; aber überall sieht man entweder die Lava verwittert, mitunter bis auf beträchtliche Tiefen, wozu viele Jahrtausende gehören oder es ist vulkanische Asche darauf gefallen, welche den fruchtbaren Boden bildet. Die Laven sind alle einander sehr ähnlich, sie bestehen aus einer olivinreichen Basaltmasse, welche einen trefflichen Baustein liefert. Die ersten Ausbrüche dieser Vulkane sind wahrscheinlich unterseeisch gewesen und es haben sich nicht allein die Hügel einzeln erhoben, sondern es hat wahrscheinlich die ganze Basis aller dieser Krater, deren ich 56 besucht habe, sich gleichzeitig aus dem Wasser emporgearbeitet, worauf dann wohl erst die eigentliche Gestaltung des Bodens begonnen hat.

Mich kränkte es besonders, daß ich das Innere der Nordinsel ganz unbesucht lassen sollte und ich klagte deshalb dem Kapitain meine Noth, allein dieser äußerte, daß er durchaus nicht gemeint habe, mich an das Schiff zu bannen, sondern nur, daß er mir gerathen, die Stadt selbst zu verlassen und nicht wieder zu betreten; bis in das Land hinein und zu den Wilden werde hoffentlich nicht gedrungen sein, was meine abscheuliche Lästerzunge gesagt und nun theilte er

mir mit, daß der Supercargo nach gemachten Erforschungen über die Lage des Goldlandes befohlen habe, den Cours südwärts zu richten, Anklang in einiger Zeit zu verlassen und nach dem Hafen von Dunedin zu segeln. Er seinerseits werde nun dafür sorgen, daß am Port Nicholson in der Cook-Straße jedenfalls beigelegt werde und daß, wenn ich glaube, mich bis dorthin durch das Land zu finden, durchzuschlagen, ich von ihm wieder aufgenommen werden solle.

Ich überlegte mir die Sache etwas genauer, die Entfernung betrug wenigstens 60 deutsche Meilen, wenn ich irgend was Vernünftiges sehen und leisten wollte, brauchte ich einen Monat und war dabei genöthigt mit einzelnen Unterbrechungen täglich 3 Meilen zurückzulegen, was zwar in einem cultivirten Lande auf ebenen Straßen ein Spaß, ein Spielwerk ist, was aber allerdings dies zu sein aufhört, sobald sich's um ein so völlig neues und wildes Land handelt, wie es hier vor mir lag, dennoch hatte ich große Neigung die Sache zu unternehmen, besonders da mir der Kapitain versprach, seine Reise langsam und überdies noch so einzurichten, daß auf den mehrsten Landungspunkten das Schiff einen halben Tag, vielleicht auch mehrere Tage verweile, wenn es sich nur würde machen lassen, den Supercargo zu überreden, daß einige Könige ihm die Aufwartung zu machen kämen.

Dies zu bewerkstelligen durfte ich hoffen, denn ich hatte nichts weiter nöthig, als die Eingeborenen aufmerksam zu machen, daß ein fremdes Schiff da oder dort anlegen würde und also Gewehre oder Schießbedarf einzutauschen seien, so wurde denn in Gottes Namen beschlossen, den Weg durch's Land zu nehmen.

## Hundertzweiundsiebenzigstes Kapitel.

Ich trete meine Reise durch das Innere an und werde neuseeländischer Accoucheur. Die große Poststraße. Was die Maori's für Begriffe von Freundschaftsdiensten haben. Die Missionsstation Tekupa. Der geistliche Herr und die würdige Dame zwischen den Wilden.

Der Kapitain schickte mich mit seinem Boote nach dem Tamaki-Creek, welcher ganz nahe bei dem Panmure-See, den ich oben beschrieben habe, vorbeiführt und dann sich so weit in's Land erstreckt, daß zwischen seinem Ausläufer und einem Flüßchen, welches den Namen Pukaki-Creek führt, eine Entfernung von kaum 1000 Schritten liegt. Da aber dieser Creek seinen Ursprung in einem Tuffkrater nimmt, so ist das, was zwischen dem nach Osten und dem nach Westen gehenden Flusse an Land zu überschreiten bleibt, nicht viel über Schritt.

Von dieser Gegend hat man noch eine sehr gute Straße, welche von Aukland aus südlich nach Drury und Papakura führt, aber ach! das sind nur unbedeutende Strecken, ja wenn diese beiden Oertchen etwa an der Cook-Straße gelegen wären, so ließe sich von der Sache reden, allein nach wenigen englischen Meilen hat man das Ziel erreicht und dann steht man vor den Pforten des Urwaldes. Vor solch' einer Pforte stand ich nun und was anfangen, mir wollte scheinen, als habe ich meine Kräfte bei weitem überschätzt und als sei es ein ganz unsinniges Unternehmen, so allein und ohne irgend welche Hilfsmittel einen solchen Weg zurücklegen zu wollen. Eigentlich wäre ich am liebsten zurückgekehrt, doch schämte ich mich, o wie würde mich der Kapitain ausgelacht haben. Mir blieb indessen noch eine Ausflucht übrig, ich brauchte nicht zurückzukehren und brauchte auch nicht mitten durch die Insel zu gehen, ich konnte ja den Weg längs der Küste wählen und das wollte ich nun eigentlich auch, indessen wie sich vieles macht ohne eigenes Zuthun, so geschah es auch mir. In einem vereinzelten kleinen Dörfchen angelangt, bat ich einen Neuseeländer, welcher schon einen gewissen Grad von Cultur hatte, auch etwas engländisch verstand, da er seine Produkte nach Aukland oder Onehunga zum Markte brachte, um freundliche Aufnahme. Darum bittet man in Neuseeland nur bei den Europäern vergebens, die Eingeborenen geben gerne was sie haben; mir wurde vorgesetzt was die Hütte vermochte und ich ruhte mich recht behaglich auf einem Mooslager aus, als ich durch ein Stöhnen in meiner Nähe, welches einen Kranken verrieth, aufmerksam gemacht wurde. Ich frug meinen gastfreundlichen Wirth was da vorgehe und er erzählte mir, daß seine Gattin ihrer ersten Niederkunft entgegensehe und nun schon seit mehreren Tagen entsetzliche Schmerzen leide, ohne daß sie ihrer Last ledig werden könne, obschon alle Frauen des Dorfes das ihrige dazu gethan.

O Gott! dachte ich, die werden wohl Alles verdorben haben; indessen sagte ich zu dem Manne, daß ich ein europäischer Zauberer oder Arzt sei, er solle mich zu seiner Frau führen, vielleicht könne ich ihr helfen.

Accoucheurs sind allerdings auf Neuseeland nicht Sitte, da ich ihm aber vernünftig zuredete, so war nur noch das Vorurtheil der Frau zu überwinden und dieses ist in einer so verzweifelten Lage in der Regel nicht sehr hartnäckig. Um kurz von der Sache zu kommen, es mußte mit dem Kinde eine Wendung vorgenommen werden und sie gelang meiner zwar kundigen, aber gar nicht geübten Hand auf ungewöhnlich glückliche Weise. Nach ganz kurzer Zeit lag ein draller, starker Junge auf der Matte neben dem Lager und die Mutter lächelte mich so selig an, daß ich reichlich belohnt war für die geleistete Hilfe, aber es sollte mir noch ein ganz anderer Lohn werden. Als ich mich des anderen Tages auf den Weg machen wollte, um irgendwo mich nach der östlichen Küste durchzuschlagen, frug mich der Mann nach meinen Absichten und als er diese erfahren, erbot er sich zu meiner Begleitung. Ich erinnerte ihn daran, daß es unmöglich

sei, die Frau zu verlassen, er aber zeigte mir eben diese Frau bereits im Garten beschäftigt und zwar so als ob ihr nicht das Mindeste geschehen wäre.

Das sind glückliche Naturen, wenn doch unsere europäischen Damen sich daran ein Beispiel nehmen wollten. Nicht gerade, daß ich es zweckmäßig finde, wenn eine Frau am Tage nach der Niederkunft schon leichte Gartenarbeit unternimmt, wohl aber weil die Lebensweise dieser Menschen solche Thorheiten möglich macht, indessen unsere verrückten Moden, unsere Schnürleiber und überhaupt das ganze Leben, die Verweichlichung der wir unterliegen, alle Aeußerungen der Gesundheit unmöglich machen.

Der Neuseeländer und seine Frau, der er meinen Plan mitgetheilt hatte, versicherten mir beide, daß die junge Gattin keines Schutzes bedürfe, hier unter den Ihrigen sicher und sorgenlos lebe und daß sie es Beide für ihre Pflicht hielten, mich, dem Retter des jungen Weibes und des Kindes nach Kräften zu unterstützen; dann aber bewog der Mann mich, noch einen Tag zu warten, denn er wolle einen seiner Freunde vorausschicken, um uns eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Dieser gute Gedanke wurde nun wirklich ausgeführt und am nächsten Morgen brachen wir auf, allerdings nicht südwärts, sondern ostwärts, aber auch keineswegs um die Meeresküste zu erreichen, sondern nur um an den Fluß Waikako oder Waikato zu gelangen und um auf diesem stromaufwärts, d. h. südlich mit Booten so weit zu fahren als es gehen wollte.

Der Weg, welchen wir einschlugen, war ein Maori-Pfad, welcher zugleich als Poststraße dient, natürlich nicht zu befahren, sondern nur für die Boten, welche die Briefe von einem Ort zum anderen bringen, anwendbar ist. Aber wenn schon nichts weiter als ein solcher Fußpfad, so war er doch golden im Vergleich mit dem eigentlichen Urwald, durch welchen ich gar nicht hätte dringen können. Den Fluß, dem wir uns noch am selben Tage näherten, haben die Engländer Themse benannt, es wundert mich, daß sie ihre Hauptstadt nicht an diesen Fluß gelegt und daß sie dieselbe nicht London oder Neu-London genannt haben; es ist nun zwar so hergebracht, daß man den Entdeckern eines Landes, einer Insel, eines Flusses das Recht zugesteht die Entdeckung zu benennen, aber was für Verwirrungen entstehen daraus. Der Eine hat die Inselgruppe, welche nördlich von dem gefährlichen Archipel liegt, die Marquesas-Inseln benannt, der Andere betitelt sie die Mendana-Gruppe, der Dritte nennt sie die Washington-Inseln und erst ganz zuletzt kommt man darauf zu fragen, wie die Eingeborenen sie nennen, nun denn, Nukahiwa! warum nicht gleich von Anfang danach gefragt. So geht es noch mit hundert Gruppen und mit tausend Inseln, so daß zuletzt Keiner mehr weiß, was der Andere meint, wenn ihm ein solcher Name genannt wird oder er genöthigt ist, gleich dem Botaniker alle die Namen zu merken, welche die Botaniker sehr glücklich mit dem Namen Synonima bezeichnen.

Der Waikato-Fluß führt so weit südwärts, daß man auf demselben ganz in die Nähe des Taupo-Sees gelangen kann, ich brauchte indessen doch sechs Tagereisen dazu und konnte meinem wackeren Wirthe nicht genug Dank sagen, daß er mich so freundlich geführt, denn ohne seine Hilfe wäre es mir vielleicht gar nicht möglich gewesen nur bis so weit, viel weniger bis zur Cook-Straße zu gelangen. Der wackere junge Mann war mein Dollmetsch und er war es, der mich überall mit den Häuptlingen in Verbindung brachte und mich mit ihnen verständigte, er war es, der bei jedem neuen Nachtlager Leute bewog, mich in ihrem Canot weiter stromaufwärts zu fahren und der dann auch die mitgenommenen Begleiter abdankte, er war mein Reisemarschall und zwar zu einem sehr civilen Preise, denn ich kann mich nicht erinnern, auf meinem ganzen Wege einen Dollar ausgegeben zu haben und ich weiß mich auch nicht zu erinnern, daß ich ihm beim Beginn unserer Reise einen Vorschuß gemacht. Daß er ein Interesse für mich hatte, war unter Wilden gerechtfertigt (bei uns Zahmen würde man natürlich einen so uneigennützigen Narren ausgelacht haben), aber wie er die Anderen, bei denen ein solches Motiv nicht vorhanden war, bewogen hat, mir ohne irgend welche Entschädigung zu dienen, ist mir noch heute ein Räthsel, um so mehr als ich mit ziemlicher Sicherheit behaupten kann, der brave Mann habe nicht selbst Geld oder Sachen von Werth bei sich gehabt, um dadurch erfüllen zu können, was mir eigentlich oblag. Meine wiederholten Fragen deswegen hat er nicht etwa ausweichend beantwortet, sondern er hat erklärt, daß man Freundschaftsdienste unter den Maori's sich nicht zu bezahlen pflege.

Bei den mitunter schroffen Ufern des Waikato-Flusses war es sehr leicht, die Gebirgsformationen festzustellen. Dort sah ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung Kohlenlager mehrfach übereinander. Da die Gebirgsmasse hier ganz scharf abgebrochen ist, so läßt dieses auf irgend ein gewaltsames Ereigniß schließen, eine plötzliche Hebung eines Theiles, ein Zerreißen des Zusammenhanges der durchlaufenden Schichten. Wäre ich mit einem Erdbohrer versehen gewesen, so würde ich versucht haben, ob ich unter meinen Füßen nicht die Fortsetzung jenes Kohlenlagers gefunden, welches ich an den Fluß anstehen sah.

Am vierten Tage gelangte ich mit meinem Führer zu dem Einflusse eines zweiten Stromes, in denjenigen, auf welchem ich bis jetzt gefahren war; noch ein paar Tagereisen weiter südlich lag die Missionsstation Tekopua, woselbst ich mich zum ersten Mal eines Anblicks des allergrellsten Contrastes zwischen den Eingeborenen und dem Seelenhirten derselben erfreute. Ich sah nämlich den würdigen Geistlichen im Frack von schwarzem Tuch, in eben solchen Beinkleidern und mit einem gewaltigen baumwollenen Schirme über dem Kopfe eine kleine Reise machen (s. Abbildung, S. 761).

Der würdige Herr schien eine nicht unbedeutende Menge von Bedürfnissen zu haben oder war es seine Gattin, der die vielen Kisten, Kasten und Schachteln

gehörten, jedenfalls schien mir die Anzahl derselben genügend, um ein junges Fürstenpaar, welches sich auf eine Reise begeben will, zu versorgen. Ich zählte 32 Personen, welche Gepäck trugen, wovon das gegenwärtige Bild natürlich nur einen geringen Theil geben kann; das Sonderbare war mir die auffallende Verschiedenheit in den Moden. Ich sah hier die colossalsten Reifröcke der Frau des Missionairs und ihrer Begleiterin neben den in paradiesischer Unschuld einherwandelnden Mädchen, ich sah den Pfarrer und einen Begleiter desselben im schwarzen Frack und sah daneben die Männer, die sein Gepäck trugen, beinahe ebenso gekleidet wie die Mädchen, doch habe ich mich in der Bezeichnung geirrt — paradiesisch war die Bekleidung allerdings nicht, denn bekanntlich legten unsere Ureltern erst Kleidung an, nachdem Adam und Eva ihr schönes Erbtheil, das Paradies, ganz auf moderne Weise, d. h. ganz wie es die noblen Herren zu machen pflegen, durch die Gurgel gejagt hatten.

In der That kann man sich kaum etwas Drolligeres denken, als diesen Contrast zwischen einer modern gekleideten engländischen Dame und einem in seiner Art auch geschmackvoll gekleideten Neuseeländer.

Ich schloß mich mit meinen Begleitern dem Zuge an, indem ich die sehr würdigen Herren um freundliche Belehrung über Weg und Steg bat, welche mir auch willig gegeben wurde, nebst etwas Naturgeschichte über die Neuseeländer, vor denen die Herren wie die Damen mich warnten als vor höchst gefährlichen Wesen, unter denen zu hausen durchaus kein Vergnügen sei, etwas das ich in seiner Art und vom Standpunkte der würdigen Geistlichen aus gesehen wohl zugeben mochte. Komisch fiel mir die immer wiederkehrende Ansicht der Engländer auf, daß ein Jeder engländische Sitten, Gesetze, Gewohnheiten haben müsse und gar kein richtiger Mensch sei, wenn diese Wohlthat ihm fehle, so führte der Geistliche als Hauptgrund für seine Warnung an, daß es sehr häufig vorkomme, diese neuseeländischen Häuptlinge ihre Untergebenen ohne Richter und ohne Geschworene zu schweren Strafen verurtheilen zu sehen.

Mein Himmel, was wissen die Neuseeländer von Richtern und Geschworenen und wie ist es bei vernünftigen Menschen möglich, dieses für ein Zeichen der scandalösesten Barbarei anzusehen? Wenn dies der Fall wäre, so müßten die alten Römer auch Barbaren gewesen sein, während doch so ziemlich allgemein, (nur vielleicht nicht den engländischen Missionairen) bekannt ist, daß unsere ganze geordnete Gesetzgebung auf dem römischen Recht beruht und daß wir keine besseren und keine gründlicheren Quellen haben als das corpus juris. Welch ein unerhörtes Glück würde es für die Engländer sein, wenn sie ein solches Gesetzbuch besäßen, doch ist freilich zu muthmaßen, daß die würdigen, so sehr in sich selbst zufriedenen Briten dieses nicht einmal einsehen dürften.

Der ungeheure Zug, welchen ich vor mir sah, hatte nichts weiter zum Zweck als eine zeitweilige Uebersiedelung der Familie des Geistlichen nach einem sogenannten Filial, woselbst man nach Angabe des würdigen Herrn vier Tage

zubringen wollte, um die Amtshandlungen, welche daselbst vorzunehmen waren, mit Muße zu verrichten. Auch hier scheint es als ob die Ansprüche und Gewohnheiten dieser würdigen Diener des Evangeliums sehr von denjenigen abwichen, welche sie am Anfange ihrer Missionsarbeiten gemacht und über welche sie sehr häufig Bericht erstattet, nicht sowohl sich beklagend, daß ihnen alle Bequemlichkeiten fehlten als vielmehr erzählend, wie gerne sie sich den Entbehrungen unterzögen. Ihre Wohnungen bestanden aus Hütten von Palmenblättern, der Fußboden war die liebe Mutter Erde, der Teppich darauf eine Bastmatte, ihr Lager ein Haufen Moos, ihr Kopfpolster ein Klotz, ihre Speise war die der Eingeborenen, die Wurzelknolle eines Farrenkrautes — so weit ich



Wie die Missionaire ihre Weizenfelder bestellen. (S. 773.)

jetzt zu sehen vermochte, hatte sich dieses bedeutend verändert, die Wohnung war ein zweistöckiges von Stein gebautes, überaus reizend gelegenes Haus von einem schönen Garten umgeben, welcher aber, wie sich von selbst versteht, in engländischem Geschmack angelegt war. Die Zimmer waren gedielt und da es auf Neuseeland vorläufig noch an geschickten Tischlern fehlte, so hatte man die Parquetirung in England besorgen und zusammt zweien Tischlern, um sie zu legen, hierher kommen lassen. Dies schien aber den wackeren Herren noch nicht schön genug, denn auf dem von verschiedenen Hölzern zusammengesetzten Parquetboden lagen überall die schönsten wollenen Teppiche, gewiß ein Beweis von einer

vollständig überflüssigen Ueppigkeit. Solche Teppiche mögen in kalten Climaten wohl äußerst angenehm sein, aber wenn man sie in einem tropischen Clima angewendet sieht, so ist man genöthigt zuzugestehen, daß dieses äußerst komisch aussehe und gewiß nicht im mindesten bequem oder angenehm sei, wenn man nicht etwa wie Türken, Perser und Indier auf diesen Teppichen schläft, sitzt, überhaupt sein ganzes Leben auf denselben liegend zubringt. Wenn man aber, wie die Missionaire, Stühle und Tische aus Europa kommen läßt, so fällt auch hier wieder jeder Grund zur Benutzung derselben fort und es dreht sich schließlich alles wieder um die Gewohnheit, von welcher, wie wir bereits bemerkt, Niemand auf Erden weniger lassen kann als die Engländer.

Der Geistliche forderte mich auf, einige Tage bei ihm zu bleiben, ich könne ihm die geringen Kosten, welche ihm dies verursache, dadurch reichlich erstatten, daß ich ihm erzähle, wie es jetzt in der Welt zugehe, was man zunächst in Ankland und dann in seinem lieben Alt-England mache. Auf dem ganzen Wege von Ankland hieher war ich in den Hütten der Eingeborenen freundlich aufgenommen worden, aber kein einziger von den Bewohnern derselben hatte mir gezeigt, daß er daran denke, mir irgend etwas zu leisten, was einer Gegenleistung bedürfte. Wie gering die Gegenleistung auch war, welche der Verkündiger des Heils forderte, er war sich doch bewußt, etwas zu thun, was eigentlich Bezahlung gefordert hätte. Ich möchte wohl wissen, ob dieser Gedanke jemals in dem Kopfe eines Neuseeländers aufgestiegen sei und so möchte ich denn auch wohl wissen, ob durch solche Leute die einfachen freundlichen Sitten dieser sogenannten Wilden wirklich verbessert werden.

---

## Hundertdreiundsiebenzigstes Kapitel.

Das Christenthum nach der Lehre der Missionaire und ihre Art es zu verbreiten. Christliche Milde der Verkündiger des Wortes Gottes. Ackerbau für die Geistlichen. Schändlichkeiten der Naturforschung. Besteigung eines vulkanischen Kegels. Aufnahme im Hause eines Häuptlings.

Ich nahm das mir gemachte Anerbieten wenigstens für einen Tag dankend an, ich hoffte auf mancherlei Aufschlüsse, hörte aber nur Klagen über die gänzliche Erfolglosigkeit aller Bemühungen, indem die Häuptlinge entschieden verweigerten sich bekehren zu lassen und es auch durchaus nicht gerne sähen, wenn ihre Untergebenen sich mit den Missionairen in zu genaue Verbindung setzten. Es schien mir aus diesen Erzählungen hervorzugehen, daß die Eingeborenen einen nachtheiligen Einfluß in so fern fürchteten, als der den Häuptlingen nöthig

scheinende Gehorsam gegen sie untergraben würde. Die Missionaire machen beinahe überall den großen Fehler, ihren Proselyten zu sagen, sie hätten keinen Herrn auf Erden als Gott und sie dürften nur thun, was diesem gefiele. Das ist sehr schön für ein bereits fertiges Christenthum, aber durchaus nicht brauchbar für die Herren der Neubekehrten, denen ganz gewaltig daran liegt, daß man nach wie vor sie als die Herren betrachte, welche sie auch früher waren und welche Herrschaft durch die neue Lehre sie sich nicht nehmen lassen wollen. So lange die Missionaire nicht dahin zu bringen sind, die einzelnen Wahrheiten der christlichen Religion und die Moral welche Christus gelehrt, als die Hauptsache zu betrachten, so lange werden sie wohl schwerlich zu bedeutenden Erfolgen gelangen.

Ich hatte das Glück schon am frühen Morgen des nächsten Tages einer Schulstunde beiwohnen zu können. Die Leute waren benachrichtigt worden, daß der heilige Mann kommen und seine weisen Lehren hier verbreiten würde und so hatten sich denn die schulpflichtigen Kinder aus den nächstgelegenen Häusern — das heißt aus den in der Entfernung von einer halben, einer ganzen Meile gelegenen Niederlassungen — versammelt, die Mädchen züchtig in Baumwollenröcke gehüllt, die Knaben in Jacken und Beinkleidern, welche ihnen gleich Zwangsjacken in Irrenhäusern zu thun scheinen und sie zu ganz verzweifelten Grimassen veranlaßten; hinter den sorgfältig abgetheilten Heerden — die Schafe auf der einen, die Böcke auf der anderen Seite — standen der Missionair und sein Gehilfe, die Frau Pfarrerin und deren Gehilfinnen, Lehrerinnen und beobachteten auf das Strengste und mit argwöhnischen Blicken die Kinder, deren jedes ein Buch in der Hand hatte, doch ohne hinein zu sehen, weil offenbar die schwarzen Zeichen ihnen völlig unverständlich waren und sie sinn- und gedankenlos nachplapperten, was ihnen herz- und geistlos vorgeplappert wurde. Es war ein Schauspiel zum Erbarmen, denn besonders aus den Gesichtern der Knaben sprach der verbissene Grimm! Das war keine Beschäftigung für sie. Unterricht im Landbau oder in irgend einem Handwerk, welches Kräfte, welches Thätigkeit fordert, sollten die Schwarzröcke geben, aber dergleichen fällt den Missionairen ja nicht ein! (Siehe S. 776 u. 777.)

Die Eigenthümlichkeiten einer engländischen Haushaltung waren hier so vollständig vertreten, wie man sie bei irgend einem wohlhabenden Manne in England finden kann. Von dem Kamin, in welchem Steinkohlen brannten, bis zur Theekanne und den gerösteten Semmelschnitten, von dem mächtigen Rinderbraten bis zu den Guilotinen, welche man in England Fenster nennt, waren überall dasselbe auf der Nordhälfte der Erde wie bei den Antipoden, der Engländer nimmt überallhin sein Alt-England mit. Ich mußte mich auch hier wie in Anklant des Sprechens enthalten, während man speiste, ich mußte auch hier trotz der tropischen Hitze das furchtbare Getränk, welches man Portwein nennt, zu mir nehmen und dieses geschah unter denselben Förmlichkeiten, wie an der

Tafel eines Baronets auf seinem Schlosse und es wurde nicht vergessen, daß nach Tische die Pflicht der Damen sei, aufzustehen und den Männern zu gestatten, von dem Portwein mehr zu trinken als sie zu ertragen vermögen. Aber eine Kleinigkeit wurde vergessen, daß meine wackeren Begleiter hungrig und durstig waren, kein Mensch im Hause hatte daran gedacht für sie zu sorgen, ich für mein Theil sollte mich allerdings zuerst anklagen, aber ich glaube, in meiner Heimath würde es eine Beleidigung gewesen sein, wenn man hätte den Wirth erinnern wollen, daß auch für die Leute zu sorgen sei, welche man mitgebracht. Als ich am folgenden Morgen meinen Stab weiter setzte, bemerkte ich bei meinen wackeren Führern eine gewisse Mattigkeit, einen Mangel an Ausdauer und als ich nach dem Grunde frug, sagten sie mir einfach, daß sie seit gestern Morgen nichts gegessen hätten und bei näherer Erkundigung hörte ich, daß die Dienstboten der Geistlichen, gleichfalls Europäer, meine armen wackeren Führer zur Küche hinausgewiesen und auf Bitte um Nahrung ihnen dieselbe entschieden verweigert hätten, mit der Erklärung, daß man nichts habe für solche wilde Bestien.

Ich vermochte durchaus nicht zu begreifen, wie man so hart, so unmenschlich sein könne und schrieb dies lediglich den unverschämten Dienstboten zu, allein ich hörte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß die Leute, welche das Gepäck der Familie hieher getragen, gleichfalls ohne Nahrung aufgebrochen und nach dem einen halben Tagemarsch entfernten Heimathsorte zurückgekehrt seien. Bei diesen Leuten konnte es unmöglich von den Dienern abgehangen haben, sie waren doch wahrscheinlich zu ihren Leistungen gemiethet, es blieb mir also nichts weiter übrig als anzunehmen, daß es so der Gebrauch sei bei diesen Herren.

Da ich von demjenigen, was ich aus meinem vorigen Nachtquartier an Früchten mitgenommen hatte, keinen Gebrauch gemacht, so theilte ich es sofort unter meine beiden Begleiter und half dadurch wenigstens ihren ersten und dringendsten Bedürfnissen ab und da ich ein engländisches Frühstück zu mir genommen, welches bekanntlich sehr compakt ist, so konnte ich mich sehr wohl so lange behelfen, bis ich entweder auf unserem Marsche etwas fand oder bis wir an ein neuseeländisches Dorf gelangten, woselbst man nicht in der gedachten Weise zu verfahren pflegt. Bis zu diesem Augenblicke hatte ich noch überall die herzlichste Gastfreundschaft und das offenste Entgegenkommen gefunden und nicht etwa aus Eigennutz, denn ein Jeder konnte meinem Gepäck ansehen, daß es nichts enthielt, was ihn hätte reizen können, es war so geringfügig wie es sein mußte, nachdem ich mich entschlossen hatte die Reise allein zu machen und meine sämmtlichen Bedürfnisse auf meinen Schultern mit mir zu schleppen, ich hatte mithin nichts bei mir als mein Doppelgewehr, eine Jagdtasche mit meinem Schießbedarf und mit der allernothwendigsten Wäsche und eine kleine Mappe, um darin einige Zeichnungen zu entwerfen und meine Notizen dazu zu schreiben

und so reiste ich von Pa zu Pa, von Dorf zu Dorf und kam durch die ganze nördliche Insel bis zu dem südlichsten Vorgebirge derselben, blos gestützt auf die Gastfreundschaft der wackeren Leute, denen man so viel Böses nachgesagt und leider noch mehr Böses angethan hat.

Auf meinem Wege bekam ich auch einen Einblick in die Geschäfte, welche die hohen Würdenträger der Kirche hier hatten, es befand sich nämlich unfern des Hauses und des schönen Parks ein Feld, an welchem wir vorbei mußten und an dem in großartigerem Maßstabe gearbeitet wurde. Hier wollte der Missionair Weizen bauen, hier sah ich zwölf junge Frauen und Mädchen nebeneinander in einer langen Reihe emsig beschäftigt mit Hacken den Boden aufzureißen (S. 769). Der Pflug ist hier noch nicht eingeführt, sonst würden die armen Geschöpfe denselben vielleicht haben ziehen müssen in Ermangelung der Rinder, so lag ihnen weiter nichts ob als zu hacken, bis ihnen der Schweiß von dem ganzen Körper lief und sie hatten dann auch die Befugniß sich gegen Abend in ein Paar Hütten zurückzuziehen, welche in der Nähe dieses Feldes aufgeschlagen waren. Um diese Arbeiter zu beaufsichtigen und um Veruntreuung des Saatgetreides zu verhüten waren die beiden Missionaire mit ihren Frauen hieher gekommen, deswegen hatten sie einige dreißig Menschen von ihren eigenen häuslichen Arbeiten fortgenommen und deswegen wollten sie nunmehr in aller Bequemlichkeit ein Paar Tage zusehen wie gearbeitet und gesäet würde und dann wollten sie auf dieselbe Weise zurückkehren. Das Filial war also kein geistliches, sondern ein weltliches, in unseren Gegenden würde man dasselbe ein Vorwerk genannt haben.

Was sich mir zunächst darbot bei dieser Missionsstation (welche Tekopna heißt), war ein sich aus der Ebene erhebender, meiner Schätzung nach etwa 1500 Fuß hoher Berg, von so eigenthümlicher flacher Kegelgestalt, daß ich denselben für einen Vulkan hielt. Er war von der Station aus sehr deutlich zu sehen und es unterlag beinahe keinem Zweifel, daß er vulkanischen Ursprungs sein müsse, denn seine Form war ganz die eines Aufschüttungskegels. Ich frug den Missionair, ob derselbe einen Krater habe, er wußte indessen hievon nichts, hatte durchaus nicht daran gedacht ihn zu besteigen, obwohl er in Neuseeland genugsam Langeweile haben mochte, ja meine Frage setzte ihn sogar gewissermaßen in Verwunderung und er erklärte darüber, daß er nicht wage im Gebiete der Natur zu forschen, welches Gott mit weiser Absichtlichkeit dem Menschen verschlossen und nur sich vorbehalten habe. Er als Geistlicher wolle nur forschen in den Tiefen des menschlichen Herzens, nicht in den Tiefen der Erde und ach! in diesen menschlichen Herzen gäbe es so viel des Geheimnißvollen, daß das Alter des armen beschränkten Menschen gar nicht einmal ausreiche.

Ich der ich nicht in die Tiefen des menschlichen Herzens gedrungen bin, der ich kaum die Abgründe meines eigenen Herzens kenne, ich befaßte mich ganz gerne mit den Untersuchungen welche der Missionair für frevelhaft hielt und

so ging ich denn mit meinen Begleitern auf den Kegelberg zu. Der Stamm der Maori welche dieses schöne Land bewohnen, scheint nicht so indolent als es der geistliche Würdenträger war, denn zu meinem nicht geringen Erstaunen bemerkte ich, daß mein Führer, sobald ich ihm das Ziel meiner Wanderungen zeigte, von dem Wege dahin, d. h. von der geraden Linie, welche darauf zuführt, abwich und auf mein Befragen erwiderte, daß er einen Pfad dort hinauf kenne. Mein Dollmetscher sagte mir nach Befragen des Führers, daß dieser Berg oft von den Häuptlingen besucht werde und daß man daselbst Rath zu halten pflege.

Nach einem kurzen Marsche, der ziemlich seitwärts gegangen war, gelangten wir an einen Bach, dessen Richtung wieder auf den Berg zuführte, längs der Ufer desselben fanden sich viele Beeren und mancherlei Früchte, welche Aehnlichkeit mit unseren Haselnüssen haben und von denen die beiden Neuseeländer nicht unbeträchtliche Massen zu sich nahmen. Ich dankte dem Himmel, daß die armen Leute etwas fanden, denn auf unserem Wege lag kein gastfreundliches Dorf. Die Menschen sind aber so genügsam, daß sie sich durchaus nicht beklagten und da sie eigentlich wenig oder gar nicht an Fleischnahrung gewöhnt sind, so waren sie auch durch diese Früchte bald gestärkt und zum Weitermarsch bereit. Da ich keine anderen Nahrungsmittel hatte, ließ ich sie mir gleichfalls schmecken und fand, daß sie allenfalls eine Kost genannt werden könnten, die einen Menschen zu nähren im Stande sei, selbst wenn er nicht ein Neuseeländer war, denn ihr Geschmack war den der frischen Mandeln ähnlich und sie glänzten so von Fett, daß sie gewiß einen sehr reichlichen Nahrungsstoff boten.

Was ich vermuthete, daß dieser Bach und der an seinen Ufern hinführende, sehr stark betretene Pfad direct auf den Berg zuführe, traf nicht ein, der Berg überhaupt stand viel ferner als ich geglaubt. Nachdem wir von den Ufern des Baches, wo wir zuerst uns an den Früchten gelabt, noch vier Stunden lang durch einen herrlichen Wald gegangen, schattig und kühl wie nur ein Urwald sein kann, aber nicht sumpfig, da viele Bäche durch den wellenförmigen Boden gebildet, die überflüssigen Gewässer abführten, gelangten wir an ein mehr als gewöhnlich großes Dorf, wo wir zu übernachten beschlossen.

Zu dem Hause des Häuptlings geführt, hieß derselbe mich willkommen und half zuerst unseren wichtigsten Bedürfnissen ab und er vergaß meine beiden Begleiter nicht! zwar speisten sie nicht auf derselben Matte mit ihm, denn er war ein Adeliger und sie waren nur niedere Mannen, Dienstleute; allein sie entbehrten wahrlich nichts, denn er gab ihnen sogar von derjenigen Speise, welche sie am seltensten zu sehen bekommen, er gab ihnen Fleisch in reichlicher Menge, so daß sie der ungastlichen Aufnahme in dem Hause des Engländers vergessen konnten. Der Häuptling war ein junger Mann, er war noch nicht tättowirt; auf meine Frage wegen dieser Abweichung erwiderte er mir: „Man fängt an einzusehen, daß diese vielfachen Verwundungen dem Körper doch nicht dienlich sind, man hat wahrgenommen, daß auf jede Tättowirung eine Krankheit

folgt, welche den Menschen wenigstens für einen ganzen Mondeslauf, auch wohl für die doppelte Zeit unthätig mache, man hat gefunden, daß wenn die Krankheit vorüber ist, der Tättowirte immer von vorne anfangen muß seine Kräfte zu üben, seine Waffen führen zu lernen und da haben sich denn Viele von uns mit dem Gedanken vertraut gemacht, das Tättowiren ganz zu unterlassen. Du wirst auf Deiner Wanderung bis hieher schon bemerkt haben und Du wirst es ferner finden, daß nur die alten Leute den Schmuck der Tättowirung von oben bis unten tragen. Die Männer unseres Alters haben häufig gar kein Zeichen der Art und solche Männer, die zehn Jahreszeiten oder zweimal zehn Jahreszeiten älter sind als wir, haben auch schon viel weniger von diesen Zügen auf ihrem Körper."

Das war nun allerdings richtig und es war mir auch von den Missionairen gesagt worden, daß durch ihre vielfältigen Bemühungen um das Christenthum dieses doch allgemach so tiefe Wurzeln schlage, daß es bereits die Unsitte des Tättowirens zu untergraben anfange. Ich bekam hier eine andere Lesart dieses Capitels zu Gesicht. Gleichviel übrigens, was die Civilisation herbeiführt, es ist doch schließlich unzweifelhaft, daß sie Wurzel zu fassen beginnt; die Leute bekommen andere Bedürfnisse und Genüsse und wie mit denselben ihr Bestreben danach, so ergiebt sich auch gewissermaßen von selbst das Mittel sie zu erlangen und das ist eben die beginnende Cultur. Sobald man aus einem Jägervolk ein Nomadenvolk gemacht hat, so ist schon eine große Verwandelung damit vorgegangen, das Volk besitzt schon Eigenthum, Heerden und Landstrecken auf denen es diese Heerden nährt. Ist man nun vollends so weit gekommen, um aus dem Nomaden einen Ackerbauer zu machen, so ist die Hauptsache geschehen, er ist ansässig geworden und es fehlt nun nur noch sehr wenig, um ihn zu einem civilisirten Menschen umzugestalten.

---

## Hundertvierundsiebenzigstes Kapitel.

Fortschritte in der Civilisation. Ein kleiner neuseeländischer Roman, dessen Catastrophe ich mit erlebe. Europäische und neuseeländische Mesalliancen. Besteigung eines Vulkans.

So weit mich mein Weg längs der Küsten von Neuseeland und jetzt durch das Innere der schönen Insel geführt hat, so muß ich gestehen, daß ich es bewundere, die Neuseeländer schon so weit vorgeschritten zu sehen und zwar ganz ohne Hilfe von Außen. Sie sind nämlich schon über die beiden ersten Stufen hinweg, sie sind bereits Ackerbauer, wohnen in großen und kleinen Dörfern

beisammen und es fehlt ihnen nur noch das Handwerk, um alles zu haben, was man von civilisirten Menschen, so weit sie auf einer unteren Stufe stehen, verlangen kann. Ich bin überzeugt, daß die Griechen, die Italiener und die



Eine combinirte neu

Spanier, so weit sie nicht den Städten, sondern dem Lande angehören, um nichts besser, wohl aber um sehr vieles schlimmer sind als die Neuseeländer. Die Wohnungen der italienischen Bauern haben etwas so schrecklich höhlen-

haftes, daß sie mit denen der Neuseeländer weder an Räumlichkeit noch Wohnlichkeit zu vergleichen sind und wenn die letzteren auch Kriege führen, um eine Beleidigung zu rächen oder um sich Ruhm zu erwerben, so kann man ihnen



Schule. (S. 771.)

doch nicht nachsagen, daß sie Straßenräuber und Raubmörder sind wie jene, die auf den Trümmern einer Culturwelt wohnen, deren Höhe man jetzt bei uns noch nicht für erreicht hält. Diese Neuseeländer haben sich ganz ohne

äußeres Hinzuthun weiter hinaufgearbeitet, als Griechen und Italiener sich heruntergearbeitet haben. Wenn die Missionaire sich einmal werden entschließen können, Arbeiterschulen statt Les- und Schreibschulen einzurichten, so werden sie sich wahrhaft verdient machen um das Wohl dieses wackeren, höchst lernfähigen Volkes, dem eigentlich nur sein Stolz und seine Kasteneintheilung hindernd im Wege steht.

In dem Hause des Häuptlings, welcher mich so gastfrei aufgenommen hatte, kam während meiner Anwesenheit ein Fall zum Austrag, der mir zeigte, bis zu welchem Grade der Adelstolz der Kriegerkaste dem gemeinen Mann gegenüber geht.

Ich habe bereits früher bemerkt, daß die Mädchen völlig frei schalten können über ihre Gunst und daß sie nur als Ehefrauen zur Treue verpflichtet sind, aber etwas anderes setzt ihnen doch noch eine gewisse Schranke; sie dürfen nämlich, wie ich gleichfalls schon angeführt habe, sich mit keinem Manne niederen Standes einlassen; geschieht dieses, so ist der Tod der Schuldigen meistentheils die unausbleibliche Folge. Die neuere Zeit hat hierin allerdings einiges geändert und man pflegt nicht mehr so strenge darauf zu halten, an den Küsten wenigstens wird ein Mädchen niemals getödtet, wenn es sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht und der schuldige Mann kommt wohl auch mit dem Leben davon, entweder man gestattet ihm zu entfliehen oder man verkauft ihn als Sclaven an einen anderen Stamm; anders ist es im Innern des Landes, wo die alten Sitten immer noch so ziemlich aufrecht erhalten werden.

Der Ariki, in dessen Hause ich Aufnahme gefunden, hatte, so jung er war, doch eine sehr schöne, erwachsene Tochter. Ein junger Mann aus dem Volke, welcher sehr häufig im Hause des Vaters gewesen und dort Beschäftigung gefunden, hatte die Aufmerksamkeit des Mädchens erregt, denn er war so schön als er jung war, ein schöner Mann von 18 Jahren ist für eine Neuseeländerin von 14 Jahren immerhin ein gefährlicher Gegenstand. Wäre der junge Mann der Kriegerkaste angehörig gewesen, so würde eine Heirath mit der Tochter des Häuptlings allerdings ihre großen Schwierigkeiten gehabt haben, aber diese Tochter zu lieben und um ihre Gunst zu werben, war ihm vollständig erlaubt.

Ebenso war es mit der Häuptlingstochter, sie durfte zwar nicht unter ihrem Range heirathen, aber die Neuseeländer sind viel zu vernünftig, um nicht zu wissen, daß sich die Herzen nicht gebieten lassen, so hat denn die Tochter des Häuptlings die vollkommene, die von Niemand bestrittene Berechtigung, ihre Liebe an den jungen Krieger zu verschenken und ihm so viele Beweise ihrer Zuneigung bis zu dem höchst Möglichen zu geben, als sie Neigung hat oder der Geliebte wünscht.

Aber wie sonderbar — dasselbe Volk, das diese höchst vernünftigen Ansichten von der geringen Gewalt über das menschliche Herz hat, kennt doch ähn-

liche Rücksichten nicht mehr, sobald die Besitzer dieser Herzen nicht gleichen bürgerlichen Ranges sind und die Tochter eines Kriegers, welche einen Krieger lieben darf, wenn ihr Herz es gebietet, muß umgekehrt ihrem Herzen gebieten, wenn dasselbe sich einem Manne zuwenden will, der im Range unter ihr steht.

Hier war nun ein solcher trauriger Fall eingetreten; es war die ewig wiederkehrende Geschichte von Lenardo und Blandine in's Neuseeländische übersetzt. Vater und Mutter hatten keine Ahnung von der Neigung der beiden jungen Leute zu einander, sonst würde die Sache wahrscheinlich mit einem Keulenschlage abgemacht gewesen sein, aber sie hatten keine Ahnung, weil die Sache so ungewöhnlich ist. In dem neuseeländischen Mädchen liegt so viel Selbstgefühl und in den Männern der unteren Klasse so viel Demuth, daß Versuchungen solcher Art in der Regel gar nicht vorkommen und wäre hier der schöne Jüngling nicht in das Haus des Häuptlings und wäre er nicht so oft dahin berufen worden, so wäre Alles ganz ruhig und glücklich abgelaufen, aber hier trat der hergebrachten Sitte die „Metze Gelegenheit" in den Weg. Ein abscheuliches Geschöpf, eine freche Dirne, welche gerne stiehlt und ehrliche Leute zu Dieben macht. Die Gelegenheit war da und was diese alles aus einem 14jährigen Mädchen und einem 18jährigen Jüngling machen kann, wissen die Götter. Und hier machte sie aus den Beiden ein zärtlich liebendes Paar, das lange heimlich des süßesten Glückes genoß, bis am Morgen des Tages, an welchem ich von meinem neuen Gastfreunde Abschied nehmen wollte, die Entdeckung gemacht wurde, daß Beide sich in einer Felsenhöhle unfern des Dorfes zusammengefunden hatten.

Ich muß nochmals wiederholen, daß nach den Sitten der Eingeborenen die Sache an sich nicht das geringste Bedenkliche hat und daß weder Vater noch Mutter etwas dawidergehabt, ja überhaupt nur über den Gegenstand gesprochen hätten, wenn der junge Mann dem Kriegerstande angehört hätte; Vater und Mutter hatten sich gleich allen Bewohnern Neuseelands einmal, vielleicht mehrmals in der Lage befunden; das Schlimme und gegen die Sitte Verstoßende war nur der Umstand, daß der junge, geliebte Mann nicht ihrem Stande angehörte, daß er ein niedrig Geborener war.

Als der Vater diese Entdeckung machte, nahm er seinen Streitkolben von Calcedon, ging mit dem jungen Menschen vor das Dorf hinaus nach einer Gebirgsschlucht, tödtete ihn mit einem Keulenschlage und warf den Körper in die Tiefe. Der Jüngling war nicht entflohen, obwohl er sehr gut wußte, was seiner warte, er war nicht vor dem beleidigten Vater hergegangen, dies wäre ein Verstoß gewesen, er ging zehn Schritt weit hinter ihm. Dies hätte ihm gestattet zu entweichen, allein er that es nicht, weil er die Strafe verdiente. Er hätte in dieser Lage denjenigen, der ihn tödten wollte, selbst tödten können, allein auch hier hielt das Band der Sitte, hielt die Ehrfurcht vor dem Vater der Geliebten sowohl als vor dem Häuptling die Hand zurück, wenn man noch

so sagen darf, da die Hand noch gar nicht erhoben worden. Der Gedanke zu fliehen kam dem Jüngling ebenso wenig als der Gedanke, denjenigen zu tödten, der ihn zum Tode führte. Das Gesetz hatte hierüber gewaltet, aber über das Herz nicht, dem Herzen konnte es nicht gebieten die Tochter des Häuptlings ungeliebt zu lassen, er liebte sie mit dem Bewußtsein deswegen sterben zu müssen, er liebte sie trotz dieses Bewußtseins und er starb ohne Widerstand für seine Liebe.

Kadili war des Häuptlings einziges Kind, sie mochte wohl straflos ausgehen; der Vater kehrte zurück in seine Hütte, aber er fand seine Tochter nicht, er ging zu der Höhle, wo die Liebenden ihre Zusammenkünfte gehalten — da lag das schöne Mädchen vor der Höhle todt, sie hatte sich mit einem scharfen Feuerstein die mächtige Ader an der linken Seite des Halses tief durchschnitten und den Muth gehabt, nach Vollziehung dieses Schnittes das Werkzeug aufrecht in die Wunde zu drängen, so daß dieselbe klaffend stand und das Blut in gewaltigen Strömen entwich.

Als der Vater Abschied von mir nahm, erzählte er mir die traurige Geschichte und fügte hinzu: „Sie hatte nichts zu fürchten, denn ich liebte sie, mein einziges Kind, sehr, aber sie liebte ihn, den niedrig Geborenen, mehr als ihren Vater. Als ich neben ihr stand und das bleiche Gesicht sah, das zu mir gewendet mich vorwurfsvoll anzuschauen schien, da sagte ich: O, meine Tochter, warum hast Du Deinem Vater dies gethan? Wußtest Du nicht, daß er Dich liebte, wußtest Du nicht, daß er Dir verzeihen würde? Als ich mit ihm fortging, geschah es ja nur um Deine Ehre zu retten, leben darf der niedrig Geborene nicht, der seine Augen zu der Tochter des Häuptlings erhoben, aber Du hattest von Deinem Vater nichts zu fürchten. Jetzt steht Dein Vater allein!“ (Siehe S. 785.)

Als der Mann mir dieses mit wehmüthiger Stimme sagte, wollte es mir das Herz zusammenschnüren und ich dachte, wie schrecklich es doch sei, sich von solchem Vorurtheil beherrschen zu lassen und ich dachte nicht daran, daß es bei uns ja noch jetzt so ist. Wenn der niedrig Geborene nach der Tochter eines vornehmen Mannes, eines Grafen, eines Fürsten sieht, so wird er allerdings nicht mit einer Caledonkeule todtgeschlagen, aber er wird entweder mit Hunden vom Hofe des Edelmannes gehetzt, oder er wird in eine Irrenanstalt gesperrt. Wie lange ist es denn her, daß wir das Wort Mesalliance abgeschafft haben und dieses selbst noch nicht, wenn sich's um die Verheirathung der Comtesse mit dem Bürgerlichen handelt, sondern nur, wenn der liederliche Herr Graf sein Vermögen mit seiner Gesundheit vergeudet hat und nun beides restauriren soll durch eine Verheirathung mit der Tochter eines reichen Brauers, Bäckers, Gerbers und mit den Staatsschuldscheinen derselben.

Ich war in wahrhaft tiefer Betrübniß aus dem Hause dieses braven Mannes geschieden, dieses Mannes, der nach unseren Gesetzen allerdings ein Mörder

ist, den aber eine Jury seines Volkes durchaus nicht schuldig finden würde, denn nach den Begriffen seiner Jury hat er nur seine Schuldigkeit gethan, ja er wäre vielleicht straffällig, wenigstens gewiß wäre er verächtlich in ihren Augen, wenn er nicht so gehandelt hätte.

Der ganze Weg zu dem Vulkan, den mein Führer sehr gut kannte, ging mir ohne Interesse für denselben verloren, ich war zerstreut, ich konnte an nichts weiter denken als an die beiden Opfer eines grausamen Vorurtheils, wie sich aber der Pfad mehr und mehr erhob, wie er endlich aus der waldigen Umgürtung des Berges heranstrat und ich nun einen freien Blick über die Umgegend gewann, da traten doch die kleinen menschlichen Verhältnisse in den Hintergrund vor der Pracht und Erhabenheit einer herrlichen, großartigen Natur und Staunen ergriff mich, als ich auf dem Gipfel des Berges stehend, die wundervollen Thäler, die schönen vereinzelten Berge, die weitgestreckten Bergketten übersah und die üppige und wunderbar schöne Vegetation rings umher erblickte, welche durch ihren Blätter- und Farben- und Blüthenschmuck mein Auge entzückte, wohin es sich auch wendete.

Nachdem ich mich satt gesehen an diesem wundervollen Bilde, dachte ich auch daran, den Boden zu untersuchen, auf welchem ich stand. Es war Bimsstein und vulkanischer Tuff, es war ein wirklicher großer Krater der vor mir lag und der eine so regelmäßige Form hatte, als sei er mit Kunst ausgehöhlt und der Wall nach dem Richtscheit aufgeschüttet.

Der Durchmesser des Kraters mochte ungefähr 1000 Fuß betragen, seine Vertiefung vielleicht 50 bis 60 Fuß, etwas das sich gar nicht bestimmen ließ, da es mir an allen Meßinstrumenten fehlte, aber so weit ich auch hinabstieg und nach der Mitte der tiefen Schüssel ging und so weit ich mit der Hand den Erdboden aufschürfte — eine Temperaturerhöhung konnte ich nicht bemerken, der Vulkan war also vollständig erloschen.

Nach Spuren von Lava, nach einzelnen Stücken, nach Lavabomben sah ich mich vergeblich um; wenn dieser Feuerberg einmal Massen ausgestoßen hat, welche im glühenden Fluß befindlich waren, so muß das schon sehr lange her sein, denn rings umher ist der Berg mit mächtiger Waldvegetation bedeckt und wie viele tausend Jahre forderte die Lava, um in fruchtbare Erde verwandelt zu werden und wie viele Jahrtausende mag der Wald zählen, der mich umgiebt. Absterbend, zerfallend, verwesend werden die Bäume immer wieder zur Nahrung für neue Geschlechter und so folgt eins auf das andere in unabsehbarer Reihe.

---

# Hundertfünfundsiebenzigstes Kapitel.

**Auffuchung vorweltlicher Thierknochen. Höhle des Dinornis. Der Aufstand der Neuseeländer. Der Maorikönig Potatan und die Nachlässigkeit der engländischen Behörden.**

Als ich mich umgesehen nach allen Seiten und erforscht und ermittelt was irgend zu ermitteln war, setzte ich meinen Stab weiter. Nicht zurück, denn ich hatte meinen Führer gefragt, ob es keinen anderen Weg in die Thäler gäbe als den einen, welchen wir heraufgekommen und er hatte nach dem Süden gezeigt, bemerkend, daß da hinab noch ein zweiter Pfad ginge, den wir einschlagen könnten, was mir sehr lieb war, da ich nur sehr ungern nach dem Dorfe zurückgekehrt wäre, worin so Schreckliches geschehen.

Der Berg, auf welchem ich stand, heißt Kakepuku und er gewährt durch seine Isolirung eine Fernsicht, wie sie nicht so leicht ein anderer, selbst viel höherer Berg gewährt; ich glaube kaum, daß man vom Brocken so weit sieht, obschon er beinahe dreimal so hoch ist. Ich glaube nach beiden Seiten hin das Meer gesehen zu haben, ich will es nicht mit Bestimmtheit behaupten, denn das Fernrohr, das ich bei dieser Fußreise mitgenommen hatte, war klein und nur von vierzehnmaliger Vergrößerung, allein es schien mir als schneide sich auf beiden Seiten ein dunkler Strich vom Himmelsgewölbe ab, so daß dasselbe nicht unmittelbar auf den Grenzen meines Bildes aufstand, was ich im Norden und Süden sehr deutlich wahrnehmen konnte. Dieses bestätigt übrigens meine Ansicht über die Höhe des Berges, der sicher seine 1500 Fuß erreicht, ich meine damit nicht eigentlich seine Meereshöhe, sondern die Erhebung über das ihn umgebende Plateau, die absolute Höhe dürfte wohl 2000 Fuß betragen.

Auf meinem Herabwege sah ich mich überall, wo ich eine Art von Höhle zu sehen glaubte, wo Steine unregelmäßig aufeinander lagen, wo erweichter Thon einiges Nachsuchen gestattete, nach Ueberresten vorweltlicher Thiere um, doch leider vergeblich; meine Begleiter, welche mich so emsig suchen sahen, erklärten, sie wüßten den Weg ganz genau und er ginge immer auf der Erde fort, nirgends in die Erde hinein. Als sie indessen erfuhren, was ich eigentlich wollte, daß ich z. B. nach Thierknochen suche, da erklärten sie, dergleichen werde ich wohl nicht finden, denn wo man solche gesehen, da haben die Eingeborenen sie aufgesammelt und sorgfältig bewahrt, um sie bei erfolgenden Nachfragen an die Europäer zu verkaufen, sie wußten sogar, daß es die Knochen von Vögeln seien, welche an einigen Punkten in großer Menge zu finden gewesen; sie sagten, die Thiere kenne man nicht mehr lebend, man wisse aber sehr gut, daß sie von ungeheurer Größe gewesen, denn man habe die Skelette von ganzen Thieren beinahe unversehrt gefunden, sogar Federn seien noch in Menge vorhanden gewesen, namentlich die großen aus den Flügeln, welche die Häuptlinge mitunter

als Schmuck gebraucht, zumal während des Gefechtes bei irgend einem Kriege. Der Häuptling sei für sie, was für uns die Fahne wäre, um den Häuptling sammele sich alles, wo er sich hinwende, dahin zöge sich das Getümmel der Schlacht und so möge man sich wohl denken, daß eine Feder, welche zwei Hände breit und viel länger sei als ein großer Mann weit genug gesehen werden könnte.

Dies sind die einzigen Nachrichten, welche ich von dem Vorhandensein des gewaltigen Vogels, den die Eingeborenen Moa nennen, erhalten konnte, obwohl ich die Höhle, in welcher dieselben in größerer Menge vorhanden gewesen sein sollen, besuchte; sie liegt in dem Kalksteingebirge von Hangatiki, an den Quellen des Waitaku, welche die Eingeborenen hier im Oberlande Waipa nennen und hat eine besondere Eigenheit darin, daß oberhalb des Einganges, der zu ihr führt und allein benutzt werden kann, in dem Gebirgsstock selbst, dieser Decke der Höhle, sich eine zweite Oeffnung befindet, welche senkrecht in dieselbe führt, so daß nach Durchschreiten des etwa 20 Fuß hohen, beinahe kreisrunden Thores, welches ziemlich dunkel ist, man sich wieder in einer hell erleuchteten Spalte befindet, die Licht genug hat, um selbst mannigfaltigen Pflanzen die Existenz zu sichern. Hier *soll* der eigentliche Schlupfwinkel des Riesenvogels (dies ist die Bedeutung der aus dem Griechischen entlehnten Species Namens Dinornis) gewesen sein, es ist aber nicht wahrscheinlich, daß es so gewesen, denn dergleichen mächtige Thiere leben in der Regel nicht gesellig, wohl aber ist sehr denkbar, daß diese straußenartigen, also waffenlosen Thiere bei Verfolgungen, bei Jagden sich hieher geflüchtet haben. Knochenhöhlen sind auch bei uns in Europa nichts Seltenes, man findet z. B. unfern Jena eine solche und im Bairischen, im Frankenlande gleichfalls und findet darin ganze Wagenladungen, ja man könnte vielleicht mit Recht sagen, es liegen daselbst ganze Schiffsladungen noch nicht völlig versteinerter Knochen vorsündfluthlicher Thiere im feuchten Lehm eingebettet, Bären, Tiger, Hirsche, Rinder. Wer aber diese Höhlen die Wohnungen, die Schlupfwinkel solcher Thiere nennen sollte, würde doch einen großen Fehler begehen, sie haben dort nicht gelebt, sondern sie sind durch steigende Gewässer da hinein getrieben und durch diese ersäuft worden und das Lehmwasser, in welchem sie ertranken, hat seinen Thon abgesetzt und sie darin begraben. Hievon ist bei der gegenwärtigen Höhle keine Rede, ihr Eingang liegt nicht höher als ihr Boden und das Wasser, welches durch die Mündung hätte hineinlaufen können, würde bei Erniedrigung des Wasserstandes die Höhle auch wieder verlassen haben, was man hier fand, waren wohl auch nur die Ueberbleibsel einzelner Individuen, welche gerade hier zufällig verendeten. Daß die Eingeborenen bereits wissen, wir legen einen großen Werth auf diese Knochen, ist ein Beweis, daß sie in einer guten Schule waren und daß sie damit Handel zu treiben gedenken ist wieder ein Beweis, daß Krämer, d. h. Engländer ihre Lehrer waren. (Siehe Abbildung S. 793.)

Ich gelangte jetzt in das Gebiet des Aufstandes, wie die Engländer die Bewegung der Eingeborenen nennen, da dieselben sich nicht mehr gutwillig wollen plündern lassen. Ich bemerkte, daß jener berüchtigte Vertrag, den Häuptlinge verschiedener Stämme unterzeichneten, ihre Souverainitätsrechte an die engländische Krone abtretend und die Königin Victoria bittend, von ihrem Lande Besitz zu nehmen, seine traurigen Früchte getragen hatte. Mit der rohen Gewalt, mit welcher die Engländer immer gegen Farbige verfahren, die sie jederzeit für ganz untergeordnete Wesen ansehen, war auch hier verfahren worden, wo man mit ehrenhaften braven Leuten zu thun hatte. Die Engländer wollten dies nicht anerkennen, konnten es nicht fassen, daß es Leute von wilder Abstammung, daß es farbige Leute geben könne, welche etwas wissen wollten von Recht und Gerechtigkeit. Sie wußten nur, daß recht sei, was sie thaten und sie gestanden den Neuseeländern durchaus nicht zu, daß sie eine Berechtigung hätten anderer Meinung zu sein.

Die Maori's, die Eingeborenen hatten Eigenthum und wollten es sich nicht nehmen lassen; die Könige dieser Maori's erhoben sich gegen jene schamlose und maßlose Unterdrückung, welche wir bereits von Indien her kennen und nun waren sie Rebellen und die Engländer, welche hier auf dieser Seite und Hälfte der Erde die Unabhängigkeit, die Rechte, die Freiheit der Nationen mit ihren Sympathien beehren und ihnen ihre moralische Unterstützung zuwenden — wir sehen sie auf der anderen Seite und anderen Hälfte der Erde bei ihren Gegenfüßlern ihre ganze Kraft aufbieten, um mit Feuer und Schwert und List und Betrug und selbst unter dem Vorwande, die christliche Religion zu verbreiten — wir sehen sie Freiheit, Unabhängigkeit und Recht dieser fremden Nationen bekriegen, weil sie ihnen unbequem sind und sie verfahren, wie ich bereits früher angedeutet habe, hier gerade so wie ihre Abkömmlinge in Nordamerika, sie können nicht colonisiren, ohne vorher das Land entvölkert zu haben, ohne den ursprünglichen Stamm der Bewohner vertilgt zu haben.

Mein Weg führte mich zu dem Maorikönig Potatan. Wie alle Männer Neuseelands gastfreundlich sind, so auch er; er nahm mich, den Fremden, mich den Pakeha (so nennen sie die Weißen und sie machen wenig Unterschied zwischen den verschiedenen Nationalitäten) mit einer Freundlichkeit und zuvorkommenden Liebenswürdigkeit auf, wie man sie nur in einem hoch civilisirten Lande zu finden gewohnt ist und wenn die wackeren Leute der Civilisation auch viel verdanken, diese erhabene Tugend haben sie früher geübt als sie Pakeha's gesehen haben und sie üben dieselbe trotz der erlittenen Mißhandlungen noch immer in ihrer ursprünglichen Reinheit aus.

Seit jener Zeit, wo die civilisirten Europäer die unglücklichen Wilden besuchten, nicht lange nachdem Cook diese Insel mit der Kartoffel und dem nützlichen Hausthiere, welches den Canibalismus zum großen Theil beseitigt, dem Schweine, beschenkt hat, haben die armen Neuseeländer von den Europäern

nichts als Schändlichkeiten und Grausamkeiten ohne Maß erfahren und dennoch sind eben diese Wilden, welche man als zügellose Bestien verschrie, nach und nach so weit vorgeschritten in einer vernünftigen Civilisation, daß ihre Häuptlinge und ihre Krieger fast alle lesen und schreiben können und oft genug mir Gelegenheit gaben, ihre Kenntnisse in der Geographie und in der Geschichte zu bewundern.



O meine Tochter! warum hast Du Deinem Vater das gethan! (S. 780.)

Wenn die Häuptlinge auch sich nicht direct bei dem Handel betheiligen, scheuen doch die Krieger nicht mehr, ihre Produkte in den Küstenstädten zu verwerthen; sie alle sind erfahrene und unerschrockene Seeleute, die ganze Küstenschifffahrt ist in ihren Händen, Ackerbau und Viehzucht betreibt noch immer die

untere Kaste, aber mancherlei Gewerbe sind diesen sogenannten Wilden und zwar dem Kriegerstand durchaus nicht mehr fremd.

Diese Menschen von einer seltenen physischen und moralischen Begabung, diese Maori's von ungewöhnlicher Körperschönheit, von Kraft und ungewöhnlichem Scharfsinn verleugnen durchaus nicht, daß sie wohl fühlen, die Pakeha's seien diejenigen, denen sie die größere Sicherheit des Lebens, bessere Gesittung, denen sie den Genuß mancher wichtigen Lebensbedürfnisse verdanken, aber eben deshalb, weil sie geistig regsam sind, muß ihnen auffallen, daß ihre Race immer mehr und mehr abnimmt, indeß die Zahl der Europäer in stetem Wachsen ist, es muß ihnen auffallen, daß sie immer weiter und weiter nach dem Innern des Landes zurückgedrängt werden, daß die habgierigen Pakeha die besten, die vortheilhaftesten Punkte an den Mündungen der Flüsse besetzen und daß sie auf solche Weise im Innern des Landes isolirt und vom Meere abgeschnitten werden, in dessen Nähe sie sonst ihre bestgelegenen Pahs hatten und von wo aus sie die See gerade so beherrschten, wie es jetzt die Engländer thun.

Sie fühlen, daß wenn es auf solche Weise fortgeht, sie zuletzt in vollständige Abhängigkeit verfallen, sie bis zur Machtlosigkeit unterdrückt werden und dies wollen sie sich nicht gefallen lassen, denn nachdem sie einmal erfahren haben, daß die Engländer nicht Engel sind, wie sie es von Cook, ihrem Wohlthäter glaubten, haben sie auch die Ansicht, daß sie gleiche Rechte hätten mit jenen, was man ihnen vielleicht zugestehen wird, wenn man nicht selbst Engländer ist, diese allerdings sind anderer Ansicht; nach ihrer Meinung können zwei Völker so verschiedener Art wie Engländer und Neuseeländer nicht beieinander wohnen und sie nehmen sich die Spanier und Portugiesen zu Mustern, welche es in Mittel- und Südamerika genau eben so gemacht haben. Sie dürften nur sich selbst zum Muster nehmen, an Indien und an Nordamerika denkend. Daß ein so greuliches Verfahren nicht nothwendig sei, haben die Franzosen bewiesen, welche in Canada sich sehr wohl mit den nordamerikanischen Wilden vertrugen.

Dies Gefühl erlittenen Unrechts hat die Stämme, die vielleicht Jahrhunderte lang einander feindlich gegenüberstanden und sich blutig bekämpften, schnell geeinigt und zu Freunden gemacht; die verschiedenen Häuptlinge traten zusammen und wählten den angesehensten und ältesten Häuptling eines mächtigen Waikato-Stammes zum Oberhäuptling, zum König über die gesammte Insel und unter seinen Befehlen verband man sich zu einem allgemeinen Kriege gegen die Unterdrücker.

In ihrem gewöhnlichen Uebermuth behandelten die Engländer das Ganze wie ein kindisches Spiel. Die Regierung legte nicht den geringsten Werth auf die eingehenden Nachrichten, sie sagte, jene Leute haben etwas von den Europäern gesehen, gehört, sie haben sich kaum aus der rohesten Barbarei erhoben

und sie glauben nun uns ebenbürtig zu werden dadurch, daß sie Politik machen; es sei das Gescheidteste gar nicht zu thun als ob man ihre Handlungsweise bemerke, höchstens müsse man in vorkommenden Bestrafungsfällen etwas strenger sein als bisher, um zu zeigen, daß man sich vor ihnen nicht fürchte.

## Hundertsechsundsiebenzigstes Kapitel.

Maori-Häuptlinge und ihre Reden gegen die Engländer. Ein neuer Friedenskönig, den seine Minister zum Kriege drängen. Engländische Verwaltungsgrundsätze. Unverschämter Hochmuth der Beamten.

Die Engländer hatten wohl sehr unrecht diese Sache so anzusehen; was vorgefallen, war durchaus kein Fastnachtsspiel, denn die Bewegung griff unter den Eingeborenen weit und breit um sich und nahm sehr viel ernstere Seiten an als die Herren von der Regierung meinten. Die Häuptlinge waren überall von gleichem Geiste beseelt, übertrugen diesen auf die intellectuelle Kriegerkaste und diese hinwiederum brauchten ihren Untergebenen nur ein paar Worte zu sagen, um sie vollkommen von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen.

Wie bildlich und dem gemeinen Mann verständlich diese Leute das anzufangen wußten, geht aus einer Mittheilung hervor, welche mir der König machte.

Ein alter Häuptling von Katiaho, an dem oberen Laufe des Wanpani-Flusses, theilte seinen Kriegern und den angesehensten seiner Untergebenen seine politischen Ansichten mit. Die Versammlung war innerhalb des Pa selbst gehalten und er bestieg, nachdem er sich drei Farrenwedel abgebrochen, die Tribüne, welche in jedem befestigten Dorfe zu finden ist. Zwei der Wedel hatte er abgestreift und gekürzt, den dritten Zweig ließ er in seiner ganzen Länge; nun steckte er diesen letzteren vor sich in eine Spalte in der Erhöhung und sagte dann:

„Dieser lange Stock oder Zweig bedeutet die Gottheit, den guten Geist dort oben, die beiden anderen, welche, wie Ihr seht, gleich groß sind, bedeuten uns und die Pakeha's.

„Ehe diese Fremden in unser Land kamen, dachten wir, Gott sei uns sehr nahe und sei gütig gesinnt gegen uns und nehme uns in seinen Schutz," und hiebei pflanzte er den einen der kürzeren Stöcke etwa einen Fuß weit von dem großen in dieselbe Spalte. „Da kamen auf einmal die Fremden her und stellten sich dicht neben Gott" (und hiemit steckte er den zweiten kurzen Stab un-

mittelbar neben den großen und rückte den entfernteren viel tiefer in die Spalte) „und sie sagten, wir stehen der Gottheit am nächsten und wir sind viel größer als die Maori's.

„Unterdessen ist viel Unheil gekommen und auch viel Gutes, durch beides haben wir gelernt, daß die Maori und die Pakeha Kinder desselben Gottes sind, daß sie viel gute und viel schlechte Eigenschaften haben und daß sie beide Gott gleich nahe stehen und vor ihm ganz gleich sind."

Mit diesen Worten steckte er die beiden kurzen Stäbe in gleiche Entfernung und in gleiche Tiefe von dem mittelsten Stocke in eine Spalte und dann fuhr er fort:

„Da nun die Eingeborenen und die Fremden gleich sind, so haben beide gleiche Rechte und es ist also ganz natürlich, daß die Eingeborenen ebenso gut ihren eigenen König haben wie die Fremden und darum haben wir uns denn auch einen König gewählt, der unsere Rechte vertrete und uns gegen die Fremden beschütze, gerade so gut wie die Fremden einen König haben, der sie gegen die Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten der Maori's beschützen würde, wenn diese sich welche zu Schulden kommen ließen."*)

Ein anderer Häuptling wußte sich vielleicht noch verständlicher zu machen, da er ein Bild wählte, was den Neuseeländern geläufig war, seit sie mit den Europäern verkehrten. Diese hatten nämlich den Bienenstock mit nach Neuseeland gebracht und da dieses schon vor mehr als 20 Jahren geschehen und von vielen Colonisten wiederholt worden war, so hatten sich die Bienen so weit über die Insel verbreitet, daß in jedem Dorfe welche zu finden waren. Der Häuptling sagte:

„Wißt Ihr, warum die Fremden so mächtig sind? Ihr wißt es nicht, denn Ihr seht Euch nicht um in Eurer nächsten Nähe; wie solltet Ihr wissen, was die Gründe sind dessen, was in der Ferne vorgeht?

„Ich will es Euch sagen: Die Fremden haben einen König, wir haben keinen König, sondern viele, viele Häuptlinge; ein jeder Häuptling denkt er sei so gut wie der andere und darin hat er auch Recht, aber weil Alle so denken, so haben sie keine Macht, ihre Kräfte sind zersplittert, sie zerschlagen sich aneinander wie Feuerstein und Stahl, welche zwar Funken geben und einen Brand verursachen können, aber sich unter einander aufreiben.

„Seht hier den Bienenstock! Wer von Euch wagt es heranzugehen und ihn zu erschüttern oder seinen Finger in die kleine Pforte zu stecken, zu welcher jene fleißigen Thiere aus- und eingehen?

„Warum arbeiten sie so fleißig und mit solcher Ordnung?

„Weil sie einen König haben!

„Der König thront mitten unter ihnen und heißt sie thun, was ihre

*) Hochstätter in seinem Reisebericht über die Novarra-Expedition.

Schuldigkeit ist, er schickt die Einen nach Wachs aus, er sendet die Anderen nach Wasser, er befiehlt wieder Anderen, daß sie die Brut pflegen sollen und wenn er unnütze, nicht brauchbare Sclaven findet, so befiehlt er wieder Anderen ihre Speere zu gebrauchen und diese unnützen Geschöpfe zu tödten.

„Ihr glaubt das vielleicht nicht, doch müßt Ihr es oft genug gesehen haben, wenn ein junges Volk aus dem Stocke geht, so hat es immer einen König bei sich und wenn dieser König den Ort verläßt, auf dem er sich zuerst ausgeruht, so folgen ihm alle anderen Bienen, wenn aber Jemand hinzutritt und den König wegnimmt, so bleibt das neue Volk nicht beisammen, sondern es zerstreut sich, fliegt umher und wird ein Raub der kleinen Vögel und vieler anderer Thiere, welche davon leben, daß sie anderen Thieren, die schwächer sind, nachstellen. Ihr seht also, daß wenn Ihr ein mächtiges Volk werden wollt, Ihr einen König haben müßt."

Man kann für solche Verhältnisse, wie die vorliegenden, nicht wohl eine eindringlichere und überzeugendere Rede halten, wie die gedachte, den Begriffen und dem Fassungsvermögen dieser Menschen vollkommen angemessen und in Folge davon auch von der gewünschten und erwarteten Wirkung; überall verbreitete sich der Wunsch, einen König zu haben und die Häuptlinge, welche ihn wählten, waren schlau genug, nicht den tapfersten, nicht den weisesten, sondern denjenigen zu wählen, der der Aelteste war, dieser fand nicht den geringsten Widerspruch, denn die Achtung der Neuseeländer für das Alter ist unbegrenzt, es konnte also Niemanden einfallen zu sagen, er sei wohl noch ein besserer König, was leicht hätte geschehen können, wenn man nur auf Tapferkeit gesehen hätte.

Aber nächstdem, daß Potatan der älteste, war er auch in seinen jungen Jahren ein gewandter und kühner Redner gewesen, war er ein äußerst tapferer Mann, ein gewaltiger und einflußreicher Kriegsheld, sein Name hatte überall einen guten Klang. Wo man hörte, daß er zum König erwählt worden, freute man sich, daß es kein Anderer sei. Er war zwar alt und blind und durch eine schwere Verwundung, welche schlecht geheilt worden, auch lahm, allein das hatte wenig zu sagen, junge und kräftige Männer schaarten sich um ihn und bildeten gewissermaßen sein Ministerium, er wollte den Frieden und nannte sich darum den zweiten Friedenskönig, womit er, der längst schon Christ geworden war und die Bibel sehr gut kannte, an Melchisedek, den Friedenskönig des alten Testaments, erinnern wollte, seine Minister aber wollten nicht den Frieden, sondern das Recht und sie waren überzeugt, daß dies ohne Krieg nicht zu erringen sein würde.

Vor der Wohnung des Königs wurde ein Flaggenstock befestigt und an demselben die neuseeländische Nationalflagge aufgehißt; sie war weiß mit roth eingefaßt, trug ein rothes Kreuz und drei Sterne und daß die Leute Sinn und Verstand hatten, beweist die Deutung, welche sie den Symbolen gaben. Das

neue Königthum sollte keine Rückkehr zum alten Heidenthum einleiten, sie waren Christen und wollten Christen bleiben, die drei Sterne sollten die drei Hauptprincipien der neuen Regierung vorstellen: Glaube, Liebe und Gesetz.

Unter diesem Banner versammelten sich bald alle Maori-Stämme zu einer großen Gemeinschaft, die alten Feindseligkeiten und Kriege wurden bei einer großen Generalversammlung für abgeschnitten und beendet erklärt, Einigkeit und Liebe, Friede und Gesetzlichkeit sollte unter den Eingeborenen herrschen und ebenso sollte es sein den Fremden gegenüber. Aber wenn dieses auch wirklich die Absicht der Vereinigten gewesen wäre, so war doch leider mit den Engländern nicht in solcher Art zu verkehren, denn diese hatten zwar Recht und Gesetz jederzeit im Munde, dachten aber gar nicht daran, diese beiden schönen Einrichtungen auf die Eingeborenen zu übertragen; Recht und Gesetz war bei den Engländern dasjenige, was sie aus ihrem Lande an Meinungen, Vorurtheilen, Ansichten mit herübergebracht, Recht und Gesetz dem Eingeborenen gegenüber war aber nie etwas anderes als der Wille der Engländer und dieser stimmte nicht immer mit Recht und Gerechtigkeit überein, im Gegentheil fand man eine solche Mißachtung aller vernünftigen Ansprüche auf Gleichstellung, daß sie den Negersclaven ebenso empört haben würde, wie sie den tapferen Neuseeländer empörte.

Die Häuptlinge kamen häufig nach der Stadt, niemals aber kam der Repräsentant der engländischen Krone oder irgend ein hoher Beamter derselben nach dem Innern des Landes und die Häuptlinge, welche darauf Ansprüche machten, mit dem Repräsentanten selbst zu verkehren, mußten sich, da derselbe sich nicht die geringste Mühe gab ihre Sprache zu erlernen, mit Dollmetschern, mit Leuten die tief unter ihrer Würde standen, auf Gespräche, auf Unterhaltung, auf Klagen einlassen.

Klagen, welche darüber erhoben wurden, fanden Anfangs nur Achselzucken und Lächeln, dann aber Rügen, Verweise der härtesten Art und schließlich ein systematisches Verleugnen aller vernünftigen Principien und ein lediglicheș Festhalten an der alten Praxis, das Aussterben der Eingeborenen zu befördern.

Wo so abscheuliche Grundsätze gehandhabt werden sollen, kann es nur durch nichtswürdige Individuen geschehen und wo man solche als die Stützen seiner Herrschaft benutzt, wird man immer in ihnen bereitwillige Verräther finden. Durch solche erfuhren die Maori-Häuptlinge, daß die Regierung zu Aukland, Wellington und den anderen größeren Städten genaue Listen führe über die Zahl der Eingeborenen und vergleichende Tabellen über das fortlaufende Abnehmen ihrer Zahl und es wurde den Häuptlingen hinterbracht, daß man schon die Zeit berechne, in der es keinen Neuseeländer mehr geben würde und daß man statt die Kriege im Innern zu unterdrücken, im Gegentheil dieselben anfache und durch Spenden von Waffen verderblicher mache.

Man kann sich wohl denken, wie empörend solche Schändlichkeiten auf die

edlen Herzen der Eingeborenen wirken mußten, um so mehr als jenes Vernichtungssystem sich auf hunderterlei Weise aussprach, so z. B. beförderte man die Einführung von Spirituosen aller Art, legte darauf keine Zölle und freute sich, wenn man sah, wie die sonst so mäßigen Neuseeländer sich dem Trunke ergaben und so sich zu Grunde richteten, dagegen ist die wollene Decke, die ein Jeder braucht, um damit sich zu bekleiden oder darauf zu schlafen, mit viel höherem Zoll belegt als das Seidenzeug und die kostbarsten Spitzen zur Garnirung des Kleides, welches die vornehme Dame in der Stadt trägt.

---

## Hundertsiebenundsiebenzigstes Kapitel.

**Zur Kenntniß einiger neuseeländischer Persönlichkeiten und ihrer Ansichten. Aufstand und Krieg mit den Engländern. Mißgriffe der Engländer.**

Dies war der Stand der Dinge schon ein Jahr vor der Zeit, welche ich in Neuseeland verlebte. Damals hatte die Masse derjenigen, welche eine einheitliche Regierung unter einem absoluten Könige wollten, sich bereits über die ganze Insel Ika-na-mawi (die nördliche) ausgebreitet und es waren die Angelegenheiten des Volkes bereits so trefflich geordnet, daß ich von Bewunderung der gescheidten Führer dieser Bewegung wahrlich durchdrungen wurde. Unter den vorzüglichsten Männern war Wiremu-tako von Tawanaki der beredteste und gewandteste. Mit rastloser Thätigkeit zog er von Stamm zu Stamm durch das Land und er verstand es, durch seine glühenden, begeisterten Reden auch die wildesten Feinde zu vereinigen, den Frieden herzustellen, wo man glaubte, daß nur der Tod den Streitigkeiten ein Ende machen konnte. Er führte auch Abgaben ein und sie wurden willig von den Eingeborenen hergegeben; von diesen Abgaben wurde dem Könige eine solche Summe bewilligt, daß er bequem davon leben konnte, die übrige, beträchtlich größere Masse aber gab den Ministern die erforderlichen Mittel in die Hand, Unternehmungen zu machen, welche ohne solche Beisteuer unausführbar gewesen wären.

Nunmehr wurde an eine Hauptstadt gedacht und es wurde ein Platz dafür gewählt, wie ihn der geschickteste Strategiker nur hätte finden können. Von Aukland führt die Wasserstraße des Waikato in das Innere des Landes. Da wo der Waissu sich mit dem Waikato vereinigt, durchbricht dieser Strom eine Gebirgskette, welche die Eingeborenen Taupiri nennen. Es ist der einzige bequeme, gangbare Paß durch das Gebirge und dieser Platz wurde gewählt für die künftige Maori-Hauptstadt, auch nahm dort der König sofort seine Residenz. Die Stadt und der Paß wurden gut befestigt und hier wurde jedes Boot, was

den Strom heraufkam, angehalten und untersucht, befanden sich geistige Flüssigkeiten darauf, so wurden die Fässer sofort angebohrt und in den Fluß ausgeleert.

Die Residenz des Königs war zugleich der oberste Gerichtshof, von hier gingen bestimmte Gesetze aus, welche mit großer Strenge und noch größerer Unpartheilichkeit gehandhabt wurden. Die Europäer, welche auf Maori-Gebiet wohnten, mußten einen Tribut zahlen, die europäischen Schiffe, welche in die benachbarten Häfen einliefen, die noch nicht von Engländern besetzt waren, mußten einen Zoll entrichten und man duldete nicht mehr, daß Maori-Mädchen zu den Fremden in Dienste gingen und alle diejenigen, welche bereits in solchen Diensten standen, wurden zurückgefordert und in ihre Heimath gebracht, auch alle die Kinder von europäischen Männern und eingeborenen Mädchen mußten zu ihren Müttern zurückkehren.

In eben dieser Hauptstadt wurden auch alle wirklichen Streitigkeiten geschlichtet und die Redlichkeit dieses Tribunals erwarb sich in kurzer Zeit eine so große Achtung, daß selbst engländische Missionaire, wenn sie Klagen gegen Eingeborene hatten, diese lieber dem Maori-König unterbreiteten als dem engländischen Gerichtshof zu Aukland. Mit einer großen Umsicht verfuhren die Häuptlinge bei ihren Vorbereitungen zum Kriege. Noch war zwar Alles vollkommen ruhig, allein es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß die Maori's von allen nahenden Schiffen Schießpulver und Waffen jeder Art in möglichster Menge aufkauften. Es gab bald kein befestigtes Dorf mehr, in dem man nicht mehrere Centner Pulver gefunden, in dem man nicht über einige hundert Schießgewehre geboten hätte, selbst die Ansiedler in der Nähe dieser Orte wagten nicht mehr auf ihren Besitzungen zu bleiben, sondern zogen sich in die Stadt zurück; die engländische Regierung aber, obgleich die Wellington- und Aukland-Zeitung mehrere Facta angeführt hat, that nichts um die Feindseligkeiten zu verhindern und nichts wäre leichter gewesen, denn noch war kein wirklicher Krieg vorhanden, es galt lediglich die Aufrechterhaltung einer als nothwendig erkannten Maßregel, über welche die Eingeborenen vollkommen einig waren. Man wollte der Regierung unter den bisherigen Bedingungen kein Land mehr verkaufen.

Man sollte meinen, ein Jeder müsse mit seinem Besitzthum schalten können wie es ihm gefiele und Niemanden könne zugemuthet werden, daß er sein Besitzthum hergebe ohne eine, seinem Werthe angemessene Entschädigung. Die Engländer waren aber einmal gewohnt zu thun was sie wollten und es fiel ihnen gar nicht ein, von ihrer Maxime abzugehen. Würde man den Neuseeländern gesagt haben, ihr seid gleich uns die Unterthanen einer Königin und ihr müßt euch daher so wie wir den Gesetzen fügen, die für uns beide gegeben sind, so würde keiner der Eingeborenen etwas dagegen gesagt haben. Nun würde man ihnen haben auseinandersetzen können, daß in England jede einzelne

Person ihr Stück Land besitze und daß dieses ihr, aber nicht einer Gemeinschaft gehöre, daß dort nicht alle Alles hätten und keiner etwas für sich, sondern daß im Gegentheil alles Besitzthum persönlich sei und daß man es mit den engländischen Unterthanen auch so machen müsse. Diese Leute haben auch so viel



Die Höhle des Dinornis. (S. 783.)

Achtung gegen das Gesetz, daß sie unbedenklich sich in das gefügt haben würden, was man ihnen als Gesetz gab.

Neuseeland mit seinen achtzig Millionen Morgen hat Platz für Viele, man würde jedem Dorf haben eine Markung anweisen können, welche für jeden Mann die Ausdehnung eines Ritterguts gehabt hätte und man hätte über das

Uebrige zu Gunsten neuer Einwanderer haben verfügen können. Ein solcher Ausweg lag aber der engländischen Regierung durchaus fern, sie wollte die Eingeborenen nicht beschützen, ihnen kein unveräußerliches Erbthum geben, sie hatte keine Liebe für die Eingeborenen, sondern sie haßte dieselben und sie schlug nicht den friedlichen Weg, sondern den kriegerischen ein und zwar zu ihrem großen Nachtheil.

Der Grundsatz, an die Regierung kein Land mehr zu verkaufen, wurde auf das Entschiedenste festgehalten, da die Regierung aber Land haben wollte, so machte sie wenig Umstände; sie sagte: Ich, die Regierung, kaufe Dir Teteira Dein Land in der Nähe von Neu-Plymouth (an der vorspringenden Westküste der Nordinsel nahe bei dem Kegelberge Taranaki und in der Provinz gleichen Namens) für den verabredeten Preis ab, hier ist das Geld, nun gehe Deiner Wege.

Wiremukingi, ein tapferer Häuptling des Taranaki-Stammes, widersetzte sich diesem Verkauf, weil der Verkäufer nicht berechtigt sei, Land zu verkaufen, ohne Einwilligung des Häuptlings. Er erklärte dem Regierungsboten dieses allen Ernstes und duldete die Vermessung des gekauften Stückes Land nicht. Da schickte die engländische Regierung engländische Truppen mit Vermessern an den Ort und die Vermessung wurde so unter dem Schutze von Säbeln und Flinten vorgenommen.

In der Nacht kam Wiremukingi mit seinen sämmtlichen Kriegern und allen arbeitsfähigen Männern seines Stammes an Ort und Stelle und als es tagte sah man auf dem gekauften, aber nicht bestätigten Lande sich eine neuseeländische Festung mit zwei Reihen Pallisaden, einem tiefen und breiten Graben und einem mächtigen Erdwalle erheben. Auf diese Weise nahm der Häuptling in aller Form Besitz von dem ohne seine Erlaubniß veräußerten Lande.

Nunmehr begann der Krieg, der Oberst Gold griff mit engländischen Truppen den Pa an, die Eingeborenen erklärten förmlich und feierlich, daß der erste Schuß von Seiten der Engländer gefallen sei, daß sie mithin verantwortlich wären für alles fernere Blutvergießen.

Der Angriff wurde abgeschlagen, es ergab sich zum äußersten Nachtheil für die Engländer, daß sie nicht unbesiegbar seien. Engländische Truppen hatten durch Eingeborene eine vollständige Niederlage erlitten, Schlimmeres hätte ihnen gar nicht begegnen können. Die Scharte sollte auch sofort ausgewetzt werden. Unter dem Befehl des Oberst Murray zogen 260 Mann gegen den Pa und erstürmten ihn glücklich, aber er war leer; die Eingeborenen hatten sich während der Nacht zurückgezogen und war vorher Schimpf und Schmach ihr Lohn, so war es jetzt Spott, ironische Lobpreisung ihrer Tapferkeit, welche richtig mit einem unbesetzten Pa fertig geworden und jeder andere Hohn, den man ersinnen und erfinden konnte. (S. 801.)

Die Eingeborenen hatten sich zurückgezogen in ihre Wälder, hatten zwar

das Feld den Feinden überlassen, waren aber doch nicht nur in der Meinung der Colonisten, sondern sogar in der der Soldaten und Offiziere offenbar die Sieger geblieben.

Es kamen jetzt sehr traurige Nachrichten von dem Lande herein, Flüchtlinge kamen von allen Seiten, gewöhnlich war es nur ein Knecht oder ein einzelnes Weib, welches die Nachricht brachte, daß eine kleine Colonie von ein paar Häusern angegriffen und niedergebrannt worden sei, immer hatte eine Masse von Wilden in ihrer alten furchtbaren Weise zum Kriege gerüstet sich bei nächtlicher Weile oder früh Morgens genaht, hatte das Dörfchen überfallen und alles ermordet, was nicht zeitig genug geflohen war, nur die jungen Mädchen und Frauen hatte man geschont, hatte sie aber mit hinweggeführt in das Innere des Landes, um sie entweder gleich oder wenn sie erwachsen — zu Frauen der Krieger zu machen, welche durchaus keine Abneigung gegen die weiße Farbe, sondern nur gegen die weißen Männer haben. Dann waren die Hütten und Häuser in Flammen gesetzt und hierauf waren sie verschwunden, wie sie es immer zu machen pflegten. Die Stadt Neu-Plymouth war in größter Besorgniß ob der Dinge, die da kommen mußten und so veranlaßte der Oberst Murray eine neue Expedition von Miliz und Infanterie in der Stärke von 260 Mann, um endlich dem Widerstande ein schnelles Ende zu machen. Die Sache ließ sich aber keineswegs so schnell beendigen, wie man geglaubt; zuvörderst waren die Wege nicht geeignet, einem Bataillon den Durchgang zu gestatten. Wo der einzelne Mann leicht und bequem durchkommt, da wird der Soldat mit seinem Gepäck auf eine ihn sehr hindernde Weise daran erinnert, daß er sich nicht auf europäischem Boden befinde, man hat da weder Etappen, gut eingerichtete Städte und Dörfer, in denen der Soldat die gewohnte Bequemlichkeit findet, man hat da auch nicht wohlversehene Magazine, ein Jeder ist auf das angewiesen, was er in seinem Schnappsack trägt und das ist allenfalls bei den Freiwilligen etwas, bei dem engländischen Soldaten aber so gut wie gar nichts.

Nach einem ermüdenden Marsch durch unwegsame Wälder gelangte das kleine Corps zu einem verschanzten Lager der Eingeborenen, es waren mehr als 600 der ausgesuchtesten Krieger aus den nächsten Stämmen, welche sich in dem Pa Waireka verschanzt hatten. Den ganzen Tag brachte nunmehr die Expedition zu um den Pa zu stürmen, indessen mit einer kaum glaublichen Tapferkeit die Eingeborenen Stand hielten und nach den verschiedensten Richtungen plötzlich Ausfälle machten und mitten aus der Schaar der Europäer sich Gefangene holten, indem je zwei Neuseeländer gleichzeitig über einen Mann herfielen und ihn zum Mitlaufen zwangen, bis sie wieder hinter den Wällen ihres Pa Schutz gefunden hatten.

Die Eingeborenen litten namentlich bei dieser Kampfesweise sehr, denn von 10 Männern, welche einen Ausfall machten, kamen in der Regel nicht mehr

als 6 zurück, oft auch noch weniger, aber die engländischen Truppen litten verhältnißmäßig viel schrecklicher, es blieben ihrer 80 vor dem Pa und es waren mehr als 100 Freiwillige gefangen genommen, so daß das Häuflein der Angreifer von den 260 Mann, die stolz und siegestrunken ausgezogen waren, sich zuletzt nur noch 80 Mann sehr niedergeschlagen dem Pa gegenüber befanden.

In diesem ging es sehr lustig her, sie hatten zwar auch 200 der Ihrigen verloren, aber das war nur ein Drittel der Gesammtmasse, indessen die Engländer vielmehr als zwei Drittel der Ihrigen eingebüßt. Unter den Kriegern sah man viele über und über tättowirte Männer, welche mit Stolz, man könnte beinahe sagen mit Prahlerei diesen kriegerischen Schmuck sehen ließen und sich so mit geschwungenen Keulen den an Pfähle gebundenen gefangenen Freiwilligen und Soldaten zeigten und ihnen in gebrochenem Englisch erzählten, daß sie heut Nacht gebraten werden sollten, was auch gewiß geschehen wäre, wenn nicht der Kampf, welcher den ganzen Tag über gedauert, von dem Schiffe „Niger" gesehen worden wäre (der Pa lag unfern der Küste), was den Kapitain Crucroft veranlaßte, 50 Blaujacken in ein paar Boote zu werfen und mit denselben seinen Landsleuten zu Hilfe zu kommen. Sie gelangten am späten Abend auf den Kampfplatz, als die Eingeborenen kampfes- und siegesmüde sich bereits von den Wällen zurückgezogen hatten, in der festen Ueberzeugung, daß jetzt kein Sturm mehr unternommen werden würde. Den Rothröcken gegenüber hatten sie auch vollkommen recht, aber die Theerjacken wollten ihren Marsch nicht umsonst gemacht haben, sie gingen auf den Pa los, einige zerschossene Pallisaden gestatteten die nächsten zu beseitigen und eine Breche zu machen und ehe die Vertheidiger auf den Wällen waren, hatten die des Kletterns gewohnten Matrosen dieselben erstiegen, die Soldaten kamen ihnen nach und die Eingeborenen, nicht gewohnt, Compagnie- oder Bataillonweise zu fechten, zogen sich nach der entgegengesetzten Seite zurück und entwichen aus dem Pa in die Wälder — die dem Tode geweiheten Gefangenen waren gerettet.

---

## Hundertachtundsiebenzigstes Kapitel.

Furchtbare Niederlage der Engländer unter Major Nelson. Ein trefflich organisirter Guerillakrieg. Tapferkeit und Schlauheit der Eingeborenen, immer siegreich den Engländern gegenüber. Grausame Handlungsweise dieser Letzteren. Der Reisende mitten unter den Kriegführenden.

Das Kriegsglück zeigte sich den Engländern nicht hold und es wäre wohl klug gewesen, jedem ferneren gewaltsamen Angriff zu entsagen und den Leuten

zu gewähren, was sie zu beanspruchen vollkommenes Recht hatten, allein ein solcher Entschluß lag den ländischen Befehlshabern so fern, war so entschieden gegen die Ansichten der hochmüthigen Britten überhaupt, daß Niemand ein solches Wort, einen solchen Gedanken hätte aussprechen dürfen. „Diesen elenden Wichten, diesen menschenfressenden Wilden mußte man mit dem Bajonnet die Lehre des Christenthums in das Herz schreiben."

Eine dritte Expedition unter den Befehlen des Majors Nelson wurde gegen die Insulaner ausgerüstet. Es war schon nicht ganz schlau immer einen anderen Führer zu wählen, denn es wäre wohl möglich gewesen, daß der zweimal Geschlagene Erfahrungen genug gesammelt, um sich ein drittes Mal nicht wieder schlagen zu lassen, aber es war vollends thöricht, noch immer vom Bajonnet und von Taktik zu sprechen, welcher die Eingeborenen nicht sollten widerstehen können; man hatte bereits zweimal gesehen, daß sie allerdings zu widerstehen vermochten und die neue Expedition sollte weiter nichts sein als eine abermalige, noch viel herbere Lehre als man sie früher erhalten.

Major Nelson rückte mit 300 engländischen Soldaten und 200 Freiwilligen nach dem Pa Waitara, es geschah am 27. Juni 1859, nachdem der erste Kampf am 17. März begonnen hatte. Der Pa war nur von 700 Eingeborenen besetzt und während die Freiwilligen aus guten Büchsen auf die Neuseeländer schossen, griffen die engländischen Soldaten die Festung regelmäßig mit dem Bajonnet an. Die Sappeurs legten die Pallisaden reihenweise nieder, die Soldaten marschirten mit gefälltem Gewehr hindurch und in die Gräben, aber die Erdwälle konnten sie nicht ersteigen, sie mußten sich aus der Wurfweite der Steine und Lanzen zurückziehen, unvermögend 12 ihrer Brüder, welche erschlagen waren, mitzunehmen, indessen die Eingeborenen sogleich in die Gräben sprangen und sich der Waffen sowohl als der Gefallenen selbst bemächtigten. Wenige Augenblicke darauf prangten die ältesten Häuptlinge in den rothen Röcken der Erschlagenen und die Gewehre dienten sofort, um die Stärke der Vertheidiger zu vermehren.

Als die Engländer sich außer Wurfweite der Speere gesammelt und geordnet hatten, wurde der Angriff wiederholt, doch mit gleichem und in sofern mit noch schlechterem Erfolg, als 16 Todte im Graben blieben. So ging es mit unerhörter Wuth vier und eine halbe Stunde lang fort, wobei dreizehn Bajonnetangriffe gemacht und alle vollständig abgeschlagen waren, nur wenige der Soldaten hatten da oder dort die Krone des Walles erreicht, doch nur um durch einen Keulenschlag zu sterben, indessen die Uebrigen unter Stein- und Speerwürfen, oft von einem solchen von vorne bis hinten gänzlich durchbohrt, geblieben waren, viele sogar durch die Büchsenschüsse der Freiwilligen, welche immer auf die Belagerten schossen, aber in ihrem blinden Eifer auch nicht aufhörten, als die Engländer bereits daran waren die Wälle zu erklettern.

Der Tag war furchtbar; mit Hinterlassung von 200 Getödteten zogen die

Engländer sich zurück — ist dies auch der rechte Ausdruck für eine regellose Flucht, welche nach dem letzten Kampfe ausbrach, als 200 Eingeborene mit den rothen Röcken der Erschlagenen angethan und mit ihren Gewehren in der Hand den Zurückgeschlagenen nachsprangen in die Graben und sie in das freie Feld hinaus verfolgten? In wilder Unordnung, denn sie glaubten die Geister ihrer erschlagenen Brüder zu sehen, stürzten sie sich auf die Freiwilligen und rissen diese mit in die Flucht.

So etwas war noch nicht dagewesen, diese Leute, welche man gerne verächtlich mit dem Namen Wilde bezeichnet, hatten der Taktik wohldressirter europäischer Soldaten, hatten dem Furchtbarsten was es giebt, dem Bajonetangriff Stand gehalten und waren Sieger in einem hartnäckigen Kampfe geblieben, der europäische Kriegsruhm und der Glaube an die unwiderstehliche Tapferkeit europäischer Soldaten war ein für allemal dahin.

Noch drei ähnliche Niederlagen mußten die Engländer erleiden, bis sie aufhörten die fruchtlosen Kämpfe zu erneuern; die engländischen Journale waren voll von lauten Klagen über die gänzliche Unfähigkeit der commandirenden Offiziere, alle forderten laut neue Truppensendungen aus dem Mutterlande und in Plymouth requirirte man zunächst Hilfe aus den benachbarten Colonien, aber wie begreiflich alles vergebens, denn mögen die Offiziere fähig sein oder nicht, dies ist gewiß und es hat sich in dem ganzen Feldzuge gezeigt, sie begreifen die Kampfart der Eingeborenen durchaus nicht und wollen immerfort auf solche Weise kämpfen, wie sie es auf dem Exercierplatze gewohnt sind und wie es gegen ganz gleichgeschulte Truppen zweckmäßig ist, wie es aber in einem Guerillakriege nicht gemacht werden kann.

Die Eingeborenen verfuhren immer auf gleiche Weise, sie sammelten sich irgendwo in einer waldigen Gegend und ließen es die Gegner wissen, sie hatten durchaus kein Hehl daraus, wo sich ihr Lager befand; die Engländer schickten sofort eine Heeresabtheilung dahin, welche mit großer Vorsicht anrückte und die Gegend umstellte, in welcher die Eingeborenen sich verschanzt hatten — häufig auch dieses nicht einmal, der Wald war ihnen genügende Sicherheit. Wenn nun die Rothröcke nahe genug herbeigerückt waren, um ein gutes und sicheres Ziel zu geben, so erfolgte eine Salve wie auf ein überallhin gleichzeitig gegebenes Signal und hiemit waren diese kleinen Kämpfe in der Regel beendet. Jeder Schuß hatte getroffen, jeder Schuß hatte einen Mann außer Kampf gesetzt oder wohl gar getödtet, die Eingeborenen aber waren nun auch spurlos verschwunden und wenn nach der Salve die noch nicht verwundeten Soldaten selbst ohne Befehl in den Wald drangen, so fanden sie denselben verlassen, höchstens empfand man noch die Anwesenheit eines Nachzüglers durch einen wohlgezielten Schuß. Von dieser Taktik, welche keine ist, von dieser Kampfesweise gehen die Eingeborenen nur dann ab, wenn sie die Soldaten beschleichen können, wenn sie dieselben gelagert sehen, die zusammengestellten Gewehre nicht

gefährlich sind, da die Patrontaschen abgelegt, die rothen Röcke ausgezogen und die Soldaten im Begriff sind, ihre Baracken für die Nacht zu bauen oder ihr Abendessen zu bereiten. Dann umschwärmen sie das Lager in einem weiten Halbkreise, brechen plötzlich unter furchtbarem Geschrei aus ihrem Versteck hervor und wenn sie eine Anzahl der Soldaten erschlagen, durchbohrt, niedergeschossen haben, so ziehen sie sich mit den erbeuteten Gewehren und rothen Röcken ebenso schnell zurück als sie gekommen waren.

Nichts konnte für die Eingeborenen günstiger sein als gerade die Eigenthümlichkeit, die natürliche Beschaffenheit ihres Landes. Am Anfange dieses Jahrhunderts wollten sich die Tyroler den Ansichten Napoleons und des Königs von Baiern nicht fügen und obwohl bereits gebahnte Straßen durch ihr Land führten, gelang es doch die französischen Heere trotz ihrer großen Tapferkeit lange Zeit hindurch in Schach zu halten und hätten sie einen tüchtigen Krieger statt eines nur persönlich tapferen Bauern oder Gastwirths an ihrer Spitze gehabt, so möchte doch Napoleon schwerlich etwas ausgerichtet haben, der schließlich nur dadurch siegte, daß er ein Heer von 100,000 Mann im Lande vertheilte, wobei ihm wohl zu Statten kam, daß seine Generale eine langjährige Erfahrung im erbitterten Bandenkriege schon innerhalb des eigenen Vaterlandes gemacht hatten.

Ging es schon unter diesen Umständen so schwer, wie sollte es unter bei weitem ungünstigeren Umständen für die Engländer besser gehen, sie hatten höchstens über 2500 Mann zu gebieten, ihre Offiziere waren nicht französische Feldherrn, ihre Gegner waren nicht tyroler Bauern oder Gemsenjäger, sondern die tapfersten, todesmuthigsten, an Kampf gewöhnte Krieger und ihre Zahl war der des engländischen Heeres zum mindesten zehnfach überlegen; wohin sich die Engländer wenden mochten mit ihren kleinen Schaaren, überall fanden sie muthige Krieger, welche ihnen den Weg versperrten, die Nahrungsmittel entzogen und die Vordringenden mit blutigen Häuptern zurücksendeten.

Bald war es in diesem südöstlichen Theil der Insel so unsicher, daß Frauen und Kinder aus der Stadt Neu-Plymouth entfernt und nach der südlichen großen Insel gebracht wurden, die Stadt selbst glich nur noch einem weiten Kriegslager, man sah darin nichts als Soldaten, Freiwillige, bewaffnete Colonisten und Matrosen. Aber dies Kriegslager war kein ruhiges, jeden Tag wurde es ein Paarmal alarmirt, aus den Wäldern stiegen die Eingeborenen herab in die Ebenen, um sich plötzlich da oder dort zu einem Angriffe geschaart zu zeigen, aber auch eben so plötzlich zu verschwinden, wenn die Soldaten zu den Thoren herausrückten. Aber in derselben Zeit wo dieses hier geschah, wurde ein ähnlicher Scheinangriff auf der entgegengesetzten Seite gemacht und wenn eine andere Truppenabtheilung auch hier erschien, so bereitete sich, wenn es Abend wurde, der Kampf schon an einer dritten Stelle vor, irgend wo an den Ufern der Bay, in einem Felsenversteck versammelten sich die schön geschnitzten Piroguen

der Eingeborenen, sie bemannten sich mit wilden, nackten Kriegern und diese hatten brennende Reisigbündel in Händen (S. 809), welche sie Anfangs so viel als möglich versteckten, dann aber über die Bay setzend in der Nähe der Stadt sie plötzlich hell auflodern ließen, um sie unter furchtbarem Geschrei und unter Benutzung der dadurch entstehenden Verwirrung in ein Paar vereinzelte Häuser zu werfen.

Der Schade der dadurch geschah, konnte niemals groß sein, wenn er auch den Einzelnen unangenehm berührte, aber unerträglich ward auf die Dauer ein Leben, das keine Stunde Ruhe und Sicherheit gewährte, die Offiziere beklagten sich, daß sie keine Nacht ruhig schlafen, die Soldaten, daß sie keine Mahlzeit in Ruhe genießen konnten.

Mit furchtbarer Schnelligkeit riß eine Verderbniß der Sitten unter den zügellosen Soldaten ein. Man wunderte sich, daß die Neuseeländer, welche noch vor Kurzem für civilisirte Menschen und für Freunde der Europäer galten, in kurzer Zeit wieder Räuber und Mordbrenner und zum Theil auch Canibalen geworden waren, man behauptete, daß die ganze Cultur derselben nur ein leichter oberflächlicher Firniß gewesen, aber man vergaß hinzuzusetzen, daß auch die Europäer in sehr kurzer Zeit die Merkmale der Civilisation von sich gestreift hatten. Man erzählte wohl, daß die Eingeborenen eine Farm geplündert und angezündet, die alten Leute und Männer ermordet, die Mädchen und jungen Frauen in die Gebirge entführt, aber man vergaß mitzutheilen, daß die Farmer und die Freiwilligen förmliche Hetzjagden veranstalteten auf vereinzelte Neuseeländer und daß sie dann an den Gefangenen all' die Grausamkeiten ausübten, welche sie von Jugend auf zu sehen gewohnt waren; man vergaß zu sagen, daß viele von diesen sogenannten Wilden von den sogenannten civilisirten zwischen zwei Bäume gebunden und dann nicht allein am Rücken, sondern auch an der Brust, den Armen und Beinen und an den allerempfindlichsten Theilen durch schimpfliche Ruthenhiebe zerfleischt wurden; man vergaß zu sagen, daß solche Unglückliche nicht getödtet, sondern dem Verschmachten unter den gräßlichsten Schmerzen überlassen wurden. Die Zeitungen erzählten auch nicht, daß man solche Gefangene an den vier Extremitäten schwebend ausgespannt und die Seile eines nach dem anderen so lange angezogen habe, bis die sämmtlichen Glieder ausgerenkt waren, oder daß man andere an einem Beine aufhing und durch den Blutandrang nach dem Kopfe ersticken ließ, oder daß man ihnen einzelne Stücke Fleisch abschnitt und ihnen in den Mund stopfte, um sie mit ihrem eigenen Fleische zu sättigen.

Dies Alles stand in keiner Zeitung, aber die civilisirten Engländer waren so entmenscht worden, daß sie sich solcher Bestialitäten rühmten, daß sie lachend einander erzählten, wie sie es gemacht und sich in den scheußlichsten Barbareien überboten, daß sie einander ermunterten, es so oder so zu machen, um die neuseeländischen Hunde zu züchtigen.

Wenn das unter den Leuten geschah, welche seit Jahrhunderten der christlichen Religion und ihrer Gesittung theilhaftig waren, bei einer Nation, die sich immerfort rühmt, die erste und die civilisirteste der Welt zu sein, bei einer Nation, von welcher Lord Castlereagh im Parlamente zu sagen sich unterstand:



Ein verlassener neuseeländischer Pa wird glücklich erstürmt. (S. 794.)

Er achte ihr niedrigstes Mitglied für edler und erhabener als die edelsten und erhabensten Mitglieder aller anderen Nationen — nun so ist es kein Wunder, wenn bei den Neuseeländern, bei denen, wie die Engländer behaupten, Cultur und Civilisation nur ein leichter Firniß war — dieser Firniß stellenweise abgescheuert wurde. Ob dieses übrigens wirklich in

solchem Maße geschehen, wie behauptet wird, möge eine meinerseits gemachte Erfahrung bestätigen oder widerlegen.

Nachdem ich bereits mehrere Wochen im Innern umhergetrieben, von Pa zu Pa wandelnd, überall liebreich aufgenommen, überall mit dem Erforderlichen versehen und wie meine Sammlung von Steinen und von ausgebälgten Thieren sich vermehrten, mit mehr und mehr Leuten zum Transport derselben unterstützt wurde, kam ich zu dem großen Häuptling, welcher die Gegend des Taupo-Sees beherrscht.

Derselbe heißt Heuheu und er ist so berühmt, daß ich bereits auf den Tonga-Inseln von ihm gehört hatte; seine sämmtlichen Vorfahren liegen ziemlich im Mittelpunkte des Landes am Vulkan Tongariro begraben und seine ganze Familie gehört dem höchsten und ältesten Geburtsadel des Landes an und zählt nicht nur zu den Helden, sondern zu den Heroen, den Halbgöttern von Neuseeland. Auch in Aukland hatte ich von ihm gehört und war deshalb neugierig geworden, ihn kennen zu lernen, denn die Missionaire hatten die seltsamsten Nachrichten über ihn verbreitet, sie sagten, er sei ein räthselhaftes Gemisch von moderner Civilisation und altem canibalischen Heidenthum, er sei ein Mann von vielen Kenntnissen, von Geist und Verstand und von der rohesten Bestialität, er sei so klug als gemein, so großmüthig als spitzbübisch, so streng von Sitten als liederlich.

Dies Alles war mir zu auffallend, um nicht den Wunsch zu erwecken, solchen Mann kennen zu lernen. Solche Widersprüche konnten sich wohl nur in dem Kopfe eines von Vorurtheilen erfüllten Engländers, nicht aber wirklich in dem Charakter eines Menschen einigen.

Als ich den Mann von Angesicht zu Angesicht sah, hatte sich die Zahl meiner Begleiter bereits auf 22 vermehrt. Zu meinem nicht geringen Erstaunen kam mir ein Spanier von Farbe und Gesichtsausdruck entgegen, welcher ganz modern in einen schwarzen Ueberrock und helle Pantalons gekleidet war und dessen wohlgeordnetes Hemde, von schwarzer Atlasweste halb bedeckt, eine schöne männliche Brust sehen ließ. Konnte dieses der neuseeländische Häuptling sein? Nach der ehrfurchtsvollen Begrüßung, welche meine sämmtlichen Begleiter vor ihm machten, zu schließen, mußte er es wohl sein, denn eine so schüchterne Höflichkeit hatte ich noch an keinem Neuseeländer wahrgenommen, auch wenn ihm ein rothbefrackter Engländer mit reich betreßten Rabatten und hohem Federhut gegenüberstand. Die schwarzen, glänzenden Augen blitzten mich an und glitten dann über meine Gepäckträger hinweg und ruhten dann abermals ebenso blitzend auf mir und er frug mich vor jeder Begrüßung:

„Weißt Du, daß freie Neuseeländer, die Söhne eingeborener Krieger, keine Sclaven sind, welche man als Lastträger gegen ihren Willen mitschleppen darf?“

Ich erwiderte ihm, daß ich sehr wohl zu unterscheiden wisse zwischen den

Kriegern der Maori und zwischen ihren Untergebenen und Dienern, daß aber eben deshalb die hier Anwesenden auch nicht meine Sclaven wären, auch nicht einmal zu diesem Dienste gemiethet wären, sondern daß sie sich mir angeschlossen hätten, in jedem Pa einer oder zweie mehr als im vorhergehenden, da sie die abgelösten Träger nicht zu weit von ihrer Heimath gehen lassen wollten, und doch gesehen hätten, daß ich mit den vielen Sachen ohne Hilfe nicht weiter kommen könne.

Da heiterte sich sein Gesicht auf und die blitzenden Augen wurden so mild, daß ich in meinem Innern erstaunte über die Regsamkeit des Geistes dieses Mannes. Er hieß mich nunmehr willkommen und sagte, nach meinen Aeußerungen erkenne er in mir einen jener kenntnißreichen guten Europäer, denen er so viel zu danken habe und welche ein Segen seien für sein Land. Er sagte wenn nicht andere als solche Leute nach den schönen Inseln gekommen wären, so würde man nie eine Klage von Seiten der Eingeborenen gehört, wohl aber würde ein Jeder diese Männer gesegnet haben; jetzt aber sei die Sache in der entsetzlichsten Weise verändert, das Land sei voll von hellfarbigen Dieben und Räubern, von Mördern und Mordbrennern, von Verbrechern aller Art, wie Neuseeland dieselben nimmer gekannt habe, wie sie aber alltäglich in Schaaren von Sidney und den Verbrechercolonien herüberkämen.

---

## Hundertneunundsiebenzigstes Kapitel.

Aufenthalt im Hause eines Häuptlings. Ueber den Krieg mit den Engländern. Ein Waffenstillstand. Neuer Ausbruch eines erbitterten Racenkrieges. Der Schauplatz desselben. Eine offene Feldschlacht. Absichten der Eingeborenen.

Mehrere Tage lang befand ich mich wahrhaft glücklich in der Gesellschaft dieses Mannes, der alles Erdenkliche aufbot, um mir die kurze Zeit meines Aufenthalts angenehm zu machen, der mir sogar sagte, er sei ein Christ geworden und theile jetzt die Ansichten der Christen über viele Dinge, welche ihm sonst fremd gewesen, er könne mir daher weder eine seiner Töchter, noch seine jüngste Schwester zur Gesellschafterin für die Zeit meines Aufenthalts anbieten, allein er habe eine beträchtliche Anzahl der schönsten Mädchen, Töchter derjenigen Krieger, welche noch nicht Christen geworden, zu sich beschieden, damit ich mir unter ihnen eine oder mehrere Genossinnen aussuchen könne und er werde sich freuen, unter seinem Volke Nachkommen eines der wenigen Europäer zu sehen, welche seine Landsleute, seine Brüder wie ihres Gleichen und nicht wie kranke Hunde, vor denen man einen Ekel und Abscheu hat, behandeln.

Gleichzeitig hielt er aber doch für nöthig mir zu sagen, daß nur die Kinder der Bauern, welche immerfort nackend gingen, sich noch einfetteten, die Haut mit Oel und mit rother oder brauner Farbe (Ocker) einrieben, daß die Krieger dagegen ihren Kindern, namentlich ihren Töchtern anriethen, leichte Kleidungsstücke zu tragen, welche das Einölen unnöthig machten und er sagte: „Alle diejenigen, welche Du heute noch sehen wirst, gehen nur innerhalb der Hütte nackend, sobald sie heraustreten, bekleiden sie sich und täglich waschen sie sich von Kopf zu Füßen mehrere Male, Du wirst daher in ihrer Nähe weder übeln Geruch empfinden, noch durch Berührung derselben Dich verunreinigen."

Als dieser Gegenstand abgemacht war, ließ er sich weitläufig über die Stadt der Fremden aus und deren unverschämte Bewohner, welche er zum Theile selbst noch gekannt habe im dürftigsten, im elendesten Zustande, wie sie mit den Jacken und Hosen von zweierlei Farben hiehergekommen (Sträflinge aus Botany-Bay), welche jetzt es wagten, einen frei Geborenen, einen Krieger, einen Häuptling von ihrer Thüre zu weisen, es wagten, ihm mit Verachtung zu begegnen, da sie selbst doch aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen seien. Er verhehlte sich aber nicht, daß diese Diebe, Betrüger und Schurken ihr Benehmen gelernt hätten von denjenigen, welche hergekommen seien, um eine neue Religion und Moral einzuführen, da denn freilich kein Wunder sei, wenn jene Schufte das nachmachten, was sie die Religionslehrer ihnen vormachen sähen; er sagte mir auch, wenn ich zurückkehre nach der Pakeha-Stadt, so solle ich um ihrer Sicherheit willen allen den Beamten der Regierung warnend zurufen, sie möchten sich fern halten von jedem neuseeländischen Pa, denn man würde sie nicht dulden weder als Spione noch als Bekehrer, noch als Pächter oder sonstige aussaugende Gewürme.

Nachdem ich mir selbst hier vorgegriffen, kehre ich zurück zur Erzählung des weiteren Verlaufes dieses merkwürdigen Krieges.

Am Anfange hatte sich der Kampf gänzlich beschränkt auf die Gegend von Plymouth, auf die kleine Provinz, welche von dem Berge Taranaki ihren Namen hat. Wiremukingi, der Häuptling derselben, hatte zwar an den Oberkönig Potatan Abgesandte geschickt, um ihn und die zahlreichen Waikato-Stämme zur Mithilfe zu veranlassen, doch war dies vorläufig noch vergeblich gewesen, sie hatten nicht am offenen Aufstande Theil nehmen wollen, hatten auch keine Mannschaften aufgeboten, nur die Stämme aus der Mitte des Landes von dem Quellengebiet des Wanganni, der in der Gegend des Tongariro und des Ruapehu entspringt und die am Mokau und am Waipi wohnenden Stämme hatten Hilfsvölker geschickt, es war mithin noch nicht der zwanzigste Theil der Bevölkerung dieser Insel vertreten und doch hatte derselbe sich den Europäern bereits so furchtbar gemacht. Jetzt nahte die Sommerzeit und die aufgestandenen ..lkerschaften zogen sich vom Kampfplatze zurück; das schien der Regierung in ..nd die geeignetste Zeit zu Unterhandlungen, aber sie knüpften dieselben

nicht mit den aufständischen, sondern mit den in Frieden lebenden Völkern an, um dieselben zu bewegen, der engländischen Regierung ihre Hilfe zu leihen. Dieser Schritt muß ein wahres Muster von Albernheit genannt werden und zugleich ist er ein trauriges Kennzeichen der Perfidie dieser engländischen Diplomaten.

Man rief die Häuptlinge der einflußreichsten Stämme zusammen, versprach ihnen alle möglichen Erleichterungen und forderte dafür nichts anderes als Verrath an ihren Brüdern. Die Häuptlinge waren nicht sparsam mit gleichen Versicherungen unübertroffenen Wohlwollens, welches wenigstens ebenso weit gehen sollte als das der Engländer, auch zeigten sie sich zum Verrath geneigt, nur nicht zu dem an ihren Brüdern. Den Engländern schwoll wieder der Kamm, sie blähten sich wieder wie die Truthähne, wenn der tapfere Haushahn sich zurückgezogen hat, waren doch die Maori's von selbst vom Kampfplatze gewichen; aber die Maori's hielten Frieden, nicht um des Friedens, sondern um des Krieges willen, sie waren zurückgekehrt in ihre heimathlichen Pa's, um ihre Felder zu bestellen. Der Sommer mit seiner Dürre, in deren Gefolge die Bäche versiegen, unterbricht auf Neuseeland den Krieg. Während der letzten Zeit des Winters bestellt man die Felder, die Feuchtigkeit und Wärme entwickelt die Pflanzen schnell, der beginnende Sommer reift dieselben und so wie er in voller Mächtigkeit eintritt, schläft die Natur und der Mensch ahmt ihr hierin gerne nach; aber wenn man nun die Feld-, die Wald-, die Gartenfrüchte gesammelt und getrocknet hat und die ersten Winterregen kommen, welche den Boden befeuchten, die Pflanzen erfrischen, so ist auch alles wieder zu erneuerter Thätigkeit bereit und diesen Ruhepunkt hatten die Engländer verkannt und vernachlässigt, ja wäre nicht schon nach der zweiten Niederlage nach Sidney und nach Europa um Unterstützung geschrieben worden, während dieses Ruhepunktes hätte wohl Niemand mehr daran gedacht, man ergab sich der lächerlichen Hoffnung, daß die Friedensversicherungen der zusammenberufenen Häuptlinge ernst gemeint gewesen sei; man ergab sich dem Glauben, daß die Königspartei wenigstens neutral bleiben würde gegenüber dem vom Kriegsglück begünstigten Helden, welcher allein herausfordernd aufgetreten war, um das neue Maori-Königthum zu stützen, zu heben und zu beschützen. Was jetzt geschah, war schon seit Jahren vorbereitet, die Waffenansammlungen, die in den Urwäldern verborgenen Pulvervorräthe waren bestimmt zu einem erbitterten Racenkriege zwischen den Eingeborenen und den Eingewanderten, zwischen den Wilden und den Civilisirten, allein es fängt an zweifelhaft zu werden, welche von beiden denn die Wilden sind, sobald der Krieg auf eine Art geführt wird, wie es zwischen den engländischen Truppen und den Kaffern geschah und wie es durch einen hohen engländischen Offizier auch für den neuseeländischen Krieg empfohlen wurde. Der wackere Sir Harry Smith rieth nämlich den Soldaten nicht zu zweifelhaften, wohl gar muthmaßlich unglücklichen Kämpfen zu führen, sondern

sie zur Zerstörung der Erndten auf den Feldern, zum Verbrennen der Häuser und zum Niederhauen der Palmen- und sonstigen Fruchtbäume zu commandiren, wodurch die Eingeborenen ausgehungert und durch Noth und Elend besser aufgerieben würden als durch Feuergewehre, durch Säbel und Bajonnete. Was soll man zu solchen Offizieren sagen und muß man eine Nation, welche systematisch so verfährt, nicht eher eine wilde nennen als diejenige, gegen welche sie Krieg führt?

Von Sidney und überhaupt von Australien gelangten 1500 Mann mit dem General Pratt von Melbourne an der Spitze nach Neuseeland; dieser übernahm sofort den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte der Insel, zu denen auch noch das berüchtigte 14. Regiment kam, welches schon beim Aufstande in Indien so glückliche Studien gemacht hatte.

Die Provinz, in welcher dieser furchtbare Kampf jetzt wüthet, Neu-Plymouth oder Taranaki, wie sie von den Eingeborenen nach dem weithin sichtbaren Berge unfern der Küste genannt wird, umfaßt einen weit in das Meer hinein gehenden Vorsprung, welcher ein gleichseitiges rechtwinkeliges Dreieck bildet, in dessen Spitze der Taranaki liegt, ein beinahe 9000 Fuß hoher Berg, dessen Gipfel den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist, denn die Schneelinie liegt auf der südlichen Hälfte der Erde bei gleicher Breite nicht so hoch als auf der nördlichen; hier hat der 10,000 Fuß hohe Aetna nur nahe am Gipfel, keineswegs aber bei 8000 oder wohl gar, wie der Taranaki, bei 6000 Fuß Schnee, selbst nicht im Winter.

Aber es fehlt viel, daß dieses große Dreieck, welches eine Basis von 50 deutschen Meilen hat, den Engländern gehöre. Rings um die Stadt Neu-Plymouth hat man die Urwaldung zwei Meilen weit zurückgedrängt, aber das wirklich cultivirte Land beschränkt sich auf eine deutsche Quadratmeile allerhöchstens, angekauft sind nicht mehr als 20,000 engländische Acker, welche längs der Küste liegen und die europäische Bevölkerung, welche sich auf dies Fleckchen Land zusammengedrängt sah, hat nie mehr als 2500 Seelen erreicht. Der Platz ist überhaupt unglücklich ausgesucht; er hat z. B. keinen Hafen, zur Zeit der Westwinde ist die Landung nicht nur höchst gefährlich, sondern oft gar ganz unmöglich. Aber die Einwanderer, welche sich nicht mit mehr Land versehen konnten, um den Ackerbau zu betreiben, sind doch von den Eingeborenen nicht gehindert worden, sich der Waldungen und Hütungen zu bedienen und so ist denn hier eine bedeutende Viehzucht entstanden, welche die Stadt trotz ihres schlechten Hafens und trotz des mangelnden Platzes sehr wohl nährt.

Eine Meile, auch zwei Meilen vom Strande erhebt sich der Boden zu Hügeln und Vorbergen immer mehr, bis er in ein Plateau ausläuft, welches 2000 Fuß mittlere Höhe hat und sich quer durch den Haupttheil der nördlichen Insel zieht, von welchem die mächtigsten Berge bis auf 10,000 Fuß Höhe emporsteigen. Dieser ganze hochgelegene Theil ist von den aufgestandenen

Völkern bewohnt und es dürfte ganz unmöglich sein, ihnen so weit beizukommen, um sie als Völker wirklich zu besiegen.

Nachdem die Engländer sich in der Hauptstadt so bedeutend verstärkt hatten, daß 2500 Mann regelmäßiger Truppen beisammen waren, fanden sie es doch gerathen, nicht irgend welche Quartiere in der Stadt zu beziehen, sondern einen Berg, welcher sich mitten in derselben kegelförmig erhebt, mit Baracken zu versehen und dort ihr Lager zu nehmen. Gewiß eine sehr vernünftige Einrichtung, doch zugleich ein Beweis von dem Respect, in welchem die tapferen Neuseeländer sich gesetzt, sich sogar bei den hochmüthigen engländischen Offizieren gesetzt haben.

Von diesem Punkte aus sind größere und kleinere Expeditionen nach den benachbarten Bergen gemacht, um sobald sich irgendwo eine kleine glimmende Masse zeigte, die Hand darauf zu decken und das Feuer auszulöschen.

Die Eingeborenen hatten sich indessen zu dem Kriege wohl vorbereitet, sie hatten Lebensmittel in genügender Menge gesammelt, sie hatten überall Pulver und Blei vertheilt und waren zum Widerstande sowohl gerüstet als fest entschlossen. So wie es voraus zu sehen war, hatten auch die Stämme im Norden sich dem allgemeinen Aufstande angeschlossen. Das Versprechen, sich nicht in den Krieg zu mischen, war gegeben worden, weil man die Aufmerksamkeit ablenken wollte, es war thöricht nur solch' einen Versuch zu machen und es war noch thörichter an das Gelingen desselben zu glauben, im Gegentheil mußte einem Jeden einleuchten, daß die Eingeborenen viel eher zusammenhalten als auf die Seite des Feindes schlagen würden; auch hier war, wie man schon oft zu bemerken Gelegenheit hatte, der Uebermuth der Europäer und das große Selbstbewußtsein, in welchem sie meinen, ihren Verstandeskräften vermöge Niemand zu widerstehen, schuld an dem Mißlingen.

Wiremukingi hatte sich mit nie ermüdender Thätigkeit von Ort zu Ort begeben, hatte vermöge seiner glänzenden Beredtsamkeit die Leute nicht mit falschen Vorspiegelungen hintergangen, sondern von ihrem wahren Vortheil überzeugt und es lag zu viel Natürliches in diesen Mittheilungen, als daß die Eingeborenen nicht ihren Vortheil einsehen und festhalten sollten; so wurde denn gegen Ende des October die Stadt Neu-Plymouth in großes Entsetzen gebracht als man erfuhr, einer der ersten Häuptlinge Wetini-tai-porutu sei mit 600 tapferen Kriegern aus dem Ngatihana-Stamme zu Wiremukingi gestoßen.

Man befürchtete, die vereinigten Eingeborenen würden die Stadt Neu-Plymouth überfallen und der General Pratt beschloß sofort dieser Möglichkeit zuvorzukommen; er rückte mit seinem ganzen Heere aus und fand die Eingeborenen mehr als 1000 Mann bei dem Pa Mahoetahi gelagert. So wie er ihrer ansichtig wurde, ließ er zum Angriff Signale geben und es kam zum ersten Male zwischen Europäern und Eingeborenen zu einer Schlacht im freien

Felde, das Schlimmste was den Eingeborenen hätte begegnen können, es verließ sie ihre bisherige Klugheit; sie, welche überfallen wollten, waren selbst überfallen worden und statt sich in den Pa zurückzuziehen, nahmen sie die offene Feldschlacht an und wurden geschlagen. Zwar deckten 500 feindliche Leichen mit zerschmettertem Haupte das Schlachtfeld, aber auch alle die tapferen Krieger lagen auf demselben Schlachtfelde, ja der größte Verlust den sie erlitten, war der an ihren beiden Feldherrn, von den Waikato's und den Ngatihana's. Es war die blutigste und die furchtbarste Schlacht, welche jemals in den australischen Regionen geschlagen worden. Aber dennoch haben die Eingeborenen die Hoffnung nicht aufgegeben zu siegen, die Engländer sandten Siegesbotschaften, welche an die französischen Bülletins von Napoleon erinnern, nach dem Vaterlande und sie erweckten die Hoffnung, daß nun Alles beendet sei, aber der Krieg dauerte fort, es waren nur ein paar Stämme der vielen, die Insel bewohnenden erloschen, wenigstens waren ihre Krieger dahin und bevor eine neue Generation heranwuchs, konnte von ihrer Seite nichts mehr gethan werden. Aber die anderen Stämme, welche von diesem Unglück noch nicht berührt sind, haben den Muth keineswegs verloren, ihre Häuptlinge haben sich zu einem furchtbaren Bunde vereinigt, sie haben, wennschon zum größten Theile wenigstens dem Namen nach Christen, sich doch zu ihren alten Göttern gewendet und bei diesen geschworen selbst unterzugehen oder den Untergang der Fremden vollständig zu machen, sie haben, wie sie sich in ihrer bilderreichen Weise ausdrücken, das Ungeheuer, welches gekommen ist um sie zu verschlingen, bis jetzt erst an den Armen und Beinen angegriffen, sie sind aber entschlossen, es jetzt nunmehr auch an Kopf und Herz zu fassen, sie wollen die Hauptstadt Aukland angreifen.

Gebe der Himmel ihnen Glück und bewahre er sie vor jener höheren Freiheit, welche die Engländer ihnen zu bringen beabsichtigen. Ein Wunsch, der zwar von Herzen kommt, indessen schwerlich in Erfüllung gehen wird, denn unterdessen haben die Kämpfe fortgedauert und obschon mit wechselndem Glück, doch leider größtentheils in solcher Weise, daß die Engländer Sieger geblieben sind, zwar immer selbst furchtbar leidend, doch immer im Stande das Verlorene von außen her zu ersetzen, während die Eingeborenen ganz auf sich beschränkt sind und nicht einmal mehr Zufuhr an Munition erhalten, obwohl die Engländer so durch und durch Kaufleute sind, daß sie unbedenklich den Einwohnern gewähren würden, was diese irgend bezahlen können, nur dulden es die Kriegsschiffe und die Befehlshaber des Landheeres nicht und da sie ihrer Nation keinen Nachtheil bringen wollen, so kaufen sie den Eingeborenen die für sie bestimmten Waffen vor der Nase weg.

Der Colonisten hat sich eine solche Wuth bemächtigt, daß sie selbst den Krieg mit allen Kräften unterstützen, „beinahe rührend ist die Hingebung, mit welcher junge wie ältere Männer sich der guten Sache widmen,“ sagen die Daily-news (tägliche Neuigkeiten) der australischen Zeitung nach, „sie vernach-

lässigen ihre Häuslichkeit, ihren Viehstand, ihre Erndten, um auf die Jagd nach diesen Wilden zu gehen."

Diese Hingebung ist dem ganzen Stamme eigen, man kennt ihn bereits von Nordamerika her, woselbst die eingewanderten Engländ er dieeingeborene



Neuseeländische Krieger im Hinterhalt. (S. 800.)

Bevölkerung diesseits des Mississippi vertilgt oder nach den Prärien, nach den Felsengebirgen und Texas hinausgeschoben haben und jetzt auch im Begriff sind, die so weit gezogene Bevölkerung gleichfalls zu vertilgen, um Platz für ihre nicht zu stillende Ländergier zu bekommen. Wie lange wird es dauern, so werden wir hören, der letzte Maori-Stamm sei erloschen.

# Hundertachtzigstes Kapitel.

Der Tauposee und die Vulkane des Centrums von Neuseeland und daran geknüpfte Mythen. Heiße Quellen, heiße Schlammvulkane. Lufteruptionen. Incrustirende Quellen, Geiser.

Dies war es, was ich auf meinen Wanderungen über den Stand der Angelegenheiten auf Neuseeland erfuhr und dies war das Volk, unter welchem ich wandelte; es ließ mich nicht fühlen, daß ich zu den Fremden gehörte, welche sie bekämpften. Ein Unterschied, den wir machen zwischen den verschiedenen Nationalitäten, ist ihnen nicht wohl beizubringen, sie werfen die Fremden sammt und sonders zusammen und trotz dessen habe ich von ihnen nur Freundlichkeit, Zuvorkommenheit, Liebe und Güte jeder Art genossen. Der wackere Eingeborne, der mich von Ankland bis nach der Südspitze geleitete, zeigte mir immerdar dieselbe Zuneigung und war ununterbrochen für mein Wohl beschäftigt und als ich zu sammeln begann, begann er und sein Gefährte zu tragen und als sie dazu nicht mehr ausreichten, wurden aus zwei Begleitern drei — sechs — zwölf — zwanzig und mehr, so daß es mir nie an irgend einer Hilfe gebrach.

Endlich gelangte ich zu dem Taupo-See, gewiß dem merkwürdigsten Punkte von Neuseeland, dem Centrum der vulkanischen Thätigkeit der Nordinsel, welcher zugleich der Mittelpunkt der Insel selbst genannt werden kann, dem er ziemlich nahe liegt. Südlich von diesem See, welcher auf einem 2000 Fuß hohen Plateau liegt, erhebt sich der Tongariro, ein noch jetzt thätiger Vulkan, dessen Höhe ich nahezu auf 8000 Fuß schätzte. Noch südlicher, aber ganz in der Nähe liegt ein zweiter Vulkan, Ruapahu, mindestens 2000 Fuß höher als der vorhin genannte, aber wie es scheint gänzlich erloschen. Wie es scheint, muß man allerdings sagen, denn der Aetna und der Vesuv galten zur Zeit des römischen Alterthums gleichfalls für erloschen und Homer, welcher Sicilien beschreibt, erwähnt des Aetna gar nicht einmal als eines Vulkans und was für Schrecken haben jene Berge indessen über ihre Umgebungen verbreitet!

Diese beiden Berge von Neuseeland werden als Mann und Frau bezeichnet und die große Zahl der um sie her liegenden kleineren Kegelberge als die Kinder dieses Riesenpaares. Es stand hier, sagen die Eingeborenen, noch ein dritter Riese, welcher Taranaki hieß, aber er kam mit Tongariro und Ruapahu in Streit und wurde von diesen besiegt und gezwungen auszuwandern, worauf er nach Westen ging soweit das Land reichte und dort nun vereinsamt steht und sein Haupt bis in die Wolken erhebt (dies ist der Berg, von welchem die westlich in das Meer hervorspringende Provinz den Namen hat, die Engländer nennen ihn den Egmont-Berg).

Der ganze Raum, auf welchem die gewaltigen Kegelberge stehen, ist durch und durch vulkanisch, besteht aus Laven, Bimstein, Trachyt und scheint so unter-

minirt, daß die Zahl der heißen Quellen, der Geiser oder intermittirenden heißen Springquellen, der Schlammvulkane, der heißen Seen, Fumarolen beinahe unzählig ist, aber diese vulkanischen Erscheinungen sind keineswegs nur auf den vulcanischen Mittelpunkt beschränkt, die Quellen reichen vielmehr in einer Linie von 30 Meilen Länge bis über die 2 Grad nordwärts gelegene Küste hinaus zu einer Insel, welche von den aufsteigenden Dampfwolken die weiße Insel (Whakari) heißt, welche ein einziger Vulkan und der zweite noch thätige von Neuseeland ist.

Diese Merkwürdigkeiten haben die Eingeborenen in eine Mythe gekleidet, dieselbe erzählt, daß der erste Colonist von Neuseeland, daß ihr Adam von Hawaiki nach der großen Insel gekommen sei und seine Landung auf Whakari bewerkstelligt habe. Dieser Häuptling und Heros hieß Ngatiroiramgi. Er kam mit seinen Schwestern von Hawaiki um Ika-na-mawi zu bevölkern, brachte in seinem Canot alle nöthigen Dinge mit von dem bereits bevölkerten Lande und brachte auch heiliges, unverlöschliches Feuer mit, er war also auch ihr Prometheus.

Nachdem der Mann kurze Zeit auf der weißen Insel gerastet, ging er mit seinen Sclaven nach dem Süden hin, um das Land zu untersuchen. Sie erblickten daselbst ganz gegen Süden einen großen Berg, er beschloß denselben zu besteigen, um von seinem Gipfel die ganze Gegend zu überschauen, als er jedoch oben angekommen war, fand er es so kalt, daß er seinen 30 deutsche Meilen weit entfernten Schwestern zurief, sie sollten ihm eiligst Feuer nachschicken, damit er nicht erfriere. Die Schwestern hörten den Befehl und übergaben das heilige Feuer zweien unterirdischen Geistern, welche es von der Insel unter der Erde hinweg bis nach dem Gipfel des Tongariro brachten. Dieses rettete den Häuptling, aber keineswegs seine Sclaven, welche bereits erstarrt waren. Der eine Sclave hieß Ngauruhoe und das Loch oben in dem Tongariro, in welchem das herbeigebrachte Feuer brannte, trägt noch heute den Namen dieses Sclaven und das Feuer brennt in dem Loche noch immer und es brennt auf der ganzen Strecke von dem Vulkan bis zur weißen Insel und dieses Feuer, auf solche Weise dorthin gebracht, ist der Grund aller der vulkanischen Erscheinungen, welche sich auf der Linie vorfinden. Auf diese Weise hat sich die Wirklichkeit zu einer Mythe fügen müssen.

Auf der Linie und besonders im Centrum der Insel selbst giebt es mehr als tausend Stellen, an denen aus Spalten und Rissen der Lava Dämpfe oder heiße Quellen emporsteigen. Ich war voll Erstaunen über die Wunder, welche sich hier vor mir entfalteten.

Am nördlichen Abhange des Tongariro-Vulkans entspringen eine ganze Menge heißer Quellen, welche sich zu Bächen und Flüßchen vereinigen und sämmtlich nach dem Taupo-See abfallen; dieser liegt in einer Vertiefung, umgeben von zahlreichen ausgebrannten Vulkanen. Derselbe ist zwanzig englische

Meilen breit und dreißig Meilen lang und ganz umgeben von heißen Sprudeln, eisensäuerlichen und Schlammvulkanen. Auf dem südlichen Ufer desselben befindet sich ein Geiser, welcher eine Wassersäule von reichlich einer Elle Durchmesser intermittirend emporschnellt in abwechselnder Höhe, bisweilen zu 40 Fuß aufsteigend; derselbe setzt rund um sich her einen Hügel von Kieselsinter an und hat auch in dieser Hinsicht die auffallendste Aehnlichkeit mit den isländischen Geisern. Die Eingeborenen nennen diese kochende Fontaine Puiapirori.

Von allen Seiten strömen größere oder kleinere Bäche diesem warmen See zu, fast alle sind warm, weil sie von heißen Quellen genährt werden, der ganze Boden ist auf weite Strecken erwärmt, an einzelnen Stellen ist er es in solchem Grade, daß er den Fuß trotz seiner Bekleidung schmerzlich berührt. An anderen Punkten ist der Boden schlammig und weich, Niemand möge sich auf diese trügliche Decke wagen, sie giebt unter dem Fuße nach und man kann dem Himmel danken, wenn man mit einem verbrühten Bein fortkommt. Daß nicht Alle so glücklich sind, geht aus zahlreichen Denkmalen hervor, welche in dieser Gegend und am Rotorna-See gefunden werden. Eines derselben sehen wir S. 817 nach einer Originalzeichnung von Hochstätter treu wiedergegeben; dasselbe ist aus einem harten Holzstamme mit vieler Mühe und Sorgfalt geschnitzt und stellt den tättowirten Kopf eines Häuptlings dar. Daß man sich seiner so wie der vielen Anderen, welche hier durch ihre Unvorsichtigkeit umgekommen sind, noch wohl erinnert, beweist die Matte, welche um die Schulter der Büste geschlungen ist.

An anderen Stellen nimmt man Dampfgebläse wahr von einer Stärke, wie sie selbst die amerikanischen Vulkane nicht zeigen. Aus mehreren solchen Spalten strömt unter gewaltigem Brausen eine Dampfmasse empor, welche ausreichend wäre, um hunderte von Dampfmaschinen in Thätigkeit zu setzen. Die Spalten sind oft 30 Fuß lang, Fuß- auch Ellenbreit und die Gewalt, mit welcher der Dampf hervordringt, ist so groß, daß hineingeworfene, armdicke Zweige nicht durch den Strom hindurchgehen und jenseit desselben niederfallen, sondern von der Gewalt des Dampfes gefaßt und senkrecht, oft Haushoch emporgeworfen werden.

An anderen Stellen sieht man heißes Wasser in breiten Wellen sich aus dem Boden erheben und über den Abhang der Hügel hinabfließen; auch diese Quellen sind gleich den Wassern der Geiser mit Mineralien reich beladen und wie sie über die Hügel hinabfließen, so schlägt das sich abkühlende Wasser die mineralischen Stoffe nieder und die Hügel werden inkrustirt; an einigen Stellen sieht man auf solche Art gebildete Riesentreppen, gewaltige weit ausgedehnte Terrassen mit schneeweißem oder rosenrothem Sinter überzogen, doch nicht zu betreten, da sie blank wie die Spiegel, sehr heiß mit heißem Wasser übergossen und in Folge dessen schlüpfrig sind. Wer den Versuch wagen sollte dort hinaufzusteigen, würde zuerst seine Füße trotz der Stiefel verbrühen und dann

niederfallen, von dem siedenden Wasser überfluthet, bei lebendigem Leibe gekocht werden.

Wieder andere Strecken lassen den Schlamm in solcher Art aufkochen wie hier das Wasser; es haben sich davon Hügel gebildet mit Kratern auf den Gipfeln, auf denen ein fortwährendes Kochen stattfindet, der dicke Schlamm brodbelt und quackelt wie Pflaumenmuß, wenn es im besten Sieden ist, es bilden sich auch Blasen, die einigen Zusammenhang und oft eine Klafter im Durchmesser haben, sich halb so hoch erheben und dann unter Entlassung des eingeschlossenen Dampfes platzen und zusammensinken und wieder in den Kessel zurückfallen. Obwohl diese Erscheinungen wunderbar genug sind, so reichen sie doch nicht an die Größe der Schlammvulkane auf Java, allein das vulkanische Feld welches hier vor mir liegt, ist reicher an mannigfaltigen Erscheinungen. Die Zahl der Vulkane auf Java ist sehr viel größer und sie sind auch von der mächtigsten Art, allein in einem so kleinen Raume beisammen wie hier, findet man nicht alles vertreten, was dem Vulkanismus angehört.

Der Geiser giebt es hier eine große Menge, aber sie sind nicht so gemüthlich als ihre berühmten Namensvettern auf Island. Jenen kann man sich nämlich ohne alle Gefahr nähern, wenn man nur auf die bekannten Zeichen des Ausbruchs achtet; kurze Zeit vorher, ehe die kochenden Wasser steigen, hört man unterirdische Schüsse und Donner, dann füllt sich das Bassin mit Wasser und wenn man nun davongeht, so hat man nichts zu besorgen. Nicht so hier, wo urplötzlich ohne vorherige Anzeichen ein solcher Wasserstrahl von der Dicke eines mächtigen Eichbaumes emporschießt, schon im Aufsteigen rings umher Wasser schleudert, beim Niederfallen aber eine Fläche von 10 bis 12 Quadratruthen mit kochendem Wasser überschüttet. Man ist nicht einmal sicher vor einem solchen Sturzbade, wenn man zu der Oeffnung geht, in welche soeben das Wasser sich zurückgezogen hat, denn dasselbe kann nach fünf oder sechs Stunden, es kann aber auch in der nächsten Minute wiederkehren.

Wo diese heißen Quellen häufig sind, sieht man die ganzen Flußufer mit diesem Kalk- oder Kieselsinter überzogen. Häufig haben die Quellen sich selbst Schalen, Badewannen gewissermaßen gebildet, als wollten sie die Menschen auffordern sich ihrer zu bedienen, als wären es Quellnymphen, welche die Menschen zu sich locken möchten, um sich mit ihnen zu vermählen, das würde nun in den mehrsten Fällen etwas unbequem sein und die kaum vermählte Nymphe würde alsbald eine Wittwe werden — aber doch nur in den mehrsten, keineswegs in allen Fällen, denn es giebt hier auf dieser wunderbaren Höhe oder vielmehr in dem hochgelegenen Thale heiße Quellen von jeder Temperatur, man kann sich mithin auch solche zwischen 30 und 40° aussuchen, wie man glaubt sie ertragen zu können und diese Quellen werden auch benutzt von sehr vielen der eingeborenen Häuptlinge oder Krieger, denen ihre in der Jugend erhaltenen Wunden ein solches Bad wünschenswerth macht. Wird einmal die

weiße Race gesiegt haben, werden die dunkelfarbigen Thiere, welche das für die Engländer geschaffene Land bis jetzt noch unsicher machen, einmal vertilgt sein, so wird man statt der Maori=Pfade macadamisirte Straßen finden, welche von allen Häfen nach diesen Thermen führen und es werden Tausende von den edlen Menschen aus Botany=Bay ꝛc. hierherkommen, um ihre Leiden gelindert zu sehen.

Die ganze Gegend ist in weiße Dampfwolken gehüllt und Schwefeldämpfe sowohl als kochendes Wasser machen dieselben empfindlich genug für den Menschen. Die Menge des strömenden heißen Wassers ist so groß, daß manche der Seen am Ufer eine Temperatur von 30° haben, aber der Boden selbst ist so stark durchwärmt, daß schon ein Fuß tief unter der Oberfläche sich Siedehitze zeigt. Höchst merkwürdig schien mir, daß hier Pflanzen wachsen konnten und zwar in Menge und dicht. Die Oberfläche hat zwar nur eine Temperatur, wie sie den Pflanzen heißer Länder angenehm ist, aber wenn die Wurzeln schon bei 1 Fuß Tiefe 100° finden, die Siedehitze des Wassers, so müßte man meinen, sie müßte nothwendigerweise vergehen. Nur da, wo die siedenden Dämpfe sich auf den Boden lagern, findet man keine Vegetation, natürlich auch da nicht, wo der Boden mit Kieselsinter überzogen ist, nicht nur daß er völlig unfruchtbar ist, so ist er auch stets von heißen Wassern überflossen, welches jede Vegetation unmöglich macht.

Ich brachte eine Nacht unter einer schnell aufgeschlagenen Hütte von Farrenwedeln zu, meine Begleiter hielten es nicht für nöthig, sich auf gleiche Weise zu schützen. Es war dieses so recht im Mittelpunkte der vielen heißen Quellen und ich würde mich gar nicht gewundert haben, wenn gerade an der Stelle, wo meine Hütte stand, ein neuer Geiser ausgebrochen und ich als erstes Opfer desselben roh in die Luft geflogen und gekocht wieder heruntergekommen wäre. Es geschah glücklicherweise nicht, aber einen kleinen Vorgeschmack von dem was unter meinem Lager vorging, hatte ich doch.

Meine Begleiter hatten mir eine gute Quantität Farrenwedel zu einem weichen Lager zusammengeholt, ein Packet davon zu einer Rolle gewickelt diente mir als Kopfkissen; trotz dessen, daß dieses Lager mindestens einen Fuß hoch war, mußte ich doch während der Nacht zweimal aufstehen und die Stelle meines Lagers wechseln, weil es zu heiß unter mir wurde; die Dämpfe stiegen in solcher Menge aus der Erde empor, daß sie höchst beschwerlich wurden, glücklicherweise nicht beim Einathmen.

Als ich am Morgen mich erhob, sah ich ein Paar meiner Begleiter bereits beschäftigt, das Frühstück zu machen. Sie hatten Gefäße von Thon oder Blech bei sich, füllten diese mit Wasser, gruben eine Vertiefung von ungefähr dreiviertel Ellen in die Erde, setzten ihre Gefäße hinein und in kurzer Zeit begann das Wasser in diesen Gefäßen zu kochen. Ich würde mich hierüber nicht gewundert haben, wenn es eine Fumarole gewesen wäre, welche die Leute benutzt; bekannt-

lich erwärmt der Wasserdampf viel schneller als gleich hoch temperirtes Wasser, weil er so außerordentlich viel gebundene Wärme enthält, die zu seiner Bildung und zu seiner Existenz nöthig ist, die er aber wieder abgiebt, sobald er sich an andere Körper heftet, daran niederschlägt und aufhört Dampf zu sein, aber daß der Boden selbst so stark erhitzt war, um diese Wirkung hervorzubringen, setzte mich doch in Erstaunen und die Leute kochten in diesem Wasser ihre Wurzeln und Kartoffeln, ihre Maisähren, aufgesammelte Vogeleier, kurz was ein Jeder zum Frühstück hatte.

Eine besondere Merkwürdigkeit ist die Quelle, welche man Tetarata nennt. Unfern des Sees befindet sich ein Hügel mit einer kraterförmigen Einsenkung, welche oval, 60 Fuß lang und 30 Fuß breit ist. Dieser Krater ist gefüllt mit einem vollkommen klaren Wasser von dem durchsichtigsten schönen Türkisblau, dunkelhimmelblau, es hat am Rande des Bassins eine Temperatur von 84° C., es wird aber wahrscheinlich in der Mitte, zu welcher ich nicht gelangen konnte, Siedehitze haben, denn diese Mitte befindet sich in einem fortwährenden Aufwallen und es steigt und wallt ununterbrochen um mehrere Fuß.

Die Eingeborenen, welche diese Gegend sehr wohl kannten und mich zu diesem prächtigen Wasserbecken führten, sagten, daß mitunter, obwohl selten die ganze Wassermasse plötzlich ausgeworfen werde und daß man alsdann bis auf den Boden dieses Beckens sehen könne, aber sie erklärten auch allerdings, daß man dort unten nichts Besonderes erblicke und mir war es nicht gerade wünschenswerth, Zeuge eines solchen Auswurfs zu sein, zu einer Zeit, da ich mich so nahe dabei befand.

Der Krater ist nach dem See hin abgeschrägt und hier hinaus fließt das Wasser, welches in zusammenhängender Masse prächtig blau erscheint, vollkommen farblos ab; es führt dabei eine solche Masse von aufgelöstem Kiesel mit sich, daß dieser, da er sich bei der Abkühlung des Wassers niederschlägt, beinahe die ganze Hälfte des Berges in mächtigen, aber unregelmäßigen Terrassen bedeckt, die schneeweiß erscheinen.

Da die Strecke, über welche das Wasser fließt, ziemlich lang ist, so kann man diese Terrasse zum Baden benutzen; hat man keine Fußbekleidung, so wird man auf den glatten Stufen auch nicht gleiten. Das Wasser, welches oben beinahe siedend austritt, erhält, je weiter es abwärts fließt, eine immer niedrigere Temperatur, so daß man auch hier wie bei den einzelnen Quellen von sich gleichbleibender Temperatur sich diejenige aussuchen kann, die am besten zusagt. Der Anblick dieses Kraters ist ganz wunderbar. Die schneeweiße Terrasse, das prächtig blaue Wasser des Bassins, die rothen Wände des Kraters, die Dampfwolken, welche daraus emporsteigen und das herrliche Grün der wunderbar üppigen Vegetation, welche aus dem Krater emporsteigt, geben ein so zauberhaftes Bild, daß man sich vergeblich bemüht, wenn man versuchen will, es durch den Pinsel wiederzugeben.

Ganz ähnlich dieser Quelle ist eine zweite, welche Otukapuarangi genannt wird; sie ist aus sprudelnden Quellen zusammengesetzt, deren nicht weniger wie zwanzig in ihrer Gesammtheit sie bilden. Die Sintersteine, welche diese Quelle absetzt, haben das schönste Rosenroth.

Der ungeheure District, (um den großen oder Hauptsee liegen viele andere kleinere, welche alle ihre besonderen Wunder, ihre eigenthümlichen Schönheiten haben), dient mehreren kleinen Volksstämmen zum Wohnsitz. Sie haben auf minder erhitztem Boden ihre Dörfer, ihre Pa's gebaut und befinden sich in einer stets sehr angenehmen Temperatur, für den Winter aber haben sie sich besondere Quartiere eingerichtet, das sind nämlich die Sprudelschalen, deren Steinplatten stets erwärmt sind und welche, so weit es den Rand betrifft, warm, keineswegs heiß und sehr wohl zu betreten sind; hier bauen sie ihre Hütten, hier schlafen sie während des Winters und ziehen sich nur im Augenblicke der Gefahr in den befestigten Pa zurück.

Nachdem ich mich an allen diesen Wundern satt gesehen und davon gezeichnet hatte, was sich irgend machen ließ, nahm ich von dem braven Heuheu Abschied, um meine Wanderung nach dem Süden fortzusetzen. Auch hier sind die großartigsten Ansichten, die eigenthümlichsten, wunderbarsten Schluchten, Wasserfälle mancher Art zu finden, indem aus den höheren Gegenden die Gewässer in reicher Menge herniederströmen und oft sich durch sehr enge Felsschluchten drängen müssen. Einer der schönsten ist der des südwärtsströmenden Manawatu, welcher sich in die Cook-Straße ergießt; er stürzt aus einem ziemlich hoch gelegenen Bassin in einer compakten Masse von wenigstens 30 Fuß Breite in eine Felsenschale und aus dieser auf ähnliche Weise in eine zweite (s. S. 825). Die Gesammthöhe beträgt ungefähr 40 Fuß, kann also eigentlich nicht ungewöhnlich groß genannt werden, doch ist die wilde Umgebung und die Vegetation, doch ist die Färbung des Wassers so außerordentlich schön, daß ich auf einem der Vorsprünge, welche sich über diesen prächtigen Wasserfall strecken, beinahe eine Stunde im Anschauen verweilte.

Ueber die Gebirge hinüber von Pa zu Pa zog ich nach der Südostspitze, wo die Bay und die Stadt Wellington liegt. Auch dieser Platz ist schon früher gegründet worden, in neuerer Zeit würden die Häuptlinge kein Land mehr verkauft haben, es geschah aber schon im Jahre 1839, also noch vor der Unterwerfung unter den Scepter von England, als Oberst Wakefield mit einer Schaar von Auswanderern hier anlangte und sich an der Bay von Nicholson ankaufte, indem er mehreren Häuptlingen Waffen, Munition und eiserne Geräthe gab für einen Landstrich, der die jetzige Colonie Wellington umgiebt.

# Hunderteinundachtzigstes Kapitel.

**Stimme der engländischen Presse über Neuseeland und seine Bewohner. Einige Thatsachen, welche ein anderes Licht auf diese Leute werfen. Eigene Beobachtungen.**

Trotz der Kriege, welche zwischen den Engländern und den Eingeborenen seit jener unsinnigen That des engländischen Gouverneurs auf das Furchtbarste



Ein Maoridenkmal. (Seite 812.)

entbrannt, sind doch im Allgemeinen die Neuseeländer einer Colonisation keineswegs abgeneigt, nur freilich wünschten sie wohl, daß es eine andere Sorte von Colonisten wäre, welche man ihnen zuschickt, über die Colonisation selbst spricht sich die öffentliche Meinung durchweg günstig aus. Ich meine nicht diejenige

öffentliche Meinung, welche künstlich erzeugt wird, indem ein Redacteur irgend einer Zeitung täglich von Neuem seine Meinung öffentlich ausspricht und diese für die Volksstimmung ausgiebt, bis schließlich andere Leute als der Redacteur, annehmen, das Volk denke so, wie seine Leitartikel sprechen — ich meine diejenige öffentliche Meinung, welche sich kundgiebt, wenn man an vielen verschiedenen Orten viele Leute persönlich hört.

Jene öffentlichen Blätter, die wie eine ansteckende Pest Blut und Säfte verderben und die man in den vereinigten Staaten in ihrer herrlichsten Blüthe findet, existiren auf Neuseeland, dem Himmel sei Dank! noch nicht und die wenigen, welche von Aukland ausgehen oder von Sidney und Melbourne nach Neuseeland gebracht werden, liest man nur in den Städten bei der ländischen Bevölkerung, sie können weder einen Einfluß auf die Stimmung der Eingeborenen haben, noch können sie die Stimmung derselben wiedergeben, dennoch giebt es eine öffentliche Meinung und wo ich durch Neuseeland wandernd die Leute über ihre Ansichten frug, hörte ich durchweg dasselbe: sie fühlen, daß die weiße Race ihnen weit überlegen ist, sie fühlen, daß dieselbe ihnen eine große Zahl von höchst nützlichen Werkzeugen, Kenntnissen, technischen Fertigkeiten zugeführt hat und daß, wie schlecht die Colonisation ursprünglich beschaffen war, die Neuseeländer doch in einer Weise fortgeschritten sind, welche beweist, daß sie der Civilisation fähig sind, ja daß sie die Grundlage derselben bereits in sich aufgenommen haben. Sie fühlen, daß die Flinten und Aexte, daß das Getreide und die vielen verschiedenen anderen Pflanzen, sie fühlen, daß die Kleider, welche man ihnen gebracht, von einer großen Wichtigkeit sind und sie halten denjenigen von ihren Landsleuten, der dieses nicht zugesteht, für einen Barbaren. Dies allein beweist ihre Kulturfähigkeit, beweist, daß sie auf einer viel höheren Stufe stehen als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Sie selbst, noch Barbaren, machen schon einen Unterschied zwischen sich und Barbaren, fühlen die Wohlthaten der Civilisation, sind aber auch bereits weit genug gekommen, um zu fühlen, daß die Art, wie man dieselbe ihnen gewährt, keineswegs die richtige ist.

Die Weißen beklagen sich häufig über sogenannte Vexationen, über Scherereien mancher Art, welche sie von den Eingeborenen erduldet haben wollen. Ich will nicht sagen, daß dergleichen nicht vorgefallen, allein wenn man sich die Sache näher betrachtet, so findet man, daß die Eingeborenen Recht hatten, daß sie zwar auf eine eigenthümliche Art, aber doch sehr nobel verfuhren und daß der einzige Vorwurf, den man ihnen machen könne, darin bestehe, daß sie sich die verlangte Genugthuung selbst verschafft haben, ohne Klage bei einem engländischen Richter und auch hier ja muß man noch gestehen, daß die Fehlenden so sind, daß ein Richter gar nichts in der Sache thun würde, weil es kein Gesetz gegen gewisse Handlungen giebt, obwohl sie sehr unrecht sind. Wir beklagen uns thörichterweise über zu viele Gesetze, ich glaube, das ist immer

weniger schlimm, als wenn man gegen körperliche Mißhandlungen, gegen Verkauf der eigenen Frau auf öffentlichem Markte, gegen das Stehlen von Kindern keine Gesetze hat.

Was mir in dem Augenblicke vorschwebt, ist das folgende Factum:

Ein Engländer, ein sogenannter Squatter, der sich in einem kleinen Hafen, dem gewöhnlichen Stationsorte der Wallfischfahrer, welche aus südlichen Regionen heimkehrten, niedergelassen hatte, pflegte mit diesen einen sehr vortheilhaften Handel in Lieferungen von Lebensmitteln sowohl als von vielen anderen Gegenständen zu treiben, wobei, wie es scheint, er glänzende Geschäfte machte. Sie waren von solcher Art, daß dem Squatter nach noch mehr gelüstete und er daher die Wallfischjäger warnte, nicht allzuviel von den Neuseeländern zu kaufen, welche insgesammt Spitzbuben seien und übertheuerten, wo sie es irgend vermöchten.

Wenn nun Eingeborene selbst mit ihren Waaren an das Schiff kamen, so sagte man ihnen bescheidendlich, sie seien insgesammt Spitzbuben, das wisse man von dem Squatter, sie machten unverschämte Preise und sie möchten sich zum Teufel scheren.

Die Absicht des Squatters war keine andere, als den Handel in dieser Gegend an sich allein zu ziehen und es gelang ihm so ziemlich. Wer von den Richtern engländischer Abkunft hätte hierüber eine Klage angenommen, wer ihn auch nur wegen Verleumdung bestraft — pah — so ein Wilder! ob der ein Schuft genannt wird oder nicht, das ändert in der Sache gar nichts.

Die Eingeborenen empfanden den Mangel an Absatz ihrer verkäuflichen Waaren sehr unangenehm; es verbreitete sich eine große Aufregung gegen den Squatter und es wurde ein Rachezug gegen ihn beschlossen. Plötzlich, als er keine Ahnung davon hatte, war sein Haus von 50 rüstigen Männern umzingelt, der Mann wurde gebunden, Frau und Kinder mußten unthätig zusehen, wie man ihnen sämmtliche bewegliche Gegenstände, bis auf die Kleidungsstücke, die sie gerade am Leibe hatten und die allerdings nicht berührt wurden, raubte und das Haus anzuzünden drohte, wenn er sich irgendwie widersetzen wolle. Dann zogen die Neuseeländer ab und ließen die Squatterfamilie in gelinder Verzweiflung zurück.

Da ereignete sich etwas Wunderbares und wahrlich nicht Erwartetes. Am zweiten Tage brachten die Neuseeländer das sämmtliche geraubte Gut und sogar jedes Stück des wohlgenährt erhaltenen Viehes zurück und gaben es dem Squatter mit der Bedeutung, was hier geschehen, sei nur eine Warnung gewesen, er möge künftig ehrenhafter mit ihnen verfahren, so würden sie ihn nicht wieder behelligen.

Ich möchte nun wohl fragen, ob irgend Jemand glaube, der amerikanische Pöbel oder auch nur der engländische würde in solch' einem Falle so gehandelt haben! Wer kennt nicht die vielen Verbrechen schauderhaftester Art, welche durch

die sogenannte Lynchjustiz begangen worden sind und hier lag gerade etwas vor, wegen dessen der Squatter in Amerika sicher gelyncht worden wäre.

Ob es eine öffentliche Meinung gebe, dürfte zweifelhaft sein, weil man doch in der Regel nur Einzelne hört. Unter den Neuseeländern selbst aber ist die Meinung nicht vereinzelt stehend, sondern sie verallgemeinert sich durch öffentliche Versammlungen, in denen mehrere Leute für oder gegen eine Sache sprechen, die zur Streitfrage geworden ist. In der Regel sind die sämmtlichen Männer aus vier bis sechs benachbarten Orten beisammen und halten einen „Korero", eine Besprechung; bei derselben hat ein Jeder, der etwas zu erinnern hat, das Recht, nicht nur dieses zu thun, sondern auch eigentlich die Verpflichtung, falls seine Meinung eine abweichende ist; dabei hat der Redner jederzeit eine Erhöhung, gewissermaßen eine Tribüne zu seiner Verfügung, dieselbe ist etwas größer wie die unsrigen, gewöhnlich eine terrassenförmige Erhöhung des Bodens, unter welcher die Zuhörer sitzen. Der Redner steht nicht stille, sondern er geht hin und her, macht einige Schritte vorwärts oder rückwärts, geht einige zwanzig Schritte rechts oder links und spricht mit lebhaften, zu dem Gegenstande seiner Reden sehr wohl passenden Bewegungen. Er cedirt ohne Widerstand dem Anderen seinen Platz, der ihn widerlegen will; das eigentliche Widersprechen findet gar nicht statt, hiezu sind die Leute zu klug. Macht sich eine Abweichung geltend, so wird sie belegt, ebenso wie der erste Redner Gründe anführen muß, Gründe, die man für stichhaltig halten kann.

Haben sich die Redner für die Sache ausgesprochen, so beginnt die Berathung, welcher Ansicht man sich anschließen solle. Der Redner hat kurze, kräftige Sätze aufgestellt und hat den Zuhörern reichlich Zeit gelassen, diese Sätze in sich aufzunehmen, darüber zu denken, sie gewissermaßen zu verdauen. Wenn die Reden nun beendet sind, beginnt sich zu zeigen, wie man den Redner aufgefaßt hat; endlich kommt man zum Schluß, der größere Theil findet sich auf einer Seite, diesem schließt sich der geringere Theil an und was in solcher Weise beschlossen worden ist, erfährt nun keinen ferneren Widerspruch, alles hält an dem Beschlusse fest, selbst wenn er nicht mit der eigenen Meinung übereinstimmte und was der Neuseeländer hier gehört, nimmt er mit sich in sein heimathliches Dorf, theilt es den Seinigen zur Nachachtung mit, verbreitet es in anderen Niederlassungen und so bildet sich die öffentliche Meinung aus.

Wo ich im Innern des Landes den Neuseeländer getroffen habe, noch unberührt von dem Einfluß jener untergeordneten Menschenrace, die sich überall in den engländischen Besitzungen zur Colonisation herandrängt, habe ich ihn ehrlich und offen und voll von natürlichem Verstande gefunden. Gastfrei ist er gleich allen Wilden, aber er opfert sich selbst um dieser Gastfreiheit willen, er verpfändet sein Gut um sie zu üben, allein auf solche Weise sind Tausende von Eingeborenen auf die schonungsloseste Art um ihr Besitzthum gebracht worden. Was wäre einem Squatter heilig, welches Gefühl möchte er achten,

wenn er durch Nichtachtung desselben ein Stück Land bekommen kann; wahrhaft wehmüthig hat es mich gestimmt, als ich bei einem ähnlichen Fall, bei dem Fall einer schamlosen Beraubung den Neuseeländer sagen hörte: „Warum seid Ihr so haftig, so eilig, wartet doch ein wenig. Ihr braucht uns nicht zu berauben so lange wir noch leben, Ihr könnt uns berauben, wenn wir todt sind. Wir wissen, daß wir in Kurzem untergehen werden, daß wir dem Untergange bestimmt sind, warum kaufen, tauschen, betrügen, wartet so lange, dann habt Ihr unser Alles!"

Diesem schmerzlichen Gefühl gegenüber sollte man wohl einiges Mitleid haben mit den Armen, doch wozu! gerade weil es Arme sind, ist das ja wohl ganz überflüssig.

Alles was man zum Lobe der Männer sagen möchte, gilt für die Frauen noch in erhöhtem Grade. Halten die Männer treu ihr Wort, so besiegeln die Frauen die versprochene Treue mit dem Leben. Mir wurde ein Fall bekannt, der kaum rührender gedacht werden kann. Vor etwa zehn Jahren hatte sich ein junger Squatter mit einem freundlichen neuseeländischen Mädchen verbunden denn er war damals allein und hilflos und hielt es nicht für unehrenhaft durch das Mädchen und den Einfluß ihrer Verwandten zu einer angenehmen Existenz zu kommen. Allmälig hatten sich in der Gegend mehr Squatters eingefunden und besonders im letzten Jahre war die Zahl derselben groß geworden. Ein durchreisender Missionair machte ihn auf das Verwerfliche seiner Verbindung mit dem Maorimädchen aufmerksam und meinte, er könne sehr wohl eine Squatterstochter zur Ehe bekommen. Dieses sah der fromme Mann ein und sagte zu seiner bisherigen Gefährtin: Es sei unmoralisch, länger mit ihr zu leben, ohne eine Ehe geschlossen zu haben, sie möge nunmehr zu ihren Eltern zurückkehren.

Schweigend küßte die Frau ihre drei älteren Kinder, schweigend nahm sie ihr jüngstes Kind, einen Säugling auf den Arm, umfing den Mann, mit dem sie zehn Jahre gelebt und bei welchem sie nicht gar zu rosige Tage gehabt und schied dann von ihm.

Nach dreien Tagen fand ein Wanderer sie im Walde unter einem Baume sitzend, sie hatte nichts gegessen und getrunken, sie wollte sterben, klaglos sterben, ohne daß Jemand davon wissen sollte, aber ihr armes Kind! Die Brust der Hungernden war bald erschöpft, da hatte sie sich Wunden in diese Brust geschnitten und mit dem Blute ihr Kind genährt.

Man brachte die Frau zu dem hartherzigen Manne zurück und er nahm sie in Gnaden auf, aber das Herz des armen Weibes war gebrochen. Den zerrütteten Körper hätte man wieder herstellen können, den zerrütteten Geist aber nicht. Sie starb wenige Tage darauf, obwohl sie auf Befehl des Squatter Speise zu sich nahm und glücklicherweise folgte ihr Kind bald nach.

Auch das sind Empfindungen, welche man wohl vergeblich bei den civili-

sirten Leuten suchen dürfte und leider ist dieser Fall nicht vereinzelt; das ist der Segen des engländischen Missionswesens, daß es unter dem Mantel der Religion die größten Abscheulichkeiten begehen lehrt.

Eine solche Anhänglichkeit fand ich selbst bei den Trägern meines Gepäckes, ich hatte sie allerdings nicht überbürdet und seit jenem Vorfalle im Hause des Geistlichen zu Tekopua hatte ich auch immer dafür gesorgt, daß reichlicher Proviant für sie vorhanden sei, ich wartete nicht mehr, ob sie ein Unterkommen finden würden, sondern verschaffte ihnen durch meine Bitten ein solches. Aber mit welcher warmen Anhänglichkeit lohnten sie mir diese durchaus natürliche, diese von der Pflicht gebotene und mit meinem eigenen Vortheile im innigsten Zusammenhange stehende Fürsorge. Als sie von mir schieden, standen ihnen Allen die Thränen in den Augen. Es war Bezahlung bedungen, aber sie sagten, von mir könnten sie keine Bezahlung annehmen, ich hätte mich nicht als ihren Herrn, ich hätte mich als ihren Freund und Bruder gezeigt und von Freunden und Brüdern lasse man sich nicht bezahlen. Ich suchte vergeblich alle meine Beredtsamkeit hervor, um ihnen die Annahme des Geldes plausibel zu machen, endlich ließen sie sich bewegen, Geschenke, Gegenstände, die ihnen nützlich sein konnten, anzunehmen, aber auch dieses nur, indem sie mir Gegengeschenke machten.

---

## Hundertzweiundachtzigstes Kapitel.

Wirkung der niedrigen engländischen Colonisten, der Matrosen und Verbrecher auf die Eingeborenen. Vertilgungspolitik der Engländer. Die große südliche Insel von Neuseeland. Einige seltsame Vögel daselbst.

Wo der Maori mit der gewöhnlichen engländischen, von Matrosen oder von Pferdeknechten, Schiffszimmerleuten und ähnlichen rohen Gesellen hergebrachten Civilisation in Berührung kommt, entartet er leider, er sieht schreckliche Beispiele vor sich, er sieht sie geübt von Weißen, deren Klugheit man ihm rühmt, er wird durch den Brandtwein und das Spiel verführt, er verkommt auf eine jämmerliche Weise. Es ist sonderbar, daß derselbe Mensch, der die unerhörteste Gewalt über sich hat, bei Beherrschung seiner Leidenschaften, bei Verleugnung großer Schmerzen doch keine hat, wenn es sich um den unglückseligen Brandtwein handelt. Ist er einmal dazu gelangt, dieses Giftes zu bedürfen, so wird er habgierig, hinterlistig, betrügerisch, er spart nur um für das Ersparte zu trinken; aber wo die Brandtweinpest noch nicht hingedrungen ist, kann man auch diese bösen Worte nicht auf ihn anwenden. In den inneren

Gegenden der Inseln, zu denen Viehzucht und Ackerbau gedrungen ist, findet man ländliche Niederlassungen, die wahre Musterwirthschaften genannt werden können; sie haben zahlreiche Heerden von Rindern, Schafen und Schweinen, aber ganz besonders gern geben sie sich mit der Pferdezucht ab und diese Leute, so wenig sie das Pferd sonst gekannt haben, sind jetzt ganz verwegene Reiter. Viele von ihnen sind klug genug, ihr Geld nicht selbst zu bewahren, sondern es in Sparkassen oder in engländischen Banken anzulegen.

Betrachtet man diese vielen guten Eigenschaften und die große Bildungsfähigkeit der Neuseeländer, so sieht man mit großem Kummer auf die fortschreitende Verringerung dieses edlen Menschenstammes. Fast überall wo die Engländer hingedrungen sind, haben sie es verschmäht, die Urvölker zu erhalten, zu sich heranzuziehen, sie haben es vorgezogen, dieselben zu vernichten, es scheint mir als werde dies auch hier der Fall sein, das Warum? kann man durchaus nicht finden, eine Nothwendigkeit ist nicht da, die Civilisation bringt die Völker nicht um, sonst wären zuerst die Römer durch die Griechen und dann die Germanen und Gallier durch die Römer umgebracht worden, im Gegentheil haben diese Völker die ihnen überlieferte Civilisation angenommen und weiter ausgebildet, sie haben sie auch weiter übertragen, so die Deutschen nach dem Osten, so die Franzosen übers Meer nach dem Westen. Sie, welche den südlichen Theil von Nordamerika besetzten, haben mit den Eingeborenen im besten Einvernehmen gestanden, sie haben dieselben nicht unterdrückt, nicht ausgerottet, sie haben dieselben sogar in ihren Kriegen gegen die Engländer als tapfere Bundesgenossen gebraucht. Auch die Holländer, welche New-York und Philadelphia colonisirt, haben sich dergleichen Schändlichkeiten nicht zu Schulden kommen lassen; erst mit dem Ueberhandnehmen der engländischen Colonisten wurden nicht nur eifersüchtig Franzosen und Holländer verjagt, es wurden auch förmliche Menschenjagden angestellt auf die unglücklichen Eingeborenen, bis dieselben vertilgt oder vertrieben waren, zuerst bis an den Mississippi, dann bis über denselben und den Missouri, dann bis an die Felsgebirge und nach abermals fünfzig Jahren werden wohl alle Rothhäute so weit sein wie die Delawaren, vertilgt von der Erde bis auf den letzten Mann.

Ebenso haben sie es in Indien gemacht, ebenso am Cap, wo die Holländer mit den Hottentotten sehr gut auskamen, sie als Arbeiter brauchten, indessen die Engländer sie todtschießen oder todtpeitschen ließen. Ebenso haben die Engländer es in Neuholland und auf den Sandwichsinseln gemacht und ganz in derselben Weise scheinen sie auf Neuseeland fortzufahren.

Der verderbliche Einfluß der angelsächsischen Race zeigt sich bei diesem unglücklichen, sicher der höchsten Kultur fähigen Volke schon sehr deutlich. Die Neuseeländer haben untereinander die furchtbarsten, die blutigsten Kriege geführt und doch war ihr Land überreich bevölkert, als die Europäer es betraten. Seitdem die Colonisation zugenommen hat, haben die Kriege theils ganz aufgehört,

theils sehr abgenommen und dennoch sieht man nach kaum 30 Jahren der fortschreitenden Besitzergreifung des Bodens durch den Auswurf Englands, überall die Verringerung der Bevölkerung in solchem Maße, daß da, wo ehemals viele Tausende wohnten, jetzt kaum einige Hunderte zu zählen sind, ja große, zahlreiche Stämme sind verschwunden, sind völlig vertilgt. Die Engländer, welche über Europa die Schutzpocken verbreitet haben, brachten den Neuseeländern die verheerenden Menschenblattern, sie brachten ihnen die Branntweinpest und die engländischen Matrosen bemühten sich eifrigst, den jungen und hübschen Neuseeländerinnen die Syphilis einzuimpfen, welche sich um so verheerender und schneller verbreitet, als sie keine Ahnung von der Gefahr und als sie kein Mittel dagegen besaßen.

Die Zahl der Geburten ist weit geringer als die Zahl der Todesfälle; in der That es wäre schade, wenn man eine solche schöne eigenthümliche Race aussterben ließe. Man hat mancherlei Mittel vorgeschlagen, aber freilich alle vergeblich und schließlich immer eines weniger zweckentsprechend als das andere.

Je übler sich die Eingeborenen befinden, desto besser die Colonisten. Zwar haben sie, wie die Engländer denn nun einmal nicht anders sind, die Natur gezwungen, sich ihren ererbten Ansichten zu fügen, sie haben aus einem Klima, welches Winter hat, Thiere und Pflanzen hergebracht in ein Klima, welches eigentlich keinen Winter hat, wenigstens so weit es den am stärksten bevölkerten colonisirten Theil von Neuseeland, die nördliche Insel betrifft, ein Klima zeigend, welches ohne den Einfluß der Berge jedenfalls viel heißer sein würde, als das von Sicilien, da es dem Aequator näher liegt, aber trotz dieses unverständigen Benehmens ist es ihnen gelungen, ihre Schafe, Rinder und Pferde hier heimisch zu machen und wenn wir dieses mit der Acclimatisationsfähigkeit unserer Hausthiere erklären können, so ist es doch viel weniger der Fall mit den Pflanzen; allein selbst die engländischen Gräser haben sich in Temperatur und Boden gefunden und der Cheviot-Stier findet in Neuseeland dieselbe Nahrung, die er in der heimischen Grafschaft mitten in England findet.

Man ging bis noch vor Kurzem von dem Gedanken aus, das beste Mittel die Colonisation zu befördern, sei die unentgeltliche Austheilung von Land. Dies war es, was eine so große Menge brodloser, schlechter Menschen, wahre Taugenichtse heranzog. Eine Hütte auf den geschenkten hundert Morgen war bald erbaut, ein liederliches Weibsbild war leicht bewogen, die vagabundirende Lebensweise zu theilen. Die Verbrechercolonien von Neu-Süd-Wales lieferten Rekruten in Menge und so wurden die Eingeborenen zurückgedrängt, aber sehr lange wollten die Colonien durchaus nicht in Aufnahme kommen. Jetzt verfährt die Regierung anders. Sie verkauft das Land, die Personen, welche sich hieher übersiedeln wollen, müssen Geldmittel haben, der Morgen kostet 2 Pfund Sterling, d. h. 14 Thaler, es ist also ungefähr dreimal so viel, als man in Polen und Ungarn für den Morgen zahlt, vorausgesetzt, daß man ausgedehnte Strecken,

daß man Gütercomplexe kaufe. Ein Gut von 80,000 Morgen Hochwald und 5000 Morgen Ackerland, den herrlichsten Weizenboden bietend — anderen hat Polen beinahe gar nicht — kostet 250,000 Thaler.

Aber gerade in der Gegend, in welcher man das Land nur zu dem gedachten Preise abgiebt, sieht man die blühendsten Farmen und sieht man über-



Ein Wasserfall auf der südlichen Insel. (Seite 816.)

haupt die Colonien mit reißender Schnelligkeit anwachsen. Der Grund liegt ziemlich nahe. Wo ein Jeder umsonst Land und gutes Land haben kann, da giebt es keine Arbeiter. Jeder ist Herr, keiner will für einen Anderen etwas thun, wenn aber ein Mensch nur so viel Getreide gewinnt, als er mit seinen

eigenen Händen erarbeiten kann, so sieht er bald ein, daß die Arbeit keine vortheilhafte ist.

So wie mit der Einführung von Vierfüßlern hat man auch mit der von Vögeln Versuche gemacht. Der Engländer kann ohne Fasanen nicht leben — versteht sich der vornehme. Speculanten brachten daher einige Fasanenpaare mit und als sie hier Eier gelegt, wurden sie ausgebrütet und die Jungen, sobald sie sich selbst forthelfen konnten, wurden in Freiheit gesetzt. Dies hatte zur Folge, daß gegenwärtig wilde Fasanen zu Hunderten auf den Markt gebracht werden.

Noch glücklicher sind diese Versuche auf der südlichen Hälfte gewesen. Diese liegt zwischen dem 40. und 47.° der Breite, also ungefähr so wie zwischen Neapel und Tyrol, nur allerdings in sofern klimatisch anders, als die ganze südliche Erdhälfte zwar nicht, wie man fälschlich glaubte, kälter ist, wohl aber minder extrem, so daß man bei weniger kalten Wintern auch weniger warme Sommer hat. Der südlichste Theil dieser Insel, etwa ein Drittel derselben führt den Namen Otago und ist zur Ansiedelung für die Zukunft bestimmt. Auf der südlichen Insel sind die Einwohner beinahe gänzlich verschwunden, die Maori's existiren kaum noch dem Namen nach. Ueber diese Ländereien glaubt die engländische Regierung rücksichtslos verfügen zu können und darum ist ein Vermessungs-Offizier Thurnbull Thoms im Jahre 1857 dorthin geschickt worden, um das Land zu recognosciren und einen Platz für die künftige Hauptstadt auszuwählen.

Er fand diesen Theil von Gebirgsrücken durchzogen, welche sämmtlich von Norden nach Süden streichen, wodurch sich vier Thäler bilden, in deren Tiefen Ströme von großer Bedeutung ziehen. Der Boden der Thäler bietet eine Ueppigkeit dar, einen Pflanzenreichthum, der vollkommen tropisch genannt werden dürfte, wenn nicht andere als tropische Pflanzen daselbst ihren Stand hätten. Ein Paar tausend Fuß an den Gebirgen aufwärts steigend bringen die Winter Frost und Schnee und dort stehen Schwarz- und Weißtannen und Fichten in den herrlichsten Exemplaren, auch die babylonische Weide breitet sich hier in ungeahnter Schönheit aus. Zu diesen Pflanzen kälterer Klimate gesellen sich Kletter- und Schlinggewächse in außerordentlichen Mengen, von allen Zweigen hängen die Orchydeen herab und schattige Partieen machen die wundervollen baumartigen Farren noch schattiger. In der Nähe der Flüsse hört der Waldwuchs auf, dagegen sieht man hier die herrlichsten, ausgedehntesten Wiesen, die reichliches Futter für einen nach Millionen berechneten Viehstand versprechen.

In diesen Gegenden ist der Mensch so selten gewesen oder so selten geworden, daß die Vögel jene ursprüngliche Zutraulichkeit haben, wie man sie nur auf ganz unbewohnten Eilanden findet. Ein Vogel, den man sonderbarerweise das neuseeländische Rothkehlchen nennt, wiewohl er schwarz und auf der Brust grau ist und nicht eine rothe Feder am ganzen Leibe hat, gehört trotz seines

unscheinbaren Gefieders zu den anmuthigsten Thierchen. Er umschwärmt den Wanderer und wo derselbe sich niederläßt, kommt er zu ihm, ein paar Brodkrümelchen ihm hingestreut, genügen, um ihn so zahm zu machen, daß er die nächsten Theilchen aus der Hand des Darbietenden nimmt. Pfeift man, so sieht er sich sofort neugierig um, als wolle er wissen, woher dieser ihm fremde Ton kommt.

Ein anderer schnurriger Kauz ist der Pastor, ein Vogel, den man wegen seiner schwarzen Kleidung und seiner weißen Bäffchen so benennt, wie man den Gimpel seiner schwarzen Calotte wegen Dompfaff nennt, besser würde man ihn Cardinal tituliren.

Jener schwarze Vogel, der Pastor, dessen zwei weiße, einzelne Federn am Halse genau der Stelle entsprechen, an welchem der Geistliche die oben genannten Leinwandläppchen trägt, hat aber außer dieser seltsamen Kleidung auch noch andere Eigenschaften, welche ihn des ihm verliehenen Namens würdig machen. Er predigt nämlich gerne, er hat keinen Gesang, sondern eine krächzende Stimme wie ein Papagei, dem er auch übrigens durch seine drolligen Bewegungen ähnlich ist. Der Pastor kommt regelmäßig herbei sowie er Leute sieht, er setzt sich irgendwo auf einen Ast, besieht sie sich und dann fängt er an zu krächzen, dabei dreht er den Kopf bald rechts, bald links, als wolle er diesen und dann jenen Theil der Gesellschaft anreden, er betont auch seine einzelnen Laute verschieden, er hebt oder senkt seine Stimme. Plötzlich sieht man ihn auf einem Beine stehen und das andere weit ausstrecken, damit gestikuliren, drohen, seine Worte nachdrücklich betonend, immer heftiger werdend, krächzt er immer lauter, fängt nun auch an seine Augen gen Himmel zu drehen, bis er endlich mit lautem Geschnatter schließt. Dann fliegt er fort, setzt sich auf einen anderen Ast und fängt hier dieselbe Geschichte von vorne an.

Man sagt diesem merkwürdigen Vogel nach, er halte seine Predigten nur in Gegenwart von Menschen. Dies ist natürlich dummes Zeug, wer kann denn wissen, ob er nicht seine Possen macht, wenn er allein ist, in diesem Falle nämlich kann er ja gar nicht beobachtet werden, da der Beobachter derjenige ist, durch welchen er aufhört allein zu sein. Dies sind natürlich Märchen, die von wundersüchtigen Leuten dem Thiere angehängt werden, das ihnen noch nicht wunderbar genug ist.

# Hundertdreiundachtzigstes Kapitel.

Die Südküste von Neuseeland. Verderben durch die Robbenfänger verbreitet. Einzelne Erinnerungen an früher dagewesene Europäer. Fromme Wünsche.

Sehr glücklich kann sich dieser Theil von Neuseeland preisen, weil er keine Moskito's hat; unsere europäische Stubenfliege ist allerdings da und wird lästig genug, sie ist aber unzweifelhaft mit den europäischen Schiffen dahin gekommen und nicht auf Neuseeland heimisch.

Die Flüsse dieses Landes wimmeln von Aalen und dieselben sind so leich zu fangen, daß es nur einer Schnur mit einem daran gebundenen Stücke Fleisch bedarf, um alsbald im Besitz eines tüchtigen Burschen zu sein. Die Aale sind unglaublich fett und groß und es mag daher wohl nicht ganz gescheidt sein, viel davon zu essen, wie es die Eingeborenen thun, die denn auch oft genug an einem langwierigen kalten Fieber leiden.

Von da, wo die Stadt Campbelltown mit einem Zollhaus, einem Gefängniß und einer Schenke gegründet wurde, hat sie sich in wenigen Jahren so erhoben, daß sie gegen 4000 Einwohner zählt. Sie liegt an einem bequemen Hafen in der Foveaux-Straße, d. h. in derjenigen Meerenge, welche zwischen dieser Hauptinsel von Neuseeland und der kleinsten südlichsten, welche man Neu-Leinster nennt, liegt. Zwischen diesen beiden Inseln befindet sich noch ein Heer von Stockfisch-Inseln, es bietet dem rollenden Ocean steile Felsenwände dar und nur einen kleinen schmalen Landungsplatz für Boote der Wallfischfahrer, welche in früheren Jahren aus Furcht vor den Eingeborenen nur auf diesen wüsten Inseln anlegten. Allmälich bevölkerten sich diese Inseln durch einzelne zurückgebliebene Matrosen, welche sich in Kaufleute verwandelten. Nächst der größten unwirthbaren Insel erheben sich noch ein Paar andere von geringerer Ausdehnung, aber bewohnbar, indem nicht Felsen, sondern fruchtbare Erde sie bedeckten und diese wieder den herrlichsten Pflanzenwuchs trug. Auf diesen Inseln wohnten etwa 4000 Neuseeländer, welche von dem südlichsten Theil der Hauptinsel sich hierher zurückgezogen hatten, um vor den Ueberfällen der mächtigeren und zahlreicheren Maoristämme aus der Mitte der Insel sicher zu sein. Gelegentlich fuhren sie in größerer Zahl nach der Hauptinsel zurück und überfielen daselbst Dörfer der Eingeborenen, deren Zahl der ihrigen nicht gewachsen war und dann kehrten sie mit Beute beladen wieder heim. Mit diesen Bewohnern der nächstgelegenen kleineren Eilande machten die Wallfischjäger Handelsgeschäfte, sie zählten nach und nach 100 Köpfe, beschäftigten sich vorzugsweise mit dem Fange von Meeressäugethieren, verkauften deren Thran und deren Felle an die Wallfischfahrer, erhielten dafür Rum und Tabak und dieses trug ihnen die Freundschaft der benachbarten Insulaner ein. Die stolzen

Maori-Häuptlinge gaben für den Tabak selbst ihre Töchter hin. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Begriffe von Sittlichkeit bei den Neuseeländern andere waren als bei uns und daß, wie ich bereits oben erzählt, die Mädchen völlig frei über sich selbst verfügen können. Obwohl dieses nun der Fall ist, läßt sich doch kaum denken, daß sie ihre Neigung an so brutale Burschen werden verschwendet haben, wie die engländischen Matrosen es gewöhnlich sind, es läßt sich daher annehmen, daß es vielmehr die Gefälligkeit gegen den Vater als die eigene Neigung war, welche sie dazu bewog, so vorübergehende Verbindungen zu schließen, aber aus diesen entstand ein Mischlingsgeschlecht, welches allmälich zu solcher Zahl und Stärke erwuchs, daß es sich in Verbindung mit den Eingeborenen der kleinen Insel, stark genug fühlte wieder auf die Hauptinsel zurückzukehren und dort eine Zahl von Niederlassungen zu gründen, welche eine Zeitlang in einer ganz ungewöhnlichen Blüthe standen, denn die Wallfischfahrer legten hier sehr häufig an und der Handel war für beide Partheien stets Gewinn bringend. Aber das Glück dauerte nicht gar zu lange, die werthvollen Meeressäugethiere vom größten Wallfisch bis zum kleinsten Seehund wurden mit solchem Eifer verfolgt, daß sie immer mehr dahin schwanden und zuletzt ganz ausgerottet wurden. Damit hörte der Verkehr mit den Wallfischfängern auf und die Subsistenzmittel der Insulaner schwanden in gleicher Weise dahin, denn auch auf dem Lande waren sie mit wüthendem Vertilgungseifer verfahren gegen Alles, wovon sie sich nähren konnten. Waldhühner, Wachteln, Aale, Alles war vertilgt denn sie hatten nur vom Raube gelebt und jetzt, wo der Raub verzehrt war, befanden sie sich in der drückendsten Noth. Zu dem Hunger traten Seuchen und im Jahre 1855 sollen von der ganzen zahlreichen Bevölkerung nur noch annäherungsweise 400 Menschen übrig gewesen sein, die sich hie und da an den Flußmündungen vereinzelt aufhielten und die Zeit bejammerten, wo man in jeder kleinen Bucht ein Dutzend Wallfische spielen sah. Was noch an Europäern oder was noch an Nachkommen derselben übrig war, führte ein trauriges, ein dürftiges Dasein. Sie hatten sich zu Herren der wenigen Eingeborenen gemacht, diese bebauten ihre Felder mit Korn und Kartoffeln, damit fütterten sie sich und ihre Schweine, deren Fleisch sowohl als deren Futter sie an zufällig vorüberfahrende Schiffe verhandelten, um dafür Kleider, Tabak und Rum einzutauschen.

Als nun endlich die Auswanderungslust sich auch diesen Punkt ersah, wurde das Land den noch vorhandenen Maorihäuptlingen, als den factischen Eigenthümern des Bodens abgekauft. Es wurde vermessen und dann an Colonisten ausgetheilt, vorausgesetzt, daß dieselben den sehr hohen Preis, den ich oben angeführt habe, bezahlen wollten, woraus sich schließen ließ, daß es ihnen nicht an Mitteln zur Bewirthschaftung fehle.

Nun ging der Ackerbau und die Viehzucht schwunghaft von Statten. Ueberall sieht man wohlhabende Dörfer, gut eingerichtete Häuser, überall ausgedehnte

Einfriedigungen, hinter denen Kartoffeln, Weizen, Hafer und sonstige Nutzpflanzen gebaut werden, in den Wäldern irren unzählige Heerden von Borstenvieh umher und die wohlhabenderen unter den Ansiedlern haben große Heerden von Rindern und noch größere von Schafen.

Das gute Beispiel und die Mühelosigkeit des Lebens hat sehr bald die wenigen noch übrigen Maori's bewogen, das Verfahren der Europäer nachzuahmen, sie sind auch Ackerbauer geworden und nichts ist leichter als dieses, in einer Gegend, wo die ganze Arbeit sich auf das Pflügen zur Saat und auf das Aberndten beschränkt.

Unter den Vögeln von Neuseeland steht das Waldhuhn oder der Schöpsvogel oben an. Dieses wunderliche Thier lebt in Höhlen, welche es sich in die Erde gräbt, hier füttert es sich ein warmes Nest aus, legt seine Eier hinein und erst wenn die Jungen anfangen ihr Futter selbst zu suchen, führt es dieselben zur Nachtzeit an den Meeresstrand, wo sie beinahe nur von kleinen Schnecken und sonstigen Würmern leben, bald so fett werden, daß man sie mit einer gefüllten Butterbüchse vergleicht.

Im März und April, d. h. im neuseeländischen Herbst werden sie gejagt, dann sind sie ausgewachsen, sollen eine gute Speise geben, werden aber hauptsächlich zur Gewinnung des Fettes benutzt, denn dieses bildet einen wichtigen Artikel unter den Nahrungsmitteln der Eingeborenen sowie der Ansiedler.

Sonderbar ist es, daß die Nachahmungssucht mächtiger ist als die Vernunft, die Bequemlichkeit, die hergebrachte Sitte, das sieht man daran, daß die Eingeborenen statt ihrer schönen, malerischen und für ihr Land höchst zweckmäßigen Tracht durchweg die europäische Kleidung angenommen haben, nur selten sieht man wie ein Gespenst aus vergangener Zeit einen alten, sogenannten w i l d e n Maori mit seiner Bekleidung aus dünnen Matten auftauchen, das ist dann gewöhnlich ein Greis, der sich schämt der Sitte seiner Väter zu entsagen, der es aber auch thun würde, wenn er jünger wäre. Wie diese Leute in ihrer entfernten Heimath leben, weiß man nicht, die Maori's an den Küsten aber haben sich ganz europäisch eingerichtet, ihre Hütten sehen aus wie gewöhnliche hölzerne Bauernhäuser, sie haben auch Fenster, doch ohne Glas oder ein stellvertretendes Ding, sie haben auch einen Rauchfang in einer Ecke, aber Zimmereintheilung kennen sie bei alledem noch nicht, so daß also Alles durcheinander liegt. Die Allen gemeine Matte, welche den Erdboden bedeckt, ist das Ehebett, das jungfräuliche Lager des Mädchens, die Wiege des Kindes und weil alles gerade so früh eingeweiht wird in diejenigen Geheimnisse, welche so lange als möglich Geheimnisse bleiben sollten, so ist begreiflich, daß die Blüthe der Poesie, welche das jungfräuliche und das Jünglingsleben schmückt, früh genug abgestreift wird.

Die ältesten Leute von den Eingeborenen wissen sich nicht mehr zu erinnern, wann Europäer sich dort angesiedelt haben, allerdings ist es auch lange

her. Cook besuchte und umreiste die Insel zwischen den Jahren 1770 und 1773 wiederholt, das ist also 90 Jahre her und es ist keineswegs erwiesen, daß Cook der erste Besucher der Insel war, aber guten Geruch haben diese Besucher nicht hinterlassen, doch jetzt liegt zur Schande der Engländer das Wrak eines Schiffes bei Tomsons-Sund auf dem Strande, welches von dem Edelmuth der großen Nation erzählt:

Ein engländischer Kapitain hatte sich in Indien durch Lascaren, durch indische Seeleute rekrutirt. Das Schiff hatte mehrere Verluste erlitten und man glaubte, es werde die Reise bis nach Sidney in Neuholland nicht mehr aushalten. Da ließ der würdige Kapitain dasselbe auf den Strand laufen, bemannte mit den engländischen Matrosen die segelfähige Schaluppe und fuhr damit über den breiten Meeresarm, welcher Neuholland von Neuseeland trennt, er kam glücklich an, die Lascaren aber mußten allmälig dem Hungertode erliegen und ihre Gebeine bedecken noch den Strand. Dergleichen Zeichen vergißt man nicht so leicht und sie verwischen sich auch nicht so schnell.

Von den Pflanzenprodukten, welche Neuseeland hat, sind einige von großer Bedeutung. Des sogenannten Hanfes habe ich bereits erwähnt, er ist unvergleichlich wegen der außerordentlichen Länge seiner Fasern und wegen der Widerstandsfähigkeit derselben gegen Fäulniß, er ist jedoch schwierig zu bearbeiten. Von viel größerer Wichtigkeit scheint die Kauri-Tanne, deren Harz wir als Damarharz kennen. Der Baum hat ein ungewöhnlich festes Holz, ähnlich dem der Lerchentanne in den süddeutschen Gebirgen, ist daher auch zum Schiffbau sehr vorzüglich, aber seiner großen Länge wegen giebt er unvergleichliche Balken, so daß 80 Fuß Länge für einen solchen durchaus nichts Bemerkenswerthes zu sein scheint. Viele Wälder bestehen ganz aus diesem prächtigen Baum, beschwerlich wird es aber die Wälder zu durchdringen wegen der unglaublichen Menge von Kletterpflanzen, viele derselben, welche in den wunderlichsten Verschlingungen in Festons von den Bäumen herabhängen, sind über und über mit feinen, aber sehr festen Häkchen versehen, so daß derjenige, der mit den Kleidern daran streift, nur durch unbedenkliches Aufopfern derselben loskommen kann, denn wenn er sich sträubt, setzt er einige Festons in schwingende Bewegung, wird von allen Seiten gefaßt und sich nur durch das Beil retten können.

Ueberaus lieblich sehen die baumartigen Farrenkräuter aus, sie bilden die elegantesten Formen von Bäumen, welche man sich nur denken kann, denn die doppelt gefiederten Blätter haben zugleich im Ganzen wie im Einzelnen eine bei weitem schönere Form als selbst die berühmte Akazie, welche wir aus Afrika bekommen und in unsere Treibhäuser verpflanzt haben. Ich würde diesen Farrenbaum unbedenklich den schönsten der Erde nennen, wenn nicht sein Nachbar in den hiesigen Wäldern, der Nikau, noch zierlicher wäre. Die Blätter sind nämlich nicht doppelt, sie sind sogar dreifach gefiedert, wodurch das Laub eine

Zartheit bekommt, welche mit gar nichts anderem verglichen werden kann. Sein Mark ist ein sehr beliebtes Nahrungsmittel, im Geschmack der lombardischen Haselnuß ähnlich, sehr reich an Nahrungsstoff und kann sowohl roh als geröstet genossen werden.

Das Klima der schönen Inseln ist überaus milde und so sehr abgeglichen, daß die Unterschiede der Temperatur zwischen Sommer und Winter kaum 10° betragen, es muß daher sehr wohlthätig auf die Gesundheit wirken. Die Europäer, welche sich dort niedergelassen haben, genießen eines wunderbaren Wohlseins und sehen frisch und rosig aus, die älteren Leute pflegen leicht stark zu werden, so daß es ihnen mitunter lästig wird, was wohl von der völligen Sorgenlosigkeit und von dem sehr guten physischen Leben herrühren mag, denn Abwechslung aller Art giebt es immerfort, die Gärten sterben weder im Winter ab durch Frost, noch entzieht ihnen der Sommer durch seine Dürre ihr frisches Ansehen. Wäre dieses Wunderland doch nicht von Engländern, sondern von Deutschen colonisirt, was könnte daraus werden!

## Hundertvierundachtzigstes Kapitel.

Dauernder Krieg zwischen den Engländern und den Maori's. Ein interessanter Characterzug. Ein Glas Wein bei den Antipoden. Gelehrte Auseinandersetzung.

Die in Capitel 180 angeführte Colonie Wellington war der Platz, an welchem ich mich nach einer Reise durch das ganze Land von Norden nach Süden herab eingefunden hatte, glücklich genug bevor der „van der Kapellen" angelangt war; ich hatte noch Zeit, mir die nächsten Umgebungen der Stadt anzusehen und mir auch etwas von der Geschichte derselben erzählen zu lassen. Die Colonie wuchs mit einer unglaublichen Schnelligkeit empor und zwar so, daß die zeitungswüthigen Einwanderer schon ein Jahr nach Beginn des ersten Hüttenbaues ein Journal hatten, an welchem sie sich ergötzen, in welchem sie sich was vorlügen lassen und in welchem sie auch Anderen etwas vorlügen konnten. Bei allen diesen Colonien, wenn man sie zu schnellem Wachsthum bringen will, ist es nöthig den Leuten weiß zu machen, daß man bereits Alles habe und gar keinen Einwanderer mehr wünsche, diesem freundlichen Fingerzeige folgt alsbald jeder Wanderlustige, denn er sagt, welch' ein glückliches Land muß es sein, in welchem nach so kurzer Zeit bereits Alles dahin gediehen ist, daß man keine neuen Einwanderer mehr braucht.

Die neuen Einwanderer finden nun allerdings in der prahlerisch ausgeschrieenen großen Stadt noch gar nichts als einige Hütten, wenn sie aber nicht

unter freiem Himmel schlafen wollen, müssen sie sich gleichfalls Hütten bauen und so entsteht denn wirklich eine vergrößerte und immer mehr wachsende Zahl von Hütten, aus denen bald Häuser werden und da der Anfang jederzeit damit gemacht wird, die Straßen in geraden Linien abzustecken, so ordnet sich das Ganze ziemlich bald und wenn auch die Plätze für Rathhaus, Kirche, Schulhaus, Theater noch lange leer bleiben, so entsteht doch wirklich eine Stadt.

Auch hier hatte der Gouverneur Fitzroy Andenken an sein verruchtes Treiben hinterlassen; den ehrenwerthen wackeren Neuseeländern trat er als Gouverneur dieser Insel überall so auch hier entgegen und er machte sie aus Freunden zu erbitterten Feinden der Engländer; allein als dieser unwürdige Vertreter der Königin abberufen worden war und anständige Leute an dessen Stelle traten, hörte nach und nach jene Mißstimmung auf und die Weißen nahmen durch Einwanderung sowohl als durch Vermehrung auf dem natürlichen Wege sehr bald in solcher Art zu, daß die Stadt jetzt schon vier Kirchen, zwei Banken, eine Kaserne, ein Hospital, zwei Schulen, eine technische Lehranstalt, ein Gefangenhaus und eine Sparkasse besitzt. In früheren Zeiten sah man auf diesen Schulen eine große Menge junger Eingeborener. Der Gouverneur Grey, welcher auf den ungeschliffenen Fitzroy folgte, hatte durch Güte die Eingeborenen für sich gewonnen und ihre Söhne und Töchter nach der Stadt gezogen, hat Handel, Ackerbau, Gewerbe mächtig gehoben und den Ort zu solcher Blüthe gebracht, daß er bereits über 9000 Einwohner zählte.

Als nun aber wieder das neue Gewaltthätigkeitssystem Mode wurde, als man den Leuten rücksichtslos durch das Recht des Stärkeren nahm, was sie nicht gutwillig geben wollten, da zogen sich die Eingeborenen zurück und die freundliche Stadt verlor die Hälfte ihrer Einwohner; sie eilten flüchtig von dannen, da es höchst unsicher wurde in der Colonie zu bleiben. Die Männer entschlossen sich zwar vorläufig noch nicht, aus dem Lande oder nur nach der südlichen Hälfte der Insel zu gehen, aber alle Frauen und Kinder, sowie die schwächeren Männer, die Greise eilten fort zu kommen. Und welch' ein braves Volk es war, mit dem die Engländer angebunden hatten, statt es zu Freunden zu machen, möge eine kleine Anekdote bezeugen.

Einer der ritterlichen Männer, einer der Krieger des benachbart wohnenden Stammes war in der Stadt gewesen, um einige Einkäufe zu machen. Die Preise waren höher gewesen und er hatte seine Tauschgegenstände, seinen Weizen und seine Schweine fortgeben müssen, bevor er noch die nöthige Anzahl wollener Decken, Messer und Ackerwerkzeuge hatte, welche er einzukaufen gedachte; da sagte der Verkäufer, er wolle ihm den Rest dessen, was er bedürfe, belassen, wenn er nur ihm versprechen wolle, zur nächsten Ernte zurückzuzahlen, was er ihm dadurch schuldig geworden.

Der Maori drückte dem Manne freundlich die Hand, leistete das Versprechen gerne und ging von dannen.

Nach zweien Tagen kehrte er zurück und brachte wieder, was er nicht hatte bezahlen können. „Hier hast Du," sagte er zum Kaufmann, „die Dir gehörigen Sachen, die anderen habe ich gekauft, sie sind also mein. Diese hier habe ich nicht gekauft, sie sind also nicht mein. Wen bezahle ich, wenn der Krieg Dich hinwegrafft, Deine Kinder sind nicht hier. Wer bezahlt Dir meine Schulden, wenn der Krieg mich hinwegrafft; meine Gattin und meine Kinder sind dann selbst hülflos und können nicht für ihres Vaters Schulden aufkommen."

Und mit diesen Worten drückte der Maori dem Verkäufer dankbar die Hand für sein Vertrauen und für seinen guten Willen und ging und war nicht zu bewegen, die ihm nöthigen Gegenstände mitzunehmen.

Was würde aus solch' einem Volke von Wilden werden können, wenn dasselbe von den richtigen Männern richtig geleitet würde?

Als ich in der Stadt anlangte, war, wie ich bereits sagte, der „van der Kapellen" noch nicht angelangt und es blieb mir die erforderliche Zeit, mich noch in der nächsten Umgebung ein wenig umzusehen, doch schon am nächsten Morgen sah ich seine Segel an dem Hafeneingang sich blähen und bald darauf begrüßte mich der an's Land steigende Kapitain herzlich und freundlich, konnte jedoch nicht unterlassen, mir allen Ernstes Glück zu wünschen, daß ich ungefährdet durch das Innere der Insel gegangen sei.

Kurze Zeit nachdem der Kapitain gelandet, kam auch der Supercargo in Begleitung seiner Diener und einiger anderen Personen von der Mannschaft an's Land, um, wie er sagte, einmal bei den Antipoden ein Glas Wein zu trinken. In dieser sehr löblichen Absicht lud er uns, nämlich den Kapitain und mich ein, mit ihm in das Wirthshaus zu kommen, welches uns seine Front entgegenleuchten ließ und da dies von unserer Seite keine Schwierigkeit fand, so saßen wir bald hinter einer Flasche des schlechtesten Portweins, welchen der Supercargo mit Kennerschaft in dem Fache „a verfluechten Schnapps — a wiescht's G'söff" — hieß.

Violet, welcher mit dem Supercargo gekommen war, hatte sich während der ganzen Zeit unseres Weges vom Hafendamme bis zum Wirthshause mit dem Worte „Antipoden" beschäftigt und da er das Ding nicht gehörig klein kriegen konnte, so frug er schließlich denjenigen, der es genannt, den Supercargo, was das eigentlich sei.

Herr Meyer war nun eben kein großer Gelehrter, es wurde ihm mithin die Erklärung einigermaßen schwer, doch sagte er erträglich richtig: „Antipoden sind diejenigen Leute, welche uns die Beine entgegenstrecken."

Hiemit war natürlich nicht gar zu viel anzufangen und Herr Violet suchte sich weiter und genauer zu belehren und ich für mein Theil glaubte, die nächste Antwort würde lauten: ein Narr könne mehr fragen, als zehn Gelehrte zu

beantworten vermöchten, allein er verstand die Sache besser und gründlicher als ich geglaubt.

Violet, dessen Bildungsgrad kein sehr hoher war, wünschte über das Wort „Gegenfüßler", wünschte über das „Entgegenstrecken der Beine" nähere Auskunft und der Supercargo sagte:

„Die Erde ist rund und zweie, die an verschiedenen Enden der Welt stehen strecken also die Beine gegeneinander."

Violet nahm die Sache ganz praktisch. Vor uns stand auf einer großen, runden Schüssel ein Stück Chesterkäse und der junge Mann zeigte auf die Schüssel und sagte: „Herr Supercargo, die Schüssel ist ja auch rund und wir sitzen um sie her, ohne doch einander die Füße entgegenzustrecken."

Der Supercargo erwiderte: „Die Schüssel ist zwar rund, aber flach, die Erde aber ist rund wie eine Kugel."

„Weshalb zum Teufel ist sie denn das? Ich habe wohl gewußt, daß sie rund sei, aber da die Spitzen unserer Masten immer oben geblieben sind, niemals in's Meer getaucht haben, so glaubte ich natürlich, sie sei rund wie eine Schüssel. Wozu ist sie denn rund wie eine Kugel? Ich kann gar nicht einsehen, weshalb sie so gemacht worden ist?"

„Je nun närrischer Kauz," erwiderte der Supercargo, „dies ist doch sehr einfach. Sie ist rund, damit man eine Reise um die Welt machen kann, was eine reine Unmöglichkeit wäre, wenn sie nicht diese Form hätte."

„Blitz das leuchtet mir ein!" sagte Violet, „und da sind also Gegenfüßler diejenigen — —?"

„Nun diejenigen, welche an entgegengesetzten Enden der Erde wohnen, also z. B. wir sind die Gegenfüßler von Europa, von Holland von Frankreich und während wir hier aufrecht stehen, während dessen hängen jene mit dem Kopfe in die Luft und laufen mit den Füßen über sich wie eine Fliege an der Zimmerdecke."

„Ja das ist merkwürdig, haben sie denn etwas Klebriges an den Sohlen, daß sie so hängen bleiben, und wie ist's denn im Bette, fallen sie denn nicht heraus? Ich würde schon aus dem Bett fallen wenn es nur seitwärts an der Wand stünde, wie denn erst nun jene, bei denen die Füße des Bettgestelles oben stehen, sie schlafen demnach auf ihrem Flaumbett und decken sich mit der Matratze und dem Strohsack zu."

„Ja das ist nun einmal nicht anders," meinte der Supercargo „die Welt ist rund und muß sich drehen und dabei kommt bald der Eine bald der Andere nach oben oder unten, wie sich die Sache gerade fügt."

„Zum Teufel da wären wir also jetzt vielleicht den Holländern gegenüber gerade in dem Falle wie sie uns, wir sind also ihre Gegenfüßler. Da wundert es mich nur, daß der Wein aus unserer Flasche und unsern Gläsern nicht ausläuft."

Es schien beinahe als sei das Latein des Herrn Supercargo hier am Ende denn er sagte: „Es ist nun einmal so und es läßt sich nichts gegen die ganze Einrichtung mehr machen, aber dies wird wenigstens ein Jeder einsehen, daß, wenn die Welt nicht rund wäre, man nicht herum kommen könnte und daß, wenn sie sich nicht drehte, die Sonne stille stehen müßte und dazu ist eben der Pol da, auf dem Südpol steht die Erde und damit die Leute nicht neugierig, wie sie einmal sind, versuchen sollen dahin zu gehen, um etwa nachzusehen, ob die Achsen gut geschmiert sind, so ist rings um den Pol auf viele Meilen Eis und es ist sogar eine Mauer von mehreren hundert Fuß Höhe Eis darum aufgeführt, so daß man selbst von der höchsten Mastspitze nicht darüber hinweg und etwa mit dem Fernrohre den großen Wellbaum sehen könnte auf dem die Erde steht wie eine polnische Windmühle."

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.